

Deutsches
neue über das
gesamte
nationale
Leben der ...

P Germ 147.1 B.d. Aug. 1895.



Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

MRS. ANNE E. P. SEVER,

OF BOSTON,

WIDOW OF COL. JAMES WARREN SEVER,

(Class of 1817)

25 Jan. — 14 June, 1895.



Sind 6 nos

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Zwanzigster Jahrgang. — Erster Band.
(Januar bis März 1895.)



Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1895.

~~Dixie~~

P 2500 147.1

1875, Jan. 25 - Jan. 14.
Linn. Soc.

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XX

(Januar bis März 1895).

	Seite
Heinrich von Poschinger: Fürst Bismarck und die Parlamentarier VII.	1
Hermine von Preuschen: Sein Stern. Novelle	10
Georg Ebers: Die Literatur der alten Aegypter I. II.	24. 141
Carl Vinz: Das Fieberheilmittel Chinin I. II.	35. 201
Moriz Carriere: Wo stehen und wohin gehen wir?	49
Luise von Kobell: Bei Franz Defregger	62
Rudolph von Gottschall: Die Frauengestalten der modernen Bühne	75
Professor Wilhelm Foerster: E pur si muove!	87
Charaktereskizzen aus der neuesten englischen Geschichte I. II.	93. 296
Friedrich Bienemann: Ein Freiheitskämpfer unter Kaiser Nikolaus I. I. II.	100. 224
Ubaldo Romero Quiñones: Ein Wort gegen die Stiergefechte	114
Heinrich von Poschinger: Neue Tischgespräche des Fürsten Bismarck I. II.	129. 257
Moriz Carriere: Gedankenfreiheit	137
M. M. von Derßen: Traumglück. Novelle	155
Hermine von Preuschen: Ein Gespräch mit José Villegas	178
Heinrich Bulthaupt: Anton Rubinstein	186
O. Langendorff: Ueber Muskelarbeit	214
G. Lloyd-Morgan: Die Entwicklung der Intelligenz und Vernunft	235
Nataly von Eschstruth: Die Ordre des Grafen von Guise. Eine Erinnerung an die Tage von Leipzig. I.	269
Bei Gerhart Hauptmann. Von einem Freunde	286
Paolo Lombroso: Die Launen der Kinder	290
Professor Dr. P. Puiseux: Phantasie und Wirklichkeit in der Astronomie	305

	Seite
James Kardinal Gibbons: Die Forderungen der Humanität und die katholische Religion	317
Professor Dr. G. Holtzmann: Humanitätsgedanken der Bibel	325
Eduard Neuf: Unterhaltungen mit Franz Eiszt	333
Professor Dr. Joseph Langen: Die Freiheit der Wissenschaft	341
Sir R. Harrison: Der Spaten in seiner Bedeutung für die Taktik	344
Vize-Admiral Batsch: Zur Verhütung von See-Unfällen	358
Guglielmo Ferrero: Der Kampf der Gesellschaft gegen die Diebe	361

Verichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

<u>Emile Olivier über das liberale Kaiserreich</u>	<u>117</u>
--	------------

Tiefsee-Forschungen.

<u>Professor Lutsch: Das Seebodenrelief des östlichen Mittelmeers</u>	<u>119</u>
---	------------

Psychologie.

<u>Dr. Hans Schmidkunz, München: Doppelbewußtsein</u>	<u>245</u>
---	------------

Tierzucht.

<u>Professor Karl Monostori: Das ungarische Pferd und dessen Zucht</u>	<u>250</u>
--	------------

Gesundheitspflege.

<u>Dr. Butterfack: Die Grenzen der Hygiene</u>	<u>378</u>
--	------------

Kleine Revuen.

<u>Theodor von Sosnosky: Literarische Revue</u>	<u>241</u>
<u>Naturwissenschaftliche Revue</u>	<u>370</u>
<u>Literarische Berichte</u>	<u>124. 255</u>
<u>Gingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes</u>	<u>127. 256</u>



Deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Fleischer



Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Heinrich von Poschinger . Fürst Bismarck und die Parlamentarier	1
<small>a) Aus dem Kriegstagebuche des Abgeordneten Grafen Fried. Frankenberg, b) von Nathusius-Cudom.</small>	
Bermine von Preusschen . Sein Stern. Novelle	10
Georg Ebers Die Literatur der alten Aegypten	24
Carl Binz Das Fieberheilmittel Chinin	35
Moritz Carrière Wo stehen und wohin gehen wir?	49
Luisa von Kobell Bei Franz Defregger	62
Rudolph v. Gottschall Die Francengestalten der modernen Bühne	75
Professor Wilhelm Soerster E pur si muove!	87
Charakterfizzzen aus der neuesten englischen Geschichte	93
Friedrich Bienemann Ein Freiheitskämpfer unter Kaiser Nikolaus I.	100
Abaldo Romero Quiñones Ein Wort gegen die Stiergefechte	114
Berichte aus allen Wissenschaften	117
Literarische Berichte	124
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	127



Prospekt.

Mit dem Januar-Hefte tritt die „**Deutsche Revue**“ in ihren zwanzigsten Jahrgang ein. Wir glauben wohl sagen zu dürfen, daß die „**Deutsche Revue**“ es verstanden hat, durch den hohen Wert und die unvergängliche Bedeutung ihrer Beiträge die hervorragende Stellung zu bewahren, die sie seit langer Zeit in der periodischen Literatur nicht nur Deutschlands, sondern auch des Auslandes, namentlich den großen französischen und englischen Revuen gegenüber, einnimmt. Immer waren es auf jedem Gebiete Kräfte allerersten Ranges, welche die „**Deutsche Revue**“ zum Sprachrohr für die sie bewegenden Gedanken benützten; Staatsmänner und Politiker, Gelehrte, Künstler und Schriftsteller von festgegründetem Rufe liehen ihre Unterstützung, um die „**Deutsche Revue**“ in immer vollendetere Weise ihrer Bestimmung entgegen zu führen:

ein unentbehrliches Organ für jeden Gebildeten

zu sein, der die mannigfaltigen Bewegungen und Strömungen auf allen Gebieten menschlichen Denkens und Wissens mit Anteil verfolgt.

Der neue Jahrgang der „**Deutschen Revue**“ wird sich den vorhergehenden in jeder Hinsicht würdig anreihen. Schon sind die umfassendsten Vorbereitungen dazu getroffen und zahlreiche ganz besonders wertvolle und hochbedeutende Beiträge gesichert. Gleich das erste Heft des neuen Jahrgangs legt hiefür ein beredtes Zeugnis durch die darin vertretenen berühmten Namen ab.

Auch für die folgenden Hefte können wir ganz Hervorragendes versprechen. Es stehen uns dafür u. A. in Aussicht:

„**Neue Tischgespräche des Fürsten Bismarck**“ — Beiträge aus dem Nachlasse von A. von Rubinstein — ein Aufsatz von **Gustav Freytag** — Kriegserinnerungen von **General von Leszcynski** — Beiträge aus dem Leben des Königs von Rumänien — Briefe von **General von Beren** — eine Abhandlung von **Gen.-Rat Prof. Dr. Erb** „Was macht nervös?“ — ein naturwissenschaftliches Glaubensbekenntnis von einem hervorragenden Naturforscher — Briefe von **Anastasius Grün** — ein Beitrag von **Major von Wilmann** — **Lord Beaconsfield, Marquis of Salisbury, Lord Rosebery**, nach Schilderungen und Erinnerungen eines ihnen befreundeten Diplomaten — u. s. w. u. s. w.

So treten wir in den neuen Jahrgang mit der frohen Zuversicht, daß uns nicht nur unsere zahlreichen alten Freunde treu bleiben, sondern daß die „**Deutsche Revue**“ auch in immer weitere Kreise des deutschen Volkes dringen werde.

Der zwanzigste Jahrgang der „**Deutschen Revue**“ erscheint wieder in 12 Heften. Allmonatlich wird ein Heft, 8—9 Bogen stark, in elegantem Umschlag ausgegeben.

Preis vierteljährlich (für 3 Hefte) 6 Mark.

Abonnements auf die „**Deutsche Revue**“ nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes entgegen. Ein Beistellchein zu gest. Benützung liegt hier bei.

Das Januarheft 1895 der „Deutschen Revue“ wird auf Verlangen von jeder Buchhandlung zur Ansicht ins Haus gesendet.

Erforderlichenfalls wird die unterzeichnete Verlagshandlung die Expedition vermitteln und ebenso ist sie bereit, auf alle einschlägigen Anfragen direkte Auskunft zu erteilen.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Fürst Bismarck und die Parlamentarier.

Von

Heinrich von Poschinger.

Aus dem Kriegstagebuch
des Abgeordneten Grafen Fred Franckenberg.

Wenn man an die große Zahl von Abgeordneten denkt, welche während des französischen Krieges mit dem Kanzler in geschäftliche Berührung kamen, so muß man sich wundern, daß so wenige sich veranlaßt sahen, über ihre denkwürdigen Unterredungen mit Bismarck Aufzeichnungen zu machen, welche für die Geschichte dereinst von Wert sein würden. Eine rühmliche Ausnahme macht der frühere Abgeordnete Graf Fred Franckenberg, von dessen Erlebnissen auf französischem Boden in seiner Eigenschaft als Armeedelegirter der freiwilligen Krankenpflege im Hauptquartier des Kronprinzen bereits im Septemberheft der „Deutschen Revue“ (S. 262) berichtet worden ist.

Zur Ergänzung des dort Mitgetheilten lasse ich hier noch einige Auszüge aus seinem Kriegstagebuch folgen.

Verfailles, 23. November 1870.

Ich war heute mit dem Fürsten Putbus zu Tisch bei dem Bundeskanzler.¹⁾

Graf Bismarck bewohnt eine hübsche Villa in der Rue de Provence mit seinem diplomatischen Stabe, bestehend aus den Grafen Bismarck-Böhlen, Hafffeldt, Herrn von Reudell, Lothar Bucher und dem alten Geheimrat Abeken. An seiner Tafel speisen noch etwa zehn Beamte und Sekretäre des Auswärtigen Amtes mit. Bismarck sitzt am oberen Ende der langen Tafel und beherrscht natürlich das Gespräch vollständig mit Wort und Blick. Er war heute sehr aufgeräumt und heiter und klagte nur über Mangel an Schlaf, sonst fühle er sich im ganzen wohl. Er sprach mit der ihm eigenen Ungezwungenheit und

¹⁾ Die Anwesenheit dieser beiden Tischgäste wird bestätigt in dem Werke von W. Busch, „Graf Bismarck und seine Leute“, Bd. II, S. 22.

Öffenheit über die wichtigsten Staatsangelegenheiten, welche ihm im Kopfe herumgingen, und fällt so scharfe Urtheile über verschiedene hoch- und höchstgenellte Personen, daß ich nicht umhin konnte, verstoßene Blicke auf die Dienerschaft zu werfen, welche die Tafel umstand.

Der Kanzler kam zuerst auf die Verschleppung des Bombardements von Paris, sodann auf den Reichstag zu sprechen, der am Tage nach meiner Tisch-einladung in Berlin wieder eröffnet wurde.

„Ich hatte ursprünglich vor,“ — so bemerkte er — „zum Reichstag nach Berlin zu reisen, als ich mich aber fragte, ob mein Körper es aushalten würde, drei Tage und ebenso viele Nächte zu fahren, sodann vierzehn Tage eine aufreibende parlamentarische Campagne durchzumachen und demnächst hierher zurückzueilen, um mit Frankreich einen für Deutschland segensreichen Frieden abzuschließen, da mußte ich mir sagen, daß dies über meine Kräfte gehe. Uebrigens war auch der König durchaus gegen meine Reise. „Sie werden mich doch hier mit den Europäern nicht allein lassen?“ entgegnete er auf meine erste Andeutung, und der hohe Herr hat recht. Die Noten und Depeschen, welche nur der Eingeweihte beurteilen und beantworten kann, jagen sich jetzt hier so sehr, daß ich durchaus unabhömmlich bin. Nimmt der Reichstag die Verträge mit den süddeutschen Staaten an, so ist die Session in vierzehn Tagen beendet: ¹⁾ mäfelt er aber daran herum und findet er das zu wenig, was wir hier erreicht haben, so sind meine Dispositionen getroffen. In diesem Falle wird der Reichstag bis Weihnachten versammelt bleiben, und bis dahin bin ich selbst dort“ — fügte er mit bedeutungsvollem Lächeln hinzu.

„Es ist eine sehr schwere Verantwortung für mich,“ fuhr Bismarck fort, „hier allein Verträge abzuschließen und Abmachungen zu treffen, die für die Zukunft von entscheidendster Bedeutung sind. Ich bin in schlecht geregelter Verbindung mit der Heimat, habe keine Akten zur Hand, und doch muß ich entscheiden: dies nehme ich an, jenes nicht. Ich setze mich der herbsten Kritik für mein ganzes Leben aus, wenn die mit den süddeutschen Staaten getroffenen Abmachungen übel ausschlagen, und doch läßt der Erfolg sich so wenig vorausberechnen wie der nächste Abzug im Pharao.“

Ich war betroffen über diese Bemerkungen; zeigten sie doch nur allzu deutlich, welche Schwierigkeiten bei Regelung der Verhältnisse mit Süddeutschland Schritt auf Schritt zu bewältigen sind. Ist es nicht traurig, zu sehen, daß trotz des gemeinsam vergossenen Blutes, trotz der gemeinsam erfochtenen herrlichen Siege, doch der Sondergeist und das Mißtrauen in Deutschland noch so mächtig sind, daß der klarste und mächtigste Kopf der Nation solch ein Wort ausspricht über das Gelingen des Gusses, mit welchem er Deutschlands Einigung zu vollenden unternimmt? Darf man da freundige Hoffnung und Zutrauen für die Zukunft hegen?

¹⁾ Der Reichstag nahm die Verjailler Verträge am 9. Dezember an und wurde am 10. Dezember, also nach 16 Tagen nach seinem Zusammentritt, geschlossen.

„Von der Stirne heiß
 Kinnen muß der Schweiß,
 Soll das Werk den Meister loben —
 Doch der Segen kommt von oben.“

Und der Segen wird uns nicht fehlen, das erhoffe ich festest. Gott hat so Wunderbares an Deutschland gethan, daß er seine segnende Hand nicht in dem Augenblicke abziehen wird, da wieder ein so gewaltiger Schritt zur Vollendung der Einheit geschieht.

„Heute abend,“ fuhr Graf Bismarck fort, „denke ich den Vertrag mit Bayern zu unterzeichnen. ¹⁾ Ich hoffe, der Reichstag ist klug genug, um einzuziehen, daß nicht mehr erreichbar war, und daß er nicht verwirrt, was ich mühevoll zu stande gebracht habe.“

Ich fragte, was wohl die Sondergelüste der Bayern für sich behalten hätten?

„Post, Telegraphie, Eisenbahnen, selbständige Armee mit Ernennung der Stellen in derselben, beschränktes Gesandtschaftsrecht, das behalten sie sich vor — im übrigen nehmen sie die Bundesgesetzgebung voll an. Wenn ich also die Annahme der allgemeinen Wehrpflicht, der Präsenzstärke von 1 % der Bevölkerung mit der dreijährigen Dienstzeit in Anschlag bringe und die übrige gemeinsame Gesetzgebung, so ist der Fortschritt ein so bedeutender, daß ich ihn nicht zurückweisen kann. Hoffentlich denkt man zu Hause daran, mit welcher Freude noch vor drei Monaten solch eine Uebereinkunft begrüßt worden wäre, gegen die man jetzt nicht genug zu mäkeln hat. Man glaube ja nicht, daß die Bayern durch diesen Krieg mürrisch und kleinmütig geworden sind. Im Gegenteil! Sie haben sich tapfer geschlagen, haben im Vergleich zu 1866 ihr kriegerisches Selbstgefühl neu gewonnen und befestigt. Sie sind jetzt hartnäckig, weil sie sich stark fühlen.“

Verailles, 30. November 1870.

Western abend ging ich zu dem Fürsten Pleß (derselbe war Generalinspekteur der freiwilligen Krankenpflege), um ihm Bericht über die Verlustliste des heutigen Gefechts bei Villejuif, das ich mitgemacht hatte, zu erstatten. Er empfing mich mit der Botschaft, Graf Bismarck wünsche, daß wir in den Reichstag gingen, um die Verträge mit den Süddeutschen durchbringen zu helfen. Delbrück und Friedenthal hätten dringend an ihn telegraphirt, und so mußten wir uns denn auf den Weg machen. Ich meldete mich am andern Tage bei dem Kanzler, um zu hören, was er mir für den Reichstag mitgeben wolle. Er hält die Lage für ernst und glaubt kaum mehr an ein Durchgehen der Verträge mit den süddeutschen Staaten. „Ich habe von Bayern mehr verlangt,“ so sprach er lebhaft, „als Bismarck und Lasfer eigentlich gefordert haben, als sie in München waren, um sich mit den dortigen Führern der Liberalen zu verständigen. Sie

¹⁾ An demselben Abend gegen 10 Uhr kam Bismarck zu seiner Tischgesellschaft mit der Nachricht: „Nun wäre der bayerische Vertrag fertig und unterzeichnet, die deutsche Einheit ist gemacht und der Kaiser auch.“

haben mir eigentlich durch zu billige Bedingungen das Geschäft erschwert¹⁾ und beinahe verdorben. Das wird sie aber gar nicht hindern, jetzt zu behaupten, ich hätte zu wenig durchgesetzt.“

„Verwirrt der Reichstag die Verträge, so müssen wir bis 1877 so weiter existiren wie bisher. Norddeutschland bleibt für sich und Süddeutschland auch: was aber bis dahin geschieht, das weiß der Himmel. Die Herren werden dann selber zusehen müssen, wie sie bessere Verträge erlangen. Verwirrt der Reichstag die Vorlagen der verbündeten Regierungen, so kommt umgekehrt die Nachricht: Der Bundeskanzler hat seine Demission gegeben.²⁾ Tags darauf kommt die Nachricht: Der König hat die Demission abgelehnt und den Reichstag aufgelöst, um durch Neuwahlen an das Volk zu appelliren und zu zeigen, daß Er und die verbündeten Regierungen Wert, hohen Wert auf das Zustandekommen der Verträge legen.“

Ich entgegnete, nimmermehr könne ich glauben, der Reichstag, welcher doch nationale Politik mit seinem Kanzler gefördert habe, werde sich im jetzigen Momente einen Grabstein setzen, der das deutsche Volk mit Trauer und Unzufriedenheit erfüllen müsse:

„Ganz richtig,“ fiel der Graf ein, „Deutschland wird trauern und unsere Feinde ringsum werden frohlocken. Wir selber werden vielleicht die Sache gar nicht so ernst nehmen, aber das Ausland wird an die tiefste Zerrissenheit und an die Unmöglichkeit jemaliger Einigung Deutschlands fest glauben. Der Friedensschluß, vor dem wir stehen, wird dann unendlich erschwert und sicherlich ungünstiger für uns werden.“

„Ich höre auch,“ sagte er abspringend, „daß die Liberalen durchaus einen Kaiser verlangen. Den sollen sie haben, das verspreche ich ihnen. Es ist alles dazu eingeleitet und im besten Gange.“

Zum Abschiede jagte er nochmals mit feierlichem Nachdruck: „Halten Sie fest in Berlin! Wenn wir jetzt die Einigung nicht zu stande bringen, ist sie auf Jahre hinaus verloren.“³⁾

Versailles, 15. Dezember 1870.

Den Grafen Bismarck fand ich, als ich nach meiner Rückkehr ins Hauptquartier mit Fürst Pleß bei ihm speiste, wieder leidend an dem Schmerze im Fuß, der ihn schon seit drei Jahren von Zeit zu Zeit überfällt. Im lebhaftesten Gespräch bei Tisch vergaß er die Schmerzen und amüsirte sich herrlich über

¹⁾ In ähnlichen Klagen erging sich Bismarck auch gegenüber dem Abgeordneten Dr. Bamberger. Vgl. mein Werk „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“. Bd. II. S. 134.

²⁾ Daß sich Bismarck am 30. November 1870 ernstlich mit dem Gedanken trug, den König um Enthebung von seinem Amte zu bitten, ist auch aus Busch a. a. O. Bd. II. S. 47 bekannt.

³⁾ Im Reichstag fand Graf Frantenberg die Stimmung günstiger, als der Kanzler sie angesehen hatte. Am 8. Dezember votirte der Reichstag die Verträge mit den süddeutschen Staaten mit allen gegen 32 Stimmen.

unjere Darstellung der Kaiserentpuppung im Reichstage, wie Delbrück—Friedenthal sie so unglücklich inscenirt hatten.¹⁾

Verjailles, 23. Januar 1871.

Ich war heute wieder zu Bismarck zu Tische geladen.²⁾ Der Kanzler empfing mich mit der Neugier, Jules Favre habe sich bei ihm angemeldet. In der besten Laune und mit sehr interessanten Gesprächen verlief das Diner, an welchem auch noch der Staatsminister Delbrück und General v. Kameke teilnahmen. Bismarck ist gegen die Franzosen grimmerfüllt und wird dem unterhandelnden Minister-Advokaten keine leichte Stunde bereiten. „Den Bundeskanzler von Ferrières soll der Mann in mir nicht mehr sünden!“ jagte er streng. „Wenn Paris kapitulirt, müssen vor allen Ducrot und die anderen wortbrüchigen Offiziere ausgeliefert werden. Ehe wir hineingehen, müssen ferner alle Waffen ausgeliefert werden; wir geben der Stadt nur Lebensmittel gegen Austausch der Waffen, und bis nicht 700,000 Gewehre abgeliefert sind, geht kein Regiment hinein. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung können wir aber 50 000 Mann Nationalgarden drin bewaffnen. Als Geiseln müssen uns sämtliche Regierungsmänner, Präfekten, Maires, Redakteure, Generale und ein paar tausend Notabeln gestellt werden. Diese verteilen wir in die Forts, bis die Minen daraus entfernt sind, dann besetzen wir die Forts und Enceinte und lassen niemand aus Paris heraus. Die Armee, die kriegsgefangen wird, muß auch drin bleiben! Nach Deutschland kann sie nicht geschickt werden. Moon hat bereits erklärt, daß er den Befehl, noch 200 000 Mann nach Deutschland zu bringen, als seine Entlassung ansehen müsse.“

Ich bemerkte dem Kanzler, ob es denn nicht thunlich schiene, Paris überhaupt nur dann Kapitulation zu gewähren, wenn es sich für den Frieden auch mit Frankreich verpflichtete. Er ging scharf darauf ein und sagte: „Gewiß werden wir das verlangen.“

Ueber Tafel kamen mehrere Telegramme. Aus London wird gemeldet: „Der große Ausfall aus dem Valerien hat große Niedergeschlagenheit und eine schwüle Stimmung gegen Trochu hervorgerufen. Man wirft ihm vor, daß er die Kräfte unnütz geopfert habe, anstatt gerade auf Verjailles zu marschiren!“ — Gerade auf Verjailles; diese Auffassung der Pariser Strategen der Straße ist wirklich unvergleichlich. Warum nicht lieber gleich: direkt auf Berlin!?

Als ich um 7 Uhr mich verabschiedete und die Rue de Provence hinaufging, kam im raschen Trabe ein geschlossener Wagen gefahren. Ein Gendarm saß auf dem Vock; zwei Schutzmänner ritten vorne weg. Ich zweifelte, ob es nicht Jules Favre sei, der heute schon angekommen.

Nachts um 12 Uhr, als ich schreibend in meinem Zimmer saß, kam Fürst Putbus eilig herein und rief uns zu: „Es ist zu Ende! Ich kehre eben von

¹⁾ Näheres über dieses Tischgespräch bei W. Buich a. a. O. Bd. II. S. 125.

²⁾ Die obenstehenden Tischgespräche Bismarcks sind um so interessanter, als W. Buich an diesem Tage von der Unterhaltung bei Tafel nichts zu berichten wußte.

Lehdorff zurück. Dort kam Bismarck hinein, pfiff Galali und rief uns zu: „Es ist zu Ende! Trochu ist gestürzt, Favre ganz zahm. Ich habe eben mit ihm drei Stunden conferirt und schon dem Könige Vortrag gehalten!“

Verfailles, 1. März 1871.

Um 1 Uhr war die große, herrliche Kaiserparade im Longchamps beendet. Die Truppen marschirten nach Paris ab.

Generallieutenant v. Kameke, der Kommandant von Paris, dem u. a. Graf Waldersee, Fürst Putbus und mein Vetter Baron Saurma (jezt Botschafter in Washington) beigegeben waren, meldete Sr. Majestät, daß die Besetzung der Champs Elysées ohne bemerklichen Widerstand oder Unfug vor sich gegangen sei. Dem Kaiser sah ich das Verlangen an, selber hinein zu reiten in die eroberte Hauptstadt, aber er kämpfte den Wunsch nieder und ritt mit seinem hohen Sohne nach Verfailles zurück.

Uebermorgen aber will Er mit seinen Garden hineinmarschiren -- wenn nicht inzwischen der abgeschlossene Friede ihm diesen Triumph noch plötzlich wegnimmt. In Bordeaux scheint der Einmarsch in Paris doch die zaudernden Volksvertreter zur eiligsten Entscheidung anzutreiben.

Ich trabte durch das wohlbekannte Bois de Boulogne der Stadt zu. Mit dem sechsten schlesischen Corps traf ich am Thore zusammen. Da erschien auch Bismarck mit einem glänzenden Gefolge von Reitern auf der Avenue de la grande armée. An seiner Seite ritt ich um die aufgeworfene Barrifade vor dem Thore und über die Zugbrücke nach Paris hinein. Vor uns erhob sich, von der klaren Frühlingssonne angestrahlt, der gewaltige Arc de triomphe, das stolze marmorne Denkmal für die zahllosen Siege des großen Kaisers, hinter uns erklang jubelnd die muntere Melodie des Pariser Einzugsmarches vom Jahre 1814. Ich fühlte mein Herz unbändig schlagen. Auf dem weiten runden Platze des Triumphbogens stand dichtgedrängt eine große Schar Pariser Straßenpöbels. Sie empfing uns mit Geschrei und schrillen Pfeifen. „Vive la France, à bas les Prussiens!“ scholl es uns frech entgegen.

Bismarck war an der rechten Seite der Avenue nahe an der Spalier bildenden Menge mitgeritten.¹⁾ Bald war er in seiner gelben Kürassieruniform von den Parisern erkannt. „Ah le voilà, c'est lui, voilà Bismarck!“ so ging es von Mund zu Mund. Wie befehlen drängten die Leute heran und liefen mit, um den furchtbaren Feind zu sehen. Mir wurde bange, es könne ein Streich gegen ihn geführt werden, und ich ritt, scharf aufpassend und die Zudringlichkeiten abdrängend, zwischen dem Kanzler und der erregten Menge. Wie mir schien, baten einige der Herren aus seiner nächsten Umgebung den Kanzler, sich nicht unnötig der Gefahr auszuweichen, und, ihnen nachgebend, versagte sich der Held, durch den Triumphbogen einzureiten in das stolze Paris, das zu Deutsch-

¹⁾ Die nachstehenden Ausführungen bilden eine Ergänzung dessen, was bereits im Septemberheft über diese Episode von dem Grafen Fred Frankenberg berichtet worden ist.

lands Füßen lag. Er wendete sein Pferd rechts ab in eine Seitenstraße und trabte mit einem Teil seiner Herren auf Versailles zu. Welche Gedanken mögen seinen Geist in dieser Stunde bestürmt haben?!

von Nathusius-Ludom.¹⁾

Im Frühjahr 1872 schrieb von Nathusius-Ludom eine Serie von Artikeln für die „Kreuzzeitung“, betreffend die Kreisordnung und die ständische Gliederung. Dieselben lenkten die Aufmerksamkeit der konservativen Partei auf ihn. Als Bentner — der Nachfolger Hermann Wagener's als Chefredakteur der Kreuzzeitung — noch in demselben Frühjahr vom Schlage gerührt wurde (er hatte sich kurz vorher wegen eines überaus satirischen Artikels des Herrn von Nathusius-Königsborn über den verfassungsmäßig monarchischen und christlichen Charakter des preußischen Staates eine heftige Müge des Reichskanzlers in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ zugezogen), wurde Nathusius-Ludom im Herbst 1872 Chefredakteur der Kreuzzeitung. Seine obengenannte Arbeit, welche auch im Separatabdruck erschien, war eine scharfe, ja höhrende Abiage an den „unwissenschaftlichen“, „unhistorischen“ und „unpraktischen“ Liberalismus, der damals im Parlamente die Majorität besaß.

Als eine solche wurde selbstverständlich nun auch seine Berufung an die Spitze der Kreuzzeitung aufgefaßt. Als kurz darauf der Pairschub erfolgte, um im preußischen Landtage die Bahn nicht nur für die neue Kreisordnung, sondern auch für die von der Kreuzzeitung scharf bekämpfte kirchenpolitische Gesetzgebung frei zu machen, wandte Nathusius seine Waffe auch gegen den Leiter der Politik selbst. In den folgenden Jahren wurde denn auch die Sprache der Kreuzzeitung gegen den Fürsten Bismarck eine immer schärfere. Bei diesem rücksichtslosen Vorgehen kam es Nathusius-Ludom zu statten, daß er in ungewöhnlichem Maße seiner politischen Anhänger sicher war und sie durch seine Kampfesweise mehr und mehr mit sich fortriß. fanden doch auch in seinem Hause allwöchentlich die geselligen Zusammenkünfte der Spitzen der „Kreuzzeitungspartei“ statt, an welchen unter anderen die Herren von Kleist-Neckow, Minister a. D. Graf zur Lippe, Oberpräsident a. D. von Wipleben, von Ladden-Trieglaff, Präsident Hegel, Generalsuperintendent Wüchjel, Graf v. d. Schulenburg-Wependorf, Graf Solms-Baruth teilnahmen. Auch daß es Nathusius-Ludom gelungen war, gleich nach Uebernahme der „Kreuzzeitung“ die heillos verwirrten Finanzen derselben dermaßen zu ordnen, daß neben erhöhten Verwendungen für die Zeitung selbst ein großes Reservekapital gesammelt und die Mittel zur

¹⁾ von Nathusius-Ludom, Sohn des in Gemeinschaft mit Dr. Heinrich Leo langjährigen Herausgebers des „Volksblatts für Stadt und Land“, Philipp von Nathusius und der Dichterin Marie Nathusius, geb. 4. Mai 1842 zu Althaldensleben, evangel. luth., trat im Sommer 1865 in den Besitz der Herrschaft Ludom, 1872—76 Leiter der „Kreuzzeitung“, begründete er 1873 die christlich-konservative Volkszeitung „Der Reichsbote“, Verfasser verschiedener politischen Schriften, Herausgeber der „Deutschen Encyclopädie“.

Begründung des „Reichsboten“ (1873) flüssig gemacht werden konnten, festigte diese seine führende Stellung. So wurde ihm auch von den ursprünglichen Begründern die Reorganisation der in den ersten Anfängen stecken gebliebenen Deutschen Adelsgenossenschaft übertragen. Er trat infolge dessen mit dem von ihm für die Genossenschaft gewonnenen Grafen v. d. Schulenburg-Weßendorf in den Vorstand und veröffentlichte in der Kreuzzeitung den für die weitere Entwicklung grundlegenden Aufruf.

Der schärfste Konflikt mit dem Reichskanzler brach auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik aus. Zu den Unzufriedenen zählte auch der Herr von Wedemeyer-Schönrade.¹⁾ Er schickte zu Nathusius, der ihm mitgeteilt hatte, daß er beabsichtige, seine Angriffe auf den Liberalismus von jetzt ab wesentlich auf das wirtschaftliche Gebiet zu verlegen, erst Wlagau, den aber Nathusius als unklaren und verrannten Ideologen zurückwies, alsdann Perrot, gegen den er zwar auch seine Bedenken hatte, weil er zu den in eine einzige Idee verrannten Spezialisten gehörte, als welcher er alles Unheil in der Welt von der Existenz der Aktiengesellschaften herleitete, mit welchem er aber doch den Entwurf zu den sogenannten Veraartikeln besprach. Der von Perrot dann vorgelegte Entwurf war jedoch sehr mangelhaft, und Nathusius hat denselben vor der Drucklegung radikal umarbeiten, das Material gehörig ordnen und dem Ganzen die politische Spitze geben müssen. Bei dieser Flickarbeit blieben jene wenigen Zeilen stehen, in welchen der Reichskanzler um so mehr einen versteckten, höchst gehässigen persönlichen Angriff erblicken mußte, als damals bereits jene persönlichen Anfeindungen begonnen hatten, die schließlich in den perfiden Unterstellungen der „Reichsglocke“ ausliefen. Nathusius-Ludom war aber überhaupt nicht in das Vertrauen der damals noch nicht an die Öffentlichkeit getretenen persönlichen Angriffe gezogen worden. Er erklärte später, daß, wenn ihm jene Angriffe bekannt gewesen wären, er mehr Aufmerksamkeit der verhänglichen Stelle zu gewendet und ihr eine andere Form gegeben haben würde. Mit der Veröffentlichung der Artikel verband Nathusius die Absicht, die Regierung, von welcher er annahm, daß sie in wirtschaftlichen Dingen sich ganz von kapitalistischen Anschauungen leiten lasse, in andere Bahnen zu drängen; daß die bewußten Artikel aber einen so gewaltigen Einfluß auf die ganze innere Situation ausüben würden, daran dachte weder er noch sonst jemand in der Redaktion. Am meisten empörte es den Fürsten Bismarck, daß er, weil die Betrachtung der preußischen Verhältnisse mit einem „auch“ unmittelbar an die scharfe Besprechung der österreichischen anichloß, auf eine Stufe mit Meußt gestellt erscheinen konnte, der dafür bekannt war, daß er sich bei jedem Geschäft ein Trinkgeld ausbedung. Diese Unterstellung wäre, wenn beabsichtigt, allerdings im höchsten Grade unwürdig gewesen. Es kam die bekannte geharnischte Rede Bismarcks im Reichstag, worauf die Kreuzzeitung nach zwei eigenen scharfen Leitartikeln mit einer

¹⁾ Vergl. über denselben mein Werk „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“ Bd. II. S. 112.

knappen, abwehrenden Erklärung einer Anzahl von angesehenen Lesern des Blattes antwortete, der sich dann wochenlang die bekannten „Deklaranten“ in den Spalten des Blattes anschlossen.

Als im Winter 1875/76 die neue deutsch-konservative Partei geplant wurde, kam Herr von Mimmigerode zu Nathusius-Ludom und forderte ihn auf, sich dieser Neubildung anzuschließen. Es handle sich um eine durchaus unabhängige, die konservativen Elemente des gesamten Reiches umfassende Partei, welche in ihrer kompakten Geschlossenheit der Regierung eine Schwentung nach der konservativen Seite erleichtern und sie thunlichst unterstützen sollte. Nathusius-Ludom entschloß sich gegen den anfänglichen Widerspruch des Herrn von Kleist Rebow, den Plan zu fördern. Herr von Kleist wollte den in harten Kämpfen gefestigten Kern der „Kreuzzeitungspartei“ nicht in eine größere, unbestimmte Masse sich auflösen sehen, während Nathusius-Ludom ein Prävaliren dieses Kernes im Anschluß an die ihm nahestehenden süddeutschen und sächsischen Elemente erhoffte. Es kam dann zu langen Verhandlungen über das Parteiprogramm, bei denen Nathusius-Ludom sich in hervorragender Weise in Berlin und Frankfurt beteiligte, während Herr von Helldorff-Bebra den linken Flügel der Partei vertrat. Den Reichskanzler vertrat der Graf Finkenstein-Ziebingen, welcher eine Vollmacht der Besitzer der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung in Händen hatte. Auf den Vorschlag und das Betreiben von Nathusius-Ludom zeichnete für den rechten Flügel der Partei das vereinbarte Programm Graf Kraßow, während Herr von Kleist Rebow Nathusius selbst diese „wohlverdiente Auszeichnung“ zuwenden wollte. Auch trat Nathusius nach Eröffnung des Reichstags nicht gleich in den ersten Tagen der Fraktion bei. Als Fürst Bismarck hörte, daß er der Fraktion beizutreten im Begriff stehe, bemerkte er dem Grafen Udo Stolberg gegenüber im größten Unwillen, daß er mit einer Reichstagsfraktion, zu welcher Nathusius gehöre und in welcher derselbe eine Rolle spiele, nicht gemeinschaftlich operiren wolle. Er wüßte sich dann wieder an Herrn von Bennigsen wenden. Der bereits unter der Hand nominierte Fraktionsvorstand, die Herren von Seydewitz, von Helldorff und Aldermann, begaben sich, als ihnen dieses mitgeteilt worden war, sofort zum Reichskanzler, wobei Herr von Seydewitz die Selbständigkeit der Partei wahrte, nebenbei auch dem Reichskanzler eine andere Meinung über Nathusius-Ludoms persönliche Stellung beizubringen versuchte. Bismarck ließ darauf aus politischen Gründen, ohne im übrigen sein persönliches Urteil über Nathusius zu modifiziren, seinen Widerspruch fallen, und die noch an demselben Tage versammelte Fraktion sprach dem Vorstande seine Zustimmung aus. Im Reichstag hielt sich Nathusius dann vollständig zurück, wie er auch schon einige Monate vorher die Leitung der Kreuzzeitung niedergelegt hatte, was dem Reichskanzler als ein Entgegenkommen der Partei dargestellt worden war.

Seit der Zeit, da Herr von Nathusius als Leiter der Kreuzzeitung dem Kanzler so heftig entgegentrat, sind an die zwanzig Jahre verfloßen. Wenn er schon damals mit Entschiedenheit für sich in Anspruch nahm, daß es nicht seine Absicht gewesen sei, den Reichskanzler persönlich zu beleidigen, so milderte die

Zeit auch im übrigen manche Gegensätze. Konnte Nathusius-Ludow seinerseits doch auch mit Beiriedigung auf den Umchwung in der Wirtschaftspolitik und auf die mächtige Erstarkung konservativer Grundsätze blicken, welche er in jugendlichen Jahren fast allein gegen eine Welt von Feinden vertreten hatte. Seiner Verehrung und Bewunderung für den Verfechter der ungeschmälerten Rechte der preussischen Krone und für den Wiederhersteller des Deutschen Reiches hat Herr von Nathusius-Ludow in dem von ihm selbst verfaßten Artikel „Bismarck“ in der von ihm herausgegebenen „Deutschen Encyclopädie“ (vgl. Bd. II. S. 681 bis 693) einen überaus beredten und fesselnden Ausdruck gegeben. Es ist in so knapper Form und so klar wohl nirgends anders das großartige diplomatische Ringen dargestellt worden, in welchem der Kanzler, jeden Fehler der Gegner benützend, von Stufe zu Stufe sein hohes Ziel verfolgt und schließlich im Dreibunde gesichert hat.

Der auf den Konflikt Bismarcks mit den Konservativen und der Kreuzzeitung bezügliche Abschnitt aus dem gedachten Nathusius'schen Artikel lautet wie folgt: „Die dem Reichskanzler außerordentlich nahegehende konservative Opposition gegen die liberale Aera auf dem Gebiete der inneren Politik (Selbstverwaltungs-gesetze, Trennung der Schule von der Kirche, Zivilehe, Waingesezgebung, manchesterliche Wirtschaftspolitik etc.) und der dadurch bedingte Zwiespalt wurde noch verstärkt durch das beklagenswerte Mißverständnis, als ob persönliche Kränkungen und Verdächtigungen konservativerseits beabsichtigt gewesen seien (Aeraartikel der Kreuzzeitung, Anklage des Reichskanzlers im Reichstage vom 9. Februar 1876, ‚Deklaranten‘ der Kreuzzeitung), welche mit dem isolirten Vorgehen einiger exzentrischen Edelleute oder gar mit den persönlichen Angriffen der ‚Reichsglocke‘ (Eisenbahnzeitung) in innerem oder äußerem Zusammenhang ständen.“



Sein Stern.

Novelle

Germine von Preussien.

Er saß oben auf der Kommandobrücke und starrte hinein in den Nicht, den die Schiffsräder aufpeitschten, der emporschäumte milchweiß wie die Wasser der Katarakte seiner norwegischen Heimat. Er sah hinab und lächelte und zeigte seine regelmäßigen, großen gelben Zähne — das Gebiß eines Wolfes.

In seinen Augen lag ein Träumen. Die schweren Lider beschatteten sie fast ganz. Wenn er einmal aufschaute, strahlte es wie ein Blitz aus der etwas vortretenden graublauen Iris. Ja, er hatte Glück, der alte Wiking, er

hatte trotz allem Glück! Wie oft schon gestrandet, nun aber gerettet für alle Zeit — Ella Stella! Meine liebe, liebe Geliebte, ja, Du bist, wie Du heißest, mein Stern. Du hast mich gerettet, als ich schon fast versunken war im Sumpf, hinabgeglitten all mein Vestes in den Abgrund der eigenen Brust.

Lars Mormann schaute hinunter auf das bunte Gewimmel unter sich auf dem Schiff, all die Dämchen und Herren, mit denen er sich seit acht Tagen, erst in Hamburg und dann drüben in Helgoland, so ausschließlich beschäftigt, daß sie alle glaubten, er mache ihnen die Cour oder er sei ihr Bestimmungsgenosse und Herzensfreund. Er lächelte wieder, wenn sie nur wüßten, wie erbärmlich sie ihm alle vorkamen mit ihrem dummen Gethue, spießbürgerlich biederem Gehaben oder offener Kofetterie.

Wie kam er — Lars — überhaupt in diesen Kreis?

Es war recht thöricht gewesen, den Ueberredungskünsten des Konjul Hansen Folge zu leisten und mitgethan zu haben, er war ja gar kein Schriftsteller, er war ein Maler, ein großer Maler, dem hic und da ein paar Gedichte eingefallen. Was that er unter all diesen deutschen Philistern? Und er hatte auch gar nicht seiner Gesundheit gelebt, wie er sollte, Ella Stella würde schelten; er war viel zu lange des Abends in den Aneipen geblieben, hatte viel zu viel getrunken, viel zu viel Hummeralat gegessen. Und zeitweise sich viel zu viel „anregen“ lassen, war zu betriebsam gewesen im Verkehr mit Verlegern und den wenigen „Namen“, die der Tag aufgewiesen. — Wer war eigentlich dagewesen, dessen Namen er früher schon gehört? Höchstens G. M. Konrad, und Konrad Telmann, Heinz Lovote und Konrad Alberti — nein, es war ein ganz lumpiger „Tag“ trotz der großartigen Inszenirung. Und nun würde er nach all dem Getriebe durch vierzehn Tage lang, keine Arbeitslust mehr spüren und Ella Stella würde ihre liebe Not mit ihm haben. Und die thörichte, dumme Trennung, zu was nur, und die thörichte, tötende Sehnsucht, die ihn kaum mehr still sitzen ließ, die ihn, den Achtundvierzigjährigen, jählings mit wildem Herzpochen überfiel, wie einen Primaner, der zum erstenmale liebt. — Seine rötlichen Züge wurden fast blaß im Gedanken an sie; seine großen, hünenhaften Glieder, die breiten Nackenschultern, schien ein Schmachten zu überfliegen, einen Augenblick lag er wie hingegossen auf dem Schiffsstuhl und reckte die langen Beine fast über den ganzen Kommandosteg. Ein Scherzwort des Kapitäns brachte ihn wieder zur Besinnung. Diese dumme, dumme Sehnsucht! Wozu war die nur in der Welt. Wenn er sich's überlegte, was er schon durch die gelitten! Und er zupfte nervös an seinem rosa Hemdkragen und rückte den weißen Seidenschlips zurecht. Ella Stella neckte ihn jetzt stets mit seiner Eleganz — die hatte er auch nicht immer gehabt. Aber als sie ihn neulich zum Festbanket entließ, im Frack mit den breiten Seidenklappen und dem Ordensbändchen, da hatte sie doch lieblosend sein Haar gestreichelt: „Wie gut du aussiehst ich bin stolz auf dich.“ Das hatte ihn den ganzen Abend in so freudig gehobene Stimmung versetzt, daß er einen kleinen Champagnerrausch davongetragen und mit blinkenden Augen und bleckenden Wolfszähnen eine abgeblühte Schöne in gelbem Seidenkleid

zum Lohn für ihre koketten Bemühungen zärtlich um die Taille faßte. Als Quittung zückte sie ihm ihr Autographenbuch entgegen. „Nur einen kleinen Vers, was Sie gerade fühlen.“ — Er wußte nicht mehr was er geschrieben, es war doch alles Unsinn gewesen, warum hatte er den faulen Zauber nur mitgemacht! Wie ein schlechter Geschmack lag's ihm auf der Zunge, die thörichte Trennung und die Sehnsucht; nein, es war ja gar nicht auszuhalten. Er sprang auf, der Wind kühlte sein heißes Gesicht. Breitbeinig, wie die Schiffsleute, er war ja aus Wifingerblut, stellte er sich jetzt auf und zog seinen Feldstecher hervor. Nun mußte die kleine Insel drüben auftauchen, auf der er die glücklichste Zeit seines Lebens verbracht, seine besten Bilder gemalt, seine eigenartigsten Verse geschrieben hatte. Und da stieg sie schon empor, grau in grau, mit dem spitzen Turm, die Insel Neuwert, wie Storms graue Stadt am Meer.

„Doch ruht mein ganzes Herz in dir —
Du graue Stadt am Meer.“

Welch genügsames Leben sie dort geführt hatten, er und seine verwöhnte Ella Stella! Nicht einmal eine Badehütte hatte sie gehabt, in einer stillen Bucht hatte sie selber sich eine errichtet, hinter einer vorspringenden Düne.

Und dann kam sie heraus aus Wasser in ihrem blaßblauen Schwimmanzug und winkte ihm, der im Sand lag, lächelnd zu — und sprang hinein in die Wogen, und er war fast eifersüchtig auf die sie umspülenden Fluten.

Lars selber, der Hüne, durfte nicht baden — das vertragen seine schwer mißhandelten Nerven nicht; aber sie baden zu sehen, das erfrischte, verjüngte ihn. Er strich sich über die glattgeschorenen, früh ergrauten Haare, die ihm wie Agelborsten den Kopf umstanden. Ja, diesen Sommer wollten sie wieder nach Neuwert, er und seine Ella Stella. Er war ja nun frei, es brauchte nicht einmal wieder so heimlich und unter falschem Namen zu geschehen, wie damals.

Ja, er war doch ein Glückskind, trotz allem.

Was hatte er doch schon erlebt, wovon andere in hundert Jahren noch kein Gehntel über sich hätten ergehen lassen können!

Welch freie, ungebundene Kinderzeit im Hause seiner Tante, der „Frau Baronin“! Die überließ ihn völlig sich selber, wenn er seine wenigen Unterrichtsstunden beim Dorfpfarrer absolviert. Welches Schwelgen in Gefühlsdämmer und Träumen, dazwischen ein Stöbern in der alten Bibliothek, aus der er wahllos alles in seinen Nächten verschlang. Denn in den freien Tagesstunden durchstrich er Wald und Feld, lag stundenlang über Sümpfen und beobachtete die blauen Vibellen oder hängte seine nackten Füße in den Mühlenteich und ließ mit wollüstigem Grauen die Wasserratten darüber streichen. Am verlockendsten waren ihm die Irrlichter, die es überall um das Gut der „Frau Baronin“ geben sollte, er bekam sie aber, trotz mancher Nachtwachen, niemals zu Gesicht — weil er selber eines sei, meinte die Tante. — Sie hatten eine echte „polnische Wirtschaft“ ihrer polnisch adeligen Abstammung zu Ehren, die sie auch in der langjährigen Ehe mit Lars Mormanns Onkel nicht vergessen konnte, und nach

deffen Tode ſich wieder „Frau Baronin“ nennen ließ. Ihre Schweſter, die jünger war als ſie, hatte den Bruder ihres Mannes, den ſie, da ſie einmal bei ihr zu Beſuch war, lieben lernte, geheiratet, aber ſie war bei Lars' Geburt geſtorben. Es war eine leidenschaftliche Liebesſehe geweſen.

Daß Mormann aber konnte ſeiner Gattin Tod nicht verwinden, er ergab ſich in Chriſtiania politiſchen Umtrieben und dem Trunk, einer alten Familienliebe. Dann flüchtete er nach Amerika, von wo nach wenigen Jahren die Nachricht ſeines Todes kam — aus den Goldgräbern von Kalifornien.

Die „Frau Baronin“ hatte Lars bei Abreiſe ſeines Vaters zu ſich genommen. Er war damals ſechs Jahre alt. In ſeinem dreizehnten Jahr kam er zu einem Profeſſor in Chriſtiania in Penſion. Nun galt es lernen und vieles nachholen, was er in der ländlichen Ungebundenheit verſäumt. Bald aber überflügelte er alle. Seine Ferien verbrachte er ſtets draußen im Grünen, bei ſeiner Tante und ſuchte immer noch nach den Irrlichtern. Einmal kamen Zigeuner ins Dorf. Eine alte Sibylle nahm ſeine Hand, ließ ſie aber bald wieder fallen. — „Herzeleid — Herzeleid — Dir und anderen wirſt Du's bereiten in Fülle, denn Du wirſt ein Lump — ein Lump — aber ein berühmter.“ Das Wort kam ihm nicht mehr aus dem Sinn. Und bei mancher Verführung zuckt' es ihm höhrend durchs Gehirn. Denn er ward ein Mädchenjäger — oder war er das Wild, dem die Weiber auflauerten? Er liebte und küßte und glühte und vergaß. „Lars iſt ein Genie, aber er iſt ſo treuloſ,“ ſagte die Frau Baronin. Und er war ein Genie. Maler ward er gegen den Willen der Tante, die gerne einen vornehmen Cavalier aus ihm gemacht hätte, einen grand seigneur wie ihre alten Staronen. Sie gewöhnte ihn an Großherzigkeit, an freies Leben, ſie hatte ja keine Kinder; er war ihr Erbe. Und in der Beziehung ward er ihr gelehriger Schüler. Nachdem er das Gymnaſium abſolvirt, kam er auf die Akademie. Er hatte es durchgeſeigt bei der Alten, die er im Grunde ebenſo am Gängelband lenkte, wie die jungen Weiber, mit denen er in Verührung kam. Bald erregte er durch ſeine Fortſchritte das Staunen ſeiner Profeſſoren. Dann errang er bei einer Schülerkonkurrenz ein Stipendium. Niemand war nun ſtolzer auf ihn als die „Frau Baronin“. Und dann zog er nach Paris. Nach ein paar Jahren kam er von dort mit einer Frau, einer Pariſerin, zurück. Nun etablirte er ſich ſelbſtändig in Chriſtiania, erhielt auch bald theils durch ſein Ausſehen machendes Talent, theils durch Konnexionen, mehrere Privat- und einen Staatsauftrag. Aber die Ehe mit der Franzöſin löſte er ſchon nach drei Jahren und gab ihr ihren Sohn als Kaufpreis ſeiner Freiheit. Er erſchöpfte ſich nun in allerhand Abenteuern, biß eine vornehme Generalstochter ſich in den tollen Maler verliebte und geheiratet ſein wollte. Und er ward abermals unglücklich — und, da er ſie wirklich liebte, dieſmal durch eine Untreue ihrerſeits. Er wollte ſie töten. — Dann aber wütete er nur gegen ſich ſelber, verſank durch zwei Jahre in Melancholie. Und dann, als er wieder aufzuleben begann und Studien halber ein paar Wochen an einen ſtillen Fjord ging, lernte er dort, in Ghnild, der Tochter ſeines Wirtes, eine neue Frauenspezies, das hingebende Naturkind, kennen.

„Das ist das wahre Weib, das eine Natur wie die meine beglückt,“ rief er aus und heiratete zum drittenmal. Anfangs ging alles gut, durch drei Jahre schenkte ihm Frau Gunild in jedem das obligate Kind, und er ward immer mehr Familienvater. Es umschlang ihn enger und enger. Er fühlte sich nicht direkt unglücklich, nur manchmal war's ihm, als hätt' er so viel, so viel von sich vergessen. Dann zog er von dem Seter über dem Fjord, wo er durch drei Jahre Natur und nur Natur genossen, zurück nach Christiania. Dort überließ ihm die Regierung für verhältnismäßig billige Miete, ihm gleichzeitig einen neuen Staatsauftrag erteilend, ein früher königliches Lustschloß. Das richtete er nun nach Herzenslust ein, mit alten Stoffen und Wobelin, die er im ganzen Land zusammentuchte; mit isländischen Holzschnitzereien, norwegischen Silberfachen und mit Pariser brie-à-brac. Und das Haus ward ein Kunstwerk ersten Ranges. Zwei Jahre hatt' er daran gearbeitet mit dem Eifer eines Tapeziers, der in seinem Beruf aufgeht, — er hatte Weib und Kinder, seine Ketten, vergessen. Und als er fertig war, wollt' er große Feste geben — der grand seigneur war in ihm erwacht, aber Gunild verstand nicht zu repräsentiren, es that ihm körperlich weh, wenn er sah, wie sie, trotz aller Reprimanden, sich eine Blöße nach der andern gab. Die Kinder wuchsen heran und durchlärnten das Haus. Er hatte das Erbe seiner Tante, die seit zwei Jahren tot war, völlig aufgebraucht bei der Einrichtung seines neuen Palastes. Und nachdem alles bis aufs letzte darin fertig dekorirt war, begann es ihn auch wieder zu langweilen. Beim Arbeiten störten ihn die vielen Besucher — er war ja berühmt geworden — er machte nun Verse wie in seiner ersten Jugendzeit und gab ein Büchlein heraus „Im goldnen Käfig.“ Das schlug ein, man riß sich um die weltchmerzlich genialen Blätter. Manches davon ward aber politisch gedeutet, wenn ihm das beim Schreiben auch völlig fern gelegen, und dem großen Künstler ward von oben her bedeutet, daß eine mehrjährige Reise außer Landes von ihm gewünscht würde. Seine Frau machte ihm hierüber Scenen und Vorwürfe. Tief empört rannte er aus dem Haus: schräg gegenüber von seinem Palast lag eine Singpielhalle, die ihn täglich als „Schandfleck“ der Straße geärgert hatte. Der Gesang einer weiblichen Stimme tönte heraus in die Nacht. Lars trat ein, ohne es zu wollen, fast ohne es zu wissen — wie instinktiv. Ella Stella stand auf der Bühne und sang, ganz hellblond, in einem cremefarbenen Kleid, bis hoch zum Halse geschlossen. Und der Refrain des Liedes, das sie mit einer kleinen, aber süßen Stimme sang — er klingt ihm noch jetzt in den Ohren, er übertäubt das Schaufeln der Räder in den Nordseewogen.

„Manches lernet und vergißt sich,
Ach, wer tann es wohl ermessen,
Ob von seinem eig'nen Selbst er
Nicht das Eigenste vergessen.“

Ja, er hatte es vergessen gehabt, durch viele Jahre — diese Stimme aber hatte es vermocht, seinen Genius von den Toten zu erwecken. Was halfen die trüben Lieder vom goldnen Käfig — was half die Verbannung, was half alle

Befreiung vom Ballast seiner Antiquitäten und Möbelstücke, wenn er mit hinüber jene ihn ewig nicht begreifende Frau und seine Kinder nahm. — Ja, er hatte sein Eigenstes vergessen, und er mußte es wieder gewinnen um jeden Preis, mochte die Welt, die schon bei Schließung seiner dritten Ehe Zeter geschrien, auch jagen, was sie wollte.

Er konnte nicht bei Gunild bleiben, der Kinderlärm störte ihn bei jeder Arbeit, zerstörte ihm jeden künstlerischen Entwurf schon im Keim. Er mußte heraus, mußte sich selber retten, er war es seinem Genie einfach schuldig. Das war seine heiligste Pflicht, Hausvaterpflichten waren nur für Hausvaternaturen. Gott lob, das rechte Wort zur rechten Zeit hatte ihn gerettet — wie hieß sie doch, die kleine Sängerin — sie war übrigens sehr zart und hübsch und sah so vornehm aus, trotz der „chansonette“. Ella Stella, sonderbarer Name — aber sie war sein Rettungsstern geworden. Er ging hinaus und wußte nun, was er wollte. An Ella Stella dachte er nicht mehr. Im nächsten besten Restaurant schrieb er ein paar Briefe, ein Liebewohl für Gunild und die Kinder, einen Scheidungsantrag für den Advokaten und eine Vollmacht für einen berichtigten Häuermakler, das Inventar seines Hauses sofort meistbietend zu versteigern. Dann sagte er sich selbst — „Bin ich nicht ein Lump? — Ja, aber ein berühmter,“ lächelte er hintennach. „Die Zigeunerin hat recht, sie hätte nur auch noch jagen sollen — und ein Zigeuner.“ Und dann ging er auf die Bahn und fuhr ab. Andern Tags war er in Hamburg und hatte in Eilbeck ein bescheidenes Zimmer gemietet. Und saß nun in der Fremde: zum so und so vielenmal hatte er alle Brücken hinter sich abgebrochen und sollte sich ein neues Leben aufbauen. Vorläufig mußte er hungern. Er hatte nur wenig Geld bei sich getragen am entscheidenden Abend. Die paar Tausend in seinem Schreibtisch sollten den Kindern und Gunild bleiben. Aus dem Erlös des Inventars sollten seine Schulden und die Alimentation für seine beiden ersten Frauen, die er mit einer größeren Summe endgiltig abfinden wollte, bestritten werden. Ganz Norwegen zeterte über den Skandal. Der geschiedene Ritter Mlaubart kam in alle Wigblätter — das amüsierte ihn höchstens, wenn er davon erfuhr, mit Neue gab er sich nicht ab — würde denn das einem genialen Lumpen anstehen?

Da kam ihm die Nachricht seines Anwalts, eine Ehescheidung sei nicht mehr nötig, Frau Gunild habe sich, nachdem sie vorher die Kinder zu ihrem Vater gebracht, vergiftet.

Das war aber selbst für die Nerven eines genialen Lumpen zu stark. Unruhig zupfte er wieder an seinem roja Modestragen. Weshalb fiel ihm das alles nur heute ein — das war nur die Sehnsucht nach Ella Stella, die ihn die alten Wege führte, ihm zu zeigen, was er alles an ihr habe.

Er knüpfte gewaltsam eine Unterhaltung mit dem Steuermann an, die war aber nicht sehr ergiebig. Bald saß er wieder allein und starrte in die Wasser oder auf die bunte Menge unter sich, aus der die Damen hie und da zu ihm aufstotterten. Ein Frauenheld war er noch immer und wie, trotz seiner grauen Haare. Und er lächelte erwidern und ermutigend und zog den roja Stragen

hoch und rückte die Krawatte. — Ja, Gunild hatte sich vergiftet. Sie mußte ihn doch wirklich geliebt haben. Er hatte sie herausgerissen aus ihrem stillen Frieden, und nun ließ sie sich nicht mehr zurückpflanzen in das alte Erdreich, sie ging zu Grunde. — Hatte er sie denn eigentlich jemals geliebt? Eingebildet hatte er sich's, aber was hatte er sich nicht alles schon eingebildet, was nachher sich stets wieder als Täuschung erwies! Nur das eine war keine Täuschung, nur das eine große, leuchtende Glück: Ella Stella und ihre große, leuchtende Liebe, die ihn emporgezogen aus Nacht und Qual. Und so etwas wie diese Liebe zwischen ihm und ihr, das gab's gar nicht wieder in der ganzen Welt, das machte so rein und frei und groß und klar. Das hatte er sich nicht träumen lassen, daß ihm das noch einmal würde, nachdem er längst am Weibe verzweifelt und sich gesagt: Entweder das Weib ist amüßant und unfein, oder aber rein und unerträglich tödlich langweilig. Und nun hatte er das erlebt! Wie ihn doch Gunilds Tod erschütterte hatte! Er hatte ihn geradezu auf das Krankenbett geworfen, verbunden mit der spärlichen Hungerkost seiner neuen bohème. Seine Nerven waren schon lange zerrüttet gewesen, schon im morschen Frieden seines Christianiapalastes, beim Eheglück in seinem goldenen Käfig! — Selbst ein genialer Lump nimmt sich manches zu Herzen. Er erkrankte an einem Nervenfieber. Seine Hausleute nahmen sich seiner an, sonst wäre er nun wirklich zu Grund gegangen: er wollte sich beständig aus dem Fenster stürzen oder die Pulsadern aufschneiden. Dann ward es wieder besser mit ihm. Er konnte nun, es war Sommer, tagelang in Ludwigs Konzerthaus vor sich hinbrüten oder seine Umgebung, all das bunte tausendfache Leben, das sich hier, an der Ecke und dem Brennpunkt von St. Pauli, abspielte, beobachten. Da beobachtete er auch eines Tages eine junge Dame, die am Nebentisch ihren Kaffee trank. Sie war elegant gekleidet und sah vornehm aus, zart, blaß und blond — ein ganz nordisch heimischer Typus. Sie kam ihm bekannt vor — er wußte aber nicht, wo er sie hinthun sollte.

Am andern Tag sah er sie wieder und am folgenden. Stets war sie allein, trank ihren Kaffee und ging. Endlich fragte er den Kellner — „Das ist ja Ella Stella, drüben aus dem Siebenten Himmel: der neue Stern von St. Pauli. Die trinkt hier ihren Kaffee, ehe die Vorstellung beginnt.“ — Ella Stella — die also war's, seine Ketterin — er mußte sie kennen lernen.

Und er schritt hinüber zum „Siebenten Himmel.“

In der vordersten Reihe hatte er seinen Platz.

Es war wie eine Aufregung und Ungeduld im Haus, bis sie erschien, ein paar Nummern vor ihr schienen nur beiseit, um die Steigerung des Effekts bei ihrem endlichen Auftreten zu erhöhen. Endlich kam sie, ein brausender Applaus scholl durch den Saal, noch bevor sie den Mund geöffnet. Sie trug einen großen Vergißmeinnichtstrauß in der Hand und eine blaßblaue Seidenrobe, züchtig bis zum Hals geschlossen. Und sie sang — Ella Stella vom Dingeltangel in St. Pauli. Es war die nämliche süße Stimme, die ihm vor einem halben Jahr das Herz bewegt hatte mit ihrem:

„Ach, wie läßt sich's wohl ermaßen, --
 Ob von seinem eig'nen Selbst er
 Nicht das Eigenste vergessen.“

Nun hatte er's wieder gefunden, das wußte er in diesem Augenblick, und vergessen würde er dies nie, dies Weib, sein Eigenstes, eigens für ihn geschaffen.
 — Ein frenetischer Jubel lohnte den Gesang. Nun gab sie noch ein Stück zum besten in ihrer Heimatsprache: Jeg jelsker dej -- war's Zufall, sie sah ihn dabei immer an -- ich liebe dich, ich liebe dich. --

Und er war damals nicht so elegant wie heute, das hatten ihm die Verbannung, die neue Armut, die Einfachheit von Gilbeck längst abgewöhnt. Er sah sogar recht schäbig aus. Mit einemmale ward er sich dessen schamhaft bewußt. Der Jubel ward immer toller; es saßen ein paar Offiziere in Lars' Nähe, die warfen Rosen: wie mit einem Regen überschütteten sie Stella. Sie aber verschwand, um am Abend nicht wieder zu erscheinen.

Die sentimentale Sängerin, die ja jedem, selbst dem frivolsten Dingeltangel nicht fehlen darf, war hier offenbar die Hauptstütze des „Siebenten Himmels“.

Lars saß wie im Fieber und wartete, aber sie kam nicht mehr.

Andern Tags saß er wieder am selben Platz, sie grüßte ihn mit einem Lächeln. Heut war sie in Weiß mit weißen Rosen in der Hand. „Du bist die Ruh', der Friede mild,“ sang sie und sah ihn dabei an. Wie Seligkeit überflutete es ihn da. Er ging hinaus und fragte, ob er Fräulein Ella Stella sprechen könne.

Das Fräulein spräche abends mit niemand, aber sie wohne nebenan zwei Treppen hoch und empfangen jeden Morgen zwischen zwölf und ein Uhr. Damit mußte er sich begnügen. Andern Tags ein Viertel nach zwölf Uhr gab er dem Hamburger Hausmädchen, mit dem weißen Häubchen und den kurzen Ärmeln seine Karte. — „Lars' Vormann“ -- was wußte Stella vom Klang dieses Namens, droben in ihrer Weider Heimat! Aber sie ließ bitten. Da stand er nun ihr gegenüber in einem sauberen, einfachen, blumengeschmückten Chambre garnie, zugleich mit einem Dragonerlieutenant, der Rosen gebracht zu haben schien; es gab ihm eine bittere Empfindung. Wie eine Weltdame trat sie ihm entgegen in ihrem dunklen tailormade Kleid mit dem weißen Stehragen. — Sie erkannte ihn sofort wieder und es entspann sich ein Gespräch über Norwegen. Der Offizier empfahl sich. Da sagte er ihr kurz, daß sie einst mit ihrem Lied über sein Schicksal entschieden, und daß er sich ihr deshalb nun ausliefere auf Gnade oder Ungnade. Sie lächelte und reichte ihm die Hand, die er küßte. Ein neuer Besuch, wieder ein Offizier, ward gemeldet, und er empfahl sich. Nachmittags traf er sie wieder im Konzerthaus und setzte sich zu ihr. Und dann ging er mit ihr hinüber in den „Siebenten Himmel.“ Und bald war er überhaupt immer im siebenten Himmel, denn als er ihr nach acht Tagen seine Liebe gestanden, da gestand sie auch ihm die ihre -- aber außer einem Handfuß und beim Kommen und Gehen einem Kuß auf die Stirn gestattete sie ihm nichts.

Des Abends durfte er sie überhaupt niemals besuchen. Sie trafen sich täglich im Konzerthaus, und wenn sie nicht zu singen hatte, machten sie Spaziergänge mit einander. Er schüttete ihr bald seine ganze Seele aus, sie lag vor ihr nackt und bloß, zitternd und zuckend in jedem Nerv. Sie verstand ihn, sie beruhigte ihn, sie tröstete ihn, wenn er einmal wieder Neucanwandlungen über Gmilds Tod bekam. Und sie ermunterte ihn zum Schaffen. Sie hatte einen feinen malerischen Blick und machte ihn oft auf Dinge aufmerksam, die ihm selber entgangen waren. In Hamburg quollen ihm jetzt die Motive auf Schritt und Tritt entgegen.

Da kam wie ein Würgengel, blitzartig, die Cholera. Die Aufregung in der Bevölkerung war unbeschreiblich. Alle Tiefen und alle Lichtseiten der Menschennatur enthüllten sich darin. Lars aber atmete auf wie befreit. Das war etwas für seine suchende, dürstende, rastlose Seele. Hier fand er packende Motive, geistig, seelisch, malerisch -- grauig und farbig wie nur je seine Götter, die Cinquecentisten, zur Festzeit in Florenz. Und Ella Stella fühlte mit ihm. Auch sie fühlte sich befreit, über sich selbst hinausgehoben. Alle Vergnügungsorte waren geschlossen, so blieben ihre Nachmittage, die heißen Augustabende, bis zehn Uhr -- dann entzog sie sich ihm stets, zu Lars' Verfügung. Arm in Arm durchwanderten sie nun, im einfachsten Anzug, die Niedergasse und die angrenzenden Quartiere, wo die Seuche am stärksten wütete. Oder sie stellten sich in der Dämmerung mit angstverzerrten Zügen, geheimen Wollustschauern in die dunklen Durchgänge, die zu den berüchtigten Höfen, den Choleraherden, führten, in denen die Krankewagen mit ihren Wärtern kamen und gingen, der Karbol- und Chlorgeruch, verbunden mit den nephitischen Düften der Krankheit und Armut, fast überwältigend, schwindelerregend zu ihnen aufstieg. Aber sie kannten keinen Ekel und keine Furcht. All ihre Sinne waren gespannt. Wie manchesmal half Lars einen Kranken oder Sterbenden die engen, ausgetretenen Stufen herabtragen oder half den Wärtern beim Ausräuchern und Desinfizieren. Und Ella Stella hatte immer Geld bei sich und gab den Zurückbleibenden, Jammernden, mit vollen Händen. Ja, das war eine große Zeit -- Lars zupfte wieder an seinem Kragen und beantwortete, diesmal unwillig, eine Frage des Steuermanns --

„Ja, wenn die Flut so günstig wie jetzt, sind wir in einer Stunde in St. Pauli.“ In einer Stunde -- o Seligkeit! -- Aber er durfte sie ja abends nie in ihrer Wohnung aufsuchen, was also nützte ihm Flut und Wind -- und seinem Brief nach erwartete sie ihn überhaupt erst in zwei Tagen.

Ja, es war eine große Zeit für ihn gewesen -- die Hamburger Schreckenszeit. Immer mehr ward er sich darin der überwältigenden Leidenschaft bewußt, die ihn zu Ella Stella zog -- es war die erste wahre und wirkliche seines Lebens. Nach allem Jammer, den ihm früher die Weiber gebracht, durfte er zum erstenmal jetzt emporsehen wie zu einer Göttin, zu seiner Stella, seinem Rettungsstern. Und seine kranken, zerrütteten, so oft schon dem Wahnsinn nahen Künstler- nerven atmeten auf wie befreit, wie neu getäuscht. Wenn er daran dachte, was

alles er schon durchlitten, damals, nach Sigrids Verrat -- als er sich so elend und lebensunfähig wähnte, und tiefsinnig und verzweifelt, daß man in der Heilanstalt, in der man ihn, noch auf Veranlassung der alten Baronin, auf sechs Monate festhielt und beobachtete, jedes Messer und jede Schere ängstlich von ihm fern hielt. Und trotzdem hatte er dreimal, mit Nägeln, mit einem Korkzieher, mit den Zähnen, den Versuch gemacht, sich die Pulsadern zu öffnen.

Später hatten ihn dann der einsame Fjord und Gmild wieder geheilt und vergessen lassen -- Gmild -- es überließ ihn wieder -- zu dumm -- er gehörte ja nun Ella Stella, seiner großen, großen, seiner einzigen Liebe. Wie die ihn verstand! Zeit seines Lebens waren Ruhmsucht und Liebe in seinem Herzen in Kollision gewesen. Sie aber wußte beides in ihm zu befriedigen. Sie gab ihm eine große, reine, seelische Liebe, und sie gab ihm Anregung, Ideen, Spannkraft.

Das hatte er nie mehr gefühlt wie damals, in der herrlichen Schreckenszeit. Und damals war auch Hamburg zu seiner Heimat geworden.

Er war hingekommen, ein Verbannter, Geächteter, Verarmter, körperlich und seelisch zerrüttet -- und hatte hier eine heiße, tiefe, ewige Liebe und grandiose, alle Tiefen aufwühlende Eindrücke erhalten. Nein, er würde, wie von Ella Stella, auch von Hamburg niemals lassen können. Sein bestes Bild, es hing doch schon wieder in Christiania, der reiche Brauer Jacobson hatte es erworben, verdankte er der Seuche und seine tiefsten Gedichte, „Würgengel“. Sein Talent, sein Genie gingen eben nur auf das Größte, Erschütterndste. Darin wuchsen sie und bezwangen, faßten das, woran kleinere Geister erlahmten.

Des Morgens stellte er sich damals stets an das Eintrittsthor von Eppendorf und zählte die ankommenden Krankenwagen. Oder er ging in die Leichenhäuser, wo die Leichen nackt, bergehoch und unagnoszirt über einander lagen, aufgedunsen, mit schwarzen und blauen Flecken auf den gelben, geschwollenen Bäuchen.

Und er stand mit vorquellenden Augen und suchte. Was er suchte, jagte er nicht.

Es war wohl dasselbe, was er schon als Kind gesucht, da er sich die Wasserratten über die bloßen Füße laufen ließ -- das Grauen -- die Emotion.

Und eines Morgens -- alle Beerdigungen nachts konnten nicht mehr bewältigt werden, er hatte sich gerade in die temporäre Totengräberliste einschreiben lassen -- eines Morgens sah er das Bild, das er dann zu Hause, tief erschüttert, niebernd und doch wonnig durchgraut, auf die Leinwand warf -- auf einem Berg nackter Leichen jeden Alters und Geschlechts, der entseelte Körper einer schönen jungen Frau in rotem, ausgeschnittenem Atlaskleid, dessen Zenerichleppe wie ein höhnenndes Flammenzeichen über all den nackten Greuel herniederhing, gerade in den offen gebliebenen Mund eines mit verglasten Augen empor glohenden Greises.

Und aus diesem Berg von Menschenelend hatte er jetzt einen Seufzer gehört. -- So waren sie nicht einmal alle tot, so wurden sie hier über einander gewälzt --

Tote und Sterbende -- eine breite Berewesungslache ließ seine Füße straucheln, als er zitternd entfloß.

Aber sein Bild wurde gut -- er malte daran wie im Fieber. Es war wie mit der Nello hingehauen, aber es lag ein gewaltiger Protest darin -- eine flammende Leidenschaft. Und dem Cyklus „Würgengel“ waren neue Gedichte gefolgt, „Dunkeltammer“, mit dem Motto:

Das Leben ist die große Dunkeltammer,
In der das Einzelschicksal sich entwickelt
Zum Konterfei von allem Menschenjammer.

Ja, niemals früher war er so produktiv gewesen, fühlte er so, daß er alle Tiefen in sich ausschöpfte und immer köstlichere Perlen heraufholte.

Er brauchte große Schicksale -- er war ein Ausnahmemensch. Aber immer in aller Aufregung fühlte er doch wieder, daß Boccaccio recht hatte -- allem Grausen von außen mußte die Orgie der Sinne beigelegt werden -- das Weib, das er so wahnsinnig liebte, mußte er nun endlich besitzen. Und als ihm das klar wurde, immer unabweisbarer sich an ihn herandrängte, seinen Schlaf raubte und seine Nerven, die schon überstrafft gespannten, fast zum Reißen brachte -- da stürzte er zu ihr, seiner Ella Stella, und forderte fast brutal das Recht seiner Liebe, um das er sich so lang von ihr hatte betrügen lassen. -- Da aber zeigte sich's, welch ein Weib sie war, welch ein großes, herrliches, und war doch nur ein einfaches Kind aus dem Volke. Sie nahm ihn ganz ruhig, mit kühlen Händen und führte ihn vor den Spiegel. Er erschrak selber vor dem stieren Blick seiner blutunterlaufenen Augen.

„Und einen solchen Mann soll ich lieben, einen Mann, so gemein wie alle, alle anderen. Will das nicht ein jeder, ist das nicht das geheime oder offene Ziel von König oder Bettler? Du aber, dein Genies, ihr steigt höher. Wir beide sind zu anderem berufen -- wir wollen der Welt zeigen, daß es eine Liebe gibt -- so hoch, so herrlich, so wunderbar wie noch keine vordem -- die von Lars Wormann und Ella Stella.“

Da sank er bewundernd und beschämt auf die Kniee. „Wie die von Abälard und Héloïse“ murmelte er und nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und küßte ihre Schuhe. Ja, sie war anbetungswürdig, das Weib in seiner Vollendung. Und so war's geblieben, von damals bis heute; unwillkürlich jensezte er, ohne es zu bemerken, wie Abälard und Héloïse. Das glorreichste Liebespaar, das jemals gelebt -- er kannte wohl kaum die Ergebnisse der Geschichtsforschung darüber, nur ihr Grabmal in Paris stand ihm vor Augen -- sie, Stella, hatte ihn ja nun gelehrt, welches irdische Glück auf Erden das reinste und höchste sei. Die Seelenfreundschaft eines solchen Weibes. Und dann, als die Cholera etwas nachgelassen, Ende September, waren sie noch nach Neuwerk gegangen. Dort hatte er sein Bild „Cholera“ beendet, „Würgengel“ und „Dunkeltammer“ druckreif gemacht und die weißen Wellen um den nassen Leib seiner Ella Stella sich schmiegen sehen. Es war die glücklichste Zeit seines Lebens. Und dann war's immer so weiter gegangen. Seine Liebe zu ihr ward täglich

geläuterter, reiner. Sie nahm immer mehr Besitz von ihm. Jede Woche fast erhielt sie einen Heiratsantrag, sie lehnte alles ab, sie liebte nur ihn und gehörte nur ihm — im Geiste. Und sie war merkwürdig streng und merkwürdig verständnisvoll! Wo sie nur das alles her hatte! Sie litt nicht, daß er ein nicht auf der Höhe stehendes Bild, ein unreifes Gedicht herausgab, ihr Liebster sollte steigen, steigen -- die Welt durch sein Genie noch zu seinen Füßen zwingen.

Für „Cholera“ hatte ihm Brauer Jacobson einen hohen Preis bezahlt, die Gedichte erlebten eine Auflage nach der andern. Aber wenn er auch kein Geld gehabt, er lebte ja jetzt so einfach und bedürfnislos, sie hätte ihm welches gegeben, sie hatte immer Geld, trotz ihrer geschmackvollen Kleidung. Sie verstand eben alles, sie war eben ein Ideal. Nachdem er alles, alles, im Leben an Schmerz, Verzweiflung, Jammer und Weh durchgekostet, durfte er schließlich sie noch finden. Ja, er hatte trotz allem Glück, ein großes, unverdientes -- nie ganz zu würdigendes. Man könnte fromm und gottgläubig darüber werden. Und sie, ihr Einfluß allein, hatte ihn stark, menschenwürdig, gesund und berühmt gemacht. Die Röte stieg ihm ins Gesicht beim Gedanken an den brutalen, unerhörten Auftritt von damals, als er sie zwingen wollte -- er sie -- die Hohe, die Reine, ihn zu lieben wie ein Mädchen aus dem ersten besten Freudenhaus, ihn zu lieben wie ein Tier. O, seine Héloïse! Sein Stern -- sein Stern! Sein alles! Wie würde sein Leben sich nun fernerhin so herrlich gestalten, was alles würde sein Genie ihm noch eingeben, an der Seite dieses Weibes! Wie hatten sich doch all die Aerzte in ihm getäuscht, die ihm unheilbaren Wahnsinn prophezeit, bei der krankhaften Reizbarkeit seiner Nerventlavatur, und all den Gefühl- und Gedankenorgien, die er ihr zumutete! Wie stark, gesund und glücklich war er nun! -- Eine Bewegung in der Menschenmenge unter ihm brachte ihn in die Gegenwart. Da unten lief man umher und suchte seine Koffer und Mäntel, zahlte die Stewards, hantirte wie ein aufgeschreckter Ameisenichwarm. Er blickte um sich. Ja ja! da war schon Sagebiels Etablissement im grünen Blaukese. In kurzem war der Dampfer in St. Pauli. Schon flogen die Willen mit den Teppichgärten dem Auge vorüber. Er mußte ja noch seine Handtasche ergattern, sein Malzeug und der Karton mit der Möwengarnitur, die er seiner Freundin von dem dummen Ausflug mitgebracht, mußte auch noch verzollt werden. Auf dem Borderdeck traten ein paar Herren an ihn heran, freuten sich, seine Bekanntschaft gemacht zu haben, schüttelten ihm herzlich die Hand, das Ende der schönen Tage bedauernd, ein gerührtes Wiedersehen erhoffend. Lars war wieder ganz der elegante Weltmann mit den zwar nicht weißen, aber doch rosa höflichen Manschetten, scherzte mit den Damen, denen er galante Phrasen zum Abschied schenkte und dafür, daß er sich den ganzen Nachmittag vor ihnen gedrückt hatte. Alles war entzückt von ihm und von einander.

Die Zollrevision dauerte eine Weile. Als er zurückkam, waren schon die meisten Bekannten verschwunden -- gottlob. Er winkte der letzten Droschke,

die anderen verschwanden schon alle mit ihren aufgeregten Ansassen wie schwarze Mücken in der Ferne. „Gilbeck, Langgasse 21.“ Der Ruscher setzte sich in Trab.

„Gottlob, nun hab' ich wieder Ruh' und Frieden und sie, sie, sie! Halt — ich könnt' die Mäowenfachen im Vorüberfahren bei ihr abgeben. Es ist zwar gleich neun aber ich will ja nicht herein zu ihr, das schickt sich nicht für Abälard.“ Sie führen jetzt durch die Hauptstraße von St. Pauli. Bei Nr. 13 tippte er den Ruscher auf die Schulter. — „Einen Augenblick, Freund, ich komme gleich wieder.“ — Und er nahm den Mäowenkarton, nachdem er flüchtig ihre Fenster überflogen. Aus einer Spalte des Schlafzimmererkers schimmerte gedämpftes Licht — draußen war's noch ganz hell. Flint stiegen seine langen Beine die Treppen empor — wie ein Primaner, drei Stufen auf einmal nehmend. Er riß an der Klingel. Im Flur war schon Licht. „Guten Abend, Rosa,“ sagte er freundlich zu dem ihn entgeistert anstarrenden Mädchen — „geben Sie das gleich jetzt dem Fräulein und sagen Sie“ — er hielt entsetzt inne, er hatte am Kleiderrechen einen Offiziershelm und Säbel bemerkt. „Was ist . . .“ — Ein lautes Gelächter aus Ella Stellas Schlafzimmer unterbrach ihn abermals — dann eine Männerstimme: „Still Ella, wenn das Mädchen hörte.“ — Kreidebleich lehnte er an der Wand, — Rosa hatte in der Verwirrung, im Entsetzen, ihm die Thür wieder vor der Naie zugeschlagen — da stand nun Abälard in dem dunkelnden Treppenhaus. Er konnte nichts denken — nichts — er hörte nur, sah nur — oh! —

Der Portier kam, die Treppenlampen zu entzünden, sah erstaunt auf des Fräuleins „Freund“, wie ihn alle im Hause nannten. Da er keine Antwort auf sein höfliches „Guten Abend“ erhielt, ging er verächtlich an ihm vorbei. Nach ein paar Stunden sah er den Herrn noch immer dort stehen — als er ihn nun fragte, ob ihm nicht wohl sei, ging er antwortlos, mit harten, kleinen Schritten die Treppe hinunter. Er ging weiter, immer weiter, er wußte nicht, wohin, er ging immer zu. Am Stufenfang klopfte ihm ein Schutzmann auf die Schulter. „Was haben Sie vor, Herr, weshalb stehen Sie hier und starren vor sich hin?“ Und er ging wieder weiter, weiter, er wußte nichts von sich, nur immer gehen, gehen, bis die Kräfte versagen. — In den kleinen Zwielen trat hier und da ein Mädchen an ihn heran, — sein leerer Blick ließ das Flüstern auf ihren Lippen verstummen und sie selber mit einem Schauer von ihm eilen. Er ging und ging und ging. Eine herrliche, sternklare Julinacht. Aus allen Vorgärten der Außenstadt dufteten die Rosen — auf der Lombardsbrücke schwellen die Duftwellen der Lindenblüte fast bis zur Betäubung, wie tausend Glühwürmer strahlten die Lichter um die Mitterbassins Lars ging und ging, wie ein Kreisler, wie ein Automat. „Stillstehen bringt Wahnsinn,“ sagte er immer, und er ging und ging und ging.

Stunde um Stunde verrann, die Sterne bleichen und die Luft wehte kühler. Dann kam rothgolden die Sonne aus dem violetten Frühdunst — Lars ging und ging und ging — Brücken und Zwielen, Plätze und Alleen, Postets und

baumbeplanzte Straßen, Häfen und öffentliche Gebäude, alles in buntem Wechsel, immer wieder — Lars ging und ging und ging.

Die Zunge klebte ihm am Gaumen, die Kniee zitterten — er ging und ging und ging. Um 9 Uhr früh sank er an der Schwelle seiner Wohnung in Gilbeck ohnmächtig zusammen. Seine gute Hauswirthin, die am Abend vorher schon dem Kutcher die Sachen abgenommen und ihn bezahlt hatte, der ruhig nach der ihm aufgegebenen Adresse gefahren war, da der Herr nicht wieder kam, hatte sich die Nacht schon allerhand Gedanken gemacht und war nun so entsetzt über Herrn Mormanns Aussehen, daß, nachdem sie ihn mit Hilfe ihres Flurnachbarn aufs Bett getragen, sie sofort selber zu dem Arzt lief, der ihn in seiner früheren schweren Krankheit behandelt. Als sie zurückkam, war Lars noch immer besinnungslos. Der Arzt, der bald dazu kam, meinte, die Ohnmacht sei in Schlaf übergegangen, er habe wohl eine starke, gemüthliche Aufregung gehabt, man solle ihn ruhig schlafen lassen. Zweimal noch kam er während der nächsten vierundzwanzig Stunden und fand ihn immer noch in seinem todähnlichen Schlaf. Doktor Steinfeld ward unruhig, er kannte die überreizte Konstitution des Schlafers, sollte sich da irgend etwas Furchtbares vorbereiten? — — Als er das drittemal kam und leise die Thür aufklickte, grinste ihn ein fremdes Gesicht mit blöden Augen seelenlos an. „Hunger, Essen!“ und immer wieder: „Hunger — Essen!“ Die Wirthin brachte Thee und Brot. — Lars stürzte sich darüber wie ein Tier. Als er fertig war, wollte er noch mehr. Er war nicht zu befriedigen. Und dann stellte er sich vor den Spiegel und grinste sich an und rieb mit dem linken Zeigefinger in seinem Haar, — zupfte an dem rosa Hemdtragen, durch Stunden, bis er wieder essen wollte und, nachdem er zu essen erhalten, das Fleisch mit den Händen zerriß, es hinabwürgend wie ein Hund.

Der Arzt, der ihn immerwährend beobachtet hatte, all seine anderen Pflichten hintansetzend, wandte sich erschüttert zum Gehen.

„Blödsinnig.“ — sagte er zu der besorgten Wirthin, „und wahrscheinlich unheilbar — ein ganz seltener Fall — ich will sofort meine Aufnahme in die Irrenanstalt vermitteln.“

Drunten aber piffte er ganz schwermüthig die Melodie von der Glanznummer des Sternes von St. Pauli:

„Ach, wie läßt sich's wohl erweisen,
Ob von seinem eig'nen Selbst er
Nicht das Eigenste vergessen!“

Die Literatur der alten Aegypter.¹⁾

Von

Georg Ebers.

Die Lebenden haben im alten Aegypten der Wissbegier der späteren Geschlechter wenig, die Toten mancherlei hinterlassen. Aber es ist doch nur von verschwindend geringem Umfang, wenn wir es mit dem einst Vorhandenen vergleichen. Wahrscheinlich übertreibt Jamblichus, wenn er von 20 000 hermetischen Büchern spricht, die die Aegypter besessen hätten; zwar können wir uns keine Vorstellung von dem Umfang der berühmten Reichsbibliothek bilden, die ihr Begründer Ramses II. im Nameisseeum zu Theben unterbrachte und „Heilanstalt für die Seele“ nannte, zwar wissen wir nicht, wie viele unter den 400 000 Rollen, die die Ptolemäer in der von Philadelphus gegründeten Bibliothek, die sich an das Museum zu Alexandria schloß, und in der Bücherei des Serapeums daselbst zusammenbrachten, zur Literatur der Aegypter gehörten; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß Tausende von Werken aus der Pharaonenzeit unwiederbringlich verloren gingen. Was davon auf uns kam, ist eine keineswegs imposante Menge von zufällig geretteten Stücken, die noch dazu zum größten Teile einen und denselben Gegenstand behandeln; denn die meisten gehören zu der Kategorie des sogenannten „Totenbuches“, das in verschiedener Form und Fassung dem Verstorbenen, dessen Mittel ihm erlaubten, sich ein Exemplar herstellen zu lassen, als Wegweiser und Gedächtnisstütze auf der Fahrt durch die andere Welt mit ins Grab gegeben wurde.

Sehen wir von diesen Totenbüchern ab, so ist die Zahl der an Inhalt verschiedenen erhaltenen Bücher eine geringe. Es wäre darum niemand berechtigt, aus dieser verstümmelten Klaue auf den Löwen, aus diesem beschädigten Blättchen auf die gesamte Pflanze zu schließen, wenn in Aegypten die auf dem gleichen Gebiete erwachsenen Weisheitsprodukte sich einander nicht so ähnlich sähen wie die nur an Güte und Größe verschiedenen Früchte eines Obstbaumes. So genügt denn das gerettete Material, um sich eine zutreffende Vorstellung von den der gesamten Literatur der Aegypter eigenen Vorzügen und Schwächen zu bilden.

Auf jene werden wir zurückzukommen haben, diese (die Schwächen) sind auf der Besonderheit des ägyptischen Wesens begründet, die wiederum aus der eigenartigen Natur des Landes erwuchs, das dem historischen Leben des Pharaonenvolkes zum Schauplatz diente.

Sicherlich dankt die Welt keinem andern Volke so viel Neues wie den Aegyptern. Auf den meisten Gebieten der Kunst und des Wissens durften sie sich als Erfinder und Entdecker bewähren, und geradezu glänzend sind die Au-

¹⁾ Von der Behandlung der wissenschaftlichen Werke, soweit sie nicht religiöser Natur sind, hat abgesehen werden müssen.

läufe, womit wir sie jede neue Erwerbung, die ihrer eigenartigen Kultur und damit auch der der gesamten Welt zu gute kam, bearbeiten sehen.

Der erste Griff gelingt ihnen in den meisten Fällen; beim Durchbilden und Vollenden versagt ihnen aber gewöhnlich Wille und Vermögen. Sobald sie nach Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten so weit gelangt waren, daß ihnen das eigene Werk zusagte, das ja allerdings in den ersten Jahrtausenden ihrer Entwicklung bei den anderen, weit hinter ihnen zurückstehenden Völkern der Erde nicht seinesgleichen hatte, hielten sie es, schon weil es unübertroffen war, für unübertrefflich. Statt weiter zu streben, unterlagten sie sich die freie Fortbewegung und banden sich — aus Furcht vor dem Rückgang — an den Gipfel fest, den sie erreicht zu haben meinten.

Von dem ersten ihrem Geschmack völlig zusagenden Werke auf dem Gebiet der Kunst und Literatur abstrahirten sie Gesetze, denen sich jedes spätere Werk fügen mußte. Darum sehen die Skulpturen und Bilder, die dichterischen und gelehrten Arbeiten, die den ersten Musterstücken aus der frühesten Zeit folgen, diesen so ähnlich wie nur wenig abgeänderte Wiederholungen. Jede spätere Statue sieht der Bildsäule des Reichsgroßen Ty im Museum von el-Gise ähnlich, ohne sie zu übertreffen, jedes Reliefbild aus späterer Zeit zeigt trotz geringer Abweichungen die nämliche Vortragsweise wie die in den Mastaba¹⁾ der Großen aus der vierten bis sechsten Dynastie, und Aehnliches läßt sich auch von den Werken der Dichter, Schriftsteller und Gelehrten sagen, wenn diese auch im neuen Reiche etwas weiter von den Vorbildern aus dem alten und mittleren abweichen als die der Bildhauer und Maler.

Aber es ist nicht nur die Furcht vor dem Rückschreiten unter den angedeuteten Umständen, was diese Erscheinung erklärt, sondern besser noch die Natur des Landes, das die Ägypter umgab, mit ihren in seltener Gleichförmigkeit wiederkehrenden Erscheinungen. Regelmäßiger als die Ueberschwemmung mit ihrer Schwelle, ihrem Höhepunkt, ihrem leisen Fallen, neuen Anwachsen und endgiltigen Zurücktreten, als das Erscheinen und Verschwinden der Sonne an den nämlichen Punkten des arabischen und libyschen Gebirges, als der Eintritt der die Schiffe stromauf treibenden Winde, die schon dem Herodot bekannten Etesien bei Beginn des Winters, treten ähnliche Phänomene nirgends ein. Kein anderes Land darf darum mit gleichem Recht das der „regelmäßigen Wiederkehr“ oder der Wiederholung genannt werden, und dieser Umstand macht sich deutlich genug wie an dem gesamten Geistesleben der Ägypter, so auch an ihrer Literatur bemerkbar.

Keine historische oder religiöse Inschrift, kein Hymnus und keine Grabinschrift, keine Erzählung und kein wissenschaftliches Werk, in dem sich nicht Wiederholungen aus früheren verwandten Schriften finden. Was auf dem Boden der gleichen literarischen Kategorie an Einzelschöpfungen entsteht, gleicht den anderen, die auf dem nämlichen Gebiete erwachsen, wie jede Mumie, jede Palme, jede Gruft und Tempelanlage der zweiten und dritten.

¹⁾ Gräber in Freibau. Das arabische Wort bedeutet „Bau“.

Das Typische in der Natur des Landes drückt auch dem Geiste der Ägypter und ihrem literarischen Schaffen den Stempel auf. Selbst als in späterer Zeit besonders durch die Griechen Vollandeteres, als sie selbst je durchzubilden vermocht hatten, an den Nil kam, verschlossen sie sich dagegen. Ja nicht nur ihre Abneigung vor dem Fremden, sondern mehr noch die Furcht, den nationalen Typus sich selbst untreu werden zu sehen, war so groß, daß die priesterlichen Wächter über diese Dinge, sobald der Stil der Kunst und Literatur weiter, als es ihnen gut dünkte, von den alten Vorbildern abwich, sich beeilten, einem Vorgehänge, in dem sie keinen Fortschritt, sondern eine Verirrung sahen, Einhalt zu gebieten.

So kommt es, daß wir überall, wo wir bei anderen Völkern den Eintritt einer durchgreifenden Wandlung, ja einer mächtigen Reform in fortschreitendem Sinne erwarten dürften, bei den Ägyptern nur einer Rückkehr zu dem älteren Stil begegnen.

Das äußere der hieroglyphischen Denkmäler und der hieratischen Buchschrift erfährt nur leichte Veränderungen, bis im achten Jahrhundert v. Chr. das Demotische, neben dem jene, die es vereinfacht, dennoch fortbestehen, und das man besonders für den brieflichen und geschäftlichen Verkehr benutzt, eingeführt wird. Die Sprache wandelt sich dagegen in den verschiedenen Epochen. Die hieroglyphischen Texte halten an den alten Formen fest, während das Hieratische bald von ihnen abweicht. Es will sich nicht zu weit von der Volkssprache entfernen, die dem Demotischen dann zu Grunde gelegt wird.

Diesen Umständen ist es zuzuschreiben, daß sich trotz ihrer Dauer von mehr als vierzig Jahrhunderten sehr wohl von einer einzigen ägyptischen Literatur reden läßt. Dem Kenner ist es gegeben, die Zeit der Entstehung der einzelnen Schriftwerke zu bestimmen; dagegen würde es dem Laien, dem der gesamte schriftliche Nachlaß der Ägypter in vollendeten Uebersetzungen vorliegt, ebenso schwer fallen, die Erzeugnisse einer Periode der Literatur von den Werken einer andern zu unterscheiden, wie gegenüber guter Abbildungen von Skulpturen die Zeit der Entstehung einzelner Statuen zu bestimmen, die es dem Eingeweihten doch leicht festzustellen gelingt.

Halten wir nun eine Ueberschau über die gesamte erhaltene ägyptische Literatur, so erkennen wir zunächst, daß es kaum eine Regung des geistigen Lebens gibt, das nicht in einem oder dem andern Werke Berücksichtigung fände.

Auf dem Gebiete der Poesie, die bei den Ägyptern, wie bei allen kindlichen Völkern der Prosa vorangeht, ist jede Gattung, mit Ausnahme der dramatischen, vertreten, da es nicht angeht, die vorhandenen schlichten Zwiegespräche „Dramen“ zu nennen.

Die Wissenschaft umfaßt theologische, astronomische, astrologische, magische, historische, chronologische und geographische, juristische, mathematische und medizinische Schriften. Philosophisches im eigentlichen Sinne des Wortes besitzen wir nicht; denn die Proben ägyptischer Spruchweisheit, die sich erhielten, verdienen diesen Namen ebenso wenig wie die magischen und theologischen Schriften.

Mit der Religion steht der Löwenpart der Literatur, die uns beschäftigt, in einem gewissen und zwar oft sehr engen Zusammenhang. Manche scheinbar durchaus weltliche Zweige der Wissenschaft werden uns auch nur durch Schriften bekannt, die zu den theologischen gehören. Von ihnen besitzen wir im vollen Sinne des Wortes tausendmal mehr als von jeder andern Gattung. Die Religion durchdrang eben das gesamte Leben der Ägypter, und ihr Pantheon bevölkerte eine Anzahl von Göttern, von denen jeder eine Einzelercheinung in der Natur oder eine Regung der Menschenseele personifizierte. Der Dienst der das Licht und seinen Kreislauf, der mit dem des Lebens verglichen wurde, darstellenden Götter, sowie der der Repräsentanten der Werdekräft in der Natur, führte dahin, jeden Abschnitt der Sonnen- und Mondbahn, jeden Teil des Jahres, die Schwelle des Nils und viele ähnliche Erscheinungen mit in den Kreis der theologischen Betrachtung zu ziehen. So kam es endlich dahin, daß jede Stunde des Tages und der Nacht, jeder Monat des Jahres einer besonderen Gottheit zugeschrieben wurde und das ewige Kalendarium des gestirnten Himmels nicht nur dazu dienen mußte, für den bürgerlichen Gebrauch den Tag vom Tag, den Monat vom Monat und das Jahr vom Jahre zu sondern, sondern allem voran, um die Feste und die Termine für die Einlieferung der Opfergaben festzustellen und in Einklang mit den zu feiernden Naturerscheinungen und den mit ihnen sinnreich verbundenen mythologischen Ereignissen zu halten.

Da auch die Ägypter — und sie vielleicht vor allen anderen Völkern — einen bestimmenden Zusammenhang der Bahnen der Gestirne mit dem Laufe des menschlichen Lebens annahmen, beschäftigten sich die Horoskopener oder Stundensehner auf den Observatorien der Tempel mit Astrologie, und wenn sich auch keine dieser Wissenschaft gewidmeten Schriften erhielten, besitzen wir doch neben einigen an den Plafonds der Tempel und Königsgräber angebrachten Konstellationen und mehreren Festkalendern auch einen bekannten Text, der von jedem einzelnen Tage des Jahres aus sagt, ob er dem Menschen zum Glück oder Unglück gedeihe. Gewisse Zeichen geben an, ob er heilbringend sei oder schädlich, halb ungünstig oder günstig. Einzelne Vorfälle aus der Göttergeschichte motiviren die Qualität des Tages. So gehört denn zur Religion neben der wissenschaftlichen Astronomie, der Kalenderkunde und Chronologie die Astrologie und nicht in letzter Reihe die Magie.

Zwar war, wie etliche Papyri (besonders Pap. Lec und Kollin) lehren, die Zauberei im gemeinen Sinne ein schwer zu ahndendes Verbrechen; die Magie aber gehörte als integrierender Teil zur Theologie. Wagt es für strafbar, durch Liebestränke zärtliche Leidenschaft zu erwecken oder aus der Ferne einen Feind zu verderben, so stand es dem Diener der Gottheit nicht nur zu, sondern war seine Pflicht, mit magischer Kraft auf Götter und Dämonen zu wirken. Diese aber hatten Gehorsam zu leisten, wenn der Beschwörer das „rechte Wort“ kannte und brauchte. Aus den alten Pyramidentexten geht hervor, daß die Priesterchaft in jener frühen Zeit nicht nur glaubte, durch Opfer und Gebet die Himmlischen günstig stimmen zu können, sondern sich auch die Macht zuschrieb,

durch Darbringungen und unwiderstehlich mächtige Formeln sie zu zwingen, ihren Vorschriften Folge zu leisten. Auch das Totenbuch, dessen zahlreich erhaltene Exemplare weitaus den größten Teil der altägyptischen Literatur ausmachen, soll nicht nur den Weg durch die andere Welt weisen, sondern auch den Verstorbene die magischen Formeln und Worte ins Gedächtnis zurückrufen, denen die Macht zugeschrieben wurde, Miegel zu sprengen, Thore zu öffnen, Hindernisse zu überwinden, feindliche Dämonen, Wächter und Ungetüme gefügig zu machen und die Gunst der Unsterblichen zu erzwingen. Bei der Recitation dieser Beschwörungen und Gebete kam es nicht nur darauf an, kein Wort zu vergessen oder zu verstümmeln, sondern auch es mit der rechten Betonung zu gebrauchen. Der durch das Urtheil des Osiris und seiner Weisiger von den 42 schwersten Sünden freigesprochene und zur Apotheose, das heißt zur Vergöttlichung und zum Einswerden mit Osiris oder anderen hohen Göttern, zugelassene Verstorbene wird darum auch Macheru, das heißt der recht oder richtig Redende, genannt. Das Schwert und der Schild des rechten Wortes machte den aus diesem Leben Geschiedenen zum Triumphator über seine Feinde. Als ein „richtig Redender“ war es ihm vergönnt, in jener Welt jede Gestalt anzunehmen, die er begehrte, aller Freuden zu genießen, die er auf Erden geliebt, und endlich nach der Apotheose mit teil zu haben an der Ewigkeit und der Herrschermacht des Gottes, mit dem er eins geworden war. Als Unsterblicher durfte er dann in der Sonnenbarke, selbst leuchtend, den Himmelsozean befahren, um die Welt zu erhellen. Auch auf die Erde zurückzukehren, war der Seele dessen, der über das rechte Wort verfügte, gestattet. Zu diesem Zwecke galt es, den Ka, das heißt die Erscheinungsform, zu erhalten, die den einen Menschen vom andern unterscheidet, und dies geschah, indem man die Leiche durch die Einbalsamirung zwang, die Gestalt des Lebenden zu bewahren, durch das Anbringen des Porträts des Verstorbenen an den Sarg oder die Mumie oder auch durch die Aufstellung der Statue des Dahingegangenen in der Gruft. Diese dem Lebenden ähnlichen Gebilde überzog der Ka wie die Haut den Körper. An sie geheftet, stand er für die Seele bereit, sich in ihn zu kleiden und in der Gestalt, die sie auf Erden trug, sich dahin zu wenden, wohin sie begehrte.

Das alles entnehmen wir den Gräbern und dem Totenbuche, dem wir uns, als dem wichtigsten Werke der gesamten und besonders der theologischen Literatur der Aegypter, zuerst zuzuwenden haben.

Es besteht aus einer langen Reihe von Schriften, die sich sämtlich mit dem Schicksal des Menschen nach dem Tode beschäftigen. Die ältesten finden sich im Innern einiger Pyramiden, auf alten Sarkophagen und an den Wänden einiger Gräfte. Erst später schreibt man sie auf Papyrus. In Theben beginnt man sie im Anfang des neuen Reichs zu sammeln und stellt Bücher, die dem Verstorbene ins Grab folgen, her, die sehr viele und, wo es angeht, wenigstens die wichtigsten der beiden großen Hauptabschnitte umfassen. Doch wie „der Hirte des Hermas“ und ähnliche Bücher in biblischem Ton keine Aufnahme in den Canon der heiligen Schriften fanden, gab es eine Reihe von Texten wie das

Buch vom Atmen, das Buch vom Durchwandeln der Ewigkeit und das von dem, was sich in der Duat, das heißt in jener Welt, befindet, den Text vom Lobe des Ka in der Amenthes etc., denen die Aufnahme in das Totenbuch verjagt blieb und die dennoch auf den Sarkophag oder die Wand der Gruft geschrieben oder auch, die Blätter eines Papyrus bedeckend, der Mumie in den Sarg gelegt oder in eine hölzerne Osirisfigur gethan wurden, die man dem Abgeschiedenen mit ins Grab gab. Andere Kapitel aus dem Totenbuche benützte man, um gewisse funerräre Gegenstände oder Amulette, auf die sie sich bezogen, damit zu bedecken. Das wichtige siebenzehnte wurde in alter Zeit mit Vorliebe benützt, um es auf den Sarkophag zu schreiben. Das sechste setzte man auf die kleinen Uchebti genannten mumienförmigen Figuren mit Hacke und Pflug in den Händen und mit einem Saatbeutel am Rücken, denen man die Aufgabe zuerteilte, den Verstorbenen die Arbeit des Säens und Erntens in jener Welt abzunehmen. Mit einem dem Herzen gewidmeten Kapitel beschrieb man gern die untere Fläche der Nachbildung eines Scarabäus, die man der Leiche an Stelle des Herzens in den Leib steckte und so weiter.

Unter den Pharaonen der 18. und 26. Dynastie wurden besonders vollständige Exemplare des Totenbuchs geschrieben; aber auch in der Zeit der letzteren, die das Älteste mit Vorliebe berücksichtigte, kam es zu keinem kanonischen Abschluß dieses merkwürdigen Wertes. Die besten Exemplare scheinen vielmehr, wie Maspero richtig bemerkt, auf gute und vollständige zurückzugehen, die sich in der Hand der Leichenbestatter von Theben befanden, eine Zunft von Geschäftsleuten, denen die Besorgung des gesamten pompe funèbre an einzelnen Orten oder in besonderen Quartieren der großen Städte als Monopol zustand.¹⁾

Troydem enthält das Totenbuch eine ziemlich erschöpfende Darstellung der Schicksale des Verstorbenen in jener Welt. Verbindet man seinen Inhalt mit dem der anderen Schriften, die sich auf den gleichen Stoff beziehen und von denen wir nur die Texte an den Wänden der Königsgräber in Theben erwähnen, die das Schicksal der Seele des Pharaos behandeln, so ergibt sich ein Bild der Götterlehre und des Unsterblichkeitsglaubens der Ägypter, das weit weniger an Unvollständigkeit, als an verwirrender Ueberladung leidet.

Wie nämlich die einzelnen Gaue oder Nomen Ägyptens in politischer Hinsicht ein oft feindlicher Partikularismus trennte, so wurde auch in den ver-

¹⁾ Da viele Papyri mit Totenbuchtexten auf Vorrat hergestellt und erst später mit den Namen derer versehen wurden, die sich ihrer bedienen sollten, und die Schreiber dazu wußten, daß ihre Kopien bei der Mumie im Grabe verschwinden würden, sorgten sie selten für volle Genauigkeit. Es stellte sich darum für uns die Notwendigkeit heraus, den Text von Fehlern zu säubern. Eine Vergleichung der vielen vorhandenen Exemplare machte dies bis zu einem gewissen Grade möglich: so nützlich aber auch die Berücksichtigung, die Lepsius den älteren Texten angedeihen ließ, und Navilles vortreffliche Zusammenstellung der thebanischen Texte und der Varianten, die sie enthalten, genannt werden muß, hat doch jeder neue Uebersetzer nach Vorgang des Engländers Le Page Renouf den Text, dem er seine Aufmerksamkeit zuwendet, neu mit den besten anderen zu vergleichen.

schiedenen Haupttempeln nicht nur das Wesen der einzelnen Götter, sondern auch das Schicksal der Seele im Jenseits in besonderer Weise aufgefaßt, und manche Lehre, die in Abydos gültig war, finden wir zu Memphis, Heliopolis, Theben oder in den Heiligtümern am ersten Katarakt in ganz anderer, ja bisweilen jener widersprechenden Form wieder. Die Strahlen dieses — wenn der Ausdruck erlaubt ist — „Provinzialglaubens“ in einen Brennpunkt zusammenzufassen, aus diesen Sonderlehren und Dogmen ein klares, für das ganze Aegypten gültiges Bild zu gestalten, ist noch nicht gelungen und wird niemals glücken, wogegen es jetzt schon möglich wäre, das Gottesbewußtsein mancher einzelnen Tempelgenossenschaft zusammenzufassen.

Die Wandlungen, die das religiöse Bewußtsein im Laufe der Jahrtausende erfuhr, sind indes auch vielfach erkennbar, obgleich die religiösen Anschauungen der Aegypter nicht wie ein Bambusstab von Knoten zu Knoten oder wie eine Tanne von Ring zu Ring heramwachsen, sondern sich nur vergrößerten und verdichteten, wie der Wald, in dem ein Baum neben dem andern und zwischen den großen Stämmen eine Unzahl von Pflanzen erwächst.

Durch dies Gestrüpp den Weg zu finden, fällt schwer: denn der Forst, den es zu durchschreiten gilt, ist stets von dichtem Nebel umwoben. Wir meinen damit die dunkle Form, in der es die ägyptische Priesterchaft liebt, den Glaubenssätzen in bilderreicher Rede Ausdruck zu geben. Sehen wir von dem ethischen Teile der Religion oder den Mythen ab, so finden wir wenige Sätze, die nicht durch Allegorien, Metaphern und Anspielungen verschleiert würden, deren vollen Sinn nur die Eingeweihten, zu denen wir nicht gehören, verstanden.¹⁾

In der Versicherung, die das hundertundfünfundzwanzigste Kapitel des Totenbuches enthält, die 42 schwersten Sünden, unter denen sich auch die meisten der im mosaischen Gesetze verbotenen befinden, nicht begangen zu haben, werden die einzelnen Vergehen mit klaren, nur ausnahmsweise mehrdeutigen Worten genannt. Häufig wiederkehrende Gebote, wie das, den Hungerigen zu speisen, den Durstigen zu tränken, den Nackten zu kleiden, dem Nächsten sich freundlich zu erweisen, die Witwen zu beschützen und den Kleinen nicht weniger gütig als den Großen zu behandeln, werden deutlich und jedermann verständlich ausgesprochen, schon weil sie uns meistens in der Form einer Versicherung des Verstorbenen, der sich für ihre Befolgung Anerkennung zu erwerben wünscht, entgentreten.

Auders verhält es sich mit den Dogmen, deren tiefftes Wesen der Schreiber entweder selbst nicht verstand oder sie, um ihnen ein mystisches und darum in seinen Kreisen ehrwürdiges Ansehen zu geben, in dunkle und an Hinweisen auf uns unbekannt mythologische Vorgänge reiche Sätze kleidete.

Unsere lexikalischen und grammatischen Kenntnisse reichen hin, sie zutreffend zu übersetzen, aber selbst da, wo in dem wichtigen 17. Kapitel dem Hauptsatze mehrere Erklärungen folgen, bleibt uns mancherlei dunkel. Wir verstehen eben die Anspielungen nicht, an denen gerade diese Erläuterungen so reich sind. Wie

¹⁾ Der Schwierigkeiten, die die Unreinheit der Texte bietet, gedachten wir schon oben.

von späteren Generationen das „Qui panem in praesepe ecclesiae cibum fecisti fidelium“ aus einem alten Breviarium oder unser „der führet uns auf eine grüne Au“ leicht mißverstanden werden könnte, so stehen wir ratlos vielen dieser Erklärungen gegenüber. Die größte Schwierigkeit bereitet uns freilich der Umstand, daß sich sogar in dem nämlichen Buche die verschiedenen Auffassungen der einzelnen Priestergenossenschaften sorglos neben und durch einander verwendet finden. Dies gilt von der Kosmogonie an bis zur Götterlehre und bis zum Unsterblichkeitsglauben. Hier hören wir den Bildner Ptah, der mit dem Schmiedehammer das Weltenei öffnet, dort den Tum, der, bevor es noch einen Himmel, eine Erde, die Götter und Menschen gab, allein über dem Urgewässer schwebte, dort den am Katarakt heimischen, an der Töpferscheibe oder mit seinen Baugenossen thätigen Chnum, dort den Amon von Theben, in dessen Wejen eine spätere Schule die Kräfte und Eigenschaften aller übrigen Götter zusammenfaßt, als Schöpfer des Weltalls nennen.

Das Urgewässer Nu ist wie in der Lehre des Thales von Milet nach der am häufigsten wiederkehrenden Auffassung der Grund aller Dinge. Einsam weilt die schöpferische Kraft des Tum, des Waters der Götter, in dem feuchten Element. Als diese Kraft sich zu bethätigen beginnt, erscheint Schu, die bewegte Luft, und hebt den Ozean in die Höhe. Er stützt ihn samt seiner Unterlage, die den Himmel bildet, mit den Armen, während die Erde zu seinen Füßen sich zu einer runden Tafel verhärtet. Der Himmel gewinnt die Festigkeit einer ehernen Kuppel, und über sie hin fließt das von Schu aufwärts gehobene Naß, die Wasser der Höhe. Es gewinnt die Gestalt der Nut, der weiblichen Seite des Nu, und der Erdgott Deb wird zu ihrem Gemahl. Stets sind sie bestrebt, zu einander zu gelangen. Lang ausgestreckt erwartet sie der Erdengott, dem es verjagt ist, sich zu erheben, sie aber läßt sich zu ihm nieder und ruht auf ihm. Fest halten sich beide umschlungen, bis Schu sie wieder trennt und Nut zu ihrer Höhe zurückhebt. Aus ihrem Wunde entsteht die Sonne. Als Weib, das sich über die Erde beugt und sich mit Händen und Füßen auf den Boden stützt, wird Nut, der Himmelsozean, dargestellt. Sonne und Sterne befahren sie auf goldenen Barken.

Anderer Texte zeigen uns den ehernen Himmel mit Pfählen gestützt, die Horus von seinen Söhnen, den vier Totengenien, an den vier Kardinalpunkten der Welt aufstellen läßt. Wieder in anderen sehen wir Berge den Himmelsdom an eben diesen Punkten stützen, und in noch anderen die Nut in Gestalt einer Kuh, deren Peine an die Stelle der Pfähle des Himmels und an die der Hände und Füße der sich über die Erde beugenden Nut treten. Statt an dem Leibe der Göttin fahren die Gestirne nun auf dem Bauche der Kuh hin und her. So geht es weiter. Beschäftigen wir uns aber eingehender mit den Persönlichkeiten der einzelnen Götter, so finden wir, daß selbst die Genealogie der meisten nicht feststeht und man ein und denselben hier als den Bruder, dort als den Sohn des andern bezeichnet. Die verschiedenen Tempelgenossenschaften nehmen es sich sogar heraus, ihren Hauptgott, obgleich sie wenig dazu berechtigt, als Vater oder ihre Göttin als Mutter sämtlicher Götter zu bezeichnen.

In der Unsterblichkeitslehre tritt uns Aehnliches entgegen. Selbst die Frage, welchem Teile des menschlichen Wesens es beschieden sei, eines neuen und ewigen Lebens teilhaftig zu werden und unter welchen Umständen dies vor sich gehe, wird verschieden beantwortet. Allgemein und uralte ist der Glaube an den schon erwähnten Ka, den Doppelgänger des Individuums, mit und durch den die äußere Unterscheidungsform des Menschen erhalten blieb. Ein Volk, dessen Fürsten Pyramiden erbauten und dessen bevorzugte Bürger große Opfer nicht scheuten, um das Gedächtnis an ihre Existenz lebendig zu erhalten bis in ferne Zeiten, mußte notwendig der Hoffnung, in der sein Glaube gipfelte, eins zu werden mit der Gottheit, etwas wie den Ka gegenüberstellen. Wer das eigene Individuum so sorgsam vor dem Vergessenwerden schützte, konnte sich nicht ungetrübt des Gedankens freuen, mit Millionen verschmolzen ein Gott zu werden, und der Ka war es, der ihn vor der Preisgabe der eigenen Persönlichkeit schützte.

Was wir Geist und Seele nennen, sich unsichtbar zu denken, war dem Vorstellungsvermögen des Ägypters, der auch das rein Geistige ins Konkrete und das mit den Sinnen wahrnehmbare Bildliche umsetzte, unmöglich. Er dachte sich darum den unsterblichen Teil des Menschen, der sich nach dem Tode von dem zurückbleibenden Körper trennte, in faßlicher, doch recht verschiedenartiger Weise. Als Sperber mit dem Menschenkopfe entschwebt er der Leiche; in jener Welt tritt er uns bald als Kranich (ba), bald als schwarzer Schattenriß des nackten Menschen (chaybt), bald in derselben Bedeutung und mit demselben Namen als Fächer, bald in einer ähnlichen Auffassung als Biene, ein fliegenähnliches Insekt (abayt) und endlich als Wasservogel mit einem Federbusch am Kopfe, der Chu heißt und Lichtgeist bedeutet, entgegen. Was wir Geist und Gemüt nennen, wird mit dem Namen des Herzens ab zusammengefaßt. Ihm eignet auch das Vermögen, auf dem Gebiet des Sittlichen das Gute und Böse zu unterscheiden, und von seinem Gewicht auf der Wage der Totenrichter hängt das Schicksal des Verstorbenen in jener Welt ab. Er wohnt bei dieser Scene scheinbar selbst der Wägung bei und rechtfertigt sich auch in der Gestalt, die er auf Erden trug. Was wir für den Verstorbenen selbst halten, ist aber nur sein Ka, in den alles, was von irdischen Eigenschaften von ihm übrig blieb, sich hüllen darf. Diese kehren sämtlich zu ihm zurück, wenn das Urteil günstig ausfiel und es dem Verstorbenen gestattet wurde, „jede Gestalt anzunehmen, die er mag.“

Dieser Erlaubnis dankt die Mitteilung der Griechen von der Seelenwandlung bei den Ägyptern den Ursprung. In der That gibt es im Totenbuche besondere Kapitel, die von der Verwandlung der Seele, die sich dies Loos wählt, in verschiedene Geschöpfe, und darunter auch in den Phönixvogel und die Lotosblume, handeln.

Die Bedeutung der einzelnen den Menschen überlebenden unsterblichen Teile, deren wir gedachten, genau zu definieren, ist unmöglich; der Ägypter selbst dachte sich schwerlich die Seele als Kranich, als Schatten oder als Fächer. Er stellte sie nur so dar, weil der Name des Kranichs und Fächers, ba und chaybt, denen

der Seele und des Schattens entsprach. Daß der letztere, dessen der Ma bei seiner Rückkehr auf die Erde nicht entbehren konnte, weil sein Mangel doch aufgefallen wäre, so verschiedenartig aufgefaßt wurde, kann nicht überraschen. Das Schwebende versinnbildlicht am besten den körperlosen Geist, und so finden wir den Schatten oder die Seele des Verstorbenen auch bei anderen Völkern gern als fliegendes Insekt, ja auch als Schmetterling dargestellt. Viele Bilder zeigen neben der Mumie die Seele, die ihr als menschenköpfiger Sperber entschwebt; vielleicht aber glaubte man auch, daß sie den erkalteten Leib als Biene (abayt) verläßt. Wenigstens erhielt sich diese Anschauung unter den heutigen Ägyptern, und der arabische Philosoph Ghazali sagt: „Sie (die glückselige Seele) hat die Gestalt einer Biene und bewahrt dabei doch ihre menschliche Individualität.“

Die verdammte Seele verfällt höllischen Strafen, die am ausführlichsten in den Königsgräbern dargestellt werden und den Griechen, die die Strafen der Missethäter im Jenseits schildern, nicht fremd geblieben zu sein scheinen. Auch der Verfasser der neu gefundenen Petrus-Apokalypse muß die Unsterblichkeitslehre der Ägypter — wenn auch nur aus zweiten Quellen — doch wohl gekannt haben.

Es fehlt hier an Raum, zu zeigen, in wie verschiedener Weise man sich den Eintritt des Verstorbenen in die Unterwelt dachte. In ältester Zeit läßt ihn der Glaube eine Leiter benutzen, um in die hohe Region zu gelangen, auf der die Sonnenbarke, die er zu erreichen wünscht, dahinfährt. Nach späteren Texten fliegt die Seele gewöhnlich als Vogel zu der Spalte im Westberge von Abydos, die Einlaß in die andere Welt gewährt. Auch diese Vorstellung erhielt sich in der arabischen Sage vom Vogelberge und dem Bufirvogel. Endlich sucht sie in Gestalt des Ma mit dem Wanderstab in der Hand Einlaß in jene Welt zu gewinnen.

Mit ihr dies gelungen, so nimmt sie die Barke der nächtlichen Sonne auf, und das Totenbuch, das man ihr mitgab, hilft ihr die Hindernisse, deren wir gedachten, durch die magische Kraft des „rechten Wortes“ überwinden.

Nach einer Auffassung ist das Totenreich im Westen des libyischen Gebirges, nach einer andern auf verborgenen Inseln im nördlichen Delta und wieder nach einer andern in der Unterwelt gelegen. Hat Osiris ihr die Würde eines „richtig Redenden“ zuerkannt und sie die Wahl getroffen, die ihr dann freisteht, so darf sie als Osiris des göttlichen Moses teilhaftig werden, dessen wir schon gedachten. Der König erwartete — wie die Pharaonengrüfte zeigen — am Ziel der Wanderung eins mit dem Sonnengotte Ma zu werden, als dessen Sohn er auf Erden von seinem Weltenthron aus Ägypten beherrscht hatte. Der Unterthan begnügt sich meistens mit den Genüssen des Gefildes Aalu, die dieselben sind, die ihm auf Erden blühten; denn er freut sich dort der reich erwachsenden Saat und der Ernte, er sitzt unter einer Laube und läßt sich die Stirn von frischen Lüften fühlen, er angelt in fischreichen Gewässern, wenn er ein Liebhaber dieses Sportes gewesen war, er spielt das Brettspiel und liest ein schönes Buch.

Ein höchst nüchternes Paradies!

Und wie schwer erreichbar sind seine bescheidenen Freuden! — Die schon erwähnten Nischebifigurinen haben die Acker für den Verstorbenen zu bestellen. Das Saat Korn muß ihm in die Gruft gestellt werden. Hunger und Durst würden ihn plagen ohne die Opfer, die er seinem Ka und den Göttern jener Welt darzubringen vorschrieb und die er sich oft durch Stiftungsurkunden sichert, die einen interessanten Teil der juristischen Literatur bilden.

Selbst das Buch und das Brettspiel, dessen er sich zu bedienen wünschte, nahm der Verstorbene mit in die andere Welt.

Das alles spricht mit lauter Stimme gegen die Elevation des religiösen Bewußtseins der Ägypter, zumal wenn wir bedenken, daß ein großer Teil derer, denen der Pharao eine Leichenstele in die Gruft stellen ließ, die ihnen Totenopfer zusicherte, und daß die meisten unter den Verstorbenen, die oft schon bei Lebzeiten die eigene Statue für den Ka und eine Liste für die ihm zu spendenden Darbringungen im Grabe anbringen ließen, Priester, Gelehrte, Beamte und also wohlunterrichtete Männer aus den höchsten Lebenskreisen waren. Es beweist auch, daß das Kind des Volkes, der Arme und Sklave, der gar nichts beiaß, was er zu Gunsten des Fortlebens im Jenseits hätte ausgeben können, auf die Auferstehung und eine neue Existenz nach dem Tode verzichten mußte.

Die ägyptische Unsterblichkeit war eben nur für die Begüterten und — aus mancher Andeutung geht dies hervor — für die *rechiu*. das heißt die Gebildeten, vorhanden. Der vernachlässigte Geist der „Sinnenmenschen“, die man jenen gegenüberstellte, schien nicht dazu angethan, eins zu werden mit dem der Gottheit. Diesen Mühseligen und Belasteten — und es gab deren viele im alten Ägypten — war der Tod ohnehin eine Erlösung.

Die Engherzigkeit und Härte dieser Unsterblichkeitslehre, die der größeren Hälfte des Volkes die schönste der Hoffnungen absperrte, macht für sich allein den leidenschaftlichen Eifer erklärlich, mit dem der gemeine Mann in Ägypten sich dem neuen Christentum in die Arme warf, das ihm mit vollen Händen entgegenbrachte, was der heidnische Glaube ihm abgesprochen hatte.

(Schluß folgt.)



Das Fieberheilmittel Chinin.

Von

Carl Binz,

Professor an der Universität in Bonn.

I.

Es war ein furchtbarer Marich! Mein Esel blieb stecken — ich weiter . . . der Weg kam mir endlos vor. Ob ich mein Unternehmen durchsetzen werde? Ob ich gesund bleiben werde? Ob ich wieder heimkehren werde? Ob alle meine Hoffnungen scheitern gleich denen von Estar Vorhert? Diese Gedanken kamen mir so, als ich bis an den Leib im Wasser watete und mich allmählich ermatten fühlte. Endlich schimmerte ein Licht, und gegen 10 Uhr langte ich auf der Station an. W. gab mir sofort Cognac mit Thee, dann zu essen, 1 Gramm Chinin, und nun ins Bett. Am nächsten Tage war ich wieder munter.“

So schrieb 1893 Graf Schweinitz — derselbe, der 1892 bei dem Sturm auf die Lembe des Sultans Siffi schwer verwundet wurde -- in sein Tagebuch.¹⁾ Manchem Leser wird es wunderbarlich vorkommen, daß als Gastgeschenk zum Empfang auf der heimatlichen Station auch eine Gabe des bitteren Chinins bereit stand und daß der Ankömmling sie einreicht unter die freundlichen Dinge, wie Speise, Trank und Bett, also offenbar mit einem gewissen Gefühl des Behagens sie hinunter schluckte. Aber welche unentbehrliche Rolle das Chinin bei den tapferen Pfadfindern und Koloniatoren Afrikas spielt, darüber belehrt uns ein anderer klassischer Fall aus der Geschichte unserer jungen Kolonien. Major v. Wiszmann hatte den preußischen Stabsarzt Doktor Schmelztopf nach Afrika mitgenommen. Er starb bald den Heldentod. Mehrere Mitglieder eines kleinen Unternehmens wurden durch hohen Seegang auf einer sandbankähnlichen Insel festgehalten, entblößt von allem Schutz und Proviant. Doktor Schmelztopf, ein vorzüglicher Schwimmer, erbot sich, ihnen das Notwendigste für die heranziehende Nacht hinüber zu bringen, denn nur durch einen Schwimmer war das der ganzen Sachlage gemäß möglich. Alles band er wasserdicht an einen Gürtel, einige Gramm Chinin durften dabei nicht fehlen. Dann stürzte er sich in die Fluten, zerteilte sie anfangs mit kräftigem Arm, aber bald verloren die ängstlich nachspähenden Kameraden ihn aus den Augen. Das erregte Meer war mächtiger als sein tapferes Herz und seine Arme. Er kam nicht zur Sandbank und kehrte auch nicht zu den Kameraden zurück. Die er retten wollte, konnten am folgenden Morgen ihren Kahn zum Schiffe lenken.

Unentbehrlich wie Pulver und Blei ist für die Pioniere der Menschheit das Chinin. Es bekämpft einen unsichtbaren, aber nicht minder grimmigen Feind, als der es ist, dem die scharfe Wehr gilt. Mehr als die Pfeile der Wilden töten

¹⁾ Deutsche Kolonialzeitung 1892, S. 97.

die Malariafieber jene Pioniere. C. Schweinfurth erzählt, ohne zu übertreiben, könne man sagen, daß die Hälfte aller Afrikareisenden dem Fieber erliege. Von der Expedition des Frl. Tinne 1863 starben daran fünf europäische Mitglieder unter neun. Er selbst habe sich nur durch die tägliche Aufnahme von dreimal einem halben Gramm zwei Monate hindurch gesund halten können.¹⁾ H. Stanley berichtet: „Drei Fieberanfälle brachten mich um 7 Pfund Gewicht. Aber ich chinisirte mich durch und durch von der Frühdämmerung bis zum Sonnenuntergang; und am fünften Tage trat ich hinaus, bleich, schwach, zitternd, mit gelben Augen, klopfendem Herzen und klingenden Ohren, aber das Fieber war überwunden.“ Und an einer späteren Stelle sagt er so: „Wie der Blitz strömte diese kräftige Arznei durch meine Adern; ich fühlte ihre überwältigende Wirkung rasch über meine schwindenden Sinne schleichen“ . . . sodann vierundzwanzigstündiger Schlaf, Gebrochensein des Fiebers und langsame Genesung.²⁾ Unser Nachtigal nannte das Chinin den „größten Schatz für den in den tropischen Gegenden Reisenden.“³⁾

Alles das ist nur die Wiederholung alter Erfahrungen auf verwandten Gebieten. Als die Chinarinde, der das Chinin entstammt, bekannt und nach Europa gebracht wurde, war die Heimat unserer Vorfahren so verseucht, wie heute ein großer Teil von Afrika es ist. Städte und Land wurden alljährlich von bösen Fiebern heimgesucht; jene, weil unsäglicher Schmutz darin aufgehäuft war und rund um sie her in dem nassen Festungsgraben, der nirgends fehlte, Abfälle aller Art verfaulten; dieses, weil überall stehendes Wasser, austrocknende Sümpfe und unregelmäßige Bodenfeuchtigkeit allen Krankheitsregern eine bequeme Brutstätte bereiteten. Schien die heiße Sommer Sonne auf den Schmutz der Städte und auf die im seichten Wasser verwesenden Pflanzen des Landes, so schuf sie darin die Fiebergifte und verursachte jene vielgestaltigen Pestkrankheiten früherer Jahrhunderte, gegen die eine Hamburger Choleraepidemie vom Jahr 1892 ungeachtet ihrer Schrecken fast verschwindend erscheint.

Was die uns hier angehenden Malaria- oder Intermitteusfieber betrifft, so berichtet ein Schriftsteller⁴⁾ von 1578 über sie: „Ganz Europa ist von täglichen Fiebern geplagt, die meistens zu den intermittirenden gehören, aber nicht oft tödlich sind.“ Und noch aus unserer Zeit finden wir Schilderungen, die an die alte erinnern und uns die Ursachen unaufhörlicher Verseuchung klar vor Augen führen. So schrieb 1877 ein hervorragender Arzt aus der Kaiserstadt Aachen:⁵⁾ „Außer den vorher besprochenen besaß Aachen aber noch eine nicht unbedeutende Anzahl von Wassermassen, welche mehr als alle vorangehenden in Beziehung

1) C. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. 1874. I. 137 und 352.

2) H. Stanley, Through the dark continent. 1878. I. 245. — Der Congo u. s. w. 1885 I. 297. — E. Zintgraff, Nord-Kamerun, 1895, S. 443.

3) C. Nachtigal, Sahara und Sudan. 1879. I. 734.

4) J. Palmarius, De morbis contagiosis. Paris 1578. VII. 322.

5) H. de Ben, Die intermittirenden Fieber und verwandte Krankheitsformen in Aachen in den Jahren 1830—1865. Aachen 1877. S. 11.

zu Intermittens scheinen gestanden zu haben Die an denselben liegenden Mühlen und Gehöfte waren vor Jahrzehnten, zur Zeit, da Intermittens hier und in Burscheid herrschte, der fast unausgesetzte Sitz hartnäckiger und böser Intermittensfälle. Auch tritt der Wormbach bei starken Regengüssen auf seinem weiteren Verlauf häufig aus, überschwemmt die Ufer und setzt einen den Wiesenbauern sehr erwünschten, den zu Intermittens Disponirten aber sehr un-
bequemen übelriechenden Schlamm ab, welcher lange Jahre hindurch in diesem Gebiet die Malaria unterhalten, die auch gegenwärtig in den Landgemeinden der Wormufer noch keineswegs ganz ausgerottet ist. Ferner waren in früheren Jahrzehnten die alten Stadtgräben mit stagnirendem Wasser ausgefüllt und namentlich war an dem sehr von Intermittens heimgesuchten St. Adalbertsstift ein stagnirender Teich in den Parkanlagen vielfach als Quelle der Malaria beschuldigt.“

Das waren Ueberreste einer wüsten Vergangenheit; sie zeigen, wenn wir es nicht schon vorher wüßten, wie es damals überall aussah. Die Menschen tranken oft, weil ihr Brunnen durchweg mit irgend einem Fäulnißherde in Verbindung stand, ihre eigenen Exkremente, gemengt mit den Fäulnisprodukten der Pflanzenwelt; und wenn sie dann langsam hinsiechten oder zahlreich mit einemmale hinstarben wie die Fliegen an Herbsttagen, so thaten das die Zuchtrute Gottes oder die schlimmen brunnenvergiftenden Juden oder die noch schlimmeren Geister um und über uns.

„Berufe nicht die wohlbekannte Schar,
Die strömend sich im Dunstkreis überbreitet,
Dem Menschen tausendfältige Gefahr
Von allen Enden her bereitet.“

Diese Faustischen Worte dürfen wir heute auf die zahlreichen Erreger schwerer Volkskrankheiten anwenden, nur suchen wir die bösen Geister nicht mehr in der Luft, wenn wir auch zugeben, daß die Luft den einen oder andern weitertragen kann: wir suchen sie in den nassen Läufen und Schichten der Erdoberfläche, von wo aus sie in unser Trinkwasser geraten können; wir suchen sie in unseren Häusern, besonders in unseren Küchen und Vorratskammern, von wo aus sie unmittelbar in unseren Körper eingeschleppt werden; wir suchen sie in den Ausscheidungen des Menschen selbst. Unsichtbar sind sie für gewöhnlich, aber es sind keine Geister mehr. Wir erforschen ihr Wachstum und ihre Lebensweise, ihre Tücken und ihre Schwächen, und darum haben wir angefangen, ihrer Herr zu werden, und unsere Herrschaft über sie wächst von Jahr zu Jahr.

Das Kennenlernen der Chinarinde und ihrer Kraft, Fieberkrankheiten zu heilen, war darin die erste Etape. Vorher gab es kein nur halbwegs dafür zuverlässiges Verfahren. Zu Lima, der Hauptstadt von Peru, lag schwer an einem Malariafieber erkrankt die Gemahlin des spanischen Vizekönigs, die Gräfin Ana del Chinchon, aus dem altkastilischen Hause Djorio. Das war 1638. Der Corregidor von Logo in Ecuador, Don Juan Lopez de Canizares, sandte ihrem Arzte Juan de Vega eine ausreichende Menge gepulverter Rinde mit der

Verficherung, sie sei ein untrügliches Heilmittel gegen die einheimischen Fieber. Die Kranke nahm es und genas in nie gesehener Kürze. Im Jahre 1640 kehrte der Graf nach Spanien zurück, die Gräfin führte eine größere Menge der kostbaren Rinde mit und verteilte sie in ihrer kastilischen Heimat an Fieberkranke, wo heute noch das Andenken an die Wohlthäterin fortlebt. Sie war die erste, die Europa mit dem neuen Heilmittel beschenkte. Gräfinpulver, Pulvis Comitissae, nannte man es lange Zeit. Der Arzt de Vega war ebenfalls zurückgereist und hatte Chinarinde mitgenommen, die er in Sevilla das Pfund zu 100 Realen verkaufte.

In weitem Umfange verbreitet ward die Rinde durch die Jesuiten. Sie schickten davon, soviel sie konnten, nach ihrem Mutterhause in Rom, und von dort folgte sie dem weltumspannenden Orden überall. Jesuitenpulver, Pulvis patrum, wurde sie genannt. Viele Abhandlungen wurden darüber gedruckt. Ihr Ruhm stieg zu den Sternen oder lag auch unter den Füßen eifriger Gegner. Die Schmähung hatte Erfolg, und daran war zum Teil der hohe Preis schuld. Man gab die Rinde dem Kranken in zu kleinen Gaben, sie half dann nichts, und damit war ihr gänzlicher Unwert bewiesen. Oder es wurde unechte und verfälschte Rinde an Stelle der wirklichen verkauft. Auch der Widerwille gegen die damals schon so mächtigen Jesuiten, ließ die Chinarinde nicht aufkommen. Nur im Kirchenstaate hielt sich ihr Ansehen unverkümmert, und das hing wohl damit zusammen, daß ein ehemaliger Jesuit, der Cardinal de Lugo, für ihre Anerkennung und Verbreitung sehr thätig war. Auf seine Verwendung befahl der Papst Innocenz X., der von 1644 bis 1655 regierte, daß die neue Arznei genau untersucht werden sollte; und als sein erster Arzt das that und befundete, die Rinde sei ebenso unschädlich wie heilsam, da hatte wenigstens in Rom die Opposition der Aerzte und Laien ein Ende. 1649 wurde sie zugleich mit einer Gebrauchsanweisung in die amtliche Schedula medicorum romanorum aufgenommen.

Später erfolgte ihr durchschlagender Sieg in Paris, wo sie, wie es scheint, vollkommen in Vergessenheit geraten war. Ende der siebenziger Jahre tauchte dort ein Engländer Robert Talbot auf, der sich als Spezialist für Fieberheilung ausgab. Es war ein ehemaliger Apothekerlehrling, der, wenn auch sonst nicht viel, dann doch genug über die zauberhafte Wirkung der Peruvian Bark — so heißt die Chinarinde in England noch heute — gelernt hatte, um auf sie eine erfolgreiche Spekulation zu gründen. Er begann seine Fieberturen an der Seeküste in Giffex, hatte großen Erfolg, und ließ sich bald in London nieder. Mit seinem Ruf wuchs das Mißbehagen der zünftigen Aerzte, die im Jahre 1678 durch eine königliche Cabinetsordre zur Ruhe verwiesen werden mußten. Er verlegte dann das Feld seiner Thätigkeit nach Paris und erregte auch hier mit seinem Geheimmittel ungemeines Aufsehen. Ludwig XIV. kaufte es ihm um einen hohen Preis ab, -- ich finde 2000 Louisd'or, eine Jahresrente und die Ritterwürde angegeben -- und nun zeigte sich, daß der Hauptbestandteil Chinarinde war, neben ihr mehrere andere gleichgiltige Kräuter und deren Auszüge. Auf Befehl des Königs veröffentlichte der Leibarzt de Meigny eine Schrift:

Le remède anglais pour la guérison des fièvres. Paris 1682, und in demselben Jahr beiang der Dichter Lafontaine auf Anregung der Herzogin von Bouillon die Rinde in einem Lobliede, Poème du Quinquina.¹⁾

Wie alle Lehrgedichte ist es langweilig. Der erste Teil beschreibt das Fieber und seine trüben Folgen, wobei der dem Dichter befreundete Arzt de Monginot ihm den nötigen medizinischen Jargon geliefert hatte. Der zweite Teil schildert in ausgedehnten Phrasen die Wirkung der Rinde, die sich oft in die Einzelheiten der Abkochung und der Aufnahme des Arzneimittels verlieren. Ueber einige Kranke, die es getrunken, erfahren wir dieses:

„Combien a-t-il sauvé des précieuses têtes;
 Nous lui devons Condé, prince dont les travaux,
 L'esprit, le profond sens, la valeur, les conquêtes,
 Serviroient de matière a former cent héros.
 Le quin fera longtemps durer ses destinées.
 Son fils, digne héritier d'un nom si glorieux,
 Eut aussi sans ce bois languir maintes journées
 Et toi que le quina guérit si promptement,
 Colbert, je ne dois point te taire;
 Je laisse tes travaux, ta prudence, et le choix
 D'un prince que le ciel prendra pour exemplaire
 Quand il voudra former de grands et sages rois.“

Es versteht sich für jene Zeit und Zustände von selbst, daß die zwei letzten Zeilen nicht die einzigen sind, worin der Ruhm der Chinarinde von dem Glanze des Roy Soleil überstrahlt wird.

In zwei Brennpunkten der zivilisirten Welt war jetzt der Widerstand gegen das neue Heilmittel gebrochen, und was nun noch weiter davon erschien, war das Geplänkel des Rückzuges der Gegner. Aber noch aus dem Jahre 1729 wird uns ein deutscher Arzt genannt, der auf seinem Sterbebette es aussprach, er wolle lieber gar nicht als durch ein seinen Grundrißen so zuwiderlaufendes Mittel genesen. Wer erkennt nicht in diesem Doktrinär manche Politiker der Gegenwart wieder?

Das Wort Chinarinde hat nichts zu thun mit dem asiatischen Reiche der Zopfträger. Unser China stammt aus der Sprache des alten Peru, und Quina heißt darin Rinde, Quinaquina eine besondere Rinde. Wir haben uns im Deutschen leider der italienischen Schreibung, nicht aber deren Aussprache angegeschlossen. Kina und Kinin wäre für uns das Richtige. Das würde auch die Verwechslung ausschließen, die zwischen der Chinarinde und der Chinawurzel oft genug gemacht wird. Diese kommt von Smilax Chinae, einer in China und Japan wachsenden Pflanze und war früher als Radix oder richtiger Rhizoma Chinae officinell, sogar noch in dem ersten amtlichen Arzneibuche des deutschen Reiches von 1872. Seitdem ist sie mit Recht verschwunden, da etwas Sicheres über ihre Heilwirkungen fehlt. Geschichtliches Interesse hat sie dadurch gewonnen,

¹⁾ Lafontaine, Oeuvres complètes. Paris 1876. VI. 3. XXIII und 319—348.

daß Andreas Vesalius, geboren in Brüssel, aus Wesel stammend, der Reformator der Heilkunde, ihr 1546 eine Abhandlung widmete, nachdem er sie bei Karl V. gegen die Wicht angewandt hatte.

Und noch eine sprachliche Unrichtigkeit ist mituntergelaufen. Der große Botaniker Linné (gestorben 1778) gab der Gattung der Chinabäume ihren jetzt allgemein geltenden Namen *Cinchona*. Das sollte zu Ehren der um deren Einführung in das hilfebedürftige Europa so hoch verdienten kastilischen Gräfin sein. Irrthümlicherweise aber ließ er das *h* aus und verschleierte dadurch die wohlervorbene Verewigung des Namens.¹⁾

Um die Beantwortung der Frage, von wem die Kenntniss der Heilkraft der Chinarinde herrühre, hat sich besonders A. v. Humboldt verdient gemacht. Das war in Folge seines Aufenthaltes in dem äquatorialen Südamerika 1799 bis 1803.²⁾

Es ist nicht wahrscheinlich, daß Canizares in Loja von den Eingeborenen erfahren hatte, die Chinarinde heile die Fieber, denn Humboldt fand bei ihnen selbst 260 Jahre nachher gar keine Ueberlieferung dieser Art vor, ungeachtet sie mit großer Beharrlichkeit an ihren Gebräuchen, Speisen und Heilmitteln hängen. Der Gebrauch der Rinde war ihnen ganz unbekannt. In mehreren dortigen Gebirgsthälern war Malariafieber überaus gemein, allein deren Einwohner und auch die von Loja starben lieber, als daß sie den Entschluß fassen sollten, Chinarinde, die sie gleich dem Opium als branderregend ansahen, einzunehmen. Sie suchten sich zu heilen durch Limonaden, durch die ölig-aromatische Schale der kleinen, grünen, wildwachsenden Zitrone, durch Aufgüsse der *Scoparia dulcis* und durch starken Kaffee. Nur da, wo viele berufsmäßige Rindenjäger wohnten, fing man an, Vertrauen in die Rinde zu haben. Keinerlei Dokument war in Loja vorhanden, das auf die Entdeckung ihrer Heilkraft gegen das Fieber ein Licht geworfen hätte, wohl aber galt dort die alte Sage, die Jesuiten hätten beim Holzfällen durch Stauen der Rinde die verschiedenen Baumarten geprüft und hätten dadurch die große Bitterkeit der Cinchonon kennen gelernt. Da unter den Missionaren stets Heilkundige waren, so hätten diese den Aufguß der Rinde bei der gewöhnlichen Krankheit jener Gegend, dem Tertianfieber, zuerst versucht. Auch in Neugranada fand Humboldt, daß die Eingeborenen von der Heilkraft der Cinchonon nichts wußten.

Die von Humboldt in Loja vorgefundene Sage, die Jesuiten hätten die Heilkraft der Chinarinde entdeckt, klingt nicht unwahrscheinlich. Mit dem Entdecken solcher Heilkräfte ging es in alter Zeit meistens so zu: Alles in der Pflanzenwelt, was sich hervorthat durch Eigentümlichkeit des Aussehens, des Geruches und des Geschmacks wurde nach freier Phantasie als Arznei benützt, und insbesondere waren es alle bitter schmeckenden Pflanzenteile, die als heilkräftig galten und bei den Ungebildeten unserer Zeit noch gelten und mit Vorliebe Ver-

¹⁾ Linnaeus, *Species plantarum*. Stockholm 1753. I. 172.

²⁾ A. v. Humboldt, *Magazin d. Gesellsch. naturforsch. Freunde*. Berlin 1807. S. 57. — *Ansichten der Natur*. 1849. II. 318.

wendung finden. Die Zahl der arzneilichen bitteren Kräuter, Samen, Wurzeln und Blüten früherer Zeit war Legion. Das ungemein kräftige und reine Bitter der Cinchonrinde wird von den spanischen Medicinern in Südamerika ebenso verwertet worden sein wie jedes andere. Die einheimische Krankheit bot bequeme Gelegenheit zu seiner Prüfung, und war nur erst der Umriß eines Erfolges sichtbar, so konnte der ganze Erfolg und seine weite Verwertung nicht ausbleiben.

Noch eine andere Erwägung spricht dafür, daß die Eingeborenen wahrscheinlich nichts von der Heilkraft der Cinchonrinde wußten. Sie wurde den Spaniern erst bekannt, als diese schon über 100 Jahre im Lande waren. Man kann sich nur schwer vorstellen, daß das nicht früher geschehen wäre, hätten die Indianer das ihnen und den Eroberern gemeinsame Fieber mit Leichtigkeit durch das einheimische Heilmittel zu bannen gewußt.

Die Andeskette von Neugranada an bis hinunter nach Bolivien ist die Heimat der Cinchonen. Dem asiatischen Ostreiche, wie man hier und da ihrem widersinnigen deutschen Namen gemäß meint, sind sie fremd. In den sonnenbestrahlten, warmen Bergen wachsen die zahlreichen Arten der Cinchonen in einer Höhe von 2000 bis 7000 Fuß. Die Leppigkeit des Wuchses, sagt Humboldt in seinen „Ansichten der Natur“, ist so groß, daß die jüngeren Stämme bei kaum 6 Zoll Durchmesser oft schon 50 bis 60 Fuß Höhe erreichen. Der schöne Baum, mit 5 Zoll langen und 2 Zoll breiten Blättern geschmückt, strebt immer, wo er im wilden Dickicht steht, sich über die Nachbarbäume zu erheben. Das höhere Laub verbreitet, vom Winde schwankend bewegt, einen sonderbaren, in großer Ferne erkennbaren rötlichen Schimmer.

Die Rindensammler oder Cascarilleros ziehen in größeren, mit Lebensmitteln und allem nötigen Geräte ausgestatteten Scharen nach den Wäldern. Mehrere Tage lang bahnen sie sich ihren Weg durch den Urwald, bis sie die Region der Cinchonen erreichen. Hier bauen sie einige rohe Hütten und beginnen ihr Werk. Der Cateador oder Sucher steigt auf den Gipfel eines hohen Baumes und erspäht mit scharfem und erfahrenem Auge den Standort einer Cinchonengruppe, die ihre Farbe und ihr Glanz leicht kenntlich macht. Mit niemals irrender Findigkeit leitet hierauf der Cateador die Sammlerchar stundenweit durch das dichtverwachsene Gestrüpp, worin fast bei jedem Schritt das Holzmesser gebraucht werden muß, hin nach der erspähten Cinchonagruppe.

Baum und Rinde sind in der Wertschätzung des Mediciners in den Hintergrund getreten, seit es gelungen ist, ihre wirksame Substanz in chemisch reiner Form darzustellen. Das geschah 1820 durch zwei Pariser Chemiker, Pelletier und Caventou, nachdem der deutsche Apotheker F. W. Sertürner aus Einbeck vier Jahre vorher durch die Entdeckung und Darstellung des Morphins den Weg gezeigt hatte, auf dem man zur Gewinnung aller der bekannten Pflanzenbasen oder Alkaloide gelangt. Chinin nennt man jene Substanz. Es ist ein leichtes, lockeres Pulver, aus zarten Kristallen bestehend, von sehr bitterem, aber reinem Geschmack. Mit Säuren zusammen bildet es Salze, die ähnlich aussehen wie der Grundstoff, vor ihm aber den Vorteil haben, in Wasser leichter löslich

zu sein und sich darum für die Anwendung beim Menschen mehr zu eignen. Ein halbes oder ganzes Gramm schwefelsauren oder salzsauren Chinins reichen aus, die Fieberanfälle abzuweichen, falls es sich um einfache Erkrankung dieser Art handelt.

II.

Oft mitten im anscheinenden Wohlfsein, zuweilen nach den Vorböten von Schwächegefühl und Appetitmangel ergreift den Menschen die Empfindung schweren Krankseins. Abgeschlagenheit und Kopfschmerz, Erbrechen, Stiche in der Milzgegend, Frösteln und Blässe der ganzen Haut treten ein. Das Frösteln geht rasch über in heftiges Kältegefühl, in Schüttelfrost mit Zähneklappern und Erschütterung des ganzen Körpers. Der Kranke sucht den warmen Ofen auf oder das Bett, beides, ohne die geringste Erleichterung zu finden, und alles Zudeckenlassen hilft hier nichts. Das Bett erzittert unter den Bewegungen, die das Frostgefühl erzeugt. Der Puls ist jagend und klein, die Atmung zahlreich und oberflächlich. Wird jetzt die Blutwärme durch das Thermometer gemessen, so findet man sie unerwartet hoch. Es ist klar, das starke Frieren entsteht durch den Gefäßkrampf der Haut, die blutleer und eisig ist, während das überhitzte Blut in den inneren Organen sich angehäuft hat.

Allmählich verschwindet die Kälte und die Empfindung großer, trockener Hitze tritt an ihre Stelle. Die blasse und frostige Haut wird rot und heiß. War der Kranke vorher von Kälte übergossen, so wird er jetzt von Blut verzehrt. Der Kopfschmerz und das allgemeine Unbehagen nehmen zu, und die in einer Körperhöhle gemessene Blutwärme ist weiter gestiegen. Stundenlang kann dieses Hitzestadium dauern; ein andermal wird die Haut schon nach kurzer Zeit feucht, der Puls wird weich, die Blutwärme sinkt, Schweiß bedeckt die ganze Haut, die Blutwärme fällt endlich auf die gesundhafte Höhe, Schlaf tritt ein und der Kranke erwacht daraus, zwar noch erschöpft und matt, aber doch mit dem Gefühle wiedererlangter Gesundheit.

Doch dieses Gefühl ist meistens eine arge Täuschung. Entweder nach 24 oder nach 48 oder nach 72 Stunden beginnt das unheimliche Spiel der drei Stadien — des Frostes, der Hitze, des Schweißes — von neuem. Weniger heftig und weniger dauernd ist der neue Anfall gewöhnlich nicht, oft überbietet er in beidem den ersten. Wiederholen sich diese Anfälle, so wird ihr zerstörender Einfluß auf die Gesundheit immer deutlicher. Bleichsucht, dauernde Schwellungen von Milz und Leber, beginnende Wassersucht, Störungen des Gehirns, allgemeine Schwäche und endlich unaufhaltsamer Verfall der Kräfte infolge fortschreitender Verarmung des Blutes und Zerrüttung innerer Organe können das Ende sein.

Das die Schilderung des Fieberanfalles in seinen allgemeinen Umrissen. Gewisse Formen verlaufen weniger gelinde, als das die gewöhnlichen, bei uns noch hier und da einheimischen thun. Freie Zwischenräume gibt es bei jenen nicht oder sie sind nur sehr kurz; die Anfälle gehen in einander über, weil sie einzeln so dauernd sind. Das Krankheitsbild gleicht einem sich jähe entwickelnden

Typhus, und der Ausgang ist in der Mehrzahl der Fälle tödlich. Es sind die tropischen Länder, deren Blutsomme das Gift in dieser Verderblichkeit ausbrütet.

Es hat viele Zeit gebraucht, bis die Wissenschaft imstande war, den Finger auf die eigentliche Ursache der Malariafieber zu legen und zu jagen: Hier ist sie. Erst mußten die mikroskopischen Lebewesen näher studirt und ihre große Bedeutung im Haushalte der Natur und in der Lehre von den Krankheiten klar gestellt werden; erst mußte man gefunden haben, daß das, was wir Gärung und Fäulnis nennen, eine Thätigkeit niederster Organismen ist. Th. Schwann in Berlin und Cagniard-Latour in Frankreich entdeckten unabhängig von einander 1836 als Ursache der Weingärung den Hefepilz. Schwann und Fr. Schulze veröffentlichten 1837 ihre Versuche, worin sie zeigten, daß, wie jener sich ausdrückte, „die Keime des Schimmels und der Infusorien, indem sie sich entwickeln und auf Kosten der organischen Substanz ernähren, eine solche Zersetzung in dieser hervorbringen, daß die Phänomene der Fäulnis entstehen.“ Ehrenberg erschloß uns in seinem großen klassischen Werke 1838 die bunte Welt der Infusorien. Henle entwickelte 1840 in geistvoller Weise auf Grund der bis dahin bekannten Thatsachen, daß die ansteckenden Krankheiten durch niederste Organismen bedingt seien. Und L. Pasteur gab von 1859 an dem Henle'schen Gedanken die unmittelbare experimentelle Grundlage. Wir wissen, wie in unseren Tagen die Entdeckung des Erregers der Tuberkulose und der asiatischen Cholera durch R. Koch zwei alte Rätsel glänzend gelöst hat, und wie von ihm die Methoden geschaffen wurden, durch deren Handhabung die bakteriologische Diagnose einer Ansteckungsfrankheit heute verhältnismäßig eine Leichtigkeit ist.

Daß auch die Erreger der Malariafieber niederste Organismen seien, war mehr und mehr wahrscheinlich geworden, und in den siebenziger Jahren glaubte man sie in der Erde des um die pontinischen Sümpfe gelegenen Landes gefunden zu haben. Das erwies sich als Irrtum. Im Jahre 1880 gelang der richtige Nachweis dem französischen Militärärzte M. Laveran in Algerien. Er entdeckte in den roten Blutkörperchen der Fieberkranken einen amöbenähnlichen Schmarotzer, der sich immer deutlicher als die Ursache der Fieberanfälle und ihrer Folgen erwies und der heute allgemein als solche anerkannt ist.

Woher dieses Infusorium kommt, wo seine Keime oder Sporen sich aufhalten, welche Gestalt und welche Schicksale sie außerhalb des menschlichen Blutes haben, das wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß Feuchtigkeit, Verwesung von Pflanzenresten und die warme Sonne die Vorbedingungen sind zu deren reicher Entfaltung, und so sehen wir sie mit einemmal, sei es eingeführt durch das Trinkwasser, sei es durch die eingeatmete Luft, sei es auf einem andern Wege, im menschlichen Blute. Das ist ihr Wohnsitz und darum wird uns klar, warum die Malariaerkrankung nicht ansteckend ist von Mensch zu Mensch gleich einer großen Zahl anderer sogenannter Infektions- d. h. Verunreinigungsfrankheiten. Man kann mit einem Malariafranken ungefährdet zusammenschlafen, entnimmt man ihm aber etwas Blut und spritzt das unter die Haut eines Gesunden, so entsteht bei diesem

die Malariafrankheit mit ihren typischen Anfällen, denn auch in seinem Blute haben sich bald die vergiftenden Schmarotzer entwickelt.

Es bedarf starker Vergrößerung, 1 zu 1200, um die Schmarotzer hier zu beobachten. Zuerst gewahren wir ein winziges weißes Körperchen, das sich an eine Blutzelle angehängt hat und in sie eindringt. Man könnte es mit einer kleinen, ein wenig länglichen Wade vergleichen, die dicht unter der Schale eines Apfels ihre Nahrung sucht. Bald haust sie inmitten der Frucht, fortwährend ihre Gestalt ändernd,¹⁾ immer mehr anschwellend, bis sie mit ihrem kugelig gewordenen Leibe die runde Blutzelle ganz ausfüllt. Deren Substanz und Farbstoff ist von ihr aufgezehrt, sie selbst hat sich zum Duzendfachen ihrer anfänglichen Größe entwickelt, und von der Blutzelle ist schließlich nur die blasse Hülle übrig. Auch für den Schmarotzer hat der Zerfall bereits begonnen. Er teilt sich in viele, fast regelmäßig konzentrisch angeordnete Körnchen, sie trennen sich von einander; die brüchig gewordene Hülle, die sie bisher noch zusammenhielt, verschwindet, die Körner werden frei und ergießen sich so aus den festen Bestandteilen des Blutes in dessen Flüssigkeit.

Diese Körnchen sind keine toten Zerfallsprodukte des Schmarozers, sie sind keine neuen Keime oder, wie man diese bei den untersten Lebewesen nennt, keine Sporen. In das Blut ausschwärmend bewirken sie zweierlei: erstens erzeugen sie den vorher beschriebenen Fieberanfall, der also nichts anderes ist als eine allgemeine Vergiftung, besonders des Nervensystems durch sie selbst oder durch die mit oder von ihnen geschaffenen giftigen chemischen Stoffe; zweitens hängen sie sich an umverkehrte rote Blutzellen hinan und wachsen in ihnen zu neuen, vollen Schmarozern aus, so, wie es eben beschrieben wurde. Immer größer wird die Armut der Blutflüssigkeit an den ihr unentbehrlichen sauerstofftragenden roten Zellen oder Körperchen, immer tiefer fallen die Kräfte des Menschen, immer mehr entarten unter der Säfteentmischung die wichtigsten Organe, zuerst die großen Drüsen, wie Leber und Milz, bald das Gehirn; und das Stillstehen der Maschine wird bald nur noch eine Frage der Zeit, falls kein Einhalt geschieht.

In zuverlässiger Weise, unter den gewöhnlichen Verhältnissen und bei nicht zu lange dauernder Zögerung, wird dieser Einhalt von Chinin geleistet. Oft genügt eine kräftige Gabe — ein halbes oder ganzes Gramm — an dem fieberfreien Tag gereicht, um keinen zweiten Anfall mehr auskommen zu lassen. Genügte die erste Gabe nicht, so gewahren wir das Wiederkehren des Anfalles, allein er ist weniger heftig und weniger lang. Die zweite Gabe erreicht dann ihren Zweck, der Anfall meldet sich vielleicht noch in Form eines leichten Unbehagens, und eine nochmalige Wiederholung des Chinins schafft auch dessen Rückkehr weg. Eine heftige Erkrankung, die mit aller Bestimmtheit morgen oder übermorgen wieder erschienen wäre, ist mit einemmal abgeschnitten.

Dieser wunderbare Erfolg bleibt aus bei langem Bestehen der Erkrankung,

¹⁾ Daher Amöbe, d. h. Wechsellierchen, von η $\alpha\mu\omega\beta\eta$, der Wechsel.

wo die Organe bereits entartet sind, und er bleibt aus in den sogenannten perniziösen Fiebern, worin gewisse Formen der Parasiten vorhanden sind, die dem Heilmittel einen unbedingten Widerstand entgegensetzen. Denn jene Parasiten oder Scharoßer sind keine einheitlichen Gebilde. Sie gehören wohl alle zu derselben Sippe, allein sie unterscheiden sich in Form, Entwicklung und Charakter so von einander wie etwa die verschiedenen Arten der Katzen, von der bei uns einheimischen Wildkatze an bis zu den Raubtieren der heißen Zone. Ein jüngster medizinischer Bericht (E. Stendel) aus Deutschostafrika besagt, daß auch die perniziösen Fieber, die dort gegen 70 Prozent Sterblichkeit darbieten, auf nur 16,6 Prozent zurückgeführt werden könnten durch außergewöhnliche Gaben Chinin. Die Tagesgabe des Chinins ging in solchen Fällen bis zu 8, einmal sogar zu 10½ Gramm. Nennenswerte Nachteile entstanden dabei nicht. Wir werden hören, daß in Rom ähnlich gute Erfolge sich zeigten, wenn das Chinin unmittelbar in die Adern des Fieberkranken eingespritzt wurde.

Wo die Malariaursache heimisch ist, hat man eine ganze Reihe europäischer Vögel an ihr erkranken sehen; ich nenne die Taube, Lerche, Gule, Elster, den Raben und Hähner. Oft erfolgt davon der Tod. Im Blute wurden stets die eigentümlichen Parasiten gefunden, und zwar eine besondere Art. Das Behandeln der frankten Tiere mit Chinin blieb ohne günstige Wirkung.

Es gab eine Periode in der Heilkunde unseres Jahrhunderts, worin jede gute Wirkung fremder chemischer Stoffe, die man dem menschlichen Körper zu Zwecken des Heilens einverleibt, einfach geleugnet wurde; und von Zeit zu Zeit tauchen in der Tagespresse solche Verneinungen von neuem auf, meist mit dem Anstrich großen Ernstes und höherer Wissenschaftlichkeit, dem Sachverständigen aber nur mit dem Charakter des Mangels an Einzelkenntnissen oder des Bedürfnisses, aus irgendwelchen Gründen vor den Augen des großen Publikums anderer Meinung zu sein als die Mehrheit der Fachgenossen. Jene Periode in der Heilkunde hatte ihre geschichtliche Berechtigung und wurde von dem Gange der Forschung wohl gewürdigt; diese Nachtretungen längst überwundener Einwände spielen in dem Gesichtskreise der wissenschaftlichen Arbeit nicht die mindeste Rolle, denn man weiß, sie gehen, wie sie gekommen sind, und werden wiederkommen wie jegliches lästige, aber harmlose Unkraut der Erde. Damals nun, als einige der besten Köpfe deutscher Medizin an jeder Möglichkeit des inneren Heilens zweifelten, gehörten die Leistungen des Chinins in den Malariafiebern zu den wenigen Ausnahmen, die man zuließ, und nur für den einen Einwand schien Raum zu sein, daß viele solcher Fieber auch ohne Chinin heilten, einfach durch Vermeiden der krankmachenden Schädlichkeit, das ist durch Weggehen aus der Fiebergegend.

Letzteres ist ohne Zweifel richtig, aber nicht in allen Fällen. Sehr häufig ist der Organismus allein nicht befähigt, der in ihn eingedrungenen Scharoßer sich zu erwehren, und ohne von außen gebrauchte Hilfe verfällt er dem Siech-tume. Ferner dauert die Selbstheilung durchweg viel länger, Wochen und Monate, statt weniger Tage unter Aufnahme von Chinin. Das Chinin selbst aber, in verständiger Gabe und Form gereicht, ist eine unschädliche Substanz. Der

Grund ist deshalb schwer einzusehen, weshalb man sie meiden soll, um möglicherweise dauernd krank zu bleiben, oder die Krankheit unnötig lange bei sich zu beherbergen.

Gleich der Chinarinde hatte auch das Chinin allerlei Widerstand zur Zeit seiner Einführung zu überwinden. Natürlich stand im Anfang der hohe Preis im Wege, aber das war es nicht allein. Das weiße, glänzende Pulver hatte für manche schwache Gemüther und schwache Geister unter den Ärzten zu sehr das Aussehen eines Giftes, als daß man um seinetwillen von der alten, vertrauenerweckenden biedereren Rinde oder auch von sonstigen zopfigen Behandlungsmethoden hätte ablassen sollen. Das erfuhr noch mehr als ein Jahrzehnt nach der Entdeckung des Chinins der junge französische Militärarzt F. E. Maillot in Algerien. Eine der ersten üblen Folgen der Eroberung des alten Piratenstaates für die Franzosen war die erschreckende Sterblichkeit ihrer Soldaten in dem Fieberlande. Im Lazaret von Bona starben von 5500 aufgenommenen, nicht weniger als 1100. Von der ganzen Truppenstärke mußte jeder Mann jährlich zwei bis dreimal fieberkrank ins Lazaret. Im Jahre 1833 kam auf 3,5 Kranke ein Todesfall. Die Behandlung waren Aderlässe und Chinarindenabkochungen, am meisten jene, weil man damals unter dem Einflusse einer Richtung in der inneren Heilkunde stand, die alle Krankheiten als Entzündung und das Blutabsapfen als deren Panacee ansah. Unter großem Widerspruch anderer Ärzte suchte Maillot die alleinige Verordnung des Chinins und zwar in Gaben, die für die damalige Zeit unerhört waren, einzuführen. Man wußte sogar den Herzog von Orleans für diesen Widerspruch zu gewinnen, und bei der Belagerung von Konstantine soll er sich heftig dagegen geäußert haben, daß ganze Balleen des gefährlichen Giftes in wenigen Tagen von den Regimentern verschluckt würden, die allerdings zur Hälfte aus Fieberkranken bestanden. Allein Maillots Einsicht und Thatkraft siegte, und bald ging die Sterblichkeit auf 1 in 20 zurück, um später auf 1 in 50 zu weichen. In mehreren Veröffentlichungen hat er seine Ansichten niedergelegt.

Maillot zog sich 1868 in den Ruhestand zurück. Er war bereits ein alter Herr geworden, als seine Verdienste, die er sich auf dem Gebiete der Fieberheilung tapfer erstritten hatte, der größeren Oeffentlichkeit vor die Augen kamen. Das geschah 1881 auf einem wissenschaftlichen Kongresse zu Algier, wo Professor Berneuil daran erinnerte und den Doktor Maillot le véritable initiateur de la colonisation algérienne unter dem lebhaftesten Beifall der Anwesenden nannte. Im Jahre 1885 wurde eine lebenslängliche nationale Belohnung bei der Deputirtenkammer in Paris für ihn beantragt und 1888 in der Höhe von 5000 Franken zu seiner bisherigen Pension bewilligt. Er sollte sie nicht lange genießen, denn er starb im August 1894 im Alter von 90 Jahren. Zu Ehren des in Paris lebenden Wohlthäters von Algerien hatte bereits 1881 der Rat der berberischen Hauptstadt eine Straße nach ihm benannt und hatte die Provinzialregierung einem Dorfe seinen Namen gegeben.

Wer es erlebt hat, wie überraschend und fast überwältigend die schnelle und

sichere Fieberheilung auf den Reichauer wirkt, nur der kann sich klar vorstellen, daß man sie lange als eine Art von Mysterium ansah, das zu ergründen wohl nicht so bald gelingen dürfte. Es fehlte nicht an Versuchen dazu, sowohl experimenteller als spekulativer Art. Das Ende von allem war meistens die Einsicht, daß keine Erklärung genüge; oder man hielt sich ans Nervensystem, meinte, das Chinin erniedrige die Reflexerregbarkeit und lasse dadurch den Schüttelfrost und die Hitze nicht zum Ausbruch gelangen; man zog in verschwommener Weise die Gefäßnerven zur Erklärung heran oder man machte es endlich wie noch 1872 ein in Chininfragen hervorragender französischer Schriftsteller und sagte: „Das Chinin ist ein Antiperiodicum, und das ist alles.“ Das sollte heißen, das Chinin hebe die periodischen Anfälle infolge seiner Wirkung auf die Nervenzentren auf, und nur darin bestehe der Wert und das Wesen seiner heilenden Kraft. „Wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.“ Mehr als ein mystisches Wort bietet auch diese vermeintliche Erklärung nicht.

Lange schon, ehe man die Amöbe der Malaria fand, war mikroskopisch gefunden worden, daß das Chinin ein starkes Gift ist für alle in verwesenden Pflanzenaufgüssen entstehende niederste Organismen.¹⁾ Ihr Protoplasma schwärzt sich unter seinem Einflusse, die sonst lebhaften Bewegungen der Tierchen werden träge und hören bald ganz auf, ihre Substanz zerfällt in viele einzelne Teilchen. Alles das wird schon innerhalb einiger Stunden sichtbar, wenn die Verdünnung des Chinins in der Flüssigkeit auch nur 1 zu 20000 ist. Blizschnell tödlich und den Leib der Gebilde geradzu zersprengend wirkt das Chinin, wenn seine Lösung einigermaßen stark war, also etwa 1 zu 500. Einfache Berechnungen stellten fest, daß das Chinin ein stärkeres Gift ist für solche niedersten Lebewesen als für die empfindlichsten Nervenzellen des Menschen. Sie verspüren seine Anwesenheit im Blute gar nicht oder kaum bei solchen Verdünnungen, die den Parasiten bereits zum Gifte werden. Aus allem in Verbindung mit den Thatsachen der Krankheitslehre konnte schon zwölf Jahre vor seiner Entdeckung der Schluß gezogen werden, die Ursache der Malariafieber müsse ein niederster Organismus sein.

III.

Es würde zu weit führen, wenn hier auf die Weiterentwicklung dieser Elementaruntersuchungen eingegangen werden sollte. Laverans Entdeckung vom Jahre 1880 lehrte, in dem Blutschmaroper der Malaria habe man es zu thun mit einem Lebewesen, das denen der Pflanzenjauche ganz ähnlich ist, und das bot die Anregung, nunmehr der Wirkung des Chinins auf ihn am fieberkranken Menschen nachzugehen. Da zeigten sich zuerst zwei weitere Thatsachen: Wenn ein Fieber-

¹⁾ C. Binz, Ueber die Wirkung antiseptischer Stoffe auf die Infusorien von Pflanzenjauche. Centralbl. f. d. medicin. Wissensch. Berlin 1867. S. 308. — Die Einwirkung des Chinins auf Protoplasmaabewegungen. Arch. f. mikroskop. Anatomie. Bonn 1867. III. 383. — Experimentelle Untersuchungen über das Wesen der Chininwirkung. Berlin 1868. — A. Eulenburg, Real-Encyclopädie d. ges. Heilkunde. Art. Chinuarinde. 3. Aufl. 1894.

zustand durch Chinin geheilt worden ist, so findet man im Blute des Gekranken keine oder nur verkümmerte Scharotzer, und wenn ein sogenannter pernicioser Fieberzustand durch Chinin nicht geheilt worden ist, so haufen die Amöben oder, wie man sie auch genannt hat, Plasmodien ungehindert und unvermindert in den roten Zellen des Blutes. Dort haben die Erreger der Krankheit ihr spezifisches Gift gefunden, hier sind diese widerstandsfähig genug, um trotz der Anwesenheit des Chinins im Blute weiterzuleben. Ganz ähnliche widerstandsfähige Gebilde findet man unter den Infusorien der Pflanzenjauchen, also auch außerhalb des menschlichen Körpers.

Fast zu gleicher Zeit unternahmen es mehrere Kliniker, denen ein nie versiegendes Material zur Verfügung stand, den Einfluß des Chinins auf die Blutscharotzer innerhalb des menschlichen Körpers so zu untersuchen, daß sie deren Aussehen vor der Darreichung des Chinins und während dessen Verweilen im Körper verfolgten. Das Ergebnis dieser sämtlichen Forschungen war übereinstimmend dieses, daß schon wenige Stunden nach der Aufnahme des Chinins die Parasiten in einem gestörten, den raschen Zerfall andeutenden Zustande getroffen wurden, daß sie ihr besonderes Vermögen, durch gewisse Farbstoffe gefärbt zu werden, verloren hatten und daß ihren Sporen, falls deren Bildung noch geschehen war, die Fähigkeit abging, sich zu neuen Amöben zu entwickeln. Anfangs sah man wohl Steigerung der Protoplasmabewegungen, der alten Erfahrung entsprechend, daß alle Lähmungsmittel im Beginn ihrer Wirkung in kleinen Gaben zum vorübergehenden Reiz werden: dann aber bis zum Absterben der Parasiten alle Zeichen ihrer Vergiftung durch das Chinin bis zum vollständigen Verschwinden selbst ihrer Ueberreste aus dem Blute.

Am besten reagiren auf Chinin die kleinen amöboiden Formen der *Quotidiana*, d. i. des Fiebers, welches alle Tage zu derselben Stunde erscheint. Die Verabreichung von einem halben Gramm Chinin genügt, um binnen drei Stunden die Farbefähigkeit ihres Kernes durch eine zugegebene Anilinfarbe bei vielen zu zerstören und ihr Protoplasma bröcklich zu machen. Nach weiteren zwölf Stunden sind nur noch vereinzelte Parasiten anscheinend unverfehrt, die übrigen sind verschwunden oder als Bruchstücke dessen, was sie waren, innerhalb der roten Blutzellen zu sehen. Was die eben erwähnte Farbefähigkeit des Kernes der Parasiten, ihres Hauptbestandteiles, angeht, so ist sie ein Zeichen seiner Unverfehrtheit, denn der tote Kern nimmt die betreffende Farbe nicht mehr auf.

Und nicht nur durch unmittelbare Lähmung wirkt das Chinin auf die Parasiten. Es gibt deren, die noch am dritten und vierten Tage nach Beginn der Chininaufnahme im Blute vorhanden sind. Sie bieten kein Zeichen der Abtötung dar, denn sie strecken und verändern ihren blaffen, durch Aufnahme und Schwärzung des Blutfarbstoffes gesprengelten Körper nach wie vor, anscheinend mit unveränderter Lebhaftigkeit; allein auf ihre Vermehrung, ihre sogenannte Sporulierung, auf die Teilung ihres einheitlich schleimigen Protoplasmas in viele gleichmäßige Stückchen wartet man vergebens. Wenn das Chinin auch nicht befähigt war, die Einzelwesen rasch zum Absterben zu bringen, so hat es doch ihre

Fähigkeit gelähmt, sich fortzupflanzen, und damit ist der Enderfolg der gleiche: Ausbleiben des Fieberanfalles und Schwinden der Krankheitsfolgen.

Unter günstigen Umständen hat man im Blute des Menschen dieselbe energische Wirkung des Chinins wahrgenommen, die ich vorher schon erwähnte, nämlich eine Sprengung und Zerreißung der Parasiten, wie man sie auf dem Mikroskop an den Bewohnern der Pflanzenjauche erreichen kann, wenn man einen Tropfen stärkere Chininlösung hinzufügt. In den Blutzellen wie in dem Blutwasser sieht man dann die Trümmer der Eindringlinge lagern und umher schwimmen.

(Schluß folgt.)



Wo stehen und wohin gehen wir ?

Ein Mahnwort zur Selbstbestimmung.

Von

M. Carriere.

Fin de siècle! Deutsche Nachäffer einer bei uns doch noch dünnen, windigen Schicht der Gesellschaft eignen das Wort sich an, mit dem in Paris ein selbstgefälliger Kreis verbildeter Damen und Herren das Phosphoresciren ihrer anhebenden Fäulnis kennzeichnet, bald mit Galgenhumor, bald mit einer Selbstironie, die doch vornehm lächelt über die noch an Tüchtigem hängenden Seelen wie über zurückgebliebene, gewöhnliche Naturen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts schaute die Menschheit hoffend in die Zukunft und glaubte an den Anbruch eines neuen Weltalters; wenn auch der Sonnenaufgang durch die französische Revolution und Napoleon ein blutiger war, das deutsche Volk sammelte sich bald zu einer Wiedergeburt, zu energisch fortbildender Reform, der Idealismus dem Goethe und Schiller in der Poesie, Kant und Fichte in der Philosophie gehuldigt, war ihre Fahne für die Befreiungskriege; und wie in der Not der Fremdherrschaft die edle Königin Luise sich im Vertrauen auf die sittliche Weltordnung aufrichtete, so waren auch 1870 die führenden Geister zu den Siegen und der Einigung des Vaterlandes von ethisch-religiösem Sinn erfüllt, und der begeisterte Aufschwung der Nation erschien gediegener und nachhaltiger als jener schwärmerische im Frühling 1848. Wir wollen uns doch diesen nicht schelten lassen: er setzte mit einem Schlage all das durch, was in der Forderung der freien Presse, der Vereinsbildung, der Rechtsgleichheit und Rechtsöffentlichkeit formulirt war, und bereitete dem deutschen Bundesstaat mit freigewähltem Reichstag und kaiserlicher Leitung die Bahn. Wenn auch dann eine kurze Zeit der Ernüchterung und Reaktion folgte, es erhielt sich und wuchs ein fernhaftes Ringen nach dem Ziel,

dem dann Bismarcks Genialität die Gestalt gab, in der es erreicht werden konnte.

Ich habe nicht zu denen gehört, die nun sofort eine helle Kunstblüte erwarteten, wie sie in Griechenland nach den Perserkriegen, in England nach der Ueberwindung der Armada glänzend hervorbrach; war sie doch in Spanien ein Trost für die unterdrückte religiöse und staatliche Freiheit, und ging sie in Deutschland als die Bildung und Erleuchtung des innern Lebens in kleinlich beschränkten, äußeren Verhältnissen der politischen Erhebung voraus. Und man konnte sich leicht sagen: Der Ausbau des Reichs in staatlicher und sozialer Hinsicht werde nun viele Kräfte an sich heranziehen und die Teilnahme des Volkes erfordern. Aber daß der Milliardenregen so rasch eine Periode schwindelhafter Gründungen im Gefolge haben, daß kleinlicher Fraktionshader sich breitmachen, daß eine religiöse Bewegung so wenig Erfolg haben, daß gerade, nachdem Deutschland seine politische Selbständigkeit und Macht gewonnen, nun ein so großer Teil der gebildeten Gesellschaft in literarischen Dingen sich in die Abhängigkeit vom Auslande begeben und eine geistige Fremdherrschaft auf sich nehmen werde — das hatte ich doch nicht gefürchtet; da habe ich manchmal gefragt, ob es nicht besser gewesen, wenn wir, statt von Sieg zu Sieg zu eilen, einmal geschlagen worden wären, um uns dann aus Not und Entbehrung zur Selbstherrlichkeit emporzurängen.

Ich hatte erwartet, daß mehr noch wie im Frankfurter Parlament hervorragende Geister nun im Reichstage eine Stelle finden und durch erleuchtende und erhebende Worte aufklärend und versöhnend auf das Volk wirken würden, daß der Patriotismus Katholiken und Protestanten einigen werde; und mehr und mehr ziehen sich gute Kräfte von der Tribüne zurück, und das allgemeine Stimmrecht sucht weit weniger nach den bedeutendsten Männern im Leben und in der Wissenschaft als nach Vertretern absonderlicher Interessen und Anhängern einer der vielen Parteischablonen, die den Reichstag zerklüften und es bedingen, daß neue Anträge nicht nach ihrem Wert für das Ganze, sondern nach ihrem Vorteil für Fraktionsherrschaft geprüft werden. Nach den getäuschten Erwartungen von 1848 war es erklärlich, wenn eine Lehre Anklang fand, die unsere Welt nicht für die beste, sondern für die schlechteste ausgab, für so schlecht, daß sie eben nur noch bestehen könnte; man hob das Unzulängliche und Widerwärtige der Menschen und Dinge hervor und getröstete sich damit mit der eigenen Unvermögenheit. Es ist ja wahr, die Wirklichkeit ist so beschaffen, daß sie den Stoff zur Tragödie und zur Komödie bietet, und der lachende wie der weinende Philosoph ist berechtigt. Nun war errungen, was mehrere Geschlechter erstrebt hatten — und doch kein Gefühl vertrauensvoller Befriedigung, der Pessimismus war salonfähig, und die Feuilletons der Zeitungen gefielen sich darin, ihn vor- und nachzusprechen.

Niemand wird es verkennen, der äußere Fortschritt ist groß in unseren Tagen: die ganze Menschheit beginnt zusammen zu wirken, ein reger Verkehr umspannt die Erde und die Meere und umgibt sie mit einem Netze der Kultur, dem auch

China und Afrika sich nicht entziehen können. Viel mehr Menschen und viel mehr Völker nehmen an der fortschreitenden Bildung Anteil, Naturwissenschaft und Technik greifen wunderbar in einander, und als man anfängt, über den Verbrauch der Kohlen in Europa bedenklich zu werden, da erstrahlt das Licht der Elektrizität im Wechselspiel der Bewegungen und Kräfte mit beruhigendem Glanze.

Aber ist die Menschheit dabei glücklicher geworden? Geht nicht das Behagen des Gemütes verloren in dem überhastigen Wettbewerb um die äußeren Lebensgüter, und wird nicht der Zweck des Lebens vergessen, während man den Mitteln rastlos nachjagt? Wir lassen die Naturkräfte nach ihren Gesetzen für uns wirken, sie nehmen die schwere Last harter Arbeit auf sich, aber wie viele Menschen werden damit selber zu Maschinen, die stets nur ein einzelnes Stückwerk hervorbringen und nicht mehr die Freude haben, ein wenn auch kleines Ganze als das Gebilde ihrer Geschicklichkeit hervorzubringen. Und kaum ist es anders auf geistigem Gebiet. Auch da führt die Teilung der Arbeit zur Beschäftigung mit Vereinzelttem ohne Ausblick auf das Ganze, und doch wird das Besondere nur im Zusammenhang und im Lichte des Allgemeinen wahrhaft erkannt. Aber der Bettelstolz auf Kleinram überhebt sich hier gar oft und sieht nur sein Treiben für Wissenschaft an, und schätzt die „veraltete“ Philosophie gering, welche die Geschichte und die Natur als ein Ganzes zu verstehen und ihren gemeinsamen Lebensgrund zu erfassen trachtet.

Die großen Errungenschaften der Naturforschung und die glückliche Bewertung ihrer Erkenntnisse haben dahin geführt, daß viele den Naturmechanismus für das allein wahre Sein und Wirken ansehen und damit den Menschen auch geistig zur Maschine erniedrigen. Freie Selbstbestimmung und damit die sittliche Welt werden geleugnet. Die Natur weiß nichts von Gut und Böse, wohl aber der Geist. Doch statt den Unterschied von Geist und Natur darin zu erkennen, soll „jenseits von Gut und Böse“ der Uebermensch gezüchtet werden. Wenn die Physiologie in unserem Gehirn das Organ des Empfindens, Denkens und Wollens erforscht, so sollen diese nun nichts als Schwingungen von Gehirnmoleculen oder gar Ausscheidungen derselben sein. Und doch ist die Schwingung der Saite kein Ton, sondern der Ton ist als Empfindung der Lebenssaft einer fühlenden Innerlichkeit, Subjektivität, der Seele, welche die äußere Erregung in sich spürt: und doch ist die Galle sichtbar als Ausscheidungsprodukt der Leber, der Gedanke aber unsichtbar und nicht für sich wirklich, sondern nur als Gebilde des denkenden Geistes. Das erste und unmittelbar Gewisse ist nicht die Materie außer uns, sondern unsere Empfindungen und Vorstellungen, aus denen wir erst eine Außenwelt erschließen: gewiß sind wir unser Selbst, und unser Selbst kann nicht durch Druck und Stoß von außen gemacht werden, sondern ist die Selbsterfassung, die sich selbst bestimmende Thätigkeit unseres Wesens. Und die mannigfaltigen Ganglienzellen des Gehirns, diese fein organisierten Gebilde, haben sich doch nicht zufällig zu dieser wunderbaren Gliederung zusammen geordnet, sondern der Organismus erwächst kraft eines Lebens- und Organisationsprinzips, das zugleich den Quell des Bewußtseins in sich trägt. Dieselbe

lebendige Kraft, die sich im Leib das Organ ihres Wirkens gestaltet, ist es auch, welche selbstbewußt denkt und will. Nur so erklärt sich uns der Zusammenhang und die Wechselwirkung der Innen- und Außenwelt. Und das ist wahrer Monismus, die Einheit des Seienden, der Natur und des Geistes; sie haben einen gemeinsamen Lebensgrund, das All ist ein System von Kräften, von selbstlosen und selbstseienden in inniger Wechselbeziehung. Der Naturmechanismus hat sein Recht und seine Geltung, aber er ist nicht das Alleinige, er ist die notwendige Grundlage für ein Reich der Freiheit und Sittlichkeit, des Geistes, des Wahren und Schönen, das der Geist über ihn in sich aufbaut. In der Außenwelt, in der anorganischen Natur haben wir Erhaltung der Energie, dieselbe Größe der Bewegung im Wechselspiel und Wandel der besonderen Kräfte; in der Innenwelt, im Geist haben wir das Wachstum der Energie, da wir behalten, was wir erleben, und nicht verlieren, was wir anderen mitteilen, so daß der Umfang wie die Intensität der Seelenthätigkeit sich steigert; wir haben den Fortschritt in der Kulturgeschichte; und ich denke, daß die Vervollkommnung der Organismen, der Aufgang vom Niederen zum Höheren in den Lebensformen von der erhöhten Energie der Innerlichkeit bedingt wird. Der Materialismus, der alles durch Druck und Stoß mit blinder Notwendigkeit geschehen läßt, kann wohl die Veränderung, aber nicht das zweckmäßige Fortbilden erklären. Er kann das Selbstgefühl, das Selbstbewußtsein, die Selbstbestimmung, das Gefühl der Freiheit und Verantwortlichkeit, der Unterscheidung von Gut und Böse, die Selbstherrlichkeit des Geistes nicht erklären, er leugnet sie. Und doch ist mein Gewissen mir gewisser, als daß die Sonne am Himmel steht, denn es ist mir ein unmittelbares Erlebnis, die Sonne aber erschließe ich erst aus der Lichtempfindung in meiner Innerlichkeit, während ich Freiheit und Gewissen nicht zu erschließen brauche, sondern gleich den Sinnesempfindungen als Thatsache erfahre; gerade die Naturwissenschaft, ein Johannes Müller, ein Helmholtz haben es dargethan, daß wir keine bloß passiven Spiegel einer fertigen, klingenden, farbigen Außenwelt sind, sondern daß wir in unserer Subjektivität die ganze Erscheinungswelt aus an sich tonlosen, dunklen Wellenschwingungen der Luft, des Aethers erst erzeugen; Wärme, Töne, Farben sind unsere Empfindungen, in die wir die äußeren Bewegungen innerlich übersetzen, sie sind uns das unmittelbare Gewisse, zu ihrer Erklärung setzen wir nach dem Kausalgesetz in uns wirkender Kräfte außer uns voraus. Wenn aber diese Empfindungen mit den Vorstellungen, zu denen sie das Material liefern, nicht im Leeren schweben, sondern sofort vom Gefühl der Lust oder Unlust, der Lebensförderung oder Lebenshemmung in uns begleitet sind, so beweist das Selbstgefühl wieder die Realität unseres Selbstes, der Subjektivität, in welcher die Vorgänge ihren Widerhall finden, die durch sie ihrer inne wird. Bewußtsein und Wille können nicht von außen gemacht, das Selbst kann nicht durch Druck und Stoß erzeugt werden, es ist nur dadurch möglich und wirklich, daß ein Seiendes, ein Wesen- und Lebenskern sich selber erfäßt, sich dadurch als Ich setzt, sein Wesen durch Selbstbestimmung zu seiner That macht. Und dies unser Selbst wie das Denknotwendige, das jeder Mensch fortwährend erlebt, lassen wir uns

nicht wegdemonstriren. Wir stellen uns auf uns selbst, und unser Zusammenhang mit der Welt, der Zusammenklang des Geistes und der Natur, der Aetherwellen mit dem Bau unseres Auges und unserer Lichtempfindung, beweist uns einen gemeinsamen Lebensgrund, eine ursprüngliche Einheit und Wechselbeziehung aller Lebenskräfte; er beweist uns diese Einheit als schöpferische Macht, als ordnende Vernunft, als Gott.

Ihn leugnet der Materialismus, und die Modebildung meint wunder was sie sagt, wenn sie ihn ein großes Fragezeichen nennt, seine Existenz dahingestellt sein läßt und ohne ihn in Thun und Denken auszukommen sucht. Der Atheismus ist für Millionen bereits die Lösung geworden und wird es immer mehr, wenn der Glaube an Gott gebunden wird an Formeln, in welchen frühere Jahrhunderte ihr religiöses Gefühl zu gestalten und zu fassen suchten, die sich aber mit Ergebnissen der Natur- und Geschichtsforschung nicht vereinigen lassen. Auf der einen Seite die Gläubigen, die durch die religiöse Wahrheit Stärke und Trost im Leben und Sterben empfangen, mit den Männern der Satzung, die auf jenen Formeln bestehen, auf der andern die gottleugnenden Materialisten, die den Geist zu einem Anhängsel des Stoffes machen, das Leben aus dem Toten, die Vernunft aus dem Unvernünftigen rein zufällig hervorgehen lassen — sie bilden den großen Gegensatz unserer Zeit. Wäre er nur ein theoretischer, so hätte das nicht viel zu sagen; aber er ist und wird sofort ein praktischer; wenn der Mensch ist, was er ist, das Gebilde des Stoffwechsels und der äußeren Umstände, so kann man nichts anderes von ihm fordern, noch kann er anderes leisten, als was er gerade innerhalb des Naturmechanismus thut, es hat keinen Sinn, ihn für seine Handlungen verantwortlich zu machen, es ist Unsinn, wenn er selber sich ein Gewissen daraus macht, sich mit einem Schein von Freiheit und Sittengesetz blendet; seine physische Kraft ist sein Recht, die Befriedigung seiner Lust seine Bestimmung und sein Glück. Selbstbestimmung, Selbstüberwindung sind unmöglich, Selbstsucht ist der herrschende Lebenstrieb. Der theoretischen Selbstvertierung folgt die praktische auf dem Fuß, die Bestie im Menschen wird entkettet und jenseits von Gut und Böse tobt die wilde Begierde.

So lang eben eine gute christliche Zucht und Sitte noch nachwirkt und das Strafgesetz drohend im Hintergrunde steht, lebt auch der Naturalist noch ordentlich. Aber wenn einmal die Kinder lernen, daß Gott und Gewissen ins Fabelbuch geschrieben sind, ein Trugwerk von Fürsten, Pfaffen und Reichen, um das arme Volk im Zaum zu halten, dann werden die Folgen nicht ausbleiben. Doch sie sind bereits da. Und die behaglich satte, vornehme Welt der Halbbildung erschrickt, wenn die Anarchisten ihre Bomben werfen, wenn Mordlust und Diebszinn von ihrem Naturrecht Gebrauch machen, wenn die viehische Begierde frauenmordend, frauenschändend sich befriedigt. Und doch laß sie mit schmunzelndem Ergötzen die Romane, welche in der Liebe nur das Physiologische betonen und gelten lassen, doch lauschte sie mit dem Mägel eigener Geistreicheit den Lehren, die den freien, genialen Menschen außerhalb des Sittengesetzes stellen und sich im beginnenden Wahnsinn eines hochbegabten Mannes zu der Behauptung

tung verstiegen: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt.“ So sprach Nietzsche, der Modephilosoph von heute, und ein Schwachkopf fiel vor ihm nieder und rief: Ich suchte einen Gott, und ich fand Nietzsche!

Es ist ja wahr, der freie Mensch will und soll keinem äußern Gebot folgen, aber er will sein Lebensideal verwirklichen. Er trägt es als das Seinssollende in sich wie der Keim die Rose oder die Traube; er macht es denkend sich klar und bestimmt sich nach dem Gesetz des eigenen Wesens. Habe Liebe und thue, was du willst — hat auch Augustinus gesagt; er hat nicht gesagt: Thue, was du willst, im Gelüsten deiner Selbstsucht — sondern thue es in der Liebe, das heißt: indem du dich als Glied eines großen Organismus fühlst, und kraft seines, des göttlichen Willens, des auch in dir als Grund waltenden Unendlichen, die Selbstsucht überwindest und dein Wohl im Gemeinwohl suchst und findest.

Nun, bereits schreibt der sozialdemokratische „Vorwärts“ über den Anarchismus des Salons und bemerkt: „Wenn man einen Nietzsche im Salon vergöttert, so hat man weiter kein Recht, sich darüber zu beklagen, wenn schließlich jemand auch die Konsequenzen zieht und durch die That zeigt, daß er von allen hergebrachten moralischen Vorurteilen gänzlich frei dasteht.“ Demselben Blatt wird gemeldet, in Hamburg bestehe ein Freidenkerjugendbund, der sich das Ziel gesteckt, jede Autorität, Zucht und Sitte systematisch zu untergraben. Wie in Frankreich vor der Revolution, so sichert heute in Deutschland aus den oberen Schichten der vornehmen Gesellschaft in die unteren der Armen und Ungebildeten der materialistische Egoismus durch; soll es auch bei uns gehen wie in Frankreich, wo die idealen Strebungen nach Freiheit und Menschenrechten ein Ende mit Schrecken nahmen, als im Greuel der Septembermorde die nicht mehr von religiöser und staatlicher Autorität gebändigte, sinnlich rohe, brutale Mier und Gewalt hervorbrach? Auch die witzigen Pariser und Pariserinnen hatten mit dem Feuer gespielt, wie heute Berliner und Berlinerinnen am Paradoxen und Abnormen sich weiden. Das Krankhafte, das erblich Belastete wird statt des Gesunden und sittlich Freien in den Gestalten der Dichter, der Romane vorzugsweise aufgesucht und bewundert, um den überreizten Nerven einen neuen Stachel zu bieten, und schon ist es dahin gekommen, daß ein Irrenarzt Literaturberichte schreibt und darthut, wie wenig doch die Belletristen von den krankhaften Seelenzuständen verstehen, die sie vorgeben, getreulich abzuspiegeln. Wahrheit, nicht Schönheit! ward die Losung einer Kunst, die damit sogleich in Gefahr geriet, nur die Wahrheit in der Häßlichkeit zu suchen, um das Verzerrte, Gemeine, Wüste statt des Harmonischen und Gesunden, das Wurmstichige, Faule statt des Reinen und Blühenden darzustellen. Pfützen und Tauche werden uns geboten statt der lauterer Quellen, die es, gottlob, doch auch gibt, und es entstand der Schein, als ob alles feil, brünstig und gemein sei in der Welt, da eben jedes Werk der Kunst von Haus aus die Vorstellung erweckt, daß es etwas allgemein Giltiges biete.

Angeichts der schweren Kämpfe in der Menschheit, der Inquisition, der Bluthochzeit, wie angeichts der Natur, wo die stärkeren Tiere, um zu leben, die schwächeren fressen, schrieb Diderot schmerzbeengt: „Ich leide unsäglich, nicht

an Gott glauben zu können.“ Er hatte eben das *systeme de la nature* für die wahre Philosophie genommen, und das Leid der Seele, die wirklich in ihm lebte, mahnte ihn daran, wie thöricht es sei, sie zu leugnen. Heute weidet man sich lieber am Elend des Daseins, rühmt sich, aller Ideale los zu sein, und beginnt wieder an Gespenster zu glauben. Voltaire hatte gesagt: „Gäbe es keinen Gott, so müßte man ihn erfinden“ — in der richtigen Einsicht, daß die Gottesidee ein notwendiges Ideal der Vernunft ist, daß die Welträtsel sich nur lösen, wenn eine weltordnende, intelligente Macht waltet. Die Freiheit ist das Wesen des Geistes, sie ist von unendlichem Wert, nur durch sie kann das Gute wirklich werden; aber sie bringt auch die Möglichkeit des Bösen mit sich, und das Böse ist thatsächlich geworden und hat sich als eine Verirrung der Lebenstriebe, kund gemacht, die nur Unheil und Verwirrung bringen kann; nun ringt das Licht mit der Finsternis, nun ist die Macht der Sünde groß, nun sucht der Egoismus sein Wohl auf Kosten und zum Schaden anderer, und aus dem Paradies, dem Einklang aller Wesen, ist ein Naturzustand des Kampfes aller gegen alle geworden. Nun treibt die Not die Menschen zur Aufrichtung des Rechts in der Ordnung des Staats, wo die Persönlichkeit sich und das Ihre vor Mord und Raub gesichert und geschützt sieht, sich eingliedert sieht in ein großes Ganzes, in welchem sie Bildung und Gesittung findet.

Herrschte das Sittengesetz in allen Gemütern, thäte jeder das Rechte in Friede und Liebe, dann brauchten wir keine Staatsordnung; aber zu meinen, das Böse werde verschwinden mit dem Privateigentum, wenn jedem Menschen seine Arbeit angewiesen und dann ein Erwerbsschein für die Produkte anderer gegeben werde, das ist eine ungeheuerliche Täuschung. Könnten denn nicht die Anweisungen auf Lebensmittel dem Fleißigen vom Faulen gestohlen werden, würden nicht auch in der freien Liebe die Eifersucht oder im Verkehr der Gesellschaft Zorn und Haß zum Totschlag treiben, würde die Lüge, die böse Begierde nicht mehr sein? Ja, wenn das Böse nicht wäre! Darum thut vor allem Einkehr ins eigene Innere, Selbstzucht und Selbstbesinnung not, die Umkehr auf dem abschüssigen Wege, auf dem so viele im Materialismus des Kopfes und Herzens, im Wohlgefallen an dem Abnormen und Nervenüberreizenden wandeln.

Die Sozialdemokratie, das erkennt man ja leicht, würde an die Stelle der freien Selbstbestimmung den Zwang setzen, der uns Arbeit und Genuß durch die Leiter der Gesellschaft vorschreibt. Der Kommunismus verkennet die Bedeutung des Privatbesitzes, daß derselbe eine Erweiterung der menschlichen Persönlichkeit, der Willensmacht über den eigenen Leib hinaus in die Natur, in das Reich der Sachen darstellt, zugleich aber die Beschränkung fordert, daß jedem das Seine gesichert werde und keiner das antaste, was des andern ist. Aber Menschenrecht und Menschenpflicht erfordern eine Lebensordnung, in welcher jedem die Möglichkeit gewährt werde, Bildung, Selbständigkeit, Wohlstand zu erlangen, durch Arbeit vor Hunger und Not gesichert zu werden. Wir sind Glieder eines Leibes, diese Wahrheit, die längst die Weisen am Ganges wie das Christentum gelehrt, sie mußte dem eigensüchtigen Individualismus, dem hartherzigen Mammonismus

durch die drohenden Arbeiterbataillone eingeschärft werden. Das ist der Wert der Sozialdemokratie für die Gegenwart im Dienst einer schöneren Zukunft, die aber nicht Familie und Privatbesitz zerstören, vielmehr allgemein machen wird. Die Gefahr liegt darin, daß eine revolutionäre Demagogie sich der sozialen Ideen bemächtigt und mittelst derselben eine Macht geschaffen hat, die uns den Umsturz droht, gerade wo die politische Forderung des einen Vaterlandes, der freien bundesstaatlichen Verfassung nach langem Sehnen und Ringen befriedigt ist. Die Gefahr besteht, daß im Drang nach Freiheit die gute Sitte und Zucht einer wüsten Frechheit geopfert werde. Die Gefahr liegt in der Irreligiosität der Massen.

Die Diener oder Leiter der Kirche sind mannigfach in Widerspruch geraten mit der Wissenschaft, und wenn der Syllabus der Bildung der Neuzeit den Krieg ankündigt, so finden Männer der Aufklärung ihre Aufgabe im Kampf gegen das Christentum, in einer Sittenlehre ohne Glauben. Religion ist Privatsache: ja, die Gewissensfreiheit verlangt, daß jeder der eigenen Ueberzeugung folge; es gibt ein Heiligtum der Seele, wo sie ihres Lebens mit Gott inne wird, das soll ihr unfriedet sein; niemand soll zu Glaubensbekenntnissen gezwungen werden. Aber Religionsfreiheit ist nicht Religionslosigkeit, Gottlosigkeit. Ein Führer der Sozialdemokraten hat im offenen Reichstag ohne Widerspruch erklärt: der Atheismus sei die Ansicht der denkenden Menschen, das Ergebnis der Wissenschaft. Er fand wohl diese bei den bekannten Kraftstofflern und hatte wohl gehört, daß die kritische Philosophie die Beweise für das Dasein Gottes zerstört habe; aber schwerlich wußte er, daß das von einem außerweltlich jenseitigen, damit selber endlichen Gottesbegriff gilt, daß aber der Gott, in dem wir leben, weben und sind, der alles in sich hervorbringende Unendliche, sich auch dadurch bezeugt, daß seine Idee, der Gedanke der Unendlichkeit, in unserem endlichen Geiste offenbar wird, indem wir uns selbst als endliche Wesen nur erfassen können, wenn wir uns vom Unendlichen unterscheiden, dies also denken. Er wußte nicht, daß der in sich Eine und Unendliche seit Jahrtausenden in Indien wie in Europa, im Christentum wie im Islam das wissenschaftliche Bekenntnis von Dichtern und Philosophen ersten Ranges ist, wie auch Jesus nicht bloß gesagt hat: Ich und der Vater sind eins, — sondern auch gewollt und dafür gelitten hat, daß wir alle die Kinderschaft empfangen, ihrer bewußt werden, wie auch Paulus geschrieben hat: In Gott, von Gott, zu Gott alle Dinge. Daß das Seiende ist, das kann doch niemand leugnen, zumal er ja durch sein Leugnen selbst sich als Seienden bewiese. Nun wohl, was ist denn das Seiende? Die Wissenschaft lehrt: Es ist keine Haufwerk von Stoffen, die ohne Beziehung zu einander in zufälliger Bewegung wären, sondern das All ist ein System von Kräften, die alle in Beziehung zu einander stehen, so daß das Kühne Wort von Leibniz bestätigt wird: Bei der Erschaffung jeder Monade, jedes einzelnen Wesens ist auf alles andere Rücksicht genommen. Das Leben bildet sich in der Wechselwirkung aller Kräfte nach Gesetzen, die nichts Willkürliches oder Zufälliges, sondern der Ausdruck denknotwendiger Vernunftbestimmungen sind; so weit das Teleskop und das Mikroskop reichen, sind dieselben

Elemente, dieselben Formen und Normen ihres Wirkens: es ist ein Zusammenhang und Einklang aller Gesetze, es ist also ein ursprünglich Eines, das in allem entfaltet, alles ordnend durchdringt; und wenn das Einzelwesen, indem es seiner inne wird, das Licht des Bewußtseins entzündet, sich als Vernunft und Willen erlebt, so ist damit Vernunft und Wille als der innere Lebensgrund, als das Wesen des Seienden erfahren und denknotwendig bestimmt, Gott erkannt als der Seiende, Allwaltende, Allwissende, Allliebende.

Und dieser Gott ist der Gott der Religion, denn das religiöse Gemüt will wie jedes liebende Herz eins sein mit dem Geliebten, es fühlt sich in Gott und Gott in sich, Religion ist Gottinnigkeit. Sagt man nun: Dieser Gott, der Unendliche, kann nicht selbstbewußt sein, denn Persönlichkeit ist etwas Endliches, wir sind nur dadurch Selbst, daß wir uns von anderen unterscheiden, das Unendliche aber hat nichts außer ihm, — so wiederhole ich meine Antwort: Auch wir unterscheiden uns thatsächlich nicht von einer Welt außer uns, sondern von den Empfindungen und Vorstellungen in uns, das Bewußtsein unterscheidet sich von seinem Inhalt als das Eine in sich das Mannigfache Bildende; so genügt es auch für Gott, daß er schöpferisch die Welt aus sich gestaltet, um sich von ihr unterscheiden zu können als das hervorbringende Eine von seinen mannigfaltigen Gebilden. Wir als endliche Wesen haben allerdings eine Welt außer uns als Bedingung unseres Innenlebens; Gott als der Unendliche hat alles in ihm selber, und es verendlicht ihn wahrlich nicht, wenn er auch als sich selbst erfassende Einheit in und über aller Vielheit, aller Lebensfülle waltet, sondern es vollendet den Begriff seines Wesens; er wäre nicht unendlich, wenn er nicht Subjekt, nicht in sich eins wäre.

Die Religion, sagt ihr, ist vornehmlich Frauensache. Wir mögen zugeben, daß liebevolle Hingabe allerdings das Weibliche im Menschentum kennzeichnet, das aber der Mann so wenig entbehren kann, als das Weib männlich selbstständiger Kraft entraten mag. Und das führt uns zur Einsicht, daß auch Frauen ihr volles Menschenrecht haben, daß das Gefühl für rechte Weiblichkeit nicht, wie neumodische Austerweisheit, gerade von geistreichelnden Weiblein bewunderte Austerweisheit, behauptet, ein weichlicher Femininismus, sondern das Siegel wahrer Männlichkeit ist, wie ein Shakespeare, ein Schiller, ein Goethe beweisen, die gerade das Ideal reiner Menschlichkeit in Frauengestalten dargestellt haben. Und so soll die Achtung der Frauen uns veranlassen, ihnen die Bildung zu gönnen und zu bieten, die ihnen eine selbständige Lebensführung ermöglicht, damit sie nicht genötigt sind, in abhängiger Stellung den Männern zu dienen oder als lieblose Beischläferinnen ihre Ehre preiszugeben, sondern als ebenbürtige, am Denken und Wollen des Mannes teilnehmende Lebensgenossinnen die Ergänzung zum vollen Menschentum bilden, und gerade dem durch seinen Beruf in einseitige Thätigkeit hineingezogenen Gatten die Totalität eines harmonischen Gemüths zur Erquickung bieten. Wir wollen die Frauen hören und mitthun lassen in allen Liebeswerken, sie sollen ihre Stimme abgeben in allem, was ihre eigenen Lebensverhältnisse angeht, sie sollen das Recht haben, wie sie selbst rein und unbefleckt in die Ehe treten,

so auch Männerkeuschheit zu fordern. Mögen sie selbst mitwirken, daß die männliche Jugend es unterläßt, weibliche Wesen zu Lustdirnen zu erniedrigen, an Leib und Seele zu verderben! Welch ein schmähhcher Zustand ist es, wenn der Staat die Prostitution legalisiren soll, statt das Laster zu bekämpfen! Mögen gerade die gebildeten jungen Männer Fichtes Mahnung beherzigen: „Unverlechte Keuschheit in Ehren halten und heiligen unsere Person von Jugend an ist das einzige Mittel, alles zu werden, was wir können nach der uns verliehenen Kraft im ewigen Rate Gottes; Verletzung derselben ganz sicher und unfehlbar eine Zerstücklung eine teilweise Ertötung; Unkeuschheit Ehrlosigkeit in höchster Potenz, Wegwerfung des eigentlichen persönlichen Wertes.“ Die Menschenwürde verlangt eine völlige Hingabe der ganzen Persönlichkeit, der Seele wie des Leibes, und wer die Ergänzung seines Wesens in einem wahlverwandten Wesen gefunden hat, der begehrt keines Wechsels und ist beglückt für immer. Auch hier ist es eine Pflicht der Bessergestellten, Besitzenden, mit gutem Beispiel voranzugehen, und nicht die irdische Not junger Mädchen zu benützen, um sie zur Preisgebung der Persönlichkeit zu verführen, eine schändliche Lust zu erkaufen. Der Groll der Armen und Niedriggestellten wird berechtigt gegen solche Frevel; wir müssen sie erheben, statt sie zu mißbrauchen, wenn wir das Wohl und die Kultur der Gesellschaft erhalten und fördern wollen.

Aus der Mutterliebe des Weibes hat Leibner jüngst in seinen Laienpredigten unsere Gesittung abgeleitet. Die Mutterpflege führt dazu, nicht bloß dem Augenblick zu leben, sondern die Zukunft im Auge zu haben, Vorräte zu sammeln, eine Heimstätte am eigenen Herde zu finden. Das weibliche Gemüt band den rastlosen Mann an die Scholle, übertrug das erworbene Wissen auf die Kinder, und so ward der sich entwickelnde Zusammenhang der Familie und des Staats eine Kulturthat des Weibes. Auch heute ist die Fortbildung der Gesittung den Frauen anvertraut und selbst Bismarck fühlte sich getrieben, sie zur Mitarbeit in der Pflege vaterländischer Gesinnung zu berufen. Dazu gehört freilich, daß sie nicht die Zeit in Buß und leerer Geselligkeit verändeln, nicht allem Windigen, Paradoxen, Aufsehenmachenwollenden nachjagen, sondern in sittlich religiösem Sinn, in harmonischer Bildung von Geist und Herz als Hüterinnen des Guten und Schönen dem heranwachsenden Geschlecht in der ersten Kindheit wie in der aufblühenden Jugend die segensreiche Wärme der Familienliebe in edler Mütterlichkeit als die Atmosphäre des späteren Weidens bereiten. Wollen revolutionäre Bestrebungen die Familie zerstören, so sollen gerade die höheren Stände das Vorbild ihrer Keinheit und ihres Glückes sein und dafür arbeiten, daß ihr Heil in der Menschheit bewahrt und immer mehr verbreitet werde.

Wenn wir anerkennen, daß die Gründung einer sozialdemokratischen Partei den Staat an seine Pflicht für die Armen und Hilfsbedürftigen erinnert, so ist doch andererseits seit der kaiserlichen Botschaft und Bismarcks Gesetzesvorlagen die Sorge für die Invaliden der Arbeit und des Alters, für Kranke und Nothleidende im öffentlichen Leben bethätigt, und es scheint geradezu frevelhaft, wenn die Führer das nicht achten, vielmehr fortwährend hegen und nicht auf der eröffneten

geistlichen Bahn, sie anerkennend, weitergehen. Wir dürfen mit Schmoller sagen: „Wenn den Tausenden aber Haß und Neid gepredigt wird, wenn die höheren Klassen in der sozialdemokratischen Presse nur als eine Bande von Schurken dargestellt werden, wenn immer wieder auf die Gewalt der organisierten Fäuste hingewiesen und der Eintritt eines goldenen Zeitalters, wo alle Uebel schwinden, jedem alle Genüsse zugänglich sind, nur von dem mutvollen Gebrauch dieser Fäuste abhängig erklärt wird, dann hat der Kampf eine Form angenommen, die für eine Thorheit und ein Verbrechen gehalten werden muß.“ Gerade durch seine sozialen Maßnahmen hat der Staat nun das Recht, jede Gewalt und jede Aufreizung energisch niederzuschlagen; und wenn die Anarchisten sich selber außerhalb aller Rechtsordnung stellen und solcher den Untergang drohen, so kann man sie beim Wort nehmen und den Naturzustand der Gewalt, des Kriegs auch ihnen gegenüber einführen. Aber heilvoller wird es wirken, wenn die Zuchtlosigkeit des Denkens, Fühlens und Wollens in philosophisch klingenden Sprüchen oder in belletristischen Schriften nicht mehr angepriesen, sondern ins Gericht geführt wird; wenn statt der Lust am Krankhaften, Paradoxen, Ueberstiegenen die Freude am Gesunden, Harmonischen, Sittlich-freien lebendig wird und bleibt. Kehre man den Dramen und Romanen den Rücken, die uns peinigen oder zur Lüsterheit figeln, statt uns Trost und Versöhnung zu bringen. Lasse man den Malern die Bilder, die nur das Widerwärtige und Gemeine abtonterfeien. Wir sollen und wollen uns an die Vergangenheit nicht binden, sondern an das fortschreitende Leben halten und neuen Most in neue Schläuche füllen; aber wenn die „Moderne“ etwas Rechtes dadurch zu thun meint, daß sie die Antike verächtlich beseitigt, so tritt sie damit aus der organischen Entwicklung und dem Kulturzusammenhang heraus und wird am Beifall des Tages ihren Lohn dahin haben, die Nachwelt wird ihr thun, was sie der Vorwelt zugedacht.

Wie der ideale Sinn für Einheit und Freiheit des Vaterlandes, dem in früheren Tagen so manches Opfer gebracht wurde, nach der Aufrichtung des Reichs vielfach einem selbstfüchtigen Strebertum und zerspaltendem Parteihader gewichen ist, so besteht nun die Gefahr, daß durch Mangel an selbständigem Mannesmut und durch Liebedienerei auch Fürsten, welche im Anschluß an das Ganze und in der Erfüllung der fortschrittlichen Volkswünsche sich edel bewährt, wieder zu Eigenwilligkeit, zu absolutistischen Vorstellungen und Menschenverachtung gebracht werden. Durch die Besinnung auf das ewig Wahre und durch die Darstellung desselben in herrlichen Werken ist Deutschland von innen heraus wiedergeboren und zum Erringen, politischer Selbständigkeit und Macht geleitet worden: wie mochten doch gerade nun so viele auf geistigem Gebiet sich unter die Fremdherrschaft der Franzosen, Engländer, Russen, Scandinavier hineindrängen, daß das Tacitische ruere in servitium sich uns auf die Lippe legt? Mochte ein Romane das Milieu, die Bedeutung der Umstände, die äußeren Einflüsse voranstellen, germanisch ist seit Jahrtausenden der Sinn für persönliche Selbständigkeit für eigene Willensentscheidung, und in allen großen Werken der Kunst ist das Geheimnis der klassischen Meisterschaft und der Dauer die Persönlichkeit ihres

Schöpfers, seine Originalität in Gehalt und Form! Stellen wir uns also auf uns selbst, auf das deutsche Wesen. Es weist uns auf einen vielgliederigen Bundesstaat mit einheitlicher Führung, es weist uns auf eine Religiosität, die sich an die eigenen Worte und das vorbildliche Leben Jesu hält. Den Hader um Satzungen und Formeln haben wir schwer gebüßt bis wir uns vertragen lernten; lassen wir ihn nicht wieder aufkommen! Denken wir daran, daß Symbole Sinnbilder sind, die jeder sich deuten kann und soll, und sehen wir ein, daß gerade die am tötenden Buchstaben hängen, statt am belebenden Geist, welche um Worte in den Glaubensbekenntnissen sich zanken und trennen, statt den Sinn zu verstehen.

Aber werden freie Geister nicht zum Widerspruch gegen die alten Bekenntnisse gedrängt, wenn die heutige Orthodoxie um der Formeln willen den Kampfruf zur Verfolgung der Wissenschaft erhebt, die nach Wahrheit um der Wahrheit willen strebt, und keine Glaubensartikel daraus machen kann, daß Gott gerade in sechs Tagen die Welt geschaffen, daß Adam und Eva von der Schlange zum Genuß verbotener Frucht verführt worden, daß die Erzählungen des jüdischen Altertums vor Moses und von Moses selbst faktische Geschichte seien, nicht jagenhaft ausgeschmückte oder dichterische mythische Darstellung religiöser oder historischer Gedanken? Nicht Kruenen oder Wellhausen arbeiten der Sozialdemokratie und deren Irreligiosität in die Hand, wenn ein Schriftsteller Ergebnisse ihrer Forschungen popularisirt, sondern gerade die Altgläubigen thun es, wenn sie an der Schale der Ueberlieferung hängen statt am Kern, und es verschmähen, dem Volk die unvergänglichen Ideen, den Sinn und Gehalt jener Erzählungen klar zu machen. Daher kommt es, daß dann viele mit der zerbrechlichen und zerbrochenen Schale auch den edlen, immer nahrhaften Kern wegwerfen. Dieser Kern bildet sich selber mit neuer Lebensgestalt, und Gott bleibt Gott, wenn er auch die Erde nicht zum Mittelpunkt der Welt in einer Woche hervorrief, sondern seine Schöpfermacht fortwährend in der Entwicklung des Universums nach ewigen Gesetzen erweist. Darum fordern wir das Recht, die religiöse Wahrheit, wie sie in Jesu Wort und Werk ausgeprägt ist, mit den wissenschaftlichen Ergebnissen der Gegenwart so in Zusammenhang zu bringen, wie es die Kirchenväter, die Denker des Mittelalters mit der Weltanschauung ihrer Zeit gethan, auch Leibniz und Kant, auch Fichte, Schleiermacher, Hegel und Schelling, wenn diese auch oft mehr bedacht waren, Dogmen umzudeuten als für die Ideen einen neuen, angemessenen Ausdruck zu finden. Je mehr uns das gelingt — und ich darf auf meine „Sittliche Weltordnung“, auf meine „Religiösen Reden“ als Arbeiten in solchem Sinne hinweisen — und je mehr das praktische Christentum in Thaten der Liebe sich der Armen und Ungebildeten wie der verirrtten und zum Atheismus verführten Massen annimmt, um so eher wird auch der Segen der Religion sich wieder überall im deutschen Volk wirksam erweisen und in der Versöhnung der Gemüther den Beweis des Geistes und der Kraft für sich führen.

Es sind jüngst ein paar literaturgeschichtliche Bücher erschienen, auf die ich als Signale des Umschlags zum Bessern hindeuten will: Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart, von Joseph Müller, und Schiller in seinem

Verhältnis zu Freundschaft und Liebe, vornehmlich mit Rücksicht auf Goethe, von Gustav Portig. Nicht als ob ich sie für durchaus vollendet erachte: Müller hat den Dichter in Jean Paul zu wenig gewürdigt; Portig hat Goethe — so sehr er die Herrlichkeit des Lyrikers und Epikers preist — doch herabgedrückt, indem er Schillers Wesen zum Maßstab nimmt, um ihn darnach zu richten, wie dies in dem wunderlichen, an seltsamen Einseitigkeiten reichen Kapitel über Goethes Katholizität zu Tage kommt, — oder wenn Goethe vielleicht deshalb für eine Professur Schillers wirkte, um so durch die Hinwendung zur Wissenschaft den poetischen Rivalen los zu werden! Aber es ist rühmend, anzuerkennen, wie Müller als katholischer Geistlicher der Jesuitenmanier entgegentritt, welche die großen deutschen Dichter herabzusetzen, dem katholischen Volk zu verleiden und damit immer mehr die Bildung und Anschauungsweise der beiden Konfessionen einander fremd zu machen trachtet; es ist anzuerkennen, wie er in Jean Paul den ganzen Menschen auffaßt und den Denker, den Patriot, den Religiösen nicht bloß in das volle Licht rückt, sondern auch als ein mahnendes Vorbild aus dem Anfang des Jahrhunderts für den Schluß desselben aufstellt.

Ähnliches gilt von Portigs Schillerbuch. Auch da steht der große, edle Mensch im Vordergrund, aus ihm entwickelt sich der Dichter einträchtig mit dem Denker. Neben Goethe, dem Günstling und Beherrlicher der Natur, erscheint Schiller als Priester der Freiheit, der sittlichen Selbstbestimmung. Den Willen nennt Schiller des Menschen Geschlechtscharakter, und so erkennt Portig den Anbetern der Umstände und äußeren Einflüsse zum Trotz in der Persönlichkeit und der originalen Selbstkraft das Wesen und den Wert des Menschen wie der poetischen Schöpfungen. Dem historisch-philologischen Kleinram zeigt er wie eine philosophische Behandlung der Literaturgeschichte da erst recht beginnt, wo jener endigt; sie setzt eine genaue Kenntnis der Thatsachen voraus, aber sie wendet sich von da nach dem Kern der Dinge, nach den Prinzipien und Quellen des Lebens. Wie der Realist Goethe und der Idealist Schiller sich verständigen und verbinden, so erscheint der Idealrealismus als das Wort der Zukunft in Kunst und Wissenschaft.

In Jean Paul wie in Schiller ist das deutsche Wesen ausgeprägt; lernen wir wie sie vom Ausland, vom Altertum, aber halten wir uns an die eigene Art und Kunst. Stellen wir das Vaterland über die Partei: Schiller und Jean Paul waren Dichter und Denker zugleich; das erinnere uns daran, wie in einem Weltalter des Geistes der Schriftsteller, mit den Ergebnissen der Wissenschaft vertraut, dieselben klar und anmutig darstellen soll. Sie übten das erleuchtende, trostpendende Amt der Poesie; statt Wunden aufzureißen und am Krankhaften, Verkommnenen, Absonderlichen sich zu weiden, wußten sie Wunden zu heilen und die Reinheit des Herzens, den Adel der Seele, das Maß in der Kraft, das Harmonische als das Heilvolle aufzuweisen. Sie waren freie Geister und religiös zugleich, und das mahne uns, das Christentum mehr in der Gesinnung als in Bekenntnisformeln zu sehen, auf das Einigende, nicht auf das Trennende der Konfessionen Gewicht zu legen, Glauben und Wissen einander ergänzen zu lassen.

Der lebendige, persönliche Christus mit seinem warmen Herzen für alle leibliche und geistige Not der Menschen wird dann selbst am besten die Abtrünnigen wieder ins Vaterhaus zurückrufen.

Unsere Lebensaufgabe wird mit jedem Tage schwerer und größer, je mehr die Gegensätze, die gesellschaftlichen Gruppen auseinander gehen; Zwangsmittel werden sie nicht zusammenschweißen, von innen heraus, durch Einsicht und guten Willen muß die Veröhnung ertungen werden, die Gesundheit, Frieden und Freude.



Bei Franz Defregger.¹⁾

Von

Luise von Kobell.

Es gibt Menschen, bei denen es einem so wohl zu Mut ist, wie wenn man im grünen Wald wäre und in einen klaren Quell schaute.

Ein solcher Mensch ist Franz Defregger, der große Künstler, der in seinen Bildern naturwüchsige und anmutige Typen geschaffen, die leben werden, so lange die Kunst lebt.

Franz Defregger, der Sohn des Ederbauern Michael Defregger, ist geboren am 30. April 1835 in Stronach, einer Parzelle der Pfarrgemeinde Dölsach im Pusterthal. Im fünften Jahre verlor er seine Mutter, die am Typhus starb; vier Brüder erlagen derselben Krankheit. Die Epidemie ergriff auch die vier Töchter und Franz, doch kamen diese mit dem Leben davon.

Schon frühzeitig hat sich in Franz das Talent geregt und frei entwickelt. Sobald er laufen und springen konnte, lag es ihm ob, zur guten Jahreszeit — im Winter besuchte er die Schule — seines Vaters Ziegen und Künder zu hüten, über Stock und Stein, auf blumigen Wiesen, an jähem und an sanft ansteigenden Grashügeln.

Da lernte er das rechte Sehen, die Grundlage der Kunst. Dann versuchte er zum Zeitvertreib die ihm anvertrauten Wiederkäuer plastisch nachzubilden: das Material dazu lieferte auf dem Weideplatz der Strunk einer Zürbelliefer, Holz genug, um ganze Herden von Ochsen und Kühen zu schnitzen. Und wie der Natur ein Tropfen Wasser genügt, um die zierlichsten Schneekristalle daraus zu bilden, so genügte ihm eine Kartoffel, um ein lebenswahres Lamm oder Kalb hervorzubringen.

Mit der Zeit befriedigten den kleinen Hirten die Tiere nicht mehr, dann schnitzte er „Krippenfiguren“ und den heiligen Geist in Gestalt einer Taube.

¹ Die Verfasserin hat nach eigenen Erzählungen und Mitteilungen Franz Defreggers das Leben, die Werke und die Ansichten des Meisters über moderne Kunst geschildert.

Auch schnitt er mit der Schere Menschen und Bierfüßler aus Papier, klebte sie dann auf Wände und Thüren, so daß es ein lustiges Ansehen hatte.

Als er einmal den im Haus wohnenden Ausräger mitsamt den Kindern, die dieser zur Tränke führte, abtonterseite, empfand der Porträtirte eine solche Freude, daß er dem jungen Defregger einen Kranz getrockneter Feigen verehrte, den Vorboten späterer Lorbeerkränze.

Indes erregten die erwähnten Schuizereien die Aufmerksamkeit des Dorfparrets, der öfters im Hofe zusprach und den Vater zu bewegen suchte, Franz einen Maler werden zu lassen. Aber der Alte wollte davon nichts wissen, sein Bub sollte ein tüchtiger Bauer werden. Und der Bub selbst wünschte damals nichts anderes; denn fragte man ihn: „Na, Franz, willst Maler werden?“ so antwortete er: „Na, das Austreichen freut mi nit.“ Und eine höhere Kunst war ihm unbekannt.

Da er fünfzehn Jahre alt war, wurde er vom Hirtenbub zum Pferdewechter befördert, und dieser Beförderung machte er alle Ehre. Reiten konnte er auch, da er bereits mit sechs Jahren dann und wann hoch zu Roß durch das Dorf traben durfte.

1858 starb zu des Franz Leidwesen der Vater.

Der Hof fiel an den einzigen erbberechtigten Sohn Franz. Somit hatte dieser noch mehr zu thun, Knechte und Mägde im Zaum zu halten, zu säen und zu ernten. Er kam wohl mit der Arbeit zurecht, doch sie stellte ihn nicht zufrieden.

Eines Tages besuchte er in dem, Dölsach nahe gelegenen, Städtlein Pienz das Konzert, das eine fremde Musikkapelle im Wirtshaus gab. Defregger lauschte begeistert, das waren Weisen und Töne, wie er sie nie gehört — eine Art Sehnsucht ergriff ihn nach fernen Ländern und das damalige Auswanderungsfeber erfaßte auch ihn.

Er gesellte sich zu einigen Heißspornen, um mit ihnen nach Amerika hinüber zu segeln.

Zum Glück für die Mit- und Nachwelt zerfiel der Plan. Dennoch wollte Defregger nicht mehr ruhig auf einem Flecke sitzen bleiben, obwohl es ein entzückender Erdemwinkel war. Er hing die Landwirtschaft an den Nagel, verkaufte Haus und Hof und wanderte mit zwei Kameraden nach Innsbruck zum Bildhauer Stolz.

Dieser gab ihm fünf Monate Unterricht im Zeichnen. Stolz erkannte bald durch einige „Porträtern“ Defreggers Begabung für die Malerei und riet deshalb seinem Schüler, Maler statt Bildhauer zu werden.

Er führte ihn selbst nach München und stellte ihn dort dem Akademiedirektor Karl von Piloty vor. Schüchtern zeigte Defregger einige seiner Skizzen her, zum Beispiel „Ein kleiner Junge, die Hacke auf der Schulter, schreitet über eine Wiese“. Der Vorwurf ist einfach, aber wie könnte die Lebenslust frischer ausgedrückt werden als in diesem urwüchsigen, kleinen Kerl. Der Gang, die Haltung, das Gesicht sind eine pulsirende Freude. Ferner wies Defregger seine naturalistisch

gemalte Schwester mit ihrem Kinde auf, sowie die Wirtsstube seines Onkels in Winklern (Oberkärnthen). Im Vordergrund steht der Wirt, der den Warenanpreisungen eines Pomeranzenhändlers zuhört, während zechende Bauern an langen Tischen sitzen, eng aneinander gedrängt, wie es Brauch und Sitte ist. Ein fideles Volk nach allem Anschein, denn da wird durch einander geschwätzt und gelacht. Trotz der noch herrschenden Unbeholfenheit in Zeichnung und Farbe entdeckte Piloty doch sogleich das darin liegende Talent. Er ermutigte mit dem ihm eigenen Wohlwollen den angehenden Künstler und wies ihn an, die Kunstgewerbeschule zu besuchen, hierauf die Malerschule. Allein die letztere behagte Defregger nicht, „und da hat mich der Stuckuck nach Paris geführt“, erzählte er mir, „denn erst an Ort und Stelle erfuhr ich, daß ich nach den bestehenden Satzungen wegen vorgerückten Alters in der Akademie nicht mehr aufgenommen werden könne.“

Defregger blieb anderthalb Jahre in Paris, studirte im Louvre und im Luxembourg die alte und neue Kunst, arbeitete unter Tags für sich, des Abends mit besonderer Erlaubnis nach einem Modell im Attenjaale in der Akademie. Da er in einem deutschen Gasthaus am Boulevard Saint Jacques mit einigen Tiroler Landsleuten wohnte, lernte er wenig von den Pariser Verhältnissen und kaum die Sprache kennen; aber die prächtigen Bauten, Galerien und Museen, das weltbürgerliche Thun und Treiben der Großstadt, wirkten doch mächtig auf ihn ein, erweiterten seine Gedanken und seine Auffassung von Leben und Kunst.

Dann und wann verkaufte er eine seiner Farbenskizzen um dreißig bis vierzig Franken. Und ein von ihm gezeichneter Karton „Der Winkeltanz“ wurde im Salon aufgenommen.

Dieser Tiroler „Winkeltanz“ vollzieht sich durch einige lustige Paare in einer Stubenecke und dauert kurz oder lang, je nachdem eine gestrenge Alte die hüpfende Gesellschaft zum Tempel hinausjagt.

Im Juli 1865 kehrte Defregger nach München zurück; weil er hier Piloty nicht traf, — dieser war aus Gesundheitsrücksichten nach Karlsbad gereist — fuhr er schnurstracks nach Dölsach und bezog von da eine Alphütte.

Ein alter Jägersmann ward sein Koch, und da hausten die zwei im Hochland und hatten ihre Freude an der Auschau auf riesige Gletscher, aus welchen der Venediger blendend weiß emporsteigt, auf waldige Gebirgszüge und ebene Gründe mit wuchernden Alpenpflanzen, die farbenfeurig im Sonnenschein prangten.

Defregger ließ sich die großartigen Herrlichkeiten von der Natur vormalen und malte darnach seine landschaftlichen Vorwürfe. Nachdem er acht Wochen auf der Alpe zugebracht, ging er nach Lienz und in die umliegenden Dörfer auf die „Malstöhr“, und der glücklich Porträtirte bezahlte fünf Gulden für sein Bildnis. Es war wenig, aber doch noch immer mehr als dereinst Murillos Lohn, der für seine ersten Kunstzeugnisse nur einige Realen erhielt.

In der erwähnten Alphütte entstand die Farbenskizze zu Defreggers erstem

Selbilde: „Der erschossene Jäger“. ¹⁾ Als Defregger dieselbe dem Direktor von Piloty in München vorlegte, war dieser voll Lob. Willfährig nahm er nun Defregger in seine Schule auf.

Die besprochene Skizze stellt eine traute Tiroler Stube dar, in welcher ein junges Weib im Begriffe ist, ihr eben gebadetes jüngstes Kind abzutrocknen. Aber der Schreck lähmt ihr die Glieder, denn jählings erblickt sie ihren Mann tot auf einer Bahre liegen, die von zwei Holzknechten durch die aufgerissene Thüre hereingetragen wird. Nebenher schreiet ein Hirtenbub mit dem Hut und Gewehr des Erschossenen. Der starre Blick, die Leichenblässe ihres Antlitzes und der schmerzliche Ausdruck zeugen von der tiefen Erschütterung der Unglücklichen, an deren Kock sich furchtsam die älteren Kinder klammern, indes das Kleinste, ohne Kenntniß von dem Vorgange, in unverwundlicher Heiterkeit darein schaut.

„Zu kraß,“ äußerte Moriz von Schwind, als Piloty ihm die Skizze zeigte, „zu kraß“. Da Piloty gleichfalls für etwas Abschwächung stimmte, verwandelte Defregger den Gemordeten in einen schwer Verwundeten, der mit verbundenem Kopfe von zwei Holzknechten in die Stube geführt wird. Der mit dem Gewehr und dem Hute des Verwundeten vorausgehende Hüterbub verkündet die Schreckensnachricht. „Das packt, das ergreift,“ jagte Professor Holz, ²⁾ „aber ein hutloser Jäger, das geht nicht, ein Jäger muß seinen Hut aufhaben.“ Der gehorame Defregger malte ihn also mit dem Hute. Sogleich beim Erscheinen des Wildes erwarb der Kunstverein zu München das interessante Gemälde zur Verlojung. Nun befindet es sich in der Stuttgarter Staatsgalerie.

Als Pilotyschüler fühlte sich Defregger glücklich. „Piloty,“ jagte er neulich, „war ein Goldcharakter und ein vorzüglicher Lehrer. Er erkannte sofort das Talent, und keine Mühe verdroß ihn, dieses zu entfalten und auszubilden; dabei verlangte er nie die Schablone, sondern schätzte und förderte in jedem das Individuelle.“

Unter seiner Leitung malte Defregger das berühmte Gemälde: „Speckbacher und sein Sohn“. ³⁾ Speckbacher, der seinem zehnjährigen, dreisten Ruben wiederholt eingeschärft hatte, „sich ja bei Gefechten nicht mehr sehen zu lassen,“ und ihn zur weiteren Sicherheit in einer Sennhütte unterbringen ließ, findet ihn plötzlich, mit einem Stutzen bewaffnet, im Wäremwirthshause zu St. Johann, inmitten der Landesjchützen, die eben vom Gefechte kamen.

Zorn, Freude und Sorge um sein Kind bewegen Speckbacher; Anderl, der

¹⁾ Karl Stieler bezeichnet das Bild „Der Förster“ in dem bei Hanffängl in München erschienenen zweiten Defregger-Album „Aus der Hütten“.

²⁾ Philipp Holz malte unter Cornelius an den Fresken der Gypothek, führte die vier allegorischen Figuren unter den Arkaden beim Münchener Hofgarten, Perikles' Zeitalter im Maximilianeum, aus. Im neuen Residenzbau schmückte er das Schreibzimmer König Maximilians durch Darstellungen nach Schillers Balladen, das Servicezimmer der Königin Marie durch solche nach Bürgers Gedichten. Unter seinen Oelgemälden machte des „Sängers Fluch“ (nach Uhland) Aufsehen.

³⁾ Von Sonnenleiter für das Album der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst gezeichnet. 1871.

von der Alpbütte durchgebrannt „zum Soldatendajchießen“, wird nun von einem ihm gewogenen Alten vor den Vater geführt. Vater und Sohn tauschen Blick um Blick, und dem flehenden Jungen ist sein Wagestück verziehen. Auch die umstehenden Schützen, die Wirtin und gaffenden Kinder sind voll seiner Charakteristik (Ferdinandeaum zu Innsbruck.)

„Die Ringer“¹⁾ benannte Defregger sein nächstfolgendes Gemälde. Der Schauplatz ist im Neltal. Die Ringer stürzen auf einander los, die Muskeln bauschen sich hervor, die Sehnen spannen die Haut, die Augen sprühen vor Siegeslust, denn es gilt, den Preis der Tapferkeit und Gelenkigkeit zu gewinnen vor den Männern und Dorfschönen, die als Zuschauer und Zeuginnen ringsum versammelt sind. Die Darstellung ist künstlerisch von hohem Werte, auch vom kulturhistorischen Standpunkte. Denn diese Tiroler Kraftprobe stammt wohl aus den gymnastischen Übungen der Griechen und Römer. Und wie in der hellenischen Heldenjage der Dioskur Polydeutes als Faustkämpfer gefeiert ward, so ist auch hier der beste Ringer, „der Habmair“, eine hohe Persönlichkeit, von Alt und Jung angestaunt und verehrt.

Dann spielt in die Vorstellung der mittelalterliche „varlet“ hinein, der seinen Hut als Zeichen des Waffenstillstandes empor hielt, wenn ihm der Kampf zu ungleich oder mörderisch erschien, hier ist es der „Merker“, der bei einem etwaigen Berstoß gegen die Kampfregeln ein gebieterisches Halt ertönen läßt.

„Judes“, sagte Defregger, „wird der an kleinen Feiertagen zur Belustigung stattfindende Ringkampf wie manch alter Brauch bald aussterben, denn die Geistlichkeit und bürgerliche Behörde sind ihm feind, da sich durch übergroße Anstrengung schon mancher ein dauerndes Körpergebrechen zugezogen hat.“

In die Kategorie der Tiroler Volksbräuche gehören auch die berühmten „Faustschieber“.²⁾ Ein Kämpfer legt seine Faust auf den Tisch, ein zweiter sucht mit der seinigen die des ersten wegzuschieben, und so vergehen oft Minuten, wo Knöchel gegen Knöchel in steter Kraftanstrengung unbeweglich preßt, bis endlich unter leisem Zucken der ermüdeten Muskeln eine der beiden Fäuste langsam zurückzuweichen beginnt.

„Die Brüder“ sind aus dem Leben auf die Leinwand gezaubert. Ein Bauernsohn, der am Gymnasium studirt, kehrt zur Ferienzeit in das Elternhaus zurück. Die Familie ist in der Stube versammelt, um die Ueberraschung des kleinen Studenten zu sehen, denn während seiner Abwesenheit ist ein Brüderlein auf die Welt gekommen.

Er erblickt es voll Erstaunen, nimmt sich nicht einmal Zeit, die Reisetasche abzulegen, sondern streckt eilig den Arm aus und will den Säugling herumtragen. Dieser schreit aus Leibesträften und unter der Heiterkeit der Eltern und Schwestern gibt der Gescheitere nach und läßt von seinem Vorhaben ab.

In Defreggers Familienleben trat der eben geschilderte Fall in Wirklichkeit

¹⁾ Radirung von Unger in Lützows Zeitschrift. 1872. (Der Ringkampf in Tirol.)

²⁾ Bei Stieler „Reisebild“.

ein, und Defregger versicherte mir, daß sein von der Studienanstalt Schäftlarnin heimkehrender Sohn sich genau so benommen, wie der Künstler es vorher auf seinem Bilde dargestellt hatte.

Da und dort hat Defregger einen Münchener Künstler im Genrebild verewigt: so gibt „Auf der Alm“ Hermann Kaulbach der Semmerin ein „Büschl“, das sie sich auf den Hut steckt. In einem anderen Bilde: „Maler auf der Alm“ sind Papperitz und Weiser abtonterfeit. Der erstere reicht aus seiner Feldflasche der Semmerin ein Glas Wein zum Trunke hin. Eifersüchtig schaut ein Bursche der Liebesgabe zu.

Unvergleichlich in Poesie und Realistit ist: „Der Zitherpieler“. Ein Jägerbursch spielt zwei Dirnen auf der Zither vor. Bei der einen trifft er das Ohr, bei der andern das Herz.

Der bekannte „Salontiroler“ ist ein bäuerlich herausstarrter Jüngling, der wegen seines Anzuges die Lachlust der in einer Stube anwesenden Burschen und Dirnen herausfordert. Sein auf die Dirnen gerichteter Blick, der imposant, ernst sein soll, ist von hinreißender Komik. Obwohl bei diesem Bilde die Sachlage an Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt, so haben doch viele Wißbegierige Defregger mit Anfragen überschüttet, ob der Salontiroler etwa ein Gebirgsbewohner sei, der sich einen Dux machen will, oder ein Berliner, der als unbewusster Komiker auftritt?

„Es ist eine uralte Wahrheit, daß man lieber das Schöne als das Gemeine, Häßliche anschaut,“ jagte Defregger, „und wenn die Modernen auch den Satz umstürzen wollen, so bleibe ich doch dem ersten getreu.“ Wie bestätigt er seine Worte in dem bekannten Gemälde: „Der Besuch“ und in den bezaubernden Mädchensköpfen: „Gilly, Stasi, Resi, Traudl, Burgei, Rosl, Lisl, Lenel, Gundel vom Königsee“. Und „Die italienischen Mädchen“ kommen ihnen an Wert gleich.

Die schönste von diesen allen ist aber doch die Dirne, die sich mit einem Holzknecht unterhält und dabei so lustig und schlagfertig darcin schaut, daß nicht nur der Eine, sondern auch die abseits sitzenden Gefährten sie nicht aus den Augen lassen. ¹⁾

So anmutig als volkstümlich ist der „Ball auf der Alm“. Ein alter Kruz, der in der Sennhütte unter die anwesenden Burschen und Dirnen mehr Lustbarkeit bringen will, fordert ein bildschönes Mädchel zum Tanz auf. Er schmalzt und ipringt wie ein Auerhahn und sie geht, den anderen zulächelnd, auf den Scherz ein.

Mein Vater gab zu jener Zeit seiner Begeisterung für Defregger in folgendem Liede Ausdruck. ²⁾

„Dir wind' ich den Lorbeer, doch nein, der blüht
In fernem, fremden Gefilden,
Von heimischen Blumen soll dir ein Kranz
Die Stirne schmückend umwinden.

¹⁾ Reproduktionen der erwähnten Bilder im Verlage Hansjängl.

²⁾ Bisher ungedruckt.

Mit heimischen Farben hast du mir
 Gespiegelt des Volkes Leben,
 So treu, so einfach, so lustig und wahr,
 Das Herz muß es erheben.

Ich male wohl auch in deiner Art,
 Doch nur mit tintigem Niele,
 Und malt dann der Leser nicht selber dazu,
 Fehlt oft der Trumpf beim Spiele.

O! könnte ich schreiben so, wie du malst;
 Wie würd' ich des mich freuen,
 Wie könnt' ich dann schönere Lieder dem Volk
 Mit deinem Genies weihen."

Berühmt ist gleichfalls „Die Brautwerbung“. Ein wohlhabender Bauer, man sieht ihm den Reichtum förmlich im Gesicht und Auftreten an, wirbt für seinen Sohn, der etwas blöd und nicht unwiderstehlich aussieht. Die Außerkorene steckt sich hinter ihre Mutter und lacht schelmisch; eine Gefährtin, halb gleichgiltig, halb vorwichtig, harret der Entscheidung, die offenbar die Form eines Korbes haben wird.

Sollte man es für möglich halten, daß, wie mir lächelnd der Künstler erzählte, auch bei dieser Darstellung mehr als fünfzig schriftliche Anfragen bei Defregger einliefen, welche denn von den Mädchen die Umworbene sei? „Und noch heute bekomme ich Briefe deshalb und die Aufforderung, die darüber eingegangenen Wetten zu entscheiden.“

Eine seltene Mannigfaltigkeit in Gesichtsausdrücken bietet Defreggers „Gebissene Gans“.¹⁾

Eine Bauernfamilie hält gewissermaßen Gericht über den Hund, der die Gans gebissen. Streng tadelnd sieht ihn die Bäuerin an; eine Tochter hat den Vogel auf den Arm genommen und zeigt unter den Federn die unleugbaren Spuren der Fangzähne. Die zweite Tochter beugt sich begierig vor, damit ihr ja von dem nahenden Strafgerichte nichts entkomme; der Jüngsten geht es zu Herzen, sie steckt ganz betrübt ihren Finger in den Mund. Dem Großvater mit dem Entel auf den Knien entlockt das Ergebnis ein Lächeln, und unverhohlen lacht der größere Entel über das Schelmenstück.

Die Hauptperson, der Hund, legt sich flach auf den Bauch und kriecht schuldbewußt zu seinem Herrn vor, der schon den Strick zum Durchhauen hinter dem Rücken hält und ihn gebieterisch mit der linken Hand hercitirt. „Gehst her!“ hört man den Bauern rufen, was weiter geschieht, kann man sich denken. (Im Museum Königsberg.)

Ich habe auf gut Glück einige Genrebilder aus Defreggers Schatzkammer hervorgehoben, zwei Heiligenbilder seien denselben angereicht. Das Altarbild, das der Künstler für die Kirche in Dölsach bestimmte, zeigt die heilige Familie. Sie ist aus der Seele gemalt. Nur wer fromm empfinden kann, vermag ein so

¹⁾ Radirung von W. Rohr für den Kunstverein in Königsberg. „Verbotene Jagd.“

vergeistigt wunder süßes Frauenbildnis zu malen, dem Jesuskind den naiven, erhabenen Ausdruck zu verleihen. Joseph, der unterhalb der thronenden Maria in eine Schrift vertieft ist, ist eine Ehrfurcht gebietende Gestalt. Das ist religiöse Kunst. Derartige Kirchenbilder wirken veredelnd auf das Gemüt und vermitteln eine hohe Empfindung.

In der Madonna mit dem Kinde, welches Gemälde Defregger im Münchener Kunstverein ausgestellt hatte, ist in feiner Farbenstimmung das Unnahbare, Holdselige zum Ausdruck gebracht, das wir mit dem Worte himmlisch bezeichnen. — Auch hier ist die Aufgabe gelöst, die der spanische gelehrte Maler Pacheco im Auge hatte: „Das Hauptziel christlicher Kunstwerke ist, die Menschen zur Frömmigkeit anzuleiten und zu Gott zu erheben.“

Der Entwurf des ersten Gemäldes fiel in eine freudenvolle Zeit für Defregger. Er hatte sich 1871 mit einer Münchnerin, der schönen Anna Müller, verlobt und verlebte wonnige Tage. Bald jedoch machte ein Gelenksrheumatismus der Fröhlichkeit ein Ende.

Von den heftigsten Schmerzen gepeinigt, lag nun der Künstler auf dem Krankenlager. Wochen und Monate vergingen, alle möglichen Heilmittel wurden angewandt ohne jeglichen Erfolg. In gedrückter Stimmung sagte er eines Tages zu seiner Braut: „Ich bin so krank und elend, daß ich Dir Dein Wort zurückgebe und daß ich Dich nicht mehr an mein Schicksal binden will.“

„Gerade im Gegenteil,“ antwortete das brave Mädchen, „jezt, wo Du krank bist, brauchst Du mich doppelt, und ich verlaß Dich nicht.“ Er schloß sie gerührt in seine Arme.

Sie wurden im Krankenzimmer getraut. Er saß im Rollstuhl, denn seine Beine waren gelähmt.

Das junge Paar bezog ein kleines Haus in Schwabing, das von einem Garten umgeben war. Defregger ließ sich ein Gerüste an sein Lager machen und malte liegend.

Nach 13⁴ Jahren begab er sich auf ärztlichen Rat nach Bozen, wohin ihn seine Frau begleitete. Sie wohnten in der Villa Moser, dann bei Meiners. Er blieb krank und gelähmt nach wie vor. Eine Deputation von Dölsach überbrachte dem leidenden Künstler den Ehrenbürgerbrief. Unter den Abgesandten befand sich der alte Bauerndoktor Obersteiner; er sagte: „Franzl, ich glaub' alleweil, ich mach' Dich wieder gesund, wenn Du Dich mir anvertraust.“

„Von mir aus brenn und seng mich, wenn Du mich nur wieder herstellst.“

Der Doktor baumscheidtirte ihn. Nach zwölf Tagen wurde Frau Defregger von den Eltern nach München abberufen wegen des Schwabinger Hauses, für das sich ein Käufer gefunden hatte. Sie reiste ab.

Defregger saß in seinem Zimmer und arbeitete. „Da war's mir plötzlich,“ erzählte er mir, „als würden mir die Füße leichter. Ich versuchte aufzustehen, und ich konnte stehen ohne Schmerzen!“

„Tag's darauf telegraphirte ich meiner Frau: ‚Ich kann gehen!‘“

„Als sie wieder in Bozen ankam, fand sie mich aufrecht im Garten und

geheilt, nach zwei Jahren.“ Da herrschte helle Freude. Gesund vollendete Defregger das unter Schmerzen begonnene Altarbild, dem manch kostbares Werk folgte. Was das junge Ehepaar verjäumt hatte, ward nun nachgeholt. Hügel und Berge wurden erstiegen, hin und her gereist, schließlich siedelten sich Defreggers in München an, im eigenen Hause, von einem parkartigen Garten umgeben.

In seinen historischen Gemälden zeigt Defregger eine Größe, die auf der Höhe der dargestellten Ereignisse ist. Nie werden diese theatralisch übertrieben, nie trivial verkleinert, die ergreifende Wahrheit ist stets innegehalten.

„So „Das letzte Aufgebot“. (Belvedere zu Wien.)

Die Todesverachtung in den Mienen, durchglüht von Vaterlandsliebe, verlassen die Ältesten ihr Gebirgsdorf und ziehen hinaus zum Kampf, eilig, im Alltagskleid, mit Flinten, Sensen und Speißen bewaffnet, bei solchem Verzweiflungstreffen ist jede Waffe willkommen. Rechts und links stehen Weiber und Kinder, die einen verweint, die anderen mit verhaltenem Schmerz, da noch ein Händedruck, ein Segenswunsch, wohl auch ein Fluch für den Feind. Kein Jüngling ist in der Dorfgasse in Sicht, denn diese sind draußen, wo die Kugelpfeife; nur ein zum Krüppel Geschossener lehnt an einem Stiegeengeländer und einen Verwundeten haben die Angehörigen auf die Schwelle getragen, damit er noch Abschied nehme von den Greisen, die Leib und Blut fürs Vaterland geben.

Mit einfachen Farbmitteln ist auch die düstere Stimmung der Luft trefflich gekennzeichnet.

Wie ganz anders ist es bei der „Heimkehr der Sieger“. Da lebt alles auf, die Dorfstraße ist voll von Menschen, die jauchzen. Fahnen wehen, die Trommel wirbelt, die Schwegelpfeife ertönt unter allerlei Zurufen. Der Jubel hat die Krieger wie die sie Begrüßenden erfasst. Das Kolorit ist leuchtend auf diesem Gemälde. (Berliner Nationalgalerie.)

„Andreas Hofers Todesgang“¹⁾ ist in lebensgroßen Figuren gemalt. Man möchte am liebsten selbst mitweinen bei dem Jammer der abschiednehmenden Gefährten Hofers, bei dem Anblick dieses treuherzigen, unschuldig zum Tode verurteilten Mannes, der seine Enttäuschung über so viel erfahrene Schlechtigkeit in den einfachen Worten ausdrückt: „Ade, schändliche Welt, so leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir nicht einmal die Augen naß werden.“ Und mit dem Mute eines Helden geht er den letzten Gang. Die schlichte Größe in dem edlen Werke ist voll Gewalt. (Stadtmuseum zu Königsberg.)

Man erzählt, daß sich Andreas Hofer nicht malen lassen wollte; da er wischte ihn der Pinsel des Malers Altmutter in dem Augenblicke, in dem der Sandwirt zu einer Audienz beim Kaiser die Hofburg betrat. Defregger legte diese zeitgenössische Aufnahme seinem Andreas Hofer zu Grunde.

In einem kleineren Maße stellte Defregger „Andreas Hofer in der Hofburg“

¹⁾ Von Wilhelm Mohr für den Kunstverein in Königsberg radirt und die Erstlingsarbeit seiner schönen Radirungen.

Holzschnitt in Bondys „Malern der Gegenwart“, Heft I.

Photographie in Stieler's Defregger-Album.

dar, in welcher er inmitten seiner Genossen die Ehrengeschenke seines Kaisers empfängt. Das Gemälde wurde dem Kaiser Franz Josef I. von Oesterreich von seinen Weiswütern zur Feier der silbernen Hochzeit dargebracht.

Im Auftrage der bayerischen Regierung malte Defregger (1881) „Den Sturm der Oberländer Bauern auf den roten Turm zu München in der Wodweihnacht 1705.“ Der volkstümliche Titel ist: „Der Schmied von Kochel.“

In unheimlichem Hellsdunkel, dicker Pulverdampf durchzieht die Luft, drängen tollkühne „Landesverteidiger“ gegen den roten Turm zu München, aus dessen Schießcharten die Oesterreicher mörderisch feuern. Schon manchen Tapfern hat die Kugel dahingestreckt, starr liegt er da neben anderen Unglücklichen, die, zu Boden geworfen, noch mit dem Leben ringen. Eben sinkt auch der junge Fahnenträger — sterbend reicht er dem Nebenmann das blau-weiße Banner mit dem bayerischen Löwen. Weiter werden erklettert, wutentbraunt hauen stämmige Menschen mit den Axten an die Thorflügel des Turmes, andere stemmen sich daran: in der Mitte, in der Arbeitstracht, ragt urkräftig wie ein Simson der „rieiengroße Schmiedbalthes von Kochel“¹⁾ empor. Er hat eine Wagendeichsel erfaßt, um mit dem improvisirten Mauerbrecher das Thor einzudrücken.

Der bevorstehende Untergang der für Land und Landesfürst Streitenden liegt vor Augen und erhöht die Tragik des schauerlichen Vorganges, der so lebendig gemalt ist, daß es einem das Herz bewegt. (Neue Pinakothek in München.)

„Born Aufstand“ zeigt Männer, strotzend von Kraft und Rache, Waffen wo immer hernehmend, Typen zum alten Tiroler Schlachtgesang: „Schlag'n, Niederschlag'n“. (Dresdener Galerie.)

Bei dem glücklichen häuslichen Leben Defreggers ist es selbstverständlich, daß er auch die Seinigen in seine Kunst aufgenommen, und so hat er Frau und Kinder bald ernst, bald heiter, bald wachend, bald schlafend, bald im Hause, bald im Garten gemalt.

In den Porträten des Prinzregenten von Bayern, im Jagdanzug ganze Figur, in Zivil Brustbild, ist eine hohe, vornehme, sich streng an die Natur haltende Auffassung sichtbar und jene lebenswahre Ausführung, welche die Aehnlichkeit dem Beschauer auch noch in späten Zeiten verbürgt.

Franz Fürst von Lettingen und Ludwig Wilhelm, Sohn des Herzogs Karl Theodor, sind in der Frische der ersten Jugend dargestellt, nur die glückliche Gegenwart kennend, in die sich keine Sorge drängt. Und Defreggers Selbstbildnis gibt den ausgezeichneten Künstler trefflich wieder.

Gegenwärtig hat er drei entzückende Gemälde in Arbeit: „Die Ueberredung“, „Das Melkermus“ und „Die Märchenerzählerin“. Im ersten sitzt in der Stube ein Bauer in Passeyrer Tracht und redet nach Leibesträften seiner Tochter zu, eine vorteilhafte Heirat zu machen. Es gilt, ihr Jawort für den nebenan stehenden, zärtlich zu ihr hinüber schielenden Brautwerber zu erringen, die Mutter ickundirt

¹⁾ Eine sagenhafte Gestalt.

dem Vater. Die Liebreizende hört aufmerksam zu, aber in ihrem betäubten Gesichte liest man's deutlich, daß sie ihr Herz schon an einen anderen verschenkt hat. Ihre Freudlosigkeit an dem Antrage erboht die Mutter des Werbers, die im vollen Staate erschienen ist. Sie wirft giftige Mücke auf die Berwegene, die einen so sauberen, braven Burschen verschmähen will, indes ihr Mann gutmütig das Hin und Wider der Herzenssache erwägt. „Der Mann,“ sagte mir Defregger beim Betrachten des Bildes, „geht nicht so scharf ins Zeug, er denkt billiger als die Frau, die leicht hitzig und ungerecht wird, wenn es sich um ihren Sohn handelt.“

Das zweite Bild zeigt fröhliche, mit Farnen und Alpenrosen geschmückte Touristen und Touristinnen in einer Sennhütte um einen Hackstock sitzend, auf dem gerade das „Mellermus“, ein dicker Mehlbrei, in einer riesigen Pfanne aufgetragen ward.

Einer der Herren hält vorsichtig den Stiel der Pfanne, damit diese nicht etwa das Uebergewicht bekommt und ihren Inhalt über die ganze Gesellschaft ergießt. Diese macht scherzhafte Bemerkungen hierüber; der vom Herd kommende Melker schmunzelt über die unnützen Wisse der „Stadtleute“, während der Führer, unbekümmert um jene, seine Pfeife raucht und ausruht von dem Bergsteigen der anderen.

Im dritten Bilde ist die „Märchenerzählerin“ selbst von ihrer Geschichte durchdrungen und Alt und Jung lauscht dem, was die Phantasie erjonnen, voll naiver Gläubigkeit. Die links sitzende junge Mutter teilt ihre Aufmerksamkeit zwischen dem Märchen und ihrem Kind, das sie auf den Armen hält. Eine frische, anmutige Gestalt!

Diese Bilder und die meisten derartigen malt Defregger in einem Atelier mit Seitenlicht.

Denes ist getäfelt und hat den „dunklen Defreggerton“, den der Künstler so sehr liebt. Langgezogene Blattpflanzen und rankender Ephen begrenzen das weite Fenster, ohne das einbrechende Licht zu schmälern. An den Wänden hängen den Altertumsfreund lockende Dinge, kunstvolles Schnitzwerk, Majoliken, Abgüsse von Antiken und so weiter. Der grüne Nachelosen ist von Wedon entworfen und die mächtigen Schränke stammen aus der guten Zeit, dem sechzehnten Jahrhundert. An diesen schönen, hochgewölbten Raum reiht sich das aus der Heimat hierher gebrachte „Bozener Stübl“, das Prachtexemplar eines trauten Zimmers, in dem wohl einst ein richtiger Mütter seinen Humpen geleert hat.

Ein zweites Atelier hat Oberlicht für Darstellungen, die dasselbe bedingen. In diesem Gemache hängt Skizze an Skizze — ein Leben in Wildern. Da ist die Defregger Alpe — dort der Weideplatz, wo der Künstler als Mütterbub stand und sprang, hier sind Interieurs aus Schlössern und Hütten, in jener Goldrahme ist Defreggers Wöth (Taufpatin), in einer einfachen Stube am Dien sitzend, dargestellt; sie strickt und sumirt, indes ihr Entel auf der Dienbank schläft, platt auf dem Gesicht und so fest, daß man ihn wegstören könnte, ohne ihn aufzuwecken. Wunderbar ist auch die Skizze, die eine gotische Stube zeigt mit ihren Geräten

und mit den zwei alten Austrägerinnen, die spinnen und plauschen. Dort ist das Konterfei des Jägers Leo Dorn von Hindelang, der den Prinzregenten von Bayern beim Weidwerk auf manch steilen Bergsteig begleitet, auch als Adlerjäger bekannt ist. Dann sind bezaubernde Studentköpfe von Tirolermädchen inmitten von idyllischen Landschaften, und dort ist die architektonisch malerische Küche vom Vaterhaus.

Da ist der große Herd mit dem offenen Feuer und der Herdbank, auf welcher Defregger so oft mit den Seinigen gefessen. Er wird fast weich bei der Erinnerung daran, wie er überhaupt einer der seltenen Menschen ist, die Geist und Gemüt in so reichem Maße besitzen.

Und dazu die gediegene Einfachheit, die er sich bei den mannigfaltigsten Auszeichnungen bewahrt hat: denn ihm wurden silberne und goldene Medaillen, bayerische und fremde Orden zu teil, darunter der Maximiliansorden: die Akademien zu Stockholm, zu Wien und Berlin feiern ihn als ihr Mitglied, in den deutschen öffentlichen Galerien und in verschiedenen Privatsammlungen ist Defregger vertreten, Männer wie Robert Hamerling, Pecht, Kobell, Stieler, Hofegger und so weiter priesen und preisen ihn in Prosa und gebundener Rede, die Kunsthandlungen erwerben, was sie von ihm bekommen können, und ihre Kauflust ist durch den Enthusiasmus eines internationalen Publikums bedingt.

In der äußeren Erscheinung gleicht er bekanntlich Albrecht Dürer, ein schöner, feingezeichnetener Kopf, eine lange, etwas hagere Gestalt.

Defreggers Unterhaltung ist gemütlich, humoristisch und ernst, je nachdem die Saiten bei ihm angeschlagen werden.

Als wir jüngst, Defregger, seine Frau und ich, in der kleinen Erkerstube links vom ersten Atelier nachmittags Kaffee tranken, fiel das Gespräch auf die Modelle. Ich bewunderte seine Feindschaft in der Auswahl derselben.

„In Tirol hat dies seine Schwierigkeit,“ sagte Defregger, „das heißt, wenn mir dort einer jaß, war er schon der Rechte, aber ihn dahin zu bringen, daß er mir jaß, war das Kunststück. Es herrscht nämlich vielfach beim Tiroler Volk der Aberglaube, daß den, der gezeichnet oder gemalt wird, bald darauf der Tod hole. Sterben mag keiner gern, und so war ich ohne Modell, wenn sich nicht ein Aufgeklärter meiner erbarmte. Dieser fand sich meist in der jüngeren Generation.“

„Als ich im Jahre 1873 eines Tages in Bozen spazieren ging, sah ich plötzlich einen Mann, der mir ausgezeichnet für mein projektirtes Letztes Aufgebot paßte. Ich bestelle ihn also ins Gasthaus Viktoria, wo ich wohnte, und er kommt auch. Aber als er die Morgensterne, Spieße und Senfen in meinem Zimmer sieht, da und dort einen herumliegenden Huzug, den ich zum Malen brauchte, wird er sehen, denkt weiß Gott, was da geschieht, und ehe ich mich's versehe, rennt er die Stiege hinunter, läßt mich rufen und schreien und ist auf und davon.“

„Ein zweiter kommt und sieht Modell. Ich male ihn voll Aufmerksamkeit, da stürzt ein Weib unter furchtbarem Spektakel herein, läuft auf mein Modell

zu und schreit: „Was, Du willst mit dem Landsturm gehen, das thät' ich mir verbitten; und mir nichts dir nichts, packt sie ihn beim Arm und nimmt Reißaus mit ihm. Ich war nur froh, daß sein Kopf schon auf die Leinwand festgebannet war.“ Wer den Wackern sehen will, findet ihn im „Letzten Aufgebot“ in der zweiten Reihe. Er hat die Bozener Tracht, ein wettergebräuntes, festes Gesicht und einen großen Hut auf dem Kopfe.

„Auch mit Rockybear“, erzählte Defregger, „dem indianischen Medizinnann, der vor einigen Jahren unter der Truppe Buffalo Bills nach München kam, hatte ich meine liebe Not. Ich wollte ihn malen, und er fürchtete sich davor. Endlich gab er nach und kam in mein Atelier in seinem Stalpmantel, dem höchsten Staatskleide. Die rabenschwarzen Haare waren in zwei vorn herunter hängende Zöpfe geflochten, ein Federbusch starrte auf dem Kopf, das Gesicht hatte die echte Kupferfarbe einer Rothhaut. Um ihm die Sitzung heimlicher zu machen, ließ ich während derselben meine zwei jüngsten Söhne mit ihm spielen. Das beruhigte ihn auch sichtlich.“

„Zu meiner Beruhigung aber,“ fiel Frau Defregger ein, „setzte ich mich auch ins Atelier, denn wenn der wilde Rockybear vor dem Porträtiren Angst hatte, so hatte ich Angst, er könnte am Ende doch beim Anblick meiner Kinder eine kleine Stalpirluft bekommen.“

Wir lachten herzlich und schauten das prächtige Brustbild des indianischen Medizinnannes an.

Dann kam die jetzige Kunstrichtung zur Sprache. „Heutzutage,“ jagte Defregger, „wird zu hastig gearbeitet, und was schnell entsteht, vergeht schnell. Das Vertiefen in den Gegenstand fehlt vielfach bei dem Künstler.“

„Auch in der Kunst waltet gegenwärtig eine Art Anarchismus, das bis jetzt Anerkannte soll umgestürzt und vernichtet werden. Als ich nach München kam, herrichte eine große Pietät für die alten Meister, nun will die Jugend kaum mehr etwas davon wissen. Ich verehere Lenbach als Künstler und als Menschen, und die von ihm erschienenen Aussprüche in der „Deutschen Revue“¹⁾ sind mir aus der Seele gesprochen. Aber bei der Stelle: „Ich würde zur Regelung der Kunstverhältnisse als Akademiedirektor dem Schüler die Aufgabe stellen, zu dem Bildnisse eines Mannes von van Dyck als Gegenstück ein weibliches Bildnis zu schaffen, und jenem Schüler zu Murillos Maria oder Tizians Venus ein Gegenbild zu malen;“ dachte ich mir, Lenbach kennt die heutige Jugend nicht. Die alte Pinakothek interessiert sie nicht und ist für viele ein überwindener Standpunkt. Wenn ich meinen Schülern einen Ratsschlag gebe, der sich auf die Malerei der Alten gründet, so begegne ich meist einem überlegenen Lächeln, wie dies auch der Fall ist, wenn ich dem Ueberdachten, statt dem Zufälligen das Wort rede.“

„Aber,“ wendete ich ein, „die Kunst bezweckt doch die Schönheit, und von dem, was durch Zufall geschieht, geschieht nichts eines Zweckes wegen, sagt schon Aristoteles.“

¹⁾ „Deutsche Revue“, Oktober-Heft 1894.

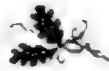
„Sehr wahr; dennoch begünstigt die moderne Kunst den Zufall. Momentane Eindrücke sind maßgebend. Wie ein Mensch gerade aussieht, sitzt, geht oder steht, wird er gemalt, wie der Zufall einen Blumenstock, eine Figur hingestellt, werden die Gegenstände in das Bild aufgenommen; nur kein Suchen nach schönen Linien, das wäre schon akademisch, und akademisch ist ein Greuel.“

„Sie wollen nur Neues, aber eigentlich schaffen sie doch nichts Neues, denn sie ahmen die Franzosen nach.“

„Professoren¹⁾ und Schüler sind in schwieriger Lage. Die ersten, weil sie nicht mehr denselben Einfluß wie früher ausüben können, die zweiten, weil sie gedrängt werden, dieser oder jener Partei und Richtung anzugehören, ehemals konnte jeder frei seiner Neigung und Begabung folgen. Auch kannte man das gegenseitige Verhimmeln nicht, und dieses ist ein großer Hemmichuh der Weiterbildung.“

„Ich habe jetzt einen Schüler von hervorragendem Talente, aber ich bange für ihn, daß ein zu frühzeitiges Lob ihn verdirbt und an seiner Vollendung hindert.“

Dem stehe dessen bessere Einsicht entgegen und fördere die edle Kunst in ihm, die seinem genialen Meister Defregger zu eigen, auf den Oesterreich und Bayern stolz sind.



Die Frauengestalten der modernen Bühne.

Von

Rudolph v. Gottschall.

Wenn wir auch die Revolution der Literatur, die sich neuerdings vollzogen haben soll, für ein unberechtigtes Stichwort halten, indem es sich nur um eine Fortentwicklung unserer Literatur handelt, die in der Hauptsache an frühere schon von Mitte dieses Jahrhunderts an herrschende Richtungen anknüpft, im ganzen aber auf abschüssige Wege geraten ist, so wollen wir doch nicht verkennen, daß auf unserer Bühne eine Wendung eingetreten ist, die aber mehr durch die ausländischen importirten dramatischen Erzeugnisse als durch deutsche Dichterwerke, die sich demselben anschließen, hervorgerufen wurde. Gegenüber unserer klassischen und romantischen, ja selbst auch der jungdeutschen Epoche handelt es sich allerdings um eine Neuerung; wenn wir aber noch weiter zurückgreifen ins vorige Jahrhundert, so zeigt sich diese Revolution zum großen Teil als eine Reaktion und wir begegnen sofort in den Dramen von Klopstock einem ähnlichen Naturalismus, wie er sich in den jüngstdeutschen Dramen kundgibt, und in Klopstocks „Eulalia“ haben die neuen

¹⁾ Franz Defregger ist seit 1878 königlicher Akademieprofessor.

Magdalenenendramen eine vortklassische Vorläuferin, und was geschlechtliche Mackheiten betrifft, so laufen in Mobergues Stücken genug schwangere Jungfrauen, Sonnenjungfrauen und solche, die mit der Sonne nichts zu thun haben, in Europa und Amerika herum und die Naivität einer Gurli ist so naturalistisch wie möglich. Doch dies ist alles längst von unserer Bühne fortgesetzt und nur von Interesse für den Literaturhistoriker. Wenn diese Gestalten wieder auferstehen, so erscheinen sie in etwas anderer Toilette, *fin de siècle*, und unterscheiden sich allerdings von den Charakteren der klassischen und nachklassischen Dichtung, besonders was die Frauen betrifft. Diese wollen wir einmal näher ins Auge fassen; denn vom praktischen Standpunkte aus läßt sich nicht leugnen, daß unsere Heroinnen und ersten Liebhaberinnen in ein ganz anderes Fahrwasser geraten sind, und daß von ihnen, da sie auch noch die klassischen Rollen spielen müssen, eine Vielseitigkeit verlangt wird, welche die aller verschiedenartigsten Töne auf der Bühne anschlagen muß.

Fassen wir die klassischen Frauenrollen ins Auge, wobei wir, und gewiß mit Recht, die Shakespeareischen Dramen zu unserem klassischen Repertoire rechnen und auch Kleist und Grillparzer mit herein ziehen, so stehen in erster Linie die Heldinnen, die Frauen der That — eine Jungfrau von Orleans, deren göttliche Sendung durch die irdische Liebe aus der Bahn gelenkt wird, eine Lenore, die sich in den Kampf stürzt aus Liebe zu ihrem Gatten, eine Amalie, die dem Räuberhauptmann folgt in sein wildes Gewerbe, eine Königin Elisabeth, welche über Leben und Tod einer Gegnerin und Rivalin zu richten hat, eine Statthalterin Margarete, welche klug und klar die politischen Verhältnisse durchschaut, als sie von der Weltbühne zurücktritt, oder jene andere Margarete, die Furie der Rosenkriege, welche grausamer ist als die mörderische Schlachtengöttin selbst, dann jene Lady Macbeth, die, von noch wilderem Ehrgeiz entflammt als der Gatte, ihn zum Königsmord treibt. Nehmen wir noch dazu die wilde Penthesilea von Kleist, die heldenhafte Mutter der Makkabäer in dem Trauerspiel von Otto Ludwig, die Judith und Brunhild in den Hebbelschen Dramen, bei denen allerdings die thatkräftige Energie aus einem merkwürdigen Wurzelwerk sexueller und zum Teil mystischer Einflüsse herauswächst, und die Brunhild von Weibel, so haben wir ein Repertoire von Rollen, welches unsere Fachheroinnen zum großen Teil beherrschen. Abgesehen von der etwas problematischen Beleuchtung der Hebbelschen Heldinnen zeichnen sich alle anderen klar und bestimmt ab und es fehlt ihnen jedes psychologische Raffinement.

Neben diesen oft wilden Heroinnen finden sich die sanften und edlen Frauengestalten, deren glänzendes Vorbild die Goethesche Iphigenie ist, zu denen aber auch die beiden Lenoren in „Tasso“ gehören und die Königin in „Don Carlos“, die „Sappho“ Grillparzers, obgleich sie sich auch vom Affekt hinreißen läßt. Die Dulderin Maria Stuart könnte man hinzurechnen, trotz ihrer aufblühenden Leidenschaftlichkeit in den großen Szenen des dritten Aktes und trotz ihres magdalenenhaften Zugs. Zu diesen sanften Frauengestalten gehört auch

Cordelia mit ihrer rührenden Kindesliebe, Imogen, Isabella und einige andere Frauengestalten Shakespeares.

Wenden wir uns aber zu den jugendlichen Liebhaberinnen — welche eine Zahl von anmutigen Charakterköpfen! Doch wie verschieden auch die Beleuchtung sein mag, nirgends zeigt sich das grelle Licht einer sexuellen Roheit ohne den Adel der Herzensneigungen! Das findet sich bei Julie, trotzdem daß sie stürmisch nach dem sinnlichen Glück und dem kirchlichen Segen verlangt, der es ihr allein zu gestatten vermag, bei der zart empfindenden Ophelia, bei der hingebungsvollen Desdemona, ebenso wie bei den Schillerischen mehr sentimentalen Mädchengestalten, der schönlichen Thekla, der in lyrischen Empfindungen schwelgenden Beatrice, der vielgemarterten Louise, wie bei Goethes Gretchen und Märchen, diesen innig herzigen Mädchen, die erste in ihren engbürgerlichen Verhältnissen nur mit Lust und Leid ihrer Liebe beschäftigt, die zweite zugleich mit patriotischer Aufschwung in ihrem Geliebten den Helden des Volkes vergötternd. An Naivität verwandt ist ihnen das „Mädchen von Heilbronn“, das aber einen Stich ins Somnambule und Mystische und dessen Liebe etwas Hypnotisches hat und unter einem seelischen Zwang zu stehen scheint.

Wir haben eine Reihe von Frauengestalten angeführt, die allen Theaterbesuchern durch die klassischen Bühnenauftritte bekannt geworden; sie finden sich meistens auf dem Repertoire unserer berühmten Gastspielerinnen. Charakteristisch für alle ist es, daß ihre Gefühle und Leidenschaften allgemein verständlich, daß sie keine Ausnahmestaturen sind, bei denen die psychologische Grübelelei auf verwickelungen Bahnen führt, und daß die künstlerische Gewandtheit, in der sie vor uns erscheinen, eine durchaus stilvolle ist.

*

Wenden wir uns nun dem Modernen und Modernisten zu, gleichviel ob sie in Deutschland, Skandinavien oder Frankreich heimisch sind, so begegnet uns zunächst unter ihren Bühnengestalten eine Gruppe, welche sich noch ziemlich eng an klassische Vorbilder anschließt; es sind dies die leidenschaftlichen Charaktere, deren Stammbaum wir bisher nicht weiter verfolgten, deren Ahnentafel wir in unserer bisherigen Uebersicht noch offen gelassen haben, leidenschaftlich in Liebe und Haß, der aus der Liebe hervorquillt. Hierher gehören die Adalheid in „Wog von Berlichingen“, die Eboli in Schillers „Don Carlos“, zum Teil auch die „Lady Milford“, die „Medea“ im Grillparzerischen Drama, die Messalina in Wilbrandts „Arria und Messalina“, die Georgine in Freytags „Graf Waldemar“.

Die Frauengestalten von Richard Voß, die den gleichen leidenschaftlichen Zug haben, bewegen sich ganz im modernen Milieu, ja in der Zuchthausatmosphäre; dadurch sind sie dem Naturalismus näher gerückt; es ist gleichsam der penetrante Geruch des Modernen, der uns entgenduftet — eine Modernität, die sich in abstoßenden Lebensverhältnissen gefällt. Gleichwohl hat der kraftgeniale Stil von Richard Voß wieder etwas phantasiereiches Mächtiges, was ihn

sehr vom nüchternen Realismus unterscheidet. „Eva“ ist eine edel angelegte Natur, Tochter eines Grafen, der durch verfehlte Bergwerkspekulationen nicht nur selbst bankrott wird, sondern auch arme Arbeiter, denen Aktien aufgeschwast wurden, mit ins Verderben reißt; sie sagt sich von ihrem Geliebten Elimar los, als dieser den Arbeitern hart und schroff gegenübertritt, und reicht ihre Hand dem bürgerlichen Wiedermann, dem Arbeiterfreunde Hartwig, der ihr schon lange sein Herz geschenkt hat. Doch die übereilt geschlossene Ehe wird unglücklich. Evas früherer Geliebter Elimar gewinnt von neuem ihr Herz; sie verläßt den Watten und folgt dem Verführer. Allzu früh muß sie erkennen, daß er ein Wüstling ist und andere Geliebten hat: eine von ihm Verlassene, Toinette, weicht Eva in das Don Juan-Register Elimars ein: sie erschießt ihn, kommt ins Zuchthaus, aus dem sie im letzten Akt zurückkehrt, und stirbt. Die Leidenschaftlichkeit ihres Wesens führt sie zu all den plötzlichen Entschlüssen und auch zur mörderischen That. „Alexandra“, die andere Heldin von Richard Woff, die mit Rachege danken umgeht, die Tochter einer Gauklerin, hatte Erwin, den jungen Sohn eines Präsidenten, kennen lernen: sie war mit ihm ein Verhältnis eingegangen, das nicht folgenlos blieb. Das Kind starb — sie hatte die Absicht, es zu töten; aber sie hatte es nicht getötet. Gleichwohl wurde sie zu jahrelanger Zuchthausstrafe verurteilt. Aus der Haft entlassen, will sie sich an ihrem Verführer rächen: ihr Verteidiger, Doktor Andrea, wirbt um sie, sie weist ihn zurück. Erwin führt sie zu seiner Mutter — hier findet sie eine milde Aufnahme. Die Rachege danken sind entwaffnet; Alexandra und Erwin lieben sich wie früher. Da steht auf einmal das Geipenst der Vergangenheit zwischen ihnen, der beabsichtigte Kindesmord. Die Ehe erscheint unmöglich und Alexandra tötet sich durch Gift.

Die historischen Frauen, eine Kleopatra und Theodora, wie sie Sardou auf die Bühne brachte, zeigen diese Leidenschaftlichkeit im großen Stil, in der weltgeschichtlichen Beleuchtung; der dichterischen Erfindung ist hier nur wenig Spielraum gelassen. Ein frei erfundener Charakter Sardous zeigt uns das moderne leidenschaftliche Weib in seinem Haß und in seiner Liebe, es ist die Russin „Fedora“. Um den Geliebten an seinem Mörder zu rächen, eilt sie nach Paris; sie entdeckt diesen und listet ihm selbst das Geständnis ab; sie schreibt Briefe nach St. Petersburg, die ihn verderben müssen und vorher schon die Seinen zu Grunde richten. Doch sie entbrennt in Liebe zu ihm; er selbst liebt sie schon lange leidenschaftlich. Da will sie alles wieder gut machen, es ist zu spät. Der Geliebte verabscheut sie, als er erfährt, was sie gethan, und sie, die Spionin, nimmt sich das Leben. Wenn auch in der Schlingung des dramatischen Knotens einiges verkünstelt und unnatürlich ist, die Frauengestalt als solche ist die bedeutendste, welche Sardou geschaffen: sie ist in einen erschütternden Konflikt gebracht: von wechselnden Affekten bestürmt, die zu vollem, hinreißendem Ausdruck kommen, eine schöne Aufgabe für eine bedeutende dramatische Darstellerin.

Dieser Kampf zwischen Liebe und Haß im Herzen leidenschaftlicher Frauen ist alt wie die Tragödie, in deren Mittelpunkt oft solche Charaktere standen.

Modern ist nur das Milieu, in welches sie neuere Dichter versetzten, wie das Milieu zum Beispiel bei Fedora der russische Nihilismus ist.

Mehr der modernsten fin de siècle-Literatur gehören die Liederlichen Heldinnen an; denn es erforderte immer Mut, die blanke Liederlichkeit auf der Bühne aufzuspielen, die mit den Verirrungen der Liebe und Leidenschaft nichts gemein hat. Besonders die neufranzösischen Autoren haben diesen Mut befaßt, während die deutschen meist ihren leichtfertigen Mädchen und Frauen noch immer ein mit mancherlei Gefühlen auswattirtes Mäntelchen umzuhängen pflegen. Der kühnste und schroffste der Neufranzosen hat auch hier den Haupttrumpf ausgepielt: wir meinen den jüngeren Alexandre Dumas, dessen Isa im „Fall Clemeuceau“ eine Vereinigung aller derjenigen Eigenschaften aufweist, durch welche ein junges Weib zu einer ebenso seelenlosen wie ränkevollen Priesterin der Astarte werden kann. Daß der Dichter ein blutiges Strafgericht an ihr vollziehen läßt, erscheint dem schauernden Publikum begreiflich. Ein Frauencharakter von ähnlichem Kaliber ist die mit diabolischem Humor gezeichnete Mutter. Beide Frauen stehen an der Grenze, wo die moral insanity beginnt. Nicht so tragisch darf man die Suzanne-d'Angé in des jüngern Dumas „Demi-monde“ auffassen: sie ist das Musterbild aller Frauen von zweifelhafter und zweideutiger Lebensstellung; sie lügt und betrügt wie Isa; doch sie ist dabei lebenswürdig und geistreich; bietet alles auf, einen jungen, braven Mann in ihre Netze zu ziehen, sie verschweigt ihm ihre Vergangenheit und ihre noch fort bestehenden Beziehungen zu dem älteren Herrn, von dem sie noch eine bedeutende Summe zieht. Zuletzt aber gerät sie in eine Falle, indem sie sich dem Freund des Geliebten an den Hals wirft, als er ihr die unwahre Mitteilung macht, der andere sei im Duell gefallen. Auch die anderen Damen dieses Zirkels, welchen Dumas mit tonangebender Meisterschaft geschildert hat, vertreten eine Liederlichkeit, die ohne jede moralische Schminke auftritt. Darin wetteifern mit ihnen die „Armen Löwinnen“ von Emil Augier, welche die Prostitution innerhalb der Ehe vertreten und sich von ihren Liebhabern den Ehebruch mit Geld und mit Geschenken bezahlen lassen. Eine deutsche Mädchengestalt, die in ihrer Art Schule gemacht hat und ganz in den Bereich der Liederlichen gehört, ist die Alma in Sudermanns „Ehre“. Wie viele Almas begegnen uns in den jüngstdeutschen Dramen, in denen ja auch die Hinterhäuser eine so große Rolle spielen! Das Mädchen aus dem Volke mit dem Berliner Inkarnat, das Mädchen, das für Geld, Toiletten, für einigen über seine Verhältnisse hinausgehenden Glanz seine Liebe verkauft, ist eine Lieblingsfigur in modernen Stücken. Es gab bisher verschiedene Naive, Salonnaive und Dorfnaive; zur Zeit Noëbues gab es die Gurkis, welche durch ihre Unbefangenheit in geschlechtlichen Dingen und durch ihre ungewollten Zweideutigkeiten weiblich ergößten. Doch die Naivität der cynischen Offenherzigkeit ist eine Blüte der allerjüngsten Modernität. Auch Ibsen hat zur Schönheitsgalerie der Liederlichen beigetragen. Seine Regine in den

„Weipenstern“, das Mädchen, das seine Jugend ausnützen will und sich frohen Herzens in des Vaters Matrosenkneipe begibt und hofft, mit vornehmen Leuten Champagner trinken zu können, ist eine nahe Blutsverwandte der Sudermannschen Alma. Anderer Art sind wieder die liederlichen Salondamen, wie die Adah in „Sodom's Ende“ von Sudermann, die mit ihrer ganzen Gesellschaft in einem großen Sündenpfuhl herumplätschert, der allerlei geistreiche Masen treibt. Die Kunstbegeisterung des feineren Salons geht Hand in Hand mit dem Kultus des Lasters und ist nur eine gesellschaftliche Heuchelei. Und Adah ist der Vampir, der einem jungen Künstler Blut und Seele aussaugt und ihn schließlich mit einem lebenswürdigen Mädchen verkuppeln will, um bequemer der verfehnten Leidenschaft huldigen zu können. Diese Adah ist der Typus der geistreichen Viederlichkeit, eine Giftblüte, die aus dem üppigen Mistbeet einer überfeinerten Bildung hervorsproßt. Ganz anders ist Strindbergs Fräulein Julie, welche jede Bildung verleugnet, tief unter ihren Stand herabsteigt, um bei einem Johannisfest, wo sie mit dem Gesinde tanzt, sich dem Diener Jean in seiner Stube hinzugeben. Freilich, eine bittere Satire auf ihren Männerhaß, der sie gerade so tief sinken läßt. Schuldigt die Frau Gräfin-Mutter doch dem gleichen Haß und zugleich der freien Liebe.

Eine Abart der liederlichen Heldinnen sind die Magdalenen, deren lasterhafter Lebenswandel in die Vergangenheit fällt, die aber im Verlauf der dramatischen Handlung diese Vergangenheit entweder durch echte Liebe sühnen wollen oder sie bereuen müssen, weil sie durch dieselbe in einen schmerzlichen Konflikt veretzt werden. Die Kameliendame des jüngern Dumas, Marguerite Gautier, ist die erfolgreichste dieser dramatischen Heldinnen. Durch ihre Liebe zu Armand will sie sich aus dem Strudel erheben, in dem sie beinahe schon versunken ist, und doch — sie ist bereit, ihre Liebe dem Glücke des Geliebten zu opfern. Doch wie die Seele sich auch von der Sünde loszurichten sucht — unerbittlich ist der Protest des durch sie zerstörten Körpers. Die Schwindsucht zehrt die Kräfte der Büßerin auf. In aschgrauer Spitalsfärbung stirbt das Stück dahin — ein höchst unglücklicher Eindruck. Die vortreffliche dramatische Technik mit ihren zündenden Abschlußeffekten und der leidenschaftliche Zug der Dumaschen Dramen sicherten einem Stücke großen Erfolg, dessen Stoff bei minder glänzender Behandlung durch seine widerwärtigen Seiten abgestoßen hätte. Der alte Kosebue hat für seine Magdalene, die sündige Eulalia in „Menschenhaß und Reue“, eine andere Form der Buße gefunden: durch mildthätige Werke der Menschenliebe gewinnt sie selbst innere Beruhigung und zuletzt auch die Liebe des von ihr gekränkten, ihr verzeihenden Vatten wieder.

In meiner Geschichte des französischen Theaters der Gegenwart¹⁾ sage ich bei Gelegenheit der „Fiammina“ von Mario Uchard: „Die französischen Autoren lieben eine Art dramatischer Kombinations- und Variationsanhang, indem sie dieselben gegebenen Elemente umstellen und in neue Verbindungen

¹⁾ Porträts und Studien, vierter Band, Leipzig, F. A. Brockhaus.

bringen.“ Ich sagte dies mit Bezug auf die drei Stücke von Uchard, welche Umstellungen desselben Aufzuges sind und dessen nicht reiches Talent sich mit diesem Experiment erschöpfte; doch der Satz findet eine viel weitergehende Anwendung: es gibt eine ganze Reihe von Stücken, in denen das Magdalenenium der Heldinnen darin besteht, daß kompromittirte Frauen für ihre Vergangenheit büßen müssen, indem sie als Mütter das Glück ihrer Kinder dadurch aufs Spiel gesetzt sehen. „Fiammina“ war wohl die älteste Fassung dieses dramatischen Problems auf der französischen Bühne. Die Heldin des Stückes ist eine Künstlerin, welche ihren Gatten verläßt, in der Welt herumabenteuernd, mit einem englischen Lord zurückkehrt und durch diese Rückkehr den Gatten und den Sohn kompromittirt, welcher durch den Ruf der Mutter eine Ehe, die er eingehen will, rückgängig werden sieht. Der Sohn will sich für die Ehre der Mutter schlagen. Fiammina sieht das Unheil ein, das sie in der Welt anrichtet, und beschließt, sich in Einsamkeit zu begraben. Dieser Entschluß weckt in dem Sohn noch einmal die Kindesliebe und ruft damit einen rührenden Abschluß hervor. In „Melodie-Paranquet“ von Dumartin handelt es sich nicht um den Sohn, sondern um die Tochter. Die leichtsinnige Mutter kehrt plötzlich zurück und macht ihre mütterlichen Ansprüche geltend, tritt aber zuletzt wie die Fiammina mit einer Enttäuung aus mütterlicher Liebe von der Bühne ab. Victorien Sardou hat diesen Stoff in zwei Varianten behandelt, in „Odette“ und „Georgette“, und beide Stücke sind oft genug über unsere Bühnen gewandelt, da die Titelrollen beider Stücke dankbare Aufgaben für die dramatischen Darstellerinnen sind. In Odette ist die Fassung von Hause aus grell, fast abstoßend, der Abschluß tragisch oder mindestens traurig mit grellem Effekt. Weit besser ist Georgette. Während in Odette und den anderen bisher erwähnten Stücken die mütterlichen Magdalenen elend zu Grunde gehen oder vom Schauplatz mit Verzicht auf alle Lebensfreuden zurücktreten, liegt in Georgette die opfermutige Liebe der Tochter, die sich um keinen Preis von der Mutter trennen will, und gewährt dieser nach schweren Verwicklungen und Demütigungen einen herzstärkenden Trost. Der Charakter der zärtlich liebenden Mutter, bei welcher anfangs noch die Reminiszenzen der früheren leichtsinnigen Zeit auftauchen und ein großes Sprühfeuer verbreiten in der wachsenden Dunkelheit trauriger Lebensverhältnisse, sowie derjenige der Tochter, die, aus kindlicher Unbefangenheit herausgerissen, sich aufrast zu dem heldenhaften Entschlusse, sind trefflich gezeichnet: das dramatische Netz ist den Opfern mit großer Gewandtheit über den Kopf geworfen und zieht sich immer enger zusammen: immer näher rücken die drohenden Wolken, aus denen sich die niedererschmetternden Enthüllungen entladen.

□

Wir wenden uns jetzt einer andern Gruppe moderner Bühnenheldinnen zu: den unverstandenen Frauen, welche zum Teil auch sehr unverständlich sind. Hier bewegen wir uns vorzugsweise im Fahrwasser Henrik Ibsens und seiner norwegischen und deutschen Schule: doch auch das französische Drama

weist Frauencharaktere auf, welche dieser Gruppe angehören. Wir wollen nicht von der munteren Cyprienne Sardous sprechen, deren auf Abenteuer gerichtete Sinnesart in ihrer Ehe keine Befriedigung findet, bis der Gatte sie in erheiternder Weise von ihren Grillen befehrt hat. Wohl aber ist Diane de Lys des jüngern Dumas eine ernstgemeinte unverstandene Frau; sie hat das Bedürfnis nach leidenschaftlichen Erregungen und sucht das ihr vorichwebende Glück außerhalb der Ehe. Die erste Neigung und Leidenschaft gewährt ihr auch keine Befriedigung; sie sieht sich nach einer zweiten um. Hier liebt sie wahrhaft, doch ihre Liebe bleibt unerwidert.

Das Musterbild der unverstandenen Frauen ist Ibsens Nora, die auf den deutschen Bühnen ja vollständig Heimatsrecht gewonnen hat und seit der so erfolgreichen Darstellung durch Frau Niemann-Maabe eine Lieblingsaufgabe aller gleichstrebenden Künstlerinnen geworden ist. Ob dies muntere Versteckspielen mit den Kindern in ihrem anfänglichen Puppenheim und später der Tanz der „Tarantella“ zu dieser Beliebtheit der Rolle nicht mehr beigetragen haben als die psychologischen Feinheiten der Charakterzeichnung, ist eine offene Frage. Nora ist stets die fröhliche Versteherin ihres Mannes gewesen; sie liebt ihn und hat aus Liebe für ihn etwas gethan, das jetzt einen schweren Schatten auf ihr ganzes Leben wirft; sie hat Geld für ihn bei einer zweifelhaften Persönlichkeit, einem Herrn Günther, entliehen und zu diesem Zwecke die Unterschrift ihres auf dem Sterbebette liegenden Vaters unter dem Schuldschein gefälscht. Sie kümmert sich nicht darum, daß sie damit etwas gesetzlich Strafbares begangen hat; sie hält es für eine sittliche That, weil sie ihrem Gatten damit das Leben gerettet. Günther droht, diesem das Geheimnis zu verraten, wenn er nicht die ihm gekündigte Stelle bei der Bank wieder erhalte, und in der That erfährt es der Gatte durch ihn. Darauf gerät er außer sich, spricht von Nora als einer Heuchlerin, einer Verbrecherin und beruhigt sich erst wieder, als Günther, in dessen Leben inzwischen ein Glücksfall eingetreten ist, den Schuldschein zurückschickt. Er bereut, was er bisher eben gesprochen; doch für Nora ist's wie eine Offenbarung aufgegangen, daß ihr Zusammenleben keine Ehe war; sie sagt dem Gatten, daß er sie nicht verstehe, daß er sie nie verstanden habe. Niemals hätten sie ernst über ernste Dinge gesprochen, sie sei von ihm nur wie eine Spielpuppe behandelt worden; es wird ihr klar, daß sie durch acht Jahre mit einem fremden Manne zusammengelebt habe. Sie geben sich die Ringe wieder, sie legt die Schlüssel zurück für die Mägde und verläßt das Haus, den Gatten und die Kinder. Jeder Unbefangene sagt sich, daß, wenn Nora sich so lange wie eine Puppe behandeln ließ, ohne ein Lebenszeichen ernster Weltauffassung zu geben, sie doch auch in Wahrheit nur eine Puppe war, und wenn nun auf einmal etwas wie geistige Bedeutung sich in ihrem Häufelkopf regte und ihre Gelenke bewegte, hatte der Gatte wohl ein Recht, über diese plötzliche Umwandlung zu staunen. Mit welcher Gemütsruhe sie aber von dannen zieht und ihre Kinder im Stich läßt, darüber erstaunt wieder das Publikum. Nora ist die unverstandene Frau; doch nicht bloß ihr Gatte, auch

sie selbst hat sich nicht verstanden — und diese gewonnene Einsicht in ihr Wesen bethätigt sie alsbald durch ihr Davonlaufen.

Von den Durchgängerinnen in den Ibsen'schen Stücken ist Nora immerhin die interessanteste; es ist doch als letzter Grund ihres Entschlusses ein Konflikt gegeben, der auch eine allgemeinere Bedeutung hat; der Konflikt zwischen einer edlen Gesinnung, die eine gegen das Gesetz verstoßende That rechtfertigen soll, und dem Rechtsbewußtsein, welches alles Ungeheuerliche verdammt.

Nora steht auf jenem Standpunkte, der Gatte auf diesem. Daß sie sich mit Bezug hierauf nicht verständigten, ist einleuchtend, weniger, daß Nora acht Jahre hindurch eine gänzlich unverstandene Gattin geblieben ist.

Eine andere Fortläuferin ist Frau Alving in den „Geistesstern“; doch das spielt in der Vergangenheit. Auch Frau Alving gehört zu den unglücklichen Gattinnen: ihr Mann, der Kammerherr, kümmerte sich wenig um sie und gab sich nicht die Mühe, sie zu verstehen: obchon mit erkranktem und verwüstetem Körper lief er anderen Frauen und Mädchen nach. Da verließ Frau Alving sein Haus, lief zum Pastor Manders und sagte ihm, den sie liebte: „Hier bin ich, nimm mich!“ doch er gebot ihr, zu ihrem angetrauten Gatten zurück zu kehren. Das nennt Frau Alving noch im Verlauf des Stückes, also lange nachher, ein Verbrechen, das er an ihnen beiden begangen. Doch das ist in dem unheimlichen Drama der Vererbungstheorie, den „Geistesstern“, nur ein Zwischenspiel.

Zu den mehr unverständlichen als unverstandenen Frauen, die ebenfalls in ihrer Ehe keine Befriedigung finden, gehört vor allen Ibsen's Frau vom Meere, Frau Ellide Wangel, welche eine magische Beziehung zu dem Ozean hat — liegt doch ihr Verlobungsring in seinen Tiefen. Das aber hat sich also zugetragen: Fräulein Ellide, eines Leuchtturmverwalters Tochter, hat am Strande des Meeres einen merkwürdigen Fremden kennen lernen, bei dem das Farbenpiel der Augen sich nach dem des Meeres richtete. Mit ihm hatte sie Stunden wohnigen Gefühls am Meere gelebt, von dessen Wechöpfen und Geheimnissen geplaudert und sich in eine Verwandtschaft mit ihm hineingeträumt. Von wannen er kam und wohin er ging — Ellide wußte es nicht. Als er aber fort mußte, band er seinen und ihren Ring zusammen und warf sie ins Meer, erklärte sich mit Ellide verlobt und verhiess, daß er wiederkommen werde. Mehrere Jahre gingen dahin, oft saß Ellide träumend am Meere, doch:

„Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder!“

Die Zeit wurde ihr indes doch zu lang, sie heiratete einen weiter landeinwärts wohnenden Arzt, Doktor Wangel, der sie innig liebte; sie verriet ihm indes ihr Geheimnis nicht. Sie gab einem Kinde das Leben — die Augen desselben sah sie in den Meeresfarben schillern wie diejenigen des geheimnisvollen Meerjünglings, dessen Bild immer grauenhaft anziehend vor ihrer Seele steht. Diese fortwährenden Beunruhigungen ängstigen auch ihren Gatten; er

ruft einen Freund, Doktor Arnholm, herbei, und den beiden beichtet sie endlich ihr Geheimnis. Da erscheint aber auch zugleich der Fremde, immer noch ohne Legitimationspapiere, er macht sein älteres Recht geltend und verlangt, daß Ellide ihm folge; sie ist bereit dazu, erklärt ihre Heirat für ein Kaufgeschäft und verlangt, daß der Gatte sie freigebe und wählen lasse. Er weigert sich anfangs; dann aber wagt er eine Radikalkur; er stellt ihr die Wahl frei in der Hoffnung, daß sie so noch zur Besinnung kommen werde. Und diese Hoffnung täuscht ihn nicht; sie entscheidet sich zuletzt, bei ihm zu bleiben, und der menschgewordene Meergeist zieht von dannen ohne die Geliebte.

Diese grüblerische Ellide hat einen Stich ins Pathologische; man könnte freilich an Bettinas Schwebereigion denken, an ihr Untertauchen in die Elemente, und in dieser Meeresträumerin eine ebenso verzückte Jüngerin des Naturkultus sehen. Im Grunde ist Ellide eine Somnambule — daß sie dem Gatten eine femme incomprise ist, erscheint als selbstverständlich; er versteht sie nicht, als sie schweigt, er versteht sie ebenso wenig, als sie spricht — und das ist ihm nicht übel zu nehmen.

Eine noch unverständlichere Somnambule ist Abjens Hedda Gabler — sie besitzt eine Schönheitstrunkenheit, die etwas ganz Apartes hat. Sie hat einen jungen, etwas langweiligen, aber vermögenden Gelehrten Tesman geheiratet. Der geistreiche Ejlert Løvberg, mit dem sie in früheren Zeiten Beziehungen gehabt, kommt, geliebt von einer Freundin und begabten Mitarbeiterin, der Frau Landrichter Elvstedt, zu Tesman und Hedda. Als Ejlert zu einem Gelage und zu einer Damengesellschaft geht, durch Hedda gezwungen, verliert er sein Manuskript, mit dem er sich um die Professur bewirbt und aus dem er Tesman vorgelesen. Dieser findet es, aber aus Neid gibt er es dem Konkurrenten nicht zurück; er gibt es Hedda und diese verbrennt es. Dem lebensmüden Ejlert drückt sie die Pistole in die Hand, er solle aber in Schönheit zu Grunde gehen. Ejlert schießt sich sehr unschönerweise in den Unterleib. Hedda hat einen Hausfreund, Gerichtsrat Brock, — dieser hat erkannt, daß die Pistole, mit der sich Løvberg erschossen, von Hedda herrührt, und verlangt, daß sie sich ganz in seine Hand gebe; sonst würde er jene Thatsache der Welt mitteilen. Hedda, die längst des Lebens satt ist, erschießt sich — ob sie in Schönheit gestorben, wissen wir nicht. Das ist jedenfalls eine der verzwicktesten Tragikomödien Abjens: der zur Tragödie führende akademische Konkurrenzneid hat etwas Widerwärtiges. Die Heldin selbst aber, unbefriedigt durch die Ehe mit einem wenig begabten Mann, ist ein sehr problematischer Charakter und ihre ganze Handlungsweise steht auf der Spitze.

*

Wenden wir uns jetzt, wenn wir aus der Galerie der femmes incomprises heraustreten, die wir nicht bis zu den deutschen Kopien der französisch-standinavischen Originale verfolgt haben, den Emanzipirten zu, so begegnen wir diesmal einer deutschen Frauengestalt, welche in hervorragender Weise die Charakterzüge dieser Gruppe trägt: es ist die Magda in Sudermanns

„Heimat“. Aus der soldatischen Idylle ihres Vaterhauses, vor der Ehe mit dem Geistlichen fliehend, tritt sie hinaus in die Welt: sie wird Künstlerin und macht die Rechte der Künstlerin auf ein freies Leben geltend. Als gefeierte Primadonna kehrt sie in ihre kleine Vaterstadt zurück, um dort in einem Konzert mitzuwirken. In der Familie wieder aufgenommen, verfällt sie alsbald dem kleinmännlichen Klatsch. Verhängnisvoller ist ihre Begegnung mit dem Regierungsrat, mit dem sie früher in der Hauptstadt ein folgenreiches Verhältnis gehabt. Von ihrem Vater gedrängt, will ihr dieser jetzt seine Hand reichen, doch er weigert sich, ihr gemeinsames Kind mit in die Ehe aufzunehmen. Darüber kommt es zum Bruch, auch mit dem Vater, dem sie mit cynischer Offenheit sagt, woher er denn wisse, daß dies ihr einziges intimes Verhältnis gewesen sei? Die Aufregung des Vaters führt zu einem tödlichen Schlaganfall — und Magda verläßt die Heimat wieder, nach einem Besuch, der ihr und den Ahrigen so wenig Segen gebracht hat.

Das ist das emanzipirte Weib, die Künstlerin, die sich auf ihre eigene Kraft gestellt hat, aber dafür auch das Recht einer Freiheit in Anspruch nimmt, welche die landesübliche Sitte verachten darf; es ist eine starkgeistige Natur von Energie des Verstandes und des Charakters — und das Publikum ist weit davon entfernt, in ihr nur ein gefallenenes Mädchen zu sehen.

Ebenso starkgeistig ist die Rebecca in Ibsens „Rosmersholm“. Mit dem Pfarrer Rosmer, der sein Amt niedergelegt hat, huldigt sie unklaren Freiheitsidealen, einem vagen Humanitätsstreben, das alle Menschen „adeln“ will, doch sie hat mit geistiger Ueberlegenheit Rosmer seinen früheren Ueberzeugungen abipenstig gemacht. Was aber ihren eigenen Seelenadel betrifft, so steht es sehr schlimm damit. Lasterhaft in ihrer Jugend, kam sie ins Haus als Freundin der Pastorsfrau Beate, doch bald von Leidenschaft für den Pfarrer entbraunt, suchte sie mit dämonischen Zusüßerungen Beate aus dem Wege zu räumen; sie erklärte ihr, daß sie allein dem Glück Rosmers im Wege stehe, ja sie scheute nicht zurück vor dem Eingeständnis eines Ehebruchs, dessen sie sich nicht schuldig gemacht. Beate stürzt sich in den Mühlbach, damit der Weg zur Verbindung Rosmers und Rebeccas frei sei. Doch Rebecca ist seitdem sittlich, adelig geworden; sie weist die Bewerbung Rosmers um ihre Hand zurück, und als er, nachdem er alles Vergangene erfahren, an Rebeccas Besserung zweifelt, da stellt er, auf ihren eigenen Wunsch hin, sie auf die Probe; sie möge denselben Weg gehen, welchen Beate gegangen. Sie geht diesen Weg und Rosmer mit ihr. Ein Gewebe von Unwahrscheinlichkeiten, Phantastereien, Marotten, die mit Lebenswahrheit nicht das Geringste gemein haben! Doch Rebecca ist das überlegene, emanzipirte Weib, dämonisch-leidenenschaftlich und verbrecherisch in ihrem früheren Thun, von unglaublichem Seelenadel in diesem letzten Akt eines mehr in der Vergangenheit spielenden Dramas, welches den Titel „Rosmersholm“ führt.

Eine eigene Art der Emanzipirten sind die weiblichen Wanderburischen, das Scheidewasser der Ehen. Und unter diesen ist Wilde Wangel in Ibsens „Waidmeier Solneß“ eine der merkwürdigsten. Sie ist sommambul wie Ellide, aber

sie sieht den Geliebten nicht wie diese in Meerestiefen, sondern auf Turmespitzen. Und noch dazu hat sie sich etwas zusammengeträumt, was in Wirklichkeit gar nicht geschehen ist. Vor zehn Jahren hat sie ihn gesehen, er hat ihr nach zehn Jahren ein Königreich Apfelsinien versprochen. Und sie kommt weit vom Norden her mit Stock und Ranzen, sich das Königreich zu holen. Leidenschaftlich ist sie in den Baumeister verliebt, der eine gemütskranke Frau hat, und sie jagt ihn zuletzt auf den neugebauten Turm hinauf, von dem er, da er an Schwindel leidet, herunterfällt und den Hals bricht. Und ihre Verzüchttheit geht in irrsinnigen Triumph über. Wilde Wangel gehört in eine Nervenheilanstalt und der Baumeister Solneß kommt allmählich so weit, daß er ihr Gesellschaft leisten kann; doch von ihren traumhaften und visionären Einbildungen entkleidet, ist sie das emanzipirte Mädchen, das sich den Geliebten erobern will.

Ähnlich, aber frei von allen somnambulen Anwendungslagen, ist die russische Studentin Anna Mahr, die in das Haus des Johannes Bockerath bei der Durchreise einkehrt, um dort einen Freund zu begrüßen. Dies begibt sich in Gerhart Hauptmanns Schauspiel: „Einsame Menschen“. Die Ehe des Herrn Bockerath ist etwas wurmförmig; sein Mädchen hat wenig Sinn für geistige Interessen und Bockerath selbst ist ein erbärmlicher Schwächling. Die starrgeistige Fräulein Mahr erobert ihn ganz durch geistreiche Gespräche, an die er nicht gewöhnt ist. Die Familie Bockeraths bemüht sich nach Kräften, den Eindringling los zu werden; doch Fräulein Mahr läßt sich nicht so leicht abschütteln. Einmal ist sie schon fortgegangen, doch sie dreht um und kommt zurück. Endlich macht sie Ernst und verschwindet; doch Bockerath verschwindet mit ihr, das heißt er folgt ihr nicht, sondern er stürzt sich ins Wasser.

Wir haben versucht, die Frauengestalten der modernen Bühne zu klassifizieren, und für jede Klasse hervorragende Typen gewählt, ohne den ganzen Kreis der Zugehörigkeit erschöpfen zu wollen: denn in den neuesten, allerdings nur sporadisch auftauchenden Dramen finden sich ähnliche, gleichsam durchs Fenster nachgezeichnete Gestalten. Ohne Frage haben die Schauspielerinnen der Gegenwart sehr schwierige Aufgaben zu bewältigen, denn diese modernsten Frauen passen meistens nicht in den Rahmen der Klassizität, in welchen sich ihre Hauptrollen einfügen müssen. Und diese Hauptrollen haben noch immer volle Giltigkeit; denn trotz des tumultuarischen Zudrangs dieser neuesten Frauengestalten behaupten sich diejenigen in Lessing, Shakespeare, Schiller und Goethe noch immer auf der Bühne und lassen sich am wenigsten von den Theatern ersten Rangs verdrängen. Der Stil jener unsterblichen Dichterwerke und der Stil der neuesten naturalistischen Dramen ist aber himmelweit verschieden, und eine Künstlerin muß oft an zwei Theaterabenden hinter einander bald den einen und bald den andern zu beherrschen wissen. Man sind wir zwar weit davon entfernt, zu glauben, daß nach der jetzigen sogenannten Revolution der Literatur etwas Neues, Niedagewesenes auf unsere Bühne gekommen sei. Die Stürmer und Dränger gegen Schluß des vorigen

Jahrhunderts haben in ähnlicher Weise naturalistische Grundzüge gepredigt und naturalistische Stücke geschrieben — doch ist dies alles längst verschwunden nur in den Erstlingswerken unserer Klassiker spukt dergleichen noch, aber desinfiert durch das Genie. Für die darstellende Kunst haben also diese Aufgaben den Reiz der Neuheit, während die Literaturgeschichte in ihnen nur die Wiedergeburt untergegangener Richtungen mit modernem Firnis erblickt. Unsere Schauspielerinnen müssen sich also daran gewöhnen, die Viederlichkeit der Nias und Almas darzustellen, die wenig besser ist als die derbe eines Dorchen Lackenreißer; sie müssen für den Sonnambulismus und die Weipenstercherei das geeignete Mienen- und Geberdenpiel finden, und vor allen Dingen das Sterben in den Lazareten studiren; denn dies füllt in manchen Stücken, wie in der Kameliendame, ganze Akte aus; der Tod ist nicht mehr ein tragischer Abschluß, er ist ein pathologischer Akt. Nun, donna è mobile — viele Künstlerinnen haben ja mit diesen modernen Aufgaben große Erfolge errungen; denn sie sind dem Virtuositum günstiger als die Rollen von klassischem Adel.



E pur si muove.

Von

Professor Wilhelm Foerster.

Und sie bewegt sich doch!

Haben wir denn heute Anlaß, diesen Galilei zugeschriebenen Ausspruch wieder in die Welt hinaus zu rufen? Ist es schon wieder oder ist es noch nötig, die Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne zu verteidigen? Sicherlich nicht.

Es gibt zwar auch jetzt mitten in der Kulturwelt, sogar in sehr hohen Stellungen, immer noch einzelne, welche den Kopernikus für einen Irrlehrer halten; aber sie machen sich bloß selber zu Märtyrern ihrer von Sachverständnis in dieser Frage nicht getriebten Ueberzeugung und denken nicht daran, den Astronomen ein Martyrium zuzumuten.

Die letzten Jahrzehnte haben obendrein zu den völlig überwältigenden und an sich eigentlich gar keiner Bervollständigung für den Fachmann mehr bedürftigen Beweisen, wie sie bereits das siebzehnte Jahrhundert für die Kopernikanische Lehre geliefert hatte, noch zwei Erfahrungsbeweise der ergreifendsten Art hinzugefügt, welche sich zu überaus einleuchtenden unmittelbaren Anschauungen der jeweiligen Richtung und der Geschwindigkeit der Bewegung der Erde um die Sonne verwerten lassen.

Es soll aber nicht die Aufgabe meiner heutigen Darlegungen sein, von Ergebnissen astronomischer Forschung eingehender zu reden. Ich muß mich daher

hinsichtlich dieser beiden Erfahrungsbeweise auf die folgenden kurzen Angaben beschränken:

Der eine derselben ist durch die tiefere Erforschung der Sternschnuppen- und Meteor-Erscheinungen geliefert worden, deren leuchtende Flugbahnen durch die oberen Schichten unserer Atmosphäre deutlichst aus einer Zusammenziehung ihrer eigenen Bewegungen mit denjenigen unserer Erde hervorgehen. Der andere hat sich ergeben aus der genaueren Untersuchung des Einflusses, welchen die Richtung und Geschwindigkeit der Bewegung einer Lichtquelle und insbesondere des ihre Lichtwirkungen empfangenden Beobachters auf die Wahrnehmung der Lichtschwingungen ausübt. Und zwar geht es damit ganz ebenso zu, wie bei der Wahrnehmung der scheinbaren Tonhöhe einer Schallquelle durch einen in bestimmter Richtung und Geschwindigkeit in einem Eisenbahnzuge dahineilenden Beobachter. Je nach der Geschwindigkeit, mit welcher der Zug sich der Schallquelle nähert oder sich von ihr entfernt, erscheint der von der letzteren ausgehende Ton dem auf dem Zuge befindlichen Beobachter höher oder tiefer. Mit Hilfe der feineren Zerlegung des Lichtes der Sterne hat man auf ähnliche Weise die jeweilige Richtung und Geschwindigkeit, in welcher sich auf dem alljährlichen Fluge um die Sonne unser gewaltiges Fahrzeug Erde bewegt, zur unmittelbaren Anschauung zu bringen vermocht.

Ob diese beiden neuen augenfälligen Beweismittel, wenn man sie schon zu den Zeiten Galileis gekannt hätte, irgend einen Einfluß auf die Entwicklung der Dinge gehabt haben würden, diese Frage ist wohl zu verneinen.

Die anderen für den Fachmann mindestens ebenso einleuchtenden Beweise, welche seit Galileis Zeit bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts gefunden worden waren, hätten die Stellung Galileis damals auch nicht wesentlich gestärkt. Denn diejenigen Menschen, welche im Stande gewesen wären, das Gewicht aller dieser Beweise vollkommen zu würdigen, hätten doch keinen entscheidenden Einfluß auf die damaligen Vorgänge errungen. Es war eben die Leidenschaft der Autorität und des Interesses, welche sich auch damals der Anerkennung der wissenschaftlichen Wahrheit entgegenstellte, und welche erfahrungsmäßig durch wissenschaftliche Darlegungen erst dann überwunden wird, wenn diese letzteren auch ihrerseits Kraftleistungen der Autorität und des Interesses mit hinreichender Stärke ins Feld führen können.

Die Kopernikanische Lehre ist erst dann zur allgemeinen Anerkennung gelangt und von der Verfehmung, der sie noch im siebenzehnten Jahrhunderte an den Universitäten und Schulen unterlag, befreit worden, nachdem die Astronomie im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts an der Hand der neuen Lehren sich zu einer sicheren Führerin auf der ganzen Erde, insbesondere für die Schiffe auf hoher See emporgeschwungen hatte.

Und so ist es auch mit den übrigen Ergebnissen der neueren Entwicklung der Naturerkenntnis gegangen.

Das naturwissenschaftliche Denken hat neben der theologischen und der theologisch metaphysischen Welt und Lebensbetrachtung erst dann eine an-

gemeinere Stellung einzunehmen begonnen, nachdem die Naturerkenntnis durch ihre großen praktischen Anwendungen die Autorität und das Interesse weiterer Kreise immer mehr in ihren Dienst gezogen hatte.

Wie ist es denn aber zu erklären, daß gegenwärtig, wo die Leistungen der naturwissenschaftlichen Technik doch einen Glanz ohnegleichen entfalten, wo sie der Menschheit von Tag zu Tage größere Reichtümer an Gütern und Kraftleistungen eröffnen, eine Art von Rückschlag sich zu regen beginnt, welcher in seinen Schlagwörtern und in der Zuversichtlichkeit seines Auftretens gegen die Freiheit wissenschaftlicher Forschung entfernt an die Zeiten Galileis erinnert.

Wir wollen diese Erörterungen unsererseits nicht verbittern durch irgend ein näheres Eingehen auf jene Zeiten, gegen deren trasse Ausmalung die katholische Kirche mit einigem Recht ganz besonders empfindlich ist. Und wir wollen auch die jetzige Sachlage mit aller Ruhe und Gerechtigkeit zu betrachten suchen.

Auch jetzt ist es keineswegs die katholische Kirche allein, welche die Stellungnahme gegen die Freiheit der Wissenschaft wieder schärfer betont. Die entsprechenden Gegenwirkungen von seiten anderer Autoritätsgemeinschaften sind viel pedantischer und kurzschichtiger; denn die katholische Kirche ist diejenige, welche auch jetzt wieder die Technik der Wissenschaft auf den verschiedensten Gebieten zur Erhöhung ihres Glanzes und ihrer Wirksamkeit in ihren Dienst zu ziehen weiß und für den Ruhm, an den Fortschritten der Weltforschung thätigen Anteil zu nehmen, namhafte Mittel aufwendet.

Die erneute Reaktion gegen den Unabhängigkeits Sinn rein wissenschaftlichen Denkens ist offenbar gegen die wachsende Autorität gerichtet, welche insbesondere der naturwissenschaftlichen Erkenntnis samt ihren Grundlagen und Methoden infolge ihrer glänzenden technischen Leistungen immer allgemeiner auch auf dem Gebiete des sittlichen Lebens der einzelnen und der Gemeinschaften eingeräumt worden ist.

Es ist unleugbar, daß die Einflüsse der naturwissenschaftlichen Erkenntnis auf diesem Gebiete eine Zeit lang, zumal in den letzten Jahrzehnten, in denen die naturwissenschaftliche Technik besonders schnell emporwuchs, überwiegend in einem Sinne gewirkt haben, der, gegenüber den bisherigen Autoritäten, nicht bloß als befreiend, sondern sogar als auflösend bezeichnet werden kann, auflösend insofern, als keine vollkommenerere sittliche Gesetzgebung unmittelbar an die Stelle der bisherigen trat, sondern überwiegend nur die individuelle Ungebundenheit zum herrschenden Prinzip erklärt wurde.

In Verbindung mit den großen, durch denselben Aufschwung der Technik beschleunigten, sozial-wirtschaftlichen Bewegungen, welche unter den Gebildeten und Besitzenden immer lebhaftere Unruhe und Sorge erregten, hat jene anfänglich auflösende Wirkung der naturwissenschaftlichen Denkweise höchst merkwürdige Stimmungen in den oberen Kreisen der Bevölkerung hervorgerufen. Es ist eine gewisse Abneigung gegen die sogenannten „Präventionen“ der Wissenschaft und gegen ihre popularisierende Verbreitung entstanden, und zwar selbst in Kreisen, welche bis dahin das lebhafteste Interesse an jedem wissenschaftlichen Fortschritt

und sogar an der Verbreitung geistiger Kultur und wissenschaftlicher Bildung im Volke befundet hatten und keineswegs Anhänger irgend welcher kirchlichen Bevormundungen waren.

Auf der andern Seite hat sich aber das Bildungsbedürfnis der großen Masse in den letzten Jahrzehnten auf das lebhafteste entwickelt. Die Begeisterung für Wissen und Erkennen, auch für das Schöne und überhaupt für höhere Geisteskultur ist aus den oberen und mittleren Ständen, bei denen sie vielfach in der Sorge und Verstimmung, mitunter auch im Ueberfluß, erlahmt ist, in die unteren Stände übergegangen.

Es ist schmerzlich und eine ernste Aufgabe für gewissenhafte Erwägungen auf allen Seiten, besonders auch auf wissenschaftlicher Seite, daß auch durch diese beginnenden Verschiedenheiten der Stellungnahme zur Wissenschaft die gegenseitige Verkennung der verschiedenen Volksklassen zunächst gesteigert wird.

Wenn nicht wenige in den oberen Klassen jetzt glauben, daß die Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnis in den unteren Klassen die Wohlthaten, welche die wissenschaftliche Forschung der Menschheit auf technischem Gebiete gebracht habe, wieder in Frage stelle, weil sie sozial auflösend wirke, so ist das ein höchst gefährlicher Kleinmut; aber die Wissenschaft ist nicht ganz ohne Schuld daran, weil sie sich im Gefühl ihrer großen äußeren Erfolge nicht genug darum gekümmert hat, in welcher Weise ihre Erfolge sowie ihre Lehren und Grundsätze auf den innern Menschen und auf die inneren Bedingungen der Lebensgemeinschaften wirkten.

Sowohl auf die Art ihrer Verbreitung in den zahlreichsten Volksschichten, als auf das rechte Verständnis ihres Wesens bei den oberen Volksschichten hat die Wissenschaft allzu wenig geachtet, und daraus ist in den unteren Volksschichten trotz der unleugbaren Hebung derselben durch regere Teilnahme an den gemeinsamen Kulturgütern doch auch eine vielfach hervortretende Ueberhebung und ein Mangel an Vorsicht des Urteils, dagegen in den oberen Klassen ein noch viel weniger zu billigender Nihilismus in Verbindung mit einer Hinnneigung zu erneuter kritikloser Unterordnung unter eigensüchtigen Autoritätsglauben entstanden.

Sehr merkwürdige Beispiele dieser Stimmungen der obersten Klassen sind im letzten Sommer bei der britischen Naturforscherversammlung zu Oxford und bei der deutschen Naturforscherversammlung zu Wien hervorgetreten.

Die erstere wurde in einer feierlichen Ansprache von dem derzeitigen Kanzler der Universität Oxford, dem Chef der Torypartei, Marquis of Salisbury, die letztere von dem kaiserlich österreichischen Unterrichtsminister begrüßt.

Die bedeutendste dieser Ansprachen war diejenige des Marquis of Salisbury. Beide aber stimmten darin überein, daß bei aller Wahrung der äußeren Höflichkeit den Naturforschern doch eigentlich gesagt wurde:

Was ihr auch an merkwürdigen Entdeckungen herausbringt, was ihr auch an Kunststücken der Technik leistet, euer ganzes Thun gehört doch einer niederen Stufe der menschlichen Geistesethätigkeit an. Ihr kommt auch eigentlich trotz aller

Betriebfamkeit nicht recht vorwärts; denn von Beantwortungen der letzten und höchsten Fragen seid ihr doch ebenso weit, ja vielleicht weiter als je entfernt. Ihr quält euch damit auch unnütz, denn diese Antworten sind ja längst und in der befriedigendsten Weise vorhanden.

Der Marquis of Salisbury, der ein Mann von bedeutenden naturwissenschaftlichen Kenntnissen, insbesondere ein recht eifriger Kenner der Spektralerscheinungen und der elektrischen Gebiete ist, auch selbst ein sehr ansehnliches Laboratorium besitzt und jahrelang beinahe sachmäßig darin experimentirt hat, erging sich des längeren auf dem Gebiete der Chemie und der Darwinischen Lehren.

Er hob alle Unfertigkeiten der chemischen und physikalischen Theorien besonders lebhaft hervor. Alle Versuche, die Vielartigkeiten der verschiedenen einfachsten Stoffe oder sogenannten Elemente durch rein zahlenmäßigen Aufbau derselben aus einem einzigen Urelement zu erklären, seien als gescheitert zu erachten und so weiter.

Ebenso sei es auf dem Gebiete der Entwicklungslehre der Lebewesen. Die Erklärungsversuche, welche von Darwin und in Darwins Geiste ausgeführt worden seien, würden bei immer näherer Prüfung nur immer unzureichender zur Lösung der tiefsten Rätsel des Lebens befunden und so weiter. Schließlich bleibe für alle tieferen Fragen nach dem Wie und Warum nur eine Antwort übrig, nämlich die Annahme einer ewigen Weisheit, von welcher eine zweckmäßige, zielbewusste Anordnung ausgegangen sei und durchgeführt werde. Mit unwiderstehlicher Kraft lehre uns die Natur immer und immer wieder, daß „alles Lebende abhängt von einem ewigen Schöpfer und Regierer.“

Es ist von hohem psychologischen Interesse zu sehen, wie dieser bedeutende Mann trotz aller seiner Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Einzelheiten doch von seiner politischen und sozialen Stellung und von den Beziehungen, welche ihm dieselbe zur Kirche und zur Theologie auferlegt, so vollständig brenommen ist, daß er auch nicht das Geringste von dem eigentlichen Wesen der Naturforschung begriffen hat und infolge dessen bei diesem bedeutamen Anlaß, wo ihm die Repräsentation der Naturforschung anvertraut ist, sich in die kindlichsten Mißverständnisse verliert.

Die Naturforschung stellt sich die Aufgabe, Beziehungen und Verbindungen zwischen den Erscheinungen zu suchen, aus diesen einzelnen Beziehungen und Verbindungen immer umfassendere und womöglich auch immer einfachere Verallgemeinerungen abzuleiten, diese letzteren durch strengere Gedankenentwicklung zu noch umfassenderen sogenannten Gesetzen zu verdichten, diese „Gesetze“ alsdann auf ihre Gültigkeit durch immer neue Wahrnehmungen zu prüfen und, wenn diese Prüfungen Bestätigungen der Gedankenverbindungen ergeben, mit Hilfe der letzteren die künftigen Erscheinungen voraus zu bestimmen, wo möglich dieselben zu bestimmten Zwecken zu lenken oder gar die Erscheinungen auf Grund der Gedankenentwicklung enhervor zu rufen, endlich sogar völlig neue Vorgänge und Gebilde, die erst im Geiste angeschaut sind, in der Natur zu verwirklichen.

Diese höchst fruchtbare, überwiegend praktische Thätigkeit des Naturforschers hat aber zugleich eine eminent formale, echt philosophische Seite, die eine unaussprechlich förderliche Schulung unseres gesamten Denkens zum Ergebnis hat, nämlich die Kultivierung einer großartigen Genauigkeitsdisziplin, ohne welche sowohl auf dem Gebiete der durch Maßbestimmungen immer höher zu verfeinernden Wahrnehmungen als auf dem Gebiete der Gedankenverbindungen an der Hand des Aufbaus von immer reicheren Zusammenhängen mathematischer Idealgebilde, endlich auf dem Gebiete der schöpferischen Technik nichts Fruchtbares und Gediegenes zu erreichen ist.

Von welcher mächtigen Produktivität diese schlichten und strengen, oftmals auch so entzückend geistreichen Arbeiten der Naturforschung sind, das weiß alle Welt, auch der edle Marquis, und dennoch sagt er kein Wort von der unjähligen Fülle bedeutamer Entdeckungen und Gestaltungen, welche alljährlich aus dem Born chemischer und physikalischer Arbeiten hervorquellen, ohne daß dabei auch nur im entferntesten die in so kindlicher Weise von ihm betonte Kenntnis des „Urelementes“ in Frage kommt. Er sagt auch kein Wort von der Fülle der fruchtbaren und klärenden Deutungen und Zusammenhänge, welche auf dem Gebiete der rastlosen Erforschung der Lebewesen und ihrer Entwicklung unablässig hervortreten und die förderlichsten Ausblicke in die Vergangenheit, sowie in künftige fürsorgliche Leitung mancher Entwicklung eröffnen, ohne daß dabei irgendwie von den letzten Kernen der Weltung der Darwinischen Hypothese die Rede zu sein braucht. Die hohe Bedeutung dieser Hypothesen besteht ja zunächst und hauptsächlich in ihrem formalen Wert.

Durch sie ist die Grundannahme gesetzmäßiger Verknüpfungen und Uebergänge in die Erforschung der Entwicklung der sämtlichen Lebewesen der Erde eingeführt worden an Stelle der früheren Willkür und Unstetigkeit der Annahme.

Der besondere Inhalt jener Hypothesen bedarf gewiß noch sehr der Erprobung und Vervollständigung, vielleicht auch noch der gänzlichen Umbildung, aber sie haben doch schon der Erkenntnis große Erfolge zugeführt und vor allem das Vertrauen auf die Erkennbarkeit eines gesetzmäßigen Verlaufes der Erscheinungen, ein Vertrauen, auf dem das ganze Emporkommen des Naturerkennens überhaupt beruht.

Die Schlußworte des Marquis of Salisbury, betreffend den ewigen Schöpfer und Regierer, hört ja ein jeder mit Pietät, aber in dieser Form gehörten sie nicht vor eine Versammlung von Naturforschern und Freunden der Naturforschung.

Nichts kann zu einer ernsteren Frömmigkeit im Sinne liebevoller Demut und im Sinne tiefer Ehrfurcht vor der ergreifenden Größe und Gesetzmäßigkeit der uns umgebenden Welt hinführen als die Erforschung der Natur, aber nichts wäre oberflächlicher und schädlicher, als wenn es eben guter Ton werden sollte, die rastlose Ehrlichkeit und Hingebung dieser für die Menschheit so fruchtbaren Arbeit mit jählingvoller Redewendung à la Salisbury geringschätzig abzuthun.

Auch die rein technischen Leistungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete

bedürfen dauernd einer auf idealistischer Begeisterung zu gründenden Unabhängigkeit und Ehrlichkeit des Denkens.

Die höchste sittliche Bedeutung aber wird gerade die naturwissenschaftliche Arbeit durch die vorerwähnte Genauigkeitsdisziplin erlangen, welche dazu bestimmt ist, im sittlichen Leben in der Gestalt der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit am kräftigsten an der Lösung der individuellen und sozialen ethischen Probleme mitzuwirken, sobald es überhaupt der Wissenschaft gelungen sein wird, auch in der allgemeinen Volkserziehung diejenige Stelle einzunehmen, die ihrem reiferen Wirken auch auf diesem Gebiete zukommt.

Und diese Zeit kommt doch trotz aller Gegenwirkungen!



Charakterisken aus der neuesten englischen Geschichte.

I. Einleitung.

Die Königin.

Wenn ich versuchen will, einige der einflußreichsten Persönlichkeiten der neuesten Geschichte Englands zu zeichnen, so bedarf es dazu einer kurzen Einleitung. Das britische Weltreich ist durch die Herrschaft einer Aristokratie aufgebaut, die sich von allen dagewesenen dadurch unterschied, daß sie sich fort-dauernd durch Aufnahme ausgezeichnete Kräfte aus dem Volke verjüngte, während die jüngeren Söhne, die nur den titellosen Familiennamen führten, wieder in das Volk untertauchten, nur in England fielen die Begriffe von Adel und Aristokratie zusammen, während man den des roturier nicht kannte. Diese Aristokratie herricht längst nicht mehr, stufenweise ist die Regierung seit 1832 zu einer gekrönten Demokratie hinabgeglitten, aber sie besteht nicht nur noch im Oberhause, sondern vor allem ist die aristokratische Organisation der englischen Gesellschaft geblieben. Ich sage der englischen Gesellschaft, nicht der Londoner, denn es ist durchaus mißleitend, von einer solchen zu sprechen, wie gerade so manche neueren Bücher es thun.¹⁾ London ist nur während der drei Monate der season das Absteigequartier der Aristokratie, die große vanity fair der Geiell

¹⁾ Unter diesen ist namentlich zu nennen: Vassil: „La Société de Londres 1885“, ein von Mad. Adam aus den verschiedensten Materialien zusammengestoppertes Werk, das neben einzelnen überraschend guten Informationen die größte Nutzenlosigkeit zeigt. Sodann: „Society in London by a foreign resident 1885“, besser, aber auch ungenügend. Aus der Londoner Gesellschaft von einem Heimlichgewordenen 1885. Daneben sind diese Schriften in vielen Punkten veraltet.

schaft, im ganzen übrigen Jahr ist für dieselbe, abgesehen von den Politikern, welche durch die Geschäfte festgehalten werden, nobody in London. Die Gesellschaft ist in Trouville, Homburg, Cannes, das mehr eine englische als eine französische Stadt erscheint, in Rom, Neapel und so weiter, vor allem aber auf dem Lande in ihren herrlichen Schlössern und traulichen Manors, dort liegen die starken Wurzeln ihrer Kraft. Aber wo sie auch sei, ihre feste Organisation bleibt dieselbe, und dies wird sich schwerlich ändern. Man kann die jetzt bestehende Primogenitur und die Intestaterbfolge, sowie das Recht, über den Grundbesitz für zwei Generationen zu verfügen, aufheben, aber die Folge wäre nur, daß jeder Grundbesitzer ein Testament machte. Die Freiheit der testamentarischen Verfügung aufzuheben und die Zwangsteilung des Code Napoleon nach Köpfen vorzuschreiben, welche die französische Revolution eben mit der Absicht einführte, die alte Gesellschaftsordnung gründlich zu zerstören, wird so lange nicht gelingen, als es der Ehrgeiz jedes Engländers, der sich emporgearbeitet hat, bleibt, eine Familie von Rang zu begründen „to make an eldest son“. Selbst die Aufhebung des Oberhauses würde nicht genügen um den Wunsch Brights „to get rid of those infernal large estates“ zu erfüllen, so lange das Erbrecht die Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Aristokratie ermöglicht.

In jeder Monarchie ist nun, im Unterschied von der Republik, der Souverän nicht nur das politische Haupt des Landes, sondern auch die Spitze der Gesellschaft. Allerdings in verschiedenem Maße; in Rußland, wo jeder nur sein Licht vom Zaren zieht, ist der Hof alles, in den deutschen Staaten übt der Souverän doch eine maßgebende Macht, so daß die politische Opposition meist als mit einem gewissen Makel behaftet erscheint, der sie als Wegner der Regierung trifft. In einer dynastisch gespaltenen Gesellschaft, wie der französischen unter dem Julikönigtum und dem zweiten Kaiserreich, behauptete das „Faubourg St. Germain“ seinen gesellschaftlich tonangebenden Rang. Auch in England hat die soziale Stellung des Königtums gewechselt: unter den Tudors und Stuarts vereinigte der Hof die Spitzen der Gesellschaft, obgleich unter den letzteren sich ein großer Teil des Adels aus politischer Opposition auf seine Güter zurückzog. Cromwells Diktatur scheiterte an der aristokratischen Organisation der Gesellschaft, die Revolution von 1688 warf die Macht in die Hände der großen Whigfamilien, daneben hielt der jacobitische Adel fest an der vertriebenen Dynastie,¹⁾ zumal die beiden ersten George der Nation fremd gegenüberstanden, erst nach der Schlacht von Culloden 1740 machten die Tories ihren Frieden mit der hannoverschen Dynastie. Aber Georg III., der erste wirklich englische König, scheiterte in seinem Bestreben, durch die kings-friends-Partei zu regieren, die Zeit der Regentschaft und das Privatleben Georgs IV. war ebenso wenig geeignet, hierin eine Aenderung hervorzubringen. Erst mit der Thronbesteigung der Königin Viktoria trat ein vollständiger Umschwung ein, die jugendliche Souveränin ward wieder die Spitze

¹⁾ Es war damals bei den Anhängern der Stuarts herkömmlich, bei dem Toast auf den König leise hinzuzusetzen: „over the water“, in St. Germain.

der Gesellschaft und zwar im besten Sinne des Wortes. Ihre Ehe wurde aus reiner Neigung geschlossen,¹⁾ und der Taft des Prinzen Albert überwand rasch die insularen Vorurtheile, welche die Aristokratie ihm entgegenbrachte, wenn seine Bedeutung auch erst spät richtig gewürdigt wurde. Die Königin selbst gewann aller Herzen durch die seltene Vereinigung von Natürlichkeit und Güte mit Würde, alle Personen, die sie umgaben, waren ihr warm ergeben und fühlten es doch unmöglich auch nur einen Augenblick den Respekt außer Augen zu lassen, den sie ihr schuldeten. Ihr musterhaftes Familienleben, der Glanz fürstlicher Repräsentation, die Begründung der Residenzen auf der Insel Wight und in Schottland äußerten den weitestreichenden und wohlthätigsten Einfluß auf die Gesellschaft. Wenn die Engländer mit Stolz auf die Huldigungen sahen, welche die Besuche fremder Souveräne, wie Friedrich Wilhelm IV., Louis Philippe, Kaiser Nikolaus I., Napoleons III. ihrer Königin brachten, so waren sie ihr noch dankbarer dafür, daß sie im Gegensatz zu ihren Vorgängern auch das Haupt der öffentlichen Sittlichkeit war: Freigeisterei und Viederlichkeit kamen aus der Mode, weil sie am Hofe streng verpönt waren. „La Reine a rendu le mariage populaire en Angleterre“, sagte Persigny mit Recht. Man darf in dieser Beziehung nur die drei ersten Bände der Memoiren von Charles Greville mit den zwei letzten vergleichen, die ersten wirbelten viel Staub auf, durch den Skandal unter den früheren Regierungen, den sie entschleierten, die letzteren gingen verhältnismäßig unbeachtet vorüber, obwohl sie keineswegs ohne Interesse sind. Der Grund ist, daß Greville, der einfach berichtet, was er gesehen und gehört, aus der früheren Zeit viel von gesellschaftlicher Verderbnis zu erzählen hatte, während seit 1837 durchweg reine Luft herrschte.

Die Welt hat nun zwar erst aus Stockmars Denkwürdigkeiten und dem Leben des Prinzen Albert von Martin erfahren, wie groß der Anteil desselben an diesem Umschwung war, welche unendliche Mühe es ihm, um nur eines zu nennen, kostete, Ordnung in den königlichen Haushalt zu bringen, erst 1843 gelang es ihm, die sinnlose Verschwendung geteilter Aemter zu beseitigen und dadurch die Mittel für einen wirklich königlichen Haushalt zu gewinnen. Sein großer Einfluß ward eben nur dadurch möglich, daß er äußerlich ganz gegen die Souveränin zurücktrat, daß er, wie er sich so schön ausdrückt, es als seine Aufgabe betrachtete, sein Leben in dem der Königin aufgehen zu lassen (to sink his own individual existence into that of his wife);²⁾ lehnte er doch deshalb, trotz der dringenden Aufforderung Wellingtons, die Uebernahme des Oberkommandos der Armee ab, so verlockend die Stellung auch für ihn war. Im Hause dagegen wurde unbeirrt durch das Verhältnis von Königin und Consort das richtige von Mann und Frau aufrecht gehalten, er war der Herr und sie

¹⁾ Als Souveränin hatte die Königin das erste Wort zu sprechen; nach der Verlobung sagte sie der Herzogin von Gloucester: „It was the most nervous thing I had ever to do, to propose to Prince Albert.“

²⁾ Letter to the Duke of Wellington, 5. April 1850.

seine gute, gehorsame Frau. „Liebes Frauchen, gutes Weibchen“ war seine gewöhnliche Anrede. „Es ist liebes Frauchen,“ sagte die Königin, als sie sich in seiner letzten Krankheit über den schon halb Bewußtlosen beugte.

Es war daher fast notwendig, daß mit dem frühen Tode des Prince-Consorts in der gesellschaftlichen Stellung der Königin eine große Veränderung eintreten mußte, da ihr natürlicher Halt und nächster Berater ihr geraubt war, aber diese Veränderung war größer, als die Umstände forderten. Daß sie die ersten Jahre nach dem unerjesslichen Verlust in strenger Abgeschlossenheit verbrachte, war begreiflich, ebenso daß sie dem Prinzen und der Prinzessin von Wales regelmäßig ihre äußere Vertretung übertrug, denn da der Erbe der Krone keine politische Rolle spielen kann, ist es nur billig, daß er seiner Mutter den Teil ihrer Lasten abnimmt, der ihr bei ihrer Gemütsverfassung und wachsendem Alter am beschwerlichsten sein muß. Aber mit der dauernden, nur selten unterbrochenen Zurückziehung von der Gesellschaft ging sie gewiß zu weit, denn die Erfüllung der sozialen Pflichten gehört ebensowohl zu den Aufgaben der Krone wie die der politischen. Die Folge war, daß die Gesellschaft wieder eine oligarchischere Gestalt angenommen hat, denn der Prinz von Wales, obwohl the first gentleman of the realm, ist trotz seiner Liebenswürdigkeit nicht geeignet, das Haupt derselben zu bilden. An ihrem Hofe führt die Königin ein strenges Regiment, eine maid of honour wurde sofort entlassen, als sie mit ihrem Vetter eine Reise in die Schweiz gemacht, das sei „improper“; einer Dame von Rang der Zutritt zum Hofe wegen einer literarischen Indiskretion verboten. Indes übt die Königin solche Strenge doch nur in einer Weise, die im allgemeinen sich der Zustimmung der Nation erfreut, für deren Stimmung sie ein sehr feines Gefühl hat. Anders ist es mit den oft ziemlich willkürlichen Entlassungen der maids of honour, deren Geduld und körperliche Ausdauer durch fortwährenden Dienst, namentlich Vorlesen der Zeitungen, auf harte Proben gestellt wird und die dann oft plötzlich, wenn sie von Ihrer Majestät nicht als genügend befunden werden oder sonst deren Gnade verloren, von Lady Ely benachrichtigt werden, sie seien entlassen. Lady Ely selbst freilich, die Herzogin von Roxburgh und Lady Churchill stehen als vertraute Freundinnen Ihrer Majestät durch Anhänglichkeit und die Gabe, sich in die Eigenheiten ihrer Herrscherin zu finden, über allem Wechsel.

Das tägliche Leben der Königin ist streng geregelt, sie steht früh auf und geht nach dem Frühstück mit einer ihrer Damen spazieren, nach dem Lunch, das sie gleichfalls in ihren Gemächern nimmt, fährt sie spazieren, das Diner ist sehr spät, selbst auf dem Lande. Als ich die Ehre hatte, „am runden Tisch“ der Königin zu speisen, erschien dieselbe gegen neun Uhr im Empfangszimmer und betrat nach kurzer Begrüßung ihrer Gäste den Speisesaal. Abgesehen von feierlichen Gelegenheiten erscheinen nie mehr als neun Personen, selbst der dienstthuende Minister speist keineswegs täglich bei seiner Gebieterin. Der Dienst ist vortrefflich aufgezogen, so daß die Mahlzeit wenig über eine Stunde dauert. In der Unterhaltung herrscht naturgemäß eine gewisse Reserve, aber die Königin

selbst leitet sie mit ebenso großem Takt wie liebenswürdiger Aufmerksamkeit, indem sie ihre Gäste in dieselbe hineinzuziehen und von allem Gefühl des Zwanges frei zu halten weiß. Nach Tische hält sie etwa eine halbe Stunde Cercle, indem sie je nachdem mit einem der Geladenen länger spricht, dann zieht sie sich zurück und arbeitet in der Regel bis nach Mitternacht, wie sie auch den größten Teil des Tages den Geschäften widmet.

Dies führt uns auf die politische Stellung der Königin. Ihre unmittelbare Macht ist allerdings gering; von den Rechten, die ihr nach konstitutioneller Fiktion zukommen, kann sie nur wenige wirklich üben. Obwohl keine Bill ohne ihre Sanktion Gesetz werden kann, muß sie dieselbe geben, sobald beide Häuser des Parlaments einig sind. Ja, obwohl sie unbestritten die fountain of honours ist und jeden K zum Lord machen kann, weigerte sich 1856 das Oberhaus, Lord Wensleydale zuzulassen, als sie denselben auf Palmerstons Rat zum lebenslänglichen Pair ernannte; man bestritt nicht das Recht der Krone, eine solche Ernennung zu vollziehen, aber erklärte, daß dieselbe nicht das Recht gebe, im Oberhause zu sitzen, sondern ein bloßer Ehrentitel sei, und gerade der Tory Lord Derby jagte, er habe keine Achtung vor den Prärogativen der Krone, die über 1688 hinausgingen.

Dennoch ist die Bedeutung des Königtums in England nicht nur, daß es die oberste Stellung im Staate über alle Parteikämpfe erhebt, sondern es ist in sich selbst eine Macht, weil die Masse des Volkes monarchisch ist und die Krone als Symbol der nationalen Einheit betrachtet. Man spricht von der „national debt“, aber in der Flotte heißt es: „Her Majesty's ship „Warrior“ oder „Minotaurus“, obgleich die Königin gar nicht im stande ist, über ein Kanonenboot ohne Zustimmung der Admiralität zu verfügen.

Indes dies ist bei weitem nicht alles. Die Macht jedes Amtes setzt sich zusammen aus den Rechten, die es an sich gibt, und der Fähigkeit, mit welcher der Träger desselben diese Rechte auszunützen weiß. Letzteres ist nun bei der Königin in eminentem Grade der Fall. Gleich bei ihrer Thronbesteigung zeigte sie eine bemerkenswerte Selbständigkeit in ihrer Haltung; als ihr erster Minister, Lord Melbourne, von ihrer Verheirathung zu sprechen anfing, fiel sie ihm ins Wort und jagte, sie werde ihn benachrichtigen, wenn sie über diesen Punkt ihm etwas mitzuteilen habe. Bei ihrer Jugend fehlte ihr natürlich Erfahrung in Geschäften, aber sie begriff alles, wenn es ihr kurz und klar auseinandergesetzt wurde. Diese Stellung verstärkte sich sehr mit der Heirat; von Stockmar politisch erzogen und fortwährend von ihm und König Leopold I. beraten, arbeitete sich Prinz Albert bald in die englischen Verhältnisse hinein. Unter Sir R. Peel's und Russell's Ministerium hatte die Königin keinen Grund, zu interveniren, aber sie sammelte Erfahrung, steigerte ihre Popularität durch die Furchtlosigkeit, die sie bei verschiedenen Attentaten zeigte, sowie Prinz Albert die seinige durch die Organisation der ersten Weltausstellung von 1851. Als aber nach der Nieder-
schlagung der Revolution auf dem Festlande Lord Palmerston eine Deputation

von Flüchtlingen empfing, die in den größten Ausdrücken vom Kaiser von Oesterreich, Kaiser Nikolaus und so weiter sprach, und der Minister darauf nur erwiderte, man könne nicht erwarten, daß er allem, was gesagt, zustimme, aber doch eine für die Revolution sehr sympathische Sprache führte, schrieb die Königin ihm einen Brief, in dem sie sein Benehmen scharf tadelte, da es sie den übrigen Souveränen gegenüber bloßstelle. Und als in seltsamem Gegensatz dazu derselbe Minister gegen den Beschluß des Cabinetsrats den Staatsstreich Napoleons billigte, ließ sie ihm durch Lord J. Russell die Siegel des auswärtigen Amtes abfordern. Bei der Gelegenheit hatte die Königin in einem Memorandum die Pflichten ihrer Minister gegen sie klargestellt. Sie hatte von Palmerston verlangt, daß derselbe genau angebe, was er in jedem vorliegenden Falle vorschlage, damit sie ebenso genau wisse, was sie sanctionire, sodann daß, wenn sie dies gethan, der Minister die Maßregel nicht willkürlich ändere. Ein solches Verfahren müsse sie als einen Verstoß gegen die schuldige Aufrichtigkeit betrachten. Sie erwarte, von dem, was zwischen dem auswärtigen Minister und den fremden Gesandten vorgehe, genau unterrichtet zu werden, ehe daraufhin Beschlüsse gefaßt würden, die Berichte ihrer Gesandten rechtzeitig zu empfangen und die Entwürfe von Aktenstücken, die man ihr zur Willigung vorlege, zeitig genug zu erhalten, um sich mit ihrem Inhalt bekannt zu machen — alles dies war so unausweichbar, daß, als Lord J. Russell das Memorandum im Unterhause vorlas, niemand etwas dagegen vorzubringen wußte. „Lord Palmerston had not a leg to stand upon“, schrieb ein Zeuge der denkwürdigen Sitzung. Derselbe suchte sich zu rächen, indem er eine Agitation ins Werk setzte, welche den Prinzen unberechtigter Einmischung in die Regierungsgeschäfte und anti-englischer Zettelungen mit deutschen Höfen beschuldigte. Aber Lord Aberdeen und Lord J. Russell widerlegten im Parlament diese Entstellungen mit Takt und Entschiedenheit, es wurde das Recht der Königin festgestellt, ihren Gemahl als ersten Ratgeber zu betrachten, und die Krone ging gestärkt aus diejem Angriff hervor. Die Königin zeigte dabei stets richtiges Verständniß für die wirklich nationalen Strömungen, sie stellte sich im Krimkrieg, als bei den Leiden der englischen Soldaten Miß Nightingale mit einer Schar Pflegerinnen sich auf den Kriegsschauplatz begab, an die Spitze der Bewegung, ebenso bei dem indischen Aufstand, und nahm selbst die erste Verteilung des von ihr für Tapferkeit gestifteten Viktoriakreuzes vor. Und als im Krimkrieg das schwache Ministerium Aberdeen zusammenbrach, zögerte sie keinen Augenblick, den von der öffentlichen Stimme geforderten Palmerston, der sie und ihren Gemahl so schwer beleidigt, zum Premier zu berufen. Die Folge war, daß derselbe nicht nur öffentlich anerkannte, er habe bei der Königin die wärmste Unterstützung gefunden, sondern auch, von einem Besuche in Paris zurückkehrend, einem Freunde bekannte: „Wir haben einen weit größeren und außerordentlicheren Mann zu Hause (als der Kaiser Napoleon ist), der Prinz Gemahl würde es nicht für recht halten, einen Thron in der Weise zu gewinnen, wie der Kaiser es gethan, aber was gesundes Urtheil, tiefe Einsicht und die höchsten Eigenschaften des Geistes über-

haupt betrifft, ist er dem Kaiser sehr überlegen. Bis meine jetzige Stellung mir so oft Gelegenheit gab, ihn zu sehen, hatte ich keinen Begriff davon, daß er so hoch begabt sei und wie glücklich es für das Land ist, daß die Königin einen solchen Prinzen geheiratet hat.“

Der Tod desselben, der die Königin ihres ersten und weisesten Beraters beraubte, mußte auch auf politischem Gebiete in der Einwirkung der Krone eine Veränderung herbeiführen. Man hat nicht mit Unrecht der Königin vorgeworfen, daß sie sich zu sehr von der äußeren Vertretung zurückziehe und oft bei den wichtigsten Ereignissen im fernen Balmoral weile, so ging sie 1867 mitten in der Krisis über die Parlamentsreform dorthin, und ich war Zeuge der Unzufriedenheit, welche dies in der politischen Welt hervorrief. Aber, da die Königin sonst keinen maßgebenden Berater hat, trifft die Schuld dafür ihre Minister. Sie ist die konstitutionellste Souveränin; wenn ihr der Premier erklärt, es sei notwendig, daß sie in Windsor bleibe, oder wünschenswert, daß sie in Person das Parlament eröffne, so wird sie sich dem fügen, wie unbequem es ihr auch persönlich sein möge. Es war namentlich der Fehler Disraelis, der auf jede Weise suchte, sich in der Gunst der Königin festzusetzen, daß er in solchen Fällen niemals gerade heraus sagte, es sei im öffentlichen Interesse, daß dies geschehe oder jenes unterbleibe, sondern allem beistimmte, was, wie er wußte, die Königin persönlich wünschte, während sie den Tadel des Publikums tragen mußte.

Hievon abgesehen besteht ihr Einfluß, gestärkt durch ihre lange Erfahrung und fortwährend ernste Arbeit. Es seien dafür nur einige Beispiele angeführt. Als im Spätherbst 1884 beide Parteien sich in der Reformbill festgefahren, indem Gladstone seinen Willen dem Oberhause aufdrängen wollte, dieses unter Salisbury's Führung entschieden widerstand und nun die Radikalen unter stiller Sanction des Premiers eine Agitation gegen das Oberhaus selbst begannen, legte die Königin sich ins Mittel. Sie ließ Gladstone wissen, daß sie zu keiner Vergewaltigung der Lords durch einen Pairsschub die Hand bieten werde, sie bewog andererseits Salisbury, auf halbem Wege entgegen zu kommen, und so ward der Konflikt vermieden.

Als nach Lord Salisbury's letztem Fall Gladstone dem schwachen Lord Kimberley das auswärtige Amt übergeben wollte, weil derselbe ihm am besten seine Politik des *peace at all price* führen würde, erwiderte die Königin, sie werde die vorgelegte Ministerliste nur annehmen, wenn Lord Roseberry auswärtiger Staatssekretär werde, und Gladstone mußte sich fügen. Die Königin arbeitet angestrengt, bis spät in die Nacht liest sie Depeschen und unterzeichnet kein Papier, keine Ernennung, ohne sich von dem Inhalt genau Rechenschaft zu geben; nach jeder Parlaments Sitzung hat ihr der Premier Bericht zu erstatten. Zu der amtlichen Korrespondenz, die alles dies erfordert, kommt noch die private, von der die Welt nichts erfährt, die aber nicht minder wichtig ist. Jeder, der die Ehre hatte, mit der Königin eingehend über politische Fragen zu sprechen, wird den Eindruck mitnehmen, mit einem Staatsmann gesprochen zu haben.

Die Königin Viktoria regiert jetzt weit über ein halbes Jahrhundert, dasselbe hat ungeheure Veränderungen gebracht, aber soweit sie daran beteiligt war, wird jeder Unbefangene anerkennen, daß es eine Periode glücklicher Entwicklung war, und daß, wenn dereinst ihre Stunde schlägt, ihr Andenken in Segen bleiben wird.



Ein Freiheitskämpfer unter Kaiser Nikolaus I.

Briefe von Georg Friedrich Parrot.

Mitgeteilt von

Friedrich Bienemann.

Nach verdienstvollstem fünfundzwanzigjährigem Wirken als ordentlicher Professor der Physik und Mechanik an der Dorpater Universität wurde Georg Friedrich Parrot auf seine Bitte zu Anfang 1826 in den Ruhestand versetzt, aber noch in demselben Jahre als ordentliches Mitglied in die kaiserliche Akademie der Wissenschaften nach St. Petersburg berufen, wo er seine Wohnstatt in dem Gelehrtenviertel auf Wassili-Dstrow aufschlug. Erst wenige Monate währte sein Aufenthalt, als der junge Kaiser Nikolaus I., Parrot persönlich fremd, doch zweifellos mit dessen einstiger außergewöhnlicher Vertrauensstellung zu seinem Bruder und Vorgänger bekannt, ihn durch den Kurator der Petersburger Universität S. Uwarow am 17. Februar (1. März) 1827 um seine Ansicht über einige uns unbekannt gebliebene Fragen ersuchte. Infolge dieses Achtungserweises fühlte Parrot sich ermutigt, den altgewohnten Verkehr mit dem Monarchen Rußlands wieder aufzunehmen, und reichte dem Kaiser eine Denkschrift über die Universitäten des inneren Rußlands ein. Nikolaus bezeugte ihm hierfür durch den Leiter der dritten Abteilung der kaiserlichen Kanzlei (oder der Geheimpolizei), den ihm sehr nahestehenden Grafen Alexander Wendendorff, sein Wohlwollen und forderte ihn auf, mit der Entwicklung seiner Ideen über Gegenstände, die die Verwaltung des Reichs interessieren könnten, nur fortzufahren. Dieser Einladung ist Parrot in weitem Maße nachgekommen, so daß die Zahl der dem Kaiser bis 1849 eingereichten Denkschriften und Briefe das zweite Hundert übersteigt und diese sich über nahezu alle Seiten des Staatslebens verbreiten.

Wie Wendendorff Parrots Sendungen dem Kaiser übermittelte und dieser sie in seiner Gegenwart laut zu lesen pflegte, worauf er die Papiere, sofern sie nicht zur Grundlage weiterer Beratung dienten, ihm zur Aufbewahrung übergab, so meldete derselbe auch oftmals schriftlich oder mündlich Parrot die Antwort des Monarchen. Nur einmal in dreißig Jahren und zwar in einer rein technischen Frage hat Nikolaus den Wunsch Parrots, ihm in einer Privat-

audienz seine Gedanken mündlich darlegen zu dürfen, am 16. 28. Dezember 1833 erfüllt; eine Zeile von des Herrschers Hand hat Barrot nie erhalten.

Aus dem reichen Material werden hier einige Schreiben allgemeinsten Interesses über die Stellung des Kaisers zur Julirevolution und zum polnischen Aufstande mitgeteilt. Es folgt ein Brief aus dem Jahre 1834, der nach vorangegangenen sehr eingehenden Ratschlägen zur letzten Ausbildung des sechzehnjährigen Thronfolgers die künftige Vermählung desselben ins Auge faßt. Den Schluß machen einige Gedankenreihen, die im langwierigen und im ganzen ergebnislosen Kampfe, den Barrot gegen das System des Unterrichtsministers Grafen Uwarow führte, den immer wiederkehrenden Wechsel von Angriff und Verteidigung durch Aufstellung großer Gesichtspunkte für die Gesamtregierung und die sittliche Persönlichkeit Nikolaus' I. unterbrachen.

Pawlowsk, 1830, Sept. 8. (20).

Majestät!

Ich beginne mit meinem Glückwunsch, meinem herzlichsten Dank wegen der Grundzüge, die Sie bezüglich Frankreichs zu erkennen gegeben haben. Sie werden so lang glücklich sein, als Sie bei ihnen bleiben. Aber die letzten politischen Ereignisse, die man Ihnen hinsichtlich Ihrer Person und Rußlands unter solchem Gesichtspunkte zeigen wird, könnten Sie zum Kriege bringen, da mehrere in Ihrer Umgebung ihn wünschen. Gestatten Sie mir, an diese große Frage zu rühren, die sicher das Geschick Ihrer ganzen Regierung entscheiden wird. Denn die gegenwärtigen Begebenheiten üben nicht nur augenblicklichen Einfluß; sie werden auf Jahrhunderte wirken, wie alles, was unmittelbar vom Geiste der Menschheit und nicht vom leidenschaftlichen Geschrei einiger Individuen ausgeht.

1. Die Lage Europas.

Die französische Revolution der drei Tage ist für Europa viel entscheidender als die Revolution von 1789, das bekenne ich, und Ihre Stellung ist schwieriger als die Katharinas II. und Alexanders I. Die Vorsehung hat den Meineid Karls X. bestraft, einen Meineid, den Sie selbst, ein absoluter Monarch, ihm abgeraten haben. Drei Tage genügten, die Frage zwischen ihm und Frankreich zu entscheiden. Belgien brachte seit zwei Jahren seine Beschwerden erfolglos vor den Thron, der zwei Völker wieder vereinigte, die zwar aus einer Wurzel entsprossen, einander durch Religion, Sitte und Sprache entfremdet worden; es hat sich erhoben. Das kleine Völkchen Braunschweigs ahmt diesem Beispiel nach. Oesterreich verstärkt seine Armee in Italien, seine Provinzen dort sich zu erhalten. Der König von Portugal hat sich bankrott erklärt und wird sich bald seinem Volke gegenüber sehen. Der König von Spanien schweigt in Furcht vor einer Erhebung der Cortes und man besorgt, daß Neapel sich erinnere, seine Revolution noch nicht gehabt zu haben. So sieht man die Saat des Aufstandes in einem großen Teile Europas und man will prophezeien, daß dieser Geist

auch den Rest gewinnen wird. Das ist der Revers der Medaille. Den Avers zu entziffern fällt nicht schwerer.

Die Pöbelwirren in Belgien haben aufgehört. Die anständigen Leute haben sich zusammengethan, die Ordnung wieder herzustellen, und der König der Niederlande hat die Generalstaaten berufen. Alles wird friedlich enden. Der Herzog von Braunschweig, verächtlich geworden durch seinen Streit mit dem König von England, wird gezwungen werden, seine Angelegenheit der Entscheidung des deutschen Bundes zu unterstellen, der unparteiisch richten und beide Teile zur Ordnung rufen wird. Spanien, Portugal, Italien, die Sklaven ihrer Priester, können nur ihrem Schicksal überlassen bleiben. Wer wird Europa entzünden wollen, um den Thron der Jesuiten zu stützen, die die Fürsten von ihren Unterthanen lösen und ihr Gewissen modeln, wie der Töpfer den weichen Thon. In diesen Ländern ist der Bürgerkrieg ein Kampf des Menchengeistes gegen Priesterthrannei. Deutschland, Rußlands wichtigstes Augenmerk, wird nicht revolutionirt werden. Die großen Staaten sind in vollkommener Ruhe: Preußen, weil der König weise regiert, Bayern, Württemberg, Sachsen, Baden haben Verfassungen, die nichts zu wünschen lassen; in den anderen Staaten ist das Volk nicht gedrückt. Und was mehr, der Deutsche, langsam, reflektirend und positiv (er hat den Beweis bei der ersten französischen Revolution geliefert), wird sich nie für eine Idee erheben. Der Oesterreicher (der Ungar ausgenommen) ist nicht belastet und zieht ein gutes Mahl der ruhmvollsten Schlacht vor.

2. Gegen wen will Rußland Krieg führen?

Gegen Frankreich, und zu welchem Zweck? Um einem Kinde, das in den Händen der Jesuiten ist und sein ganzes Leben bleiben wird und mit dreizehn Jahren wird regieren wollen, ein Recht auf die Krone zu sichern, der sein Großvater und sein Vater entsagt haben, ohne dazu gezwungen zu sein. Denn wenn Karl X. nicht seine unglücklichen Ordnungen gegeben oder wenn er sie zurückgezogen hätte, säße er noch heute auf dem Thron. — Um den Geist der Erhebung zu ersticken, der Europa zu gewinnen scheint? Aber es wäre nicht gerecht, Frankreich dafür zu strafen, was anderwärts vorgeht. — Gegen Deutschland? Aber Deutschland hat keine Schuld. Selbst unter der Voraussetzung, daß mehrere kleine Staaten Deutschlands, wie zum Beispiel Hessen, sich erheben, wollen Sie diese kleinen Fürsten zu unumschränkteren Herrschern machen, um sie, sobald Ihre Truppen sich zurückgezogen, massakriren zu lassen? Denn dieses schwerfällige und geduldige Volk kennt, einmal stark gereizt, keine Mäßigung. Die Braunschweiger allein können schuldig sein, doch der Adler führt nicht mit der Ameise Krieg. — Gegen Belgien? Aber seine Sache wird entschieden sein, ehe die Russen hinkommen, und der König, wenn er seine wahren Interessen hört, kann nicht fremde Hilfe wünschen, und wenn er sie nicht hört, ist es Eurer Majestät Pflicht, sie den Schwiegervater Ihrer erhabenen Schwester¹⁾ hören zu

¹⁾ Anna Pawlowna, Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Oranien.

lassen. Er kann durch die neuen Einrichtungen nichts verlieren. Die Könige gewinnen im allgemeinen immer, wenn sie im Einflang mit ihrem Volk sind; die Minister allein haben zu verlieren, und die Könige, ihre Opfer, zahlen mit ihrer Person für die Immoralität und Unfähigkeit dieser Herren. Also soll der Krieg Frankreich gelten, gerechterweise oder nicht. Sonst müßte man die Heere gegen eine Idee marschiren lassen.

3. Welches sind die Mittel?

Rußland kann für den ersten Feldzug 200 000 Mann ausrücken lassen und eine Anleihe von 100 Millionen aufnehmen. Oesterreich wird ebensoviel aufbringen, und Eure Majestät mögen sich Glück wünschen, wenn seine Truppen zu gleicher Zeit mit Ihren Russen am Rhein anlangen. Man nimmt an, daß Preußen den Krieg wolle. Aber es würde anfangs seine Rheinprovinz verlieren und der König die Liebe des Volks, die ihn umgibt und die er sich nicht verjagen will. Jedenfalls wird es nur 100 000 Mann stellen können, falls es nicht Subsidien erhält. Nehmen Sie an, daß der Deutsche Bund, verleitet oder gezwungen, und andere kleine Verbündete ebensoviel liefern. Das sind 600 000 Mann, die mit Ausnahme der Russen und Preußen alle schlechte Soldaten sind, und vor allem eine verworrene Armee ohne Mittelpunkt und ohne Haupt. Denn wenn Sie Ihren eigenen Krieg gegen die Türken einem Ihrer Generale übertragen haben, werden Sie sicher nicht den Krieg für eine fremde Sache in Person führen und Rußland hinter sich lassen, das sich fragen wird, warum Sie es mit Krieg und seinen enormen Kosten beladen. Kein Napoleon ist heute in seine Grenzen gebrochen und hat seine Provinzen verheert. England, das sonst durch seine Hilfgelder Europa im Feuer hielt, kann nichts mehr bieten. Es hat selbst Louis Philipp anerkannt. Wellington und Metternich sind nicht mehr kampffähig; sie sind geschlagen, und wenn sie insgeheim für den Krieg arbeiten (was nicht zweifelhaft ist), so geschieht es einzig, um Sie zu schwächen und sich zu rächen.

Frankreich hat dieser verbündeten Armee 210 000 Linienjoldaten und mehr als eine Million Nationalgarde entgegen zu stellen, die in sechs Wochen schlachtfähig geschult sein werden und von Patriotismus brennen. Wenn es angriffsweise vorgehen will, wird es zunächst mit der Hälfte seiner Streitkräfte in Deutschland und mit der anderen Hälfte in Oesterreich einrücken, sich der besten Stellungen und mehrerer Festungen vor der Ankunft der Russen bemächtigen und dort wie in Feindesland fast ohne Kosten leben. Wenn es die Weisheit hat, die Koalition an seinen Grenzen zu erwarten und dadurch den Dank Deutschlands zu erwerben, wollen Eure Majestät allein die Leiden verantworten, die der Krieg mit vollen Händen über das schöne Land austreuen wird? Weihen Sie an die Seuchen zu denken, die der Feldzug von 1813 darüber ausgebreitet hat. Schon hat die Cholera einen Teil Ihres Reiches verwüstet. — Wollen Eure Majestät die Franzosen an ihrem eigenen Herde angreifen, an einer Grenze, die von den besten Festungen startt, die Franzosen mit ihrer

frischen Erinnerung an die Feldzüge in Griechenland, Spanien und Algier? Eine Nation, die die erste Million Streiter verloren hat, kann Ihnen die zweite entgegenstellen. Das heutige Frankreich ist nicht ermüdet durch den Despotismus und die Siege eines Napoleon. Es kämpft für das Recht der Selbstbestimmung. Sie aber vergessen nicht die Treulosigkeit des Wiener Kabinetts nach der Niederlage von Austerlitz, die Treulosigkeit von 1814 in der Nähe von Paris, als es sich darum handelte, gegen diese Hauptstadt zu marchiren.

So sprach ich auch zu meinem erhabenen Alexander vor jenem traurigen Feldzuge, dem ersten, den er unternahm. Er war völlig meiner Ansicht. Aber nachdem es unmöglich gemacht worden, neutral zu bleiben, ward er durch seine Minister zum Kriege gezwungen und sagte mir: „Rußland und die Menschheit erwarten von mir, daß ich den Tyrann Europas niederichlage. Ich bin jung; kann ich mich mit der Verantwortung belasten, es nicht gewollt zu haben?“ Und bei seiner Rückkehr waren seine ersten Worte an mich: „Ach, ich habe Ihrer auf dem Felde von Austerlitz gedacht!“ Majestät! Nicht Rußland, nicht Europa verlangt den Krieg; denn einige Leute Ihrer Umgebung sind nicht Rußland und Metternich ist nicht Europa. Rußland verlangt, nicht geschwächt und mit neuen Schulden überlastet zu sein, weder für den kleinen Herzog von Bordeaux, noch für die Erhaltung der absoluten Herrscher; und Europa verlangt, mit Ausnahme Oesterreichs und vielleicht Spaniens, nach Frieden.

Nach der Behandlung Ihrer auswärtigen Beziehungen gestatten Eure Majestät mir von Ihren inneren Verhältnissen mit demselben Eifer, mit demselben Freimuth zu reden, den Sie mir zur Pflicht gemacht haben.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß Frankreich besiegt werde. Es hat ungeheure Kräfte, eine geordnete Regierung, und seit der Flucht der Jesuiten keine inneren Feinde. Wenn denn nach einem Feldzuge oder zwei, nach so viel Blutvergießen und der Vergendung ungeheurer Summen die Dinge sich auf dem status quo befinden, was werden Eure Majestät dann thun? Wenn Sie Louis Philipp nicht anerkennen, werden Sie in Europa damit allein stehen; denn seine Nachbarn werden für ihre Besitzungen fürchten. England hat diese Rolle Napoleon gegenüber spielen können, weil es eine Volksvertretung hat und die Nation die Kriegskosten freiwillig gab. Aber Eure Majestät nehmen sie als unumschränkter Monarch. Wenn Sie dann Louis Philipp anerkennen, warum nicht heute? Wird der Krieg ihm Rechte geben, die er jetzt noch nicht hat? England hat ihn anerkannt, und Sie, Sie haben seinen Gesandten mit so hervortretender Auszeichnung empfangen, daß sie keinen Zweifel über Ihre zeitweiligen Gesinnungen lassen konnte. Werden Sie sie wegen der Erhebung in Belgien wechseln, die in diesem Augenblick schon erschöpft ist?

Aber trotz all dieser Betrachtungen begreife ich das Schwierige Ihrer Stellung, und den Anlaß zur Furcht, daß Ihr Volk, wenigstens der Adel und die Militär- und Zivilbeamten, das Bedürfnis nach einer Repräsentativverfassung empfinden. Und der Zeitpunkt ist schneller gekommen, als ich dachte, der Zeitpunkt, wo Ihre Schritte nach dieser Richtung weniaer wirksam sein könnten, weil sie weniger frei

erscheinen würden. Kommen Eure Majestät, ich beschwöre Sie im Namen der Menschheit und Ihrer Sicherheit, kommen Sie dem Augenblick zuvor, wo man mehr von Ihnen verlangen wird, als Sie bewilligen können und dürfen. Bilden Sie Ihren Reichsrat nach den Grundsätzen um, die ich die Ehre gehabt, Ihnen darzulegen, und denen ich nichts hinzuzufügen weiß . . . Sie nähmen sich nichts von Ihrer Macht: Sie würden sie im Gegenteil stärken und Ihre Person und Rußland gegen die Möglichkeit einer heftigen Revolution sichern. Der Russe, im Besitz all dessen, was er an leiblichem Wohl wünschen kann, wird nicht so bald das Bedürfnis nach idealen Gütern fühlen, die er noch so wenig kennt. Ihre zweite Wohlthat wird die Reform Ihrer Ministerien sein. Thun Sie das Unvermeidliche, machen Sie selbst die Revolution, aber langsam und den sittlichen Bedürfnissen Ihres Volkes gemäß, und Sie und Ihr erhabener Sohn werden friedlich und ruhmvoll über eine große Nation herrschen, die Ihnen immer ergeben sein wird, weil immer neue Wohlthaten sie umgeben werden. Bei der Bildung Ihres neuen Reichsrats erklären Sie, daß Sie daran seit drei Jahren gearbeitet haben¹⁾ und diese Zeit Ihnen erforderlich geschienen, Ihre Pläne reifen zu lassen.

Unempfindlichkeit! Fester Wille! Das sei Ihre wahre Losung, die Summe der Ratschläge

Ihres treuen Parrot.

Kawlowst, den 8. September 1830.

1830, September 10. (22).

Nachdem Eure Kaiserliche Majestät kaum meinen letzten Brief erhalten haben, empfangen Sie diesen, den ich in wahrer Traurigkeit schreibe. Die Ereignisse in Paris haben Sie dazu gebracht, die Russen aus Frankreich zurück zu rufen, Rußland den Franzosen zu verschließen und die öffentlichen Blätter von dort zu beschlagnahmen.

Eure Majestät haben gewiß nicht die Zeit gehabt, den Sinn dieses Schrittes ganz zu zergliedern, mag er von Ihnen selbst herrühren, oder Ihnen angeraten sein. Gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, was Ihr Gerechtigkeits Sinn Ihnen gesagt haben würde, wenn Sie ihm Zeit, zu Ihnen zu sprechen, gelassen hätten. — Strafen Sie, wenn Sie wollen, diese Sprache, aber lesen und nehmen Sie den Rat eines Mannes an, der nur Ihr Wohl will, den die Vorsehung Ihnen zur Seite des gewöhnlichen Ganges der Dinge gegeben hat, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, weil er nur die Wahrheit sagt und nichts anderes sagen kann.

Die Charte ist durch Karl X. in seinen Erdonnanzen vom 26. Juli verletzt. Vordem haben Sie ihn warnen lassen, sich Frankreich zum Feinde zu machen, um einen schuldigen Minister zu halten, und ihn erinnert, daß drei Großmächte

¹⁾ Im November 1827 hatte Parrot seine ersten Vorschläge zur Reform der Verfassung dem Kaiser eingereicht.

die Charte garantirt haben. Trotz dieser durch einen unumchränkten Herrscher ihm gegebenen Lektion thut er das Schlimmste, was er thun konnte, und löscht selbst den Rest der schon so verblaßten Strahlenkrone aus, mit dem die Charte seine Stirn umgeben hatte, die Achtung und Liebe des Volks. Was sollte Frankreich thun? Die drei Mächte bitten, den König in die Schranken seiner gesetzlichen Pflicht zurück zu führen? Völker thun das nicht, sie erkennen Vordmunde nur an, wenn die Gewalt sie ihnen für eine kurze Weile setzt, und das Beispiel Griechenlands, dessen Gesandte Alexander anflehten und nicht einmal zur Ueberreichung ihrer Bitte zugelassen wurden, [dient nicht zur Aufmunterung].¹⁾

Wollen Sie wirklich, daß dieses mächtige Frankreich, dessen Heer sich eben in Algier mit Ruhm bedeckt hat, sein Schicksal in die Hände Wellingtons und Metternichs lege, und rechtfertigt nicht Ihr letzter Schritt den Argwohn, daß Sie die Kabinette von London und Wien nicht zwingen werden, die Integrität der Charte wieder herzustellen? Wenn denn Frankreich keine Rettung im Auslande finden konnte, selbst wenn es geneigt gewesen, sie dort zu suchen, was blieb ihm übrig, nachdem es den König vergeblich gebeten, seine Ordonanzen zurück zu ziehen? Und ich bekenne, daß in diesem kritischen Augenblick die einzige Handlung des Königs, die ihm einen Rest von Achtung wieder geschafft hätte, sein Verzicht gewesen wäre, um nicht seine Minister aufs Schafott zu bringen.

Karl X. hat den Thron durch seine Blindheit verloren, durch die Aufstachelungen seiner Priester und seines natürlichen Sohnes (Polignac), der die Niedrigkeit bezeugt, ihn auf der Höhe der Gefahr zu verlassen, statt sein Blut für die Sache eines Vaters zu vergießen, den er ins Unglück gestürzt hatte. Ist Karl X. hinsichtlich seiner persönlichen Absichten völlig unschuldig gewesen, so hat er das Loos aller derer, die ihre Vernunft nicht zu Rate ziehen, und wenn Eure Majestät die Geschichte befragen wollen, werden Sie finden, daß die Vorsehung die Fehler der Unflugheit ebenso streng bestraft wie die sittlichen Fehler, weil sie will, daß der Mensch zugleich ein vernünftiges und sittliches Wesen sein solle.

Gestatten Eure Majestät mir, auf Sie zurück zu kommen? Was kann Ihr Zweck sein, daß Sie Rußland so isoliren? Sicher nicht, daß Ihre Unterthanen nicht erfahren, was in Paris geschehen ist. Das hieße Unmögliches wollen, und Sie haben ja erlaubt, einen Auszug in den Petersburger Blättern zu geben. Verhindern, daß die französischen Zeitungen die kurze Revolution rechtfertigen? Aber Sie werden in wenigen Wochen den gegenwärtigen Zustand Frankreichs erkennen. Ueberdies werden die Zeitungen in Rußland über jeden Punkt eindringen, mit dem Rußland das Ausland berührt, mit jedem Schiff, das hier landet, und wenn nicht Franzosen diese Blätter bringen, so bringen sie Deutsche, Engländer, Schweden, Holländer. Diese Contrebande vermag keine

¹⁾ Die eingeklammerten Worte fehlen im Konzept.

Macht zu vernichten, und der Versuch dazu kann nur Neugier und Interesse erwecken und den Gedanken einflößen, daß ähnliche Auftritte für Rußland gefährdet werden, also gerade die Gefahr schaffen. Ihre Freunde, Majestät, fragen sich schmerzlich: Warum zeigt unser Nikolai, der sich in seiner Stellung so stark fühlen könnte, warum zeigt er Furcht, die seiner Seele fremd ist? Das eiferjüchtige Ausland wird sich über diese Furcht freuen. Metternich gedenkt sicher des sogenannten Aufstands des Sjemjonowischen Regiments¹⁾ und des 14. Dezember. Jedes Zeichen von Mißtrauen Ihrerseits ist ein Triumph für diesen tiefschlechten Charakter, ein Hebel in seiner treulosen Hand, um Ihnen zu schaden. Die wahre Haltung eines so mächtigen Herrschers wie Sie ist Unempfindlichkeit. Diese Revolution und alles, was sich im Auslande zuträgt, darf für Sie nur als Zeitungsnachricht erscheinen. Dadurch allein werden Sie dem Ausland und Ihren Unterthanen imponiren.

Wollen Sie verhindern, daß der Aufenthalt einiger Russen in Frankreich dazu führe, den Keim revolutionärer Ideen Rußland einzupflanzen? Aber jene Russen haben diese Revolution von sechs Tagen gesehen und der Zwang, gegen ihren Willen heimzukehren, ist mehr dazu angethan, ihnen das einzupflanzen, dem Sie doch zuvorkommen wollen, als sie davon abzulenken. Eure Majestät erlauben mir, Ihnen zu wiederholen: das einzige wahre Mittel zur Fernhaltung revolutionärer Ideen besteht in der Einrichtung einer Verwaltung Ihres Reiches, die den wahren Bedürfnissen Ihrer Nation genuehthut und Rußland wie Europa beweist, daß ein Staat unter der absoluten Regierung eines Alleinherrschers nicht nur mächtig nach außen, sondern auch glücklich im Innern sein kann. Dadurch werden Sie allmählich und ohne Umwälzung Ihr Volk auf den Punkt führen, wohin alle Völker streben und wo alle anlangen — bis hierzu unglücklicherweise durch blutige Revolutionen — zur Zivilisation und Repräsentativregierung. Sehen Sie kalten Mutes zu, was draußen geschieht, aber reorganisiren Sie Ihr Ministerium, regeneriren Sie den Reichsrat und schaffen Sie einen Senat und achtungswerte Gerichtshöfe.

Doch was ist im Augenblick zu thun? Ich weiß leider nicht, was in Paris seit dem 6. August sich zugetragen hat, da ich die letzten französischen Blätter noch nicht gesehen habe. Aber ich würde mich sehr täuschen, wenn die wiederhergestellte Ruhe Ihnen nicht einen Vorwand böte, die von Ihnen ergriffenen Maßnahmen für augenblickliche zu erklären und sie zurückzuziehen. Das Gute ist immer möglich, wenn man unterrichtet ist.

Ich weiß nicht, was meine schwache Stimme über Eure Majestät vermögen wird. Aber ich flehe den Himmel an, Ihnen die richtigen Schritte einzugeben.

Am 23. September (4. Okt.) theilte Graf Bencendorff amtlich Parrot mit: Seine Majestät der Kaiser hat mir eben zur Pflicht gemacht, Sie zu

¹⁾ Im Oktober 1820 während des Troppauer Kongresses.

benachrichtigen, daß er alle Ihre an ihn gerichteten Briefe erhalten, sie mit Aufmerksamkeit gelesen hat, und daß er nichts darauf zu erwidern findet.

Mich dieses Auftrags mit Freude erledigend, bin ich glücklich, bei dieser Gelegenheit das Zeugnis der ausgezeichneten Hochachtung zu wiederholen, mit der ich die Ehre habe etc.

Den 23. September 1830.

A. Wendendorff.

St. Petersburg, 1830, Nov. 16. (28.)

Majestät!

Europas Horizont bewölkt sich. Die Politik redet von einem unvermeidlichen Kriege. Eure Kaiserliche Majestät lassen Ihre Truppen nach Westen rücken. Geruhen Sie, die Stimme eines Greises zu hören, der die Dinge kaltblütig ansieht, der trotz Ihrer Gleichgiltigkeit der Zuneigung zu Ihrer wahrhaft erhabenen Person nicht zu widerstehen vermag.

Eure Majestät regieren seit fünf Jahren und haben schon zwei kriegerische Vorbeeren gepflückt. Sie haben den Beweis persönlicher Tapferkeit geliefert. Sie haben in einer Stunde und Sie allein Ihren Thron gegen eine meuternde Soldateska erobert, diesen großen Thron, den Sie edelsinnig Ihrem Bruder abtreten wollten, der Sie für den Würdigeren hielt. Sie haben sich der furchtbarsten Seuche ausgesetzt, um Ihr Volk von dieser Geißel zu retten. Können Sie mehr Ruhm wünschen? Das sind Thatfachen, und ich weise Ihnen das schöne Bild sicher nicht als Schmeichler, sondern um Sie an die sittliche Höhe zu erinnern, auf der Sie sich befinden.

In einem meiner letzten Schreiben glaube ich Eurer Majestät bewiesen zu haben, daß selbst mit Unterstützung Oesterreichs, Preußens und des Deutschen Bundes ein Krieg gegen Frankreich nicht zu Ihrem Vorteil enden kann. Heute hat sich die Lage sehr verändert. Preußen ist entschlossen, nicht Krieg zu führen: wenn die deutschen Fürsten nicht alles verlieren wollen, werden sie gezwungen sein, sich Frankreich zu verbünden und gegen Sie zu rüsten. Oesterreich allein wird Ihnen vielleicht bleiben und wird als erste Bedingung verlangen, daß Sie auf die Moldau und Walachei verzichten, die, wenn man den politischen Gerüchten glauben darf, die Türkei Ihnen anbietet. Und wenn Sie das Opfer gebracht haben, was werden Sie gewonnen haben? Einen treulosen Allirten, der Sie beim ersten Rückschlag verraten wird, wie er den Kaiser Alexander nach der Schlacht bei Austerlitz verraten hat . . .

Sie verlangen nach dem Rechtstitel die Summen, die Ihnen der Vertrag von Adrianopel für die beiden türkischen Feldzüge zugebilligt hat. Die Pforte kann sie nicht zahlen, sagt man, und bietet Ihnen zur Entschädigung die beiden Donaufürstentümer. Das Recht ermächtigt Sie zu diesem Vergleich. Aber es ist nicht weniger wahr, daß Oesterreich dringende Gründe, offene und geheime, hat, nicht dazwischen zu willigen. Gut! So mag Oesterreich sich für Ihren Verzicht

mit der türkischen Schuld belasten, und die Moldau und Walachei bleiben bei der Türkei. Es kann sich dieser Alternative nur so weit entziehen, als es auf den Beistand Frankreichs rechnen zu können glaubt, weil Sie sich den König durch Ihre Weigerung, ihn anzuerkennen, entfremdet haben und weil Louis Philipp ein Krieg mit dem Ausland wünschenswert sein mag, um alle inneren Parteien in diesem Punkte zu vereinigen. Aber jene abliegende Angelegenheit würde vielleicht auch nicht zur Rechtfertigung des Krieges ausreichen, und das wäre der Grund, warum Oesterreich Ihre Kriegserklärung an Frankreich wünscht. Ich wage sogar die Vermutung, daß der Vorschlag des Sultans von Oesterreich selbst herrührt. Metternich hat nur ein Ziel im Auge: Sie in einen Krieg zu verwickeln, um Rußland zu insurgiren. Dieser ränkevolle Charakter hat sich dies Ziel gesteckt seit der Regierung Alexanders, dessen Ruhm ihm Gift war. Sie haben seinen Haß gesteigert, als Sie ihm seine Pension nahmen. Seine Mittel sind unermesslich, da er die Neigung der Völker zu Aufständen nutzen kann. Aber durch den Frieden werden Sie ihn niederwerfen. Sie empfinden das vielleicht nicht so wie ich. Sie sind gegen den König der Franzosen mißgestimmt, und diese persönliche Entfremdung wird mit Nadelstichen gereizt, um Sie zu einem Kriege zu stimmen, dessen Ausgang auf seine Urheber und mehr noch auf Sie zurückfallen wird. Der Friede ist vorzuziehen, ist sogar unerläßlich.

Wenn Eure Majestät die Augen auf Europa richten, was bemerken Sie? Fürsten, durch ihre Unsittlichkeit verächtlich oder durch ihre Umgebung schlecht beraten. Ausnahmen finden sich in den Verfassungsstaaten, in denen, wo der Monarch darein willigt, einen solchen zu schaffen, und in Preußen, das weise regiert wird, als ob dort eine Volksvertretung vorhanden wäre. Wenden Sie jetzt den Blick auf Rußland. Die Verheerungen der Cholera wiegen einen für die Bevölkerung und die Finanzen unglücklichen Feldzug auf. Die Keime der Empörung sind noch nicht durch die Bestrafung einiger Schuldigen ertödet. Ein verlustvoller Krieg gegen Frankreich wird sie aufbrechen lassen, noch bevor die Reste Ihrer Heere neue Revolutionskeime heimgebracht haben werden. — Ich kann Eurer Majestät dafür keinen geometrischen Beweis liefern. Aber der Takt, den eine lange Beobachtung politischer Ereignisse bildet, jagt es Ihnen voraus. Sie befinden sich zur Zeit in einer jener verhängnisvollen Windstillen, die heftigem Sturme vorangehen. Tropen Sie ihm, so rechnen Sie nur auf sich selbst. Die Sie an den Rand des Abgrunds führen, werden Sie nicht von ihm zurückhalten. Sie haben Ludwig XVI. und Karl X. vor Augen. Und ferner habe ich den edlen Kaiser Alexander vergessen gesehen; ich habe sein Andenken geschmäht gesehen von Leuten, die er mit Wohlthaten überschüttete.

Schauen Eure Majestät aufs Innere des Reichs, um die Keime des Uebels, das Ihnen und fünfzig Millionen, deren Geschick die Vorsehung Ihnen anvertraut hat, droht, durch weise Maßnahmen zu ersticken. Das ist der einzige Ruhm, nach dem Sie noch zu geizen haben. Wäre die äußere Politik für Sie doch nur ein fast gleichgiltiger Zwischenfall und widmen Sie alle Ihre Fähig-

teiten, Ihre ganze Thätigkeit, Energie und Weisheit diesem wahrhaft großen Zwecke! Lassen Sie die Politiker des Westens nur machen; ihre Anstrengungen bewirken nur die Verschleimung der gefürchteten Krisen, und während der Kämpfe der Kabinette schaffen Sie dauerhafte Grundlagen für Ihre Regierung und für die Ihres erhabenen Sohnes, des liebenswürdigen Kindes, dessen Schicksal ich beklagen müßte, wenn Sie meine Ratschläge verwerfen.

Darf ich noch weiter gehen? Werden Sie mir die Bitte gestatten, sich gewisser Akte der Autorität zu enthalten, die verletzen und dadurch zuweilen sogar ungerecht sind, obwohl sie ursprünglich aus einem Rechtsgefühl fließen? Das Wort ist gesagt, und ich werde es nicht aus Furcht zurücknehmen. D. daß ich es mit Ueberzeugung thun könnte! Jeder dieser Akte ist ein Stein, der aus dem Fundament des Baues Ihres Thrones gebrochen wird.

Eurer Majestät habe ich die wahren Grundsätze meiner früheren Deutschschriften unterbreitet und wiederholt. Das weitere würde zu lang werden, als daß Sie es lesen. Eine Unterredung allein könnte es Ihnen bieten. Doch Sie wollen eine solche nicht. So kann ich denn Gott nur bitten, daß er Sie bewahre und mich in dem entscheidenden Augenblick, wo Sie mich dessen würdig halten, zu Ihnen rufe.

Ihr Parrot.

Ich überlese diese Seiten mit trauriger Empfindung. Wann werde ich Ihnen weniger trübe Gedanken, lachende Bilder Ihrer Lage bieten können, wie mein Herz es wünschte. Glauben Eure Majestät nicht, daß meine Phantasie ängstlich oder hypochondrisch sei. In meinen persönlichen Angelegenheiten bin ich leichten Sinnes und sorglos. Aber ich kann nicht blind sein für Ihre Stellung.

Am 20. November (2. Dezember) schrieb Graf Wendendorff an Parrot:

Seine Majestät der Kaiser hat nach Empfang Ihrer Sendung vom 16. dieses Monats mich zu beauftragen geruht. Ihnen für die guten Gefinnungen, die Sie Ihm bei jeder Gelegenheit bezeugen, zu danken und Ihnen zu sagen, daß Er beinahe alles, was Sie Ihm in diesem Briefe auseinandergesetzt haben, mit Ueberzeugung teilt.

Gestatten Sie, bei dieser Gelegenheit eine irrige Bemerkung von Ihrer Seite zu berichtigen: niemals hat der verstorbene Kaiser Alexander, glorreichen Gedächtnisses, dem Fürsten Metternich eine Pension gezahlt, und wenn es unglücklicherweise so gewesen wäre, hätte der Kaiser Nikolaus sie nicht zurückgezogen.

Empfangen zc.

Den 20. November 1830.

A. Wendendorff.

1831, März, 2. (14.)

Majestät!

In diesem Augenblick, hoffe ich, ist das rebellische Polen unterworfen. Aber Blut ist geflossen, russisches und polnisches Blut, das Blut Ihrer Unterthanen

auf beiden Seiten. Unwürdige Verrätereien haben stattgefunden. Alles fordert Ihre Rache heraus; die Gerechtigkeit will die Bestrafung der Schuldigen, das finanzielle Interesse des Staates rät zu Konfiskationen, die Leichtigkeit der Belohnung der Heerführer zu Schenkungen, die Politik fordert ein niederschlagendes Exempel. — Wollen Eure Majestät die Stimme Ihres Parrot hören, die Ihre Milde anfleht?

Vor dem ich diese Zeilen anfang, habe ich mich vor Gott gebeugt. Ich habe ihn gebeten, mein Herz von jeder Schwäche zu reinigen und meinen Geist von jeder vorgefaßten Meinung. Ich habe ihn gebeten, mich zu heiligen, um Ihnen raten zu können. Ehren Eure Majestät diese Bitte eines uneigennütigen Greises, der nur Sie, Ihr wahres Interesse, Ihren Ruhm im Auge hat. Ich habe mein Herz geprüft, habe Gegenwart und Zukunft erwogen, und meine ganze Seele ruft: Milde! Milde!

Strafen hieße das Blut Ihrer Unterthanen vergießen, die Zahl der Opfer des Aufstands mehren, den Trieb zur Empörung stärken wollen. Verzeihen heißt Blut sparen, dem Gemeyel steuern, den Rachegeist Ihrer polnischen Unterthanen auslöschen.

Die Güter der Aufständischen konfiszieren wäre eine gehässige Art der Bereicherung, wäre eine Schwächung, Zerstörung der Keime der Industrie, die so wenige Hilfsmittel in einem Lande ohne Häfen hat, das nur Lebensmittel erzeugt, derer die Nachbarn nicht bedürfen. Verzeihen heißt neuen Lebensodem dem Gewerbefleiß geben und wird Sie in den Stand setzen, das Land zu regieren, ohne ihm Rußlands Schätze zu opfern.

Das vergossene russische Blut rächen wollen, wäre ein Irrtum. Man erweckt nicht die Toten durch die Hinrichtung der Lebenden. Rache ist Leidenschaft. Verzeihen heißt die Menschen zu Brüdern machen, heißt im entscheidenden Moment der Rache zuvorkommen. Und wer will sagen, daß der entscheidende Moment nicht kommen werde? Wer hat vorausgeschaut, was seit sechs Monaten in Europa geschehen ist?

Polen mit Rußland vereinigen, hieße die Eifersucht der Mächte erregen, hieße die republikanische Partei Frankreichs, die den Krieg fordert, stärken, hieße den allgemeinen Krieg hervorrufen, hieße sich mit der Verantwortlichkeit der Folgen vor dem höchsten Richter belasten. Die Wiederherstellung der Unabhängigkeit Polens, das wäre die That eines großen Mannes, der keine Furcht vor Wohlthaten kennt . . . das wäre der Frieden mit dem Gott der Milde und Barmherzigkeit. Haben Eure Majestät keine Sünde zu sühnen? Nun wohl! Die Milde gegen Polen sühnt sie alle! . . .

Eine Veränderung machen die Ereignisse notwendig. Polen darf kein nationales Heer haben, bis es unzweifelhafte Beweise seiner Treue gegeben hat. Der Rest seines Heeres muß unter der russischen Armee verstreut werden, und ein russisches Corps muß in Polen stehen . . .

Ihr Parrot.

Ich bitte um die Gnade, mir ein Wort über den Inhalt dieses Briefes zu schreiben, ein einfaches Ja oder Nein. Sollte ich nicht eines einzigen Wortes wert sein, das mich einigermaßen an Ihrem Glücke teilnehmen ließe? Ihr erhabener Bruder hat mir so viele Briefe geschrieben.

Den 2. März 1831.

Am 10. oder 12. (22./24.) März, wie Parrot auf dem undatirten Schreiben bemerkt, erhielt er folgende Antwort durch den Grafen Bendendorff:

Nachdem Seine Majestät der Kaiser den letzten Brief, den Sie an ihn gerichtet, mit Interesse gelesen, hat er mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß es ihm unmöglich ist, darauf mit einem Ja oder Nein zu antworten. Die Ereignisse, der Charakter, den sie zeigen werden, vor allem das Interesse Rußlands werden die Bestimmung über die zu ergreifenden Maßregeln zu leiten haben. Leider haben der Edelmut, die Verzeihung, die Wohlthaten, mit denen Kaiser Alexander Polen so verschwenderisch überschüttet hat, das Reich nicht vor dem Unglück eines Krieges und dem Haffe der Polen bewahren können.

Ihr sehr ergebener

A. Bendendorff.

Hierauf schrieb Parrot am 16. (28.) März:

Die Antwort, deren Eure Majestät durch Herrn von Bendendorff mich gewürdigt haben, in der Sie mir weder Ja noch Nein sagen wollen, hat mich überzeugt, daß Sie sich Ja gesagt, daß Sie ohne Vorbehalt verzeihen, daß Sie das Königreich Polen wieder herstellen werden. Ein Charakter, wie der Ihrige, hält nicht auf halbem Wege an, ändert nicht der Zwischenfälle wegen seine Grundsätze.

Nicht um Ihre Ansicht zu befestigen, sondern um ein Motiv mehr dem Gefläß der Höflinge und falscher Politiker entgegen zu setzen, gestatten Sie mir folgende Betrachtung:

Der Londoner Kongreß derselben Mächte, die Spanien einem von ganz Europa verachteten Tyrannen ausgeliefert haben, ohne dem Lande eine Verfassung zu geben, die seine Barbarei beschränkte, sieht ruhig der Usurpation Dom Miguels und seinen Grausamkeiten gegen die dem legitimen Herrscher treuen Unterthanen zu; dieser lächerliche Kongreß hat Belgien unabhängig erklärt und bietet uns eben in seiner Konferenz vom 19. Februar als einzigen Grund dieser Verletzung seiner eigenen Verträge und der Monarchenrechte die Thatfachen der Empörung und der Antipathie der beiden Völker, der Belgier und Holländer, die eine Unterwerfung Belgiens unter den König von Holland unmöglich machten. Klar genug wird der Satz hingestellt: die Thatfache des Aufstands werde zum Recht. Wenn dieser europäische Areopag das Recht zu haben glaubt, solche Grundsätze gutzuheißen, kann er sie dann nicht auch auf Polen ausdehnen wollen? Hat der französische Botschafter nicht schon bei Eurer Kaiserlichen Majestät eine Art Demonstration versucht? Die Polen sind thatsächlich im Aufstande. Eine eingewurzelte Antipathie zwischen Russen und Polen ist vorhanden. Folglich dürfen sie nicht einen König russischer Nationalität haben und

noch weniger Rußland einverleibt sein. -- Dahin führt die Inkonsequenz und die Sucht, andere Staaten zu meistern. Das ist die Lage, in der Sie sich selbst gegenüber den vermittelnden Mächten befinden, die alle Augenblicke ihre Prinzipien wechseln, aber immer Gerechtigkeit und Friedensliebe predigen . . .

Ich sehe von hier Talleyrand oder vielmehr die Republikaner Frankreichs dem Moment aufslauern, wo Sie das Schicksal Polens entschieden haben werden und der gute, aber schwache Louis Philipp zum Kriege gezwungen ist, um seine übergroße Armee im Auslande zu beschäftigen und dadurch der Steigerung der Anarchie in Frankreich zuvor zu kommen. Sie allein können durch die Wiederherstellung Polens den allgemeinen Krieg hindern, dem das arme Deutschland zuerst zur Beute fallen würde. Ich fürchte nicht den Ausgang dieses Krieges für Rußland, wenn Rußland nicht der Angreifer ist. Aber ich fürchte alle Schrecken des Krieges und noch mehr seine Rückwirkung auf die inneren Zustände Rußlands, ich fürchte für Sie.

Wie die Dinge zur Zeit liegen, ist eine Frage wichtig. Eure Majestät wollen verzeihen und wieder aufrichten. Sie wollen es mit dem geringsten Blutvergießen und unter voller Wahrung Ihrer Herrscherwürde. Wie läßt sich das thun? Mein Gedanke ist der:

Sie haben recht gethan, Unterhandlungen zurück zu weisen. Mit bewaffneten Rebellen darf man nicht verhandeln. Aber ohne Ihrer Würde etwas zu vergeben und folglich ohne bestimmte Versprechungen zu machen, können Sie diese rebellischen Unterthanen wieder beruhigen. Polen soll sich mit Vertrauen ohne andere Berufung als einzig an Ihre Großmuth ergeben. Ergreifen Sie den Moment, da Ihr Heer die Weichsel überschritten und eine starke Stellung eingenommen haben wird. Der Zeitpunkt wird nicht fern sein, da er nur vom Gange des Stromes abhängt. Ihre Ueberlegenheit in der Artillerie muß diesen Uebergang ohne förmlichen Kampf bewerkstelligen.

Dann veröffentlichen Eure Majestät ein Manifest, aus dem Muth, Menschlichkeit, wahre Würde spricht. Reden Sie mit Gefühl zu dieser irregeleiteten Nation. Hat das Manifest Wirkung, so ist Ihr Ziel erreicht; hat es keine Wirkung, so sind Sie vor Gott, vor sich selbst und vor Europa gerechtfertigt, und Sie werden dann Ihre militärischen Machtmittel anwenden, deren Erfolg nicht zweifelhaft ist.

Vor allem gestatten Sie nicht, daß Warschau bombardirt werde vor der Antwort der Rebellen. Ich weiß leider, daß mancher Russe in Petersburg diese Mache wünscht. Nur keine Wildheit! Die Armee gewinnt dadurch nichts und Sie verlieren dadurch moralisch und physisch. Sie sind König von Polen.

-- Der geringe Erfolg des Briefes des Feldmarschalls¹⁾ an den Grafen Ledochowski, Kommandanten von Modlin, in einem wirklich verführerischen Stil geschrieben,²⁾ könnte als Einwand gegen den Gedanken des Manifestes er-

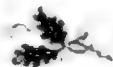
¹⁾ Grafen Diebitich.

²⁾ Datirt vom 19. Februar (3. März), gedruckt u. a. bei C. v. Sommerlatt, Beschreibung des polnisch-russischen Krieges 1830—31. Freiburg i. B. 1832. S. 178 ff.

scheinen. Aber jener Brief war ein Mißgriff. So lange noch nicht gekämpft worden, konnte jeder Pole zurücktreten. Aber nach dem ersten Schuß konnte es kein Offizier, ohne der Feigheit beschuldigt zu werden. Dasselbe gilt von den Proklamationen, die teilweise gewissermaßen verstohlen verbreitet werden. Wenn man sich dem Vorwurf, heimlich verführen zu wollen, nicht aussetzen mag, darf man sich jetzt nur an die ganze Nation wenden, und wenn Eure Majestät selbst es thun, ist es sehr wahrscheinlich, daß Sie Erfolg haben, und falls Sie ihn nicht haben, so kann sich das nur zu Ihrem Ruhme wenden.

(Der Entwurf eines Manifestes liegt bei.)

(Schluß folgt.)



Ein Wort gegen die Stiergefechte.

Von

einem Spanier.

Spanien befand sich unter der Herrschaft der Könige aus dem Hause Bourbon, — die aus dem Hause Oesterreich waren ernsthafter und verlässlicher — als die Stiergefechte dort eingeführt wurden. Man sah darin ein Mittel, die Spanier, Mißvolk von Goten und Arabern, tapfer aus Temperament, kriegerisch aus Neigung, ihrem Geschmacke entsprechend zu unterhalten, damit sie sich leichter unter das Joch fügen. Die römischen Kaiser, zur Zeit des Verfalls, haben mit Zirkus und Arena das Vorbild geliefert. Unter Ferdinand VII., nachdem die Universitäten unterdrückt worden — „Vierprofessoren“ und „Fern bleibe uns jene thörichte Denkmanie“ entstammen jener Periode — unter Ferdinand VII., der Napoleon I. zu den Siegen über seine eigenen treuen Truppen beglückwünschte, wurden drei Lehrstühle für Stierfechtkunst auf Staatskosten errichtet: in Madrid, Sevilla und Cadix. Die Tendenz, das Volk zu verdummen, um es leichter knechten zu können, ist unverkennbar. Man wußte, daß der genannte König sich um „die Ehre“ beworben, eine entfernte Verwandte Napoleons I. zur Königin von Spanien machen zu dürfen, und er wurde von seinem Volke doch noch jubelnd begrüßt, ja er durfte wagen, Generale, die sich für ihn gegen die Franzosen geschlagen, hinrichten und schimpflich mißhandeln zu lassen; man denke an Mina, Niego und andere.

Zur Zeit desselben Ferdinand VII. standen die Stierfechter in hohem Ansehen: Bucheta ging im Gefolge des Königs in der Nähe des königlichen Wagens; die Stiergefechte erreichten den Höhepunkt ihres Glanzes; die Bevölkerung ging beträchtlich zurück, der landwirtschaftliche Wohlstand nicht minder, da große Strecken, der Stierzucht gewidmet, dem Ackerbau entzogen wurden.

Die September-Revolution hatte ein Gutes im Gefolge wie die bei den Japanern: die Stiersechter schnitten sich den Zopf ab; einige hüllten sich in einen langen Chorrock wie die katholischen Geistlichen; dann kam aber der erwählte König Amadeus von Savoyen; auf Anraten der Progressisten, die ihn damit populär machen wollten, wurden Stiergefechte in das Programm der Hochzeitsfeierlichkeiten aufgenommen und durch die Anwesenheit des Königs verherrlicht.

Zur Zeit Philipps IV. — so jung es an — übten sich einige Adelige auf wilden Pferden in der Verfolgung von bösen Stieren; es war eine neue Art Jagdsport und spielte sich auf freiem Feld ab, das Volk konnte zusehen; später wurde eine Art Schauspiel daraus: „pica“, ¹⁾ ein Ersatz für die Turniere, auf öffentlichen Plätzen, mit Holzplanen abgeschlossen und mit Tribünen für das Publikum; in der Residenz auf dem Hauptplatz mit den Autodafés abwechselnd, und vom Staate bezahlt. Im Laufe der Zeit kamen dann die „banderillas“, mit Bändern geschmückte Wurfspieße, und schließlich die „espada“, der Degen des Fechters zur Tötung des Stieres, hinzu, mit den bekannten Schnurren, wie dem Tuchlappen zum Reizen des Opfers.

Heutzutage ist der Unfug so weit gediehen, daß mit Ausnahme der Provinzen Leon und Lugo ²⁾ — und sie sind am dichtesten bevölkert, haben die wenigsten Verbrecher und besitzen die besten Unterrichtsanstalten — keine, auch nicht das hochzivilisierte Barcelona, weniger als vier bis fünf „plazas de toros“, Gebäude für Stiergefechte, hat. An der Spitze steht Andalusien mit Malaga, Granada Almeria sowie Alicante und Murcia, die in ganz Spanien in der Statistik für Verbrechen ganz oben und in der für Volksschulen ganz unten stehen.

Vom Standpunkt der Moral und als Beispiel verderbter Sitten bieten unsere heutigen Stiergefechte ein geradezu entwürdigendes Schauspiel. Da ist zuerst die pica: ein Reiter mit der Lanze oder Pike auf einem alten, abgerackerten Gaul, der mit verbundenen Augen dem losgelassenen Stier das Versuchsfeld für die Kraft seiner Hörner bietet; während der Reiter, „picador“, die Beine in Eisenhienen, im dicken Lederwams, den Stier mit der Lanze reizt, aber nicht gegen ihn kämpft, in Gefahr von den „capeadores“ — Leuten zu Fuß, die mit dem Mantel den Stier täuschen, auch ihn über den Kopf werfen — gerettet wird, rennt das Roß mit aus dem Bauch hängenden Eingeweiden, bis es niederfällt und hinausgeschleift wird, um anderen Platz zu machen: es gibt Stiergefechte, in denen nicht weniger als siebenzehn Pferde in dieser Weise zur Erholung der Zuschauer auf dem Platze bleiben.

Da sind dann die banderillas: drei bis vier Burischen, banderilleros, bewerfen die Stiere unter dem Schutze der capeadores mit Pfeilen, auch mit

¹⁾ Der Reiter, mit der Pike bewaffnet, erwartet den Stier und wirft ihn mit seinen Armen zurück: dazu gehört Kraft und Mut sowie ungewöhnliches Gewicht in der Führung des Pferdes.

²⁾ Diese Provinzen haben keine plazas de toros; die in Leon zur Zeit der Regionalausstellung wurde nur provisorisch für die Dauer derselben errichtet.

Feuer, wenn der Stier trotz Lanzen- und Pfeilstichen nicht wild genug wird, vielleicht auch schon von dem langen im Kreise Herumrennen ermüdet ist; der Wurf erfolgt von vorne, im Angesicht des Stieres, und erfordert Mut, Geistesgegenwart und Gewandtheit, ist auch nicht ungefährlich, doch droht die Gefahr weniger von den Hörnern als von den Klauen des Stieres; vor jenen schützen die capeadores, vor diesen können sie den Pfeilwerfer, wenn er zu Boden fällt, nicht schützen; ihr Körper trägt oft genug Spuren davon.

Schließlich der espada, durch den der Stier getötet wird, mit dem langen, schmalen, vierkantigen Stoßdegen in der rechten, mit dem roten Lappen in der linken Hand; der capeador hält dem Stier den ausgebreiteten Mantel entgegen, den er hin und her dreht; wenn nun der Stier sich davor flüchtet und auf das rote Tuch zuremt, so empfängt ihn der espada mit dem Todesstoß. Dies wiederholt sich mit sechs Stieren nach einander, bei deren Tötung zwei bis drei Fechter abwechseln. Daß einer von diesen zu Falle kommt, ist nicht selten, bildet in der jüngsten Zeit sogar die Regel. Als der berühmte Espartero beim ersten Stiere fiel, wurde sein Leichnam hinausgetragen und — das Schauspiel nahm seinen Fortgang, als wäre nichts vorgefallen. Und Espartero war der Liebling des Publikums.

Solche und ähnliche Vorkommnisse, auch die Unterdrückung der Stiere aus den Gegenden, die gerade die feurigsten und wildesten lieferten, dienen zur Illustrirung dessen, worauf ich hier hinweisen wollte. Früher bekamen die besten Stierfechter für jeden getöteten Stier 70 Reales, das ganze Personal 1000; heute erhält jener 3000, dieses 7000 Pesetas. Die Eintrittspreise sind jetzt fünfzigmal teurer als früher. Was früher aus Liebe zur Sache, einer Art von Kunstbegeisterung geschah, geschieht heutzutage für Geld. Starke Nerven sind jetzt wichtiger als Muskelkraft. Die Stiere sind nicht mehr so stark und wild wie früher. Gute Stierfechter sind selten geworden und werden mit Gold aufgewogen. Schritt für Schritt kann man verfolgen, wie niedriger Geschäftssinn und Handelsgeist alles herabgezogen und verschlechtert hat.

Unsere Vorfahren waren verständige Leute, sie fragten bei jedem Schau- oder Lustspiel: Wer ist sie? Das Weib war die Muse unserer Leidenschaften. In unserer Zeit, da alles vorwärts strebt und hastet, ist, wie das Insekt der unbewußte Liebesbote bei den Pflanzen, der Unternehmer das zielbewußte, treibende Element, wo es gilt, die Menge durch Außergewöhnliches oder Sinnliches zu locken und sich seine Leute dafür auszusuchen. Dem harmlosen und gesunden Ballspiel von früher folgten die Pferderennen und Stiergefechte, bei denen Kunst und Mut keine Rolle spielen und in der Hand von Unternehmern zu Speculationen auf die Neugier der blöden Massen werden. Und für diese Stiergefechte entziehen die Besitzer von Ländereien große Strecken dem Ackerbau zu Gunsten der Stierzucht (jeder Stier bringt ihnen 1700 bis 2000 Pesetas) und üben ihren ganzen Einfluß, auch den nicht geringen politischen, an die Erhaltung dieser Schauspiele als Lockmittel für Märkte, Messen und Feste. Die Gemeinden leisten Beiträge für die Stiergefechte, haben aber kein Geld für

Volkschullehrer: und je größer die Unwissenheit, desto größer die Liste der Verbrechen: wo die meisten Stiergefechte abgehalten werden, kommen die meisten Mordmorde vor, auch Raubmorde, wie in Murcia, Alicante, in Andalusien und in Madrid, meist hinterrücks mit Dolch oder Messer. Die Massen der ständigen Zuschauer bei Stiergefechten bestehen meist aus arbeitscheuem Gesindel, Trinkern und Spielern, die mit dem Strafgesetz auf schlechtem Fuße stehen. Der Marquis von San Carlo, ein reicher Grundbesitzer, brachte mit dem Schreiber dieses bei den Cortes vergeblich einen Gesetzentwurf zur Unterdrückung der Stiergefechte ein, auch im Senat, wo die Abstimmung günstig ausfiel. Wenn die Regierung nur jeden Kampfstier als Lusttier wenigstens hoch besteuern wollte! Wenn sie zur Einsicht gelangte, welchen unbenuzten Reichtum die großen Flächen für Stierzucht repräsentiren, so müßte sie die Stierzucht verbieten. Nur eine Regierung, die ein Interesse hat, das Volk mit verdummenden und verrohenden Schauspielen zu unterhalten, kann Stiergefechte gestatten. Die Spanier verdanken den Franzosen unanständige Tänze und schlüpfrige Bücher; zur Strafe dafür brachten sie ihnen die Stiergefechte. Wenn sie diese zehn Jahre lang genossen haben werden, so dürften sie in ihrer Kriminalstatistik beredte Zahlen finden, die sie über die traurigen Folgen belehren.

Ubaldo Romero Quiñones.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Emile Olivier über das liberale Kaiserreich. ¹⁾

Der Eintagspolitiker, der „le coeur léger“, half Frankreich in einen verderblichen Krieg zu stürzen, und damit seine Rolle als Staatsmann für immer schloß, ist in neuester Zeit um so thätiger mit der Feder gewesen. Er hat eine Geschichte des vatikanischen Konzils geschrieben, in der er die Welt darüber belehrt, was eigentlich die Unfehlbarkeit bedeute und in welchem Falle dieselbe aktuell werde. Er beginnt jetzt eine Geschichte des liberalen Kaiserreichs, während dessen kurzer Dauer er die zweite oder dritte Violine spielte, aber der Leser, welcher in diesem Bande Aufschlüsse über diese letzte Periode Napoleons III. zu finden hofft, wird sich sehr enttäuscht sehen. Allerdings beginnt der Verfasser mit einer Einleitung über die Entstehung des Krieges von 1870, bemerkt aber, daß die Ereignisse von 1815 bis 1848 zwar oft von Geschichtsschreibern ersten Ranges erzählt seien, daß aber die „conclusion philosophique qui s'en dégage“ nicht so gut dargelegt sei, und will diese Lücke „sous une forme rapide“ auszufüllen suchen, denn „indem man bis zu den Alpenquellen eines Flusses

¹⁾ Emile Olivier, L'empire libéral, études, récits, souvenirs. Tome I du principe des nationalités. Paris. Garnier. 1895.

emporsteigt, verfolgt man um so besser die friedlichen oder stürmischen Krümmungen seines Laufes bis zu der traurigen Camargue, in der er sich verliert," ein Schluß, von dem die Zeitgenossen des Verfassers sehr schwerlich erbaut sein werden. Diese Forme rapide nimmt sich nun schon eigentümlich aus, indem sie einen Band von 492 Octavseiten umfaßt, der die ganze Geschichte eines Menschenalters internationaler Politik wiedergeben will und bei der Gelegenheit uns mit den Biographien der bedeutendsten Staatsmänner jener Epoche, wie Metternichs, Talleyrands, Cavour's, Bismarck's und so weiter, beschenkt; aber davon abgesehen, ist diese weitläufige Einleitung geschichtlich vollständig wertlos, denn sie ist vom Standpunkte des ödesten Chauvinismus geschrieben und ignoriert trotz ihrer vielfachen Citate aus Depeschen und Reden alles, was dem Verfasser nicht für seinen Zweck paßt. Der rote Faden für Clivier sind die „natürlichen Grenzen“ Frankreichs, der Rhein, das Meer, die Alpen, die Pyrenäen, er behauptet, daß schon Philipp August dieselben ins Auge gefaßt, feiert die Revolution, welche sie verwirklicht, und Napoleon, der lieber abgedankt, als die Grenzen des alten Frankreichs anzunehmen, wobei er freilich vergißt, daß derselbe dann ebenso zu tadeln, da er kurz zuvor jene natürlichen Grenzen abgelehnt, welche die Verbündeten noch in Frankfurt ihm boten. Talleyrand hat unpatriotisch und unpolitisch gehandelt, indem er der Legitimitätstheorie Ludwigs XVIII. zu liebe für die Erhaltung Sachsens auf dem Wiener Kongreß eintrat und so Preußen an den Rhein brachte, während es doch in Frankreichs Interesse gewesen, dort „einen schwachen Fürsten zu haben, mit dem die Verührungen sich zu freundschaftlichen Beziehungen hätten umbilden können“. Talleyrand, dem allein Louis Philipp es verdankte, daß sein schwacher Thron durch das Einverständnis mit England gestützt wurde, ist nach Clivier bei seiner Mission in London nur der Complice Palmerstons gewesen, weil er sich mit demselben verband, ein neutrales Königreich Belgien mit territorialen Grenzen zu schaffen, die combinirt waren, um uns gefangen zu halten *emprisonner*, die Verwirklichung eines ebenso feindlichen Gedankens, wie die Festsetzung Preußens am Rhein (p. 266). Louis Philipp und Guizot dagegen haben vollkommen loyal und patriotisch in der Sache der spanischen Heiraten gehandelt, denn es ist eine feststehende Tradition für Frankreich, daß, wie Chateaubriand gesagt hat, „Spanien ein Satellit ist, der stets in unserer Sphäre bleiben muß“ (p. 277). Diese Beispiele mögen zeigen, wie der Verfasser mit den Thatfachen umspringt, und es hat keinen Zweck, weiter die Geschichte zu verfolgen, wie sie sich in diesem Kopfe spiegelt. Nur zwei Bemerkungen wollen wir noch machen, Clivier proklamirt das Nationalitätsprinzip als maßgebend und schiebt das Unglück des zweiten Kaiserreichs nur darin, daß es 1866 Deutschland gestattete, „demselben das Prinzip des Egoismus entgegenzusetzen“. Abgesehen von dieser sinnlosen Phrase übersieht er einfach, daß gerade die Weltendmachung des Nationalitätsprinzips seiner Theorie der natürlichen Grenzen widerspricht, sind denn etwa die Kölner, Mainzer oder Pfälzer französisch oder nur französisch geümt? Und was ging Frankreich der Krieg von 1866, den Napoleon III. selbst herbeiführen half, an, in welchem, von Venetien abgesehen, nichts anderes in Frage stand als eine innere Umgestaltung Deutschlands? Wenn der Kaiser, als die preussischen Siege seine Rechnung unliebiam kreuzten, sich einmischte und die Mainlinie vorläufig bestehen blieb, so hat er selbst den Krieg von 1870 unvermeidlich gemacht, weil Deutschland ein für allemal den traditionellen Interventionen Frankreichs in seinen inneren Angelegenheiten, um es schwach und geteilt zu erhalten, ein Ende machen mußte. Die zweite Bemerkung betrifft die Geschichte der hohenzollernischen Kandidatur in der Einleitung, in der er unglaublicherweise den Verzicht auf dieselbe und die neue Forderung Frankreichs, daß auch in Zukunft von dieser Kandidatur nicht mehr die Rede sein dürfe, vollständig mit Schweigen übergeht. Und doch hatte Grammont dem englischen Botschafter Lord Lyons erklärt, wenn der Erbprinz verzichte, sei die Sache aus; und nach Eintreffen des Verzichtes ging Clivier selbst in den Korridoren der Kammer umher mit den Worten „la paix est assurée“. Erst als er von da ins Auswärtige Ministerium kam und fand, daß Grammont dem preussischen Botschafter jene neue Forderung gestellt und zwar ohne Vorwissen des Kaisers, trat der schwache Chauvinist der

selben bei und erklärte ihre Erfüllung für notwendig. Er hat seinen Leichtsinne gebüßt und ist für die praktische Politik so unmöglich geworden, daß er niemals gewagt hat, sich um einen Sitz in den Kammern zu bewerben. Ob er mit seinen Schriften im französischen Publikum Anklang finden wird, steht dahin, bei der Art, wie er den schlechtesten Seiten der Nation schmeichelt, ist es nicht unmöglich, wenn es auch schwerlich Folgen haben wird.

Tiefsee-Forschungen.

Das Seebodenrelief des östlichen Mittelmeeres,

dargestellt auf Grund älterer Untersuchungen und der neuesten
Forschungen S. M. S. „Vola“.

Unsere Kenntnis der Konfiguration des Seebodens der Ozeane und der Nebenmeere ist eine relativ sehr neue und infolge dessen auch noch immer eine mangelhafte. Hatten ja doch die Untersuchungen der Tiefen des Meeres im Altertume, im Mittelalter und in der früheren Periode der Neuzeit vorwiegend nur praktische Zwecke vor Augen und konnten sich daher, dem Gange der Schifffahrt gemäß, zumeist auch nur auf die Küstengewässer beschränken. Untersuchungen der Tiefen in der Hochsee waren überdies infolge des Mangels an geeigneten Apparaten entweder ausgeschlossen oder bezugs ihres Wertes sehr fraglich und — in der Zeit, von welcher die Rede ist — von keinem besonderen Interesse. Dem Seemann genügte es, jene Stellen zu kennen, über welche er sein Schiff nicht führen durfte ohne Gefahr zu laufen, dasselbe zu verlieren, was noch weiter an Tiefe unter solchen Gebieten oder Stellen lag, war ihm vollkommen gleichgiltig. Und so hat erst eine junge Disziplin, die seit wenigen Jahrzehnten betriebene wissenschaftliche Meereskunde, Licht gebracht in die Tiefen der Meere und die Mittel und Methoden gefunden, die Schleier zu lüften. Noch stoßen wir auf bedeutende Lücken, noch steht der Forschung ein weites Gebiet der Untersuchung und Bearbeitung offen, wir können aber dennoch hoffen, in absehbarer Zeit ein Bild über die von Wasser bedeckte Bodenfläche unseres Planeten zu gewinnen, welches genügen dürfte, die irrigen Vorstellungen der Vergangenheit zu bannen, die mangelhaften Kenntnisse der Gegenwart zu ergänzen.

Die Meereskunde ist aber nicht nur eine junge, sondern, wie alle auf Basis von Experimenten und Untersuchungen fußenden Disziplinen, auch eine sehr kostspielige Wissenschaft. Für den einzelnen Privaten auf ein nur mäßiges Gebiet praktischer Untersuchungen beschränkt, vermögen nur Gesellschaften — vornehmlich aber die Staaten — dieselbe rationell zu fördern. Und in der That waren und sind es auch die letzteren, welche in den jüngsten Jahren in Erwägung der Wichtigkeit des Ausbaues unserer Kenntnisse über die flüssige Erdhülle die namhaftesten Opfer gebracht und hierdurch Fortschritte erzielt haben, welche geeignet sind, mit solchen anderer Wissenszweige erfolgreich zu rivalisiren.

Zu den Staaten und Gesellschaften, welche sich würdig solcher Aufgabe gewidmet haben, gehören auch Oesterreich-Ungarn und die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien, und wir glauben, vor Eingehen in unser Thema diese Thatiade besonders hervorheben zu sollen.

Ehe wir zur Schilderung der Seebodengestalt des östlichen Mittelmeeres übergehen, sei in knapper Weise die Basis besprochen, auf welcher unsere Darstellung fußt, und der Untersuchungen gedacht, welche durchgeführt wurden, um zu einem Bilde dieses Bodenreliefs zu gelangen.

Altertum, Mittelalter und Neuzeit — bis etwa zum Jahre 1856 — haben uns fast ausschließlich nur die Tiefenkenntnis der Küstengewässer, der Ankerländer und der Meeresstraßen des Mittelmeeres vermittelt, und erst seit dem gedachten Jahre, in welchem der Beginn einer Periode unterirdischer elektrischer Drahtanlagen fällt, konnten wir den Tiefen-

Verhältnissen ferner von den Küsten — in hoher See — etwas näher treten. In dieser Zeit wurden von Seite Englands eine Anzahl von Lotungslinien im Tiefenwasser ausgeführt. Diesen ersten systematischen Untersuchungen der Hochsee folgten fallweise Neufundirungen durch die Schiffe der Telegraphencompagnien sowie vereinzelt Lotungen durch Kriegsschiffe verschiedener Nationen gelegentlich ihrer Fahrten durch die mehrerwähnten Gewässer.

Als in Oesterreich die systematische Untersuchung des romanischen Mittelmeeres vom Meridian des Kap St. Maria di Leuca ostwärts beschlossen wurde, ergaben die offiziellen Seekarten — vorwiegend jene Englands — das nachfolgende Tiefenbild, für welches wir, der Einfachheit wegen neben den bereits ausgeloteten Gebieten, auch die noch vorhanden gewesenen Lücken — beziehungsweise sondenteere Räume — namhaft machen.

Im Meeresraume, begrenzt von Süditalien, Sizilien, Nordafrika Tunis und Tripolis, Candia und Westgriechenland — sohin im zentralen Becken des Mittelmeeres, fanden sich neben den ausgeloteten Küsten der benannten Westadellandschaften eine Anzahl von Lotungen, ausgeführt von dem italienischen Kriegsdampfer „Washington“ 1887, welche vom Golfe von Tarent südwärts bis in die geographische Breite von Zante reichten, 27 Sonden vor. Eine andere Lotlinie führte von Malta bis Candia und war von England ausgeführt worden. Endlich wiesen die große Syrte und die Gebiete um Barka eine mäßige Zahl von Sonden auf.

Etwas günstiger stellten sich die Verhältnisse in dem kleineren Gebiete zwischen der Insel Candia und Nordafrika dar, während der ganze Seeraum östlich von Candia, begrenzt im Norden von Kleinasien, im Süden von Aegypten und im Osten von Syrien, wieder nur zwei Sondenlinien, und zwar die eine von Alexandria nach Rhodus, die andere von Port Said nach Cypern verlaufend, aufwies. Das ägäische Meer erschien noch am besten durchlotet, speziell was die Küstengebiete und Inselränder betraf.

Sondenarme oder auch ganz sondenteere Gebiete fanden sich sohin im zentralen Becken, und zwar in hoher See westlich der ionischen Inseln und südlich der Insel Candia: die syrische und karamanische See sowie der Canal von Cypern wiesen gar keine Tiefenangaben auf, und im ägäischen Meere waren sowohl die tieferen Gebiete nordwärts von Candia als auch südwärts der thracischen Küste auf ihre Tiefen mangelhaft durchforscht.

Sah man von den Sonden unter 500 m, welche bei der Steilheit der meisten Uferlandschaften des östlichen Mittelmeeres sich zumeist näher unter den Küsten befinden, ab, so fand man auf den offiziellen Seekarten anfangs 1890 in dem von S. M. S. „Vola“ zu durchforschenden Meeresraume auf Grund einer ziemlich eingehenden Zählung nur 281 Tiefenangaben von über 500 m vor, fürwahr eine recht mäßige Zahl angesichts des sehr bedeutenden Gebietsumfanges und des Umstandes, daß das in Rede stehende Meer wohl am frühesten befahren wurde und im Zentrum eines uralten, hervorragenden Kulturgebietes liegt.

Konnte es nun auch nicht Aufgabe der österreichischen Untersuchungsfahrten sein — welche in erster Reihe ozeanographisch-physikalischen, zoologischen und chemischen Fragen näher zu treten hatten — sämtliche bestehende Lücken auszufüllen, so gelang es dennoch im Laufe von vier Sommercampagnen, 245 Neulotungen auszuführen, unter welchen fast drei Viertel der hohen See angehören und über 500 m Tiefe hinausreichen und damit das bestehende Sondenmaterial — die Hochsee im Auge und von den Küstengewässern abgesehen — hierdurch fast zu verdoppeln.

Auf diesem neugewonnenen Material kombinirt mit jenem, welches bereits vorhanden war, fußt nun die nachfolgende Darstellung:

Von Gebieten Europas, Asiens und Africas eingeschlossen dehnt sich das romanische Mittelmeer von der Straße von Gibraltar bis zu der syrischen Küste — West-Ost — etwa 2000 Seemeilen, von den Westaden Africas bis zu jenen Südeuropas — Nord-Süd — in wechselnder Breite bis zu 600 Seemeilen aus und umfaßt einen Flächenraum von 2900000 qkm. Nach der Länderconfiguration einerseits, hauptsächlich aber auf Grund der

Tiefenverhältnisse gestattet dieses Meeresgebiet eine Dreiteilung in dem Sinne, daß man den Teil von den Säulen des Herkules bis zum Kanal von Malta als das westliche, von hier bis zu dem von Barla nach der Insel Candia ziehenden unterseeischen Plateau als das zentrale, endlich den Teil östlich des lezterwähnten unterseeischen Rückens bis zu den Küsten Syriens als das östliche Becken bezeichnen darf. Die Adria, das ägäische und Marmarameer, endlich der Pontus Euxinus können füglich als mehr oder weniger selbständige Glieder aufgefaßt werden.

Wenden wir uns zu den leztgenannten zwei Abschnitten des eigentlichen Mittelmeeres, dem zentralen und dem östlichen Becken, welche wir als jüngst durchforscht im Vereine mit dem Archipelagus besprechen wollen, so stellt sich uns das zentrale Becken als ein ungeheurer Wassertrog dar, dessen Seebodenkonfiguration, im großen aufgefaßt, nur geringe Mannigfaltigkeit bietet, indem der Abfall von den Gestadelaufschäften im allgemeinen der Mitte hin zustrebt und nur eine, die zwei tiefsten Stellen trennende unterseeische Barriere besteht. Diese Barriere, in der Richtung meridional am 20. Längengrade nach Süd-Nord-Süd verlaufend und bis etwa 3000 m dem Meeresniveau zustrebend, trennt zwei Depressionsgebiete von über 4000 m Senkung. Das eine derselben liegt fast genau in der Mitte des Zentralbeckens, umfaßt, in Dreiecksform gestaltet, einen Flächenraum von etwa 1800 Quadratkilometern und hat eine Maximaltiefe von 4067 m; die zweite Senkung liegt nur 40 Seemeilen Süd-West von Kap Matapan Morea, umfaßt bei länglicher Form einen Flächenraum von etwa 1200 Quadratkilometern und besitzt als Maximaltiefe eine Stelle von 4000 m. Die von S. M. S. Pola 1891 ausgeführte Sonde repräsentirt gleichzeitig die im Bereiche des ganzen Mittelmeeres bis jetzt gefundene höchste Tiefencote.

Die das Zentralbecken umgebenden Ufer sind vorwiegend steil in die See abstürzend, so jene von Sizilien, Süditalien und Griechenland und entspricht diesen Steilabfällen zum Teil auch sehr tiefes Uferwasser. So finden wir fast überall nahe unter Land schon 500 m Wassertiefe, an einigen Stellen aber — wie an der Südspitze von Sizilien (Kap Passero — schon auf 10 bis 20 Seemeilen von der Küste entfernt, erst in 3000 m den Meeresgrund. Wir stehen hier auf einem Gebiete, wo vulkanische Kräfte die sonderbarsten Gegenätze zwischen Höhen und Tiefen schufen, wo beispielsweise 4 Seemeilen nachbarlich einer Tiefe von 3658 m der Meeresboden bis zu 68 m unter den Meerespiegel ansteigt (Coral-Bank, 8 der früher genannten Meilen hievon entfernt, eine zweite Stelle von kaum 73 m Tiefe. Fast in der gleichen geographischen Breite des Kap Passero, doch am entgegengesetzten griechischen Ufer — etwa bei Navarin — begegnen wir ähnlichen Erscheinungen und zwar in noch ausgeprägterem Maße. Wir finden hier 8 Seemeilen vom Lande schon Tiefen bis zu 3666 m und an einer Stelle schon 4 Seemeilen von der Küste entfernt erst in 3500 m Grund. Die Böschungen erreichen hier Winkel von 25 Grad und darüber und wären angehts der Entwicklung von kaum 4 Seemeilen selbst für den menschlichen Fuß auf die Länge der Zeit schwer zu überwinden. Ähnliche Abstürze finden wir bei den Inseln St. Maura, Nephhalonia und Candia — nur im Golfe von Tarent treffen wir auf wenig steil verlaufende Böschungen, die Linie von 500 m Tiefe aber immer noch um etwa 10 Seemeilen vom Lande entfernt.

Weniger tiefes Uferwasser besitzen hingegen die afrikanischen Gestade. Hier wird man auf 30 ja mitunter erst auf 40 Seemeilen vom Lande auf Tiefen von 500 m stoßen. Nur bei Ras Tolmeitah (Barla) finden wir Tiefen bis zu 2400 m schon auf 10 Meilen vom Ufer entfernt.

Wanz entschieden leicht ist das Gebiet des Kanals von Malta. Die tiefste Stelle zwischen Kap Bon auf Tunis und der Adventure-Bank beträgt kaum 500 m, und die Linie von 200 m Tiefe entfernt sich zuweilen bis auf 180 Seemeilen von der Küste. Die Golfe der griechischen West- und Südküsten sind — mit Ausnahme jener von Arta und Korinth, welche nur etwa 700 m Depression aufweisen — tief. So jene von Kolokythia, Malamata und Arkadia, in welchen über 1500 m gefunden wurde. Gleichfalls tief ist der Golf von

Tarent, — bis 1800 m — während jener von Hydra unter 1000 m bleibt. Von den Kanälen und Verbindungsstraßen, welche aus dem Zentralbecken nach den nachbarlichen Meeresteilen führen, bleibt die Enge von Messina unter 200 m, der Kanal von Otranto — nach der Adria führend — unter 900 m, jener von Malta besitzt, wie bereits gesagt, kaum 500 m, und es erreicht nur die freiere Verbindung nach dem östlichen Becken, in einer Rinne von etwa 20 Seemeilen Breite, Tiefen über 2000 m.

Getrennt durch die von S. M. S. Pola 1891 konstatierte unterseeische Bodenschwelle, welche vom alten Cyraenaica (Barta) nach der Insel Candia führt, und wie eben erwähnt, etwa 2000 m unter dem Meeresspiegel verläuft, liegt das östliche Becken des Mittelmeeres. Als Gestadellandschaften besitzt dasselbe im Süden die libyische Wüste und Aegypten, im Osten Syrien und im Norden die Südküste von Kleinasien. Eine durch schmale und wenig tiefe Kanäle durchbrochene Inselkette (Rhodus, Karpatho, Casso, Candia, Cerigotto und Cerigo) scheidet das gedachte Becken von dem ägäischen Meere.

Das östliche Becken des Mittelmeeres zeigt in seinem Seebodenrelief ein, vom Zentralbecken wesentlich verschiedenes und wechselvolleres Gepräge. Wenn auch weniger tief, in seiner Maximaldepression jedoch noch immer 3865 m östlich von Rhodus, erreichend, wechseln hier Hoch- und Tiefengründe mannigfach ab und steigt der Meeresboden gegen die Küsten von Kleinasien und Syrien steil gegen jene von Aegypten aber allmählich an. Bemerkenswerte Steilabfälle findet man an der erstgenannten Küste auf der Uferstrecke vom Siebentap bis zu jenem von Melidonia, wo die Jobathe von 2000 m stellenweise bis auf 6 Seemeilen zum Festlande herantritt, in Syrien bei Kas el Bazit, Kas Beirut und am Karmel, wo auf etwa 10 Seemeilen vom Lande schon Tiefen bis zu 1500 m anzutreffen sind, an der Küste von Afrika bei Kas allem Num und endlich an den Süd- und Ostgeitaden von Candia beziehungsweise von Rhodus. So liegt die früher angeführte tiefste Stelle im ganzen östlichen Becken (3865 m) nur 22 Seemeilen von Kap Yardo auf Rhodus entfernt und findet man nur 10 Seemeilen von diesem Kap entfernt bereits Tiefen von 3000 m. Sanfte Uebergänge zum Tiefwasser hingegen zeigen die Gebiete an den Nilmündungen, der Golf von Alexandretta und die Bai von Tineh, östlich des Suezkanals. Hier liegt die 200 m Linie mitunter 40 bis 50 Seemeilen vom Strande entfernt.

Verfolgen wir den Seeboden von den Uferändern nach den tieferen Teilen des in Weisprechung stehenden Meeresraumes, so finden wir, wie bereits angedeutet, eine vielfache Abwechslung von Senkungen und Erhebungen des Grundes. Wir unterscheiden im ganzen acht Depressionen und zwei Hochgründe. Wählt man eine Linie, welche vom Kap Anamur in Kleinasien nach den Nilmündungen verläuft, als Grenze, so hat man im allgemeinen westlich dieser Linie — von den seichteren Küstengewässern abgesehen — Tiefen über, östlich derselben solche unter 2000 m zu gewärtigen. Westlich der bezeichneten Grenze liegen sieben Senkungen, östlich derselben nur eine Depression; in jedem Teile aber ein bemerkenswerter Hochgrund. Von den sieben Senkungen finden wir drei mit bedeutendem Areal und Tiefen über 3000 m auf einer Linie vom Golfe von Adalia (Kleinasien) zu jenem von Solum (Afrika) Nord-Ost — Süd-West allignirt, weiter eine vierte, sehr kleine unter Kap Melidonia, eine fünfte, gleichzeitig die tiefste, bis zu 3865 m dicht an der Ostküste von Rhodus, eine sechste über 3000 m nahe an der Süd-Ostküste von Candia und eine siebente, mit kleinem Areal und nur etwa 2600 m tief, etwa 40 Seemeilen Nord-West von Kas el Tin auf Afrika. Der notirte Hochgrund endlich nur 1920 m unter dem Meeresspiegel liegend, befindet sich zwischen den erstgenannten sechs Tiefgründen in ziemlich gleichem Abstand von jedem derselben entfernt — also etwa in der Mitte — situiert.

In dem Meeresgebiete östlich der angedeuteten Grenzlinie tritt nur eine Senkung, und zwar südlich der Insel Cypern mit der Maximaltiefe von 2634 m und dicht dabei — etwa 30 Seemeilen südwestlich dieser Depression — eine Hebung des Grundes bis zu 1134 m unter dem Meeresspiegel auf. Auf die Lage der meisten der angeführten Depressionen mehr oder weniger dicht unter Land, sei hier im besonderen hingewiesen, da wir dieser Erscheinung

auch im zentralen Becken des Mittelmeeres und auch in den Ozeanen begegnen. So beispielsweise die Tuscarroratiefe — gleichzeitig die größte bis jetzt überhaupt gefundene Depression 8513 m, im großen Ozean dicht unter Japan, die westindische Tiefe, fast 7000 m, dicht unter den kleinen Antillen und andere mehr.

Es erübrigt uns nunmehr noch die Darstellung des letzten Abschnittes der von S. M. S. Pola untersuchten Seegebiete — des ägäischen Meeres — zu geben.

Durch eine Reihe von Inseln, welche bogenförmig von Kap Malea auf Korea gegen die Küste von Kleinasien verlaufen, vom eigentlichen Mittelmeere abgeschlossen und nur durch schmale, wenig tiefe Kanäle mit demselben zusammenhängend, läßt sich dieses Meeresgebiet als ein selbständiges auffassen. Von den sieben Zugangsstraßen ist jene zwischen Casso und Candia die breiteste — 26 Seemeilen — und gleichzeitig die tiefste — 768 m. Die Zugangsstraße zum Marmarameer — die Dardanellen — hat im Mittel gar nur 2 Seemeilen Breite und besitzt wenig über 100 m Tiefe.

Die reichgegliederten Küsten und der große Inselreichtum geben dem ägäischen Meere ein wechselvolles Gepräge, dem Seebodenrelief eine Mannigfaltigkeit an Erhebungen und Vertiefungen, wie solche sonst im eigentlichen Mittelmeere nicht zu Tage tritt. Im allgemeinen muß das in Rede stehende Seegebiet als wenig tief bezeichnet werden, da bis jetzt als größte Depression 2250 m gefunden wurde und diese Cote überdies ganz vereinzelt dasteht. Es findet sich diese Stelle 20 Seemeilen nördlich von Kap Sidero auf Cü Candia und wurde dieselbe von S. M. S. Pola 1891 aufgefunden.

Im ägäischen Meere lassen sich, abgesehen von einer Reihe auf dem ganzen Gebiete zerstreut liegender an Tiefe und Umfang wenig bemerkenswerter kleiner Senkungen, drei nennenswerte Becken unterscheiden, welche durch Hochgründe unter 500 m Tiefe von einander getrennt sind. Diese Hochgründe verlaufen von den Westküsten Griechenlands bis zu jenen von Kleinasien. Das bedeutendste der drei Becken ist jenes nördlich der Insel Candia gelegene. Es reicht von der Küste des Peloponnes bis zu jener von Maramanien Kleinasien in der Richtung von West nach Ost, während es nordwärts durch eine vulkanische Inselbarriere — Milo, Santorin, Anaphi, Astrophali und so weiter — abgeschlossen ist. Wir finden in diesem Becken die eben früher angezogene größte Tiefe von 2250 m und die einzige an Umfang nennenswerte Stelle im ägäischen Meere, welche von einer Nobathe von 2000 m umschlossen ist. Diesem Becken an Areal und an Tiefe zunächstehend ist jenes im Norden des ägäischen Meeres, welches vom Golfe von Saros nördlich von Gallipoli gegen jenen von Bolo verläuft. Hier erreichen die Maximaltiefen schon nicht mehr ganz 1500 m.

Die dritte nennenswerte Senkung liegt zwischen den beiden eben beschriebenen Depressionen etwa in der Mitte, sohin auch in der Mitte des ägäischen Meeres. Kleiner an Umfang als die vorgenannten findet man hier auch nur Tiefen bis zu 1200 m.

Verstreut endlich finden sich zehn weitere Mulden von Tiefen über 500 m, so jene zwischen den Inseln Enni und Episkopi mit 622 m, die nächstgelegene im Golfe von Mos (Kleinasien) mit 549 m, westlich dieser ein Senkungsfeld zwischen den Inseln Mos und Stampalia mit 642 m, weiter bei Patmos ein solches mit 533 m, südlich der Insel Mytilini ein Tiefgrund geringen Umfanges mit 610 m und westlich der Manfrelbank ein weiterer mit 567 m Maximal-Depression. Alle diese Mulden liegen mehr oder weniger im östlichen Teile des Archipelagus. An der westlichen Seite finden wir dicht unter Negroponte noch drei weitere Depressionen von 1006, 1244 und 649 m Senkung, jedoch von geringem Areal. Im Golfe von Athos schließlich trifft man gleichfalls eine Stelle über 500 m, und zwar im Maximum 521 m tief.

Was die Uferländer des ägäischen Meeres anbelaugt, so sind dieselben an der Innenseite des im Eingange hervorgehobenen, das Mittelmeer abscheidenden Inselkranzes nicht unerheblich tief. Die Nobathen von 200 und 500 m treten den Ufern an einzelnen Stellen bis auf wenige Seemeilen nahe, ja bei Candia treffen wir die Tiefenlinien bis zu 2000 m

hart zusammengedrängt schon in 12 bis 15 Meilen von der Küste entfernt an. Dieses tiefe Uferwasser begleitet auch die Gestade Eügrichenlands bis Negroponte mit Ausnahme des Gebietes, wo die Eycladen in die See vorspringen. Das kleinasiatische Gegenufer ist gleich jenem von Macedonien und Thracien — die Halbinsel Chalcidice ausgenommen — mehr oder weniger verflacht und tritt die Nioathe von 200 m häufig erst auf 10, 20, ja selbst 30 m entfernt von den Küsten auf. Die Inseln des Archipels haben bei sehr steilen Uferabstürzen auch zumeist tiefes Küstenwasser. Bei denselben finden wir die Nioathe von 200 m oft nur auf 1 bis 2 Seemeilen vom Lande.

Als bemerkenswert sei noch der zwischen den Inseln Styro und Mytilini — mitten im ägäischen Meere gelegene Maniellbank gedacht, welche allerdings nur mäßigen Umfang besitzt, aber bis zu 100 m an die Meeresoberfläche aufsteigt und in jener geographischen Breite liegt, wo das ägäische Meer am flachsten ist.

Eine Senkung des Meeresspiegels um den Betrag von 500 m würde Kleinasien mit Griechenland derart landfest verbinden, daß nur die eingangs erwähnten drei Hauptbeden — doch von einander vollkommen getrennt — als geschlossene Wasserbedeckung zurückblieben. Die Verbindung des ägäischen mit dem Marmarameer im Norden wäre aufgehoben, mit dem eigentlichen Mittelmeere im Süden aber auf die drei Kanäle: Cerigotto-Candia, Candia-Casso, endlich Marpatho und Rhodus eingeschränkt.

Hinne.

Prof. Lutsch.



Literarische Berichte.

Lustige aus'm Schwarzwald von Fritz Meiß, Text von J. J. Hoffmann und H. Domich. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Von allen deutschen Ausflugsgebieten hat von jeher der Schwarzwald sich ganz besonderer Beliebtheit erfreut, daher eine Erinnerung an ihn, an seine von Berthold Auerbach verewigten Tannenwaldreviere und seine von Hebel so ergötzlich und anmutig in ihrem Leben und Treiben geschilderten Bewohner doppelt willkommen geheißener werden muß. Eine derartige Erinnerung aber bietet das angezeigte Werk uns dar, das mit 21 Illustrationen in fünffachem Buntdrucke und zahlreichen Initialen und Biquetten geschmückt ist. Wie die Zeichner, so haben auch die Textbearbeiter es verstanden, auf Reichauer und Leser etwas von der Frohnatur des von ihnen verherrlichten Gegenstandes übergehen zu lassen. Das einleitende Gedicht von Domich führt als stimmungsvoller Prolog zu den Hoffmannschen Skizzen und kleinen Erzählungen über, zu denen dann Meiß in seinen launigen Bildern einen Kommentar liefert, wie er sich heiterer und prächtiger

nicht denken läßt. Ganz besonders sei auf die Ausstattung des Werkes aufmerksam gemacht, die an einem bemerkenswerten Beispiele zeigt, was heutzutage auf dem Gebiete der Buntdrucktechnik geleistet wird. h.

Prinzessin Klatschrose. Ein Blumen-Bilderbuch für Kinder von Theobald Kerner. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein Bilderbuch für Kinder nennt der Verfasser vielleicht etwas allzu becheiden das originelle Werk, das er mit Recht getreu nach der längst vergriffenen und wohl auch vergessenen im Jahre 1853 erschienenen ersten Auflage zu neuem Leben erstehen läßt. An die harmlose Kinderwelt richten sich allerdings die Blätter, auf denen in Bild und Wort die wunderliche Mär von der Prinzessin Klatschrose vorgetragen wird, aber gleich den Kinderbüchern des jüngst verstorbenen Struwwelpeter-Hoffmann erwecken sie doch ein Interesse weit über die frohgemute Kinderwelt hinaus. Das Buch hat seine Geschichte: es ist, wenn man will, ein Denkmal vergangener Tage und jedenfalls ein Erinnerungszeichen

an eine für unser Vaterland allerdings mehr bedeutsame als erfreuliche Zeit. Seine Enttückung führt uns auf den hohen Asperg zurück, wo sein Verfasser als politischer Gefangener weilte. Nach einem langen und traurigen Winter rief ihm der hell in das Land brechende Frühling wehmütige Erinnerungen an bessere Tage, und die sonnige, glückliche Kinderzeit wach. Er gedachte, wie er einst als Kind Blumen, Blätter, Früchte und alles mögliche, was er im Garten und Feld gefunden, auf einer Gartenbank zusammengetragen und daraus Menschen- und Tiergestalten geformt habe. Und wiederum wandelte die Lust zu solchem Spiel ihn an, aber traurig wandte er sich von den Gitterstäben seines Fensters ab und ließ die Blicke über die kahlen und kalten Wände seines Zimmers schweifen, die eher von allem andern als Kinderlust und Kinderpiel zu ihm redeten. Indes lagen auf dem Tische nicht Bleistift und Papier, und ließen nicht im Bilde wenigstens die Figuren sich herstellen, wie sie einst lebhaftig vor ihm gestanden? Er versuchte es, und der Versuch gelang: ja so weit ließ über der glücklicheren Vergangenheit die traurige Gegenwart sich vergessen, daß zu den Zeichnungen ein Gedicht entstand, das Märchen von der Prinzessin Alatschroffe, das später dann mit den Zeichnungen wohl zu dem mert- und denkwürdigsten aller Kinderbücher vereinigt ward und jetzt wieder in seiner eindringlichen Sprache zu uns redet. Interessant ist übrigens, daß das Buch als kleine Polyglotte erscheint, da es neben dem deutschen einen sehr hübschen, ganz im Geiste des Originals gehaltenen, englischen und französischen Text aufweist. h.

Geschichte des Volkes Israel. Von Ernst Renan. Deutsche, autorisierte Ausgabe, übersetzt von C. Schaeßlky. Band I—III. Berlin, Siegfried Cronbach, 1894.

Renans letztes größeres Werk sollte, wie er selbst es ausgesprochen, sein großes Lebenswerk werden. Thatsächlich wurde die „Geschichte des Volkes Israel“ über vierzig Jahre vor der Niederchrift ihres ersten Bandes als „Geschichte der Ursprünge des Christentums“ geplant, der dann das, was der Verfasser später ausführte, sich in organischer Weise hätte anschließen sollen. Als Idealbild schwebte ihm eine umfassende Geschichte der Religion oder, was ihm damit gleichbedeutend war, des Monothismus vor. Wenn er aus dieser großen cyklischen Reihe zuerst das Leben Jesu herausgriff, geschah es, weil diese in der Mitte seines Stoffes liegende Epoche ihn wegen der Persönlichkeit, von der sie beherrscht wird, am meisten anzog. Er hätte aber sein Leben für ein verfehltes gehalten, wenn er die Hand nicht mehr an die Schilderung der vorhergehenden Zeitalter hätte legen können, und

so begann er, bereits in vorgerücktem Alter stehend und seinen Lebensabend herannahend fühlend, sein Lieblingswerk, aus dem in unverminderter jugendlicher Frische der ganze Reiz seiner Persönlichkeit mit ihrem ernstesten Kriticismus und ihrem menschlich lebenswürdigem Idealismus zu uns spricht. „Die Geschichte des Judentums und des Christentums“, so sagt er, in treffender Weise seinen Standpunkt betonend, „sind die Freude voller achtzehn Jahrhunderte gewesen, und selbst zur Hälfte besiegt durch den griechischen Nationalismus, besitzen sie immer noch eine erstaunliche sittenbessernde Kraft. Die Bibel in ihren verschiedenen Verwandlungen bleibt trotz allem und allem doch das große Buch, der Tröster der Menschheit. Es ist nicht unmöglich, daß die Welt in der Uebermüdung der wiederholten Panzerotterklärungen des Liberalismus, noch einmal jüdisch-christlich wird, und dann gerade wird es besonders wichtig sein, eine unparteiisch geschriebene Geschichte jener großen Dinge zu besitzen.“ — Es ist ein Verdienst der Verlagsbehandlung, uns dieses interessante Werk in einer guten deutschen Ausgabe zu bieten, doch würde es sich empfehlen, wenn für die folgenden Bände die Uebersetzung, die offenbar von Damenhands herrührt, durch eine das wissenschaftliche Material vollständig beherrschende Kraft einer Durchsicht unterzogen würde, denn so gut und fließend das Buch sich auch in seinem deutschen Gewande liest, wird es doch von einzelnen Schnurern entstellt, die — wir erinnern nur an den „Denis von Halikarnasse“, durch den der bekannte antike Geschichtsschreiber Dionysios aus Halikarnassos bezeichnet werden soll — in Deutschland wenigstens in einem wissenschaftlichen Werke äußerst störend berühren. h.

Life of Frances Power Cobbe. By herself. 2 vols. London 1894, Richard Bentley.

Miß Cobbes Selbstbiographie gehört zu einer eigentümlichen Gattung der englischen Literatur, welche in anderen Schrifttümern wenig oder gar nicht vertreten zu sein pflegt. Das Leben tüchtiger Privatleute, die, ohne in allgemeinen Angelegenheiten besonders hervorzutreten, ihren eigenen Beruf redlich, verständig und erfolgreich ausfüllen, bildet in England häufig ein Objekt eingehender Beschreibung und ist geradezu ein populärer Zweig der Nationalliteratur geworden. Die starke Betonung willenskräftiger Individualität, welche das englische Leben auszeichnet, kommt hierin gedruckt zur Erscheinung. Nicht ein besonders hohes, ein besonders geistiges Ziel ist es, das hierbei interessiert. Die Befolgung durchschnittlicher Zwecke mit gutem Herzen und klarem Kopf genügt, um Biographien und Autobiographien dieser Art der großen Mehrheit der Engländer anziehend zu machen. Die Erzählung eines

Lebens, wie man es selbst zu leben wünscht, gilt dem großen gebildeten Publikum für reichlich so kennenswert als die Darlegung wissenschaftlicher, künstlerischer oder staatsmännischer Kämpfe überragender Geister, die man bewundert, ohne doch recht an sie heran zu können.

Wiß Cobbe geht über diesen Rahmen ein wenig hinaus, insofern sie moderne Strömungen in Religion, Philanthropie und Frauenfrage schriftstellerisch behandelt hat. Die Art der Behandlung schließt sich indes ganz dem Gespräch der Mittelklassen an und wird dadurch bei dem gesunden Menschenverstand, mit dem sie das Nächstliegende sieht, so manchem mehr genützt haben als eine umfassendere Darstellung. Das teure Buch, das auch viel interessante Personalien zum englischen Kulturleben der Gegenwart enthält, ist bereits in dritter Auflage erschienen — ein verdienter Lohn für das gesunde Wesen und Wollen der Verfasserin.

Bibliographie der Proportionalwahl-literatur. Der Schriftsteller K. Siegfried, welcher von Geh.-Rat Prof. Dr. Gareis an die „Deutsche Revue“ empfohlen wurde, ersucht uns um Aufnahme folgender Noti;:

Bitte:

Umfangreiche Studien über das in neuerer Zeit so häufig genannte Thema der Proportionalwahl und Minoritätenvertretung haben mich dazu veranlaßt, eine alle Länder und Zeiten umfassende Bibliographie der gesamten über diesen hochwichtigen Stoff vorhandenen Literatur zu unternehmen. Die bekannten Schriften von Gageur und Kojin enthalten mit ihren immerhin ziemlich ausgedehnten Literaturnachweisen wenig mehr als eine Vorarbeit dazu; erst eine wirkliche Bibliographie von der Art der von mir geplanten würde es den Gelehrten ermöglichen, gründliche Studien über diesen Stoff anzustellen. In Aufsätzen und Abhandlungen in Zeitungen und Zeitschriften, ferner in einzelnen Stellen, welche sich in wissenschaftlichen Werken aller Art zerstreut finden, sowie in Spezialschriften größeren und kleineren Umfangs bis zu einfachen Flugblättern herunter sind die literarischen Erörterungen über die Proportionalwahl im Laufe der Zeit (sie reichen mindestens bis 1780 zurück) zu einer schier unüberschaubaren Flut angeschwollen, zu deren Bewältigung die Kraft des einzelnen entfernt nicht ausreicht. Ich sehe mich daher in die dringendste Notwendigkeit versetzt, die hilfreiche Gefälligkeit aller derjenigen in Anspruch zu nehmen, welche von solchen Aufsätzen, zerstreuten Stellen und sonstigem Material Kenntnis haben sollten, gleichviel ob dieselben der Hauptsache nach oder nur nebenher das Thema berühren. Pro und contra wird in

meiner Arbeit gleichmäßig berücksichtigt. Jede, auch die kleinste Mitteilung wird mit lebhaftestem Dank entgegengenommen und auf das sorgfältigste beachtet werden. Drucksachen, die man mir gütigst leihweise zur Verfügung stellt, sollen auf das peinlichste gesichert und baldmöglichst zurückerstattet werden.

Königsberg i. Pr. K. Siegfried.
Franzöf. Schulplatz, links.

Tana-Varingo-Nil. Mit Karl Peters zu Emin Pascha von Adolf v. Tiedemann. Berlin. Walther und Apolants Verlagsbuchhandlung. (Hermann Walther).

Tagebücher und Briefe eines lebenswürdigen Offiziers, der mit mehr Mut als Kenntnissen ausgerüstet, als treuer und unermüdlicher Sekundant, die Reise des „Doktors“ zu Emin Pascha mit angetreten und trotz aller Fährlichkeiten und vieler Krankheiten ungeachtet glücklich zu Ende geführt hat. So flott und lesbar das Buch geschrieben ist, so flüchtig ist es auch. Eine Darstellung der Geschichte der Expedition ist es keinesfalls. Während Peters eingehend über die Ziele und Zwecke seines Unternehmens, über die Gründe dieser oder jener Handlung berichtet, so spricht Tiedemann nur von seinen persönlichen Abenteuern, und höchstens der Zustand der Küche wird mit einiger geschichtlichen Genauigkeit entwickelt. Aber auch viele persönliche Erlebnisse Tiedemanns, die anderen, zum Beispiel Rust, erwähnenswert genug erschienen, um sie in ihre Bücher aufzunehmen, findet man bei Tiedemann selbst nicht vorgetragen.

Merkwürdig sind die Abweichungen, die Tiedemann in der Darstellung gemeinsamer Erlebnisse zeigt, gegenüber den Büchern von Peters und Rust, und unser Verfasser zeigt sich dabei regelmäßig als der bescheidenere, der sich am meisten vor Uebertreibungen hütet und daher auch das meiste Vertrauen verdient.

Mit einem Wort: trotz vieler Schwächen sind die Vorzüge weit überwiegend, und das Buch ist wohl wert, gedruckt und gelesen zu werden, obwohl es zum Teil bekanntes (Deutsche Kolonialzeitung von 1889) wörtlich wiedergibt.

K. F.

The Works of Alfred Lord Tennyson, Poet Laureate. London and New-York, Macmillan & Co.

Die Werke Alfred Tennysons in einer handlichen, billigen Ausgabe zu besitzen, dürfte auch in Deutschland der Wunsch von vielen sein. Diesem Wunsche kommt für diejenigen, welche der englischen Sprache mächtig sind, die Verlagshandlung Macmillan u. Co. in London mit einer neuen Ausgabe von Tennysons sämtlichen Werken in einem Band, entgegen. Es ist ein stattlicher Band, gediegen ausgestattet. Das Papier ist tadellos weiß, der Druck zwar etwas klein, aber so klar

und ichari, daß er trotzdem sehr gut leserlich ist, der Preis, der 7 Mark 50 Pfennig für den gebundenen Band beträgt, ist mäßig. Die Ausgabe kann demnach aufs beste empfohlen werden, und es ist zu wünschen, daß sie die Kenntnis der Schöpfungen des vornehmen englischen Poeten immer weiteren Kreisen vermittele. A. L.

La maison John Bull & Cie. Les grandes succursales: Le Canada, l'Australie, la Nouvelle Zélande, l'Afrique du Sud. Par Max O'Rell. Paris, Calmann Lévy. Seinen Büchern über England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika hat O'Rell jetzt einen Band über die „großen Filialen“ des Hauses John Bull u. Comp.

folgen lassen. Unter den großen Filialen sind Kanada, Australien, Neu-Seeland und Südafrika gemeint. In ansprechender Form plaudert der Verfasser über diese Länder, die er, Vorträge und Vorlesungen haltend, durchreist und bei dieser Gelegenheit genauer kennen gelernt hat. Sind seine Kenntnisse auch nicht das Ergebnis tiefer und ernster Forschung und erfährt man auch nicht gerade sonderlich viel wesentlich Neues aus dem Buche, so geben die Schilderungen, die von einer glücklichen Beobachtungsgabe zeugen, doch immerhin ein anschauliches, wenn auch keineswegs erschöpfendes Bild von Land und Leuten, und sie sind -- was ihr größter Vorzug ist -- so unterhaltend, daß man ihnen mit Vergnügen bis zum Schlusse folgt. A. L.



Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Adami, Rob. D., Nicht Binometallismus sondern Kombinationswährung. Ein Vorschlag. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 60 Pfg.

Althagoras, Gymnasiale Bildung und sittliche Erziehung der Jugend. Braunschweig, Otto Salle. 60 Pfg.

Althagoras, Unser Gymnasial-Unterricht. Braunschweig, Otto Salle. 60 Pfg.

Bethusy-Duc, Valéria, Gräfin, Frauen. Roman in drei Bänden. Dresden u. Leipzig, Carl Reißner.

Blibtreu, Karl, Die Weltbefreier. Schweizer Schauspiel in 5 Akten. Zürich, Verlags-Magazin. M. 1. 60 Pfg.

Cordes, Richter, Schwurgericht oder Schöffengericht? Ein Beitrag zur Reform unserer Strafgerichte und Schwurgerichte. Bremen, W. Heinjens Nachfolger.

Erzherzog Carl von Oesterreich. Ausgewählte Schriften. Band VI u. Kartenband. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller. M. 15. —

Grothe-Harkányi, Hugo, Frauenprofile. Illusionen. Zürich, Verlags-Magazin, M. 1. 60 Pfg.

Grupp, Dr. Georg, Kulturgeschichte des Mittelalters. Zweiter Band. Stuttgart, Jol. Rothische Verlagsgesellschaft. M. 6. 80 Pfg.

Hoffmann, Hans, Wider den Kurfürsten. Roman. 3 Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. M. 14. —

Hopf, Wilhelm, Unsere politische Lage. Vortrag. Leipzig, Verlag der Akademischen Buchhandlung W. Faber.

Hulsh, J. Th., Irene. Ein Frühlingstraum in acht Gefängen. Halle a. S., C. A. Neammerer u. Cie. 60 Pfg.

Klein, Dr. G., Es ist ein Gott. Juden und Christen zugeeignet. Berlin, Bibliographisches Bureau.

Kohl, Horst, Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Zwölfter Band. 1886—1890. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. M. 8. —

Kurt, Dr. N., Wahrheit und Dichtung in den Hauptlehren Eduard von Hartmanns. Leipzig, Friedrich Fleischer. M. 1. 25 Pfg.

Lange, Dr. G., Franz Grillparzer. Sein Leben, Dichten und Denken. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Mael, Pierre, Dernière Pensée. Paris, Paul Ollendorff. Fr. 3. 50.

Meili, Dr. Fr., Der Staatsbanterott und die moderne Rechtswissenschaft. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. M. 1. 60 Pfg.

- Mosso, Angelo**, Die körperliche Erziehung der Jugend. Uebersetzt von Johanna Glinzer. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voss. M. 3. —
- Nietzsche, Friedrich**, Der Fall Wagner. Götzendämmerung. Nietzsche contra Wagner. Antichrist. Gedichte. III. und I. Auflage. Leipzig, C. G. Naumann. M. 8. 50 Pfg.
- Panizza, Oskar**, Das Liebeskonzil. Eine Himmelsstragödie in fünf Aufzügen. Zürich, Verlags-Magazin. M. 1. 20 Pfg.
- Perrot, Georges, et Charles Chipiez**, Histoire de l'Art dans l'Antiquité. Tome I: Egypte. Tome III: Chaldée et Assyrie. Tome II: Phénicie et Cypre. Tome IV: Judée. Tome V: Perse. Tome VI: La Grèce primitive. — Paris, Librairie Hachette & Cie. — à fr. 30. —
- Follo, Elise**, Hell und Dunkel. Neue Novellen. Berlin, Mohr, Leipzig, Albert Ahn. M. 4. —
- Fopper, Dr. Phil. Moriz**, Bahn frei! Ein Wort für unsere Frauen. Prag, J. G. Calveische Univ.-Buchhandlung.
- Futlis, Elisabeth zu, Gustav zu Futlis**. Ein Lebensbild. Erster Teil. Berlin, Alexander Dunder. M. 5. —
- Rameau, Jean, Yan**, Illustrations de Maximilienne Guyon. Paris, Paul Ollendorff. Fr. 2. —
- Raubemerkungen zum Monzambano** (Verfassung des Deutschen Reiches). Zur Erinnerung an Samuel von Pufendorf. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. M. 1. —
- Radvi, Eugen**, Emanzipiert. Zürich, Verlags-Magazin. M. 1. —
- Reich, Dr. Eduard**, Grosse und kleine Welt, Geist und Medizin. Abhandlungen, Bruchstücke und Gedanken. Berlin, M. Driesner. M. 5. —
- Rein, W.**, Encyclopädisches Handbuch der Pädagogik. Erster Band, dritte Lieferung. Langensalza, S. Beyer u. Söhne.
- Report of the Commissioner of Education for the year 1890—91**. Volume I. Containing Part I. Washington, Government Printing Office.
- Rittener, Benno**, Zeitiges und Streitiges. Ein literarisches Skizzenbuch. Heidelberg, Georg Weiss Verlag. M. 3. 20 Pfg.
- Schacht, Maximilian**, Soziologische Studien. I. Das Mysterium der Zweifelt. II. Verächtlichkeit der Ehe. Zürich, Verlags-Magazin. M. 1. 20 Pfg.
- Schacht, Maximilian**, Wie sie fielen. Frauenbilder. Zürich, Verlags-Magazin. M. 1. 50 Pfg.
- Schlechter, Dr. Paul**, Der Frauenberuf im Theater. Berlin, Richard Taendler. 60 Pfg.
- Schulz, Alwin, Prof. Dr.**, Allgemeine Kunstgeschichte. 1. Lieferung (vollständig in etwa 30 Lieferungen à M. 2. —). Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhdl. Separat-Conto.
- Scraphim, Ernst**, Geschichte Liv-, Est- und Murlands von der „Aufiegelung“ des Landes bis zur Einverleibung in das russische Reich. I. Band: Die Zeit bis zum Untergang livländischer Selbständigkeit. Reval, Franz Muge.
- Stein, F. von**, Geschichte des russischen Heeres vom Ursprunge desselben bis zur Thronbesteigung des Kaisers Nikolai I. Pawlowitsch. Neue wohlfeile Ausgabe. Leipzig, Zuckerschwerdt und Möschke. M. 8. —
- Enbel, Heinrich von**, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Sechster und siebenter Band. Erste bis vierte Auflage. München u. Leipzig, M. Oldenbourg. à M. 7. 50 Pfg.
- Tuma, Anton**, Serbien. Leipzig, Zuckerschwerdt u. Möschke. M. 6. —
- Voigt, Adolf**, Goethes Briefe. Mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen. Erster Band. 1. Lieferung. (Vollständig in etwa 50 Lieferungen à 50 Pfg.) Leipzig, M. F. Pfau.
- Wahle, Dr. Richard**, Geschichtlicher Ueberblick über die Entwicklung der Philosophie bis zu ihrer letzten Phase. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller.
- Wedde, Johannes**, Geismuelle Werte. Zweiter Band. Hamburg, Hermann Grüning.
- Weddigen, Dr. F. H. O.**, Geschichte der Einwirkungen der deutschen Literatur auf die Literaturen der übrigen europäischen Kulturvölker der Neuzeit. Zweite Ausgabe. Leipzig, Otto Wigand.
- Wette, Herman**, Widutind. Drama in fünf Aufzügen. Köln, Kimbach und Licht.
- Wilms, Wilhelm**, Das Recht auf Arbeit. Vortrag. Hannu i. W., Verlag vollständiger Schriften (W. Wilms). 40 Pfg.
- Zelssberg, H. Ritter von**, Erzherzog Carl von Oesterreich. Ein Lebensbild. Bd. I. 1. und 2. Hälfte. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.
- Zollner, Dr. Edwin**, Schule und Friedensbewegung. Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag. 50 Pfg.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. H. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein neuer Roman von Georg Ebers.

Im Schmiedefeuer.

Roman aus dem alten Nürnberg

von

Georg Ebers.

2 Bände. Preis geheftet M 10. —; in elegantem Original-Einband M 12. —

Dieser neue Roman von Georg Ebers, eine echt deutsch empfundene Erzählung, führt den Leser in die Zeit des neuen Aufblühens des Vaterlandes unter Rudolf von Habsburgs kräftiger Regierung in die alte Reichsstadt Nürnberg und in die leitenden Kreise ihres Gemeinwesens ein. In dieser Mitte kommt die Handlung bewegt und geschlossen im Verlaufe weniger Wochen zum Abschluß, gelangt ein tiefes und fesselndes Seelenproblem zur glücklichen Lösung.

Neues alpines Prachtwerk!

Wanderbilder aus den Dolomiten.

Photographische Aquarelle

von

Theodor Wundt.

In Farben gesetzt von Maler Professor G. Serdtle.

Herausgegeben von der Sektion Berlin des deutschen und österreichischen Alpenvereins.

16 Lichtdrucktafeln (Imperialformat) in Mappe.

Preis 30 Mark.

Für alle Freunde des Hochgebirges und der Kunst ist neben dieses neue Werk von Theodor Wundt, dem bekannten Hochgebirgs-Photographen, erschienen, welches in der Gebirgsliteratur ebenso bahnbrechend werden dürfte, wie dessen frühere Dolomiten-Bilder. Wundt hat damit einen weiteren bedeutungsvollen Schritt in der von ihm angebahnten „künstlerischen Erschließung der Alpen“ gethan. Während in seinen bisherigen Werken Text und Bilder Hand in Hand gingen und den letzteren wegen des Buch-Formates ein verhältnismäßig bescheidener Raum zugewiesen werden mußte, so hat sich Wundt in dieser neuen Publikation ganz auf das künstlerische Gebiet begeben. Zechzehn seiner schönsten Dolomiten-Bilder sind hier in größtem Formate mittelst prächtigen Lichtdruckes zur Darstellung gebracht, darunter acht in Farben nach einer außerordentlich wirkungsvollen Technik. Die mittelst dieses Verfahrens erzielte Wirkung ist eine im höchsten Maße imposante und frappirende. Wenn die Bilder wegen ihres packenden, das Bergsteigerleben so drastisch und wahr darstellenden Inhaltes schon in dem früheren, kleinen Formate das allgemeinste Aufsehen erregten, so haben sie nunmehr derartig gewonnen, daß sie als hervorragende Kunstwerke angesehen werden können und auf jeden Freund der herrlichen Gebirgsnatur von dem nachhaltigsten Eindrucke sein werden. Jedem Bilde ist ein erläuternder, von Illustrationen begleiteter Text beigegeben und die äußere Ausstattung des Werkes in hochorigineller Mappe ist eine überaus glänzende. Wundts „Wanderbilder aus den Dolomiten“ eignen sich deshalb für Kunstliebhaber und alle Freunde der Gebirgswelt zu einer Festgabe, wie sie schöner nicht gedacht werden kann.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder anberufsmässige **Ueberreizung**, **Ängstlichkeit**, **neurasthenischen**, **hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftl. Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.



Verlag von B. Oldenbourg in München und Leipzig.

Das wichtigste historische
Werk der Neuzeit!

Die Begründung des Deutschen Reiches
durch
Wilhelm I.
von
Heinrich von Sybel.

— vom Sechsten und Siebenten Band. —

Jedes einz. beschriftetes Bandes **℞. 7.50.** | Das Werk komplett (I—VII. Bände) kostet
noch elegant in Halbdruck geb. Bände **℞. 9.50.** | brosch. **℞. 62.50.** in Halbdruck geb. **℞. 64.50.**

Revue des Revues

et

Revue d'Europe et d'Amérique.

Au prix de 18 francs par an, à partir du 1^{er} de chaque mois, on a un abonnement à la **Revue des Revues** qui donne *toutes les Revues en une seule.*

»Avec elle on sait tout, tout de suite« (Al. Dumas fils), car »la **Revue des Revues** est extrêmement bien faite et constitue une des lectures des plus intéressantes, des plus passionnantes et des plus amusantes« (Francisque Sarcey); »rien n'est plus utile que ce résumé du mouvement de l'esprit humain« (Zola); »elle a conquis une situation brillante et prépondérante parmi les grandes revues françaises et étrangères« (*Les Débats*), etc.

La **Revue** paraît deux fois par mois, publie des articles des principaux écrivains français et étrangers, est *richement illustrée* et donne, entre autres, les *meilleures caricatures politiques*, etc.

Envoi d'un numéro spécimen sur demande contre **50 Pfennig** en timbres-poste
Paris, **32, rue de Verneuil**, dans tous les bureaux de poste et chez tous les libraires.

Ein neues Buch von Adolphine Breithaupt:

verw. Oberstabs- und Regimentsarzt

Das goldene Buch der Frau.

Ein Freund und Berater in allen Verhältnissen des Lebens im Haus und in der Gesellschaft. Festgeschenk und Hochzeitsgabe für die gebildete Frauenwelt. In Rokoko-Originaleinband 3 M.

Ferner:

Die deutsche Frau in Küche und Keller.

Ein Musterkochbuch für die nord- und süddeutsche Küche, zugleich als Führer und Berater in Küche, Keller und Vorratskammer. In Originaleinband 4 M. — oder in 10 Lieferungen geheftet 3 M. — Prämiirt: Deutsche Frauenabteilung Chicago 1893.

Mutterpflicht und Kindespflege.

Ein Weihnachtsgeschenk aus Mutterhand für Deutschlands Frauen und Bräute. Geb. 3 M.

— Ausführliche Prospekte auf Verlangen. —

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen und von

B. Richters Verlag in Chemnitz.

Deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Fleischer



Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Heinrich von Poschinger	129
Moriz Carriere	137
Georg Ebers	141
M. M. von Oerzen	155
Berwine von Preuschen	178
Heinrich Balthaupt	186
Carl Binz	201
O. Langendorff	214
Friedrich Bienemann	224
E. Lloyd-Morgan	235
Theodor von Sosnosty	241
Berichte aus allen Wissenschaften	245
1. Psychologie: Dr. Hans Schmidkunz, München: Doppelbewußtsein.	
2. Tierzucht: Prof. Karl Mondstori: Das ungarische Pferd und dessen Zucht.	
Literarische Berichte	255
Handwörterbuch des Biblischen Altertums für gebildete Bibelleser. Herausgegeben von Dr. Eduard C. Aug. Richm. — Ebenbürtig. Eine Erzählung aus der Gegenwart von Margarete Poschinger.	
Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes	256



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Interessante Erscheinungen!

Die Ansprachen des Fürsten Bismarck

1848 bis 1894.

Herausgegeben von

Heinrich v. Poschinger.

Mit dem Bildnis des Fürsten.

Preis geheftet M. 7. —; in elegantem Halbfranzband M. 9. —

Die Ansprachen des Fürsten Bismarck, welche den Band füllen, bilden gewissermaßen eine Ergänzung des monumentalen Kohlschens Werkes „Die Reden des Fürsten Bismarck“. Hier wie dort handelt es sich in erster Linie um politische Reden, welche der eiserne Kanzler gehalten hat, nur ist der Schauplatz derselben ein anderer. Wir erhalten in dem Poschingerischen Buche den getreuen Wortlaut von Reden und Ansprachen, welche Bismarck im Bundesrat, im Staatsministerium, im Volkswirtschaftsrat, auf nationalen und internationalen Kongressen, aus Anlaß ihm dargebrachter Huldigungen und beim Empfange von Deputationen gehalten hat. Ein guter Teil des hier gebrachten Materials erscheint zum erstenmale vor der Oeffentlichkeit, ebenso wie manches von bereits Gedrucktem zum erstenmale weiteren Kreisen zugänglich gemacht wird, da es sich zumeist nur zerstreut in Quellenwerken vorfand, und auch in diesen nicht immer in authentischer Fassung. Zum erstenmale in deutscher Sprache werden uns die hochbedeutenden Reden und Erklärungen unseres Altreichskanzlers auf dem Berliner Kongreß von 1878 geboten, von denen es bisher weder eine amtliche, noch eine sonstige Uebersetzung gegeben hat.



Crispi bei Bismarck.

Aus dem Tagebuch

eines Vertrauten des italienischen Ministerpräsidenten.

Preis geheftet M. 3. —; elegant gebunden M. 4. —

Der Wert dieser tagebuchartigen Aufzeichnungen über die beiden Besuche, welche Crispi in den Jahren 1887 und 1888 in Friedrichsruh abstattete, beruht nicht, wie man wohl vermuten könnte, in den Streiflichtern, die sie auf das politische Gebiet fallen lassen, wiewohl es auch an solchen, und zwar recht interessanten, nicht fehlt. Was den Reiz des Buches ausmacht, ist vielmehr die Intimität des häuslichen Verkehrs, in welcher es die beiden durch das Band langjähriger Freundschaft mit einander gereinigten großen Staatsmänner erscheinen läßt. Ueber Bismarck wie über Crispi ist vieles geschrieben worden; man hat sie uns gezeigt auf der Rednerbühne, im Ministerrat und jeden von ihnen in seinem Privatleben, aber niemals noch haben wir sie so wie hier beobachten können, wie sie ohne den Zwang der Konvention mit einander verkehren und sich Auge in Auge gegenüber treten. Das Buch wirkt daher, obgleich die ihm zu Grunde liegenden Thatfachen bereits der Vergangenheit angehören — sofern bei einem Zeitraum von 6 bis 7 Jahren von einer solchen die Rede sein kann — mit der vollen Anziehungskraft einer Aktualität.



In beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Neue Tischgespräche des Fürsten Bismarck. ¹⁾

Von

Heinrich von Poschinger.

8. April 1876. Diner bei Bismarck, zu welchem die Mitglieder der in Berlin versammelten Reichs-Cholera-Kommission, bestehend aus dem Geheimen Rat Professor Dr. von Pettenkofer aus München, Geheimen Medizinalrat und Professor Dr. Hirsch aus Berlin, Generalarzt Dr. Mehlhaußen aus Berlin, Geheimen Medizinalrat Dr. Günther aus Dresden und Obermedizinalrat Dr. Holz aus Karlsruhe, geladen waren.

Als Vorstand der Cholera-Kommission hatte Professor Dr. von Pettenkofer den Fürsten Bismarck gebeten, ihm und den Mitgliedern der Kommission eine Audienz zu bewilligen; anstatt dieser wurden die Herren zur Tafel geladen.²⁾

Der Fürst, welcher sehr guter Laune war, zeigte seinen Gästen vor Tisch die kürzlich angekommene Kassetten aus Hanau, auf deren Deckel zwei Kämpfer in getriebenem Silber zu sehen waren, ein großer und ein kleiner; der große, meinte er, werde er wohl sein sollen, der kleine wahrscheinlich Laster. Bei Tisch waren noch anwesend: die Frau Fürstin, die jetzige Gräfin von Hanau, damals in tiefer Trauer um ihren verstorbenen Bräutigam, Graf Herbert, Geheimer Regierungsrat Obernier und der damalige Leibarzt des Fürsten, Dr. Struck.

Nach Tisch lud Bismarck die Herren von der Kommission ein, mit ihm an einem runden Tisch Platz zu nehmen; die Fürstin setzte sich an ein Fenster mit einer Stuckerei, im Hintergrunde lag der Reichshund. Dr. Günther versuchte den Fürsten dafür zu interessieren, daß in ganz Deutschland nach einheitlichem Plane Untersuchungen über die Art und den Grad der Flußverunreinigungen angestellt würden. Der Fürst meinte: „Ach, geht mit euren Wasseruntersuchungen, dabei kommt nichts heraus. Den Wein und das Bier müßt ihr untersuchen:

¹⁾ Anmerkung der Redaktion. Der Verfasser des obengenannten Werkes hatte die Güte, uns aus demselben einige Abschnitte für dieses und das nächste Heft zur Veröffentlichung zu überlassen. Das Werk wird im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, zum achtzigsten Geburtstag des Altreichskanzlers erscheinen.

²⁾ Dr. Günther, zur Zeit Präsident des königlich sächsischen Landes-Medizinal-Kollegiums in Dresden, und von Pettenkofer sind die einzigen noch lebenden Mitglieder der damaligen Kommission.

es ist unglaublich, was da für Verfälschungen vorkommen.“ Dr. Günther erwiderte, daß bei den ihm bekannt gewordenen Untersuchungen bisher der Zusatz wirklich schädlicher Stoffe zum Biere nicht nachgewiesen worden sei. Wenn jemand nachteilige Folgen nach dem Biergenusse verspüre, sei an erster Stelle anzunehmen, daß er zu viel getrunken, an zweiter, daß das Bier nicht gut gepflegt gewesen, an dritter, daß die verwendeten Ingredienzien nicht ganz einwandfrei gewesen; von Pettenkofer bestätigte, daß er auch zu dieser Anschauung gelangt sei. Der Fürst hielt seine Behauptung aufrecht und erklärte die häufige Untersuchung von Bier und Wein für erforderlich.

Dann erörterte er die Frage, wie es wohl kommen möge, daß zur Zeit in vielen Gegenden Preußens kein Wein mehr gebaut werde, in welchen früher welcher gebaut worden sei. Entweder sei das Klima seit jener Zeit rauher geworden oder unser Geschmack verfeinert, so daß wir die Erzeugnisse mancher Gegenden nicht mehr zu trinken vermöchten. Letzterer Auffassung neigte er zu, ohne daß von irgend einer Seite widersprochen wurde.

Endlich führte der Fürst in längerer, durch eine Menge von Beispielen erläuteter Darlegung aus, daß durch eine Mischung des germanischen Elementes mit dem slavischen etwas Brauchbares zu stande komme. Das slavische Element allein sei zu weich, das germanische allein zu rauh. Die Verschmelzung beider liefere etwas Tüchtiges.

Professor von Pettenkofer, der berühmte Münchener Gelehrte, den ich um eine Aeußerung über die Eindrücke fragte, die Bismarck auf ihn bei seiner persönlichen Begegnung mit demselben gemacht habe, bemerkte mir:

Was ich nicht vergessen kann, ist der Scharfsinn und das Wohlwollen, mit welchem Fürst Bismarck die Aufgaben der Kommission förderte. Für die Entwicklung der öffentlichen Gesundheitspflege und der wissenschaftlichen Hygiene hat man überhaupt der persönlichen Initiative des Fürsten mehr zu danken, als man heutzutage glaubt. Die Errichtung der Cholera-Kommission für das deutsche Reich im Jahre 1873 war ein erster Schritt. Daß dieser wirklich für das Allgemeine und nicht für einen engen Gesichtskreis galt, geht schon daraus hervor, daß von den Mitgliedern der Kommission nur zwei aus Berlin, die übrigen aus Sachsen, Baden und Bayern genommen waren.

Ein zweiter, viel größerer Schritt war die Errichtung des kaiserlichen Gesundheitsamts, welches geradezu als eine Marksäule im Entwicklungsgange der öffentlichen Gesundheitspflege in Deutschland bezeichnet werden kann. Seine Durchlaucht ließ durch den königlich preussischen Gesandten in München, den Grafen Werthern, im Jahre 1876 bei mir anfragen, ob ich geneigt wäre, die Direktion des neu zu begründenden Amtes zu übernehmen. Ich lehnte die ehrenvolle Anfrage dankend ab aus zwei Gründen. Erstens war eben der Bau eines hygienischen Instituts der Universität München beschlossen worden, wofür der bayerische Landtag eine hohe Summe bewilligt hatte. Ich sollte 1873 an die Universität Wien übersiedeln, wo man mir ein Institut nach meinem Sinne einrichten wollte. Da wir bayerischen Universitätsprofessoren eidlich verpflichtet

sind, einen Ruf, bevor wir zusagen, dem Ministerium anzuzeigen, fragte mich Minister von Luß, um welchen Preis ich in München bleiben würde. Ich antwortete, ich verlange gar nichts für mich, aber die Errichtung eines hygienischen Instituts, was allerdings viel Geld koste. Herr Dr. von Luß brachte beim nächsten Landtage das Postulat ein und wurde von dem damaligen Referenten im Finanzausschusse des Landtags, Domkapitular Schmidt, warm unterstützt. Die Summe (190 000 fl.) bewilligt wurde.

Als ich nun, ehe der Bau begonnen war, zum Minister Dr. von Luß kam und ihm die Anfrage des Grafen Werthern mitteilte, eröffnete er mir ganz kurz, er könne mich nicht abhalten, als Direktor des kaiserlichen Gesundheitsamts nach Berlin zu gehen, aber er versichere mir, daß dann auch die Universität München kein hygienisches Institut erhalte. Der Bau sei von der Kammer wesentlich nur aus Rücksicht auf meine persönliche Leitung des Instituts bewilligt worden, und man werde ihm sehr dankbar sein, wenn er das Geld spare.

Ein zweiter Grund war, den ich auch Seiner Durchlaucht in einem Schreiben zum Ausdruck brachte, daß ich der Ansicht sei, daß sich als Direktor des kaiserlichen Gesundheitsamts ein Arzt oder Hygieniker von Fach weniger eigne als ein wohl geschulter Verwaltungsbeamter. Ärzte und Hygieniker und Naturforscher gehörten in die Laboratorien des Gesundheitsamts, aber die verschiedenen Beziehungen der öffentlichen Gesundheitspflege zur Staatsverwaltung überblicke ein hervorragender Verwaltungsbeamter viel besser.

Zum ersten Direktor des Amts wurde allerdings ein Arzt, Oberstabsarzt Dr. Struck, ernannt, welcher dem Fürsten sehr nahe stand. Unter der Direktion von Struck ließ der Fürst das segensreiche Gesetz über Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände ausarbeiten. Unter Struck kam auch der jetzt weltberühmte Bakteriologe Dr. Robert Koch in das kaiserliche Gesundheitsamt. Aber als Dr. Struck zurücktrat, wurde doch ein Verwaltungsbeamter, Geheimerat W. Köhler, vom Fürsten als Direktor vorgeschlagen. Unter Köhler kam das Amt in vollste Blüte, und mit vollem Rechte hat die Universität Marburg den Juristen Köhler zum Doctor medicinae honoris causa ernannt. Diese Thatfachen dürften genügen, um dem Fürsten Bismarck nicht nur in der politischen Geschichte, sondern auch in der Entwicklungsgeschichte der öffentlichen Gesundheitspflege und der Hygiene Bewunderung zu zollen.

7. Juni 1876. Abschiedsdiner, welches Fürst Bismarck dem bisherigen Präsidenten des Reichskanzleramts, Dr. Delbrück, gab.

Zu demselben waren geladen: der Staatssekretär des Auswärtigen Amts, Staatsminister von Bülow, die Mitglieder des Staatsministeriums, die drei Direktoren des Reichskanzleramts, der Präsident des Reichs-Eisenbahnamts Maybach, Geheimerat Schumann und Geheimerat Michaëlis.

In dem Toaste auf Delbrück dankte Bismarck demselben für seine hingebende und eifrige Mitwirkung an dem Ausbau des Reichs, unter besonderer Betonung des vielen, was er von ihm gelernt habe. Delbrück lehnte dieses Kompliment bescheiden ab und bemerkte, er sei es vielmehr, der durch Bismarcks

praktischen Blick gefördert worden sei, und schloß mit einem Hoch auf den Reichskanzler. Die Thatsache, daß trotz dieser Versicherungen kein Teil von dem andern mehr etwas hinzulernen wollte, war aber nicht aus der Welt zu schaffen.

19. Dezember 1876. An diesem Tage war der Reichstagsabgeordnete Freiherr von Barnbüler in Gesellschaft seines Schwiegersohnes, des württembergischen Gesandten in Berlin, Freiherrn von Spixemberg, seiner Tochter Hildegard, des Herrn von der Schulenburg, früheren preussischen Gesandten in Stuttgart, und seiner Frau bei dem Fürsten Bismarck zu Tische.

Ueber die bei dieser Gelegenheit geführten interessanten politischen Gespräche entnehmen wir einer Aufzeichnung des Freiherrn von Barnbüler folgendes:

Beim Kaffee setzte sich Fürst Bismarck mit Spixemberg und mir zusammen und sprach mir zuerst von dem Eisenbahnprojekte und sagte mir, ihm liege nur daran, daß die Privatbahnen, zumal die größeren, in die Hände des Staates kommen, da es nicht erträglich und mit den Interessen des wirtschaftlichen Lebens vereinbar sei, daß diese Gesellschaften das wirtschaftliche Wohl und Wehe ganzer Provinzen beherrschen. Die Mittelstaaten haben diesen Zweck nahezu erreicht, jetzt solle es in Preußen geschehen. Um aber den preussischen Finanzminister dafür in die rechte Bewegung zu setzen, müsse er den nationalen Gedanken anspannen. Habe dann Preußen die Bahnen erworben, so sei es noch lange nicht sicher, daß es mit dem Reiche über den Kaufpreis einig werde.

Von den Differenzialtarifen sagte er, daß diese von den Reichsbehörden (dem Bundesrat) abhängig sein müßten.

Er ging dann auf eine Erzählung über, welche mir der Anlaß zu diesen Niederschreibungen ist.

Im Jahre 1857 sei er wegen der Neuenburger Frage in Frankreich gewesen und zum Kaiser Louis Napoleon berufen worden.¹⁾ Derselbe habe, damit einleitend, daß er das Vertrauen seines Königs besitze, ihm folgende Eröffnungen gemacht: Er ambitionire für Frankreich die Herrschaft über das Mittelmeer, solle es auch zum französischen See nicht ganz, so doch zu etwas dem Aehnlichem werden. Dies würde dem amour propre des Français genügen und wäre für Europa nicht gefährlich, weil die Franzosen keine Marins wie die Engländer und daher für sich allein eine Herrschaft über die Meere geltend zu machen nicht im Stande seien. Zu diesem seinem Zwecke brauche er die italienische Frage und einen Krieg in Betreff derselben mit Oesterreich.

Außerdem müsse die Alleinherrschaft Englands über das Meer gebrochen werden, und zu diesem Zwecke sollten die Flotten der anderen europäischen Staaten so entwickelt werden, daß sie, kombinirt mit der französischen, der englischen die Spitze bieten könnten, die italienische, spanische, holländische, skandinavische und preussische. Um dies zu erreichen, müßte Preußen die nördlichen deutschen Uferstaaten annectiren. Er schlage hierzu ein Bündniß mit Preußen

¹⁾ Vergl. über diese Episode mein Werk: „Preußen im Bundestag“ Bd. III. S. 94--97.

gegen Oesterreich vor. Auf die Bemerkung Bismarcks, warum Napoleon, wenn er eine Koalition zur See gegen England wünsche, Rußlands Flotte den Eintritt ins Mittelmeer erschwere, ging derselbe mit der wohl nicht ganz aufrichtigen Bemerkung ein, daß Rußland, wenn es über die griechischen Seeleute verfügte, im mittelländischen Meere zu stark für Frankreich werden würde. Seine wirklichen Gründe waren andere.

„Für die Rheinlande,“ so fuhr er fort, „haben Sie nichts zu fürchten. Abgehen von einigen Grenzregulirungen wären die preussischen und bayerischen Rheinlande im Besitze Frankreichs undenkbar ohne Belgien, dieses würde wieder Holland nach sich ziehen, zusammen elf Millionen, bewohnt von den reichsten und einflußreichsten Nationen, und das ergäbe ein Frankreich, welches Europa nicht dulden würde, wogegen sein Plan mit dem Mittelmeere seinem und Frankreichs Ehrgeiz genügen würde, ohne Europa gegen sie zu verbinden.“

Bismarck habe ihm erwidert:

Der Plan sei ohne Kenntniß der konkreten Verhältnisse entworfen. Nie und nimmermehr werde der König (Friedrich Wilhelm IV.) zu einem solchen Bündnis zu bewegen sein, vielmehr bei ihm unüberwindlichen Widerstand, überhaupt die verschiedenartigsten Schwierigkeiten aller Art hervorrufen. „Vous vous embourberiez.“

„C'est une expression pittoresque, mais bien significative,“ bemerkte Napoleon darüber.

„Es ist gut,“ fuhr Bismarck fort, „daß Sie diese confidences mir gemacht haben, denn ich bin vielleicht der einzige Preuße, welcher es auf sich nimmt, darüber nicht zu berichten. Würde das aber geschehen, so könnten absichtliche oder unabsichtliche Indiskretionen dieselben nach Wien durchdringen lassen, und dann wäre der Samen in seinen Folgen nicht zu berechnenden Mißtrauens geiät. Ich gebe Eurer Majestät mein Wort, daß ich das mir Mitgeteilte nicht berichten werde, bitte Sie aber, solche Gedanken aufzugeben.“

Der Kaiser habe das zugesagt und sei darauf auch später nicht mehr zurückgekommen, habe ihm aber von dieser Zeit an volles Vertrauen geschenkt und sei ihm gegenüber auch im wesentlichen wahr gewesen.

Im Jahre 1870 zwar habe er ihn hintergangen; da seien aber das leitende Prinzip die Kaiserin und die römische Kurie gewesen, welche von den relativen sich gegenüberstehenden Kräften keine genaue Kenntniß gehabt haben.

Wie ich das selbst gefunden habe und mir Leute, welche dem Kaiser Napoleon näher standen, wie zum Beispiel die Königin von Holland, Lord und Lady Cowley und andere, ganz übereinstimmend ausgesprochen haben, so beurteilt auch Bismarck Napoleon nicht als einen sehr intelligenten, kalt berechnenden Mann, sondern als einen mit Verstand ganz gewöhnlich begabten, gutmütigen und Gefühlseindrücken zugänglichen Menschen.

Im Jahre 1866 wurde Bismarck derselbe Plan zugetragen, welcher von einem gewissen Weiger den süddeutschen Ministern gebracht worden war, natürlich ganz privatim, um dieselben auszuholen, worauf diese aber auf keine Weise

reagirten, nämlich Preußen mittelst Sachsen und Hannover und den übrigen mittel- und norddeutschen Staaten zu konsolidiren und dafür die katholische sächsische Dynastie am Rhein zu entschädigen und so, wie Bismarck sich ausdrückte, einen Sicherheitspuffer zwischen Preußen und Frankreich zu legen.

15. Januar 1877. Unter den zum Familiendiner Geladenen befand sich der Direktor der königlichen Akademie der Künste, Anton von Werner, welcher damals vielfach beim Fürsten Bismarck war, um Porträtstudien für sein Bild „Die Kaiserproklamation in Versailles“ zu machen, welches dem Kaiser Wilhelm am 22. März 1877 zu seinem 80. Geburtstage übergeben wurde.

Bei dieser Gelegenheit überreichte Herr von Werner dem Fürsten das erste Exemplar der vollendeten, von ihm illustrierten neuen (zweiten) Auflage des berühmten Schöffel'schen Werkes „Gaudeamus“. Mit dem bekannten hingebenden Interesse desselben für alles Hervorragende und Schöne begann der Fürst sofort seiner Umgebung aus diesem humorprudelnden Werke Schöffels selbst vorzulesen und die Werner'schen Illustrationen zu erläutern. Fürst Bismarck nahm dabei eine so trauliche Haltung ein und aus seinen Gesichtszügen sprach so viel Heiterkeit, daß sich der Akademiedirektor unwillkürlich gedrängt fühlte, diese freundliche Scene, eine der so seltenen Mußestunden des Fürsten, in sein Skizzenbuch einzutragen. So entstand die bekannte und viel bewunderte Bismarck-Skizze Anton von Werner's.

Schöffel war 1876 im Sommer in Stissingen mit dem Fürsten Bismarck bekannt geworden. Anton von Werner kannte Bismarck schon von Versailles her. Später besuchte er den Kanzler in Friedrichsruh, um sich den Besitz einer Skizze für das im Berliner Rathhaus befindliche große Bild des Berliner Kongresses zu verschaffen. Der Kanzler war aber nur schwer zu bewegen, zu sitzen. Auch konnte Anton von Werner die betreffende Skizze für sein historisches Gemälde nicht wohl verwerten, da Bismarck's Gesichtsfarbe von dem Landaufenthalt viel zu gebräunt und rötlich war, während für das Kongressbild der damalige blasse Teint desselben am Plage war.

9. Januar 1881. Die Beamten des preußischen Ministeriums für Handel und Gewerbe bei ihrem Chef zu Tisch. Bekanntlich war Fürst Bismarck an Stelle des Staatsministers Hofmann zum Handelsminister ernannt worden, zuerst (23. August 1880) provisorisch, am 15. September 1880 in definitiver Weise. Der Kanzler trug seinem neuen Amte zu Anfang das lebhafteste Interesse entgegen. Da derselbe den Herbst bis in den Winter hinein in Friedrichsruh weilte, so war eine persönliche Uebernahme der Amtsgeschäfte des Ministeriums ausgeschlossen. Von dem Wunsche bejeelt, sich zunächst in dem neuen Geschäftsfreie zu orientiren, verfügte er, daß ihm von allen Eingängen des Ministeriums in Form eines Journals Kenntnis gegeben werde. Jene Piecen, die der Kanzler einsehen, oder zeichnen, oder worüber er Vortrag haben wollte, bezeichnete er in margine mit Bleistift. Außerdem verfügte er, daß ihm alle an fremde Behörden, also zum Beispiel an das Reich, die preußischen Ministerien gerichteten Schreiben zur Unterchrift vorgelegt werden. Nur die Zeichnung der an unter-

stellte Behörden gehenden Erlasse (Handelskammern, Bezirksregierungen, Private und so weiter) überließ er dem Unterstaatssekretär.

Als Fürst Bismarck am 8. Januar 1881 nach Berlin zurückkehrte, drängte es ihn, mit seinen Räten im Handelsministerium persönlich Fühlung zu gewinnen. Andere Minister oder Staatssekretäre lassen sich beim Amtsantritt ihre Räte entweder bei Gelegenheit einer Sitzung vorstellen, oder sie entbieten sich dieselben zur Vorstellung durch den abgehenden Chef. Der Handelsminister Bismarck wählte einen andern Weg. Am Tage seiner Ankunft ließ er den Befehl ergehen, daß der Unterstaatssekretär und die vortragenden Räte auf den nächsten Tag zum Diner bei ihm eingeladen werden. Die Bestimmung erfolgte, obwohl noch keiner der Herren Zeit gefunden hatte, im Reichskanzlerpalais sich durch Abgabe der Karte zu melden. Dieser Höflichkeitsakt wurde nun nach Empfang der Einladung rasch nachgeholt. Als dem Fürsten berichtet wurde, daß der Unterstaatssekretär Dr. Jacobi und die vier vortragenden Räte Wendt, Rommel, Dr. Stüve und Vohmann die Einladung angenommen, schien er von der Kleinheit der Behörde überrascht und bedachte nachträglich auch noch die Hilfsarbeiter Ullmann und Dr. Hopf mit Einladungen.

Dem Mittagessen wohnten außer den Familienmitgliedern auch noch der Chef der Reichskanzlei von Tiedemann und Geheimerrat Rudolf Lindau an. Der Unterstaatssekretär Jacobi führte die Fürstin zu Tisch, der Hausherr setzte an seine Seite den ältesten der Räte.

Der Fürst animirte zum Trinken von seinem Portwein, dem er selbst tüchtig zusprach. Er sei damit reichlichst versehen und wohl einer der größten Besitzer von Portwein in Deutschland.

Seinem Tischnachbar erzählte Bismarck unter anderem folgende Geschichte: „Ich ritt eines Tages gegen den Grunewald zu in die Umgebung Berlins und sah mich plötzlich gegenüber einer Herde Schafe, deren gutes Aussehen mich bestimmte, Halt zu machen und mich nach dem Züchter zu erkundigen. Ich erfuhr, daß die Herde einem Berliner Stadtrat gehörte, fragte dann, ob ich einen Hammel kaufen könne, und schloß, da der Schäfer die Frage bejahte, das Geschäft alsbald ab. Wenige Tage später stand der Hammel bei Gelegenheit eines diplomatischen Diners auf meiner Tafel. Ich hatte meiner Frau erzählt, wie ich in den Besitz des Tieres gekommen war, und von ihr muß die Kunde in die Küche gedrungen sein. Wenig, der Gang war auf der Speisekarte verzeichnet als ‚Southown Battard à la Municipal‘. Es dauerte nicht lange, und ich besuchte ein Diner bei dem russischen Botschafter und fand auf dem Menu zu meiner großen Ueberraschung als Braten ‚Southown Battard à la Municipal‘. Ich konnte mich eines Lächelns nicht enthalten und erfuhr später, der Koch des russischen Botchafters habe sich das Menu meines Diners zu verschaffen gewußt und schlauweg, ohne den Zusammenhang zu ahnen, die auf meiner Karte stehende Bezeichnung auch für sein Hammelbratengericht gewählt.“

Nach Tisch trennte sich die Gesellschaft in zwei Teile. Die Fürstin, die Gräfin Rangau, die Söhne des Kanzlers, von Tiedemann und Rudolf Lindau

bildeten eine Gruppe, während der Handelsminister seine Räte an einem andern Tisch um sich vereinte.

Der Fürst war ungemein aufgeräumt und erzählte seine Räte mit Erzählungen über die intimsten Vorgänge aus seinem Leben. Er sprach von seinem dieses Jahr wieder so lange ausgedehnten Landleben, von seinem Gesundheitszustande und von dem Jahre 1866, wobei er ausdrücklich in Abrede stellte, daß er das Königreich Sachsen habe annectiren wollen.

Das Gespräch lenkte sich auf die neue Stellung des Kanzlers als Chef des Handelsministeriums, und hierbei fiel denn bald das denkwürdige Wort: „Ich bin unter Sie gekommen wie Odysseus unter die Freier“. Der fürstliche Hausherr betrachtete also das Handelsministerium als seine Domäne, die andere Eindringlinge in Besitz genommen hatten, und wo es sich darum handelte, die Lust zu säubern und die Lästigen vor die Thüre zu setzen. Von denen, die bei dem klassischen Vergleiche des Hausherrn wohlgefällig lächelten, hatte wohl keiner sofort die ganze Tragweite desselben sich vor Augen geführt. Und doch war das Gleichniß nicht etwa ein Spaß des Hausherrn.

Der neue Odysseus hatte bald im Handelsministerium gründlich aufgeräumt. Wenige Monate später waren zwei der Hauptkräfte, Dr. Jacobi und Dr. Stüve, aus dem Hause¹⁾. Was übrig blieb, waren leicht lenkbare Beamte, welchen der Fürst überdies in der Person des Dr. von Moeller einen Vorgesetzten nach seinem Geschmacke gab.

Bismarck betonte sein Interesse an den Geschäften des Handelsministeriums, welche vielfach Fragen berührten, die ihm persönlich nicht fremd seien. Die von dem Ministerium ausgehende Verwaltung, die Bismarck durch die nunmehr bereits seit mehreren Monaten geführte Korrespondenz hinlänglich kennen gelernt hatte, fand seinen Beifall; nur der Geist, von dem dieselbe getragen sei, bedürfe einer Auffrischung.

Man sprach von der gegenwärtigen Stellung des Handelsministeriums und einer der Räte meinte, seinen Idealen entspreche dieselbe nicht; es möchte vielmehr eine Union desselben mit dem Reichsamt des Innern in der Weise eingeleitet werden, wie sie bereits zwischen dem Auswärtigen Amt des Reichs und dem preussischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten bestehe. Der Hausherr erwiderte, an sich sei auch ihm dieser Plan sympathisch; er würde das komplizirte Mäderwerk im Reiche und Preußen um eine Schraube vereinfachen. Und doch halte er die Maßregel für inopportun und werde sie seinerseits nicht ausführen.

¹⁾ Zu Jacobi hatte der Kanzler zu Anfang nicht das volle Vertrauen. Derselbe war nicht von ihm, sondern während Bismarcks längerer Fernhaltung von den Geschäften von dem Ministerpräsidenten Grafen Moon zum vortragenden Rat ernannt worden. Jacobi huldigte einer streng konservativen Richtung. Später hat sich Fürst Bismarck davon überzeugt, daß er sich von einem nicht begründeten Vorgefühl hatte leiten lassen, und ihr gegenseitiges Verhältnis ließ absolut nichts zu wünschen übrig. Von Stüve wußte der Kanzler, daß er, als Anhänger des Freihandels, die von ihm inauguirte nationale Handelspolitik nicht unterstützen würde.

„Die Bundesregierungen würden fürchten, daß die Chefs die Angelegenheiten des Reichs durch die preußische Brille sähen, sie würden dieselben in preußischen Interessen befangen wäñnen; sie befürchteten davon eine Verpreußung des Reichs.“

„Ich bin objektiv genug, um mich in die Lage der anderen Staaten hinein zu denken. Für die Schaffung eines Reichs-Handelsamts mögen Sie mich einmal bereit finden, für Verquickung preußischer und Reichsämtler rühre ich keine Hand.“



Gedankenfreiheit.

Ein Brief an den Herausgeber der „Deutschen Revue“.

Hochgeehrter Herr!

Ich hatte in meinem Aufsatz „Wo stehen und wohin gehen wir?“ *) einen gotteslästerlichen Vers des Franzosen Richopin den Aussprüchen von Voltaire und Diderot gegenüber gestellt, welche die Notwendigkeit Gottes für Vernunft und Gemüt bekantnen; Sie haben auf Anraten Ihres juristischen Beirats und verantwortlichen Redakteurs den Vers gestrichen und damit jenem Teil meiner Darstellung die Spitze abgebrochen. Wohin kommen wir, wenn wir aus Besorgnis vor dem Strafrichter nicht mehr die Worte der Gegner mitteilen dürfen, um derentwillen wir gerade unsere warnende Stimme erhoben? Hatte ich denn das Citat als meine Ansicht verteidigen oder zur Verbreitung empfehlen wollen? Vielmehr in dem Aufsatz: „Wo stehen und wohin gehen wir?“ rechtfertigte ich das Bekenntnis zum lebendigen Gott, und um zu zeigen, wie herrlich weit es unier Jahrhundert gebracht, um zu zeigen, wie notwendig der Kampf dagegen sei, citirte ich jenes Wort; darf ich es nicht, weil ein Schwachkopf daran Anstoß nehmen oder ein Fanatiker es sich aneignen könnte? Soll ich, seit wir keine Zensur mehr haben, nun mein eigener Zensor werden und meine Gedanken verstümmeln, wo sie doch für die sittliche Weltordnung einstehen? Es scheint so, wenn wir einen Satz ins Auge fassen, der zum Gesetz werden soll durch die „Umsturzvorlage“, wie das ungeheuerliche Wort lautet.

Geben Sie Gedankenfreiheit! So müssen wir wieder mit Bosa ausrufen. Schillers und Goethes Werke müssen umgedruckt werden, wie die alten Klassiker, nicht bloß in usum Delphini, sondern überhaupt, wenn jedes freie Wort über Religion, Ehe, Eigentum, Monarchie dem Strafrichter verfallen soll.

*) Siehe „Deutsche Revue“, Januar-Heft 1895.

Armer Luther, wie wäre der Staatsanwalt gegen Deine Schriften eingeschritten! Wie hättest Du wegen Deines Kampfes gegen einen Papst, von dem das Wort berichtet wird, daß die Fabel von Christus doch viel Geld einbringe, oder gegen Heinrich VIII. von England hinter Schloß und Riegel sitzen müssen! Heute kann ein Bischof selber zugeben: es sei in Bezug auf ein paar alte Lappen nicht streng zu erweisen, daß sie Jesus getragen habe; — aber ein junger evangelischer Theologe eifert dagegen, daß man sie als „heiligen“ Rock dem Volk zur Verehrung ausstelle, und er wird verurteilt, weil er Einrichtungen der katholischen Kirche angegriffen; oder ist es anders? Wie viel kräftiger lautet vierzig Jahre vorher jener Brief an den Bischof Arnoldi von Trier, der Konges Namen trägt, und niemand hat ihn strafrechtlich verfolgt! So gehen wir zurück im neuen Reich.

Ich bekenne mich selber zur Theosophie. Aber leugne ich Gott, wenn ich das, was heut in England und Deutschland im Anschluß an Frau Blavatsky für Theosophie oder für Geheimbuddhismus ausgegeben wird, für vielfach schwindelhaft erkläre? „Die Inspiration ist ein Wahn“ — soll jüngst ein Bonner Professor gesagt haben. Ich halte das für falsch, doch ich verstehe es, wenn er gegen die Vorstellung polemisierte, daß jeder Buchstabe der Bibel eine direkte Eingebung des heiligen Geistes sei. Aber ich habe schon vor vierzig Jahren in meiner Aesthetik erklärt: Offenbarung ist das Mächtigwerden des allgemeinen göttlichen Geistes im individuellen menschlichen; sie ist zu verstehen, wenn wir in Gott, nicht außer Gott leben und Gott nicht bloß Substanz und Naturkraft, sondern auch selbstbewußter Wille ist, der in und über allem waltet. So erklärt sich, wie Dichter alter und neuer Zeit, Heiden, Mohammedaner und Christen, von göttlicher Begeisterung, Eingebung und Erleuchtung reden, aus innerer Erfahrung reden, die wir nicht in eine Phrase hinwegdeuteln dürfen. Ist es nicht besser, wir verhandeln wissenschaftlich darüber, als daß der Staatsanwalt Strafantrag stellt, weil eine Lehre der Kirche geleugnet werde? „Alles Neue, Große und Schöne, das vom Anbeginn der Welt an in die Welt gekommen, und was noch bis an ihr Ende in sie kommen wird, ist in sie gekommen und wird in sie kommen durch die göttliche Idee, die in einzelnen Auserwählten teilweise sich ausdrückt.“ Dies Wort Fichtes habe ich hervorgehoben in einer der studirenden Jugend gewidmeten Schrift: Fichtes Geistesentwicklung in den Reden über die Bestimmung des Gelehrten, Jena 1794, Erlangen 1806, Berlin 1811, und habe mitgeteilt, wie Fichte die Ideen Gesichte nennt, die der göttliche Geist im menschlichen aufleuchten läßt, die dann der menschliche aber fassen, gestalten, ausbilden muß; nicht fertige, in Buchstaben geformte Gedanken werden von außen eingeflüstert, sondern als Impuls von innen steigen Anschauungen in der Seele auf, aus der Tiefe des eigenen Wesens, das in Gott wurzelt, und der allgegenwärtige Lebensgrund ist es, der im Blitz der Erleuchtung sich kundgibt. Die besten Gedanken, die wir haben, das weiß ja jeder, sind nicht etwas, das wir errechnen, das wir mit Bewußtsein gesucht haben, sondern sie gehen uns auf unwillkürlich; wir sollen sie festhalten und klar machen, mit ihnen arbeiten. Eine wie Diderot ringende

Seele muß die Gründe aussprechen dürfen, die in ihr dem Glauben an Gott widersprechen, sonst ist es ja nicht möglich, mit ihr zu reden, um ihr zu helfen, womöglich den verlorenen Trost wieder zu gewinnen.

Die Monogamie ist die Grundlage höherer Gesittung, ist die rechtliche Form persönlicher Liebe, welche eine wahlverwandte Persönlichkeit ganz ausschließlich und für immer verlangt. Nun läßt ein Novellendichter den schwärmerischen Jüngling sagen: „Ich mag nicht äußerlich zu dem gebunden sein, was ich innerlich will! Freie Liebe, das ist allein das Menschenwürdige! Mag der heutige Staat es für zuträglich erachten, die beiden Geschlechter in Rechtsordnungen einzuspannen, mir ist diese legalisirte Ehe eine Philisterei!“ Der Redakteur wird diese Stelle streichen, um nicht dem Strafgesetz zu verfallen.

Der Kampf gegen den Mammonismus, die barmherzige Sorge für die Besitzlosen hat edle Gemüter zur Frage geführt, ob es nicht eine Form des gemeinsamen Lebens ohne Privateigentum geben könne; ich nenne nur Platon und Campanella. Goethe kam zu dem Satz: Besitz und Gemeingut! So sind oder waren Wald und Weide Gemeindebesitz, die Acker Privateigentum. Wir verlangen die Enteignung von Grund und Boden für Häuserbau, für Eisenbahnen. Wäre es vorteilhafter, das Land von Staats wegen mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft und Technik zu bauen und die Früchte des Ertrags der ganzen Gesellschaft zu gute kommen zu lassen? Dürfen wir darüber fernerhin öffentlich verhandeln?

Die Monarchie! Sie ist eine Staatsform, welcher griechische und römische Schriftsteller die Republik vorziehen, Amerika, die Schweiz, Frankreich sind Republiken: in Deutschland soll die Monarchie unantastbar sein. „Du bist die Morgenröte eines nahenden großen Tags, der Jahrhunderte strahlt,“ dürfte dann heute ein Klopstock nicht mehr bei der Erhebung Amerikas singen, und was würde heute einer „Berliner Monatschrift“ geschehen, wenn sie jene Ode brächte, die da schließt:

„Und du, Europa, hebe dein Haupt empor,
Bald glänzt auch dir der Tag, der die Kette bricht.
Du, Edle, frei wirst, deine Fürsten
Scheuchst und ein glücklicher Volksstaat grüneht!“

Nun, wir haben gelernt, daß man zur Republik Republikaner braucht, daß Montesquieu recht hat: sie ruht auf der Tugend; die Erfahrungen in Frankreich mit dem Panamaſtandal, mit den rastlosen Miniſterwechſeln, mit dem tonangebenden Geſchrei der Boulevards zu Paris locken nicht zur Nachahmung, und man preißt lieber den Segen einer Dynaſtie, wenn der Sohn das Erbe des Vaters antritt, um deſſen Werk in der Sorge für das gemeinſame Wohl ruhig fortzuſetzen. 1848 ſtand der Jugend die endliche Einigung Deutschlands, das gemeinſame Vaterland obenan; mancher glaubte, ſie ſei nur auf dem Wege der Republik zu erreichen, und wünſchte darum eine ſolche. „Wir würden jeden Gedanken an Monarchie ausrotten, wenn ſie ſich der Einheit feindlich erwieſe,“ ſo ſchrieb

damals ein junger Mann, welcher Minister wurde und die Einigung mit begründen half; die Monarchie hat uns zu ihr geführt, und ich meine, die freie Huldigung müsse den Fürsten lieber sein als ein erzwungenes Aufstehen, wenn ihnen ein Lebehoch gebracht wird.

Ein russischer Poet sang einmal: „Ein zärtlicher Blick der Geliebten ist mir mehr als die Aufmerksamkeit der ganzen Welt.“ Das strich der Zensur mit der Randbemerkung: „Es gibt doch auch Monarchen und sonstige Vorgesetzte in der Welt, deren Aufmerksamkeit zu schätzen ist.“ Ein anderer Poet sollte das Lächeln der Geliebten nicht „himmlisch“ nennen. Ein Naturforscher hatte über Schädlichkeit von Pilzen geschrieben. Das strich Krassowsky mit der Begründung: „Pilze sind eine beliebte Fastenspeise gläubiger Christen, und wer sie für schädlich erklärt, der sucht den Glauben zu erschüttern und Gottlosigkeit zu verbreiten.“ — Sie werden mir einwerfen: Aber das waren streberische Zensoren in Rußland, deutsche Staatsanwälte würden darauf doch keine Anklage richten. Wir wollen es auch nicht fürchten, aber wir wollen der heute ins Kraut schießenden byzantinischen Liebedienerei auch nicht die Bahn zu Mißbräuchen öffnen.

Gedankenfreiheit! Wir wollen sie nicht opfern, wenn eine Partei sie mißbraucht. Lasse man sich doch in Deutschland nicht mehr durch das Wort „Ausnahmegeſetze“ schrecken! Man macht Geſetze da, wo man sie braucht. Die Garotter hörten auf, die Straßen in London unsicher zu machen, als man gerade gegen sie die Prügelstrafe geſetzlich einführte. Sollte man die Prügelstrafe allgemein machen oder kein Geſetz geben und den Strolchen ferner gestatten, den Vorübergehenden eine Pechmaske vors Gesicht zu drücken? Wer als Anarchist der ganzen bestehenden Ordnung den Krieg erklärt, dessen Herausforderung nehme man an und behandle ihn wie einen Feind im Krieg. Man suche zu unterscheiden zwischen denen, die „zielbewußt“ die gegenwärtige Lebensordnung umstürzen wollen, und denen, die sich ihnen anschließen, ihnen eine Wählerstimme geben, weil sie eine Besserung ihrer Notlage erwarten, oder weil die Sozialdemokraten es sind, denen die Vertreter des Bürgertums überlassen, ein freies Wort gegen Mißbräuche zu erheben. Man gebe ein Geſetz gegen die Lüge, die verheerende Lüge, wie es die Engländer gegen die Garotter gaben. Denn die sind es, welche die Wunde immer wieder aufreißen, welche alles das verleugnen oder verleumden, was der deutsche Staat zum Wohl der arbeitenden Klassen durch Krankheits-, Unfall- und Altersversicherung thut, und man unterstütze nicht im Bürgertum selbst die Reden gegen Unternehmergewinn, der doch seine Opfer in schwierigen Geschäftslagen bringt und gar oft sich in Verlust verwandelt.

Gedankenfreiheit! Sollen wir zusammenstehen im Kampf für gute Sitte und freien Glauben, für unsere Kultur und geordnete Besitzverhältnisse, für Kaiser und Reich, so müssen wir Kritik üben dürfen an Uebelständen, Mißbräuchen und Unzulänglichkeiten, ja, wir müssen sie üben und dürfen sie nicht den Feinden des Bestehenden überlassen, die dadurch an Ansehen gewinnen und sich als Helden des Fortschritts aufspielen. Und die Hüter des Bestehenden in

Staat und Kirche müssen dem sich entwickelnden Leben huldigen, nicht in überlieferten, aber der Wissenschaft nicht genügenden Formeln, sondern im Geiste das Heil suchen, der sich neue Formen schafft. Fahren wir fort in werthätiger Liebe, Not zu lindern, menschenwürdige Zustände für alle herbei zu führen, jeder Arbeit — wir sind alle Arbeiter, die wir nicht müßig gehen und nur Güter verzehren, und gerade wir in der Geistesarbeit Thätigen widmen ihr mehr als acht Stunden! — jeder Arbeit, sag' ich, ihre Ehre zu geben und ihren Lohn zu sichern, damit Hunderttausenden, die heut mit den Schürern des Hasses und Predigern des Umsturzes stimmen, sich von dieser wüsten, Verwüstung drohenden Volksverführung abwenden, damit freudiges, gemeinsames Volksleben fortbestehe.

Tragen wir die Fahne der Gedankenfreiheit ruhig weiter!

Ihr ergebenster

München, Neujahr 1895.

M. Carriere.



Die Literatur der alten Aegypter.

Von

Georg Ebers.

(Schluß.)

Wir Nachgeborenen sind der Beschränktheit verpflichtet, mit der die oberen Klassen in Aegypten sich das Leben nach dem Tode angenehm zu machen trachteten; denn ihr verdanken wir es, daß wir überhaupt von einer ägyptischen Literatur zu reden vermögen. Nicht nur die Tausende der Totenbücher, sondern auch der weitaus größte Teil der erhaltenen Papyri und der Ostraca (Scherben), die mit Werken oder mit Bruchstücken aus der erzählenden oder wissenschaftlichen Literatur der Aegypter beschrieben sind, wurden bei Toten gefunden, denen sie mit in den Sarg gegeben worden waren, um sich im Gefilde Aalu ihres Inhalts zu freuen oder sie im Jenseits zu gewissen Zwecken zu benützen.

Trotz der Vergöttlichung, die er anstrebt, fällt es dem Aegypter so schwer, sich anders zu denken wie als Mensch, daß er schon hienieden besonders eifrig bestrebt ist, sich für das Jenseits alles zu sichern, was er auf Erden beiaß. Besonders fleißig ist er bedacht, den Gebrauch des Mundes, der Augen, Ohren, Füße und Hände, sowie das Herz, den Träger des Geistes und Gemütes, zurück zu erlangen und ihm den Platz wieder zu geben, den es bei dem Lebenden innegehabt hatte. Die Oeffnung des Mundes, der Augen u. soll schon bei der

Bestattung durch komplizierte Zeremonien bewirkt werden. Die Texte, die von diesen Dingen handeln, füllen Folianten. Schiaparelli veröffentlichte sie in dem Buche „Dei funeraali“.

Aber auch diesen scheinbar nichtigen Dingen gegenüber hüte man sich vor einem unvorsichtigen Verdikt. Zwar wimmeln auch die Schriften, die sie enthalten, von Wiederholungen und Sätzen, die uns so unerfreulich wie widersinnig erscheinen, bei vielen aber würden wir milder urteilen, wenn wir ihre tiefere Bedeutung richtig erfaßten. Wen möchte es zum Beispiel nicht wundern, den Gott Tum in dem uralten 17. Kapitel des Totenbuches, das in ganz Aegypten Annahme fand, als den ältesten der Götter nennen zu hören und ihn dann dennoch in seinem Haupttempel zu Heliopolis und anderwärts als Abendsonne feiern zu sehen. Da der Lauf der Sonne mit der Lebensbahn des Menschen verglichen wird und sie alle Phasen des menschlichen Daseins zu durchlaufen hat, bis sie, nachdem sie das Kindes- und Mannesalter durchlief, als Greis zur Ruhe geht, müßte man erwarten, einen die aufgehende Sonne personificirenden Gott — und Tum ist der des Untergangs — das Leben der Welt beginnen zu sehen; und doch ist die Stellung, die das Totenbuch ihm anweist, durchaus gerechtfertigt. Sie mußte ihm konsequenterweise zu teil werden; denn der ägyptischen Auffassung gemäß ging der Tod dem Leben voran. Wo wir die die Erde beherrschenden und bevölkernden Wesen in historischer Folge aufgezählt finden, kommen hinter den Göttern die Netjes (*netjes*) oder Manen, das heißt die Seelen der Verstorbenen, und erst dann die Menschen. Der Papyrus Hood-Wilbour, in dem alles, was der schaffende Ptah bildete und der Gott der Schrift und Wissenschaft, Thot, aufzeichnete, der Reihe nach angeführt wird, beginnt die Liste der lebenden Wesen in folgender Weise: „Gott, Göttin, männliche Geister der Verstorbenen, weibliche Geister der Verstorbenen (*netjes*), der regierende König etc.“ Wie hier aus den Verstorbenen die Lebenden, aus dem Tode das Leben, ließen sie aus dem Dunkel das Licht hervorgehen.

Auch vielen anderen, schwer verständlichen Lehren und Auffassungen gegenüber würden wir ein günstigeres Urtheil fällen, wenn es uns gestattet wäre, den ihnen zu Grunde liegenden tieferen Sinn zu erfassen. Selbst die Mythen, die sich an die einzelnen Götter heften, sind aber verloren gegangen. Nur die von Osiris und Isis hat sich durch den Griechen Plutarch bis ins einzelne erhalten. Sein Bericht gleicht der Partitur in der Hand des Lauschenden, die ihn befähigt, die einzelnen Takte der Symphonie, die ihm aus der Ferne nur halb verständlich entgegenklingt, zu verbinden.

Diese Mythe ist zu bekannt, als daß wir sie hier wiederholen möchten. Abydos scheint ihre Heimat zu sein. Von dort aus fand sie Annahme im ganzen Lande. Dennoch wird sie von keinem Hieroglyphentexte vollständig in erzählender Form wiedergegeben.

Gedenken wir des Verbotes, das dem Herodot unterlagte, diese heiligen Dinge in nackten Worten mitzuteilen, so verstehen wir, warum die Priester sich scheuten, sie wie andere Geschichten zwanglos vorzutragen. Dazu kam, daß der

spätere Pantheismus, dessen wir zu gedenken haben, mit der Mythe nichts zu teilen hatte. Was die von Isis und Osiris angeht, sind übrigens die verschiedensten religiösen Texte so voll von Anspielungen auf sie, daß wir sie auch ohne Plutarch in den Grundzügen herzustellen vermöchten. In der Bericht über den Kampf des Horus gegen den Set Typhon, des Lichtes gegen die Finsternis im Laufe jedes Tages, der Dürre gegen die Fruchtbarkeit im vegetativen Leben des Landes, des Bösen gegen das Gute und der Lüge gegen die Wahrheit in der Menschenseele, wird in einer zu Edfu erhaltenen Inschrift von Station zu Station bis ins Kleinste dargestellt. Andere Texte lehren uns die Stätten kennen, wo die einzelnen Glieder des Osiris begraben wurden, und wieder andere machen uns mit den Gefahren bekannt, die Götter und Göttinnen glücklich überwandten.

Die Mythographie die im Museum zu Alexandria ein besonderer, viel behandelter Zweig der Wissenschaft war, scheint im alten Aegypten nach einer schlechten Methode oder ganz unmethodisch behandelt worden sein. Wo wir Mythen erzählen hören, geschieht es immer nur gelegentlich; eine Inschrift oder ein Papyrus, der mit instruktiver Absicht mehrere Göttergeschichten hinter einander behandelte, ward noch nicht gefunden. Die Mythe von der Vernichtung des Menschengeschlechtes steht unter anderen nichts weniger als erzählenden Texten im Grabe Setis I. Die vollständigste neben ihr, die von der Ueberlistung des Sonnengottes Ra durch die Göttin Isis berichtet, erhielt sich unter Mitteln gegen den Schlangenbiß in einem Turiner Papyrus. Als Ra alt und hinfällig geworden war, heißt es dort, beschloß die in der Magie und Heilkunst wohl bewanderte Isis, dem Sonnengotte Ra seinen höchsten Namen abzulisten, durch dessen magische Kraft sie zur größten Macht zu gelangen wünschte. Zu diesem Zweck ließ sie den Ra, nachdem er alt und gebrechlich geworden war, von einer Schlange stechen, die sie ihm in Gestalt eines Stabes in den Weg geworfen hatte. Als der greije Gott infolge dessen von unaußhaltbaren Schmerzen gequält wurde, gab er ihr, um hergestellt zu werden, nach, und so gelangte Isis in den Besitz der höchsten magischen Macht, die ursprünglich dem größten der Götter angehört hatte.

Erhabene Leiter des Geschickes der Welt und der Menschheit, die dem Tod unterworfen sind und der Krankheit, die Schmerzen erdulden, sich gegenseitig betrügen, schädigen, berauben, verwunden und gelegentlich nur zu selbstnützigen Zwecken heilen — welch ein klägliches Bild! Hält man es zusammen mit dem vorher Mitgetheilten, fühlt man sich versucht, die ägyptische für eine verächtlich ärmliche Religion zu halten. Und doch lehren andere Texte, daß sie es nicht ist und besonders im neuen Reiche auch hohen und großen Gedanken Thür und Thor öffnete.

Haftet ihr auch in älterer Zeit noch mancherlei von dem afrikanischen Fetischismus der Urbewohner des Nilthales an, aus dem sie hervorging und den uns erst die Einwanderung eines asiatischen Volkes in früher Zeit auf eine höhere Stufe erhob und mit würdigeren und erhabeneren Ideen

gefättigt zu haben scheint, so wohnte ihr doch früh die Kraft inne, die leidenschaftliche Begierde und geistlose Zügellosigkeit zu unterdrücken, die Schwäche des Menschen zu kräftigen und ihn durch das Bewußtsein der sittlichen Verantwortlichkeit für sein Thun hienieden, sei es auch nur durch die Furcht vor der Strafe in jener Welt, zu einem der edlen Regungen seiner Natur würdigeren Leben zu bestimmen. Sie führte ihn zur Erkenntnis der Nichtigkeit alles Vergänglichen im Vergleich zu dem ewigen Sein, das ihm die Gottheit, wenn auch in mangelhafter Form, vor Augen stellte, und zur Konzeption des großen Gedankens der Unsterblichkeit. Es bedurfte bei ihnen langer Zeit, bis sie, wie die indischen Epiter oder gottbegnadigten Geister unter den Hebräern, die Allmacht, die Weisheit, sowie die lohnende und strafende Gerechtigkeit einer ewigen Gottheit erkannten; doch gelangten auch sie endlich dahin.

Man belegte die Besonderheit der ägyptischen Religion mit dem Namen des Henotheismus, und in der That führte sie die Gläubigen in den einzelnen Gauen dahin, in dem obersten ihrer Lokalgötter den Gott zu sehen, der das Wesen aller anderen Götter für sie zusammenfaßte. Von diesem Lokalgotte sprachen sie als von „dem Gotte“, als ob es neben ihm keinen andern Gott gäbe. Dennoch erkennen sie auch die anderen Götter als solche an, wie der fromme Katholik besonders zu seinem Heiligen betet und ihm die Kräfte der meisten anderen zuschreibt, während er doch auch diesen anderen Anerkennung und Verehrung mit nichten versagt.

Als nach der Ueberwindung der Sphios unter der Hegide des Amon von Theben dieser Gott mit dem unterägyptischen Ra als Amon Ra verichmolzen und über alle anderen Götter des Landes gestellt worden war, faßte man in seinem Wesen das der übrigen Unsterblichen zusammen. In den an Amon Ra gerichteten schönen Hymnen aus der 19. Dynastie hören wir bereits die einzelnen Götter des ägyptischen Pantheon nur als Verkörperung der Eigenschaften des größten unter ihnen feiern. Wer zu Amon Ra betet, betet zu ihnen allen. Wer bittend zu einem von jenen Attributen oder zu den Rollen des Amon Ra im Drama der Weltregierung (die einzelnen Götter) die Hände erhebt, wendet sich an den großen Gott selbst, dem sie angehören oder der sie darstellt. Die wehevollsten Hymnen, die der Poesie der Aegypter den Ursprung verdanken, nennen endlich Amon Ra „den Einen“ und wieder „den Einen“. Ja, die nach höherer Erkenntnis dürstenden Geister gingen weiter, und in den Gräbern der Könige und sogar in etlichen späteren Kapiteln des Totenbuchs finden sich Texte, die keinen Zweifel offen lassen, daß ihre Verfasser zu einem Pantheismus gelangten, der Gott und die Welt identifizirte. In jenen Königsgräbertexten wird die Gottheit „die Summe des Alls“ genannt; denn sie durchdringt dies mit seinen sämtlichen Teilen. Das All folgt in seinen Evolutionen, seinem ewigen Werden, Vergehen und Neuerstehen den Gesetzen, die es sich selbst vorschreibt. Auch der Mensch gehört ihm an und ist somit schon bei Lebzeiten ein Teil der Gottheit.

Aus dieser Lehre ging dann auch hervor, daß die Welt aus und durch

sich selbst infolge der ihr eigenen göttlichen Werdekraft da sei, und diesem Gedanken gab der Ägypter in verschiedener Weise bildlichen Ausdruck. Am liebsten durch die Triaden oder Dreitheiten der Götter: Vater, Mutter und Sohn. Die Mutter ist der Schauplatz der Zeugung, die der Vater bewirkt. Der Sohn, das Produkt derselben, erwächst zum Manne, nimmt die Stelle des Vaters ein, erneuert den Zeugungsakt und wird so zum Gatten der Mutter, zum eigenen Vater und eigenen Sohn, da dies Zeugen und Gebären fortgeht bis ans Ende der Tage. Das ist ein faßliches Bild des sich durch die eigene Werdekraft stetig erneuernden Alls.

Ähnlich dachte man schon früher die ewige Wiederkehr des Lichtes und des vegetativen Lebens. Zu Heliopolis schwängert der Mnevis, zu Memphis der Apisstier die ruh Materie in der Welt des nächtlichen Dunkels oder des Todes. Sie gebiert das Licht in Gestalt der Sonne, die wir wieder bei Anbruch der Nacht in ihre finstere Heimat zurückkehren sehen, wo sich der Zeugungsakt erneuert und die neue Sonne als Nachfolgerin der versunkenen oder gestorbenen hinter dem Ostberge hervortritt. Durch das semen creationis, das von den männlichen göttlichen Potenzen ausgeht, wird die Materie in all ihren Teilen zur Erneuerung des von ihr ausgehenden Lebens befähigt.

Dem Pantheisten war der Tod nur ein Aufgehen des Verstorbenen in das All, das er der Gottheit gleichsetzte und von dem der Tote schon bei Lebzeiten ein Teil gewesen war. So gelangte auch er zu der Apotheose, dem Gottwerden, das schon eine frühere Stufe des Unsterblichkeitsglaubens der Menschenseele verheißen hatte.

Wie neben solchen für eine höhere Reise des Geistes zeugenden Gedanken die zahlreichen beschränkten und absurden Annahmen stehen bleiben konnten, denen wir bis in die Zeit der Ptolemäer und Römer begegnen, ist nur bei einem Volke begreiflich, das jahrtausendlang, trotz einer starken Neigung zum Vielschreiben, den ganzen Wust von Silbenzeichen und Ideogrammen in seinen drei Schriftarten beibehielt, obgleich ihm von Anfang an die Buchstaben des Alphabets bekannt waren und es sich ihrer auch bediente, nachdem ihm die einfache Buchstabenschrift seiner phönizischen Nachbarn längst bekannt geworden war.

Am engsten verschmolzen mit der Religion war die magische Literatur der Ägypter. Wie Isis, die gern die „große Magierin“ genannt wird, zur mächtigsten unter allen Göttern und Göttinnen wurde, so gewannen die in der Magie bewanderten „ersten der cher heb“ oder Vorleser schon früh eine hervorragende Stelle in der Hierarchie. Sie wußten, wie das „rechte Wort“ zu betonen sei, und hielten damit den Talisman in der Hand, der den überfülllichen Mächten in dieser und jener Welt Gaben abzwängen konnte, die dem König so unschätzbar erschienen wie dem gemeinen Manne. Darum sehen wir auch gerade im alten Reiche Prinzen des Pharaonenhauses den Titel cher heb führen und sich nicht nur mit Magie beschäftigen, sondern auch selbst magische Sprüche und Bücher verfassen. Der berühmteste unter ihnen ist der Sohn des Chufu (Cheops), Hor du du, dem ein: Reihe von magischen Schriften entstammt, aus der eine als von ihm

entdeckt, da er sie nicht verfaßt, sondern als Werk der Gottheit gefunden haben sollte, in das Totenbuch aufgenommen wurde. Diejem Werke, das wir kennen, gab die Magie das ihm eigene Gepräge, und wie sie das gesamte Leben durchdrang, übte sie auch auf andere Disziplinen einen mächtigen Einfluß. Astronomie, Astrologie und Medizin sind durchtränkt von ihr, und auch in die Jurisprudenz wußte sie sich einzuschleichen; denn wir sehen, wie gelegentlich das Zuwinken einer Götterstatue Rechtsfragen entscheidet.

Die Ueberzeugung, daß die außerhalb des Menschen wirksame Macht auch von dem Menschen selbst ausgeübt werden könne, ist unter den Aegyptern jeder Zeit, auch noch in der christlichen, mächtig geblieben. Die der magischen Literatur angehörenden Schriften sind zahlreich. Der von Erman mustergiltig herausgegebene Papyrus Westcar macht uns mit den Wunderthaten berühmter Magier vor dem König Cheops bekannt. Er gibt Thatfächliches, während die späteren magischen Bücher (auch noch die griechischen), die bis ins siebente Jahrhundert hineinreichen, mit ihren widrigen Beschwörungen und ihrem häßlichen Galimathias um so abschreckender wirken, je aufdringlicher sich die Religion in sie einmischet. Der sogenannte magische Papyrus Harris aus der 19. Dynastie ist unter diesen Werken das interessanteste. Zu lernen gibt es aus ihm freilich nur Sprachliches und wie sicher der Aegypter glaubte, mit Hilfe der Magie nicht nur auf das eigene, sondern auch auf das Schicksal anderer einwirken zu können.

Noch der letzte nationale König war ein Magier. Um den Macedonier Alexander zum Aegypter zu machen, wird er als ein Sohn jenes Pharao Nektanebus dargestellt, dessen magische Künste ihm die Gunst der Olympias, der Mutter des Welteroberers Alexander, den die Geschichte „den Großen“ nennt, gewannen und als dessen Vater die tendenziöse Sage ihn darstellt. Wie stark die Magie auch die Lehren der späteren philosophischen Schulen Alexandrias von den Neuplatonikern an bis zu den christlichen Gnostikern beeinflusste, ist bekannt. Das ägyptische Volk hörte auch bis heute nicht auf, an Magie zu glauben. Wunderbarer freilich als die merkwürdigsten Thaten der berühmtesten Magier erscheint der Umstand, daß sich manche Lehrsätze aus ihren Schriften bis auf den heutigen Tag erhielten und auch den Weg nach Europa fanden.

Eng verbunden mit der Magie war in ältester Zeit die Chemie, die soweit sie sich auch mit übernatürlichen Kräften verband, den Namen der schwarzen Kunst erhielt. Ob dieser und der Name „Chemie“ selbst sich von Aegypten, das Chemi oder das schwarze hieß, herleitet, ist fraglich, doch immerhin möglich. Die Aegypter besaßen sicher Kenntnisse in der Scheidekunst, wie ihre Metallarbeiten und die Manipulationen der Färber beweisen, deren Plinius erwähnt. Es hat sich indes bis jetzt kein einziges chemisches Werk unter den erhaltenen ägyptischen Schriften gefunden.

Ebenso untrennbar von den religiösen wie die magischen sind die poetischen Schriften der Aegypter. Beide stehen außerhalb der Grenzen des Realen und sind Produkte eines gesteigerten Gemütslebens. Die Phantasie, die den Geist

des Dichters über die Erde erhebt, reißt den Magier nicht in die Höhe, wohl aber in die Weite und Irre. Die Dichtung beschäftigt sich mit dem wirklichen Leben, indem es dies über sich selbst hinaushebt, es weicht und adelt, — die Magie geht auch aus von diesem Leben, doch was sie von ihren Raubzügen in die Welt des Ueberinnlichen heimbringt, soll dem Menschen Vorteile bringen, die sie den himmlischen Mächten, denen die Dichtung huldigt und denen sich nahe zu fühlen ihr genügt, stiehlt oder abzwingt.

Beide sind verwandt wie das Gebet und die unberechtigte Forderung. Die ägyptische Religion kann beider nicht entraten. Mit Hilfe der Poesie feiert sie und stimmt sie dieselben Götter günstig, denen sie durch die Magie das Erwünschte abzurufen trachtet. In jedem religiösen Texte finden sich darum poetische, in vielen magische Stücke; in die magischen Schriften aber mischen sich religiöse und poetische Sätze. Religion, Magie und Poesie sind in Ägypten nicht nur Drillingsschwestern, sondern ein breiter Strom, zu dem drei aus verschiedenen Quellen stammende Gewässer zusammenfließen.

Von den poetischen Texten rein magischen Inhalts, die nichts Erquickliches bieten, denen aber noch die griechisch schreibenden Ägypter dichterische Gestalt liehen, indem sie ihnen die metrische Form des Hexameters gaben, sehen wir ab; dagegen möchten wir weit eingehender, als der bewilligte Raum es gestattet, von der umfangreichen poetischen Literatur reden, die bis auf uns kam.

Die meisten dichterisch gehaltenen Texte sind natürlich religiös; doch erhielt sich auch eine ziemliche Zahl von poetischen Schriften weltlichen Inhalts. Aber auch in diesen darf man gewiß sein, fast immer Sätze zu finden, die sich auf Göttliches beziehen.

In der inschriftlichen wie in der Papyrusliteratur fand sich Poetisches, und hier wie dort ist es oft schon äußerlich als solches erkennbar. Die Parallelismen auf der Karnakstele Thutmosis' III. sind zum Beispiel so geordnet, daß man sogleich wahrnimmt, es nicht mit der üblichen Prosa zu thun zu haben. Auf den Papyri sind poetische Texte gewöhnlich durch rote oder auch durch schwarze Punkte über und eine gleichfalls oft rot geschriebene Hieroglyphe, die „Pauze“ bedeutet, zwischen einzelnen Worten ausgezeichnet. Unsere Hoffnung, mit Hilfe der Punkte einem metrischen System auf die Spur zu kommen, erfüllte sich nicht; denn weder trennen sie konsequent die Glieder eines Parallelismus, noch begrenzen sie regelmäßig die Stichen, aus denen sich eine Dichtung in Form des Buches Job zusammensetzt, noch gestatten sie, Verse mit einer gewissen Silben- oder Wortzahl zu erkennen. In dem Liebeslied der redenden Bäume bilden sie eine Art von Interpunktion. Die „Pauze“ bedeutende Hieroglyphe beweist, daß diese Stücke zum Vorlesen geschrieben waren. Wo sie steht, sollte der Recitator innehalten, um dem Hörer kurze Zeit zur Sammlung zu gewähren, und die Punkte haben einen ähnlichen Sinn. Es sind bald Interpunktionszeichen, bald Accente, bald Winke für den Vortragenden, die Stimme zu senken, und darum nur als Hilfsmittel für ihn zu betrachten.

In einigen hochpoetischen und magischen Texten, sowie in den typischen

Schlussätzen größerer Schriftstücke, die sich an Ihot, den Gott der Schriftsteller und Gelehrten, wenden, hat der Verfasser auch Reime gefunden. Sie mischen sich mitten in die Rede und dienen nur dazu, sie durch Wohlklang gleichsam auszuschnücken, und wohl auch, um dem Recitator als Gedächtnisstütze zu dienen. Es reimt sich da hr und cher, cheft und pest, ha-f cheft ka-f und so weiter. Die Alliterationen, die schon in den alten Pyramidentexten häufig sind, müssen dem Ohr des Aegypters so wohl zugesagt haben wie ihrem Geiste das Wortspiel. Noch in der Römerzeit zeigten sie besonderes Wohlgefallen an dergleichen. Wie sie der späte Flavius Vopiscus schildert, waren sie schon in der frühesten Zeit, und die Lust an Wortspielen, scharf zugespitzten Wigen und Epigrammen hat sie und besonders die Alexandriner oft in schweres Unglück gestürzt. Wortspiele mischen sich denn auch in die ernstesten, dem Schicksal der Seele eines Königs in jener Welt gewidmeten ehrwürdigen Texte. Um die Kraft und Größe des Pharaos zu feiern, werden im Papyrus Roller alle Teile eines Wagens genannt, und dieser Bezeichnung der Stücke des Fuhrwerks folgt eine Aussage zum Lobe des Königs, die ein Wort enthält, das mit dem Namen des Wagen- teils zusammenklingt. Um dies Verfahren verständlich zu machen, geben wir ein Beispiel. Das „Rad“ wird genannt, und ihm folgt als Ruf an den Pharaos der Satz: „Du räderst die Völker.“ — Ähnliche Wortspiele knüpfen sich an jeden andern Namen der aufgezählten Bestandteile des Fuhrwerks. Später bediente man sich der Wortspiele wie der Alliteration seltener, doch in der Ptolemäerzeit erscheinen sie wieder, und es ist dem Verlangen unter den fremden Mächthabern das archaische Nationale hervorzuheben, zu danken, wenn die poetischen Texte aus der späteren hellenistischen Zeit wieder von ihnen wimmeln. Auch andere Kunststücke in der Form lassen sich aus manchen Dichtungen herauserkennen; nur beziehen auch sie sich nicht auf das Metrum. So fanden sich einzelne Stücke, die in der Weise unserer Akrosticha mit bestimmten Buch- staben beginnen, und unter den Liebesgedichten des Papyrus Harris 500, deren wir zu gedenken haben, findet sich eins, bei dem jeder Abschnitt mit dem Namen einer Blume beginnt, der dann ein Wort folgt, dessen Lautform dem Blumen- namen gleicht. Das eine dieser Wortspiele läßt sich so verdeutlichen: „O Primula veris meines (Geliebten (Bruders), der gegenüber man sich als Prima (Große, Bevorzugte) fühlt.“ Diese Täufelei ist in einem Liebesliede am leichtesten erträglich; war doch auch den blumenfreundlichen Aegyptern weder Festfreude noch Liebeslust ohne Blumen denkbar.

Ein Metrum oder der regelmäßig wiederkehrende Reim läßt sich, wie gesagt, auch bei den schwungvollsten Dichtungen nicht nachweisen; wohl aber verleiht der Poet seinen Gesängen mit Glück höheren Reiz durch den Gebrauch der Parallelismen, die denen genau entsprechen, die aus den Psalmen und anderen Dichtungen der Hebräer bekannt sind.

Wie es im Buche Job heißt:

„Streue aus den Korn deines Grimmes; —
Schau an die Hochmütigen, wo sie sind, und demütige sie,“

so heißt es in einem ägyptischen Epos:

„Mein Fußvoh und meine Wagenkämpfer haben mich verlassen —
Als ich zu ihnen schrie, hörte mich auch nicht einer,“

oder auf der Karnakstele Thutmosis' III:

„Ich kam und ließ dich zertreten, die da Asien bewohnen —
Zu Gefangenen machtest du die Häupter der syrischen Hirten“,

oder in dem Lobgesang auf Ra im Papyrus Herzog Lunnés:

„O geheimnisvolle Seele, die ausspricht aus dem Wasser —
Licht spendend der Welt mit ihren Strahlen.“

Diese Parallelismen sind bisweilen echt dichterisch empfunden; sie treten aber auch mit starker Beweisraft für die Urverwandtschaft der Semiten und Ägypter auf; denn der Geist der Poesie beider Volksstämme ist der gleiche. Er thut sich nicht nur in den Parallelismen kund, sondern auch in den Liebesliedern, deren gesamte Haltung dem hohen Liede Salomonis aufs nächste verwandt ist. In etlichen ägyptischen Liedern dieser Art kann übrigens so gut wie in den Liebesliedern des Hafis die mystische Liebe der Seele zu der Gottheit gemeint sein.

In diesen lyrischen Stücken finden sich recht aussprechende Stellen. Einer der von Rossi und Pleyte edirten Turiner Papyri enthält einen Text, in dem wir drei Bäume die Reize einer schönen Frau, gewiß der Herrin des Gartens, preisen hören. Der alte Feigenbaum sagt: „Siehe, sie ist gleich mir eine vornehme Dame, keine Dienerin ist sie. Aber ich bin (dennoch) ihr Sklave, damit ich meiner sehr Geliebten als Gefangener diene.“ Die kleine Sykomore preist mit „honigsüßer Stimme“ die Holde, und wenn man annimmt, daß diese Lieder verfaßt worden sind, um durch den Mund der Bäume eine anmutige Gartenbesitzerin zu feiern, darf man sie gewiß für grazios erklären.

Erinnert es nicht an das Pagnion des Anacreon, in dem der Dichter zum Schuh zu werden wünscht, um nur den Fuß der Geliebten zu berühren, wenn wir in einem Liebeslied aus Papyrus Harris 500 den Liebhaber folgenden Wunsch aussprechen hören: „Möchte ich doch zum Thorhüter werden, damit ich sie veranlasse, gegen mich zu schelten. Ja, dann hörte ich doch ihre Stimme, wenn sie auch so zornig wäre, daß ein Kind sich davor fürchtete?“ —

„Ich möchte auch der Wächter sein
An Deines Hauses Thore —
Daß nur Dein zornregtes Schrei'n
Sich nahe meinem Ohre.“

Auch vom Volksliede blieben Proben erhalten. Wie im heutigen Ägypten, wurde auch schon in der Pharaonenzeit jede Arbeit auf dem Acker, in der Drechtemne, beim Wasser schöpfen und Rudern mit Gesang begleitet. So findet sich neben dem Wilde der Ochsen, die das Korn, das man am Nil so wenig wie in Palästina von Menschen dreschen ließ, austraten, der Gesang in Hieroglyphenschrift angebracht, mit dem der Hirte sie antrieb. Er lautet: „Dreht für euch

(bis). ihr Dchjen. Für euch, drescht für euch (bis). Das Stroh bleibt euch zur Speise. Es soll das Korn für eure Herren sein“ und so weiter.

Geistreicher als dies ist keines; doch besaß die Melodie ermunternde Kraft. Nicht unwitzig sind dagegen die kurzen Ausrufe, womit Mensch und Tier zur Arbeit angetrieben wurden und von denen mancher vielleicht gesungen zu werden pflegte. Die leidige Wiederholung macht sich auch hier geltend. Wer in unserer Zeit seine Matrosen auf dem Nil ihr „ja lele“ (o Nacht!) oder ähnliche Sätze stundenlang hinter einander singen hörte, der weiß, daß das Volkslied sich seit der Pharaonenzeit wenig veränderte.

Ihr Bestes gibt die ägyptische Lyrik im Hymnus. Wohl ist mancher schwülstig und überladen; mehr als einer genügt indessen auch unserem Gefühl für das Schöne und Erhabene, und bei wenigen Völkern ist ein Gott feuriger und mit höherem Schwunge gefeiert worden, als der Amon Ra der Thebaner, wenn sich auch bisweilen in die höchste Elevation Stellen mischen, die uns in ihrer weitläufigen Kleinmalerei trivial erscheinen. Andere religiöse Stücke entsprechen weniger unserem Geschmack.

Das Epos ist am besten vertreten durch das sogenannte Gedicht des Pentaur, das die Heldenkraft Ramses' II. feiert, der sich, als ihn vor Stadesch die feindlichen Cheta und ihre Bundesgenossen abgeschnitten und überfallen hatten, einer großen Uebermacht glücklich erwehrt. Wie hoch dies Epos geschätzt wurde, geht daraus hervor, daß der König es auf mehreren seiner großen Mauten anbringen ließ. Auch auf Papyrus geschrieben blieb es erhalten, und hier wenigstens hat die Unsitte der Aegypter, sich selbst zu wiederholen, sich als nützlich erwiesen. Eine Uebersetzung der Hauptstelle gaben wir in unserem Roman „Narda“.

Die epische Prosa der Aegypter, die uns am besten in der Form von Erzählungen und Märchen erhalten blieb, frant nicht an diesem Fehler; die aus dem neuen Reiche stammenden Stücke zeichnen sich sogar durch besondere Knappheit aus. Sie bilden vielleicht den interessantesten und wertvollsten Teil der gesamten ägyptischen Literatur. Die Erzählungen aus dem mittleren Reiche, von denen die eine, die sich auf einem St. Petersburger Papyrus erhielt, an das arabische Märchen von Sinbad dem Seefahrer erinnert, ist nicht übel erzählt und kann wohl auch auf das Schicksal der Seele eines Verstorbenen bezogen werden. Die zweite steht auf dem bekannten Berliner Papyrus von den Abenteuern des Semuhet und macht uns mit den Schicksalen eines vornehmen Aegypters unter syrischen Nomaden bekannt, unter denen er heimisch wurde, und seine endliche Heimkehr nach Aegypten. Diese Handschrift und etliche ihr verwandte sind für den Sprachforscher von hohem Wert, während ihr Inhalt so ärmlich ist wie die Form an vielen Stellen geziert und prätentios. Der Erzähler will sich dichterisch ausdrücken und verliert dabei die Natürlichkeit. Wenn seine Schrift die eine Reisebeschreibung, ein Idyll, einen Panegyrikus auf die Größe des Pharaos, ruhmredige Schilderungen vollbrachter Thaten und ein Bild des feinen höfischen Verkehrs in sich schließt, so hoch geschätzt wurde, daß man ein Ostrakon mit einem Teile davon bei einem Verstorbenen in Theben fand, der sich in jener

Welt daran zu ergötzen wünschte, so will das uns schwer verständlich erscheinen. Es war aber gerade die poetisch aufgepuhte, gekünstelte Form, die dem Aegypter jener Zeit an dieser Schrift und ähnlichen zusagte. Die Freude an dergleichen ging so weit, daß eine Schrift Beifall fand, die von einem Bauern erzählt, der sich so gewählt auszudrücken verstand, daß man ihn, als er sich wegen einer Unbill, die ihm widerfahren war, bei dem Gaufürsten beklagte, veranlaßte, recht viel zu sprechen, um den hohen Herrn und den Pharao zu ergötzen. In didaktischen Werken aus derselben Epoche wird die Vortragsweise der Schriftsteller entsetzlich geschraubt und so schwer verständlich wie genießbar. Doch die Unglücksjahre der Hyksoszeit und der nationale Aufschwung, der die Vertreibung der Fremdherrscher bewirkte, räumten auf mit diesen Phrasen. Man hatte handeln und die That schätzen gelernt. Was die Epiker vom Anfang des neuen Reiches an den Zeitgenossen erzählen, muß von Thatfachen berichten, und es geschieht in einer so schlichten wie klaren Prosa, in kurzen Sätzen, von denen jeder die Handlung weiter führt. Im Berliner Papyrus Westcar (18. Dyn.) wird klar und leichtverständlich berichtet, was der König Cheops von erstaunlichen Wunderthaten großer Magier zu hören und zu sehen bekam. Das Märchen von den beiden Brüdern ist allgemein bekannt. Sein erster Teil enthält eine der biblischen vom kenschen Joseph und der Frau des Potiphar nahe verwandte Geschichte, sein zweiter ein Märchenmotiv, das sich in mehreren Volksmärchen des heutigen Europa erhielt. Wir erinnern an das deutsche vom „Machandelbaum“ und das Märchen „Von den goldenen Kindern“, das man sich an der Donau erzählt. Das Märchen vom „Verwünschten Prinzen“ (*prince prédestiné*), dessen Schluß fehlt, versuchten wir zum Abschluß zu bringen. Außerdem sei noch das von der listigen Einnahme von Ipu (Noppe), das an die Sage vom trojanischen Pferde erinnert, und das in demotischer Schrift geschriebene, zu Wulaq konservierte, viel spätere vom Setna, das die Analyse von Heß weiteren Kreisen zugänglich machte, hier erwähnt. All diese Märchen finden sich in geschmackvoller und größtenteils zutreffender Uebersetzung in Gaston Maspero's *Les contes populaires de l'Egypte ancienne*. Deuxième édition. Paris. Maisonneuve 1889.

Der Stoff der meisten stammt wohl aus sehr früher Zeit. Die Erzählungsweise der Märchen aus der 18. und 19. Dynastie sollte am Nil bis auf den heutigen Tag gültig bleiben. Diejenigen, die man in den Kaffeehäusern zu Kairo vortragen hört, erinnern oft an das von den Brüdern und dem „Verwünschten Prinzen“, und seit Spitta die Volksmärchen der modernen Aegypter nacherzählte, unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß sehr viele aus altägyptischen Quellen flossen und altägyptische Motive, deren Grundbedeutung die Erzähler selbst nicht mehr verstehen, in sich schließen. In Aegypten war es auch, wo die Märchen der „Tausendundeine Nacht“ gesammelt wurden, und auch von ihnen geht Manches auf einen altägyptischen Stoff zurück.

Die Frage, ob die Tierfabel aus Indien stamme, ob aus Syrien oder aus Aegypten, scheint uns für dies entschieden werden zu sollen. Jedenfalls läßt sie sich am Nil lange vor der Geburt des Buddha nachweisen, und der Schomung

des Tieres in Indien stand seine Heilighaltung in Aegypten gegenüber. Wir wollen hier nur zweier Fabeln gedenken. Die Aesopische vom Löwen und der Maus erhielt sich auf einem Thebener demotischen Papyrus, der wohl erst nach dem Tode des berühmten Bucheligen niedergeschrieben wurde, die aber eine so entschiedene nationalägyptische Färbung und so viele spezifisch altägyptische Eigentümlichkeiten zeigt, daß wir sie für die ursprüngliche Fassung halten. Zweitens gedenken wir der auf einer Turiner mit Stuck überzogenen Tafel niedergeschriebenen Parabel von dem Wagen und dem Kopfe, die, wie die Schrift beweist, im ersten oder zwölften Jahrhundert v. Chr. aufgezeichnet wurde. Sie ist leider nicht vollständig erhalten. Was übrig blieb, lehrt aber, daß wir es mit einer Parabel zu thun haben, die derjenigen zu Grunde lag, deren sich Menenius Agrippa bediente, um die Plebejer Roms in ihre Schranken zurückzuweisen. Sie trägt die Form einer Gerichtsverhandlung und beginnt: „Prozeß des Wagens mit dem Kopfe“.

Etwas früher als diese Parabel, entstanden unter Ramses III. die satirischen Bilder auf einem Turiner sehr obscönen Papyrus, die die Zügellosigkeit des Pharaos geißeln, einen Katzenkrieg darstellen, sowie das Nilpferd, das sich in der Krone eines Baumes bequem sein läßt, während der schnellfliegende Rabe sie auf einer Leiter erklettert. Der Fuchs ist der Hüter der Gänse, und ein Priester mit dem Kopf eines langohrigen Esels bringt ein Opfer dar, das der Fuchs in Empfang nimmt. Andere Mitglieder der Hierarchie werden mit dem Haupte des Krokodils oder des Bockes dargestellt. Wo es so früh Gewohnheit war, eine menschliche Eigenschaft durch ein Tier, dem sie in besonderer Weise eigen ist, zur Anschauung zu bringen, darf die Heimat der Thierfabel mit Recht gesucht werden. Die Behauptung Zündels, Aesop sei ein Afrikaner gewesen, ward noch nicht widerlegt.

Die Satire ward, wie schon der erwähnte Papyrus beweist, angemessen der Gemüthsart der Aegypter, früh von ihnen geübt. Durch Bilder wie mit Worten wurden die Fehler des Nächsten gezeihelt; aber man gefiel sich auch, sie in lehrhafter Weise zu tadeln und neben die Warnung das Lob eines den Göttern genehmen Lebenswandels zu stellen. So entstanden die mit Sittensprüchen gefüllten Bücher, in die man niederlegte, was man für lebensklug, weise und moralisch erkannt hatte. Sie bilden den didaktischen Teil der ägyptischen Literatur. Die meisten dieser Schriften enthalten Unterweisungen, wie sie der Vater dem Sohne als Lebensregeln mit auf den Weg gibt, und gehören in die Kategorie der orientalischen Spruchweisheit. Vieles, was sie lehren, findet sich ähnlich in den dem Salomo zugeschriebenen biblischen Büchern (Proverbia und Ecclesiastes), sowie in dem des Jesus Sirach wieder. Das früheste ist das unter dem Namen Papyrus Prüsse mit besonders kräftiger Hand unter der 12. Dynastie niedergeschriebene Buch, das indessen, wenigstens im hinteren Teile, schon — doch wohl nur, um ihm das Ansehen größerer Ehrwürdigkeit zu geben — unter dem Pharaos Nissa (5. Dyn.) verfaßt sein soll. Es ist vielfach dunkel und gekünstelt, während die Lehren, die der weise Anin seinem Sohne Chunsu Hotepu erteilt

und die sich in dem Pulaqapapyrus IV niedergeschrieben finden, sehr viel einfacher und leichter verständlich sind. Wir müssen uns leider versagen, näher auf diese Schriften einzugehen. Der folgende wie ein Vorklang der christlichen Lehre lautende Satz mag indes hier mitgeteilt werden: „Nichts erscheint dem Heiligtum der Gottheit verabscheuungswürdiger als lärmendes Wesen. Bete Du demütig mit einem Herzen voller Liebe, und was es erbittet, soll im verborgenen geschehen.“ Banaler sind praktische Vorschriften, wie: „Bleibe nicht sitzen, wenn einer, der älter ist als Du oder durch das Amt, das er bekleidet, Dein Vorgesetzter ist, steht.“

Anderere didaktische Stücke, die besonders beliebte Schulbücher gewesen zu sein scheinen, legen dem künftigen Schreiber und Gelehrten aus Herz, seinem Stande vor allen anderen den Vorzug zu erteilen. Unter ihnen nimmt die poetisch gefärbte Ansprache des Dausuf an seinen Sohn Pepy den ersten Rang ein. Der Genannte führt dem zu belehrenden Sohne die übrigen Stände vor und zeigt ihm in einer sie bedenklich herabsetzenden Weise, wie viel Unannehmlichkeiten die Thätigkeit des Kriegers, Bauern, Handwerkers und so weiter mit sich bringt, die sein Beruf, der des Schreibers oder Gelehrten — der erste und vortheilhafteste von allen — nicht kennt.

Auch viele erhaltene Briefe sind didaktisch und gewöhnlich mit religiösen Thaten vermischt. Ihre Zahl ist groß, und mehrere gleichen Inhalts blieben bald auf Papyrus, bald auf Scherben — die billigen Schreibtafeln der Schüler — in verschiedenen Exemplaren erhalten. Es sind Musterbriefe, die den Schüler lehren sollen, sich einer gewählten Sprache zu bedienen und sich die feststehende Form des Briefstiles zu eigen zu machen. Daß das dem Typischen so geneigte Volk der Ägypter großes Gewicht auf die Form legte, war von vornherein anzunehmen. Das Ritual — die Höflichkeitsformen des Menschen gegen die Gottheit — stand so fest wie das Zeremoniel des Hofes und der gute Ton in der Gesellschaft, und so mußten denn auch im literarischen Verkehr gewisse Formen streng innegehalten werden. Sie dem Schreiber einzuschärfen, dienten die erwähnten Briefe. Ihr durch häufiges Abschreiben gefördertes Studium sollte aber auch der Reinheit des Stiles zu gute kommen. Wegen sie zu verstoßen, gereichte dem höher gestellten Gelehrten zu schwerem Vorwurf. Papyrus Anastasi I., eines der merkwürdigsten Stücke aus der Literatur der 19. Dynastie, enthält ein Schreiben, mit dem der Verfasser nichts bezweckt als einem weniger geschickten Kollegen und mit ihm den lächelnden Lesern mit überlegenem und satirischem Besserwissen vor Augen zu führen, wie viele Verstöße er gegen die Gesetze des Stils und andere Anforderungen der Schreiberkunst beging. Da es sich um die Darstellung einer Reise durch Syrien handelt, ist dies Manuskript auch für die alte Geographie von Bedeutung.

Philosophische Schriften in unserem Sinne wurden kaum je in ägyptischer Sprache verfaßt; dennoch finden sich gewisse Dichtungen, die Zeugnis für eine Weltanschauung ablegen, die uns bei dem ernstesten Volke, das so viel an den Tod und das Jenseits dachte, auf den ersten Blick überraschen muß. Wer aber

den ägyptischen Kultus näher ins Auge faßt, bei dem so große Massen von Blumen verbraucht wurden und es an gewissen Festtagen so wenig an Weinrausch fehlen durfte wie an Gesang und Musik, wer von dem tollen Jubel bei der Fahrt nach Bubastis hörte, wer die lustigen, bunt bemalten Landhäuser kennt, die sich im Nil spiegeln und von blumenreichen Gärten umkränzt waren, und dazu bedenkt, daß, wo man tiefem Schatten begegnet, es auch helles Licht geben muß, der wird sich nicht wundern, daß diejenige Richtung des Geistes, deren wir zu gedenken haben, unter den sorgenfrei lebenden Ständen in Aegypten zahlreiche Anhänger fand. —

Wir kennen durch die Klassiker die auch von den Römern nachgeahmte Sitte, eine kleine Mumie beim Gastmahl umherzureichen und die Schmausenden aufzufordern, sie anzusehen und dabei zu bedenken, daß die Zeit des Genießens nur zu schnell vorbei und sie bald selbst sein würden wie jene. Die nämliche Gemütsstimmung nun, die diese Sitte hervorrief, spiegelt sich auch in den Liedern wider, deren wir zu gedenken haben. Sie fordern den Lebenden auf, die kurze Zeit des Daseins zu benützen, und erinnern im ganzen und einzelnen an das „Der heutige Tag liegt mir am Herzen, wer weiß denn, was der nächste bringt?“ des Anacreon. Schon das erste war zur Harfe zu singen und rief einem König der 11. Dynastie zu, der Vorgänger zu gedenken, die unter den Pyramiden ruhen. Was sie erbaut und errichtet, sei zunichte geworden. Wer wisse, wie es im Jenseits aussieht, bis er selbst dorthin gelange? Auf Erden allein blühten sichere Freuden. Diese möge man heiteren Sinnes genießen, den Leib schmücken und das Herz froh sein lassen, bis der Tag komme, an dem man unsern Hingang beweine. Niemand könne mit sich in das Grab nehmen, was er besitze, und von dorthin zurückgekehrt sei keiner.

Ein ähnliches Lied aus der 18. Dynastie sollte der dazu von dem Würdenträger Meserhotep angestellte Harfner singen, wenn sich zur Ehre seiner Manen die Angehörigen in der Grufkapelle versammelten. Neben dem Wilde des Sängers wurde es in eine Wand des Grabes gemeißelt. In unserem Roman „Uarda“ verjuchten wir die bedeutendste Stelle im rhythmischen Redeflusse des Originals wiederzugeben. Alles, singt der Harfner, komme, um dahinzugehen, auch die Menschen. Darum gelte es, den schönen Tag zu feiern, sich zu salben und sich mit der Geliebten (Schwester) zu bekränzen. Dem Sang und Saitenspiel gelte es zu lauschen, die Sorgen hinter sich zu werfen und froh zu sein, bis uns das Land aufnehme, das das Schweigen liebt. Den schönen Tag soll Meserhotep genießen; denn seine Vorfahren und ihre Werke seien, als ob sie niemals da gewesen wären.

Diese Lieder sind so frisch wie anmutig und auch in der Form tadellos.

Schon eine der 42 Todsünden lautete: „Du sollst Dein Herz nicht verzehren,“ was nach den goldenen Sprüchen des Pythagoras bedeutet: der Mensch soll sich nicht durch Reue das Leben verderben. Auch dem König Antef wird geraten, Trauer und Mümmerniß von seinem Gemüt fern zu halten. Meserhotep soll beim frohen Lebensgenuß die Hände rein halten und dem Armen, der keinen

Acker besitzt, Brot geben und sich einen schönen Namen gewinnen, der bei den späteren Geschlechtern in Ewigkeit fortleben wird.

So fordern diese Lieder wohl zunächst zur Daseinsfreude auf; sie legen aber auch dem Menschen ans Herz, sich ein unauslöschliches Andenken durch gute Thaten und redlichen Wandel unter den späteren Geschlechtern zu sichern.

Merkwürdig ist, daß diese Lieder auch für priesterliche Verstorbene gesungen werden sollten, die große Opfer gebracht hatten, um sich durch die Ausstattung der Leiche und des Grabes ein schönes Leben in jener Welt, auf das sie doch nichts weniger als sicher hofften, zu erwerben.

Schon im alten Reiche tritt uns gelegentlich auch eine andere Betrachtung entgegen, die man gleichfalls philosophisch nennen könnte. Bei der Darstellung eines Papyrusdickichts stellt das eine Insekt dem andern nach, dem Insekt der Vogel, dem Vogeljungen im Neste der Fuchs und dem Fuchse der Jäger im Rahne. Dem nämlichen Gedanken wird in einem späteren demotischen Text in Worten Ausdruck gegeben.

Der wissenschaftlichen Literatur der Aegypter müssen wir, da wir den bewilligten Raum schon überschritten, an einer andern Stelle gedenken.



Traumglück.

Von

M. M. von Verzen.

I.

Es gibt Gegenden, wo die Natur fein zierlich mit zarten Strichen malt, mit Blumen, blauen Seen, sanften Hügeln, Wäldchen, Bächlein und Kornfeldern — und wieder andere, wo sie in einem Anfall düsterer Leidenschaft Eichenriesen, Felsen und Berge durch einander geworfen. Das Wildwasser bricht aus den Spalten des harten Granits mit unhemmbarer Gewalt, und im Grunde tiefer Wälder wuchert eine stachelige, fremdartige, wehrhafte Pflanzenwelt — Sonne, Mond und Sterne sehen darauf hernieder in ewigem Wechsel und die Stätte bleibt unverändert — nur die Wolken ziehen darüber hin — und in hundert Jahren vielleicht einmal wird ein Mensch dorthin verschlagen werden und starrt entsetzt und besiegt in die unendliche, fürchterliche, reglose Einsamkeit...

Dann wird der Mensch dies Stück Erde sich unterthan machen wie jedes andere hienieden.

Auf dem Rothenberge, abseits vom Weben und Hasten des Lebens stand eine sonderbare Hütte — vor Urzeiten erbaut von einem fahrenden Musikanten — so sagt man wenigstens. Aus dem Musikanten ward ein Schlosser — und

die Hütte führte den Namen „Rothenberger Schmiede“, als der Schlosser längst tot und begraben und sein Nachfolger, ein ehrsamer Bauernjohn, einen Flügel an das Haus gebaut. Und jeder neue Besitzer baute immer wieder eine Scheuer, oder einen Viebel, oder einen Erker an — kreuz und quer — auf einer Seite hing das Dach fast bis an den Boden, auf der andern ließ es die lehmige Mauer frei, hier war eine ausgetretene Steintreppe, dort eine Holzstiege, und die Farbe, daß Gott erbarm! war die eines vom Unwetter heimgesuchten Schwalbennestes. Niemand kümmerte sich jetzt um das Ding; die Stadt, der es endlich nach dem Tode des letzten Besitzers, eines flüchtigen Mönches, vor nun fast fünfzig Jahren zugefallen, ließ es in Schnee und Regen verkommen. Alle sechs Monate wanderte eine Vertrauensperson hinauf, untersuchte „das Eigentum“ samt dem dazu gehörigen alten und wurmfischigen Hausrat und erstattete Bericht nach vollbrachter Wallfahrt.

Als nun doch ein Käufer sich meldete, fehlte es nicht an Achselzucken und mitleidigem Lächeln. Aber man beeilte sich, ihm den Willen zu thun, und der sonderbare Heilige zog bergwärts. Ein Bauer hatte sich dazu verstanden, seinen Einspanner zu opfern, und durch die feuchten Gründe ging es hin . . . das Pferd dampfte und der Fuhrmann fluchte. Je weiter sie gelangten, desto lauter fluchte er über den Rothenbach, der schon wieder ausgetreten, und das Ueberhandnehmen „des Raubzeugs“, die derbe Stimme des Alten und das Brausen des Gebirgsstromes allein erfüllten die Stille mit einem Lebenslaute.

Der im Wagen saß, antwortete nicht und rührte sich nicht. In seinem Mantel gewickelt blickte er in die Wildnis und sah, wie nach und nach jedes Zeichen „höherer Kultur“ verschwand. Keine Telegraphenstangen, keine Meilensteine mehr, keine Wegweiser und keine Landstraße.

Der Kutscher zog die Zügel an und öffnete den Schlag.

„Nun und?“ fragte der Fremde aufschreckend.

„Hier geht's nicht weiter, Herr; Sie müssen schon aussteigen.“

Der große, breitschulterige, schlanke Fremde stieg aus dem über und über mit Lehm bespritzten Gefährt und sah sich um. Das erste, nasse Frühlingsgrün breitete sich vor ihm aus — Himmel und Wald — das war alles.

„Haben Sie denn gar niemand, Herr? Keine Bedienung oder Begleitung?“ fragte der Bauer mitleidig. „In der Rothenberger Schmiede ist nicht gut sein so allein.“

„Ich brauche nichts,“ jagte der andere. „Mein Diener folgt mir morgen.“

„Ist gute Jagd und Fischerei,“ fuhr der Bauer fort. „Verhungern werden Sie nicht. Nun, behüt Gott so lange!“

Er wendete den Wagen mit ziemlicher Mühe, auf das Pferd peitschend und selbst nachschiebend, dann zündete er noch die eine trübselige Laterne an, stieg auf den Bock und fuhr von dannen. Der Fremde nahm den Hut ab und sah dem Licht eine Weile nach. Der Wind erhob sich und erstarb.

Dem Manne war, als habe er einen trennenden Schritt gethan und als öffne sich eine Kluft zu seinen Füßen, so daß er den Weg, den er gekommen,

nicht mehr zurückfinden könne . . . Und dann setzte er sich auf einen Stein, der auf dem Pfade lagerte, und dachte nach, über das was gewesen, und das, was sein werde.

Vor acht Tagen hatte er in einem glänzenden Saale gestanden und seine Braut neben ihm. Er, Normann Valgary, war glücklich. Von Kindheit an hatte er die Luft der großen Welt geatmet und alles bejessen, was einen Mann seiner gesellschaftlichen Stellung glücklich machen mußte: Freunde, Reichtum, Talent - was er berührte, gestaltete sich unter seinen Händen. Er war kein Tausendkünstler und Dilettant . . . schon weil er das weibliche Spielen mit hundert verschiedenen Kunstfertigkeiten haßte . . . aber wenn er etwas unternahm, so leuchtete ein besonderer Stern über ihm: der eines genialen Geistes. Leider nur pflügen eben diesem zwei Schwestern zur Seite zu stehen - die Träumerei und die Melancholie. Daher wird das, was für den ärmsten Musikanten eine Göttergabe, für den Mann der Gesellschaft ein wahres Danaergeschenk.

Normann gewöhnte sich daran, unverstanden zu sein. Und das war schlimm.

Man glaubte zu wissen, wer er sei - das heißt, was er liebte und nicht liebte, aß und trank, meinte, hoffte und glaubte - und daß er Aussicht habe, baldigt im diplomatischen Dienste nach Petersburg versetzt zu werden. Er war wirklich beneidenswert! Und wenn er dennoch unzufrieden schien, so lächelte man eben und sprach von allzu großen Ansprüchen.

Man wußte auch, mit wem er sich verloben werde; und er that es -- natürlich mit der Baronesse Strudniß. Ihr stilles Wesen, das so scheu in sich getehrt war, ließ seiner Phantasie vollen Spielraum. Er benützte ihr Aeußeres, ihren Blick, ihren Gang, ihre Stimme, um eine Fabelgestalt seiner Träume damit zu umkleiden - und vergaß darüber, ihr wahres Selbst kennen zu lernen.

Seine Schwiegermutter jedoch faltete dankbar die Hände ob der gesicherten Zukunft ihres Kindes, und wie man einen Stundenplan für die Schule fertigt, so legte sie sich einen Plan zurecht für Mella's ganzes Leben.

Inzwischen erwachte in Normann ein winziger, kaum ihm selbst bewußter Wunsch, das Schicksal möge ihm eine Ueberraschung spenden ihn von der geraden, bequemen Straße auf einen fremden, dornigen Weg führen. Wenn er die Braut ansah, die ahnungslos, sanft die Augen niederschlagend, mit ihrer Handarbeit beschäftigt war, so wuchs der Wunsch zu wildem Freiheitsdrang.

„Wie gefällt Dir diese Spitze, Normann?“

Er fuhr auf. „Du sagtest?“

„Wie diese Spitze Dir gefällt. Ich habe sie für die Tischdecke des Boudoirs bestimmt.“

„O, ausgezeichnet! ausgezeichnet!“ erwiderte er wie abwesend.

Mella senkte ganz leise und wickelte die Probe in das knisternde Seidenpapier. Auf allen Stühlen lagen Pakete; Musterbücher bedeckten die Tische.

„Das, Normann, das ist die Ampel für den Salon.“

„Sehr hübsch.“

Sie führte ihn von einem zum andern und zeigte ihm alles - und schon

malte sich in ihrem Antlitz die liebevolle Freude an Kleinigkeiten, die so vielen Frauen eigen ist. Und er nickte und bewunderte.

„Normann! Du bist gar nicht hier! Was hast Du nur gedacht?“

„Kreuzt Du Dich auf die Reise mit mir?“ fragte er plötzlich.

„Wie kannst Du fragen?“

„Wenn ich Dich nun aber anstatt nach Baden-Baden auf die oftmals erwähnte ‚wüste Insel‘ entführte, oder —“ und sein Blick bekam etwas Suchendes, „oder an einen ganz einsamen Ort im Walde, wo außer den Rehen und Wildtauben, den Bäumen und Felsen, nur wir, wir ganz allein geblieben? Würdest Du Dich dann auch freuen?“

„Das thust Du doch nicht,“ jagte sie mit einem Seufzer, den er für ein beruhigtes Aufatmen hielt. „Manchmal sind Deine Spässe entsetzlich ernst.“

„Nein, ich thu' es nicht,“ sprach er, ihre Wange streichelnd. „Freu Dich nur auf Baden-Baden.“

Dann, am andern Tage, meinte er, die Glückwunschgesichter seiner Umgebung, die sanften Reden der Seinen, das Kommen und Gehen von Geschäftsleuten nicht mehr ertragen zu können — es war, als ob ein fremder Geist in ihn gefahren, oder als gäre ein Fieber in ihm.

Jedem Menschen wachsen einmal im Leben Flügel — früher oder später.

Normann erklärte seiner Braut, er fühle sich angegriffen und müsse vor seiner Hochzeit, die auf den zwanzigsten dieses Monats — es war April — festgesetzt, eine achttägige Erholungsreise ins Gebirge machen. Mella nickte freundlich und arglos. Eine Adresse hinterließ er nicht.

Unterwegs hatte er ein Lied singen hören von einer verheerten Klause auf dem Rothenberge. „Das ist etwas für mich,“ dachte er in seinem wilden Drang nach Einsamkeit und Ruhe. Und darum war er heute hier. Man hatte ihn versichert, „alles Inventar der Hütte sei noch vorhanden und in gutem Zustande.“

Zwischen Hagebäumen und Brombeergesträuch wanderte er vorwärts. Die vorjährigen Halme des Schilfes wehten wie gelbe Fahnen ihm zur Seite. Vergangenes und Kommendes berührten sich — frisches Gras und welkes Laub. Die leuchtenden, silbergrauen Stämme der Buchen standen gleich Rittern der Urzeit starr, gerade, stolz vor ihm. Ein langgezogener Eulenschrei zitterte über den Berg — und Normanns Herz antwortete ihr, der ersten Stimme des Waldes, antwortete ihr mit lauten, kraftvollen Schlägen. Nach zwei Stunden ungefähr begann das Dickicht sich zu lichten. Unter einem Felsen lehnten die Reste einer zerfallenen Holzbank. Aus einer thönernen Röhre rieselte ein Quell — und weiterhin, am Abhang, auf einem plump umgitterten Grassstück, stand das sonderbarste Gebäude, das er je gesehen . . .

Bei Normanns Erscheinen stob ein Schwarm von Raben, die unter dem Dach auf einer Art Geländer gefressen, freischend aus einander. Aus toten Augen sahen die erblindeten Fenster ihn an. Vor der Hausthür, unter den Wasserlachen, schimmelte grünlicher Morast.

Und doch - dieses verlassene Stück Erde, diese Hütte in der Wildnis, welch fremdartiges, süßes Gefühl des Besitzes und der Freiheit weckten sie nicht in ihm! Das gehörte ihm ganz - da war kein guter Freund, ihm Rat zu geben, als der blasser Aprilmond, der über dem Berggrücken aufging.

Normann suchte den Schlüssel hervor, den der Bürgermeister ihm gegeben, und steckte ihn in das Thor. Nach einiger Anstrengung gelang es ihm, dieses zu öffnen. Der gemauerte, enge Flur, die Holzstreppe, die Stubenthüren rechts und links gemahnten an ein Bauernhaus. An einem Haken hing eine halbzerbrochene, halbgefüllte Petroleumlampe, als letzte Zeugin des vierwöchigen Sommeraufenthaltes, den vor zwei Jahren ein erholungsbedürftiger Stadtrat hier genommen. Im Nu hatte Normann sein Feuerzeug bei der Hand und zündete die Lampe an - der Docht schwelte - - doch es war Licht!

Dann trat er in die Stube. Hier war alles noch so, wie der vorige Bewohner es verlassen: ein großer Tisch in der Mitte, eine Uhr in der Ecke, Wänke rings um die Wand laufend und ein grüner Kachelofen, der fast ein Drittel des Zimmers einnahm. Auf der Kommode standen einige derbe Silhouetten in Papprahmen mit der Aufschrift „zum Andenken“, ein schwerfälliges Weinglas, zwei bunte Tassen.

Das erste, was Normann that, war, daß er die Uhr in Gang setzte. Sie tickte - sie pochte wie das Herz eines Scheintoten, das plötzlich wieder zu schlagen anfängt.

Zufrieden, aufmerksam, saß er auf der Bank und lauschte. Er hatte Licht und Uhrenticktack; was wollte er mehr? Allmählich leerte er seinen Rucksack: Brot, etwas Käse und geräuchertes Fleisch, eine Feldflasche mit Portwein und ein Säckchen Kaffee kamen zum Vorschein.

Die kleine Küche war kalt und leer; ein Reisigbündel lag vor dem erloschenen Herde - die von Ruß geschwärzte Decke glänzte. Eine Maus jagte bei Normanns Eintritt über die Steinfliesen und verschwand . . . er lachte. Dann holte er das Glas von der Kommode, zog sein Taschenmesser und begann zu essen. Der Portwein schwanke wie dunkles, schweres Gold in dem alten Glase und jetzt erst entdeckte Normann, daß es eine Inschrift hatte. Unter drei verschlungenen Herzen, von denen das eine sich löste, stand in seltsam verschnörkelten Buchstaben zu lesen: „Fahr hin, Du falsches Herz.“

„Merkwürdig, merkwürdig,“ dachte Normann, indem er das Glas gegen das Licht hob. „Wer mag daraus getrunken haben?“ Indessen war ihm plötzlich, als habe er Gesellschaft. Er tafelte mit seinen Gedanken und den Geistern derer, die vormalig hier gewelt.

Ein unterirdisches Klingen, fein, wie ein dünner Saitenton, riß ihn aus seinem Sinnen. Er sah in alle Ecken - der Ton kam aus der Uhr. Aus dem Innern dieses plumpen, hohen Kastens zitterte das silberne Glockenstimmchen in sechs Durttönen - freundlich und hell - dabei rasselte die Gewichtskette dröhnend hernieder. Zwölf! Normann schüttelte den Kopf und freute sich wie ein Kind. „Merkwürdig, merkwürdig,“ dachte er wieder. Das Behagen ergoß

sich in seine Seele und alsbald beschloß er, eine Entdeckungsreise zu unternehmen.

Mit drei Sprüngen stand er im „oberen Stockwerk“ und in dem einzigen Zimmer, das dort sich befand. Es war ungewöhnlich lang und breit und hatte ein sonderbares, hohes Fenster. Im Kofen bemerkte er ein Bett, rein überzogen mit grobem, gelbem Leinenzeug, weiß Gott, wie lange schon einen bunten Wajchfrug und einen Stuhl, in den allerlei Namen geschnitten waren. Er beleuchtete sie: „Eusebius. Christiane 1789. N. S. Christiane 1798.“

„Ja, hier paßt eine Christiane her,“ dachte er und wurde plötzlich traurig. Durch die herzförmigen Ausschnitte der grünen Läden schien der Mond. Normann begann sich auszukleiden. Ein Schrank fand sich freilich nicht vor — dafür aber ein Geleß in der Wand, das er erst nach langem Suchen entdeckte und das sich nur mittelst Druckes auf einen Knopf öffnen ließ, der fast unsichtbar war.

Normann zuckte die Achseln. Das „gut erhaltene Inventar“, von dem der Stadtrat gesprochen, dünkte ihn immer eigentümlicher. Hier standen drei bauchige Flaschen „Rothenberger Klostertropfen“, „alter Kirschengeist“ und „Brombeer“. In einem Kästchen daneben lag ein blaueidenes Band mit einem gewirkten weiß und roten Bande, wie man es an den Staatsgewändern der Urgroßmutter wohl noch findet — es duftete nach Seide, Weihrauch und Kräutereisenz, jenem lieben, alten Dufte des vorigen Jahrhunderts. Normann schlang das Band zärtlich zwischen seinen Fingern hin und her. „Ob dies wohl Christiane gehört hat?“ dachte er. Dabei ertappte er sich auf einer Schwärmerei und wurde rot. „Ich bin wahrhaftig darauf und daran, mich in eine Tote zu verlieben,“ murmelte er. Behutsam legte er das Band an seinen Platz zurück.

Erwartungsvoll und selig müde sank er endlich in die Kissen, die kühl und weich wie eine Welle über ihm zusammenschlugen. Er löschte die Lampe. Er dehnte und streckte sich und schloß die Augen — der Lavendelgeruch des groben Leinens zauberte ihm wieder jene schattenhafte Christiane ins Herz — wer weiß, ob nicht sie die Tücher gesponnen, welche die Sonne hier gebleicht — sie, die jetzt auf einem andren Stern weilte seit vielen Jahrzehnten . . .

Draußen flugte die Gule die ganze Nacht.

Normann erwachte, als die Sonne auf seine Stirn schien. Er schrak empor, blinzelte und starrte die Läden an, deren Ausschnitte wie zwei goldene Augen ihm entgegen leuchteten. Das waren nicht Christianens Augen — nein.

Eine Amsel flötete ganz in der Nähe — übermütig, wehmutsvoll, lockend, berauschend. Ein Durst nach Vergluth und frischem Brunnenwasser stieg in ihm auf. Er schlug die Läden zurück und sah hinaus.

„Gott, Gott!“ flüsterte er. Wie ein Brautschleier, den eine liebende Hand von einem selig errötenden Antlitz hebt, so zerrann ein durchsichtig feiner Lenznebel unter den Sonnenstrahlen und ließ den rosigen Morgenschein über den Wald gleiten — über das Thal, wo die Schlehen begannen, ans Licht zu dringen und wo die wilden Kirschbäume in einer Ahnung von Mäite schwellende

Knospen ansahen. Auf dem lehmigen Dach des Hauses lag die Wärme verheißungsvoll.

Normann ging, den Brunnen zu suchen. Er fand aber nur die Quelle, die aus der Thonröhre floß, und benetzte sein Gesicht, seine Hände mit den eiskalten, kristallklaren Tropfen.

Mit brennenden, prickelnden Wangen schlenderte er dann umher, seine „Landwirtschaft“ in Augenschein zu nehmen. In einem zerfallenen Gehege sah er einige Kohlstrünke und Bohnenstangen jedoch sehr viele Rosenstöcke, die wegen Mangels an Pflege nackt und traurig unter dem Unkraut standen – „gewiß Christianens Rosen,“ dachte er. Das war freilich unmöglich – wahrscheinlich hatte der blumenliebende, erholungsbedürftige Stadtrat diesen „Garten“ sich angelegt – aber Normann wollte nichts davon wissen. Er liebte seine Illusionen.

Zuletzt wanderte er in die Küche und machte Feuer an, um Kaffee zu bereiten. Das dürre Holz knackte und schwelte und brannte widerwillig – als jedoch der Topf mit dem Wasser auf dem Herde stand und der Kaffeeduft das ganze Haus erfüllte, da sah er mit solch einem Blick ehrlichen Triumphes und Stolzes um sich und in den steigenden Rauch, als habe er eine schwere Aufgabe gelöst.

Hörbar leuchend traf nach Verlauf einer halben Stunde sein Diener mit dem Führer ein, beide mit Lebensmitteln beladen.

Ersterer war im Dienste des Barons grau geworden. Normann hatte ihn gewissermaßen von seinem Vater geerbt. Galt es, den verträumten Jungen in irgend einem Winkel aufzustöbern, so war gewiß Jonas derjenige, der ihn fand und richtig ablieferte, und selbst in späteren Jahren verlor der Brave nie das Gefühl der Verantwortung für seinen Herrn, der auf Reisen stets den Zug veräumte, Einladungen vergaß und immer „in den Wolken“ lebte. „Unser Herr muß nur geweckt werden,“ war seine stehende Redensart. Wie der Alte das Kind vor den oft wohlverdienten Klagen des gestrengen Vaters schützte, so hielt er die Hand über den Mann, dessen Unvorsichtigkeiten mehr als einmal Anlaß zu dem bekannten „Gerede der Leute“ gaben. Doch nie überschritt Jonas die Grenze, die der Vertraulichkeit des Dieners ein strenges „bis hierher und nicht weiter!“ vorschreibt.

Mit dem guten Jonas kam die ganze Atmosphäre der Stadt: Wetterbefürchtungen, Speisezettel, Erkältungsfurcht und Bequemlichkeitswollen.

„Herr Baron haben sich selbst Holz gespalten und Kaffee gekocht! Nein, so was! Herr Baron werden doch nicht selber Wasser holen? Und die Decken auf dem Bett – da läßt man die seidene Steppdecke aus Uckerndorf kommen und . . .“

Balgary fiel ihm ins Wort und verbot ihm auf das strengste, irgend etwas zu ändern. „Denn wir sind hier nicht in Uckerndorf, sondern – sondern auf einem andern Stern,“ wollte er hinzuzeigen. Er sagte jedoch nur: „. . . auf dem Lande, und ich wünsche zu leben, wie es mir beliebt wie ein Bauer

oder Einsiedler, wie ein Mönch. Merke Dir's, Jonas: Was hier vorgeht, ist Dein und mein Geheimnis. Höre ich, daß Du dort unten den Mund nicht halten kannst, so sind wir geschiedene Leute. Ebenso wenig darfst Du meinen Aufenthaltort irgend jemand verraten. Verstehst Du?"

Jonas seufzte. Aber er gehorchte - - natürlich.

Gegen Mittag ging sein Herr in den Wald, nachdem er den ganzen Morgen genagelt, gesägt, gezimmert und Schäden ausgebessert hatte wie ein Handwerker. Er trug die Büchse auf dem Rücken und verfolgte den Rehwechsel bis auf den Gipfel des Berges. Droben fand er ein altes, graues Steinkreuz mit einer vom Regen verwitterten Inschrift. Nur die in Stein gemeißelte Jahreszahl 1790 war noch zu erkennen - er schob die Epheuranken zur Seite und studierte an den unleserlichen Buchstaben. Dann setzte er sich auf einen Baumstumpf und ruhte. Die wilde Taube lockte in den jungen Buchen; der Kuckuck und der Wiedehopf trieben ihr Wesen - der Eichelhäher strich freischend durch das Niederholz. Walgary fühlte, daß er gleichsam auf fremdes Eigentum seinen Fuß gesetzt - in das Reich der Vögel, der Rehe, der Märchen. Das Kriegsgeschrei der Gabelweihe hoch über den Wolken ließ das Vogelgeplauder verstummen - - Normann meinte, er höre das Gras wachsen. Wenn der Mensch so ganz allein in einer großen, herrlichen Einsamkeit, dann erwachen alle Sinne mit doppelter Schärfe. Er erkennt, was ihm unten in der Welt ein Rätsel schien, er begreift das Warum und Wie der Dinge - er wird besser, klüger, kindlicher. Das verlorene Paradies ist an solchen Orten für manchen wieder zu finden... es blüht noch... es ist da...

Normann kam spät heim - ohne Beute, bis auf einen lebenden jungen Eichelhäher, auch „Herrenvogel“ genannt, mit schimmerndem, blauumfäumtem Gefieder, der aus dem Nest gefallen war, und den er im Walde gefunden. Er sperrte ihn in den Taubenschlag und pflegte ihn.

Und Jonas saß am Herde in der Küche, in seiner Livree mit den glänzenden Knöpfen, und langweilte sich zum Sterben.

„Zieh das Zeug aus, da ist ein Leinfittel,“ sagte Walgary kurz. „Und dann kannst Du gehen, Keifig sammeln - es reicht nicht mehr bis zum Abend!“

Jonas hob die Augen zum Himmel, nahm einen großen braunen Korb, der in der Ecke stand, und schlich grollend in den Wald.

Bei seiner Rückkehr fand er seinen Herrn damit beschäftigt, die Rosenstöcke aufzubinden und die Mohlstünke zu entfernen; unter dem Lindenbaum jedoch, dessen knospenschwere Zweige im Winde schwankten, war eine Holzbank angebracht, die vorher nicht dort gewesen und auf deren Lehne Normann in steifen Buchstaben geschnitten: „Christianens Ruhe.“

„Was fehlt nur dem Herrn Baron, ich glaube es ist nicht richtig mit ihm,“ brummte der Alte. „In dem ganzen verhexten Nest ist's nicht richtig!“

Alle zerlumpten Kinder aus dem Nachbardorfe, die im Herbst Brombeeren, im Sommer und Frühling Erdbeeren und jetzt die ersten Maiblumen hier suchten, redete Normann an, sogar den Bäckersepp, der frische Lebensmittel brachte.

Den forderte er auf, in der Stube Platz zu nehmen und ein Glas Wein zu trinken. Der Sepp hob „die hirschledernen Augendeckel“, wie Jonas sagte, und starrte den feinen Herrn erstaunt an; denn nun mußte er auch erzählen, wer vordem hier gehaust, ob keine alte Chronik im Dorfe der „Rothenberger Schmiede“ erwähne, ob es wirklich hier spucke und manches andere mehr. Auf eine „Christiane“ konnte sich aber der Sepp durchaus nicht besinnen; so lang er lebte, hatte er noch von keinem Frauenzimmer gehört, das auf der Schmiede aus und ein gegangen. Doch der Pfarrer im Dorf, ja, der besitze ein Buch, das man einst gefunden und eine rote Haarlocke — feuerrot, wie ein Höllenbrand. Die habe in dem Buche gelegen.

Normann begleitete den Sepp noch ein Stück den Wald hinunter. Feuchte Mühle stieg von den Wiesen auf. Ein Stern nach dem andern flammte empor — der Tau fiel. An der Grenze des Waldes kehrte Normann um und blickte in die strahlende, unendliche Höhe: „Ein sonderbar Ding, die Sympathie,“ dachte er. „Da rührt etwas an mein Herz, das schon längst nicht mehr ist; ein Wesen, das vergangen, dessen Leib in Staub zerfallen — das ich nie gekannt. Und doch empfinde ich's wie eine warme, holde, stete Nähe — auf einem andern Stern müssen wir Bruder und Schwester oder Mann und Frau gewesen sein —“

Und am Zwanzigsten war sein Hochzeitstag!

„Wir müssen heim, Jonas,“ jagte er traurig, „wir müssen heim! Aber so Gott will — kommen wir wieder!“

„Was Gott verhüten wolle,“ setzte Jonas leise hinzu, indem er mit seiner Livree liebäugelte, die an einem Nagel vor der Thür hing.

II.

„Wo seid ihr denn gewesen?“ fragte Mellas Kammerjungfer den alten Jonas, als er ihr einen Rosenstrauß für die Baronesse und eine Karte von Balgary brachte.

„Das weiß ich nicht.“

„So? Wohl im Mond? Sie sind ein Lügner, Herr Jonas!“

„Fragen Sie Ihre Baronesse — die wird's wissen.“

Aber die Baronesse wußte es nicht. Sie saß in ihrem Zimmer vor dem Spiegel und strahlte sich das lange dunkle Haar. Normann war zurückgekommen, einfüßig wie immer und blaß und mager. „Sonderbar!“ hatte ihre Mutter nicht ohne Schärfe bemerkt. „Ich liebe diese heimlichen Wege nicht.“

„Er ist ein Träumer,“ entschuldigte Mella. Doch empfand sie noch den kalten, zerstreuten Kuß, den er auf ihre Stirn gedrückt, und den Blick, den er über ihr Antlitz gleiten ließ.

„Er ist ein Träumer,“ lächelten die guten Freunde. Und Mella begann, sich ein ganz klein wenig vor ihm zu fürchten — gerade genug, um bei einer plötzlichen Anrede seinerseits zu erröten und um zu verstummen, wenn sie bemerkte, daß er lauschte, sobald sie mit anderen sprach.

Sie war ein sehr schüchternes Kind gewesen und ihre Erziehung hatte demgemäß darauf hingewirkt, diese Scheu zu beseitigen. „Geh doch aus Dir heraus!“ „Zieh Dich nicht so ängstlich zurück!“ das mußte sie alle Tage hören. Am liebsten lag sie mit einem Buche im Gras – und bei Spaziergängen bewunderte sie nie laut die Schönheiten der Natur, sondern wurde je summer und insichgekehrter, je tiefer sie dieselben in sich aufnahm.

Ueberzeugt davon, daß es zum guten Ton gehöre, gern zu tanzen, leichte Konversation zu machen und die Rennen zu besuchen, und daß es im höchsten Maße spießbürgerlich sei, eine von den Ansichten anderer abweichende Meinung zu haben, suchte sie mit dem besten Willen von der Welt das rauhe Kleid der Eigenart abzustreifen und sich zu entfalten, wie – nun, wie eben diese anderen. Und das war ihr nach außen hin gelungen; denn sie war klug. Nur führte sie innerlich, für sich, ein Leben, hegte sie eine Gedankenwelt, von der niemand eine Ahnung hatte. Freundlich, gleichmäßig und sanft verkehrte sie mit ihrer Mutter, ihrem Bräutigam, ihren Bekannten.

Man nannte sie wohlgezogen und mädchenhaft, weil sie nie einer Leidenschaft gestattete, die glatten Linien ihres Charakters zu verwischen, und weil nie eine heftige, innere Bewegung durch Aeußerlichkeiten, wie durch Thränen, Blicke und Worte sich verriet.

Als Balgary um ihre Hand gebeten – erst bei der Mutter, dann bei ihr selbst – war ihr, als bewege das Weltall sich in seinen Fugen – als seien er und sie allein auf dieser Erde, für einander bestimmt – auf ewig.

Doch sie reichte ihm nur still die Hand, hob den Blick und sagte: „Ich will.“ Er küßte sie auf die Stirn, die kalt war wie Eis – und die Baronin bestellte die Verlobungskarten. Mella war eine „Idealbraut“; immer korrekt, immer bereit, wenn Balgary einen Wunsch aussprach.

Die Mutter hatte sie gelehrt: „Eine gute Hausfrau, eine geduldige Freundin, das ist's, was die Männer wollen. Von dem vielgerühmten Teilen aller Interessen und dem hohen Geiste halte ich nicht viel.“

Es war ganz unerläßlich, daß man die Hochzeitsreise nach Baden-Baden machte. Und Mella gab sich alle Mühe, darauf sich zu freuen. Was sein mußte, daran rüttelte sie nie. So war sie erzogen.

Nun kam der Hochzeitstag. Mit roten, geschwollenen Augen und grünlichen Schatten auf den Wangen sah sie „sehr unvorteilhaft“ aus. Ihr Mädchenstübchen stand voll gepackter Koffer und ihre Mutter hatte kaum Zeit, mit ihr zu weinen...

Das hastete durch einander, treppauf, treppab, das lief aus und ein.

Endlich war man so weit. Die Wagen rasselten nach dem Standesamt – die Gäste bewunderten die Haltung und den Ausdruck der Braut. Balgary, mit sehr weißem Gesicht und stolzem, wenn auch verschleiertem Blick, war gerade das, was man erwartet hatte. Als die Braut ihren Namen unterschrieb, machte er eine rasche Bewegung und es flog wie ein Lebensfunke über seine Züge – dann setzte er mit fester Hand unter ihr „Maria Christiane Melanie von Strudnitz“ sein einfaches „Normann von Balgary.“

Nachdem das Paar die Gesellschaft verlassen, um den Schnellzug zu benutzen, hatten sich bereits Gruppen gebildet, die über die Glückschancen der beiden Neuvermählten ihre unmaßgebliche Meinung äußerten. Während man hier flüsterte und tuschelte, hatte die Festtagstimmung in der Gesindestube ihren Höhepunkt erreicht.

Jonas trank und erzählte und erzählte und trank und zum Schluß teilte er der Jungfer Liese mit, daß es ihm nie und nimmer einfallen werde, seinen Herrn zu verraten — nie und nimmer — er sei ein treuer Diener und er trinke auf die Gesundheit von — Christiane!

„Wer ist Christiane?“ fragte Liese, näher rückend.

„Eine — eine Bank,“ lallte er und sank in sich zusammen.

„Eiel!“ brummte Liese und nahm ihm heimlich die Flasche weg. Dann musterte sie ihn; denn von jetzt an mußte sie im Dienste des jungen Paares mit Jonas gleichen Schritt halten ... wie zwei wohldressirte Wagenpferde hatten beide einem Lenker zu pariren.

*

Das große Hotelzimmer in Baden-Baden lag in der Glut der Frühlings-sonne. Das bunte Leben quoll unten vorüber.

An dem einen Fenster stand Mella und blickte in das Gewirr der Promenade, an dem andern stand Normann und sah in den grellblauen Aprilhimmel. Plötzlich fuhren beide auf.

„Willst Du spazieren fahren?“ fragte Valgary.

„Ach, lieber nicht — das heißt, wenn Du gerne möchtest, so will ich natürlich auch, aber —“

„Ich? O nein — nur wenn Du —“

„Ja — was Dir am liebsten.“

Er zuckte die Achseln und trat beiseite. So war es immer; sie jagte nie, was sie eigentlich wünschte, und begriff nicht, wonach er sich sehnte. Dabei war sie von einer Rücksicht! Gestern fragte er sie, wie die Oper ihr gefallen — er fand sie selbst recht mittelmäßig — und sie erwiderte: „Sehr gut.“ Alles gefiel ihr sehr gut. Normann seufzte.

Und sie — sie hatte sich, offen gestanden, in der Oper gelangweilt. Sie wollte ihn nur nicht tranken, weil er sie ins Theater geführt, um ihr eine Freude zu machen.

Mella hatte die Eigenheit, vor Fremden sich zu fürchten. Wie oft hatte ihre Mutter darob sie gerügt! Und nun that Mella alles, damit Normann diesen Fehler an ihr nicht bemerke. Sie überwand sich — ja, sie ließ sich in Table d'hôte-Gespräche ein und dachte an die Warnung der Mutter: „Monopolisire Deinen Mann nicht in den ersten Wochen eurer Ehe — gönne ihm den Verkehr mit anderen, damit er das Zusammensein mit Dir erst schätzen lerne — sonst wird ihm Deine stete Gegenwart zur Last.“

Und er war so aufmerksam gegen sie! So höflich! Er bemerkte nicht die

Anstrengung, die es sie kostete, ihn zu unterhalten, und das Fieber, das sie ergriffen, ihm alles recht zu machen. Er sah nur, daß sie seinem Traumbild nicht entsprach — trotz ihrer wunderbaren, blauen Augen, die einen so eigentümlichen Gegensatz zu dem tiefdunklen Haar bildeten, daß ihr Blick heute noch ihn erschreckte . . . trotz des warmen, zärtlichen Gefühles, das ihn bisweilen in ihrer Nähe beschlich.

Sie standen zusammen auf der Terrasse und sahen zu, wie der Mond die Höhenzüge des Schwarzwaldes in flüssiges Silber tauchte. Ein herber Tannengeruch erfüllte die Luft — ein Schauer froh über die Büsche und ließ beide erzittern. Die Gemeinsamkeit dieser unwillkürlichen, körperlichen Bewegung, dieses seelischen Empfindens weckte in Mella eine stille, jähe Freude. Sie schwieg, um den Augenblick nicht zu verscheuchen — fast hielt sie den Atem an — dann kam ihr ein großer, freier Mut. Sie lehnte sich an die Schulter ihres Mannes und flüsterte etwas.

„Was sagtest Du?“ sprach er, aufschreckend.

„E,“ murmelte sie, bereits wieder eingeschüchtert, „ich dachte nur — wenn wir jetzt allein durch die tiefen Gründe dieser Berge streiften — wie Du damals sagtest — weißt Du noch?“

„Nein,“ antwortete er und starrte in den Himmel.

„Und alle diese Sterne — sie haben uns von Kindheit an gesehen und gekannt — Dich auch —“

Normann wurde unruhig.

„Ja, Dich auch,“ fuhr sie, kühner werdend, fort, „all Deine Wege — besser, als ich —“

Mella wollte seine Gedanken halten — um jeden Preis. Schon wieder waren sie auf der Wanderung.

„Ich möchte wohl so viel von Dir wissen wie jene,“ sprach sie.

„Von mir — ist nichts zu sagen,“ antwortete er hastig, „gar nichts! Uebrigens, es wird kühl . . .“

„Bist Du mir böse?“

„Nicht im geringsten.“

Von diesem Tage an fragte sie ihn nie mehr nach seiner Vergangenheit. Sie hätte ebenso gut mit der Stirn an eine steinerne Mauer rennen können, als nochmals versuchen, sein Vertrauen zu gewinnen. Aber ihr Sehnen wuchs, die Wunderwelt zu schauen, die hinter jener Mauer verborgen lag . . .

Nach vier Wochen zogen sie in die Heimatsstadt ein, in ihr von Hochzeitsgeschenken und fremden Dingen überfülltes Haus.

Unter einem bunten Papierbogen mit der Aufschrift „Willkommen“ und dem unvermeidlichen Eichenkranz stand der alte Jonas neben Liese.

„Nun beginnt der Alltag.“ Normanns künstlich genährter Frohsinn verflög das alte Heimweh packte ihn von neuem — nach abermals vier Wochen teilte er Mella mit, er müsse auf Tage verreisen, einen Freund zu besuchen. Das war nur recht und billig.

Warum gab es ihr einen Stoß, als er ihr die Nachricht brachte? Er kam ja auch richtig nach acht Tagen wieder und legte einen großen Strauß wilden Geißblattes auf den Tisch vor sie.

Sie wurde rot — freute sich — und brach in Thränen aus.

„Warum weinst Du?“ sagte er vorwurfsvoll. „Hat es Dich getränkt, daß ich Dich auf kurze Zeit verlassen?“

„Aber Normann . . .“ Sie schämte sich, zu gestehen, daß sie vor Freude geweint. Und von jetzt ab studierte sie jeden Zug an sich selbst, auf daß sie ihren Mann nicht verstimme oder ärgere.

Wenn er nicht verreist war, so war er eifrig mit Schreiben beschäftigt. Er arbeitete an einem Werke, das „Mella ganz und gar nicht interessire — eine Art alter Chronik“. Näheres konnte sie nie erfahren. Er warf ein Löffelblatt über die feuchten Linien, sobald sie ins Zimmer trat. Sogar bei Tisch machte er Notizen auf kleinen Zetteln, mit denen er sehr unachtsam umging.

„Unser Herr muß wieder 'mal geweckt werden,“ sagte Jonas. Er hatte ihn im Verdacht, Unheil zu brüten. Er traute den Zetteln nicht, auf denen er „Beschwörungsformeln“ vermutete, und untersuchte jedesmal genau die Stuben, bevor Liese rein machte. „Das naseweise Ding“ brauchte nicht die Augen überall zu haben.

Trotzdem präsentirte Liese an einem Morgen ihrer Herrin auf dem silbernen Teller ein dünnes Mättchen, „das sie beim Auskehren“ gefunden. Mit schlecht verhehltem, spöttischem Lächeln zog sie sich zurück. Scheu und schnell glitt ein Blick aus Mellas dunklen Sternen über eine einzige Zeile — dann wandte sie den Kopf ab, um der Versuchung zu widerstehen. Und sie widerstand.

Ihre Kniee zitterten, als sie sich in Normanns Zimmer schleppte, um den Zettel auf seinem Schreibtisch unter einem Hufeisen zu bergen, das sie ihm einst geschenkt.

Ein feiner Cigarettenrauch hing wie eine Wolke unter der Decke. Mella legte die Hand vor die Augen. Nun meinte sie seine Gegenwart zu fühlen . . . ihr Herz hämmerte . . .

„Christiane — . . . trennt uns keine Ferne . . .“

Mehr hatte ihr flüchtiger Blick auf jenem Blatte nicht erhascht.

Und doch kam es wie eine tiefe Ohnmacht über sie gefrohen und griff ihr mit eisigen Fingern in die Brust . . .

Unsinn! Sie glaubte an ihn. Plötzlich ward es ihr unmöglich, hier zu verweilen. Sie wandte hinaus . . .

Bei Tisch richtete sie das Wort an ihn. „Ich habe einen Vogen Papier, auf den Du Notizen gemacht, und den Liese auf dem Flur gefunden, auf Deinen Schreibtisch gelegt.“

„Ich danke Dir.“

Mella sah Normann scharf an. „Ich danke Dir!“ Weiter nichts! Fürchtete er denn nicht . . . ach, er war zu gleichgiltig. Er strebte in die Ferne — er

war unruhig — reizbar — zerstreut — und lebte außerdem stets in dem Wahne, Mella wolle ihn „in Gesellschaften schleppen“.

Und er blieb bei ihr aus Pflichtgefühl. Nein, sie wollte kein Opfer. Mella vertraute ihm noch . . .

„Normann,“ sagte sie, ihre rotumränderten Augen zu ihm erhebend, „Du solltest wirklich wieder einmal fortgehen.“

Er unterbrach seinen ruhelosen Gang durch das Zimmer und sah sie an, während sein Ausdruck etwas lebhafter wurde.

„Du meinst?“

„Ja.“ Sie fädelt eine Nadel ein und nähte weiter.

„Würde es Dir denn nicht unangenehm sein?“

„O, durchaus nicht.“

Normann zögerte. Mella war wirklich ganz gern allein. In dem unbewußten Egoismus der verträumten Sehnsucht und des Gefühles innerer Vereinsamung sah er nichts, als daß seine Seele verwaist war — und daß es nur einen Ort gab, wo sie sich Kraft, Mut und Nahrung für die Zukunft gewinnen konnte. Mella hatte ja einen großen Bekanntenkreis — vor dem er sich, nebenbei gesagt, fürchtete.

Er rief Jonas und gab ihm Bescheid. „Wir reisen morgen.“

„Zu Befehlen.“

Hinter dem Rücken seines Herrn aber gestattete sich der Diener die Achseln zu zucken. Dann eilte er, den Koffer zu packen.

„Schon wieder fort?“ sagte Liese schnippisch.

„Ja, schon wieder,“ antwortete er kampfbereit. „Haben Sie was daran auszufragen?“

„Ich? Wenn die Gnädige nichts dagegen hat . . . pah!“

„Na, also.“

„Die Christiane wird sich freuen.“

„Welche Christiane?“

„Kam, die von der auf dem Zettel zu lesen stand. Oder sind Sie blind, Jonas?“

Jonas ließ einen Stiefel, den er in ein Tuch hüllen wollte, schwer auf den Boden fallen. Er wußte nicht, auf wen er wütender war in diesem Augenblick, auf seinen Herrn oder auf das „naseweise Ding“.

„Sie hat heimlich spionirt?“ rief er sie an.

„Bewahre. Ich hab's der gnädigen Frau gebracht.“

„So. Na, Liese, dann hilft es nichts.“ Jonas überlegte sich, ob er ihr eine Ohrfeige geben oder ihr schmeicheln sollte — und entschied sich für das letztere.

„Die Christiane ist eine Tote!“ jagte er.

Liese kreischte laut auf. „Ist der Herr närrisch geworden?“

„Nein; aber er ist verliebt in eine, die vor hundert Jahren gelebt hat — oder auch nicht. Davon versteht Sie nichts, Liese; das nennt man Sympathie

und darüber schreibt man Bücher und davon wird man verrückt," setzte er leise hinzu. „Und jetzt hüte Sie ihre gottlose Zunge . . .“

„Jonas, die Kleiderbürste fehlt noch," sagte Liese in so völlig verändertem Ton, daß er es für angemessen erachtete, sich umzuwenden.

„Ja, und die Schuhe," sprach er sehr sachlich.

In der Thür stand die Baronin. Ihre Wangen brannten wie Feuer — ihr Atem ging kurz, rasch, stoßweise.

„Liese," sagte sie, „geh in die Küche und besorge mir eine Tasse Thee. Mich friert.“

Die Kammerjungfer schlüpfte an ihrer Herrin vorbei.

Als sie den Thee brachte, saß Wella am Fenster, den Kopf in die Hand gestützt — Jonas aber schloß den Koffer, beurlaubte sich und begab sich in die Gesindestube.

„Was hat sie denn von Ihnen gewollt?" fragte Liese ihn.

„Na, was wird sie gewollt haben! Mich fragen, ob die Taschentücher bei Lindenthal auch richtig bestellt sind.“

Er ließ sich ein Glas Wein geben und sah sehr aufgeräumt aus.

III.

Normann Balgary lag im Walde auf einer Streu weicher Blätter, die er zusammengetragen. Sein Haupt ruhte auf einem Stein. Um ihn jummte das Bienenvolk — die Hitze stieg ihm zu Kopf wie neuer Wein. Was war das nur mit ihm! Kaum war er hier, so wurde er jung, übermütig wie ein Knabe und konnte halbe Stunden lang damit zubringen, den Ruf des Ruckucks nachzuahmen oder den Flug der Wabelweihe zu verfolgen, die über den Berg dahinstrich. Sein Gang wurde leicht, elastisch. Er ließ sich von der Sonne durch und durch wärmen und schlummerte darüber ein. Hier verstand alles ihn — ohne daß er redete. Und der Drang, der ihm schon als Kind am liebsten ein Märchenbuch in die Hand gegeben, der führte ihn jetzt, wo es galt, längst Vergessenes aufzustöbern, vom Haus in den Wald und vom Wald in das Haus.

Er suchte eine Geliebte, die schon fünfzig Jahre tot war. Es gewährte ihm ein seltsames Vergnügen, die Zeichen ihres Daseins auf dieser Erde zu sammeln und zu mehren. Niemand erlischt doch wie eine Flamme, um nur Asche zurück zu lassen — von jedem bleibt eine Spur — und sei es auf der einsamsten der einsamen Bergklauen. Auch dieser Gedanke that ihm wohl.

Auf seinen Knien lag ein merkwürdiges, dickes Gebetbuch — in Schweinsleder gebunden — Elzevirausgabe. Auf dem Flugblatte stand zu lesen: „Christiane, 1801.“

„Am Leben und im Tod eyn Seel, eyn Leib,
Trennt uns kein Wetter, trennt uns keine Ferne;
Wir sehn uns wieder, wonnigliches Weib,
Dereynst auf eynem andren Sterne“

und darunter: 1809. „Fahr hin, Du falsches Herz.“

Das war eine Geschichte -- ein Märchen, blau, schön und traurig, wie sie alle sind.

Das Buch hatte ihm der Pfarrer für ein gutes Wort gegeben, damit Normann es zu seiner Arbeit „Sammlung alter deutscher Inschriften“ benütze . . . zu dem Werke, das den Geist, das Herz und die Sinne dieses Mannes so völlig in Anspruch nahm.

In einer Ecke des Einbandes las Normann: „Frater Eusebius. 1806.“ Das war der Name des entflohenen Mönches, dem die Rothemberger Schmiede zuletzt gehört . . .

„Herr Baron, der Kohl steht auf dem Tisch,“ meldete Jonas mit vorwurfsvoller Betonung.

Normann fuhr auf und folgte seinem Mentor.

In der Stube war der Tisch gedeckt -- „aber wie!“ seufzte Jonas. Dies Besteck und dies Leinenzeug kränkten ihn. Bediente wissen immer viel besser, was sich für ihre Herrschaft schickt, als diese selbst.

„Mein Urlaub ist aus,“ sprach Balgary. „Heute will ich mir meinen eingepflanzten Kohl noch einmal recht schmecken lassen.“

„Wie wär's, wenn wir der Frau Baronin einige Kohlköpfe mitbrächten und ein paar Stock Salat . . .“

„Dummes Zeug. Geh und isß.“

Am stillen jedoch lächelte er bei dem Gedanken, was seine Frau wohl zu solchem Geschenk sagen würde. Er hatte die jungen Pflänzchen werden und wachsen sehen, hatte sie vor Hagel und Sturm geschützt, für ihn war das nicht ein Gemüse, sondern ein Stück Gottesgabe, an der sein Schweiß haftete, an der seine Arbeitskraft sich erprobt -- sie würde lachen.

Er vergaß, daß er sie noch nie heiter und offen hatte lachen sehen. Zuweilen sah sie sogar traurig aus. Eine gewisse Zärtlichkeit bemächtigte sich Normanns. Aber er fürchtete sich vor ihrem lauen Wesen, wie sie sich vor seiner Träumerei . . . er hatte sie vernachlässigt. Doch nun nahm er sich vor, nicht mehr so oft von ihr fort zu gehen. Das Gewissen in ihm erwachte plötzlich, ohne besonderen Grund, wie damals seine Sehnsucht nach Wald und Stille erwacht war.

„Du bist eine Dichternatur,“ hatte einst jemand ihm gesagt, „und wenn Du auch nie dazu kommst, ein Gedicht zu machen. Du bist eine Aeolsharfe, auf der jeder Hauch einen Ton hervorbringt.“

„Stimmungsmenschen“ sagt ein anderes, beliebtes Wort von solchen Leuten. Seine Stimmung war, seine Frau zu bedauern, daß sie ihn geheiratet. „Ihre korrekte Wohlerzogenheit war nicht im Stande, ihn zu begreifen. Sie hätte einen biederen Beamten . . .“ Normann schüttelte den Kopf. Er wollte sie nicht missen -- nein, trotz allem nicht -- es war ein großer Zwiespalt in ihm.

Er nahm das Buch wieder und las darin:

„Ich flieg' von Dir, weyl gar so tief das Meer
So hoch der Himmel und das Herz so schwer . . .“

Ich flieg' von Dir, wehl ich ein freyer Mann —
Ich flieg' von Dir, wehl ich's nicht lassen kann.“

Normann sprang auf. Seine Gewissensqualen loderten empor. „Das Buch! Das Buch! Das ist für mich geschrieben!“

„Wehl Du zum Himmel wolltest fliegen,
Mueß kalt ich in der Erde liegen,
Vor hehßer Sehnsucht Pein;
Holt mich ein Engelein —
Dann bin ich wieder Dein.“

Normann zog die Augenbrauen zusammen. Welch eine Welt von Verzeihung lag nicht in dieser einfachen Schlusszeile . . .

Noch an demselben Abende fuhr Normann stadtwärts. Er war zufrieden mit sich. „Es ist nie zu spät zur Umkehr,“ dachte er.

Jonas saß auf dem Boock des Bauernwagens mit einem gänzlich versteinerten Gesicht.

Die Nacht brach herein. Auf der kleinen Station, wo er den Lokalzug nach Uckerndorf erwartete, stand Jonas kerzengerade, in jeder Hand einen Reisejack. Nichts konnte seiner Feierlichkeit und Würde Abbruch thun — während Normann den Bahnsteig mit langen, unruhigen Schritten maß. Der Telegraph klingelte; es roch nach Kohlenstaub und Petroleum.

Einen sehnsüchtigen Blick that Normann noch auf die ganz fern in Nacht verschwimmenden Höhenzüge — dann tauchten die roten Augen der Lokomotive hinter den Feldern auf und der Bahnhofsinspektor ließ einen gellenden Pfiff ertönen. Jonas half seinem Herrn in das mit staubigem Sammet ausgegeschlagene Coupé. Die schwache Flamme in der Lampe schwankte und zitterte, erst fahl und gelb, dann leuchtender. Normann konnte nicht mehr zum Fenster hinaussehen — das Innere des Abteils spiegelte sich in den Scheiben. Der Zug hielt wieder. Die Schritte der Bahnbeamten knirschten auf dem körnigen Sande und ihre rot und grünen Laternen huschten wie Irrlichter hin und her. Einer riß die Thür auf und ein Strom kalter Luft flutete Normann ins Gesicht. Darob erwachte er von einem leichten, schmerzhaften Schlummer und sah nach der Uhr. Noch zehn Minuten, und er war an Ort und Stelle. Doch diese letzten zehn Minuten dünkten ihn endlos.

Plötzlich rasselte der Zug über eine Brücke und ein Sternenreigen von zahllosen Lichtern verkündete die Nähe der Stadt. Normann fröstelte und ließ das Fenster herunter. Dann führen sie in die Halle ein; Jonas mit seinen zwei Reisetaschen zeigte sein bläuliches, rasirtes Gesicht.

Normann bestieg eine stark nach Lack duftende Droschke.

Er freute sich, Mella zu überraschen. Doch je tiefergehender die guten Vorsätze waren, die er gefaßt, desto deutlicher bemerkte er die Kluft, die ihn von ihr trennte. Sie, das Weltkind, dazu erzogen und bestimmt, ihren Platz in der Weltlichkeit auszufüllen, ohne anderes Streben, als dieser ihrer Pflicht in gewohnter Korrektheit nachzukommen, und er, der weltmüde Mann, den es

getrieben, nach seinen Wanderungen im Alleinsein mit der Natur zu ruhen und zu genießen!

Die Droschke hielt. Jonas läutete.

„Sie ist schon zur Ruh' gegangen,“ dachte Normann. „Die ganze Fensterfront ist dunkel.“

Jonas läutete nachdrücklicher.

„Was hat denn das zu bedeuten?“ fragte Normann ärgerlich.

Endlich vernahm man einen schlurfenden Schritt und sah einen beweglichen Lichtstreifen hinter den runden Glascheiben der Eichenthür. Jemand drehte von innen den Schlüssel.

„Machen Sie doch rasch!“ rief Normann draußen. „Wie lange soll ich hier stehen?“

„O, der Herr Baron ...?“ jagte Liese gedehnt, indem sie die Thür aufriß und ihm in Pantoffeln und Flanelljacke gegenüberstand.

„Was gibt es?“ fragte Balgarny, sie mit einem Blick messend. „Schläft die gnädige Frau schon?“

„Nein — nein.“

„Wo ist die gnädige Frau?“

„Die Frau Baronin sind verreist.“

Normann prallte zurück. „Verreist? Seit wann? Wohin?“

„Wollen der Herr Baron nicht eintreten,“ fragte Jonas höflich.

Balgarny gehorchte ihm wie ein Kind. Er ließ sich in Mellas dunkles Boudoir führen, wo Liese ein Licht anzündete und setzte sich gehoriam in den Sessel, den Jonas ihm bot. Ihm war, als habe ihn jemand mit einer Keule auf die Stirn geschlagen.

„Ist die gnädige Frau zu Frau von Strudnitz gefahren?“

„O nein; Frau von Strudnitz ist bereits vor acht Tagen ins Seebad gereist. Aber unsere Frau Baronin verließen erst heute nachmittag das Haus nur mit einer kleinen Handtasche und haben mir nicht gesagt, wohin sie sich begeben.“

„Ach so! Hm!“ Normann nagte an seiner Unterlippe. Eine heiße Flut wogte in seinen Adern. Er schüttelte sich wie im Frost. Doch seine Haut war glühend warm und trocken. „Wo ist der Brief, den die gnädige Frau für mich zurückgelassen hat?“

Liese öffnete weit den Mund. „Die gnädige Frau hat keinen Brief für den Herrn Baron zurückgelassen.“

Jonas hatte sich taktvoll abgewandt und an den Koffern sich zu schaffen gemacht. „Liese! Bereiten Sie Thee!“ befahl er jetzt. „Was Sie uns da sagen, das wissen wir schon lange.“

„Ja, wir wissen's,“ fiel Normann ein, Jonas trübe, doch dankbar anblickend. „Gehen Sie!“

Jonas folgte dem Mädchen. Normann war allein. Er war nicht verzweifelt nicht erstaunt ganz öde und nüchtern und dunkel war ihm zu

Mute. Er riß die Kerze empor und leuchtete in alle Ecken — auf den Tisch, unter den Schrank, auf den Boden — er öffnete die Kommodenfächer und suchte doch nichts war zu finden, absolut gar nichts!

Mit zitternden Händen wühlte er alle ihre Sachen durch einander. Er durchschritt die ganze Zimmerreihe . . . als er in ihrem Schlafgemach anlangte und auch dort das nicht fand, was er suchte, da kam ihm die Gewißheit: „Sie ist fort! Sie hat dich verlassen!“

Zorn und Schmerz wogten in ihm auf und ab. Dann kam die Kälte wieder. „Was jetzt thun?“ Er schoß vom Stuhle empor, auf den er gesunken, und wollte ihr folgen — gleich.

Doch, Thor, der er war! Es ging kein Zug mehr — und wohin sollte er sich auch wenden? Nicht ein armes Wort hatte sie ihm mehr gegönnt, nicht ein einzig armes Wort!

Wenn nur erst Morgen wäre. Und was dann? Umherlaufen und fragen: „Hat niemand meine Frau gesehen?“ . . . Damit sie mit Fingern auf ihn deuteten — ein Spott für Diensthoten und Krämer?

Er lachte auf. O, sie hatte ihn der Wirklichkeit wiedergegeben — er hatte ausgeträumt.

Er trat an ihren Toilettentisch und sah die Spitze dort liegen, die sie vormittags im Haar zu tragen pflegte. Er nahm das zarte Ding in die Hand und betrachtete es. Plötzlich geschah ihm etwas ganz Fremdes — etwas Sonderbares — es löste sich etwas in ihm und schmolz — und eine Thräne fiel auf die Spitze . . .

„Wella!“ schrie Normann laut auf. Und noch einmal stürmte er durch alle Zimmer, sinnlos rufend: „Wella, Wella!“

Doch statt der geduldigen, sanften Stimme seines Weibes antwortete ihm nur der gedämpfte Baß des alten Jonas: „Herr Baron!“

Da floh das Fieber. Willenlos, unsicher sah er seinen Diener an.

„Gehen Sie zu Bett, Herr Baron,“ jagte dieser ruhig, indem er ihn am Arm faßte und in sein Schlafzimmer geleitete.

„Ach ja, zu Bett . . . gewiß, gewiß . . .“

Normann schlief nicht. Aber was er in jener Nacht gedacht, dessen konnte er sich später nicht entsinnen. Mit dem Verkündiger des Tages, dem ersten blauen Schein im Osten, erhob er sich und kleidete sich an. Wie schmutzig grau war doch diese Dämmerung! Ein Fuhrmann mit seinem Planwagen zog durch die Straße — und dann kam einer nach dem andern und öffnete seine Läden.

Um acht Uhr ging folgendes Telegramm ab: „Baronin Strudnitz, Sylt. Ist Wella bei Dir eingetroffen? Normann.“ Schon um elf hielt er die Antwort in Händen: „Baron Balgarn, Ufersdorf. Wella nicht bei mir. Strudnitz.“

Normann rastete in seinem Zimmer auf und ab. Jetzt war es aus. Vielleicht — nein, er konnte nicht glauben, daß sie in der Verzweiflung — obwohl manchmal Frauen —

Wenn sie tot war!

O, dieser graufige Hohn! Er hatte die Lebende um der Toten willen vergessen — doch nicht eigentlich vergessen, er hatte Mella lieb . . . Er hatte sie lieb, aber er liebte sie nicht. Das ist ein Unterschied, wie um eines Messers Schneide, wie um eine Farbennuance, um einen halben Ton.

Er war einer Seele nachgejagt, von der er vermutete, daß sie ihm sympathisch gewesen wäre, wenn sie gelebt — er suchte auf einem andern Stern, was diese Erde ihm nicht bot.

Doch nun fehlte ihm Mella; er entbehrte sie. Nicht nur die Furcht vor dem Aufsehen, das Bewußtsein der Schuld quälten diesen Geist: der Schmerz um sie, der unverfälschte, ehrliche Schmerz.

„Ist es möglich, daß ein Mensch so vollständig blind für seine allereigensten Empfindungen sein kann!“ dachte er. „Hätte ich nur eine einzige Woche früher gefühlt und gewußt, was ich heute fühle und denke . . .“ Doch es war keine Zeit zum Grübeln — keine Zeit zu Phantasien . . .

Er wartete einen ganzen Tag. „Vielleicht kommt sie wieder.“ Er wich nicht vom Fenster. Aber sie kam nicht.

Normann Valgary war nicht der erste, den das Wörtlein „zu spät“ um ein Lebensglück betrogen.

Jonas brachte ihm Speise und Trank und nahm beides unberührt wieder fort . . .

Am nächsten Tage wagte Normann einen Ritt in die Umgegend und zog Erkundigungen ein. In jedem Wirtshause am Wege, in jedem Bauernhofs fragte er an. Niemand hatte eine Dame gesehen, auf die seine Beschreibung gepaßt . . . „Mit schwarzen Haaren und blauen Augen.“ — Er wiederholte dies so oft, daß seine Lippen es zuletzt fast mechanisch sagten.

„Jonas, es hilft nichts, Jonas; die gnädige Frau ist jedenfalls sehr weit fortgereist,“ sprach er am Abende des vierten Tages.

„Ich glaube auch,“ antwortete Jonas mit dem „versteinerten“ Gesicht.

„Vielleicht kommt sie wieder.“

„Das glaube ich nicht, Herr Baron!“

„Schweig! Das kannst Du nicht wissen!“ Er klammerte sich an den letzten Strohalm und zürnte jedem, der diesen ihm entreißen wollte.

Und er suchte — und die Leute begannen die Köpfe zusammen zu stecken. Sein alter, braver Vertrauter erwartete ihn allabendlich — müde, erschöpft sank Valgary auf sein Lager . . . und Jonas stand neben ihm, ein Glas Wein mit Sodawasser in der Hand, völlig ratlos.

„Herr Baron sollten auf den Rothenberg gehen.“

Normann wehrte heftig ab. „Wie kannst Du meinen . . .“

„Hier dürfen der Herr Baron nicht mehr suchen. Erstens ist unsere gnädige Frau weit, weit fort von Uckerndorf; zweitens müssen wir hier sehr vorsichtig sein um ihretwillen . . . Während von dort . . .“

„Ganz wahr, ganz wahr,“ murmelte Normann. „Ich könnte von dort umfassende Maßregeln ergreifen — Jonas! Wenn sie aber kommt, während ich abwesend bin?“

„Dann telegraphire ich. Und in der Stadt red' ich so mein Teil: daß die Herrschaften sich im Bade getroffen - und so weiter.“

Normann stöhnte. Schrieen nicht schon die Spaken auf den Dächern: „Seht, da geht einer, der sucht seine Frau - der sucht sein Glück - vergebens.“

„Darf ich den Handkoffer packen?“ fragte Jonas sanft.

„Ja so — Jonas —“ er wollte sprechen.

„Herr Baron können Sie auf mich verlassen.“

„Pade nur. Ich fahre mit dem Abendzuge. Vielleicht - vielleicht kommt sie vorher. Mache kein ungläubiges Gesicht, Jonas. Es könnte doch sein - ja, es könnte sein.“

IV.

Auf der Station wartete der Bauernwagen mit dem Knechte. Balgarn stieg ein - der Mann erkannte ihn zuerst nicht, so blaß, so mager, so verstört sah er aus - dann drückte er sich in eine Ecke und schloß die Augen. Für ihn gab es keinen Wald und keine Berge, keine Erde und keinen Himmel mehr - er atmete nur. Die Hoffnung, die ihn zu Hause nicht verlassen, war von dem Moment an, da er im Wagen saß, gewichen. Sie fiel von ihm ab wie eine Schlangenhaut. Er hatte das Maß für Raum und Zeit verloren. Das Laub der Bäume war dunkelgrün und schlaff, wie immer im September. Eine große Müdigkeit lag über die ganze Landschaft ausgegossen.

Endlich war man an der Stelle angelangt, wo Normann seinen Weg zu Fuß fortsetzen mußte. Ein blasser Stern blinkte an dem abendlichen Regenhimmel auf. Doch Balgarn sah ihn nicht. Er starrte vor sich hin wie einer, der etwas sucht. Es gibt eine Art von Wahnsinn, die darin sich äußert, daß die von ihr Befallenen fortwährend etwas suchen . . . im Schlafen und im Wachen.

Normanns Körper, von den seelischen und leiblichen Anstrengungen der letzten Tage - waren es wirklich nur Tage! - geschwächt, brach fast zusammen unter den Mühsalen der dreistündigen nächtlichen Fußwanderung. Das feuchte Haar klebte an seinen Schläfen. Und von hier aus wollte er nach ihr forschen!

Das Dach seiner einsamen „Rothenberger Schmiede“ hob sich aus dem finsternen Busche. Alles um ihn dunkel - er stolperte vorwärts.

Da lag sein Eigentum! Das Ziel seiner Träume, die Stätte seines - Friedens!

Doch - was war das? Unglückliche glauben gern an Ueberirdisches - sogar an Spuk - aus dem einen Fenster stahl sich ein schwacher Lichtschein - und zitterte und bewegte sich.

Der Atem stockte ihm. Er starrte das Wunder an - aber er entsetzte sich nicht davor. Es erfüllte seinen Sinn halb mit Wonne, halb mit sanftem Grausen - das gespenstische Licht in der gespenstischen Hütte. Er lehnte sich an einen Baum und betrachtete es. „Christiane!“ dachte er. „Wehst Du um in meinem Zufluchtsort?“

Mit einemmale war ihm, als schwebte ein leichter Rauch über dem alten, schwerfälligen Schornstein. Normann raffte sich auf, um nachzusehen. Er war ein Mann — er konnte nicht anders, als — trotz allem glauben, daß irdisch Thun an diesem Wunder schuldig war.

Seine Hände zitterten, da er leise auf die Klinke drückte. Die Thür war offen! Die Thür, die er zugeschlossen! Er tastete sich weiter auf dem finsternen Hausflur. Einen Moment zögerte er . . .

Ja, drinnen rauchte es wie von einem Gewande. Er taumelte vorwärts — die Thür flog auf — und er wandte in eine warme, helle Stube. Geblendet, mit schwindenden Sinnen stürzte er an irgend eine Wand, und ein grauer Schatten beugte sich über ihn.

„Christiane!“ stammelte er. Und durch einen Nebel, wie aus ganz weiter Ferne, hörte er jemand sagen: „Ich bin's — Lieber!“

Normann atmete tief und bezwang mit seinem festen männlichen Willen die drohende Ohnmacht. Das bunte, schillernde Tuch sank von seinen Augen, das Klingeln und Pfeifen in seinen Ohren machte einer wunderbaren Stille Platz — und — er sah auf.

Da stand sie vor ihm. Das graue Kleid floß in weichen Falten um sie. Von ihrem Gesicht ging ein Strahlen aus, mild und zugleich verzehrend — und sie lächelte . . .

„Wella!“ rief er, vorstürzend.

„Nein, nicht Wella —“ sie brach ab, errötete und sah ihn an.

„Du!“ sprach er. „Du! Mein Gott — Du!“

Sie legte leicht eine Hand auf seinen Arm. Diese Berührung weckte ihn: Wie man ein Schemen halten will, wie man nach einem entgleitenden Schatten greift, so faßte er sie und umschlang sie mit eiserner Kraft — mit zuckenden Armen. „Du! Ich habe Dich! Nun geh, wenn Du kannst — nun geh, wenn Du magst.“

„Aber ich mag nicht,“ sagte Wella mit erlöschender Stimme. Dann warf sie den Kopf zurück. Ihr Gesicht war ihm ganz nahe. In dieser tödlichen Nähe, in dem Funkeln dieses erzblauen Auges, in dem Leben dieses Mundes sah er, was sein Traum, sein unbezwingbares Sehnen gewesen: die Leidenschaft . . . die gelöste Seele sonder Scheu.

„Ja, Du hast mich gesucht — Du hast mich gesucht,“ sagte sie fast mit Wildheit. „Ich seh' Dir's an — Du hast gelitten!“

Da stürzte er zu ihren Füßen nieder, umklammerte ihre Kniee und schrie zu ihr empor: „Warum hast Du — das gethan!“

„Warum? Weil ich Dich nicht verlieren wollte, und mußte ich auch mit einem Schatten um Dich kämpfen! Du hättest niemals meine Seele begriffen in ihrer Eiszehülle — da warf ich allen Schein von mir — und alles, was ich bis jetzt gewesen — ich setzte Deine und meine Ruhe, Deine und meine Ehre aufs Spiel . . . und verließ Dich! Und wenn Du mich nicht gesucht, wenn Du nicht vor Schmerz krank geworden wärest, wenn Du nicht gelitten hättest wie ich — dann . . . hättest Du mich nie wieder gesehen.“

Normann schauderte. „Wie konntest Du wissen . . .“

„Tag und Nacht grübelte ich über das Rätsel Deines Herzens nach — o, ich glaubte nicht mehr an Dich — bis der Zufall Dich mir verriet. Und ihm kam der Hüter Deiner Kindheit zu Hilfe — Jonas!“

„Jonas!“

„Verzeih mir's, Normann. Meinst Du, mein Stolz habe keine schwere Niederlage erlitten, als er sich beugen und von dem Diener das Almosen eines aufklärenden Wortes erbitten mußte? Meinst Du, daß es nicht einer übermenschlichen Kraft bedurfte, fest zu bleiben — als Jonas zu mir kam, in mein Versteck auf dem Nachbardorfe, und flehte: „Machen Sie ein Ende, Frau Baronin —“ und er weinte. Endlich hab' ich ihm befohlen, Dich zur Reise hierher zu bereden . . .“

„Bin ich es denn wert, daß Du um meinetwillen . . .“

„Still!“ unterbrach sie ihn. „Was frage ich darnach? Ich wollte Dich erringen — das ist alles! Und nun sage mir, warum Du mich von hier ausgehlossen . . . von Deinem trauten, einsamen, grünen Waldnest.“

„Ich dachte — Du scheutest die Einsamkeit — ich dachte — ich war ein Thor!“ rief er jäh. „Ich bin an Dir vorübergegangen.“

„Und vermagst Du noch umzukehren? . . .“ flüsterte Mella.

Sie sahen sich noch einmal in die Augen. Dann zog es sie unwiderstehlich zu einander hin und sie küßten sich.

Als ob sie von neuem Brautleute seien, hing er an ihrem Munde und sie an seinen Lippen . . .

Er riß sich zuerst los. Er ging aus dem Zimmer. Nach einer Weile kam er wieder. „Sehe Dich!“ sagte er. Sie gehorchte mit einem verwunderten Lächeln.

Da schlang er ein altes blauweidenes Band um ihre dunklen Haare und legte ein aufgeschlagenes, in Schweinsleder gebundenes Buch auf ihren Schoß — und küßte ihre Hände.

„Was ist das?“ fragte sie erstaunt.

„Christianens Brautgeschenk!“ erwiderte er. „Alles von ihr. Während meine Träume auf einem andren Stern dem Glück nachjagten, haben vier Zeilen in ihrem alten Gebetbuche mich der Welt, der Wahrheit — Dir zurückgegeben.“

Wang' an Wange lasen sie:

„Im Leben und im Tod eyn Seel, eyn Leib,
Trennt uns kein Wetter, trennt uns keine Ferne;
Wir sehn uns wieder, wonnigliches Weib,
Derehnt auf eynem andren Sterne“

„Träumer!“ sagte Mella.



Ein Gespräch mit José Villegas.

Von

Hermine von Preuschen.

Wir schellten an der weißen maurischen Villa draußen an den Monti parioli, in der römischen Campagna, fuori di porta salaria. Die Albaner Berge verschwammen in blauem Duft, und über die Gartenmauer nickten die blühenden Rosenranken. Und da öffnete er uns auch selber, der Herr der alhambrajüngigen Villa, Malstocck und Palette in der Hand.

Er hatte, den herrlichen, himmelblauen Spätnovembertag benützend, im Freien gemalt, in einem Winkel des üppig heranwachsenden Gartens. Nun hatte er eben seine Equipage, die er, vor einer spanischen Villa haltend, zum Modell benützt, mit seiner schönen römischen Gattin in die Stadt fahren lassen und war gerade an der Pforte zum fachelbelegten Vorraum, mit dem Löwenbrunnen der Alhambra en miniature, vorbeigekommen, als wir die Klingel zogen. Unsere Begrüßung war äußerst herzlich, wir hatten uns ein paar Monate nicht gesehen — zuletzt waren wir uns ganz unverhofft im Sommer im Münchener Glaspalast begegnet und hatten zusammen dort vor seinen Bildern gestanden, am längsten vor dem „Haus in Capri“, das ihn, auch rein landschaftlich, den Besten zuzählt. Jetzt aber mußten wir zuerst das Wachstum in dem neu angelegten, aber schon lustig emporsprießenden Garten mit den byzantinischen Wänden und altrömischen Relieffragmenten konstatiren und das Bild (ein leuchtendes Bild spanischen Volkslebens — mit dem schwarzen Wagen und schwarzen Kutscher inmitten weißer Mauern und bestaubter Pflanzen, neben einem abschiednehmenden Liebespaar) genau besichtigen.

Dann aber ging's doch durch den kapellenartigen Vorraum mit dem byzantinischen Mosaikfußboden und alten Kopien nach Murillo, Velasquez und van Dyck, aus seiner Madrider Zeit, in das eigentliche, hohe und kühle Atelier.

Nachdem wir zuletzt darin die Dogaresa Foscarei und den sterbenden Torreador bewundert, kam es uns jetzt ganz leer vor — trotzdem birgt sich darin auch ohne diese Bilder, die seither einen Siegeszug durch Deutschland unternommen, eine Welt von Schönheit.

Uebrigens sagt der Meister, daß er's nicht abwarten kann, bis diese Werke, die ihm seither die höchsten künstlerischen Ehren eingetragen, wieder im Atelier sind. Er will sie ganz übermalen.

„Den Stierkämpfer, die große Wiederholung eines kleinen Bildes, malte ich auf Rat eines Freundes mit Petroleum; das Bild ist so nachgedunkelt, daß ich einen Schreck bekam, als ich es in Berlin wieder sah, und meine Dogaresa Foscarei muß ebenfalls umgearbeitet werden. Der Hintergrund geht nicht genügend zurück; das liegt an meinem Atelier, das mir die obere Partie des Bildes stets im Schatten zeigte und mich dadurch über die wahren valeurs des Hintergrunds

täuschte. Aber diesen Sommer war ich trotz langer Nervenkrankheit – ich meinte manchmal laut aufschreien zu müssen und hatte Lust, mich in jeden Abgrund zu stürzen – trotz dreimonatlicher, ärztlich erzwungener Rast nicht müßig, wie Sie an all diesen kleinen venetianischen Studien sehen. Ich mußte meine Signora aber mitnehmen, ich hätte mir keinen Tag allein zu sein getraut, hätte überhaupt nicht für mich einstehen können. Am besten ist mir aber doch der Müßiggang bekommen und das viele Spazierengehen, das Vermeiden jeglichen geistigen Getränkes; jetzt fühl' ich mich wieder wie neugeboren und von einer Schaffenslust befeelt wie als junger Mensch von zwanzig Jahren. In Sevilla bin ich geboren am 26. August 1848. Mein Vater hatte eine Art Campagna oder Vigna, er war ein kleiner Kaufmann und wollte alles andere als mich und meinem jüngeren Bruder machen als gerade Maler. Eher noch einen Musiker: ich begann auch daraufhin zu studiren, langweilte mich aber allzu sehr dabei. Trotzdem ist mein Bruder Architekt und ich bin Maler geworden. Mit achtzehn Jahren kam ich auf mein Flehen zu einem damals in Sevilla hoch angesehenen Maler in die Lehre. Ich mußte seine unsterblichen Werke kopiren und langweilte mich auch hiebei. Da sah ich die erste akademische Ausstellung. Wie im Rauch, wie im Taumel kam ich von dort zurück. Ich wußte nun, was ich wollte – nach der Natur malen, wie die Akademieschüler es gewiß thaten. Mein Lehrer, dem ich stürmisch diesen Antrag stellte, erwiderte mir: 'Wenn Du nach der Natur sehen kannst, werd' ich Dich nach ihr malen lassen.' Diese Antwort entsetzte mich so,

als wenn man auf einmal sehend würde, als wenn man dies Sehen nicht mühsam, wie das Schwerste in der Kunst erlernen müßte – daß ich mein Bündel schnürte und heimlich davoulief, geradewegs auf die Akademie. Mein Vater setzte Himmel und Hölle in Bewegung, vom Governo oder vom Municipio ein Stipendium zu erwirken, alles vergebens. – Und ich war vom Regen in die Traufe gekommen. Hatte ich dort wenigstens malen dürfen, mußte ich hier nach Gedrucktem nachzeichnen. Ich hielt's also wieder nicht lange aus (ein Jahr war ich bei dem Maestro gewesen, ein Jahr auf der Akademie), und nun war ich schon zwanzig alt geworden, und begab mich eigenmächtig, unter großen pecuniären Opfern meines Vaters, nach Madrid. Dort kopirte ich auch, aber nur die ersten Meister im Prado: Van Dyck, Rembrandt, Rubens, Ribeira, vor allem Velasquez und Tizian. Einen Teil meiner Arbeiten verkaufte ich, die besten behielt ich für mich. Sie sehen sie noch dort in der Vorhalle. Sie sind mir manchmal Gradmesser. Daneben malte ich noch Porträts und allerhand minutiösen Kleinram aus dem Volksleben, der zum größten Teil von englischen Malern gekauft ward.

Aber meine Flügel wuchsen. Kaum einundzwanzigjährig zog ich nach Rom und bin dort, mit der Ausnahme weniger Sommerreisen nach Spanien, Oberitalien und in den letzten Jahren nach Deutschland, immer geblieben.

Fortuny, den ich noch in Madrid kennen lernte, anläßlich eines meiner Porträts, hatte mir viel Empfehlungen für berühmte römische Ateliers mitgegeben. Ich kam mit vollem Herzen und leerem Beutel. Die erste Sehens-

würdigkeit, die ich beabsichtigte, war das Fenster der Fornarina, unter dem Rafael ihr einst Liebewohl gesagt. Mit welchen Gefühlen stand ich davor, die Brust mit den kühnsten Plänen geschwellt! Alle Ateliers schienen mir zu klein, mein neues Bild, das mich mit einem Schlage weltberühmt machen sollte, darin zu malen. Schließlich mußte ich mich doch nach meiner mageren Börse strecken — mein Vater hatte mir mit großen Opfern 125 Franken pro Monat bewilligt — und ein kleineres Studio beziehen. Aber ich wagte kaum mich satt zu essen. 125 Franken monatlich und davon Studio, Modelle, Wohnung und Kost!

Anfangs hatt' ich die Absicht, ein großes Historienbild aus der spanischen Geschichte zu malen und schon alle Vorstudien dazu gemacht. Es sollte Don Alonso il Sabio sein, an seinem berühmten Buch „Los partidas“ schreibend. Da erschien eines Tages mein großer Gönner Fortuny im Atelier mit dem reichen Amerikaner Stuart.

Als diese meine spanischen Miniaturstudien sahen, war Fortuny sehr überrascht und Stuart bestellte sofort ein Genrebild und ein Kircheninterieur.

Das war der Wendepunkt meines Lebens. Ich studierte zwar noch immer regelmäßig, meistens das nackte Modell in der Akademie Gigi. Abends zeichnete und malte ich Aquarell. Die ausgeführten bestellten Bilder hatten allgemein gefallen, und ich bekam immer mehr Bestellungen, hatte bald so viele, daß ich kaum wußte, wie ihnen gerecht werden. Aber wenn ich auch trotz allem stets suchte, künstlerisch vorwärts zu kommen, im Grund meiner Seele lechzte ich nach größeren Aufgaben, nach lebensgroßen Figuren. Der Franzose Mr. Gambard, der Gönner und Entdecker der *Rosa Bonheur*, entdeckte auch mich und bestellte mehrere historische Bilder bei mir in seine berühmte Villa des Palmiers in Sainte-Hélène bei Nizza.

Wenn er es auch meisterhaft verstand, die Bilder unter ihrem Wert zu bekommen, und immer marktete und feilschte, dennoch verdank' ich ihm viel Anregung und Ermutigung, denn die Kunst braucht nun einmal Erfolg, um sich voll entfalten zu können, wie die Blüte die Sonne. Dann hatt' ich noch manches Kirchenbild, wie z. B. die Dotation der Jungfrauen in San Marco (gegen Ende des 14. Jahrhunderts war die letzte Feier), für einen reichen Amerikaner zu 150,000 Franken und auch viele Bilder für Goupil zu malen. Kurz, es war alles so lange vorausbestellt, daß ich niemals Zeit hatte, an meinen „Ruhm“ und an Ausstellungsbilder zu denken. Dennoch wuchs meine Sehnsucht nach großer Leinwand, um so mehr, da ich noch nach spanischer Sitte auch zum kleinsten Figurenbildchen mir Studien in Lebensgröße machte. Nach und nach — ich war oft in Venedig und Florenz gewesen und schätzte und studierte dort vor allem Sandro Botticelli und andere Meister der Frührenaissance — reiste immer mehr der Plan zu einem großen historischen Ausstellungsbild, der *Dogaresa Foscarelli*. Aber ich wollte dem toten, verknöcherten Historienbild eine Seele geben — ich wollte so tief hineintauchen in die Anschauungen, in die Schönheitsideale jener Zeit, daß ich kein modernes Historienbild, aber ein Bild schaffen wollte, ganz und gar aufgehend im Sinn seiner Zeit — wie die Auferstehung

einer alten, längst verjunkenen Kulturepoche. Wie viel Studien muß' ich dazu machen, in Venedig selbst und hier, bis dann die Arbeit am eigentlichen Bild begann. – Mit ganzer Seele arbeitete ich daran, fast sechzehn Jahre beschäftigte mich der Plan dazu zwischen anderem immer wieder.

Von den hauptsächlichsten Bildern, die ich zwischendurch malte, stets mit den Gedanken bei meiner großen Leinwand, gebe ich Ihnen hier die Liste mit Angabe ihrer Käufer:

- 1) Christoph Columbus, um Gastfreundschaft bittend im Kloster Rabida (gekauft vom Herzog von Montpensier).
- 2) Die ruhende Quadrille (im Besitz von Mr. Stuart, Paris).
- 3) Andalusisches Fest (Mr. Morgan, London).
- 4) Arabischer Schuster (Mr. Bloet, New-York).
- 5) Der unterbrochene Schlaf (Mr. Porfinc, Petersburg).
- 6) Intimes Haremsleben (Mr. Goupil, Paris).
- 7) Die Gerechtigkeit des Sultans (Mr. Goupil, Paris).
- 8) Der Traum des Haschischrauchers (Mr. d'Epinau, Paris).
- 9) Letzte Zusammenkunft von Philipp II. und Don Juan d'Austria (Mr. del Valle, Spanien).
- 10) Filibert von Savoyen und Herzog Alba (beide im Besitz von Mr. del Valle, Spanien).
- 11) Geflügelhändler in Tetuan (Mr. Everard, Paris).
- 12) Taufe in Sevilla (Mr. Vanderbilt, New-York).
- 13) Verrat des Carmagnola (Mr. Vela, Spanien).
- 14) Bei den Glenden (Mr. Everard, Paris).
- 15) Das Volk nimmt das Sultansurteil entgegen (Mr. Coeran, New-York).
- 16) Fest in San Marco (Mr. Baumgarten, New-York).
- 17) Marienfest (Mr. Baumgarten, New-York).
- 18) Hier Vieles, hier Nichts (Herzog von Sachsen-Weimar).
- 19) Arcino mit Tizian und Sansovino (Mr. Gambart, Nizza).
- 20) Szenen aus dem modernen Venedig (Mr. Gambart, Nizza).
- 21) Palmsonntag in Venedig (Mr. Footh, London).
- 22) Der sterbende Stierkämpfer (klein) (Mr. La Roche, Basel).
- 23) Ende der Audienz (Nationalgalerie Budapest).
- 24) Waldluft (Königin von Italien).
- 25) Ausgang des Dogen (München, Pinakothek).
- 26) Der sterbende Stierkämpfer (groß).
- 27) Krönung der Dogaresa Foscarini.
- 28) Kontraste.

„Ich hoffe, daß eines Tages, wenn ich die Dogaresa Foscarini wieder überarbeitet habe, dies Bild noch mein bestes wird. Uebrigens haben sie mir in München 250,000 Mark dafür geboten, ich kann es aber nicht so billig hergeben, ich habe zu lange daran gemalt, hätte in derselben Zeit mit kleineren Bildern mir ein Vermögen erwerben können. – So wenig ich nun früher an

Ausstellungen dachte, mein Ruf auch ohne dies gefestigt war und ich Aufträge mehr erhalte, als ich ausführen kann, seitdem ich vor drei Jahren zum erstenmal auf der Eliteausstellung in Stuttgart und mit so vielem Erfolg ausgestellt, geht es mir wie einem Löwen, der Blut geleckt hat. Ich möchte jetzt auf jeder Ausstellung vertreten sein.

„Zwei Bilder mit demselben Gedanken habe ich hinaus geschickt. Sie erinnern sich ‚Arm und Reich‘ mit der Armenbeerdigung im Vordergrund (‚Chi tutto, chi nulla‘), während rückwärts ein prunkvolles Leichenbegängnis erster Klasse vorüber zieht - ich verkaufte es sofort in Berlin - und hier daselbe ‚Arm und Reich‘, wie dort am Ende, hier am Anfang unsres Lebens, ‚Contrasti‘. Die reiche balia mit dem behäbigen Baby im deckenverhangenen Korbwagen, daneben das arme Weib aus dem Volke mit dem verhungerten Säugling, die sich auf der *passaggiata pubblica* begegnen.“ - Ich bemerkte ihm, daß mir persönlich das „Arm und Reich auf dem Friedhof“ ungleich besser gefalle; aber der Meister meinte: „Das liegt nur an der Ausführung, ich habe die schöne Amme mit *tempera* gepinselt, und es ist etwas Versuchendes, Tastendes hinein gekommen, sehen Sie, wie frisch und keck sich dagegen die Oelstudie ausnimmt.“ Ich mußte ihm zum Teil recht geben, und wir besahen uns nun wie bei jedem Besuch immer wieder mit dem gleichen Entzücken die verschiedenartigen Studien von Menschen, *intérieurs* und Landschaften, die im Lauf der Jahre, für die verschiedenen ausgeführten großen und kleinen Bilder, sich da angeammelt; am interessantesten scheinen mir persönlich immer die weiblichen Studientöpfe zu den weiß gekleideten Festungsfrauen des Dogareffenbildes. Es ist merkwürdig, woher Villegas in Rom die Altflorentiner Typen genommen hat - freilich, seine Frau ist ihm eines der passendsten Modelle hierzu, mit ihrem länglich schmalen Gesicht und den dunklen, mandelförmigen Augen. Ein großes Porträt von ihr in schwarzem, perlenbesetztem Atlas bewunderten wir früher oft im Atelier und dann später auch auf deutschen Ausstellungen. Charakteristischer aber scheint sie uns ganz in Weiß auf weißem, sonnendurchleuchtetem Glashintergrund, von dem sich schattenhaft die draußen rankenden Rosen abheben. Eine Rose hat sich durch einen Spalt gezwängt und nickt ihr zu Häupten. Dies Bild hat Villegas jetzt erst begonnen. Nachdem wir alles durchstudirt, sagte er: „Und nun komm' ich sehr bald zu Ihnen, aber vorher müssen Sie noch ein paar kleine Veränderungen in meinem roten Salon (mit feuerrotem Oberlicht) und im Speisesaal sehen. So schön meine Villa ist, ich seh' es selber ein, so individuell ein jedes Stück darin von mir persönlich ausgesucht ist, so viel Kunstschätze ich darin gesammelt, sie getreu und zum großen Teil mit echten maurischen Ornamenten und Geräten ausgeschmückt habe, dennoch bin ich ihrer heute schon überdrüssig. Es war noch zu früh für mich, mit achtunddreißig Jahren mich festzumisten. Nun bin ich sechsundvierzig und fühle mich zu jung, viel zu jung und schaffenslustig, um bis ans Ende meines Lebens mit dieser Kette am Wein hier festzusitzen. Und dann zwei volle Jahre meines Lebens hat sie mich gekostet. Ich habe die Zeichnung dazu entworfen, alles Größte und alles Kleinste darin ist mein Werk. Und sehen

Sie nur hier das japanische und daneben das Kokotoboudoir, da war ich Maler und Bildhauer und Dekorateur und Stuckateur alles in einem! Aber -- mi stanca. Und meine Frau hat eine furchtbare Arbeitslast. Es freut uns beide nicht, wenn nicht alles à quatre épingles ist -- in allen Vasen frische Blumen stehen. Da hat sie dann oft morgens gegen 40 Sträuße zu schneiden und kommt vor lauter Instandhalten der Villa zu nichts anderem.

„Der Einfachheit halber -- wir haben ja leider keine Kinder -- haben wir uns ganz in dies bescheidene Eckzimmer mit hellen Holzmöbeln ohne alle Polster zurückgezogen. Da essen wir und sitzen wir abends, und wenn, wie oft, die Verwandten meiner Frau bei uns sind, oder, wie im vergangenen Jahr, meine liebe alte Mutter zu Besuch ist (sie ward seit kurzem Witwe) -- und die ganze große, herrliche Villa ist eigentlich nur noch Dekoration nach außen. Nur den Garten nehm' ich aus, der ist mir wirklich ans Herz gewachsen, und ich habe ein Verhältnis mit jeder Pflanze. Sehen Sie nur dort die schönen lachsfarbenen Rosen“ -- und er eilte hinunter und schnitt mir blühende, herrliche Rosenranken ab.

„Heute aber ist's ein klarer Tag; Sie waren lange nicht auf dem Dach, ich selber komme, wenn ich keine Gäste führe, niemals hinauf, dafür bin ich viel zu fleißig. Wenn ich nicht von früh bis spät arbeiten kann, ist mir nicht wohl.“ Eilig hüpfte der kleine, untersetzte Mann mit dem kurzgeschorenen Haar und Bart, den intelligenten schwarzen Augen, vor uns die weißen Marmorstufen zwischen den weißgetünchten, krenelirten Mauern empor.

Oben war eine herrliche Schau, so schön hatten wir's noch niemals gesehen, ringsum die braune, wellige Campagna, hie und da ein Kloster, ein paar Cypressen, eine Bigna, ein altertümliches Gartenportal. Auf der einen Seite die Pinienwälder der Villa Borghese, drüben in der Ferne die edelgeschwungenen, duftblauen Berglinien, auf den entferntesten schon die leuchtenden Schneekronen. Rings um uns aber der blühende Rosengarten.

„Non è bello?“ sagte Villegas und dennoch -- „mi stanca.“

Wir schieden aufs herzlichste und wanderten mit unseren Rosen durch die abendlich erglühende Campagna nach Hause.

Wenige Tage später erschien der Meister in meinem Atelier, meine letzten Tiroler Studien und die Skizze zu meinem neuen Bild „Israel“ anzusehen.

Ich bemerkte ihm, daß die schwarzen Flügel des Todesengels von Laien stets für Cypressen gehalten würden.

„Das gefällt mir gerade,“ meinte er, „daß die Form und Farbe, obgleich sie deutlich als Flügel zu erkennen sind, an den Totenbaum erinnern. Und dann der düstere Himmel und das tiefdunkle Meer! -- Andern Sie ja nichts an der Farbenwirkung“ (ich hatte eingewandt, sie sei mir noch nicht naturalistisch genug); „man sagt immer, diese und jene Stimmung sei nicht möglich, eine starke Künstlerindividualität muß jede nur von der Phantasie erschauten Stimmung so wiedergeben, daß sie überzeugend wirkt und uns, ob wir wollen oder nicht, in ihren Mann reißt. Außerdem: eine so phantastische Figur wie der Todesengel kann

nicht in einer Alltagsbeleuchtung herumhocken. Dadurch allein müßte ein solches Bild unrealistisch wirken. Es ist doch überhaupt nicht nur Zweck der Malerei, ein Stück x -beliebige Wirklichkeit peinlich wahrheitsgetreu, wie eine Photographie wiederzugeben. Nein, darin halte ich's mit Zola: *'l'art, c'est la nature, vue à travers d'un tempérament.'* Ueberhaupt, die heutige Kunst im allgemeinen, die nichts möchte, wie die Poesie und jeden höheren Gedanken daraus verdrängen. Das kommt daher, daß wir uns auf allen Gebieten in einem Uebergangsstadium befinden; überall wühlt und gärt es, trotzdem aber möchte die neue Bewegung die Kunst uniformiren, die Individualität töten. Man ist nie undudsjamer gewesen wie heutzutage. Das hab' ich niemals mehr gesehen, als da sie mich vor Jahren bei einer internationalen Ausstellung in die Jury gepreßt hatten. — Einmal und nicht wieder!

„Von einem unparteiischen, streng sachlichen, dabei aber auf jede neue Individualität unbefangenen eingehenden Urteil war keine Rede. Ein jeder urteilte nur von seinem eigenen engen Standpunkt und verwarf alles, was davon abwich, kümmerte sich gar nicht um die Möglichkeit, daß die Sache etwa doch, wenn auch auf andere Art und Weise der Natur zu Leibe ging. Diese mit Scheuklappen gegen alles, was nicht in ihr kleines ressort fiel, Bewaffneten waren noch die Besten. Die anderen kümmerten sich nur darum, ob der Mann ihnen freund oder feind war, und gaben dem größten Schund, wenn's die Sache wollte, kräftig ihre Stimme. Ja für einen Juror sind drei unvereinbare Faktoren unerlässlich: erstens muß er selbst ein großer Künstler sein, zweitens muß er ganz unbefangenen jeder Richtung gegenüberstehen, drittens aber darf er keiner Koterie angehören. Einen solchen Künstler aber hab' ich noch nicht gefunden, und zu einer Jury bringen mich daher keine zehn Pferde mehr. Es soll auch alles im gleichen, erbarmungslosen Licht vor sich gehen.“

„Ich glaube, daß die berühmten Lichteffekte Rembrandts ebenso wahr, ebenso berechtigt sind wie die nüchterne, reiz- und stimmungslöse Alltagsbeleuchtung. Und dann, so große moderne Künstler es trotz allem gibt, wir haben die Alten noch immer nicht überflügelt. Plein-air, als wenn es das im quattrocento nicht ebenso gut gegeben hätte, und Auflöschung des Tons und Reflexmalerei. Man ist nur wieder davon abgekommen, weil man wieder Durst und Hunger nach tiefer, gesättigter Farbe, nach volleren Effekten empfand. Und wie viel gründlicher war nicht das Vorstudium bei den Alten. Meiner Ueberzeugung nach ist kein anderes Volk wie die Griechen in Architektur, Plastik und Malerei, dem Schönheitsideal so nahe gekommen. Die Lebhaftigkeit der Phantasie, die Naheheit des Entwurfs, die Bilder des im Geist Geschautes wiederzugeben, machen das griechische Volk zum Künstlervolk par excellence.“

„Aber wie in der griechischen Kunst der Schwerpunkt auf der schönen Form gelegen, so entwickelte sich in der christlichen alles aus Geist und Gefühl. Diese Kunst, die sich da zu entwickeln begonnen, wo der leere Raum geblieben, aus dem das Material zu Tempeln und Termen geschöpft — in den Katakomben. Diese Künstler, die es bedurften, sich zu verbergen, um einen neuen Gott anzu-

beien, der Armut, Demut und Gleichheit predigte. Die Schöpfungen einer solchen Kunst konnten unmöglich den Schwung von jener haben, die aus einem Volke entsprungen, das ein Parthenon erschaffen. Diese Kunst mußte schüchtern sein und in religiösem Empfinden sich ausgeben.

„Mit der Renaissance in Italien ward die Kunst wiederum aristokratisch. Paläste und Kirchen schmückten sich und Toscana ward, wie Athen zur Zeit des Perikles, das Zentrum künstlerischer Vollendung. Die toskanischen Künstler — wie die Griechen — verstanden keine bürgerliche Kunst. Von Giotto bis zu Michel Angelo bauten die Künstler Kirchen und Paläste und schmückten sie mit Bildern und Skulpturen. Hieraus entsprang für den einzelnen die Notwendigkeit einer künstlerischen Erziehung, die unserer heutigen Zeit im allgemeinen fehlt. Ueberhaupt befindet sich die moderne Kunst zurzeit im Stadium vollständiger Anarchie. Ueber uns als Künstler bleibt es daher besser einer späteren Zeit zu urteilen vorbehalten. Kein Mensch wird leugnen wollen, daß es auch heute große, sehr große Künstler gibt.

„Und wenn die Kunst heute trotzdem nicht auf höherer Stufe steht, glaub' ich nicht, daß es die Schuld des einzelnen ist. Wenn ich etwas zu sagen hätte, ich würde alle Akademien schließen, diese großen Drillanstalten, die jede Individualität töten; ich würde nur Einzelstudium bei großen Meistern zur Weiterentwicklung einer wahren und echten Kunst erprießlich halten, freilich“ — und er lächelte — „es müßten bessere Meister sein wie der, dem ich entlaufen — und vielleicht bin ich auch einseitig, nach meinen Erfahrungen in der Akademie von Sevilla! Und so undankbar — ganz Spanien wirft mir Undank vor, weil ich meine Ausstellung nicht beschieße, nicht in meiner Heimat lebe. Aber auch dazu bin ich noch zu jung. Jetzt brauch' ich noch die Welt, und es ist besser für einen Künstler wie mich, in Europa Namen zu haben und den Spaniern undankbar zu erscheinen, als wie der Liebling meines Landes zu sein und allen anderen ein Fremdling. Noch bin ich jung und der Ruhm ist süß. Aber er ist heutzutage schwer zu haben, und die Gesellschaft allein ist daran schuld, weil sie kein Bedürfnis hat nach wahrer Kunst.

„In Griechenland war sie eben ein Bedürfnis der Nation, im Zeitalter frühchristlicher Kunst ein Bedürfnis der Kirche, in der Renaissance ein Bedürfnis der höheren Stände. In unserer Zeit aber ist die Kunst herabgewürdigt zum Handelsartikel.“

Rom, Dezember 1894.



Anton Rubinstein.

Erinnerungen an den Meister und seinen „Christus“.

Von

Heinrich Bulthaupt.

Anfangs Januar vorigen Jahres schrieb ich an Anton Rubinstein nach Dresden, daß sich in Bremen ein Komitee gebildet habe, das sich mit der festen Absicht trage, sein neuestes Werk, den „Christus“, entweder in einem eigens für diesen Zweck zu erbauenden Theater oder auf der städtischen Bühne aufzuführen. Ich fügte unter vielem andern hinzu, daß die Aufführungen in den Mai und Juni 1895 fallen sollten, und daß das Komitee bei dem großen Unternehmen begreiflicherweise vor allem auf ihn selbst als Dirigenten zähle. Das war mündlich oft besprochen worden, und ein jeder, der Rubinstein nahe getreten, wußte, daß er mit fast kindlicher Ungeduld den Augenblick herbeisehnte, in welchem sich sein Lieblingswunsch, die scenische Aufführung einer seiner geistlichen Opern, zur Wirklichkeit wandeln sollte. Den „Christus“ aber hatte er des öfteren als sein Lebenswerk bezeichnet. Ihn noch zu vollenden spannten sich alle seine Nerven, ihn zu sehen schien ihm die Erfüllung aller Wünsche, die er auf Erden noch hatte. Aber eine bestimmte Ahnung jagte ihm immer wieder, daß das Ziel ihm fern und fern rücken und daß er den ersehnten Tag nicht mehr erleben werde. Weitausehende Pläne glichen ihm leeren Hirn-ge-spinnten; und auf meinen Brief antwortete er am 18. Januar: „Sie haben mich durch die Ziffer 1895 geradezu erschreckt; ich glaubte nie, daß ich bis dahin noch unter den Lebenden sein würde — aber natürlich, wenn ich es sein sollte, dann bin ich zu allem bereit. Es ist Ihnen wohl nicht unbekannt, daß der Theaterdirektor Voewe in Breslau eine scenische Aufführung des ‚Christus‘ am Karfreitag plant, daß außerdem im Juni das Werk teilweise auf dem schwäbischen Musikfest in Stuttgart unter meiner Leitung in Konzertform aufgeführt wird und so weiter — genug, der Pläne sind viele, was aber endgiltig daraus wird, das ist noch ganz unbestimmt. Da ich in meiner pessimistischen Art über das ‚Kreuz‘ das Kreuz gemacht habe, sehe ich in Geduld allem entgegen, was da kommen mag, aber ich werde natürlich glücklich sein, wenn mein Traum sich verwirklichen sollte, und Ihnen stets dankbar, wenn es durch Sie geschieht.“

Ich nahm damals seine Todesahnung nicht ganz ernsthaft und schalt ihn im Scherze wegen seiner Scheu, weit voraus in die Zukunft zu denken. Denn die Unsicherheit seiner eigenen Haltung konnte leicht auf andere zurückwirken und das Unternehmen, das nicht nur ein künstlerisches, sondern auch ein moralisches Wagnis bedeutete, wanken machen. Zudem: wir hatten ihn nicht lange vorher in Bremen noch in Lebensfülle unter uns gesehen, immer aus dem Vollen gebend und, trotz der stärksten Zumutungen an seine Zeit und Kraft, anscheinend unverwundlich und stets den Gleichen. Er hatte im Stadttheater seine „Kinder der

Seide“ dirigirt und im Künstlerverein für einen wohlthätigen Zweck ein Konzert geleitet, dessen Programm sich nur aus seinen eigenen Kompositionen zusammensetzte. Nicht einen Augenblick hatte er dabei das Podium verlassen; bald stand er am Dirigentenpult, bald saß er am Flügel, den er gemeistert wie keiner der Lebenden, den er singen lassen konnte, wie es die süßeste Menschenstimme nicht vermochte, dann begleitete er noch die Gesänge einer Schülerin. Und als er endlich, ohne sich eine Pause zu gönnen, erhist und erschöpft geendet und wir uns in den Ratskeller begaben, um in dem farbenprächtigen Senatszimmer zu tafeln, da fand er sich bald wieder zurecht und auf den ihm in Worten dargebrachten Dank antwortete er mit einer seiner feinen, lebenswürdig-witzigen Tischreden, bis es ihn in unserem ehrwürdigen Ratskeller ein ungewöhnlicher und vielleicht einzig gebliebener Vorgang an den Whisttisch zog, und das Kartenspiel, das er fast leidenschaftlich liebte, alle Lebensgeister in ihm vollends beruhigte. Noch öfter bin ich später mit ihm zusammengetroffen, und entfiel ihm wohl auch einmal ein Wort des Zweifels an der Verwirklichung seiner Hoffnungen, so schien er doch mit jedem Monat, der ihn von der für die Aufführung festgesetzten Zeit trennte, sicherer und freudiger zu werden.

Aus dem Breslauer Karfreitagsprojekt war nichts geworden auch hätte der Charakter des „Christus“ und der ungewöhnliche musikalische und dekorative Apparat, den er erfordert, eine einmalige Aufführung im ständigen Theaterrepertoire kaum gestattet. Die Stuttgarter Konzertaufführung, die ihm so glänzende Ehren eintrug, überzeugte ihn wenigstens von der musikalischen Wirkung seiner neuesten und nunmehr letzten Schöpfung, aber er wünschte doch, die Zeit bis zu den Bremer Festtagen möchte „nicht mehr als ein Tag sein“. Nun hat er mit seinen trüben Phantasien recht behalten. Er hat das ersehnte Ziel nicht mehr erreicht. Das Herz, das in Liebe und Leid so heftig geschlagen, dies gütige, menschenfreundliche Herz hat ihm den Dienst verjagt; ein großer Künstler, eine ganz eigenartige, unersetzbare Persönlichkeit ist mit ihm dahingegangen.

Das Leben dieser vierundsechzig Jahre ist in den letzten Monaten nach Anton Rubinsteins jähem Hinscheiden am 20. November in den Zeitungen aller Länder wieder und wieder betrachtet worden. Dem Knaben, der am 28. November 1830 in Wechwotnez bei Jassy geboren wurde, und der sehr früh schon, acht-jährig, als Wunderkind vor das Publikum trat, hat die Welt mit keinem Glück, mit keiner Gunst gefahrt. Die ersten Meister seiner Kunst schenkten ihm ihre Beachtung, ihren Unterricht. Als Klaviervirtuos zählte er, wohin er kam, unangefochten zu den allerersten, und wer, nach Liszts Tode, hätte sich mit ihm messen dürfen? Die Neigung der Frauen, die Auszeichnungen, die die Fürsten verleihen können sie wurden ihm verschwenderisch, und dem Zauber seines Wejens widerstand niemand. Und doch fehlte diesem in aller Verwöhnung so einfachen, so kernhaften, so anspruchlosen Manne etwas, das er nie aufhörte mit stillem Groll zu bejammern: er fühlte sich als Komponist nicht hinlänglich gewürdigt und konnte, wenn ihm einmal das Herz überging, sich in bitteren Klagen über die ungerechte Verteilung der öffentlichen Anerkennung ergehen. Ob

er so ganz unrecht hatte? Zwar seine G-moll-Symphonie preist man überall: den ersten Satz seiner Ozean-Symphonie stellt man dem Höchsten und Besten an die Seite, was je auf diesem Gebiet geschaffen worden; seine Klavierkompositionen fehlen selbstverständlich in dem Inventar keines Pianisten, und überall singt man seine wundervollen, ganz und gar originellen Lieder: „Es blinkt der Tau“, den „Asra“ und den „brausenden Sturm“. Aber seine Opern sind wie seine großen Oratorien gekommen und gegangen. Gewiß gibt es an ihnen zu kritisieren, denn wo gediehe das schlechthin Vollkommene? Es ist nicht wegzuleugnen, daß das ungestüme und ungeduldige slavische Naturell Rubinstein als Komponisten oftmals vorwärts trieb, wo eine ruhige Einfuhr in das Allerheiligste der Seele seinen Einfällen, die ihm reich, oft überreich zuströmten, erst die letzte Reife zu geben vermocht hätte. Oft war es gar nur die Stetigkeit der Arbeit, die ihm mangelte. Das darf, das muß man zugeben. Aber ich meine auch, daß aus dieser Schwäche seitens der Kunstgelehrten viel zu viel Aufgehens gemacht worden ist, und daß ein Meister, dem die melodischen Gedanken flossen wie ihm, geniale Kinder des Augenblicks, mit dem Stempel des Höchsten gezeichnet, das „frei von den Göttern herabkommt“, daß ein solcher Meister die Beachtung, die sich seinen Schöpfungen in den letzten Jahren erfreulicherweise immer wachsend zuwandte, schon weit, weit eher auf sich hätte lenken müssen. Nach dieser Richtung hätten also die nachfolgenden Generationen immer noch gut zu machen, was die mitlebenden verjäumt. Mit der Oper freilich ist es ein eigen Ding. Da gibt nicht die Musik allein den Ausschlag, und in der Beurteilung des Dramatischen und Theatralischen irrte Rubinstein oft. Aber die „Malkabäer“, der „Daemon“ — haben wir ihnen aus der neuesten Opernliteratur, wenn man von Wagners alles überragenden Musikdramen absieht, wirklich viel von gleichem Werte anzureihen? Und die „Kinder der Heide“ — mit heißerer Leidenschaft als in dieser Zigeuneroper ist der Ton selten gesättigt worden. Alles, was in ihnen das Leben der Bohème charakterisirt, das spricht uns so echt an, als wäre es unmittelbar an der Quelle geschöpft: die Gesänge während des Festgelages, das originelle Männerterzett des ersten Aktes, das wie eine Vorahnung der „Carmen“ anmutet, die Wanderweise, die Isbrana und ihr Genosse Grigori singen. Und die ganze erste Scenenfolge dieses Werkes beweist sie nicht auf das bündigste auch, wie innig sich die Rubinsteinsche Musik der dramatischen Situation und Empfindung anzuschmiegen vermag? Auf die frechen Reden des wüsten Gesellen, die hoffnungsvollen, ganz von Liebe durchtränkten Worte des Mädchens: „Er kehrt zurück“ — „Ich bau' auf ihn“ — das sind Eingebungen von höchster Schönheit, wahre Perlen musikalischer Dramatik. Und wie der Geliebte nun erscheint — ihre Sehnsucht, ihr Jubel, ihr Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, Haß und Liebe, bis die Herzen der beiden sich in dem schönen G-moll-Duett zusammenfinden: das ist alles so vortrefflich, daß man es sich in keiner Note anders zu denken vermöchte. In dem Revier dieser feurigen Leidenschaft hebt die Komposition ganz unvergleichliche Schätze, und so sehr geben wir uns ihr gefangen, daß wir darüber leicht

und gerne vergessen, daß der lyrische Gelbveiglein-Ton der deutschen Jungfrau, Isbranas Widerpart, nicht mit der gleichen Sicherheit getroffen ist. Aber was bedeutet das wieder, wenn man der übrigen zahlreichen Schönheiten der Oper gedenkt, der meisterhaften Ensembles, der großen Finales des zweiten und dritten Aktes. Da findet sich eine so sichere Beherrschung der Massen bei aller Bewegung, bei aller Kraft und Fülle so viel Maß und Wohllaut, so prächtig klingt das Orchester und so weise bleibt es doch stets der Herrschaft der Singstimme unterthan, daß auch nicht ein einziger Wunsch unerfüllt bleibt. Und solchen Thaten gegenüber erneuert sich wieder, und jetzt, nach des Komponisten Tode, mit besonderem Nachdruck, die verwunderte Frage, warum ein Werk wie dies, ein Werk mit deutschem Text, in dem Repertoire der deutschen Bühnen nicht öfter erscheint. Die Theater haben an Rubinstein manches versäumt, sie sollten nicht länger damit zögern, es einzubringen.

Freilich würde es noch mehr im Sinne des Toten handeln heißen, wenn man seine „geistlichen Opern“ zur Darstellung brächte — und damit soll nun demnächst in Bremen der Anfang gemacht werden. Denn das Komite hat in richtiger Würdigung der Sachlage, und da es sich dabei noch um etwas anderes als musikalische Interessen handelt, beschlossen, die geplanten Vorstellungen des „Christus“ auch nach des Meisters Hinscheiden auf jeden Fall zu veranstalten. Das Bremer Stadttheater wird zu diesem Zweck eine besondere, dem ersten Ton des Werkes entsprechende Ausschmückung erfahren. Die ersten Gesangskünstler sind für die wichtigsten Partien in Aussicht genommen worden. Die Dekorationen werden nach Entwürfen von Gottfried Hofer in Hamburg (der auch die Figurinen für die Kostüme skizziert) von Handrich in Breslau gemalt. Mitglieder bremischer Gesangvereine, fast dreihundert an Zahl, stellen den Chor. Die geschäftliche Leitung des Ganzen ist auf Grund früherer Verhandlungen mit Rubinstein dem Direktor des Breslauer Stadttheaters, Dr. Theodor Loewe, übertragen worden; ein Finanzausschuß steht mit einem Garantiefonds dem Komite für alle möglichen Wechselfälle zur Seite.

Was es mit diesen „geistlichen Opern“ für eine Bewandnis habe, darüber hat Rubinstein sich des öftern mündlich und schriftlich verbreitet. Er wollte der weltlichen Bühne gleichsam eine „Kirche der Kunst“, selbstverständlich ganz frei von konfessionellen Formen, gegenüberstellen. In ihr, einem nur für die „geistliche Oper“ errichteten Gebäude, sollten die heiligen Stoffe, die Stoffe der Bibel, zur Darstellung gelangen, nicht in eigentlich dramatischer Form nach den für ein Bühnenwerk befolgten Gesetzen, sondern als eine Art bewegter Bilder, unbekümmert um die Einheit der Handlung und ohne die sinnlich leidenschaftliche Eindringlichkeit des weltlichen Musikdramas. Rubinstein war nun einmal der Meinung, daß das Oratorium, das in Frack und weißer Binde vorgetragen wird, ein Unding sei, und er erwartete von dem Zusammenwirken aller Künste für die Darstellung der im Oratorium gleichsam nur in der Puppenhülle stecken gebliebenen geistlichen Oper eine ungleich stärkere Wirkung derselben. Er ging sogar so weit, die Darstellung der Schöpfungsgeschichte auf diese Weise für möglich

zu halten, wenn man sich nur darin finden wolle, daß ein Chor oder eine Einzelstimme hinter der Scene sänge, während auf der Bühne in Nebelbildern das Wasser sich vom trockenen Lande scheidet, die Gestirne, die Tiere, die Menschen geschaffen werden. Auf diese Weise könne, so glaubte er, fast der ganze Schatz des Alten und Neuen Testaments in seinen Höhepunkten für die „Kirche der Kunst“ umgeschaffen werden, und er berief sich gern darauf, daß man vor vielen Jahren in Düsseldorf bereits den erfolgreichen Versuch gemacht habe, den Mendelssohn'schen „Paulus“ scenisch darzustellen.

Als Rubinstein mir diese seine Ansichten vor sechs Jahren zuerst entwickelte, konnte ich ihm gewisse Bedenken nicht verschweigen. Ein scenischer Vorgang, musikalisch illustriert, setzt doch immer, wenn er richtig wirken soll, die innigste Durchdringung aller Faktoren, des Worts, der Pantomime, des Tones, des dekorativen Beiwerks voraus. Ein Nebelbild aber, ein dissolving-view, auf der Bühne, und hinter der Scene Gesang — das wird nun und nimmer ein Ganzes, und statt sich gegenseitig zu fördern, werden die beiden Teile die Aufmerksamkeit von einander nur ablenken. Bei einem Vorgang wie die Schöpfung würde solch eine transparente Nebelwand gar nur wie ein unzulängliches Spielzeug wirken, und wenn sich der ungebildete Teil des Publikums daran erbauen mag — der künstlerisch feiner geartete würde vermutlich lieber die Augen schließen oder sich in den Konzertsaal oder die Kirche vor das gesungene Oratorium versetzt wünschen, das der Phantasie wenigstens keine störende Richtung gibt, und das den musikalischen Eindruck weit unverfälschter und reiner als solch eine widerstrebende Mischung vermittelt. Ueberhaupt glaubte ich Meister Anton erwidern zu dürfen, daß er die Kraft der Phantasie zu gering anschlage und daß ich an einen wahrhaften Erfolg der Paulus-Darstellung in Düsseldorf nicht recht zu glauben vermöge. Es gibt dramatische Wirkungen von ungeheurer Eindringlichkeit, die auch durch die vollendetste scenische Verkörperung nicht annähernd erschöpft werden können. Die Erscheinung auf dem Wege nach Damaskus, die Beschwörung des Regens im „Elias“ — welche überwältigende Krisen! Und nun denke man sich den Regen auf dem Theater dargestellt. Er würde unfehlbar versagen. Solche Dinge müssen eben der Phantasie überlassen bleiben, und sie gehören in das bloß gesungene Oratorium weit mehr als in das dargestellte. Nenne man sie dort immerhin zu dramatisch — wohin sollen sie flüchten? Oder soll man auf ihre künstlerische Bewältigung ganz verzichten, nur weil sie sich dem Maß des auf dem Theater dargestellten Dramas nicht fügen wollen? Welch ein öder Doktrinarismus wäre das! Noch ein anderes Beispiel glaubte ich verwerten zu können: den Wettlauf Achills und Hektors, der mit des letzteren Tod endet und dem die Völker in atemloser Erwartung zuschauen. Ein Vorgang, so recht für die musikdramatische Darstellung, aber nun und nimmer für die scenische Wiedergabe geschaffen.

Konnte ich somit seinem Gedanken nicht in allen Teilen beipflichten, so enthielt er doch wieder so viel neue und fruchtbare Reime, daß es mir schwer wurde, mich leichtthin von ihm zu trennen. Zu dem „Verlorenen Paradies“,

dem „Turmbau zu Babel“, den „Mattabäern“, dem damals noch nicht vollendeten „Moses“, dessen Text ihm Mosenthal geschrieben, hoffte er noch einen „Nain“, einen „Saul“ und „Christus“ zu fügen, und um die Dichtungen dazu ersuchte er mich. Man mußte ihn, wie er seiner großen Sache voll war, sprechen hören, um ganz zu fühlen, wie tief sie ihn, den mitten im Leben der Welt stehenden, der Kirche ganz entfremdeten Mann im innersten Herzen berührte. Nicht um einen neuen Effekt, um eine Anlockung der Massen war es ihm zu thun — es drängte ihn, mit dem Heiligen wie mit dem Engel Jakobs zu ringen, und er fühlte sich aufgerufen, der Träger einer künstlerischen Kulturmission zu werden. Zudem bedarf die Zeit starker Vollwerke gegen das Eindringen des überall wahrnehmbaren Geistes der Verneinung und Zerstörung, und überdies war es ja nicht ausgeschlossen, das Genre, das Rubinstein im Auge hatte, so zu gestalten, daß es sich dem Dramatischen so sehr wie möglich näherte, wenn es sich nicht ganz mit ihm deckte. Von der üblichen Aktzahl konnte dabei immerhin abgesehen werden, wenn nur jedes Bild sich dramatisch oder doch mit theatralischer Wirkung gab und alle zusammengenommen sich zum Drama schlossen. Das war für den „Saul“ eine mühelose Aufgabe, denn die Geschichte des Alten Testaments erfüllt bereits alle dramatischen Bedingungen von selbst. Aber auch in dem Leben des Zimmermannssohnes von Nazareth ist eine dramatische Bewegung unschwer zu entdecken. Der Aufstieg bis zum Einzug in Jerusalem, der jähe Fall abwärts bis zu dem furchtbaren Tode; der Kampf mit dem Verführer in der Wüste, der Zwiespalt der Menschennatur mit der göttlichen Sendung — dem gegenüber der Verrat des Judas, für den die Motive noch zu erfinden waren. Und zu allem: dieser heilige, ganz unvergleichbare Stoff lebt uns allen in jeder Faser, auf ihm ruht unsere Tages- und Weltordnung, alles Höchste im Leben der Völker hängt mit ihm innigst zusammen. Diesen Stoff mit den Mitteln, die Rubinstein vorschwebten, ohne die Extravaganzen rein dekorativer Effekte, der Bühne zu gewinnen, wenn auch nicht der Bühne des Tages, das erhabene Bild des Messias in seiner reinen, großen Menschlichkeit lebhaft zum Volke sprechen zu lassen — das schien und scheint mir immer noch eine der höchsten Aufgaben der Kunst nicht allein, sondern der Religion und Kultur, und zu ihrer Lösung die Hand zu bieten war ich mit Freuden bereit. So schrieb ich für ihn den „Saul“ und den „Christus“, und diesen, zu dem ihn das Herz vor allem zog, komponirte er zuerst, gleich nachdem er den „Moses“ vollendet.

Eine Inhaltskizze, wie sie die heilige Geschichte an die Hand gab, hatte er in einem Briefe vom 5. Juli 1892 (Rubinstein lebte damals in Klein-Zschachwitz bei Dresden) selbst entworfen.

„Ich erlaube mir,“ so schrieb er, „Ihnen meinen Ideengang betreffs des ‚Christus‘ mitzuteilen. Ich denke mir das Werk in drei Theilen (so viel Bilder, als es der Stoff verträgt) und einer Einleitung.

Einleitung: Der Stern Bethlehems, die drei weisen Männer, die Krippe (Geburt Christi).

Erster Teil: Die Essäer, Pharisäer, Sadducäer — Johannes der Täufer

— Jesus, die Jünger — Judas — Maria — Maria Magdalena — Joseph von Arimathia — Brotverteilung — Wunderheilungen — Satans Versuchung — Kaiphas, Annas, der Tempel — Die Römer in Jerusalem — Das Volk Israel, allgemeines Erwarten eines Messias.

Zweiter Teil: Einzug in Jerusalem, die ganze Passionsgeschichte und Kreuzigung.

Dritter Teil: Auferstehung — Der heilige Geist über die Jünger — Paulus.

Die Dauer braucht durchaus nicht die einer Vorstellung, die einzelnen Bilder müssen weder zu kurz noch zu lang, aber durchaus nicht gleichmäßig sein, das Vermaß vollkommen frei, und je mehr Verschiedenheit darin, desto besser. Wenn nötig, kann auch Jehovah mit den Engelscharen hineingezogen werden, dieser selbst aber nur unsichtbar. — Eine schwere, aber schöne Aufgabe, der ich, wenn Sie mir das Ersehnte geben, die mir noch übrig bleibende Lebensdauer ganz widmen will. Bitte, gehen Sie an die Sache mit der mich befehlenden Glut und versprechen Sie mir, nicht ungeduldig zu werden, wenn ich Sie mit meinen Anschauungen quälen und vielleicht versuchen werde, Sie zum Umarbeiten gethaner Arbeit zu bewegen.

Mit größter Ungeduld etwas von Ihnen erwartend und bis dahin mit den besten Grüßen Ihr
Anton Rubinstein.“

Der ungeheuren Schwierigkeit einer würdigen Bewältigung des erhabenen Vorwurfs war ich mir wohl bewußt. Es galt zudem, nicht nur eine dem Ungewöhnlichen günstige Stimmung abzuwarten — auch einige technische Schwierigkeiten mußten aus dem Wege geräumt werden, wenn das Werk, wie Rubinstein es plante, für die Darstellung überhaupt möglich werden sollte, und ehe das nicht geschehen, hatte ich keine Hoffnung, seine unruhige Erwartung beschwichtigen zu können. Wie sollte vor allem der, zwar nicht in dramatischem Sinn, aber doch in jedem andern Betracht der Gipfel des Ganzen, die Kreuzigung, scenisch wiedergegeben werden? Ich wußte sehr wohl, daß man in Oberammergau vor der Darstellung dieses Furchtbaren nicht zurückscheut, daß man Christus und die Schächer dort am Kreuze hängen sieht und vom Kreuz herab reden hört — aber das Passionspiel ist kein „Kunstwerk“, und das gläubige, naive Publikum, für das es in erster Linie bestimmt war, wollte sich durch den Stoff rühren und erschüttern lassen, und das, was im Leben Jesu für ihn das Wichtigste sein mußte, konnte seinen Augen schwerlich entzogen werden. Zudem, dort sprach der Gekreuzigte; aber einen Christus, der am Marterholz, gebunden, durchstoßen, singt, vermochte ich mir nicht zu denken, und wenn ich auch keinen ganz triftigen Grund dafür zu finden vermochte — mein Gefühl warnte mich zu deutlich davor. Und noch ein anderes kam hinzu. Man weiß, daß Christus und die Schächer auf Golgatha den Darstellern nicht geringe körperliche Beschwerden zumuten, daß das lange Verweilen am Kreuz in der unerläßlichen Haltung für dieselben sogar nicht gefahrlos ist, und es war nicht ausgeschlossen, daß sich der Vorgang durch die Komposition so sehr dehnen würde, daß man keinem Sänger ein solches Anstrengen stellen durfte. Da galt es denn, einen Ausweg zu finden: die Kreuze

den Blicken fast zu verbergen, sie, perspektivisch entfernt, etwa in Dreiviertelgröße zu errichten, Christus und die Schächer durch (nicht deutlich wahrnehmbare) Figuren darzustellen, den Heiland in Wirklichkeit hinter der Scene sitzen zu lassen und zu dem Ganzen eine Scenerie zu erfinden, die diese Anordnung hinlänglich erklärte. Und so habe ich das Bild entworfen. Auf der Bühne ringen gleichsam Himmel und Hölle um die entfliehende Seele; alles übrige spielt sich entfernt oder ganz unsichtbar ab, so, wie ich es hier mittheile.

„Zerrissenes Nebelgewölk. Sturm, Blitz und Donner. In der Höhe, auf einer Wolkenzinne die Engel, in der Tiefe Satan und die Dämonen. Durch die Wolkenwand sieht man auf Augenblicke, wenn der Blitz sie beleuchtet, drei Kreuze auf einer Höhe errichtet. Tiefes Dunkel.

Die Engel.

Er stieg empor,
Der furchtbare Tag.
In düstrem Gewölk versank blutrot
Die Sonne. Zudender Blitzachein loht
Auf Golgathas Höh', wo das Heil der Welt
Am Kreuze vollendet —
Und keiner, keiner, der da Trost
Dem Dulder spendet.
O, wär' es vollbracht,
O, wär' es geschehn!
Die weinende Liebe neigt sich dir
Und möchte vor Jammer vergehn.

Satan und die Dämonen.

Ihr Kinder der Tiefe,
Wachet, wacht!
Lastend auf die verlöschenden Augen
Legt sich die Nacht.
Die Seele verzagt ihm,
Sie wird uns zum Raube,
Versagt ihm sein Glaube.
Drum wachet, wacht.
Wird dieser gewonnen,
Beugt Meer und Land
Sich unsrer Macht.

Das Volk (unsichtbar).

Bist du's, der den Tempel Gottes zerbricht
Und baut ihn in drei Tagen neu?

Die Engel.

Wie bleicht sein heilig Angesicht!
O Seele, Seele, halte Treu'.

Die Stimme des Gekreuzigten.
Mich dürstet.

Das Volk.

Gelüstet den Gottesohn
Nach irdischem Trank,
Nach irdischer Speise?

Satan.

Ihm schwinden die Kräfte,
 Wachtet, wacht.
 Schlingt um sein Herz
 Die Schlangentreife!
 In die blutenden Wunden,
 Ihr Rattern des Abgrunds,
 Träufelt der Zweifel schärfstes Gift.

Die Dämonen.

Gott verließ dich, auf den du vertraut,
 Dem du alles, alles gegeben,
 Glück und Liebe, Leib und Leben —
 Biet ihm Troß denn! Schwör ihm ab!

Das Volk.

Steige vom Kreuz! Steig herab,
 Bist du der König von Israel.
 Andern hast du geholfen,
 Und kannst dir selber nicht helfen?

Christus.

Mein Gott, mein Gott,
 Warum hast du mich verlassen!

Die Engel.

Jammer, Jammer, nicht zu fassen.

Satan und die Dämonen.

Triumph! Er zagt, er wankt, er fällt!
 Unser wieder, unser die Welt!

Die Engel.

Empor, empor
 Den brechenden Blick,
 Das geängstete Herz!
 Bald, bald sinkt die Fessel des Staubes,
 Bald, bald endet der Schmerz.
 Durch das himmlische Thor
 Dir entgegen
 Flutet schon das ewige Licht.
 Und der Herr, der dich gesandt,
 Siehe, aus Wolken
 Reichet er dir liebeich die Vaterhand.

Die Dämonen.

Biet ihm Troß! Schwör ihm ab!

Das Volk.

Bist du Christus, steig herab.

Christus.

Mein Vater, in deine Hände
 Befehl' ich meinen Geist.

Die Engel.

Komm, du Gesegneter,
 Löse die Seele.

Satan.

Tod und Verdamnis! Ewige Nacht!

Christus.

Es ist vollbracht.

Die Engel und Dämonen.

Es ist vollbracht!

(Unter furchtbarem Losen der Elemente versinkt die Hölle.)“

Um diesen Vorgang kristallisierte sich dann das ganze Gedicht, das nun folgende Einteilung erhielt:

Ein Prolog (die Hirten auf dem Felde und das Erscheinen der Könige) eröffnet das Werk.

I. Vorgang. Die Versuchung in der Wüste. Unmittelbar daran schloß sich in der ursprünglichen Fassung, nachdem die Phantasmagorie, die der Satan dem Herrn zeigt (die Reiche der Welt mit ihren Herrlichkeiten), verschwunden war, die Taufe im Jordan. Raum und Zeit bei einem Vorgang von so völlig mythischem Charakter, wie die Versuchung, zu überfliegen, ganz so, wie der Satan Christus in der biblischen Erzählung auf die Tempelzinne und die Höhe des Berges führt, schien mir völlig erlaubt, um so mehr, als man dadurch eine Verwandlung sparte. Auch wurde damit noch ein anderes gewonnen: den Rahdungen der dunklen Nacht folgte in starkem Kontrast das helle Bild am Jordan, und der himmlische Gruß: „Das ist mein lieber Sohn,“ mit der herabschwebenden Taube erschien nun gleichsam wie eine Weihung dessen, der die gefährliche Prüfung bestanden und die höllische Macht besiegt.

II Vorgang. Die Bergpredigt. In engem Anschluß daran die Speisung des Volks, die Erweckung des toten Jünglings und der Ausbruch nach Jerusalem unter den Hosiannarufen des Volks.

III. Vorgang. Der Einzug in Jerusalem. Judas, der die göttliche Sendung des Messias erwiesen sehen will, verbündet sich mit den Pharisäern.

IV. Vorgang. a. Das Abendmahl. b. Gethsemane und die Gefangennahme.

V. Vorgang. Jesus vor Pilatus, der Gang zur Richtstätte.

VI. Vorgang. Die Kreuzigung. Nachdem die Hölle versunken, sollte ein Orchesterfab beginnen, während die Bühne dunkel bleibt, und den Hörer aus der Stimmung des Todesgrauens zu Trost, Erhebung und Sieg führen. Das Nebelgewöll sollte sich zerteilen: in der Mitte ragt nunmehr noch ein einziges Kreuz, von einer Glorie umstrahlt, und ihm zu Füßen kniet anbetend, durch Menschen aller Stämme, jeden Alters und Manges charakterisiert, die Menschheit.

Hierbei länger zu verweilen und so viel von mir selbst zu reden, hätte ich lieber unterlassen. Aber Komponist und Librettist gehören eng zusammen, und die Stellung, die Rubinstein zu dem Plan meiner Dichtung nahm, ist für die Art meines Schaffens und seine Auffassung von den Grenzen der Ausdrucksfähigkeit der Musik ungemein charakteristisch. Ich hatte ihm aus den bayerischen Bergen als erstes den Prolog und die Kreuzigung mit dem direkt, ohne Fallen des Zwischenvorhangs, sich daran schließenden Epilog geschickt, und erhielt darauf

einen Brief, der beginnt: „Wie danke ich Ihnen für das Zugesandte! Die Einleitung ist bezaubernd, der Schlußteil auch bis auf die Verwandlung, denn den unmittelbaren Uebergang von dem Schrecklichen ins Tröstende kann ein Orchesterintermezzo nicht darstellen. Ich glaube, gerade der Eindruck des Furchterlichen muß bleiben, und ein besonderer Epilog, der Triumph der Idee, für die so viel gelitten, durch Paulus ausgesprochen, scheint mir geboten.“ Der erste Grund war mir merkwürdig, denn ich meine, daß gerade die Musik, von allen Künsten die mystischste, den Uebergang von einer Empfindung zur andern am mühelosesten vollziehen kann, ohne daß sie sich um die Motivierung solcher Uebergänge zu kümmern hätte. Und wenn ein Komponist in einem Tonstück ein Unwetter toben, die Donner krachen, die Blitze zucken und nach und nach die Natur sich wieder beruhigen lassen kann, — es gibt Beispiele genug — warum sollte solch ein Aufruhr nicht vom elementaren auf das geistige Gebiet übertragen werden und unsere Seele von der Hölle zum Himmel geführt werden können? Immerhin, ein Musiker, einer der ersten, welche lebten, hatte so gesprochen, und es war nicht anzunehmen, daß ich mit meiner Auffassung ihm gegenüber würde durchdringen können. Auch hatte Rubinstein ja noch einen andern Grund, und der schien mir ernstlicher Erwägung wert. Er glaubte, wie er schreibt, „der Eindruck des Furchterlichen müsse bleiben“, und diese Meinung wurde auch von anderen geteilt, deren künstlerischem Urteil ich vertraute, so daß ich mich entschloß, die Kreuzigung von dem Epilog scharf zu trennen, selbst auf die Gefahr hin, daß eine abermalige Verwandlung so kurz vor dem Ende des weitächtigen Werks dem Publikum die rechte Stimmung für den Schluß rauben könnte.

Ein gleicher musikalischer Grund mag Rubinstein veranlaßt haben, eine Trennung der Versuchung von der Taufe bis zuletzt auf das dringendste zu wünschen, obgleich ich hartnäckig widerstrebte. Aber auch in diesem Falle leiteten ihn noch andere Motive, die Zeugnis davon ablegen, wie sehr er sich, in einem solchen Werke zumal, vor allem scheute, was an die Opernschablone mit ihren äußerlichen Effekten erinnern mochte. „Würden Sie meiner Idee zustimmen,“ fragt er am 6. Januar 1893, „nach der Versuchung in der Wüste den Vorhang fallen zu lassen und das Auftreten Johannes des Täufers als eine neue Abteilung anzunehmen? Wir verschonen die Scene auf diese Weise mit dem peinlichen Charakter des Phantasmagorischen und eines Dekorationswechsels im Weisheit Jesu.“ Daß man den raschen Uebergang von der Wüsten-scene in die Jordanlandschaft für einen bloßen Maschinencoup halten könnte, für ein Kunststück aus der Coulissenwelt der Feerien, sagte ich mir nun zwar auch, aber der Gewinn der unmittelbaren Verbindung schien mir die etwaigen Mißverständnisse zu überwiegen. Ich konnte mich darum von meiner Auffassung nicht trennen, selbst als ich (im Mai) mit Bezug auf diesen Punkt ein zweites Schreiben erhielt, in welchem er seine Gründe abermals darlegte und schloß: „Dies alles, um Ihnen noch einmal meine Bitte ans Herz zu legen, diesen Vorgang in zwei zu teilen. Gestatten Sie es! Ich bin fest überzeugt, daß die Wirkung dadurch eine größere,

weil ernstere werden muß.“ Es mag dem lebenswürdigen, so ganz in seiner neuen Schöpfung lebenden Manne schwer geworden sein, daß ich gleichwohl auf meiner Fassung bestand, und als er im Juni 1893 einen andern Wunsch aussprach, kam er mit den Worten: „Ich habe Ihnen gezwungen, nicht überzeugt, bei der Phantasmagorie des ersten Vorgangs nachgegeben,“ nochmals auf den Gegenstand zurück, um zu guter Letzt doch zu thun, was er für richtig hielt. Unerwartet erschien er plötzlich in Bremen, teilte mir das Geschehene mit und bat mich mit so herzlicher Dringlichkeit, mich der nun einmal vorgenommenen Zerteilung nicht länger zu widersetzen, daß ich mich der vollendeten Thatfache gegenüber fügte — ich wage nicht zu entscheiden, ob mit Recht oder nicht.

Wie sehr aber sprechen diese Thatfachen für den ernstesten, gewissenhaften Sinn, mit dem er an seine künstlerische Arbeit ging. Von einer jeden Scenerie mußte er sich ein bis ins kleinste reichendes Bild entwerfen können, ehe er zu komponiren begann, und psychologische Unwahrscheinlichkeiten ließ er gewiß niemand durchgehen. Da im ersten Entwurf des Textes die Scenerie in Jerusalem nur flüchtig skizziert war, fragte er an: „Stellt die Bühne das Innere des Tempels mit dem Stufengang zum Allerheiligsten vor (wo? im Hintergrund oder auf einer Seite?) oder nur den Vorhof zum Tempel? Von welchem Thore hält der Tempelvogt die Menge zurück? Sind die Händler und Käufer bloß Männer oder auch Weiber? Letzteren ist, so viel mir bekannt, das Beisammensein mit Männern in den Synagogen untersagt, auch Kindern, daher mir der Ruf der Käufer: ‚Ihr Vuben, fort!‘ unverständlich ist. Besteigt Jesus die Stufen zum Allerheiligsten, so muß er beim Weiseln der Händler wieder heruntersteigen? Das braucht Zeit, ein Zwischenspiel im Orchester, wenn auch nur von wenigen Takten, und die Handlung verliert an Spontaneität. Wenn Frauen nicht in den Tempel treten dürfen, muß das jubelnde Volk also auf der Straße, das heißt hinter der Bühne bleiben? Ich erwarte sehnsüchtig Ihre Antwort.“ Und ein andermal heißt es: „Es ist mir ganz unmöglich, dramatische Situationen oder die Worte dazu, mit denen ich nicht ganz und gar einverstanden bin, in Musik zu setzen. So die Scene der Priester mit Judas im Tempel. Das, was sich hier zutragen soll, ist nicht ein gewöhnlicher Verrat, der gewöhnlichen Verächwörern einen Fang erleichtert, sondern eine Handlung von so welterschütternder Bedeutung, daß sie kaum in Worte zu fassen ist. Darum ist hier Ungehörtes, Ungehehres, Geheimnes, bloß Geahntes erforderlich.“ Er wünschte darum, daß Judas nicht auf der Bühne mit den Priestern konspirirte, sondern nach seinem Monolog zu diesen in den Tempel stürzte. „Die Bühne steht eine Zeit lang während eines Orchesterjages (kurz) leer, dann kommen die Priester mit den Worten zurück: ‚Triumph! Im eigenen Herzen ersticht dem Verräter der Feind‘ und so weiter. Ich bitte Sie inständigst, die Sache zu erwägen und mir meinen Vorschlag zu gewähren; musikalisch ist es durchaus notwendig.“ Und nicht nur aus musikalischen, auch aus den anderen so fein und nachdrücklich von ihm vorgetragenen Gründen hatte der Meister recht, und die Scene ist, wie er es vorge schlagen, ausgeführt und komponirt worden. So überdachte und erwog er

alles. Und doch ist es dem Sorgsamen widerfahren, daß er, dem die wenigen Schritte, die Christus von der obersten Tempelstufe bis auf das Niveau der Bühne zurück zu legen hat, musikalisch nicht gleichgiltig waren, an anderer, weit wichtigerer Stelle mit der Zeit in Konflikt kommt. In seiner schönen Komposition des Abendmahls fehlt es den Jüngern völlig an ausreichender Gelegenheit, das Brot zu verteilen, zu essen und vom Wein zu trinken. Ein Zwischenpiel erwies sich als unerläßlich. Ich machte ihn darauf aufmerksam, aber er verschob die Ausführung immer wieder, und bis zur Stunde habe ich es nicht erhalten. Ein anderer wird es nun einfügen müssen. So sehr widerstrebte es ihm, an die Zukunft zu denken. Wenn er die Hand ans Werk legen wollte, war es, als rief ihm etwas zu: „Ich erlebe es ja doch nicht!“ Und es behagte ihm ohnehin nicht, an abgeschlossene Dinge wieder zu rühren. Dann lieber etwas Neues geschaffen!

Und ein neues Werk hatte der Unermüdlche zu beginnen sich auch schon vorgeeßt. Die dunkle, tragische Figur des ersten Brudermörders, die ihn früher schon mächtig angezogen, lockte ihn jetzt aufs neue, und noch vor dem „Saul“ beschloß er, die Komposition eines „Kain“ zu beginnen. „Ich komme abermals.“ so schrieb er mir am 29. Mai vorigen Jahres aus Peterhof, „mit einer großen Bitte. Zur Vervollständigung des Cyclus meiner geistlichen Opern fehlt mir noch ein „Kain“, nach Byron. Vor vierundzwanzig Jahren hat mir Frau Cosima (damals noch Wilow) den Text von Herrn H. . . . machen lassen, aber er gefiel mir nicht und ich habe ihn beiseite gelegt. Doch hat der Stoff mich immer lebhaft interessiert und angeregt, und jetzt, wo ich freie Zeit habe, möchte ich mich gern daran machen. Wollen Sie mir dazu verhelfen? Die erste Sünde des Menschen (den Apfel der Eva zähle ich nicht dazu, der ist Sünde bloß im theologischen Sinne) hat volle Berechtigung, dramatisirt zu werden, und die erste menschliche Familie auch. Ich glaube, es ließe sich etwas sehr Schönes daraus machen. Die Gestalt des Lucifer ist von jeher meine Lieblingsfigur (natürlich nicht in der Byronischen Länge), auch ist der Flug Kains mit ihm durch die Welten ein musikalisch dankbares Motiv. Außerdem sind die weiblichen Figuren Eva, Abah, Zillah sehr anziehend; ich habe sogar an Lilith gedacht aber das überlasse ich Ihrem Ermessen. Chöre der Engel und Dämonen bieten sich ganz von selber dar, der Schluß mit dem Kainszeichen ist von großer Wirkung, besonders aber die Aufopferung Abahs, die mit ihren Kindern, trotz allem, dem Mann in die Verbannung folgt. Ich glaube, daß das Ganze drei Abteilungen, in verschiedene Bilder geteilt, verträgt, das heißt: einen ganzen Abend ausfüllt. Lassen Sie mich, bitte, umgehend erfahren, ob Sie geneigt sind, mir das Buch zu machen, und wie lange ich darauf warten müßte. Der Sommer ist für mich die geeignetste Zeit für eine größere Arbeit, und wir sind leider schon im Juni-monat! Ich erwarte sehnsüchtig Ihre Antwort und bleibe, herzlich grüßend, der Ihre

Anton Rubinstein.“

Nicht sogleich auf das neue Projekt eingehen zu können, schmerzte mich um der Ungeduld willen, mit der Rubinstein dem Erwarteten entgegen sah, und um

der Zeit willen, die ihm ungenützt verstrich. Aber ich hatte zuvor andere, selbständige Arbeiten zum Abschluß zu bringen und konnte ihm daher nur versprechen, mich sogleich, nachdem ich diese abgeschlossen, mit seiner Idee zu beschäftigen. Auch dann aber drängte sich mir leider die Ueberzeugung auf, daß der Stoff im Anschluß an die Dichtung Lord Byrons für die Bühne mit Glück nicht zu bewältigen und daß es (wenigstens für mich) notwendig sei, sich aus allerlei Gründen von dem englischen „Kain“ zu emanzipiren. Denn — bei aller Verehrung vor Byrons Genius: sein merkwürdiges Gedicht ist (wie alles, was er in dramatischer Form geschrieben, mit einziger Ausnahme des „Sardanapal“) weder dramatisch noch theatralisch gedacht und geschaut, es dehnt sich maßlos und steht zu der Hauptsache des Kainstoffes in einem eigentümlichen Mißverhältnis. Jeder, der den Namen Kain hört, denkt zuerst und vor allem doch an die Tödtung Abels. Diese vorzubereiten, auf sie die Handlung hindrängen zu lassen, erscheint als eine so selbstverständliche Forderung, daß man sich nicht wenig wundert, daß bei Byron erst kurz vor dem Ende des Werks darauf die Rede kommt. Es ist, als besänne sich sein Kain noch eben rechtzeitig, daß er, wenn er der Kain der Bibel sein wolle, seinen Bruder erschlagen müsse — so beiläufig, so wenig von innen heraus motivirt geschieht es. Die Gestalt der Adah ist nun zwar von rührendem Reiz, und um den gefallenen Engel schillert und gleißt es wie Kometen und Meteore — aber in die philosophischen Dialoge Lucifers mit Kain ist mit der Großartigkeit auch etwas von der Monotonie des alttestamentlichen Wortes gekommen, und die Darstellbarkeit dieser Gespräche zweifle ich trotz des Auführungsexperiments, das man im „Deutschen Theater“ zu Berlin gewagt, gründlich an. Auch wenn man sie noch so sehr kürzt, werden sie nicht bühnenmöglich, trotz aller dekorativen Effekte, die man ihnen zum Geleit geben kann. Das begegnet sich nun freilich mit Rubinsteins Gedanken über die Art, wie man die „geistlichen Opern“ aufführen solle. Vor einer Wandeldecoration bei Lucifers und Kains Flug durch den Weltenraum bangte ihm nicht. Nun kann man ja nicht nur in einer Feenoper wie dem „Oberon“, sondern auch in einem so ernst gearteten Werk wie dem Wagnerischen „Parsifal“ mit solchen Mitteln unter Umständen eine vortreffliche Wirkung erzielen. Aber es ist immer noch etwas anderes, ob man in kurzer Wanderung von einer Waldlichtung durch Dickicht und Felsen in die Gralsburg, oder von der Erde durch Wellüst in die Schmiedewerkstatt der Nibelungen geführt wird, oder ob man sich der Illusion hingeben soll, an Wolken, Sonnen und Sternen vorüber durch die Luft zu fliegen. Auch vor der besten Decoration würde unsere Phantasie in solchem Falle versagen, und thäte die Musik, was sie vermöchte (und sie vermag in diesen Revieren alles) — die Theatermaichinerie würde weit hinter ihr zurückbleiben und uns durch ihre Künste von der Kunst nur ablenken. Wenigstens lebe ich dieses Glaubens, und eben darum und aus den vorher erörterten Gründen glaubte ich Rubinstein den Vorschlag machen zu sollen, von einer Aulehung an Lord Byron ganz abzusehen und den mächtigen Stoff von einer andern Seite anzupacken. In einer einzigen ununterbrochenen, mächtig an-

schwelenden Handlung würden sich die Brüder gegenüberreten wie Tag und Nacht, Himmel und Hölle, wie Baldur und Hödur. Gegen den Idealisten, den Phantasiemenschen Abel erhöhe sich der Pessimist, der Grübler und Zweifler Kain, der vom Leben nichts wissen will, der den Tod in die Welt bringt und der nach der unseligen That doch weiterlebt, weil der Naturtrieb, die Liebe zu Weib und Kind ihn auf der Erde zurückhält. Die erste Familie konnte in den einleitenden Scenen immerhin, und sogar mit einer gewissen Breite, geschildert werden, Adam und Eva in ihren Gedanken und Träumen immer noch in der verlorenen Welt des Paradieses lebend. Auch der Satan, den man (im Gegensatz zu Byron) getrost mit der verführenden Schlange identifiziren könnte, und sein nächtliches Zwiegespräch mit Kain brauchte nicht zu fehlen; in erster Morgenfrühe rüsten die Brüder das Opfer und Kain tötet den Abel. Die Scenerie würde dabei unverändert dieselbe bleiben; theatralisch also wäre der Vorgang so einfach wie möglich, aber ich könnte mir denken, daß der Stoff, der mir ebenso dramatisch wie musikalisch zu sein scheint, richtig behandelt, den mächtigsten Eindruck hervorrufen müßte.

Leider habe ich Rubinstein davon nicht zu überzeugen vermocht. So sehr es ihn und mich betrübt - wir vermochten uns nicht zu einigen. Vielleicht hatte er sich in seine Auffassung und in den Byronischen „Kain“ doch schon zu sehr hineingelebt, als daß er sich in eine andere finden konnte, und an dem Flug durch den Luftraum, der mir so starke Bedenken weckte, hing er vor allem. In seiner vornehmen Art und weil er die Aufgabe des Librettisten, die eine der eigenartigsten ist, höher anschlug, als es gewöhnlich (auch von den Textdichtern selbst) geschieht, unterließ er es nach einigen unruhigen Fragen aber auch, in mich zu dringen, daß ich mich seiner Anschauung anbequeme - und so blieb es auf beiden Seiten bei der Ablehnung. Er sah sich nach einem andern Poeten um. Durch eine Freundin in Dresden suchte er einen gleichfalls dort lebenden Schriftsteller für sein Projekt zu gewinnen. Auch dieser sagte, wenn auch aus anderen Gründen, nein; die Lösung solcher Aufgaben war ihm überhaupt nicht vertraut. Weitere Versuche vereitelte, allzu früh für die Welt und für den herrlichen Künstler und Menschen selbst, wenn auch stets von ihm erwartet, der Tod.

So hat er denn den „Christus“ als sein letztes Werk zurückgelassen, in gewissem Sinne der idealste Abschluß, die lichteste Krönung seines heißen Ringens nach dem künstlerischen Ziel. Andere, die dem Werke weniger nahe stehen als ich, mögen urteilen, wie er die Prüfung bestanden. Ich meine, Schöneres und Innigeres als die Gesänge der Hirten, Ergreifenderes als die Seligpreisungen der Bergpredigt, Glänzenderes als den Hosiannachor des Volkes hätte er nie komponirt. Die musikalische Wirkung größerer Teile des Werkes hat auf dem Stuttgarter Musikfest und jüngst noch in einem Gewandhauskonzert in Leipzig erprobt werden können, und in Zur Mühlens bewundernswerter Wiedergabe haben die Worte Jesu alle Hörer auf das tiefste bewegt. Ganz wird man die bedeutame künstlerische That des Entschlafenen jedoch erst in der

icenischen Darstellung, für die sie bestimmt ist, würdigen können. Die Bremer Aufführungen werden ihm nun endlich, zu spät für ihn selbst, bringen, was er sein ganzes Leben lang begehrt, und wie nun auch ihr künstlerischer Gewinn ausfallen möge: der große Tote würde sich keinen höheren Lohn wünschen als den, daß in seiner „Kirche der Kunst“ von dem künstlerischen Abbild der erhabenen Gestalt Jesu ein Geist des Friedens, der Reinigung und Heiligung ausginge, ein süßlicher Segen, der sich bei so manchem modernen Kunstwerk — leider! — in das gerade Gegenteil gewandelt hat.



Das Fieberheilmittel Chinin.

Von

Carl Binz,

Professor an der Universität in Bonn.

(Schluß.)

Das Chinin ist also in Wahrheit ein blutreinigendes Heilmittel. Man hat diesen Begriff früher so oft in falscher oder unbewiesener Weise auf alte und neue Methoden der Behandlung, auf bekannte und geheime Mittel angewendet: die wissenschaftliche Medizin verleugnete ihn, weil er an keinem Beispiel sich erhärten ließ. Heute besitzen wir ihn in voller Legitimität. Und diese Blutreinigung geschieht an Zellen. Das kranke Blutkörperchen, ein zellenähnliches Gebilde, wird durch das Chinin von seinem Parasiten befreit, und dieser, eine Zelle im eigentlichen Sinne des Wortes, wird durch das Heilmittel unfähig gemacht, sich weiter zu entwickeln. So haben wir hier im Anschlusse an Virchow's Cellularpathologie ein Beispiel der Cellulartherapie vor uns.

Die Feststellung (Diagnose) der Malariaerkrankung, das Verständnis ihrer Rückfälle (Recidive), die Verhütung der Krankheit (Prophylaxe) und ihre Behandlung selbst (Therapie) haben durch die volle Klarheit, die heute über das mehr als dreihundert Jahre alte Mysterium verbreitet ist, alle gewonnen.

Wo ein Zweifel darüber herrscht, ob ein Malariafieber oder eine andere fiebererregende Krankheit vorliegt, weil die Symptome, auf beide Möglichkeiten schließen lassen, da genügt es heute, dem Kranken einen Tropfen Blut zu entnehmen und auf dem Mikroskop bei starker Vergrößerung zu untersuchen. Finden sich die Amöben darin, so ist Malariafieber vorhanden: wenn nicht, nicht. Früher waren die Rückfälle, lange nach anscheinender voller Genesung und weit ab von der Entstehungsstätte der Krankheit, unerklärlich. Man hielt das Gift der Malaria für eine verdorbene Luft, für ein Gas, das in austrocknenden Sümpfen

und durchfaulem, ungelüftetem Erdreich entstanden und, in die Athmungsorgane der Menschen hineingeweht, in Blut und Nerven seine Störungen und Zerstörungen ausführe. Noch in unserer Zeit beschuldigte man allen Ernstes das Kohlenoxydul, ein farbloses eigentümlich riechendes und giftiges Gas, als die Ursache der bekann- ten, verderblichen Fieber auf der Landenge von Panama. Nun könnte man die akute Erkrankung durch ein Gas vielleicht begreifen, nicht aber den viele Wochen nach der Genesung sich einstellenden Rückfall; denn wie sollte sich ein fremdes Gas so lange im Organismus und so weit von der Stätte seines Erzeugnisses halten oder wieder erzeugen? — Gegenwärtig versteht man es ohne Zwang, daß Keime der Malariaamöbe in einem stillen, wenig befahrenen Winkel unseres Körpers nisten können; eine zufällige Schädlichkeit, eine kleine krankheitliche Umwälzung anderer Art, eine leichte „Erfältung“ bringt sie in den Kreislauf und gibt ihnen den fruchtbaren Boden zur Weiterentwicklung, und die Fieberanfälle zeigen sich bald in alter Stärke.

Wo der Mensch sich vorübergehend in Fiebernester begibt, da vermag er jetzt in richtiger Erkenntnis der Fieberursache sich gegen sie fast mit Sicherheit zu wehren. Man hat das geleugnet und zwar auf Grund schlecht angelegter Versuche. Entweder gab man zu wenig Chinin oder man gab es in unzweckmäßiger Form. Wer besser operirte, bekam auch bessere Ergebnisse. So erzählt schon C. Schweinfurth, er habe sich gegen die schädlichen Einflüsse eines fortgesetzten Aufenthaltes in ungeeigneten Flußniederungen durch prophylaktischen täglichen Gebrauch des Chinins, dreimal gegen ein halbes Gramm, gesund erhalten, obgleich er bei seiner Beschäftigung, botanisirend in Sümpfen und die Papyrushorste beständig durchwatend, den Fieberursachen mehr ausgesetzt gewesen sei als mancher andere. Dieses Verfahren habe er ganze zwei Monate fortgesetzt ohne Schaden für seinen Körper, bis ihn die reinere Luft des Binnenlandes davon dispensirte. Doktor C. Gräser hatte als Schiffsarzt in holländischen Diensten in dem wegen seiner Fieberberühmten Hafen von Tandjong Priok bei Batavia reichliche Gelegenheit zum Sammeln von Erfahrung. Kaum einer der Seeleute, die in ihm ankern, wird von heftigen Fieberattacken verschont; aber auf eine ganz geringe Zahl wurden die Erkrankungen herabgedrückt dadurch, daß, drei bis vier Tage vor dem Anlaufen des Hafens beginnend, jeder Mann 1 Gramm Chinin in einem Glase Genever gelöst einnahm. Wer das regelmäßig that, blieb vom Fieber verschont oder bekam es nur in Andeutungen, d. h. etwas Temperaturerhöhung, Müdigkeit und Unbehagen; wer sich der Vorbauung entschlug, hatte das Uebel ausnahmslos ganz durchzumachen. Der Genever wurde hinzugefügt, um die Matrosen gefügiger für das bittere Chinin zu stimmen. Wo man mit verständigen Männern zu thun hat, kann er oder ein anderes starkes Alkoholicum wegbleiben, vorausgesetzt, daß nicht eine gewisse Schwäche der Verdauungsorgane dessen Hinzufügen in mäßiger Menge verlangt.¹⁾

1) C. Gräser, Berliner Klin. Wochenschr. 1888, Nr. 42 und 53. — C. Binz, Einige praktische Winke über das Chinin. Deutsche Kolonialzeitung 1889, S. 4.

Der schützende Zusammenhang ist klar. Die in das Blut eindringenden Parasiten finden ihr Gift bereits vor; sie können nicht zum Wachstum und zur Entfaltung gelangen, oder doch nur in matter und ungenügender Weise.

Ein Beispiel aus unserer jungen Flotte: Stabsarzt Doktor Ruge schrieb: „Ich selbst sah günstigen Erfolg nach prophylaktischer Chininisirung bei der Expedition gegen Timbani in Ostafrika. Dabei wurde nämlich die eine Hälfte der Mannschaft des „Pfeil“ als Wache nach Tanga gelegt, die andere fuhr abends 9 Uhr in offenen Booten ab, landete gegen 11 Uhr in Schunguliani, marschirte bis 3 Uhr morgens durch Mangrovejumpf, wobei ein Fluß durchschritten wurde, dessen Wasser bis an die Brust reichte, lagerte völlig durchnäßt unter freiem Himmel in dem erstürmten und verbrannten Dorfe, marschirte gegen 7 Uhr morgens wieder ab durch denselben Fluß und Sumpf zurück und fuhr schließlich, wiederum völlig durchnäßt, vier Stunden lang nach Tanga zurück. Es nahmen teil 1 Offizier, 1 Arzt und 17 Mann. Jeder erhielt vor und nach der Expedition, die am 10. und 11. August stattfand, ein Gramm Chinin; ebenso die Wache in Tanga. Keiner erkrankte, während bei der Wache, die die „Leipzig“ einen Monat früher nach Tanga gelegt hatte, und die kein Chinin erhalten hatte, Fieberanfalle auftraten.“¹⁾

Es war um dieselbe Zeit, 1889, daß v. Wisjmann so berichtete: „Vom Beginn der zweiten Hälfte des Juli an ist nicht nur die Zahl der Fiebererkrankungen eine geringere geworden, sondern es hat auch die Heftigkeit der einzelnen sowohl bei den weißen wie bei den schwarzen Mannschaften abgenommen. Die Dauer und Stärke des Malariafiebers ist durch geregelten Chiningebrauch bedeutend geschwächt. Schwerere Fiebererkrankungen, wie sie besonders im Juni die weißen Offiziere und Unteroffiziere besielen, sind in den beiden folgenden Monaten nur drei vorgekommen . . . Als Gründe für die Besserung des allgemeinen Gesundheitszustandes der Truppen dürften in Betracht kommen, die unter dem Einflusse der günstigen, kühlen Jahreszeit vollendete Akklimatisation, die gebesserten Lebens- und Ernährungsbedingungen auf einzelnen Stationen, ein geregelter Chiningebrauch und schließlich die Ueberjiedelung aller an längerem Fieber oder sonst ernstern Erkrankungen leidenden Europäer in das durch seine Lage die günstigsten klimatischen Bedingungen bietende neue deutsche Hospital in Sansibar.“²⁾

Daß die Feststellung des vorbauenden Einflusses des Chinins noch weitere und zwar nach statistischen Regeln geleitete Beobachtungen verlangt, ist klar. Auch darf nicht vergessen werden, daß das Chinin bei dauerndem Aufenthalt inmitten eines Fieberherdes nur beschränkten Erfolg haben kann, denn wer lange im strömenden Regen wandelt, wird naß werden ungeachtet des besten Schirmes; allein das hindert nicht den großen Nutzen in geeigneten Fällen.

Die Behandlung der ausgebrochenen Erkrankung hat insofern durch die neuen Forschungsergebnisse gewonnen, als das Verhalten ähnlicher niederster Lebewesen,

¹⁾ Ruge, Deutsche militärärztliche Wochenschr. 1892. S. 1.

²⁾ Bericht der Nordd. Allgemein. Zeitung in der Köln. Zitg. 1889, No. 267.

wie das die Malariaamöben sind, uns lehrt, daß ihre Widerstandskraft eher gebrochen wird, wenn einmalige größere Gaben ihres Giftes auf sie einwirken, als wenn das kleine verzettelte Gaben thun. Das war auch der Grund, aus dem C. Vaccelli in Rom es unternahm, die Lösung unmittelbar in eine Vene zu spritzen und so die Parasiten in möglichst starker Konzentration des Chinins zu treffen. Er behauptet durch dieses Verfahren solche Malariaformen zu heilen, die vorher jeder anderen Art der Darreichung widerstanden hatten.

In früherer Zeit wurde das Chinin oft angeschuldigt, bei längerem Gebrauch dem Menschen ähnlich zu schaden wie die Malariaerkrankung selbst. Dauernde Magenverstimmung, Blutarmut, Milzanschwellung, Leberleiden, Herzklopfen, Fehl- und Frühgeburten, Blindheit und Taubheit sollten seine häufigen Folgen sein. Mit diesem Vorwurfe der Giftigkeit des Fieberheilmittels steht es folgendermaßen:

Ohne Zweifel kann man durch Chinin einen gesunden Menschen töten, einen schwer Kranken erst recht. In der Literatur sind Fälle verzeichnet, worin aus Irrtum 12 bis 15 Gramm auf einmal verschluckt wurden; die Folge war allgemeine Lähmung, besonders des Bewußtseins und der Atmung und einigemal der Tod. Solche kolossale Gaben sind eine Sache für sich; in ihnen wird auch der edelste Wein zum Gift.

Traten üble Erscheinungen bei den gewöhnlichen Gaben auf, so hingen sie vielfach und erweislich ab von der Krankheit, die man damit bekämpfen wollte. So z. B. kommen Fehl- und Frühgeburten gerade durch die Malariafieber häufig vor, auch ohne daß eine Spur Chinin genommen worden war. Man hat deshalb keinen Grund, dieses dafür verantwortlich zu machen. Höchstens folgt, daß das Heilmittel nicht imstande war, alle Wirkungen der Krankheit abzuschneiden.

Es gibt zweifelsohne einige wenige Menschen, die auf schon mäßige Gaben Chinin ungünstig reagiren. Um unter meinen Lesern keine Angst vor dem Heilmittel zu verbreiten, will ich auf die Einzelheiten nicht eingehen, sondern sie der Sorge des behandelnden Arztes überlassen, der über diese Dinge unterrichtet sein muß. Nur das sei erwähnt, daß Störungen des Sehens und Hörens dabei die Hauptrolle spielen, daß sie aber fast ausnahmslos in Genesung endigten. Gleichwohl thut ärztliche Vorsicht da not und sie wird auch von dem Kundigen stets geübt.

Die Verstimmung des Magens durch Chinin ist meistens Folge unzumuthlicher Anwendung. Der Zufall wollte es, daß das Chinin 1820 zuerst in Form der schwefelsauren Verbindung gewonnen und zum allgemeinen Gebrauch eingeführt wurde. Das ist seither so geblieben; das schwefelsaure Salz wird in überwiegender Menge dargestellt, verordnet und genommen. Dieses Salz aber löst sich erst in 800 Theilen destillirten Wassers, in viel weniger, wenn etwas freie Säure hinzugefügt wird. Der menschliche gesunde Magen besitzt eine genügende Menge Salzsäure, um das zuwege zu bringen, aber der fieberkranke menschliche Magen besitzt sie nicht. Wird nun eine gute Gabe schwefelsaures Chinin mit etwas Brunnenwasser zusammen in einen solchen hineingeschüttet, —

und das geschieht sehr häufig — so liegt es unaufgelöst darin, wirkt nachtheilig wie ein fremder, unverdaulicher Körper und wird meistens wieder ausgebrochen. Viel leichter löslich ist das salzsaure Chinin, es bedarf nur 34 Teile destillirten Wassers. Ohne weiteres leuchtet ein, daß es auch im kranken Magen des Fieberkranken bessere Bedingungen für das Aufgejaugtwerden findet als das schwefelsaure.

In Deutschland hat man das allmählich einsehen gelernt, und deshalb überwiegt hier bereits der Verbrauch des salzsauren Chinins über den des schwefelsauren und ist in stetem Steigen; von Amts wegen wird nach unseren Kolonien, wie ich aus guter Quelle höre, nur jenes gesandt. In den meisten anderen Ländern ist es beim schwefelsauren geblieben, weil die Macht der Gewohnheit so groß ist und weil auch in der Heilkunde sich manches „wie eine ewige Krankheit forterbt“. Viele Klagen über die „magenverderbenden“ Eigenschaften des Chinins würden aufhören von dem Tage an, wo man von allen schwerlöslichen Chininpräparaten absteht wollte.

Bei uns haben die Malariafieber mit der Entfestigung der Städte, mit der fortschreitenden Bodenbearbeitung, mit der besseren Gesundheitspflege in Haus und Gemeinde und mit dem steigenden Wohlstande so abgenommen, daß weite Gegenden sie gar nicht mehr kennen. Noch kein halbes Jahrhundert ist es her, da erschienen sie zum Beispiel in den malerisch gelegenen Dörfern zwischen Bonn und Godesberg am Vorgebirge in jedem Sommer, denn damals gab es dort noch Wasserbrüche. Mit diesen sind die Fieber verschwunden.

Nach Schönleins, des berühmten Klinikers, Vorlesungen war Würzburg nach der Malariaepidemie, die 1811 ganz Deutschland durchzog, fieberfrei bis 1820, so daß Malariafieber im Juliushospital nur an zugereisten Handwerksburschen beobachtet wurden. Seit 1820 begannen einzelne einheimische Fälle sich wieder zu zeigen und seit 1825 traten regelmäßige Frühjahrsepidemien auf. Daran waren wohl die Gräben der befestigten Stadt die Hauptschuld, denn nachdem sie zugeschüttet wurden, was in den sechziger Jahren geschah, zeigten sich die Malariafieber nicht mehr.¹⁾ Heute kennen wir die Malariafieber nur noch an den sumpfigen Ufern unserer Flüsse im Flachlande, wo bisher eine vollkommene Regulirung nicht thunlich war, oder in solchen Gegenden, die von Wassermengen ohne Gefälle durchzogen sind, wie zum Beispiel einzelnen Theilen der Provinz Schleswig-Holstein. Der bei weitem umfangreichste Theil Deutschlands ist malariefrei.

Merkwürdig ist die statistisch verfolgte Zunahme der Malariafieber in einem andern Kulturlande, in Italien. Hier war es eine hervorragende moderne Einrichtung, die sie geradezu begünstigte und da hervorrief, wo sie vorher nicht gewesen waren. Sie heftete sich hier an den Bau neuer Eisenbahnlilien. Man hatte bei deren Anlage nicht bedacht, daß die heftigen Platzregen des Landes an den Bahndämmen vielfach stehende Wasser erzeugen mußten, worin zur heißen

¹⁾ C. Gerhardt, Zeitschr. f. Klin. Medizin. 1883. VII. Heft 4.

Sommerzeit die lebenden Gifteime in bester Weise gehegt und gepflegt wurden. Wir werden sehen, wie die Regierung dagegen ankämpfte.

Wenn nun auch in der Mehrzahl der zivilisirten Länder die Malariafieber abnahmen und damit der Verbrauch des Chinins, so wuchs dieser ganz gewaltig mit der Aufschließung des Westens der Vereinigten Staaten, des Innern Afrikas und Asiens und anderer dunklen Erdstrecken. Damit stieg der Preis des unentbehrlichen Heilmittels immer mehr, und was daran fehlte, das that ein Chininring, der den Markt beherrschte. Im Juli 1880 kostete das Kilogramm schwefelsaures Chinin im Großverkauf seitens der Fabriken 440 Mark; das machte im Rezeptverkauf in den Apotheken für das einzelne Gramm 1 Mark 20 Pfennig. In der Armenpraxis und für sonstige größere Verhältnisse war es kaum mehr erschwinglich, und man sah sich ernstlich nach Ersatzmitteln um. Allein damit war auch die Höhe erreicht und der Sturz des Preises und des Ringes ließ nicht lange auf sich warten. Schon im November 1881 kostete das Kilogramm nur noch 240 Mark, und wenn diese Ziffer künstlich auch auf 350 Mark im folgenden Dezember hinaufgetrieben wurde, so war das doch die letzte Leistung der Spekulation. Immer mehr sank der Preis, und das Jahr 1888 begann mit 70 Mark das Kilo und endete mit 45 Mark, das Jahr 1891 sah 36 Mark, meines Wissens die unterste Ziffer. Gegenwärtig, Mitte 1894, hat es 46 Mark erreicht. Die Hauptursache dieses Preissturzes war die Ueberführung lebender Cinchonon aus der neuen in die alte Welt und deren erfolgreicher Anbau hier.¹⁾ Das unentbehrliche Heilmittel kostet also heute im Großverkauf nur nahezu den zehnten Teil von dem, was es vor vierzehn Jahren gekostet hat. Tausenden und Tausenden von armen Fieberkranken bringt es jetzt Hilfe, denen es früher unerreikbaar war.

IV.

Die niederländische und bald darnach auch die englische Regierung hatten allen Grund, die allmälige Ausrottung der Cinchonon in Südamerika zu fürchten denn die Art und Weise, wie die Eingeborenen ihre Cinchononwälder behandelten, machte es nur zu einer Frage der Zeit, daß das unentbehrliche Chinin in ihren ausgedehnten Kolonien fehlen werde.

Rücksichtslos und unbesonnen wurde das Sammeln der Fiebrerrinde in den Anden betrieben; jeder Spekulant hatte das Recht, die Wälder nach Willkür zu plündern. Die Bäume wurden oft geschält, ohne gefällt zu werden. Die Folge war, daß Millionen von Insekten sich in dem Stamme einnisteten und dann bald auch die gesunden Wurzeln zerstörten. Oder, wenn der gefällte Stamm dalag, wurde nur die Rinde abgelöst, die ohne weiteres zugänglich war, nicht aber die, welche nur durch Umwenden des Stammes erreicht werden konnte. Von dem englischen Reisenden El. Markham erfahren wir, daß z. B. Apollobamba, das

¹⁾ Jahresber. d. verein. Fabriken chem. Prod. Zimmer & Co. Frankfurt a. M. 1888 und 1889.

einst dicht mit Cinchonon umgeben war, jetzt ganz davon entblößt ist und daß man acht bis zehn Tage weit zu reisen hat, um einen ausgewachsenen Cinchononbaum zu treffen. Auch hier also das alte Schauspiel, daß der Mensch so oft mit der Brutalität und Dummheit eines wilden Tieres die Schätze verwüstet, welche die Natur ihm bietet und womit hauszuhalten er dringende Ursache hätte, wenn er an den Bestand seiner Art, ja an die Existenzbedingungen seiner nächsten Nachkommen verständig denken wollte. Man sehe den rücksichtslosen Verbrauch der unersetzlichen Steinkohle, die Abholzung der Wälder und die Ausrottung der nützlichen Vögel.

Es ist lange her, daß eine warnende Stimme auf den Raubbau der Cinchonon hinwies. Es war die des französischen Astronomen de la Condamine, der 1737 und 1743 jene Länder bereiste und seine Berichte in den Memoiren der Akademie zu Paris veröffentlichte. Sechzig Jahre später schrieb A. v. Humboldt in sein Tagebuch: „Man fällt den Baum während der ersten Blütezeit, also im vierten oder siebenten Jahre, je nachdem er aus einem kräftigen Wurzelichößling oder aus Samen entstanden ist. Mit Erstaunen vernahmen wir, daß, zur Zeit meiner Reise, jährlich um Loja auf königliche Rechnung nur 110 Zentner Fieberrinde von der *Cinchona Condaminea* durch die Sammler eingebracht wurden. Nichts von diesem herrlichen Produkte kam damals in den Handel, sondern der ganze Vorrat wurde über den Südseehafen Payta um das Kap Horn nach Cadix für den Gebrauch des Hofes geschickt. Um diese geringe Zahl von 11 000 spanischen Pfund abzuliefern, fällte man alljährlich acht- bis neunhundert Chinabäume. Die älteren und dickeren Stämme werden immer seltener.“

Der französische Botaniker Doktor Weddell, der die südlicheren Cinchononländer 1845 bis 1847 bereiste und seine Reisebeschreibung wie ein Werk über die Chinabäume herausgegeben hat, sagt: „Die Wälder von Bolivien, so reich sie an der *Cinchona Calisaya* sind, können den ununterbrochenen Plünderungen, denen sie in den letzten Zeiten ausgeleht waren, auf die Dauer nicht widerstehen. Findet man kein wirksames Mittel, dieser Vernichtung entgegenzutreten, so werden unsere Nachkommen, wenn sie auch kein vollkommenes Erlöschen der verschiedenen Chinajorten zu erwarten haben, doch erfahren, daß sie immer seltener werden.“ Im letzten Jahre der ersten Reise war Weddell begleitet von einem Chininfabrikanten Delondre aus Havre. Dieser schreibt in seiner „Quinologie“ über unsern Gegenstand so: „Ich mußte die Gleichgiltigkeit bedauern, womit die Indianer die Schläge ihrer Art in ansehnlicher Höhe des Stammes niederfallen ließen, nur um sich nicht bücken zu müssen. So geht es in allen Ländern Südamerikas und die Indianer benötigen die Stämme auch nur bis zum Ursprung der Aeste. Daraus ist leicht zu berechnen, daß kaum die Hälfte der Rinde eingesammelt wird. Ist auch der Handel in Chinarinde bisher noch nicht schwächer geworden, so wird doch die Nachfrage mit jedem Jahre größer und allgemeiner; man ist daher genötigt, sich mit geringeren Sorten zu begnügen, die man früher so wenig schätzte, daß man sie nicht in den Handel brachte.“

Vor der Möglichkeit, am Chinin bald Mangel zu leiden, mußte die zivili-

sirte Welt sich wahren. Schon seit 1829 hatten Männer der Wissenschaft in den Niederlanden ihre Regierung zum Anbau der Cinchonen gedrängt, unter ihnen besonders der Botaniker C. V. Blume, geb. 1796 zu Braunschweig, neun Jahre lang Koloniarzt und Vorstand des Medizinalwesens in Java. Weddells Reisebericht, der 1849 erschien, lenkte von neuem die Aufmerksamkeit der Regierung auf diesen Gegenstand, die Franzosen hatten schon vergebliche Versuche mit der Anpflanzung der Cinchonen in Algerien gemacht, und endlich im Jahre 1852 ging die niederländische Regierung an die Ausführung, der ihr seit so lange empfohlenen Pläne. Man hatte in den waldbedeckten Gebirgen der tropischen Insel Java die richtige neue Heimstätte für jene Bäume erkannt, der Kolonialminister Bahud bekam durch Erlaß des Königs vom 30. Juni den Auftrag, das Nähere anzuordnen, und er warb zur Ausführung des schwierigen Werkes den Botaniker Karl Haßkarl aus Cleve, der damals Vorsteher des niederländischen botanischen Gartens zu Buitenzorg auf Java war.

Haßkarl segelte im Dezember 1852 nach Peru, landete in Callao und überschritt im Mai 1853 die Cordilleren. Samen verschiedener Cinchonaarten wurden gesammelt und im Juli an die Regierung nach Europa geschickt. Diese verteilte den Samen behufs der Treibhauszucht an die botanischen Gärten der Niederlande und schickte einen Teil zum Anbau nach Java. Dabei stellte sich später heraus, daß die größte Menge von Cinchonen herkam, die nur geringe Ausbeute an Chinin geben. Um auch in den Besitz von jungen lebenden Pflanzen zu gelangen, diese zu verpacken und sicher aus den Wildnissen der Gebirge zur Küste zu bringen, hatte Haßkarl ungeheure Strapazen und Schwierigkeiten aller Art zu überwinden. Sie wurden wesentlich dadurch vergrößert, daß um jene Zeit Peru und Bolivien mit einander im Kriege lagen. Das erschwerte die Anwerbung von Leuten, den Ankauf von Maultieren und die Bewegungen seiner Karawane. Einmal kam er in die Gefahr, als Spion behandelt zu werden. Der lange Aufenthalt im Lande machte allmählich einige Beamte auf den Zweck seines Unternehmens aufmerksam. Drohungen und Anfeindungen hatte er auszuhalten und seinen Namen mußte er in Jose Carlos Müller umwandeln, um weniger leicht als schon über Jahresfrist dort weilender Cinchonenjäger erkannt zu werden. Endlich war er im Besitz von vierhundert in 21 Kisten verpackten jungen Pflanzen und begann mit ihnen den mühseligen und gefährvollen Weg zur Küste. In Arequipa traf ihn ein Brief, daß eine niederländische Segelfregatte seiner in Islay oder Callao harren werde. In dieser Hafenstadt langte Haßkarl am 7. August an, am folgenden Tage wurde alles an Bord gebracht, am 21. August lichtete das Schiff die Anker und erreichte nach Anlaufen der Sandwichinseln und Aufenthalt daselbst von zehn Tagen am 13. Dezember 1854 Batavia.

Hier wurden die Kisten ausgepackt und die Pflanzen unterjucht. Da zeigte es sich, daß unter dem Einflusse der Hitze, die sie während der langen Reise auszuhalten hatten, nur 89 lebend geblieben waren. Neue Schwierigkeiten und Enttäuschungen erfuhr Haßkarl bei dem Anbauen des so zusammengeschmolzenen

und dazu größtenteils minderwertigen Materials, allein sie wurden überwunden, und sechs Jahre später besaß Java Hunderttausende von Cinchonapflanzen, worunter viele der chininreichen *Cinchona Calisaya*, deren größte um jene Zeit eine Höhe von 15 Fuß erreicht hatte. Haßkarl zog sich 1856 nach Europa zurück, wo er 1892 in seiner Vaterstadt gestorben ist. Sein Nachfolger in der Leitung der Cinchonakulturen auf Java war Doktor Fr. Junghuhn, der das von Haßkarl begründete Werk mit großem Erfolg weiterführte.¹⁾

Mittlerweile waren die Engländer nicht unthätig geblieben. Schon 1839 hatte der Arzt Doktor Royle in einem Werke über die Pflanzenwelt des Himalaya-gebirges die Einführung der Cinchonon hierhin empfohlen und die Gegenden bezeichnet, die sich am besten dafür eigneten. Im Jahre 1852 wurde er durch die Regierung von Indien zum Bericht aufgefordert; er begründete unter dem 27. Juni desselben Jahres seine alte Anschauung von neuem, hinweisend auf das jährlich steigende Bedürfnis von Britisch-Indien nach Chinin und auf die stetige Verminderung der Cinchonon in ihrer Heimat. Damals gab die indische Regierung jährlich 7000 Pfund Sterling für Chinin aus, im Jahre 1857 bereits 12000 Pfund. Seitens britischer Konsuln in Südamerika waren gelegentliche Sendungen von Samen und Pflanzen nach Indien gelangt, allein die Versuche, sie zur Entwicklung zu bringen, waren alle fehlgeschlagen. Unter mancherlei Hin- undherstreifen dauerte es bis zum April 1859, daß der Gedanke auf breiter Grundlage zur That wurde. Das Hinüberbringen von Samen und jungen Pflanzen der besten Cinchonon wurde dem Clemens Martham anvertraut, einem Manne, der in seinem amtlichen Bericht vom 5. April 1859²⁾ von sich sagen konnte, daß er die Wälder von Peru und eines Teils von Bolivien gut kenne, daß er spanisch und das Quichua, die Sprache der Eingeborenen, verstehe und daß er viele persönliche Bekannte auf der Ostseite der Cordilleren besitze. Das alles kam daher, weil Martham längere Zeit Peru zum Zwecke des Studiums seiner alten Geschichte bereist hatte. Am 17. Dezember 1859 segelte er von England ab und erreichte Lima am 26. Januar 1860, begleitet von einigen erfahrenen Gehilfen und Gärtnern.

Wohl lohnt es sich, das Buch des Cl. Martham über seine beiden Reisen in Peru zu lesen, darin er außer anziehenden und lehrreichen Schilderungen von Geschichte und Kultur, von Land und Leuten alle Einzelheiten über die Ausführung seiner Mission niedergelegt hat.³⁾ Am 11. Mai 1860 war er im Besitz von 529

¹⁾ S. de Brieje, *De Kina-Boom uit Zuid-America overgebracht naar Java*. s'Gravenhage 1885. — W. van Gorkom, *Die Chinakultur auf Java*. 1869. Aus dem Holländischen übersetzt von C. Haßkarl.

²⁾ Englische Parlamentsberichte (Blaubücher) 1863. No. 118 und 1866. No. 353.

³⁾ Cl. Martham, *Travels in Peru and India*. London 1862. — *A memoir of the Lady Ana de Osorio, Countess of Chinchon*. London 1874.

Die alte Literatur zusammengestellt bei:

H. von Bergen, *Versuch einer Monographie der China*. Hamburg 1826.

Die neue, 216 Nummern, bei:

A. Mannaberg, *Die Malariaparasiten, auf Grund fremder und eigener Beobach-*
Deutsche Revue. XX. Februar-Heft.

lebenden jungen Pflanzen, meistens der *Cinchona Calisaya*, der am meisten Chinin gebenden Sorte. Noch weiter wollte er ziehen, um auch frische Samen zu erlangen, da bekam er Nachricht, daß der Alcalde Bobadilla des Distriktes von Quiaca Befehl gegeben, ihn zu ergreifen und ihm alle Pflanzen abzunehmen. Nur schleunige Flucht konnte ihn und seine Erfolge retten. Ungeachtet die Feinde nach mehreren Orten seines vermutlichen Weges geschrieben hatten, ihn aufzuhalten und festzunehmen, kamen Markham und seine Genossen mit ihren Pflanzen wohlbehalten in der Hafenstadt Islay an. Hier erhoben sich neue Schwierigkeiten bei der Zollbehörde, die die Ausführung der Pflanzen nicht gestatten wollte. Es blieb Markham nichts anderes übrig, als nach der Hauptstadt Lima zu reisen und sich bei dem Finanzminister, Oberst Salcado, die von der Zollbehörde verlangte Genehmigung auszuwirken, was ihm nach mancherlei Schwierigkeiten gelang. Am 23. Juni war er wieder in Islay, das er noch denselben Tag verließ. Im August erreichte er England, die Mehrzahl der Pflanzen hatte die Reise gut überstanden, und von hier aus wurden sie baldigst nach Indien überführt und angepflanzt.

Unter den Gutachten über die auszusuchenden Vertlichkeiten der Pflanzungen finde ich auch eines vom 28. Dezember 1859, von unserem Landsmanne Doktor D. Brandis, damals Superintendent of forests im Dienste der englischen Regierung. Von welchem Gedeihen das ganze Unternehmen begleitet war, erhellt am besten aus den Zahlen, die uns über die Ausfuhr aus Ceylon allein belehren. Diese Ausfuhr betrug vom 1. Oktober des betreffenden Jahres bis zu dem des folgenden:

1875	16 800	englische Pfund
1876	56 500	" "
1877	173 400	" "
1880	1 207 700	" "
1883	11 492 900	" "
1886	14 438 000	" "

An einer andern Stelle finde ich eine vergleichende Uebersicht über die Gesammterte der Chinarinde. Sie betrug 1888:

In Ceylon	5 300 000	Kilogramm
" Java	1 800 000	"
" Britisch-Indien	816 000	"
" Südamerika	385 000	"
" Jamaika	2 700	"
" Westafrika	1 800	"

Das macht zusammen die Summe von 8 305 500 Kilogramm. Nimmt man den Gehalt der Chinarinde an Chinin zu ungefähr 3 von 100, so ergeben sich

tungen dargestellt. Mit vier Farbentafeln. Wien 1893. — Untersuchungen, die aus Auftrag und mit den Mitteln des Professorenkollegiums der Wiener medizinischen Fakultät in den fieberreichen Gegenden Oesterreichs, in Istrien, Dalmatien und Slavonien angestellt wurden.

aus dieser Summe 249165 Kilogramm des Alkaloides, nahezu eine Viertel Million. Das stimmt mit einer andern Ziffer, nämlich der, daß 1888 auf der ganzen Erde gegen 224000 Kilogramm Chinin fabrikmäßig gewonnen wurden; also 224 Millionen starke Einzelgaben.

Ein Monopol der Regierungen ist die Cinchonenkultur in Ostindien nicht geworden. Bereitwillig werden Samen und Pflanzen der besten Sorten jedem mitgeteilt, der sie anzubauen wünscht. So ist denn die Gefahr, daß das unerseßliche Heilmittel versiegen könnte, nach menschlicher Berechnung verschwunden, und ebenso ist vorläufig verschwunden der oft unerschwingliche Preis, den es noch vor wenigen Jahren hatte.

Dieser hohe Preis hatte eine häßliche That gezeitigt; die Fälschung bemächtigte sich des Chinins. Sie ist leicht auszuführen, wenn der Fälscher Arzte vor sich hat, die in chemischen Angelegenheiten der Heilmittel nicht genügend Bescheid wissen. Gewöhnlich macht der Mangel an Wirksamkeit erst darauf aufmerksam, allein das kann lange dauern, weil auf dem Gebiete des Heilerfolges die Selbsttäuschungen für und wider gleich zahlreichen Fallstricken am Boden liegen. Man hat weiße Mineralsubstanzen wie Gips, organische Körper wie Stärkemehl, besonders aber die minderwertigen Nebenalkaloide der Chinarinde, die vom Chinin in Ansehen und Geschmack nicht zu unterscheiden sind, beigemischt und damit zur Zeit hohen betrügerischen Gewinnst eingeerntet. Eine solche Fälschung im großen geschah in Berlin 1866 an dem Chininvorrat, der einem unserer Armee-corps geliefert war. Sie wurde, wenn auch spät, entdeckt und der Fälscher gebührend bestraft. Dasselbe geschah in Rußland bei der kaukasischen Armee 1878, wo Magnesia beigemischt war, und in Paris 1883. Hier war es das für die Pariser Hospitäler bestimmte Präparat. Der Fälscher, ein Pariser Drogenhändler, hatte die Ware in tadelloser Beschaffenheit aus einer Mailänder Fabrik erhalten und in Anbetracht des damaligen noch hohen Preises gegen 70 Prozent Nebenalkaloide hinzugefügt. Er wurde überführt und zu einem Jahr Gefängnis und zur Veröffentlichung des Urteils auf seine Kosten in zwölf großen Pariser Zeitungen, ferner zur zwölfstündigen Veröffentlichung des Urteils an der Thüre seines Verkaufsmagazins verurteilt.

Aber auch gute Folgen erwuchsen aus jenem hohen Preise des Chinins. Die Chemiker gaben sich daran, es künstlich darzustellen, das heißt es aus geringwertigen Materialien aufzubauen. Man kennt seine prozentische Zusammensetzung aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff ganz genau, man hat auch eine annähernde Kenntnis von seinem inneren Gefüge. Schmilzt man Chinin mit alkoholischer Kalilauge, so zerfällt es und als widerstandsfähiger Rest bleibt eine ölige Flüssigkeit übrig, die man Chinolin nennt und die man sehr billig aus dem Steinkohlenteer erhalten kann. Dieses Chinolin ist ungefähr die Hälfte dessen, was das Chinin war und scheint der Kern der von der Natur geschaffenen Substanz zu sein. Man erwog nun die Möglichkeit, an diesen aus dem Steinkohlenteer hergeholten Kern andere, fehlende Gruppen anzufügen, was bei der Darstellung von weniger zusammengesetzten Verbindungen, die im

Original von der Pflanze oder dem Tiere gebildet werden, sehr häufig gelungen ist, und machte sich an die Ausführung. Bis zu der Höhe des Chinins ist man noch nicht gekommen, aber sonstigen wissenschaftlich und praktisch wertvollen Körpern ist man dabei begegnet, von denen ich nur das Thallin erwähnen will. Führt die Chemie fort in ihrem Wachsen und Blühen wie bisher, so ist die künstliche Darstellung des Chinins nur eine Frage absehbarer Zeit, und die Cinchonensäure der Anden werden üppig sich entfalten können, unberührt von der Art wie vor 1639; und die Ostindiens werden bald ihnen gleich kommen. An die Stelle der Natur tritt die Erfahrung, der Scharfsinn und die Ausdauer des menschlichen Geistes, hier wie so oft anderswo.

Ersatzmittel des Chinins wurden eifrig gesucht, sobald es schwer zugänglich zu werden begann. Das trat zuerst hervor zur Zeit der von Napoleon I. befohlenen Kontinentalperre. Der Handel mit der Chinarinde lag zumeist in den Händen Englands, und nun hörte mit einemmal die Zufuhr auf. Da holte man alles hervor, was ähnlich wie die Chinarinde bitter schmeckte, und darunter war besonders die Weidenrinde. Man machte heiße Aufgüsse aus ihr, gab sie den Fieberkranken zu trinken und sah ein klein wenig Wirkung davon. Jetzt weiß man, daß die Weidenrinde einen kristallisirbaren, weißen Bitterstoff enthält, das Salicin, der in unserem Organismus zum Teil in die wohlbekanntere, sonst ebenfalls aus dem Steinkohlenteer hergestellte Salicylsäure übergeht, und daß die Salicylsäure eine schwache Wirkung auf das lebende Malariaagift ausübt.

Ich übergehe die ebenfalls aus jener Zeit der Kontinentalperre datirende Benützung des Arseniks als Ersatzmittel des Chinins und erinnere nur daran, daß die Franzosen bald nach der Eroberung Algeriens es aus ökonomischen Gründen bei ihren heftig von Malariafiebern leidenden Truppen einführten, und daß die Italiener in unseren Jahrzehnten den Arsenik aus denselben Gründen der Landbevölkerung verteilten, die infolge der von den Eisenbahndämmen hervorgerufenen Wasseransammlungen in großer Ausdehnung von der Malaria zu leiden haben. Es wären dann noch aus neuester Zeit das Methylenblau und das Phenocoll zu nennen, zwei künstlich dargestellte Präparate der neuen Chemie, die unzweifelhaft chininähnlich wirken. Alle seine Ersatzmittel aber sind bisher in der Sicherheit der Fieberheilung hinter ihm zurückgeblieben, und solange die Kosten seiner Gewinnung sich in den gegenwärtigen Grenzen halten, ist an seine Verdrängung durch eines der bisher bekanntgewordenen Ersatzmittel nicht wohl zu denken.

Eine Zeit lang war viel vom Eisenveilchenbaum, dem Eucalyptus globulus, und seinem ätherischen Del als fiebervertreibendem Heilmittel die Rede und in eingeschränktem Sinne ist sie's noch. Heimat dieses Raumes ist Bantiemensland. Wo er gedeiht, da soll das Fieber unfehlbar schwinden, und das wurde anfangs auf die Ausdünstungen seines ätherischen Oeles bezogen, das seine Blätter in unzähligen, bei durchfallendem Lichte leicht sichtbaren Drüsen beherbergen. Das sicherlich fäulnis- und gärungswidrige Del sollte die Fieberursache zum Erlahmen bringen, noch ehe sie in das menschliche Blut eingedrungen ist.

Das ist wenig wahrscheinlich, denn man kann sich nicht gut vorstellen, wie

das ungemein verdünnte Del in der Luft den Sporen der Malariaamöbe in die stehenden Gewässer und in das feuchte Erdreich nachgehen und sie dort lähmen könnte, ebenso wenig, wie seine Einatmungen bei so ungeheurer Verdünnung dasselbe zu thun vermöchte gegenüber den entwickelten Parasiten des menschlichen Blutes. Alle Erfahrungen und Untersuchungen lehren uns, daß sie sich von wenig Gift nicht imponiren lassen; in handfesten Gaben muß es auf sie losstürmen, um ihre Kraft zu brechen. Kleine und oft wiederholte Gaben selbst des Chinins pflegen nichts zu erreichen. Eine andere Erfahrung läßt eine bessere Erklärung zu für das Verschwinden der Fieber da, wo die Eucalyptusbäume wachsen. Der Eucalyptus globulus schießt jährlich ungefähr ein Meter hoch empor und kann die gewaltige Höhe von 140 Meter erreichen. Wo er ganze Gruppen und Büsche bildet, da trocknet er infolge dieses Wachstumes den Erdboden von dem stehenden Wasser, das eine der Ursachen der Ausbrütung des lebendigen Fiebergiftes ist, und damit wird diesem die Möglichkeit ungehinderter Entfaltung genommen. Darum thaten die Italiener ganz recht daran, überall ihn anzupflanzen, wo das Fieber haust; und bei der Eisenbahnfahrt durch das Land verzeiht man gerne dem Baume das trotz seiner Höhe unfreundliche und projaische Aussehen, denn man hat Grund zu der Hoffnung, daß er die Bewohner nach und nach von der Geißel des Fiebers befreien wird, wenn seine Wurzeln erst in genügender Menge und Ausdehnung den Boden durchziehen.

Wer an Ort und Stelle sich über die bisherigen Leistungen des Baumes unterrichten will, dem ist ein Besuch der französischen Trappisteniederlassung Tre Fontane jenseit der herrlichen Basilika des heiligen Paulus bei Rom zu empfehlen. Er gewahrt die ausgedehnten Anpflanzungen der Eucalyptusbäume, hört von dem führenden Bruder berichten, was sie an gesundheitlicher Wandlung dieses alten, verrufenen Fiebernestes geleistet haben und wie die Mönche mit Hilfe der in der Nähe untergebrachten Zuchthäuser die früher so krankmachende Arbeit verrichten; er wandert zur Kirche, wo drei sprudelnde Quellen ihm die Stätten bezeichnen, darauf das abgeschlagene Haupt des Apostels Paulus dreimal nach einander aufschlug und sogleich das Wasser der Erde entlockte; er beschaute die Torfs aufgegrabener Marmorbildwerke aus römischer Vergangenheit, des *petits idoles*, wie der Führer uns bemerkte, und kauft und trinkt dankend beim Weggehen einen Eucalyptuschnaps, der ihn aber mehr an genossenes Terpentinöl als an den anderen köstlichen Klosteralkohol, den der Karthäuser in Frankreich, erinnert. So war es vor zehn Jahren; ich weiß nicht, ob es so geblieben ist und ob der Eucalyptusbaum und sein Liqueur alles gehalten hat, was er uns damals durch den Mund des Bruders versprach.

Ich schließe mit den Worten, die ein französischer Schriftsteller Doktor Laubert, Oberarzt in der Armee, über die Chinarinde, in einer seiner Abhandlungen 1820 treffend niederschrieb: „Diese Arznei, die kostbarste von allen in der Heilkunde ist eine der größten Eroberungen, die der Mensch im Pflanzenreiche gemacht hat. Keiner der Schätze, die Peru bietet, welche die Spanier suchten und aus den Eingeweiden der Erde herauswühlten, läßt sich an Nützlichkeit mit der Chinarinde vergleichen;

und doch begannen sie deren Ernte erst nach langer Mißachtung oder Unkenntnis. Es gibt kein hohes Beiwort, das sie nicht verdient, wenn eine verständige und geschickte Hand von ihr Gebrauch macht . . . Kein anderes Heilmittel vermag ihre ausgezeichneten Eigenschaften zu ersetzen, keines wie sie aus den Armen des Todes den Fieberkranken zu entreißen, keines wie sie die Kraft und Geschicklichkeit der Heilkunst mächtiger vor Augen zu führen und diese besser zu schützen vor ungerechter Verkleinerung.“



Ueber Muskelarbeit.

Von

D. Langendorff in Rostock.

Wenn uns die hellenische Sage von den Giganten meldet, die den Pelion auf den Ossa türmten, wenn sie von Herakles berichtet, daß er als Kind in der Wiege Schlangen erdrückte und als Mann den nemäischen Löwen besiegte, wenn wir von Simson lesen, daß er einen jungen Löwen zerriß, wie man ein Böcklein zerreißt, daß er mit seinen Händen das Haus umwarf, das ihn und seine Peiniger barg — dann erfaßt uns ein ungläubiges Staunen über die gewaltigen Kraftleistungen dieser Helden.

Doch hat es auch in historischen Zeiten Menschen gegeben, deren fast übermenschliche Körperkraft unsere mit einigem Grauen gemischte Bewunderung erregt. So berichten die Schriftsteller von Männern, die einen Ochsen von tausend Pfund Schwere forttrugen, die ein Pferd nebst seinem Reiter auf die Schultern nahmen, von einem Helden, der mit einer bleiernen, zehn Zentner schweren Rüstung einherging, von Fürsten, denen es ein Leichtes war, ein Hufeisen oder einen Thaler mit der Hand zu zerbrechen. Allen diesen Kraftmenschen voran steht der berühmte Fechter Milo von Kroton, der, wie Cicero berichtet, nicht nur einen Stier auf seinen Rücken genommen, sondern ihn auch mit einem Faustschlage getödet und sogar an einem einzigen Tag allein verzehrt haben soll.

Wer Gelegenheit gehabt hat, den öffentlichen Schaustellungen sogenannter Kraftmenschen oder Athleten beizuwohnen, wird manche dieser Angaben nicht übertrieben finden und wird vielleicht zu glauben geneigt sein, daß das Geschlecht der Giganten auch in unseren Tagen noch nicht gänzlich ausgestorben sei.

Wenn uns solche Kraftproben in Erstaunen versetzen, dann können wir uns schwer an den Gedanken gewöhnen, daß sie alle auf einer Wirkung derselben Organe beruhen, deren Leistungen wir im fein abgetönten Spiel eines Violinkünstlers wie im anmutigen Dahinschweben einer Tänzerin, in der packenden

Mimit eines Tragöden wie in den berausenden Tönen eines Sängers bewundern.

Diese Organe sind die Muskeln.

Nicht viel weniger als die Hälfte des ganzen Körpers bildend, spielen sie durch die vielfachen Beziehungen, in die sie uns mit den Dingen der Außenwelt setzen, eine große Rolle im Leben. Alle Bewegungen, die wir willkürlich ausführen zur Fortbeförderung des Körpers oder zur Handhabung der verschiedenartigen Werkzeuge, die Atembewegung, die uns die Lebensluft zuführt, die Thätigkeit des Herzens, die das Blut durch den Körper treibt — sie alle sind Leistungen unseres Muskelapparates.

Seine Verwendbarkeit zu den Zwecken des Organismus verdankt der Muskel seiner Fähigkeit, sich zusammen zu ziehen und wieder auszudehnen, seiner Kontraktilität. Im lebenden Körper sind es in der Regel Willensimpulse, also Einflüsse des Nervensystems, die den Muskel zur Zusammenziehung veranlassen. Wir können diese Antriebe aber ersetzen oder nachahmen durch gewisse äußere Einwirkungen auf die Muskeln, die wir als Reize bezeichnen. So können wir sogar noch einen ausgeschnittenen Muskel, den wir sonst für tot halten würden, mittelst eines elektrischen Schlages dazu veranlassen, durch seine Kontraktion ein untrügliches Zeichen fortdauernden Lebens zu geben.

Eine solche Zusammenziehung und Wiederausdehnung nennt man eine Muskelzuckung. Blißschnell geht sie dem Anschein nach vorüber; dennoch gelingt es, durch fein ausgebildete Methoden, ihre Dauer genau zu messen. Ein Frostmuskel braucht etwa $\frac{1}{10}$ Sekunde dazu. Wer die trägen Bewegungen einer Kröte oder einer Schildkröte beobachtet hat, wird begreifen, daß an den Muskeln dieser Tiere die Zuckung weit langsamer abläuft. Sehr groß ist dagegen die Geschwindigkeit, mit der die Insekten ihre Muskeln zu kontrahiren vermögen. Marey, der sie gemessen hat, fand, daß die Flugmuskeln 300 bis 400 Zusammenziehungen in einer Sekunde machen; auf die einzelne Muskelbewegung kommt dabei ein Zeitraum von nur $\frac{1}{300}$ bis $\frac{1}{400}$ Sekunde.

Die willkürlichen Muskelbewegungen des Menschen gleichen nur selten solchen kurz dauernden Zuckungen. Große Anforderungen an die Geschwindigkeit der Bewegungen werden freilich zuweilen bei Klavierspielern gestellt, die beim Spielen von Läufen, beim schnell zu wiederholenden Anschlag eines und desselben Tones und so weiter nicht selten 8 bis 10 Bewegungen in einer Sekunde auszuführen haben und die durch große Übung in der That bis an die Grenze der physiologischen Leistungsfähigkeit gelangen.

Sehr schnell vermögen wir auch einfache Silben hinter einander zu wiederholen, so schnell, daß man nach dem Zeugnis Hallers im Stande ist, 1500 Laute in einer Minute auszusprechen.

In der Regel bewegen wir aber unsere Muskeln mit viel geringerer Geschwindigkeit. Die meisten unserer Muskelzusammenziehungen ähneln weit mehr als den schnellen Zuckungen jenen Dauerkontraktionen, die wir am ausgeschnittenen Muskel durch schnell und häufig hinter einander wiederholte Reize erzielen können,

dem sogenannten Tetanus, und nehmen dem entsprechend eine weit größere Zeit in Anspruch.

Von Interesse ist es, hier die Zusammenziehungsdauer solcher Muskeln zu betrachten, die sich während des Lebens ohne Zuthun unseres Willens in unablässiger Arbeit befinden, bei denen unaufhörlich Verkürzung und Erschlaffung einander folgen.

Das menschliche Herz macht etwa 72 Schläge in der Minute, auf die Herzkammern kommt dabei eine Zuckungsdauer von nicht viel weniger als $\frac{5}{6}$ Sekunden; das Herz gehört zu den langsamen Muskeln. Langsamer noch als beim Menschen schlägt das Herz bei den großen Tieren, beim Elefanten zum Beispiel nur 25 bis 28mal, beim Pferde 40mal in der Minute, und noch langsamer folgen sich seine Schläge bei gewissen Kaltblütern, zum Beispiel bei der Schildkröte. Dagegen schlägt es schnell bei den kleineren Säugetieren und Vögeln. Infolge gewisser Giftwirkungen (Atropin), sowie der Durchschneidung der hemmenden Herznerven kann hier die Frequenz des Herzschlages sich weit über das gewohnte Maß hinaus steigern, so daß die Dauer der Einzelkontraktion beispielsweise bei der Taube sich auf $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{10}$ Sekunde verringern kann.

Ein Mensch atmet in der Ruhe 12 bis 18mal in der Minute; die gewöhnliche Zuckungsdauer der Atemmuskeln ist daher sehr groß. Bei starken Muskelanstrengungen aber kann die Atemszahl bedeutend wachsen. Bei Leuten, die unter Aufgebot aller ihrer Kräfte ein Boot rudern, sieht man die Atemszahl bis auf 120, ja auf 140 in der Minute steigen, und bei Tieren kann man sie durch den Einfluß der Wärme derartig anwachsen lassen, daß die Dauer einer einzelnen Atembewegung weniger als $\frac{1}{6}$ Sekunde beträgt.

Wenn man an einen Muskel ein Gewicht hängt und ihn dann zur Verkürzung anregt, dann hebt er das Gewicht in die Höhe, leistet also Arbeit. Diese Arbeit ist in derselben Weise zu beurteilen wie die Arbeitsleistungen unserer künstlichen Maschinen, durch die wir die verschiedensten Naturkräfte uns nutzbar machen. Wenn der Dampfstrahl eines Schiffes Lasten aus dem Schiffsraum zu einer gewissen Höhe emporhebt, oder wenn eine Lokomotive die Last der mit ihr verbundenen Eisenbahnwagen unter Ueberwindung großer Reibungswiderstände fortbewegt, dann arbeiten diese Maschinen. Die Größe der geleisteten Arbeit ergibt sich im ersteren Falle leicht aus einer Berücksichtigung der geförderten Last einerseits und der Höhe, bis zu der sie befördert wurde, andererseits: sie ist gleich dem Produkt aus Last und Hubhöhe; die Arbeitseinheit, mit der wir hier rechnen, ist das Kilogramm-meter. Hebt der Strahl zum Beispiel eine Last von 50 Kilogramm auf die Höhe von 3 Meter, so ist die Arbeit 150 Kilogramm-meter. Ist die Last bis zu dieser Höhe gehoben, und läßt man sie dann herabfallen, so wird die geleistete Arbeit anscheinend wieder rückgängig gemacht, vernichtet. In Wahrheit ist dies nicht der Fall: nichts in der Welt entsteht aus nichts, und keine Arbeit kann zu nichts werden. Nur die Erscheinungsformen der Kräfte sind verschiedene, und wo mechanische Arbeitsleistung anscheinend vernichtet wird, da kommt der Gesamtbetrag der auf-

gewendeten Kraft in einer andern Form, zum Beispiel in der Form von Wärme zum Vorschein. Fällt die gehobene Last herab, so entsteht in der That Wärme, und es läßt sich nachweisen, daß die entstandene Wärmemenge zur Größe der ursprünglichen Arbeitsleistung in einem ganz bestimmten Verhältnis steht. Dieses Verhältnis drückt man aus durch das sogenannte mechanische Wärmeäquivalent. Als Maß für die Wärme benützt man dabei die Wärmeeinheit oder Kalorie, das heißt diejenige Wärmemenge, welche genügt, um 1 Kilogramm Wasser um 1 Grad Celsius zu erwärmen. Sagt man nun, das mechanische Wärmeäquivalent sei gleich 425, so meint man damit: einer mechanischen Arbeitsleistung von 425 Kilogramm-Meter entspricht eine Wärmeeinheit, oder: wenn eine Last von 425 Kilogramm einen Meter hoch gehoben worden ist und aus dieser Höhe herabfällt, dann würde die dabei entstehende Wärmemenge gerade genügen, um ein Kilogramm Wasser um 1 Grad Celsius zu erwärmen. Umgekehrt kann auch Wärme wieder in mechanische Arbeit verwandelt werden. Jede Dampfmaschine liefert dafür ein Beispiel: die Wärme des Maschinenherdes hat das Wasser des Kessels erwärmt, bis es sich in Dampf verwandelt, der entwickelte Dampf hat den Kolben der Maschine in Bewegung gesetzt. Einer bestimmten Wärmeerzeugung entspricht auch hier ein bestimmtes Quantum von mechanischer Arbeit: nach der Zahl der im Dampfessel entwickelten Kalorien können wir die mögliche mechanische Leistung der Maschine beurteilen. Die Wärme aber liefern uns die zur Heizung verwendeten Kohlen. Indem wir diese verbrennen, machen wir eine Kraft frei, die in ihnen schlummert, die chemische Verwandtschaft des Kohlenstoffs zum Sauerstoff der Luft. Die Kohlenlager der Welt sind somit als große Magazine anzusehen, in denen enorme Kraftvorräte verborgen sind, die nur der Förderung harren, um zur Leistung von mechanischer Arbeit verwertet zu werden.

Dieselben Betrachtungen, wie sie der Mechaniker anstellt, um die Leistungen einer Maschine zu beurteilen, haben auch wir anzustellen, wenn wir die Arbeitsleistungen eines Muskels, die darauf zurück zu führende mechanische Arbeit eines Menschen begreifen wollen.

Der Muskel hebt bei seiner Zusammenziehung ein Gewicht und leistet damit eine genau zu messende Arbeit; erschlafft er gleich darauf, läßt er das Gewicht fallen, so wird die mechanische Arbeit vernichtet, wird in Wärme verwandelt. Wiederholen wir am ausgechnittenen Muskel einen solchen Versuch öfters hinter einander und stellen wir die jedesmal geleistete Arbeit fest, so finden wir, daß nach Abschluß der Versuchreihe ein Wärmequantum aufgetreten ist, welches nach Maßgabe des mechanischen Wärmeäquivalents genau der erst geleisteten, dann immer wieder verloren gegangenen mechanischen Arbeit entspricht.

Wir können die mit jedem Hube geleistete Arbeit aber auch aufspeichern, wir können bewirken, daß die einzelnen Hubleistungen nicht verloren gehen, sondern sich summieren; wir können selbst den winzigen Muskel eines Frosches dazu veranlassen, ein Gewicht auf eine recht beträchtliche Höhe zu heben. Wenn ein Eisenbahnzug eine steile Höhe erklimmen soll, bringt man eine Zahnradvorrichtung

an, um das Zurückgleiten der gehobenen Wagenlast zu verhindern. Die Zähne eines an der Lokomotive befindlichen Rades greifen in die Zahnlöcher einer zwischen den Schienen befestigten Zahnstange ein; beiderlei Zähne sind so angeordnet, daß das Eingreifen des Rades in die Stange der Aufwärtsbewegung kein Hindernis in den Weg stellt, wohl aber das Rückwärtsgleiten verhindert. Ähnlich können wir bei unserem Muskelexperiment verfahren. Wir lassen den Muskel durch rhythmische Zuführung elektrischer Reize 50mal hinter einander zucken und dabei 50mal ein Gewicht von je 20 Gramm heben. Nach dem jedesmaligen Hube erlauben wir dem Muskel seine Wiederausdehnung, erlauben aber nicht der jedesmal um etwa einen Centimeter gehobenen Last, zurück zu fallen. Wir haben eine Sperrvorrichtung angebracht, die das Zurückfallen verhindert. Einen solchen Apparat nennen wir deshalb einen Arbeitsjammer. Der ausgeschnittene Frochmuskel ist auf diese Weise leicht im Stande, in wenigen Minuten die ihm übergebene Last von 20 Gramm auf eine Höhe von 50 Centimeter zu heben. Damit hat er eine Arbeit geleistet, die sich zu 1000 Grammcentimetern, dies ist zu $\frac{1}{100}$ Kilogramm-meter berechnet. Ließen wir jetzt das gehobene Gewicht von seiner Höhe herabfallen, so würde sich die aufgespeicherte Arbeit in Wärme verwandeln, und diese entstehende Wärmemenge ließe sich nicht nur messen, sondern aus der Fallhöhe und der Schwere des Gewichtes auch schon vorher genau berechnen. Hier wäre sie nicht groß; wenn aber ein geübter Schmied durch die Kraft seiner Armmuskeln den schweren Hammer wiederholt hebt und den gehobenen auf ein kaltes Stück Eisen herunterfallen läßt, dann vermag er seine Muskelarbeit in so viel Wärme zu verwandeln, daß er durch sie das Eisen zum Glühen bringt; und wäre er, gleich Jung Siegfried, im Stande, den Amboß in den Grund zu schlagen, so müßte auch dann die aufgewendete Muskelkraft ganz und gar als Wärme zum Vorschein kommen.

Die große Bedeutung der Muskeln für den Organismus des Menschen und der Tiere beruht im wesentlichen darauf, daß wir sie zu Arbeitsleistungen verwenden. Von höchstem Interesse ist es nun nicht allein für den Physiologen, sondern auch für den Nationalökonom wie für den Soldaten, für den Sportsmann wie für den Arbeiter, schließlich heutzutage, wo die sozialen Fragen uns allen so nahe getreten sind, für jeden gebildeten Menschen, einen Einblick zu gewinnen in die Gesetze der körperlichen Arbeit, die Frage beantwortet zu sehen: Wie groß ist das Maß der Muskelanstrengung bei bestimmten mechanischen Vorrichtungen, wie groß ist die Arbeitsmenge, die ein Mensch überhaupt zu leisten im Stande ist.

Die ersten Versuche, Fragen dieser Art zu beantworten, rühren her von Lomb, einem berühmten Physiker aus dem Anfange dieses Jahrhunderts. Er berechnete die Muskelarbeit eines Menschen, der einen Berg ersteigt. Eine im gewöhnlichen Sinne nützliche Arbeit wird beim Bergsteigen freilich wohl nur selten geleistet; vom physiologischen Standpunkt aus müssen wir indessen die Leistung eines Menschen, selbst wenn er unbelastet einen Berg hinangeht, zweifellos

als Arbeit bezeichnen. Coulomb stützte sich bei seiner Berechnung auf die genaue Schilderung einer Besteigung des Pits von Teneriffa, eines Bergriesen, dessen Sohle vom Meer umspült wird und dessen Scheitel in ewigem Schnee sich badet. Der Reisende erstieg am ersten Tage in $7\frac{3}{4}$ Stunden eine Höhe von fast 3000 Meter. Auf diese hatte er also sein eigenes Körpergewicht gehoben. Unter Berücksichtigung der Größe desselben berechnete sich die geleistete Arbeit auf etwa 250 000 Kilogramm-meter.

Coulomb suchte ferner festzustellen, welche Arbeit ein Mensch leistet, welcher Lasten auf eine gewisse Höhe hebt. Ein Holzträger vermag im ganzen an einem Tage in 66mal wiederholten Gängen 3 Klafter Holz (etwa 4000 Kilogramm) auf eine Höhe von 12 Meter zu schaffen. Rechnet man sein eigenes Körpergewicht, das er natürlich ebenfalls zu heben hatte, zu 70 Kilogramm, so beträgt die tägliche Arbeit 109 000 Kilogramm-meter. In der Technik pflegt man die tägliche Arbeitsleistung eines Mannes (für den achtstündigen Arbeitstag) auf 300 000 Kilogramm-meter zu schätzen. Die Sekundenthätigkeit eines Menschen würde sich darnach zu 10 bis 11 Kilogramm-meter berechnen. Von einem Pferde verlangt man eine Arbeitsleistung von 75 Kilogramm-meter in der Sekunde. Man nennt diese Arbeit eine Pferdekraft, und es ist üblich, die Leistung von Dampfmaschinen und so weiter in Pferdekraften zu berechnen. Die für den Menschen mit 10 bis 11 Kilogramm-meter in der Sekunde angenommene Arbeitsleistung ist entschieden zu hoch bemessen; wir werden von einem Mann, der täglich 8 Stunden arbeiten soll, höchstens 7 Kilogramm-meter Sekundenarbeit, in der Regel aber nicht mehr als $5\frac{1}{2}$ Kilogramm-meter beanspruchen können.

Recht genaue Bestimmungen über menschliche Arbeit haben in neuerer Zeit Donders, Weißbach und andere angestellt. Letzterer beobachtete die äußerst regelmäßige Thätigkeit von Arbeitern, die an einem Rammkloß thätig waren. Der Kloß wog 56 Kilogramm, 4 Arbeiter waren nötig, ihn zu heben, die tägliche Arbeitszeit betrug 5 Stunden. Während derselben leistete jeder von den Arbeitern 178 000 Kilogramm-meter. Geringer waren die täglichen Leistungen der von Donders beobachteten, ebenfalls mit Rammarbeit beschäftigten Arbeiter. Sie betragen nur 60 000 bis 100 000 Kilogramm-meter.

Wie ungeheuer ist die Leistungsfähigkeit unserer Maschinen der Menschenkraft überlegen! Der Dampfhammer einer Eisengießerei, der 1000 Kilogramm wiegt, und der aus einer Höhe von nur 2 Meter herabfällt, würde mit 100 Schlägen allein durch seine Schwere mehr mechanische Arbeit leisten, wie ein bis zur Grenze seiner Kräfte angestrebter Mensch an einem ganzen Tage zu leisten vermöchte.

In den Werkstätten von Terni arbeitet, wie Mosjo berichtet, ein Hammer von 100 000 Kilogramm Schwere. Er fällt aus einer Höhe von 5 Meter, vollbringt also bei jedem Falle eine Arbeit von 500 000 Kilogramm-meter. Wie winzig müssen uns dagegen die Leistungen animalischer Motore erscheinen! Ein Pferd, das am Göpel arbeitet, schafft in 4 Stunden etwa ebenso viel wie ein Schlag jenes Hammers; und sollte Menschenkraft dazu benützt werden,

um ihn auf seine Höhe zu bringen, so hätten 14 kräftige Männer mindestens eine Stunde lang daran zu arbeiten.

Nach diesen Betrachtungen dürfte es angemessen sein, unsere Aufmerksamkeit auch derjenigen Arbeit zuzuwenden, die wir beim Gehen auf ebenem Wege verrichten. Leisten wir dabei überhaupt eine Arbeit? wird man fragen. Ganz gewiß! Nach Vollendung des Weges ist freilich die Nutzwirkung, wie die Mechaniker es nennen, gleich Null; denn die Körperlast, die wir fortbewegt haben, befindet sich in derselben Höhe wie beim Beginn des Marsches. Dennoch ist uns die eingetretene Ermüdung ein sicheres Zeichen dafür, daß unsere Muskeln Arbeit geleistet haben. Niemand zweifelt daran, daß eine Lokomotive, die einen Eisenbahnzug auf ebenem Terrain 100 Kilometer weit geschleppt hat, eine beträchtliche Arbeitsleistung hat vollbringen müssen. Auch hier ist die endliche Nutzwirkung Null; aber die Kräfte der Maschine sind dazu benützt worden, die großen Widerstände der Schwere und der Reibung zu überwinden. Ähnlich ist es beim Gehen.

Man könnte hier, wie es Coulomb that, die Leistung ausdrücken durch das Produkt aus Körpergewicht und zurückgelegter Wegstrecke. Indessen lehrt die nähere Betrachtung, daß thatsächlich nur ein gewisser Bruchteil der horizontalen Fortbewegung Muskelkräfte in Anspruch nimmt. Es läßt sich berechnen, daß von einer Marschleistung, wie wir das Produkt aus Körperlast und Weg nennen wollen, höchstens der zwölfte Teil wirkliche Marscharbeit ist. Diese Annahme beruht teils auf theoretischen Erwägungen, teils auf Berechnungen, die sich aus Versuchen über den Sauerstoffverbrauch und die Kohlen Säurebildung des marschirenden Menschen ergeben. Marey hat in jüngster Zeit den Versuch gemacht, die Augenblicksphotographie zur Lösung dieser und ähnlicher Fragen zu verwenden. Indem er einen gehenden Menschen in äußerst schnell auf einander folgenden Zeitpunkten photographirte, gelangte er zu einer Reihe von Aufnahmen, welche die einzelnen auf einander folgenden Phasen der Gehbewegung in einer für die bloße Beobachtung unerreichtbaren Weise darstellten. Folgen, wie es bei diesem Verfahren der Fall war, die einzelnen Aufnahmen einander in bestimmten gleichmäßigen Intervallen, so lassen sich durch Vergleichung der Einzelbilder die beim Gehen bewirkten Schwerpunktsverschiebungen, die im wesentlichen die Geharbeit repräsentiren, mit großer Genauigkeit messen. Es scheint indes, als ob Marey zu hohe Werte für die zu messende Größe erhalten habe, und es wird weiterer, mit Hilfe seines ingenieusen Verfahrens anzustellender Untersuchungen bedürfen, um die Frage nach der Größe der Marscharbeit endgiltig zu beantworten.

Einige empirische Ergebnisse mögen hier noch erwähnt sein.

Nach Coulomb vermag ein Mensch von etwa 70 Kilogramm Gewicht am Tage bequem 50 Kilometer ebenen Weges zurück zu legen. Die Marschleistung betrüge dann etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen Kilogramm Meter. Ein Soldat, der, in feldmarschmäßiger Ausrüstung, mit einem Gepäck von 30 Kilogramm belastet, am Tage 3 Meilen oder $22\frac{1}{2}$ Kilometer macht, würde eine tägliche Leistung von

2 $\frac{1}{4}$ Millionen Kilogrammometer vollbringen. Seine eigentliche Marscharbeit würde indessen nur etwa 200 000 Kilogrammometer betragen. Das Wärmeäquivalent einer solchen Arbeit würde sich auf etwa 470 Wärmeeinheiten belaufen. Um diese zu erzeugen, wäre die Verbrennung von 60 Gramm chemisch reiner Kohle notwendig.

Viel höhere Ansprüche werden an den Soldaten bei Eilmärschen, wie sie in den letzten großen Feldzügen zuweilen nötig geworden sind, gestellt. Hierbei sind nicht selten 60 Kilometer und mehr an einem Tage von der Truppe gemacht worden. Freilich ist die öftere Wiederholung solcher Muskelanstrengungen nicht möglich. Da die tägliche Leistungsfähigkeit auch eines geübten Soldaten eine begrenzte ist, könnte die Marschfähigkeit der Truppe über die erfahrungsgemäß festgesetzte Grenze nur dadurch gesteigert werden, daß man die fortzubewegende Last verringert, das Gepäck also auf das mindeste noch mögliche Gewicht herabsetzt.

Zu welcher Höhe die Arbeitsfähigkeit der Muskeln sich anspannen läßt, wenn nur kurz dauernde Leistungen von ihnen verlangt werden, das geht aus gelegentlichen Beobachtungen an Arbeitern, ganz besonders aber aus den Berichten hervor, die wir über die Leistungen sogenannter Distanzgänger, Wettkämpfer, Radfahrer und anderer Sportsleute besitzen. Hartig beobachtete Soldaten, die an einer Spritze nur 2 Minuten lang auf das angestrengteste arbeiteten, und bestimmte hierbei die Arbeitsleistung eines jeden Mannes zu 30 Kilogrammometer per Sekunde, also zu $\frac{1}{10}$ einer Pferdekraft. Kolb berichtet, daß beim Wettrudern die Leistung eines jeden der Teilnehmer mehr als ein Drittel einer Pferdekraft, am Start, wo die Kräfte noch ganz frisch, sogar bis zu einer Pferdekraft betragen kann. Freilich sind seine Berechnungen anscheinend nicht sehr genau. Daß die fortgesetzte systematische Übung der Muskelkraft, wie sie beim sogenannten Training jener Sportsleute stattfindet, die körperliche Leistungsfähigkeit des Menschen bedeutend über das gewohnte Maß hinaus zu steigern vermag, ist nicht zu bezweifeln. Zweifelhaft aber ist es, ob die Erreichung solcher Leistungsgrößen Selbstzweck sein darf, ob die dafür aufgewendeten Kräfte nicht besser zu bescheideneren, aber nützlicheren Zwecken aufgespart würden. Damit soll nicht die große hygienische Bedeutung der Übung unserer Muskelkräfte in Frage gestellt werden. Ist es auch nicht als wünschenswertes Ziel hinzustellen, daß wir Kraftmenschen erziehen, und sehen wir auch den Fortschritt des Menschengeschlechts als auf seinen intellektuellen, nicht auf seinen körperlichen Leistungen beruhend an, so ist doch gewiß, daß nicht nur der römische Dichter recht hatte, wenn er meinte, daß ein gesunder Geist nur in einem gesunden Körper wohnen könne, sondern daß auch unser großer Dichter einen physiologisch richtigen Satz aussprach, wenn er sagte: „Nur die gesättigte Kraft kehrt zur Armut zurück.“

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Arbeitsleistungen eines Muskels, dessen Aufgabe es freilich nicht ist, Lasten zu schleppen oder seine Handarbeit zu verrichten, der aber mit bewunderungswürdiger Emsigkeit Tag und Nacht unablässig in Thätigkeit begriffen ist, der dank seinem fein organisierten Nervenapparat

von Freude und Schmerz, von Angst und Hoffnung in höchst bezeichnender Weise beeinflusst wird, dem sich infolge dessen von jeher nicht nur das Interesse der Aerzte und Physiologen, sondern auch die Teilnahme der Dichter und der Liebenden zugewendet hat. Kein Muskel ist so viel besungen worden wie das Herz.

Unpoetisch ausgedrückt, ist auch das Herz ein Muskel, ein hohler Muskel: seine Hohlräume, die Herzkammern, sind mit Blut gefüllt, und seine fleischigen Wände haben die Aufgabe, durch ihre Zusammenziehungen diesen allerhaltenden Lebenssaft durch den ganzen Körper hindurch zu treiben.

Man hat den Versuch gemacht, die Arbeitsleistungen auch dieses Muskels mit mechanischem Maße zu messen. Die Last, die er bei jeder seiner Zusammenziehungen zwingt, ist die Blutmenge, die er jedesmal austreibt. Sie kann auf etwa 100 Gramm für jede Kammer veranschlagt werden. Die Höhe, bis zu welcher das Herz diese Last hebt, läßt sich annähernd messen durch die Höhe des Druckes, den in der Hauptschlagader das Blut gegen die es umschließende Wand ausübt. Könnten wir in diese Hauptschlagader in der Nähe des Herzens eine senkrecht stehende Glasröhre einbinden, so würde in ihr das Blut etwa drei Meter hoch steigen. Das ist die Hubhöhe des Herzmuskels. Aus diesen Daten berechnet sich die bei jeder Zusammenziehung der linken Kammer geleistete Arbeit zu etwa $\frac{3}{10}$ Kilogramm-meter; die der weit schwächeren rechten beträgt nur etwa den dritten Teil dieses Wertes. Nehmen wir an, das Herz mache in einer Minute 72 Schläge, so würde es in einer Stunde eine Arbeit von 1814 Kilogramm-meter leisten. Da das Herz etwa 300 Gramm wiegt, würde es im Stande sein, sein eigenes Gewicht in einer Stunde auf die Höhe von etwa 6000 Meter zu heben. In 24 Stunden leisten beide Kammern eine Arbeit von nicht weniger als 43546 Kilogramm-meter. Diese Arbeit entspricht fast genau einer Wärmeleistung von 100 Kalorien. Und diese zu erzeugen, müßte man $12\frac{1}{2}$ Gramm reinen Kohlenstoffs verbrennen. Müßte das Herz ohne Ersatz auf Kosten seiner eigenen organischen Substanz arbeiten, so würde es in etwa zwei Wochen sich völlig aufgezehrt haben.

Wir haben gesehen, daß die Muskeln Ähnlichkeit mit den künstlichen Maschinen haben, die wir konstruieren, um unsere Muskelarbeit zu ersetzen, um menschliche und tierische Kräfte zu ersparen. Wie eine Dampfmaschine der Heizung bedarf, um die ihr zugemutete Leistung zu vollbringen, wie das, was sie an Kräften ausgibt, zuerst als schlummernde Kraft in der zur Heizung verwendeten Kohle ruht, so leistet auch die Muskelmaschine ihre Arbeit auf Grund der Verbrennung kohlenstoffhaltiger Verbindungen, die einen Bestandteil ihrer eigenen Substanz darstellen und die in dem Maße, als sie verbraucht werden, immer wieder Ersatz von außen erheischen. Die Muskeln sind aber insofern der Dampfmaschine überlegen, als die Zufuhr von Brennmaterial sich in bewunderungswürdiger Weise nach dem Bedürfnis regulirt. Die Zufuhr geschieht durch das Blut, das mit den nötigen Brennstoffen zugleich den zur Verbrennung dienenden Sauerstoff herbeischafft. Versetzen wir einen Muskel in Thätigkeit, so erweitern

sich die Blutgefäße, die ihn durchziehen, und die Blutmenge, die er empfängt, kann auf das Fünffache ihrer normalen Größe steigen.

Noch in einer andern Beziehung ist die Analogie des Muskels und der Dampfmaschine zutreffend. Die Techniker wissen, daß sie bei einer Dampfmaschine als Arbeitsleistung derselben nur einen kleinen Teil derjenigen Energie wieder erscheinen sehen, die der verheizten Kohlenmenge entspricht. Der weit größere Teil der verwendeten Kraft kommt als Wärme zum Vorschein und geht unbenützt verloren. Man hat berechnet, daß der sogenannte Nutzeffekt einer Dampfmaschine, eines Gasmotors nur 7 bis höchstens 11 Prozent der aufgewendeten Energiemenge beträgt.

Auch der Muskel bildet bei seiner Thätigkeit Wärme, um so mehr Wärme, je stärker wir ihn anstrengen. Aber er arbeitet sparsamer als die Maschine; man hat festgestellt, daß der Nutzeffekt, das heißt der als mechanische Arbeit zum Vorschein kommende Teil seiner Leistung bei ihm ein Viertel, in günstigen Fällen sogar ein Drittel der Gesamtleistung sein kann.

Dazu kommt noch ein anderes.

Während, wie schon angedeutet, die zum Beispiel von einer Lokomotive als Nebenprodukt gelieferte Wärme nutzlos an die Luft abgegeben wird, ist die Wärmebildung in den Muskeln durchaus keine überflüssige, sondern eine für die Ökonomie des Organismus wichtige und sogar notwendige Leistung. Die Muskeln verhalten sich wie Dampfmaschinen, die neben der Arbeitsleistung, die man von ihnen fordert, auch noch die Aufgabe haben, den Arbeitsraum angemessen zu heizen.

Noch in anderen Beziehungen sind die Muskeln künstlichen Motoren überlegen. In höchst merkwürdiger Weise paßt sich ihre Arbeitsleistung dem Bedürfnis an: der mit einem stärkeren Gewichte belastete Muskel hebt es, wie Heidenhain nachgewiesen hat, zu einer verhältnismäßig größeren Höhe als der weniger belastete, leistet also um so mehr Arbeit, je mehr man von ihm fordert.

Dazu kommt die Vervollkommnung, welche die Muskeln dadurch erfahren, daß man sie fortgesetzt übt. Ein geübter Muskel wird dicker und leistungsfähiger. Durch Turnen und andere gymnastische Uebung sind wir im Stande, unsere Muskeln bis zur höchsten Leistungsfähigkeit auszubilden.

Die Uebung aber hat freilich ihr Gegengewicht in einer spezifisch organischen Erscheinung, in der Ermüdung. Für die Leistungsfähigkeit einer Dampfmaschine ist es gleichgültig, ob wir sie 8 Stunden oder 24 Stunden hinter einander arbeiten lassen. Der arbeitende Muskel verlangt Ruhepausen, deren Länge sich nach den vorangegangenen Leistungen richtet. Lassen wir unsere Muskeln fortgesetzt arbeiten, so werden sie träger, leistungsunfähiger und verweigern schließlich ganz ihren Dienst; sie sind ermüdet. Das, was man für gewöhnlich Ermüdung und Uebung der Muskeln nennt, ist freilich nur zum Teil diesen Organen selbst zuzuschreiben. Bei unseren Muskelleistungen kommt nämlich auch in wesentlicher Weise in Betracht derjenige Teil des Nervensystems, der den Muskelbewegungen vorsteht. Auch das Nervensystem wird geübt, und die gymnastische Ausbildung unserer Muskeln

kann mit Recht zugleich als Gymnastik des Nervensystems bezeichnet werden. Ermüden unsere Muskeln durch andauernde Thätigkeit, so wird dabei auch unser Nervensystem müde und bedarf wie jene der Erholung.

Das Nervensystem kann aber auch ermüden, ohne Muskelthätigkeit anzuregen: es gibt bekanntlich auch eine Ermüdung durch geistige Thätigkeit. Ich müßte fürchten, eine solche herbei zu führen, wollte ich die Aufmerksamkeit des Lesers noch länger, als es schon geschehen, in Anspruch nehmen.



Ein Freiheitskämpfer unter Kaiser Nikolaus I.

Briefe von Georg Friedrich Parrot.

Mitgeteilt von

Friedrich Bienemann.

(Schluß.)

Gleich die zweite, sehr ausführliche Denkschrift, die Parrot an den Kaiser Nikolaus beim Beginn seiner Korrespondenz am 4. (16.) Mai 1827 gerichtet hatte, war der Erziehung des damals neunjährigen Thronfolgers gewidmet gewesen. Am 13. (25.) Dezember 1834 reichte er die Fortsetzung, dem herangewachsenen fürstlichen Jüngling entsprechend, als ein Wort des Vaters an seinen Sohn verfaßt, ein, ein Werkchen von dreiundzwanzig eng geschriebenen Folioseiten. Bendorff benachrichtigte ihn, daß der Kaiser ihm herzlich (cordialement) danke, und fügte hinzu, wie es ihm eine wahrhafte Freude bereite, dieses Wort übermitteln zu können. Noch im gleichen Monat ging Parrot daran, auch die letzte Stufe zum Eintritt des künftigen Herrschers ins volle Mannesleben, die Vermählung, der Erwägung zu unterziehen.

Petersburg, 1834, Dezember.

Majestät!

Ich hatte gehofft, daß Eure Kaiserliche Majestät, nachdem Sie meine geheime Denkschrift über die Erziehung des Großfürsten-Thronfolgers gelesen, den Wunsch hätten, mit mir über diesen so äußerst wichtigen Gegenstand zu sprechen. Nicht nur ist diese Hoffnung gescheitert, ich muß sogar glauben, daß Sie die Gedanken nicht gebilligt haben, die Ihnen darzulegen ich mich gedrängt fühlte, als sie in langer Erwägung bei mir gereift waren. Das betrübt mich tief. Ich habe seitdem über die Gründe nachgedacht, die Sie veranlassen konnten, einen Plan zu verwerfen, der Ihren erhabenen Sohn zu einem vollkommenen Fürsten gemacht hätte . . . Ich finde deren nur zwei: den freisinnigen Geist, der im politischen Teil herrscht, und einen gewissen allgemeinen Ton, den ich nur durch das

Wort „bürgerlicher Ton“ bezeichnen kann, der sich durch den ganzen Plan zieht. Hinsichtlich des ersten Grundes bemerke ich nur dies: Wenn die Fürsten freisinnig sind, ist das Volk dafür monarchisch. Das schlagendste Beispiel dafür haben Sie in Preußen. Der Freisinn Ihres erhabenen Schwiegervaters ist die einzige Ursache, die einer Revolution in seinem Staate, der seit 1813 keinen Mangel an Umsturzkeimen besitzt, vorgebeugt hat. Auf den zweiten Grund kann ich auch mit einem Satz erwidern, der aus der Geschichte geschöpft ist: Die größten Herrscher haben eine bürgerliche Erziehung erhalten, das heißt, sie haben sich selbst gebildet trotz des aristokratischen Ideentreifes der Höfe. Ohne weit zu suchen, finden wir drei Beispiele in der uns nächsten Geschichte: Peter I., Friedrich II. und Napoleon. Der erste hat alles ohne Lehrer erlernt und hat den Hof verlassen, um sich zu unterrichten; der zweite hat seine Jugend unter der Zucht seines Vaters verbracht, der keinen andern Luxus als die Pfeife kannte; und der dritte ist vom kleinen Privatmann zum Kaiser aufgestiegen und hat allein den Geist des zügellosen Republikanismus zu dämpfen gewußt, der nach ihm sich über ganz Europa ausbreitete. Fügen Sie diesen drei großen Herrschern den König von Schweden bei, der so weise herrscht und dadurch die Krone seinem Sohn Oskar sichert, und Louis Philipp, der, in der Jugend der Herzogswürde beraubt, zu seinem Lebensunterhalt Schulmeister werden mußte und heute dem Monarchismus selbst in Frankreich Triumphe bereitet. Und was Eure Majestät selbst an wahrer Regierungskunst gelernt haben, haben Sie gelernt, indem Sie in Ihrem Innern Bürger wurden, indem Sie sich an die Stelle jedes Unterthanen versetzten, um die Bedürfnisse und Empfindungen des Volkes kennen zu lernen, jene zu befriedigen und diese zu verstehen.

Doch, Majestät, ist der Zweck dieses Briefes eigentlich nicht, Sie auf meine Seite zu bringen, so heiß ich dies wünsche. Ich will Ihnen einen Gedanken unterlegen, einen einzigen, den ich nur mit dem größten Bedauern dem Papier anvertraue. Erwägen Sie ihn mit all der Unparteilichkeit, über die Sie gebieten.

Die Kaiserin Katharina II. war eine deutsche Prinzessin, ihr Gemahl ein deutscher Fürst, und ich habe mit eigenen Ohren in russischen Häusern gehört: die Monarchen Rußlands hätten nicht einen Tropfen russischen Bluts. Noch mehr: ein junger Russe, der in einem großen russischen Hause Erzieher war, wurde dabei überrascht, wie er seine Zöglinge die neuere Landesgeschichte lehrte und dabei bemerkte, daß folglich die regierende Dynastie kein Recht auf die Krone Rußlands habe. — Erwägen Eure Majestät, daß wenn die Berschworenen am 14. Dezember Erfolg gehabt hätten, sie dieses Arguments sich bedient haben würden, um ihr Verbrechen in den Augen der Nation zu rechtfertigen, die allem voran russisch sein will! Oder glauben Sie nicht, daß wenn sich eine neue Berschwörung bildet, für die man die physische Kraft des Volks braucht, man dieses mächtigen Hebels sich bedienen wird?

Darum scheint es mir von äußerster Dringlichkeit, daß Eure Majestät der Wirkung zuvorkomme und zwar am leichtesten und sichersten dadurch, daß der Großfürst im stillen, und ohne daß er es merkt, dazu geführt werde, seine

künftige Gemahlin sich in einer der ältesten historischen Familien Rußlands zu suchen.

Diese Heirat wird eine allgemeine Begeisterung im Volk, im Heer und selbst in der hohen Aristokratie erregen und keine Gefahr wird aus ihr erwachsen, wenn der Großfürst sich nicht dem Nepotismus hingibt, dem übrigens Eure Majestät selbst die Wurzeln abgraben kann. Auch Sie werden Vorteil ziehen, weil jedermann weiß, daß Ihr Sohn sich nicht ohne Ihre Einwilligung vermählen kann. Fürchten Sie nicht, daß eine solche Heirat aus einem nicht souveränen Hause den Glanz Ihres erhabenen Hauses mindern könne. Bis auf Peter den Großen, der eine Bäuerin heiratete, wählten die Zaren ihre Frauen im Lande, und erst nach jenem wahren Herrscher setzte sich der europäische Grundsatz, die Frauen aus einem souveränen Hause zu nehmen, in Rußland fest. Darum wäre diese That wahrlich in russischer Sitte begründet; sie trüge das Merkmal der Größe und Aufrichtigkeit, das alle anderen Maßnahmen, um den russischen Adel an Sie zu fesseln, nicht haben können. Es würde eine volle, ganze Maßregel sein.

Eure Majestät wollen nicht einen Widerspruch zwischen dieser Idee und meinen Worten in der Instruktion für den Großfürsten-Thronfolger erblicken! Ich wollte diese Idee nicht dem Papier anvertrauen; ich mußte also den kleinen Roman seiner Vermählung unter den gewöhnlichen Formen entwerfen. Ich hoffte, daß die hohe Wichtigkeit des Gegenstandes Sie veranlassen würde, die Arbeit mit mir durchzugehen, und dann hoffte ich die Gelegenheit zu haben, diesen Gedanken Ihnen zu unterbreiten.

Ich wage Eure Majestät zu bitten, jenes „Wort eines Vaters an seinen Sohn“ zum zweitenmale in Betrachtung zu ziehen und mir die Ehre zu erweisen, Ihre Einwände mir mitzuteilen. Ich berücksichtige wohl, daß Sie eine Abneigung haben, mich zu sehen, wiewohl Sie einmal mir das Glück bereitet haben. Aber ist ein Herrscher nicht dem ausgesetzt, oft das zu thun, was ihm nicht behagt?

Majestät! ich bin Vater und spreche aus Erfahrung. Oder sollten Sie Mißtrauen gegen mich hegen? Warum Mißtrauen? Habe ich Sie je verraten? Warum sollte ich es wollen? Nein, ich würde Ihnen ein Herz mitbringen, voll Liebe zu Ihnen und Ihrem Alexander, und um so mehr, als ich wüßte, daß Sie mir ein Opfer bringen, indem Sie mich hören . . . Sagen Sie Ja

Ihrem Parrot.

Die Umstände, unter denen die folgenden Briefe geschrieben worden, gehen aus deren Anfangszeilen hervor:

1839, März 8. (20.)

Majestät!

Ich habe den Bericht des Ministers der Volksaufklärung vom 7. Juni 1838 gelesen und zwar in der deutschen „Allgemeinen Zeitung“ vom 21. Fe-

bruar 1839,¹⁾ welche Nummer in Petersburg unterdrückt worden ist. Die Redaktion fügt nichts hinzu in der Ueberzeugung, daß die Sache an sich ihre Wirkung haben werde. Sie bemerkt nur einleitend, daß dieses Dokument in zahlreichen handschriftlichen Exemplaren russisch und deutsch zirkulire, und daß Eure Kaiserliche Majestät mit Bleistift darauf geschrieben: „Ich genehmige es.“

Man fragt sich zunächst, warum dieses von Eurer Kaiserlichen Majestät gebilligte Reskript vom 7. Juni 1838 bis zum 27. Februar 1839, an welchem Tage es durch das Mittel einer deutschen Zeitung in Petersburg eintraf, nicht veröffentlicht worden ist. Man fragt sich, warum das fremde Blatt, das eine so gewichtige, drei blühende Provinzen Ihres Reichs aufs lebhafteste interessirende Anordnung veröffentlicht, unterdrückt worden ist. Europa muß glauben, daß Eure Majestät fürchten, Ihren Willen hinsichtlich des öffentlichen Unterrichts bekannt zu geben. Was mich betrifft, so bin ich wohl überzeugt, daß Sie nicht glauben, ein Interesse daran zu haben, was Sie für die Zivilisation Rußlands thun, in ein dunkles Geheimniß zu hüllen. Sie bedürfen keiner Hintergedanken für das Gute, das Sie thun wollen. Das Geheimniß ist nur denen erforderlich, die, um Thatsachen und Grundsätze mit Gewalt zu verdrehen, Sie zum Irrtum verleiten und aus dieser Ursache die Öffentlichkeit so sehr fürchten.

Eure Majestät haben von mir Wahrheit verlangt. Seit zwölf Jahren habe ich sie Ihnen ohne Umkleidung geboten. Mein Gewissen fordert mich laut auf, diese Pflicht heute gegenüber dem erwähnten Bericht zu erfüllen. Geruhen Sie mich zu hören.

Der Bericht sagt: Die russische Sprache dringt nur mit Mühe und sehr langsam in die baltischen Provinzen ein.

Meine Antwort darauf lautet: So ist es, und ich denke, daß wenn die Sache sich schneller machen ließe, sie sich von selbst gemacht hätte, da die baltischen Provinzen wohl überzeugt sind, daß es in ihrem Interesse liegt, wenn diejenigen, die sich dem Dienste der Provinzen und Rußlands widmen, das Russische vollkommen kennen. Keinesfalls ist der öffentliche Unterricht dieser Provinzen die Ursache dieser Langsamkeit. Jede öffentliche und private Schule und die Universität selbst hat Lehrer der russischen Sprache und Literatur, die besten, die man finden kann, und zu ihrer Aufmunterung hat man ihnen Rang und Bezüge der wissenschaftlichen Lehrer verliehen, deren sich die Lehrer der anderen lebenden Sprachen nicht erfreuen. Die Universität wendet sogar Zwangsmaßregeln zur Begünstigung des Studiums des Russischen überall an, wohin ihre Autorität reicht.

Diese beständigen Ausfälle gegen den geringen Fortschritt der russischen Sprache in den baltischen Provinzen rühren von Personen her, die die Dinge nicht kennen und glauben, es reiche hin, russisch zu sprechen, um ein guter russischer Patriot zu sein. Sie übersehen, daß heute die Gegenstände des wissen-

¹⁾ Neuerdings wieder veröffentlicht in „Fünfzig Jahre russischer Verwaltung in den baltischen Provinzen“ (Leipzig 1883), S. 23—25.

schaftlichen Unterrichts auf Schule und Universität so zahlreich und so unumgänglich sind, daß es unmöglich ist, dem Studium einer lebenden Sprache mehr Zeit zuzuwenden als man sie dem Russischen widmet. Sie übersehen, daß eine lebende Sprache sich leicht und schnell nur da lernen läßt, wo das Volk diese Sprache redet. Ueberall sonst kann eine lebende Sprache nicht mehr Fortschritte machen als eine tote. Der Verfasser des Berichts will die Bevölkerung der baltischen Provinzen in drei Jahren zum Russischsprechen bringen. Glaubt er denn wirklich infolge seines Plans die russische Nationalität den Provinzen aufzupropfen, daß die russische Sprache als solche dem Herrscher und dem Vaterlande ergebene Unterthanen mache? Dann hätten ja alle die Verräter, die der denkwürdige 14. Dezember enthüllt hat, kein Wort Russisch verstehen müssen.

Wie wandern die Sprachen leicht von einem Lande zum andern: das Elsaß bezeugt es, das, durch Ludwig XIV. ganze fünf Lustren vor den baltischen Provinzen erobert, noch nicht französisirt ist. Deutsch ist noch heute die Sprache des Volkes; das hat der Prozeß des Prinzen Louis Bonaparte erwiesen: das Geschworenengericht konnte diesen einfältigen Streich¹⁾ nicht französisch verhandeln. Und doch ist das Französische seit Ludwig XIV. durch seine zur Unterhaltungs- und Geschäftssprache so geeigneten Formen die Sprache der Diplomaten und aller Gebildeten geworden; und doch hatte Napoleon die Austilgung des Deutschen im Elsaß befohlen, und man weiß, was Napoleons Wille bedeutete. Sein Despotismus ist an diesem Steinchen zerichelt.

Ich wiederhole: die russische Sprache wird in die gebildeten Klassen der baltischen Bevölkerung von selbst eindringen, aber langsam und im Verhältnis zum Fortschritt der Wissenschaft und Literatur in Rußland. Gewaltmaßregeln können nur den Eintritt dieser Epoche verzögern.

Eure Majestät können befehlen, daß im öffentlichen und Privatunterricht und in allen Geschäften nur Russisch gesprochen und Russisches angenommen wird. Sie können daran knüpfen, daß in Ermangelung deutscher Unterthanen, die des Russischen hinreichend kundig sind, in alle Stellungen Russen geandt werden, und können dadurch die unglücklichen Provinzen der Mache kleiner Tyrannen ausliefern, die eifersüchtig auf das Uebergewicht der Bildung dieser Deutschen sehen, die im sittlichen Sinne des Worts doch mehr Russen, das heißt ihrem Kaiser ergebener sind als sie selbst. Sie können das alles, Majestät! Aber werden Sie es wollen? Indessen hat der Bericht die Frage bejaht. Ein Anfang ist schon gemacht, indem man dem ausgezeichneten Gymnasium zu Mitau Russen zum Direktor, zum Bizedirektor und Inspektor gesetzt hat.

Der Bericht beklagt, daß die baltischen Provinzen während eines Jahrhunderts sich kernrussischem Charakter und kernrussischer Sitte so

¹⁾ Louis Bonapartes (Napoleon III.) Putich in Straßburg vom 30. Oktober 1836 ist gemeint.

wenig genähert hätten, ohne offen zu sagen, worin dieser Charakter und diese Sitte bestehen.

Der Charakter eines Volkes hängt vom Einfluß des Klimas, der Gesetzgebung und der Religion ab; seine Sitte von mehr oder weniger alten Gewohnheiten, von seiner Geschichte und seiner Kulturstufe. Sehen wir zu, unter welchem von all diesen Gesichtspunkten der Balte sich dem russischen Charakter und russischer Sitte nähern sollte.

Das Klima? Gott gibt es allen, Deutschen wie Russen, Franzosen wie Chinesen; wir können mehr oder weniger Wälder verwüsten, Sümpfe trocken legen, Korn säen. Aber wir werden nie die Temperatur der Arim oder die Berge des Kaukasus nach Petersburg versetzen oder die Kälte Nord Sibiriens in die Nachbarschaft des Ararat. Also gibt es nach dieser Richtung hin nichts zu modeln.

Die Gesetzgebung? Sie ist Menschenwerk und kann geändert werden. Will der Verfasser des Berichts, der die kernrussischen Sitten fordert, die Zeiten wieder aufleben lassen, da die Nation in ihrem Schoße keinen Mann fand, der sie zu regieren fähig war, und deshalb den Normannen Rurik berief, oder die Jahrhunderte, da Rußland, in mehrere Großfürstentümer geteilt, sich als Beute der Barbarenhorden sah, oder lieber jene neueren, da die Strelitzen die Prätorianer und Janitscharen Rußlands waren? Die gegenwärtige Gesetzgebung, durch Peter den Großen begründet, hat diese alten Sitten aufgehoben, und ohne dem russischen Charakter unrecht zu thun, läßt sich zweifeln, ob ein wohlunterrichteter Russe den Verlust jener vergangenen Zeiten bedauert.

Die Religion? Der Balte anerkennt als Richter über seinen Glauben und sein Gewissen nur Gott und sein heiliges Wort, geoffenbart in der heiligen Schrift. Der Nationalrusse anerkennt eine herrschende katholische Kirche als Richter seines Glaubens, eine Priester Synode, die ihm das Lesen der heiligen Schrift verbietet. Glaubt der Verfasser des Berichts an eine Vereinigung dieser zwei so entgegengesetzten Bekenntnisse und zwar in der Spanne einiger Jahre? Will er diese Vereinigung herbeiführen? Sicher nicht. Aber sein Hintergedanke ist vielleicht der, daß eine katholische Kirche zur Stärkung der Throne, zum Schutz der Herrscher gereiche. Aber hat denn die griechisch-katholische Kirche als Schild gedient gegen die Mörder Peters III., Pauls I. und gegen die, welche Eure Majestät und Ihr ganzes erhabenes Haus zu Grunde richten wollten? Hat die römisch-katholische Kirche die wahnsinnigen Greuel der heutigen Polen aufgehalten? Blicken wir auf das übrige Europa, so sehen wir im letzten halben Jahrhundert in Frankreich, Portugal, Spanien, Piemont, alles katholische Länder, wo Glauben befohlen und Denken verboten ist, Revolutionen das Blut der Völker und eines Königs vergießen. Und wenn die Ideen der konstitutionellen Monarchie endlich 1831 in das protestantische Deutschland drangen, zu diesem wahrhaft gebildeten Volk, so geschah es ohne Blutvergießen, ohne beleidigendes Vorgehen gegen die Fürsten, und selbst diese kleinen Länder forderten nicht mehr, als sie beissen hatten und in den letzten Zeiten in Vergessenheit geraten war.

Als es 1813 sich um den Kampf gegen Napoleon handelte, hatte die preussische Regierung ihrem Volk eine konstitutionelle Monarchie verheißen, und die Nation eilte zu den Waffen. Nachdem der Tyrann Europas vertrieben war, hielt die Regierung ihr Versprechen nicht, und das fast ganz protestantische Preußen hat nie revoltirt. Sie hat verehrt und verehrt noch den sittlichen Charakter ihres Königs und sieht das gegebene Versprechen als einen einfachen politischen Fehler an. Dagegen wären die katholischen Provinzen heute ziemlich geneigt, wegen der Absetzung eines Bischofs zum Aufstande zu schreiten.

Die Geschichte? Die neuere Geschichte Rußlands datirt von Peter dem Großen und hat mächtig auf die Sitten des russischen Volks eingewirkt. Prüfen wir diese Wirkung unter den verschiedenen Regierungen.

Unter Peter I. war sie am sprunghaftesten, am gewaltsamsten. Es handelte sich darum, Rußland in die Reihe der europäischen Staaten zu stellen. Rußland haßte vor dieser Epoche fremde Sitten und folglich die Ausländer. Es litt damals nur Kaufleute, mit welchen es den Gewinn des Handels theilte. Peter I. wollte im Fluge die mechanischen Künste und Wissenschaften einführen, welche zur Flotten- und Heeresbildung in Beziehung stehen. Darum die Einführung der Ausländer, der Deutschen und Holländer. Darum die Bildungsreisen des Zaren und seine Anordnungen, die Russen zur Reise ins Ausland zu gewinnen. Diese Bemühungen eines vielleicht zu absoluten Geistes haben bei ihrer Nichtberücksichtigung des langsamen Ganges der Zeit und bei ihrer Verachtung der entgegenstehenden Schwierigkeiten wohl Schiffe, geschulte Soldaten und Festungen geliefert, aber nicht Wissenschaft und Aufklärung befördert, die doch die Grundlagen der Zivilisation sind. Der Russe machte damals nur sehr geringe Fortschritte.

Katharina II. nahm das Werk fast an dem Punkte wieder auf, wo ihr großer Vorgänger es gelassen hatte. Sie hatte gleicherweise große Ideen und setzte die Kriege Peters I. fort. Sie begünstigte Wissenschaften, Künste und Handel. Sie triumphirte über die Türken, um das schwarze Meer zu beherrschen, und theilte Polen, um die Grenzen des Reichs dem übrigen Europa mehr zu nähern. Ihr am mindesten zweideutiger Ruhm war ihr Wille, den Russen ein Gesetzbuch zu geben, und selbst hat sie ihre berühmte „Instruktion“ geschrieben. Sie scheiterte, weil ihr Volk keine Rechtsgelehrten hatte. Indessen gab sie einige Gesetze, die in Geltung verblieben sind, zu Gunsten der Bauern, und organisirte Rußland in Gouvernements. Der Russe reiste viel unter ihrer Regierung, nur bildeten diese Reisen Touristen, die mehr auf Vergnügen als auf Kenntnisse ausgingen. Immerhin ließ diese vorzeitige und überflüssige Zivilisation, die mit so wenig Einsicht erworben war, den Russen glauben, daß er viel weiter vorgerückt sei, als er es war. Was Gutes geschah, geschah größtenteils durch die Deutschen, die nach Rußland strömten, und durch die Bewohner der baltischen Provinzen, die sich in Petersburg sammelten; und die russische Zivilisation hätte viel mehr gewonnen, wenn die Menge französischer sogenannter Hofmeister nicht eingedrungen wäre, die nur den Gebrauch ihrer Sprache kannten und das

Vorurteil begründeten, das noch lange darnach gewährt hat: man brauche nichts zu lernen, wenn man mit Leichtigkeit französisch sprechen könne. Die derzeitige Armut an Unterrichtsmitteln konnte nicht mit Erfolg gegen dieses bequeme Vorurteil kämpfen, das den Fortgang der Bildung bis auf Kaiser Alexander I. aufgehalten hat.

Erst unter dieser dritten schöpferischen Regierung entstanden die zahlreichen öffentlichen Unterrichtsanstalten, die noch heute die Grundlage der nationalen Bildung ausmachen. Aber die Hauptträger dieser Bildung waren die baltischen Provinzen und die Ausländer; der Nationalrusse konnte zu diesem großen Werke nur wenige geeignete Personen bieten.

Kaiser Nikolaus I. wurde über diesen Mangel, wie über die verderblichen Wirkungen nationaler Eifersucht und des Despotismus der Kuratoren, unter dem die Universitäten im Innern hinwelkten, unterrichtet, und nahm den ihm vorgelegten Plan, eine Generation junger russischer Professoren zur Begründung einer wahrhaft nationalen Zivilisation heranzubilden, an. Doch so stark sein Eifer zum Ausdruck gekommen war, scheiterte er an einem Kunstgriff dieser selben inneren Universitäten. Sie erklärten, zusammen nicht mehr als zwanzig Personen für jenes Unternehmen liefern zu können. Indessen nahm seine Standhaftigkeit auch diese geringe Zahl an und der anerkannte Erfolg auch dieser kleinen Minderheit läßt bedauern, daß der Plan nicht im großen ausgeführt worden.

Die Kulturstufe? Ich müßte fürchten, Eurer Majestät Einsicht zu tranken, wollte ich erst noch zu beweisen suchen, daß der Kulturgrad der baltischen Provinzen höher ist als der des übrigen Rußlands. Alle aufgeklärten Russen gestehen das, wenn auch mit Bedauern, zu, und nur einige erhitzte und durch mißverstandenen Patriotismus irreführte Köpfe bilden sich das Gegenteil ein. Wenn also der Verfasser des Berichtes die Annäherung der baltischen Provinzen an die Kultur derjenigen wünscht, die er als russisch par excellence betrachtet, will er, daß die Liv-, Kur- und Estländer einen Teil ihrer deutschen Kultur opfern, um sich den anderen Provinzen zu assimiliren. Es kommt ihm nicht in den Sinn, daß es gerade umgekehrt seine Pflicht sei, dahin zu arbeiten, daß die Kultur des übrigen Rußlands sich auf die Stufe der baltischen Provinzen hebe. Der Undankbare vergißt, daß er seine eigene Bildung einer deutschen Hochschule verdankt.

Als zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die Mongolen in China einfielen, wußten sie die Vorzüge der chinesischen Kultur zu würdigen und bequemen sich den Sitten des eroberten Landes an. Der Verfasser des Berichtes aber stellt sich unter Dschingischau und unterdrückt die Nationalität der drei Provinzen, die mit ihrem Volkstum einhundertunddreißig Jahre unter Ihren Ahnen geblüht haben. Wollen Eure Majestät das gestatten? Wollen Sie die Beleidigung rechtfertigen, die Ihre Feinde Ihnen anthun, wenn sie verbreiten, daß Sie gegen die Wissenschaft verschwenderisch seien und zugleich den wahren wissenschaftlichen Geist und echte Bildung unterdrücken? Werden Sie es nicht vorziehen, das ganze russische Volk zur höchsten Kulturstufe zu erheben? . . .

Am 1. (13.) Juni 1843 schrieb Barrot nach einer Kritik des Rechenschaftsberichts, den der Minister Graf Uwarow über seine zehnjährige Amtswirksamkeit veröffentlicht hatte, dem Kaiser:

— — — Was Eure Majestät eben gelesen haben, ist das Mindere von dem, womit ich Sie jetzt zu beschäftigen wünsche. Lesen Sie, ich flehe darum, das Weitere mit gesammelter Seele, mit von jeder Voreingenommenheit freiem Geiste, mit der edlen Herablassung, die Sie mir immer bezeigt haben, wenn ich zu Ihnen von Ihnen selbst sprach.

Sie sind Deutscher, nicht nur durch das Blut Ihrer erlauchten Vorfahren, sondern auch durch die Gaben, die die Natur Ihnen verliehen, und durch die Grundsätze, welche Sie während der ersten zehn Jahre Ihrer Regierung bekannt haben. Warum verleugnen Sie heute jenen edlen Ursprung, Ihre deutsche Natur? Glauben Sie denn, daß die slavische Natur Ihr Reich sicherer zum Gedeihen führe? Oder meinen Sie beide Naturen in sich vereinen zu können? Das ist unmöglich, heute besonders unmöglich. In Ihrem erhabenen Ahn, Peter dem Großen, waren sie immer im Streite, und wenn Sie fortfahren, sie in sich vereinigen zu wollen, werden Sie zu Grunde gehen. Ihre einzige, Ihre wahre Aufgabe ist die, sich an die Spitze der Zivilisation Rußlands zu stellen, um ihren Gang zu regeln, nicht um ihn aufzuhalten. — Der französischen Revolution schreibt man den Fortschritt der Aufklärung zu; man erweist ihr damit zu viel Ehre. Wenn Napoleon sie nicht aufgehalten, sie hätte jeden Fortschritt der Bildung gestört. Die schauderhafte Tyrannei der Minister unter Ludwig XIV., dem XV. und XVI. hat den Triumph der Ideen herbeigeführt, indem sie die Schrecken der Revolution zu Tage rief. Sie hat Ihren edlen Vater das Leben gekostet, der ein großer Mann geworden wäre, hätten nicht Katharina II. und ihre Minister seine Seele vergiftet. Man hat ihn zur Verleugnung seiner deutschen Natur gebracht, und als Lohn dieses Opfers hat ihn der Slavismus geopfert. Betrachten Sie das Leben Ihres Bruders, Alexanders des Vielgeliebten. Während der ersten Hälfte seiner Regierung ward er vergöttert; während der zweiten, durchdrungen von den Grundsätzen der Kongresse, die seinem Innersten fremd waren, überließ er sein Reich dem Slaven Araktschejew, und am Ende seines Lebens opferte ihn der Stummer, seine deutsche Natur verleugnet zu haben, hin, bevor die nationalen Dolche ihn erreicht hatten. Alle Bemühungen seiner liebevollen und klarblickenden Elisabeth vermochten nicht, ihn vor sich selbst zu retten. Ich werde nie die letzte Unterredung der edlen Kaiserin mit mir vergessen! Und Sie selbst, Majestät, hat denn nicht Ihr Mut allein Sie gerettet, Sie und Ihre erhabene Familie? Man fürchtete die Regierung Pauls I. wiederkehren zu sehen.

Der Slave will Europäer werden, glaubt sogar es schon zu sein, und Sie stützen einen verachteten Minister, der die Slaven sich zu versöhnen glaubt, indem er die Quelle der russischen Bildung trocken legt. Ja, der Russe erkennt noch, wenn auch mit Verdruß, die deutsche Ueberlegenheit an und reißt, um sich einen Anstrich mehr davon zu geben und den ministeriellen Despotismus seiner

Heimat wenigstens auf einige Zeit von sich abzuschütteln. Die Steuer auf Auslandsreisen reizt nur die Neigung dazu. Man beargwöhnt Sie sogar, weniger die Ausfuhr von Bargeld als die Einfuhr von Bildung verhindern zu wollen. Wenn allmählich dieser stille Kampf so vieler entgegengesetzten Interessen zum offenen Kampfe wird, auf was, auf wen denken Sie sich zu stützen? Auf das Heer? Aber der Geist der Soldaten und Offiziere, die Paris nahmen und durch Jahre in Frankreich weilten, lebt noch, eine unaustilgbare Erbschaft, die die Armee von damals mit der Armee von heute verbindet, ein Erbe, das Ihre militärische Strenge nicht vergessen macht.

Würde der hohe Klerus diese Stütze sein, dieser Klerus, der überall nur durch die Schwäche der Herrscher existirt? Der Ihrige, Majestät, weiß, daß Sie deutscher Klasse sind und Ihre Zugeständnisse nur durch die Politik diktiert sind. Er wird nichts lieber als einen Slaven auf dem Throne sehen, um unter seinem Namen über den Osten zu herrschen, wie es die hohe lateinische Geistlichkeit in Westeuropa gethan hat.

Ihre wahre Politik, Majestät, besteht darin, das russische Heer mit Milde, den hohen Klerus mit Strenge, den niederen mit Rücksicht und Wohlthaten zu behandeln und den öffentlichen Unterricht zu den Grundsätzen zurück zu führen, die vor zehn Jahren in den baltischen Provinzen herrschten — kurz, ein nach jeder Richtung liberaler Kaiser zu sein. Geruchen Sie sich zu entsinnen, daß ich vor einem Jahre Ihnen sagte, wenn ich Rußland unter Alexanders und Ihrer Regierung nützen konnte, so geschah es, weil ich meiner deutschen Natur treu geblieben.

Noch gibt es ein wichtiges Kapitel, die Justizpflege, wovon ich Sie ein andermal unterhalten werde, um es mit der Klarheit, die es verdient, zu behandeln. Ein anderer Gegenstand liegt mir heute näher: Ihre Gesundheit.

Die Statistik hat uns gelehrt, daß wenigstens bei den gebildeten Klassen in der Lebensperiode von dreißig bis sechzig Jahren es einen kurzen Zeitraum vom siebenundvierzigsten oder achtundvierzigsten bis zum fünfzigsten oder einundfünfzigsten Jahre gibt, in dem die Sterblichkeit am größten ist. Sie erklärt sich beim Weibe natürlich durch die Umwälzung, welcher ihr körperlicher Zustand in diesem Alter unterworfen ist. Aber weder die Statistik noch die Medizin erklären diese Erscheinung bei den Männern. Wir müssen uns an die Moral wenden, um den Schlüssel zu finden. Die Periode vom vierzigsten bis zum fünfzigsten Jahre ist die, in der alle Leidenschaften ihre Höhe erreichen. In der Jugend sind sie stürmisch und machen sich nach außen Lust; in der genannten Periode konzentriren sie sich innerlich, zerfressen die Seele und bedrohen den physischen Bestand ihres Opfers. Gestatten Eure Majestät, Ihre zwei vorherrschenden Leidenschaften zu skizziren, Ungeduld und Ehrgeiz.

Jene, durch eine ganz militärische Jugend genährt, ist Ihnen wie angeboren. Diese hat erst einige Jahre nach Ihrer Thronbesteigung Wurzel gefaßt; sie konnte nicht früher entstehen, weil Sie in Ihrem geliebten und verehrten Bruder einen Monarchen sahen, der ein sehr vorgerücktes Alter zu erreichen bestimmt

war. Sie brachten die Unschuld der Jugend, obwohl mit zu militärischen Sitten, auf den Thron mit. Aber Ihre Jugend konnte nicht lange wahren gegenüber den Kunstgriffen Ihrer Umgebung, die Ihre Ungeduld kannte und sie zu ihrem Vorteil ausbeutete; die wahren Macher waren die, die es am schnellsten thaten. Daher rührt der verderbliche Einfluß des militärischen Geistes auf die Zivilgeschäfte des Innern und Aeußern. Daher stammt der Ehrgeiz, die Leidenschaft, die da will, daß alles sich nach ihr und sogleich regele. Ihr Ehrgeiz, Majestät, schaut nicht auf Eroberungen aus, wohl aber darnach, daß alles in Europa wie in Asien sich unter ihn beuge. Nehmen Sie dazu den unglücklichen Wahn, daß ein Herrscher nie etwas widerrufen dürfe. Das gibt Ihnen das Ansehen, als ob Sie auf Unfehlbarkeit hinzielten. — Neben diesen Fehlern sehe ich Ihr gutes Herz, Ihren festen Willen, das Gute zu thun, und in dem Kampfe der Fehler und der guten Eigenschaften wird der unruhige, reizbare Zustand Ihrer Seele geboren, der das Innere Ihres Organismus schwächt, der Sie unterliegen lassen kann.

Das einzige Mittel, die kritische Periode, in die Sie eben eintreten,¹⁾ glücklich zu überstehen und sich des langen Lebens zu versichern, das die Natur Ihnen sonst verspricht, ist, Ruhe in Ihre Seele zu pflanzen, sich in Einklang mit sich selbst zu setzen. Sie werden dahin gelangen, wenn Sie Ihre Ungeduld beherrschen, die Fehler, die Sie, verleitet durch schlechte Ratschläge, begangen, wieder gut machen, wenn Sie sich überzeugen, daß Ihr Volk Sie dafür segnen und das Ausland Sie ehren wird — endlich, wenn Sie gewiß werden, daß der Kaiser von Rußland kein Slave sein soll . . .

Mein verstorbener Sohn²⁾ hat unter sein Bildniß die kostbaren Worte geschrieben: Der wichtigste Besuch, den du machen kannst, ist der bei dir selbst. — Majestät! Mein ganzer Brief ist ein Ruf an Ihr Herz und Ihren Willen, einen solchen Besuch zu machen. Machen Sie ihn unter Anflehung des göttlichen Beistandes!

So spricht zu Ihnen mit väterlichem Gefühl

Petersburg, den 1. Juni 1843.

Ihr Alter.

Graf Alexander Wendendorff an Parrot:

Mein teurer Freund!

Ich habe Ihr Paket wenn gehörig übergeben; ich beglückwünsche Sie, so geschrieben zu haben und man kann den Kaiser beglückwünschen, mit Aufmerksamkeit eine strenge Epistel gelesen zu haben. Er hat sie mir darauf zurückgegeben.

Ich umarme Sie von Herzen.

Wendendorff.

¹⁾ Nikolaus war am 25. Juni (6. Juli) 1796 geboren, stand also kurz vor Vollendung des 47. Jahres.

²⁾ Jakob Friedrich Wilhelm Parrot, der Erforscher des Monte Rosa, der Pyrenäen, des Ararat, des Nordkaps, 1821—26 ordentlicher Professor der Physiologie und 1826—41 der Physik an der Universität Dorpat, starb 3. (15.) Januar 1841.

Barrot an den Grafen Bendorff:

Teurer, teurer Freund!

Ihr Billet hat mich mit innerer, reiner Freude erfüllt, die ich Ihnen nicht schildern kann. Ihr Urtheil über diese *épitre sévère*, wie Sie meinen Brief bezeichnen, und die Versicherung, daß der Kaiser ihn mit Aufmerksamkeit gelesen, haben Hoffnungen in mir wiedererweckt, an die zu glauben ich fast ganz aufgehört hatte. Ja, jetzt bin ich überzeugt, daß Nikolaus' Seele sich von den Ketten, mit denen sie getnebelt ist, losreißen und er ein großer Mann werden wird. Ich hatte verzichtet; ich hatte mich gefaßt gemacht, aus seinem Vertrauen mich gerissen zu sehen, das er mir so lange geschenkt hatte und das ich nur mit Schmerz verloren hätte. Aber meine Bilicht sprach. Den Himmel hatte ich beim Schreiben des Briefes angerufen, und er hat meine Absicht gesegnet; wenigstens wage ich es zu hoffen. O, daß ich ihn nicht veröffentlichen kann, um unserem Nikolaus einen Ruhm zu verschaffen, welchen wenige Fürsten unter allen, die die Geschichte uns aufweist, so verdient haben wie er. Vielleicht werde ich ihn aufbewahren, ihn allein, für die Nachwelt, die ihn nach seinem Tode lesen wird, die in ihm den ganzen Adel seiner Seele lesen wird.

Schicken Sie ihn mir zurück, um mein Konzept völlig genau darnach zu machen; denn bei der Reinschrift habe ich viel zugelegt. Mein Eifer inspirirte mich.

Hat der Kaiser Ihnen nichts gesagt, als er Ihnen meinen Brief zurückgab, nichts, das Sie ahnen ließe, ob er vom Gedanken zur That schreiten werde? Denn die That ist es, die er seinem Volke, sich, seinem Ruhme schuldet.

Leben Sie wohl, sehr teurer Freund!

17. Juni 1843.

Ihr Barrot.



Die Entwicklung der Intelligenz und Vernunft.

Von

G. Lloyd-Morgan,

Vorstand der Hochschule in Bristol.

Ich beabsichtige, kurz die Bedingungen zu betrachten, welche für die Entwicklung der Intelligenz und Vernunft notwendig erscheinen.

Was ist Intelligenz? Um diese Frage zu beantworten, wollen wir uns an einem konkreten Beispiel halten. Wenn einigen Küken, welche zwei oder drei Tage alt sind, ein halbes Duzend schwarz und gelber Raupen der Zinnobermotte und ein halbes Duzend Spannerraupen ungefähr von derselben Größe vorgeworfen werden, so ergreifen die jungen Vögel die Raupen alle ohne Unterschied, aber sie werfen diejenigen der Zinnobermotte, welche widerwärtig schmecken, fort

und fressen die des Spanners. Wenn dies Experiment nach einiger Zeit mit Zwischenräumen wiederholt wird, so wird man entdecken, daß die Mücken aus ihrer Erfahrung Nutzen gezogen haben. Die Zinnoberraupen werden verschmäht und die des Spanners mit Begierde verzehrt. Intelligenz befähigt also die jungen Vögel, aus ihrer Erfahrung Nutzen zu ziehen.

Beachten wir jetzt das Charakteristische dieser Intelligenz. Sie bedingt Assoziation. Das auffällige Äußere der Zinnoberraupe verbindet sich mit einem unangenehmen Geschmack in der Weise, daß der Eindruck durch das Auge eine Geschmacksempfindung supponiert. Zweitens schließt sie etwas in sich, das man mit einem erregenden Eindruck bezeichnen kann. Die Geschmacksempfindung ist vermischt mit einem Eindruck, der Unbehagen erregt. Drittens bedingt sie eine motorische Kontrolle über die Thätigkeiten, die sich auf das Ergreifen und Essen der Raupe beziehen, so daß die Neigung, die Zinnoberraupe zu ergreifen, unterbrochen und die Neigung, die Spannerraupe zu ergreifen, verstärkt ist. So haben wir als Merkmale eines Aktes der Intelligenz erstens Suggestion durch Assoziation, zweitens einen erregenden Eindruck, drittens Ausübung einer Kontrolle.

Wovon muß nun die Intelligenz unterschieden werden? Um diese Frage zu beantworten, wollen wir abermals von einem konkreten Beispiel ausgehen. Angenommen, ein junges Entchen im Alter von einem Tage kratzt sich an der einen Seite des Kopfes; obgleich es die bewegenden Thätigkeiten, welche durch das Stehen auf einem Bein und den Gebrauch des andern zum Krabben nötig sind, nur unvollkommen mit einander verbindet, so neigt es sich bei dem Prozeß für gewöhnlich doch auf die Seite. Es wird seine Klauenfedern putzen, indem es mit seinem Schnabel über die Brust fährt und mit seinem Kopf hin und her über den Rücken; wenn man es ins Wasser wirft, wird es, nachdem es einen Augenblick heftig gekämpft hat, leicht und gut schwimmen.

Hier handelt es sich also nicht um Erfahrung. Das Charakteristische der Thätigkeiten besteht in der Bestimmtheit und Genauigkeit der zusammengesetzten Wirkung des Reizes und der scheinbar automatischen Natur dieser Wirkung. Das Entchen gleicht einer schön konstruirten kleinen Maschine, welche von selbst, automatisch, arbeitet, wenn man den angemessenen Reiz anwendet. Eine Thätigkeit, welche das Resultat eines solchen ererbten organischen Mechanismus ist, nennt man instinktiv. So haben wir kurz den Automatismus als das Charakteristische des Instinkts und die Kontrolle als das Charakteristische des Intellekts.

Sind diese instinktiven Thätigkeiten begleitet von Bewußtsein oder wenigstens von Empfindung? Bei einer großen Anzahl von Fällen beobachten wir, daß die instinktiven Handlungen vollendet oder modifizirt sind. Bei den ersten Versuchen, seinen Kopf zu kratzen, fällt das Entchen vornüber; bald kann es sich kratzen und dennoch das Gleichgewicht bewahren. Es hat aus der Erfahrung Nutzen gezogen. Alle höheren Tiere kommen in die Welt mit einer Anzahl angeborener und ererbter automatischer Triebe, welche wir instinktiv nennen, wenn sie von Anfang an zusammengesetzt und bestimmt sind. Die Intelligenz benützt sie und leitet sie im Lichte der Erfahrung durch Ausübung einer Kontrolle.

Wenn sie indes nicht das Feld der bewußten Erfahrung betreten hätten, so könnten sie nicht so geleitet werden. Hieraus kann man schließen, daß in jedem Fall, wenn die instinktive Thätigkeit durch die Intelligenz vervollkommenet oder modifizirt wird, eine Empfindung sie begleitet.

Gehen wir jetzt die Lebenskala tiefer hinab und wählen wir abermals ein konkreteres Beispiel. Wenn wir in einer Felsenbucht, in welcher es Secanemonen mit ausgebreiteten Fangarmen gibt, zuerst etwas Kiesel und dann ein kleines, inkrustirtes Molusk auf die Fangarme fallen lassen, so werden wir in beiden Fällen eine Wirkung erzielen, aber nicht dieselbe. Der Kiesel wird verschmäht, das Molusk aber in die Magenhöhle eingeführt. Hier haben wir also den Beweis, daß der Organismus ein empfindender und die Empfindung eine verschiedene ist. Verschiedene Reize ergeben verschiedene Wirkungen. Ist dies bloß organische Reizbarkeit oder setzt es notwendigerweise Empfindung voraus? Unter organischer Reizbarkeit verstehe ich Reizbarkeit in demselben Sinne, wie eine photographische Platte sie beweist, welche auf verschiedene Lichtreize verschieden reagirt. Die Frage ist eine sehr schwer zu beantwortende. Man kann vielleicht fragen: Was würde der Nutzen des Gefühls sein, wenn es den Weg zur Kontrolle nicht vorbereitete? Würde es nicht in diesem Fall bloß ein Nebenphänomen ohne praktischen Nutzen sein? Aber es kann sogar hier wohl so sein, da wir nichts vom Gegenteile wissen. Wir können indes sagen, daß die Übung der Kontrolle und der Nutzen durch Erfahrung unser bestes, wenn nicht unser einzigstes Kriterium der Empfindung sind.

Nur die sorgfältige Beobachtung und Untersuchung, welche durch eine aliquote Kenntnis der Natur des zu lösenden Problems geleitet werden, geben uns allein die Hoffnung, dies Kriterium in Anwendung bringen zu können. Es ist äußerst schwer zu sagen, ob ein Organismus durch Erfahrung profitirt oder nicht. Aber wenn er es thut, so können wir vertrauensvoll behaupten, daß er Empfindung hat.

Die Gegenwart eines Nervenzentrums ist keineswegs ein sicheres Kriterium der Empfindung, denn es kann ein Zentrum für bloßes automatisches und unbewußtes Zusammenwirken von motorischen Thätigkeiten sein. Es ist ganz gut möglich, daß bei einer organischen Entwicklung sehr verwickelte automatische Wirkungen erzielt werden können, welche automatische Zentren für dieses Zusammenwirken ohne irgend etwas von der Natur einer Empfindung bedingen.

So haben wir also weiter erstens Automatismus mit mehr oder weniger koordinirter Wirkung, hervorgerufen durch organische Reizbarkeit und vielleicht begleitet von Empfindung; zweitens Automatismus mit mehr oder weniger koordinirter Wirkung, unterstützt durch Kontrolle, welche Gefühlserfahrung bedingt. Die nötigen Bedingungen für die Entwicklung der Intelligenz sind daher erstens Empfindung mit dem sie begleitenden erregenden Eindruck, zweitens die Erinnerung an vorhergegangene Erfahrung durch Assoziation und drittens die Übung einer Kontrolle (Verhinderung oder Verstärkung) im Lichte vorhergegangener Erfahrung. Wir sind völlig im Dunkeln über die exakte Art und Weise, in welcher die

Intelligenz sich entwickelt hat, und über die Vorgänge, unter welchen diese Bedingungen zu stande gekommen sind.

Gehen wir jetzt aufwärts. Ein Stüken, welches einst das Gift einer Biene kennen gelernt hat, wird aus dieser Erfahrung Nutzen ziehen und in Zukunft die Bienen und selbst die bienenähnliche Fliege *Eristalis* fliehen. Wählen wir das Beispiel einer vorgekehrteren Intelligenz. Ich hielt Stüken in einer kleinen Einfriedigung von zwei oder drei Ellen im Quadrat, deren Wände dadurch hergestellt wurden, daß man die Zeitung, welche den Boden bedeckte, fünf oder sechs Zoll hoch umgeschlagen hatte. Es wurde nun bemerkt, wie eines der Tiere eifrig an etwas in einer Ecke herumpickte. Es war die Seitenzahl auf der Zeitung. Dann wandte es seine Aufmerksamkeit und seine Anstrengung der Ecke der Zeitung zu, welche es gerade erreichen konnte, ergriff sie, und indem es das Papier herabriß, machte es ein Loch in die Wand und entschlüpfte. Nachdem es in die Einfriedigung zurückgetragen und die Zeitung in ihre alte Lage gebracht worden war, entschlüpfte es auf demselben Wege noch verschiedenemale. Hier haben wir also wieder Assoziation, einen angenehm erregenden Eindruck und den Nutzen aus einem Stück günstiger Gelegenheit und zufälliger Erfahrung. Die Handlung war typisch intelligent.

Weiter: Mein Hund, ein sehr geschickter Fox-Terrier, öffnet selbst ein eisernes Thor, indem er den Kopf unter die Klinkte steckt, so daß es durch sein eigenes Gewicht aufspringt. Ich überwachte alle seine Schritte beim Beginn dieser Gewohnheit. Er sah aus durch das offene Gitter an beiden Seiten des Thores, zuletzt durch Zufall unter der Klinkte und hob sie so mit seinem Kopfe hoch. Das Aufspringen des Thores bot ihm eine günstige Gelegenheit, hinaus zu kommen. Etwa drei Wochen vorher hatte er insofern aus der Erfahrung Nutzen gezogen, als er plötzlich zu diesem einzigen Platz ging, wo sein Hinaussehen auf die Straße den gewünschten Effekt hatte.

Zeigt eine solche Handlung den Besitz von Vernunft an? Die Antwort auf diese Frage verteidigt durchaus die Definition von Vernunft, welche wir angenommen haben. Sie thut es unzweifelhaft, wenn es zur Vernunft gehört, Nutzen zu ziehen aus Zufall und gelegentlicher Erfahrung. Aber dann wendete das Hühnchen, welches aus der Einfriedigung entwichte, Vernunft an; weiter sogar: das Stüken, welches bei einem Alter von einem oder zwei Tagen Vorteil zog von seiner Erfahrung mit den Klauen, ist unter diesen Bedingungen ein vernünftiges Wesen.

Ohne uns indes über die Definition von Worten zu streiten, wollen wir jetzt untersuchen, ob es eine Fähigkeit gibt, welche etwas mehr bedingt, als Nutzen zu ziehen aus Gelegenheit und zufälliger Erfahrung. Angenommen, mein Hund, der in Betreff von Thüren und Klinkten keine Erfahrung hatte, habe das eiserne Thor einer Prüfung unterzogen, begriffen, wie es kam, daß es geschlossen blieb, und den Schluß gezogen, daß das Thor geöffnet werden und aufspringen müsse, wenn man die Klinkte hebe, so würde er etwas mehr gethan haben, als Vorteil aus zufälliger Erfahrung zu ziehen. Was ist denn notwendig, um eine bewußte

Kreatur zu befähigen, so etwas zu begreifen und zu einem solchen Schluß zu kommen?

Der erste Schritt ist, Relationen als solche zu bemerken. Für ein Tier ist es, um von einer zufälligen Erfahrung Nutzen zu ziehen, nicht notwendig, seine Aufmerksamkeit auf eine Relation zu fixieren. Es genügt, wenn es seine Aufmerksamkeit auf Resultate richtet und Verbindungen zwischen der Vollendung gewisser Handlungen und dem Eintreffen von etwas Wünschenswertem herstellt.

Die Wahrnehmung von Relationen ist eine der ersten Bedingungen für den Eintritt in ein neues Feld der geistigen Entwicklung, in ein Feld, welches erst eigentlich Kenntnis und Wissen umfaßt und welches hinaufführt zu dem, was ich als Vernunft definieren möchte. Das ist indes eine Sache, die man in wenig Worten nicht leicht klar machen kann. Ich habe in meinem Werk über vergleichende Psychologie, das in den „Contemporary Science“-Serien erscheinen wird, viel Aufmerksamkeit darauf verwendet. Ich will mich bemühen, etwas zur Erläuterung meines Standpunktes hier vorzutragen.

Ich will sprechen von dem, was klar im Auge des Geistes als „Brennpunkt des Bewußtseins“ erscheint, und dem, was dunkel vom Ufer des geistigen Sehens als „Marginal im Bewußtsein“ wahrgenommen wird. Nehmen wir jetzt die gewöhnlichen Tätigkeiten eines solchen Organismus wie ein Hühnchen von einigen Tagen. Es thut eine große Anzahl von Dingen und thut sie gut. Dies bedingt zwei Prozesse. Erstens die Korrelation der Sinnesdaten, zweitens die Koordination der motorischen Wirkungen. Der Fokus des Bewußtseins ist gerichtet auf das Samentörnchen, auf den Wurm, der aufgeschnappt, auf das Hindernis, das vermieden werden soll, oder auf das andere Stück, von welchem eine Raupe ergriffen wird. Ich möchte dies primitive Leben das Leben der Sinneserfahrung nennen. Es ist reflexionslos und lebt in und für die Gegenwart. Eine Anzahl von Relationen ist implicite darin enthalten, aber das Bewußtsein ist bis jetzt noch nicht darauf gerichtet worden; sie sind bis jetzt noch nicht bemerkt worden.

Die Wahrnehmung von Relationen als solche bedingt Reflexion. Angenommen, ich nehme die räumliche Relation zwischen der Thür und dem Fenster meines Zimmers wahr. Ich sehe zuerst auf die Thür und dann auf das Fenster. Das sind die beiden bezüglichen Gegenstände. Ich bemerke eine Relation als solche. Ich muß den Fokus für den einen, dann für den andern Gegenstand finden und darauf mit Reflexion zurückschauen, um den Zwischenraum zwischen den beiden Gegenständen kennen zu lernen. Betrachten wir die Sache von einem andern Standpunkt aus. Ich bemerke die Relation zwischen zwei Gegenständen, das Bewußtsein hat eine kleine Reise vom einen zum andern zu machen. Aber wir können eine Reise nicht für vollendet halten, bis wir nicht den Ort unserer Bestimmung erreicht haben. Dann können wir auf sie zurückblicken und ihre Natur erkennen; und ein solches Zurückblicken ist Reflexion. Der erste Schritt zum Wissen und zur Vernunft ist also, den Fokus unseres Bewußtseins auf Relationen zu richten, um sie zu Gegenständen der Wahrnehmung zu machen.

Und worin liegt der besondere Vorteil dieser Wahrnehmung von Relationen? Eine Antwort auf diese Frage ist, daß eine beschreibende Mitteilung unmöglich ist ohne solche Wahrnehmung. Denn wir beschreiben in Relationen, und ohne die Fokalrelationen anzugeben, können wir gar nichts beschreiben. Viele Tiere haben Fähigkeit von dem, was man anzeigende Mitteilung nennen kann. Sie können Töne gebrauchen, welche den Eindruck anzeigen, den sie empfangen haben, und in gewissen Fällen vielleicht die besonderen Gegenstände ihrer Sinneserfahrung angeben. Es gibt keine Gewißheit, daß ein Tier etwas beschreiben kann, daß es die Fähigkeit beschreibender Mitteilung hat. Die Notwendigkeit beschreibender Mitteilung bei Beginn einer sozialen Gemeinschaft mag deshalb eine der Bedingungen gewesen sein, unter welchen die Wahrnehmung von Relationen entsprang und gefördert wurde.

Die bemerkten Relationen sind in jedem Fall Einzelrelationen. Bewußte Generalisation und Konzeption würde unmittelbar der Wahrnehmung und dem Gebrauch von Zeichen und Worten zum Zweck beschreibender Mitteilung folgen. Ein Wort, das Relation anzeigt, zeigt zum Beispiel nicht nur eine Einzelrelation, sondern alle Relationen derselben Art an; und wenn dies verstanden ist, so wird das, wofür das Wort steht, verallgemeinert und begrifflich.

Wir können jetzt Vernunft in ihrem engeren und spezielleren Sinne definieren. Vernunft ist die Fähigkeit, durch welche wir jene besondere Relation, welche wir durch die Worte „deshalb“ und „weil“ symbolisieren, begreifen und erfassen. Vernunft beschäftigt sich mit Erklärung. Derjenige, welcher das einfachste Phänomen erklären kann, ist ein vernünftiges Wesen.

So haben wir also drei wohl markierte Schritte des Fortschritts.

- 1) Automatismus, der vielleicht empfindet.
- 2) Sinneserfahrung und geistige Kontrolle.
- 3) Wahrnehmung von Relationen, welche zur Vernunft führen.

Jetzt erhebt sich die Frage: Handeln Tiere vernünftig? Als eine Sache von bloß individueller Anschauung könnte ich sagen, daß es gegenwärtig keine Gewißheit gibt, welche mich überzeugt, daß sie es thun. Aber anstatt auf der Wichtigkeit meiner eigenen Meinung zu bestehen, will ich lieber auf den folgenden Punkten bestehen. Um diese Frage zu beantworten, müssen wir systematische Beobachtungen und nicht bloß Anekdoten haben. Wir müssen vertraut sein mit dem Entwicklungsmodus irgend einer Gewohnheit, welche dem Anschein nach einen vernunftgemäßen Ursprung gehabt zu haben scheint. Wir müssen das Experiment zu Hilfe rufen, das heißt Beobachtung unter kontrollirten und verschiedenen Bedingungen. So beschaffen muß die Basis der Evidenz sein, welche in der Entscheidung der Frage, ob irgend ein Tier oder der Mensch ein vernünftiges Wesen ist, Gewicht haben will.

Zum Schluß mag es gesagt sein, daß die Entwicklung des Geistes in ihren niederen Phasen gebunden ist an und abhängt von der organischen Entwicklung und in allen ihren Phasen die Verbindung eine sehr innige bleibt. Denn wenn wir fragen: Was besitzt der Organismus, um der geistigen Entwicklung

Kontinuität zu geben? so lautet die Antwort: Er besitzt einen Körper und Geist. Er besitzt keine geistigen Ideen als solche. In einer Anzahl von Experimenten und Beobachtungen, welche ich an jungen Hühnern, Enten und neuerdings an jungen Fasanen gemacht habe, habe ich keine Evidenz ererbter Erfahrung gefunden. Dem Anschein nach genügt der Besitz von Körper und Geist, als der organischen Basis der geistigen Entwicklung im einzelnen, um uns zu befähigen, die beobachteten Fakta dieser Entwicklung zu erklären. Dann aber erhebt sich die Frage: Durch welchen Prozeß oder durch welche Prozesse organischer Umwandlung haben Körper und Geist die gegenwärtige Stufe der Entwicklung erreicht? Werden der Einfluß der Umgebung auf das Keimplasma und die natürliche Zuchtwahl durch Elimination im Kampf ums Dasein genügen? Oder gibt es auch einen ererbten organischen Faktor, eine Art organischer Kristallisation, welche in mehr oder weniger definitiven, durch Naturgesetz vorher bestimmten organischen Formen weiter schießt?



Literarische Revue.

Von

Theodor von Sośnosky.

„Lourdes“ von Emile Zola. — „Wider den Kurfürsten“ von Hans Hoffmann. — „Frauen“ von Paleška Gräfin Bethusy-Suc. — „Woher tönt dieser Mißklang durch die Welt?“ von Ossip Schubin. — „Himmel und Hölle“ von F. von Kapff-Essenther. — „Die Frau des Dichters“ von Arthur Zapp. — „Todende Liebe“ von Friedrich Kummer. — „Schlimme Geschichten“ von Gustav Schwarzkopf.

Noch niemals ist wohl für ein Buch in so großem Stile, so wirksam und von so hochstehender Seite Reklame gemacht worden als für Emile Zolas neuesten Roman „Lourdes“, (der kürzlich in deutscher Uebersetzung erschienen ist: Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1894, 3 Bände). Niemand Geringerer hat die Reklame besorgt als Seine Heiligkeit, Papst Leo XIII., in höchsteigener Person: er hat das Buch nämlich auf den „Index prohibitorum librorum“ setzen und ex cathedra dagegen predigen lassen. Natürlich im guten Glauben, die gesammte christliche Welt werde sich mit frommem Schaudern von dem also in Acht und Bann gethanen Buche abwenden; dieser Glaube ist aber ein Aberglaube gewesen, der einem argen psychologischen Irrtum entsprungen ist, denn bekanntlich ist nichts geeigneter, die Aufmerksamkeit und Neugierde der Menschen zu erwecken als die Abmahnung oder gar das Verbot, sich mit diesem oder jenem zu befassen; eine solche Taktik erzielt somit gerade das Gegenteil von dem, was sie erreichen will. So hat auch der Bannfluch des Papstes das Interesse, das Zolas neuem Buche an sich schon, wie jedem aus seiner Feder, entgegengebracht worden wäre, erheblich gefördert und selbst dort vermutlich eines geweckt, wo man sich sonst gleichgiltig verhalten hätte.

Und Interesse verdient das Buch. Es ist zwar keine neue künstlerische Offenbarung, sondern ein echter Zola mit allen seinen großen Vorzügen und Fehlern: aber es ist ein

Wert von kulturhistorischer Bedeutung, wie sie nur die allerwenigsten Romane aufweisen können, und darum wird es in dieser Hinsicht nie seinen Wert verlieren.

Das große und zwar auch das gebildete Publikum in Deutschland und — was mehr sagen will — im katholischen Oesterreich weiß von Lourdes eigentlich recht wenig, nicht viel mehr, als daß es da irgendwo im Süden Frankreichs einen Ort dieses Namens gibt, nach dem gläubige und einfältige Leute wallfahren, wie zum Beispiel nach Mariazell oder Trier, daß dort mit geweihtem Wasser ein Heilswindel getrieben wird, und daß vor einigen dreißig Jahren daselbst die heilige Jungfrau gesehen worden sein soll.

Wie's in Wahrheit mit Lourdes und seinen Wundern bewandt ist, darüber gibt nun Zola mit der ihm eigenen Gründlichkeit Auskunft, und was man da erfährt, ist sehr interessant und gewährt einen tiefen und klaren Einblick in das religiöse Leben und Denken des Volkes und überhaupt der Gegenwart.

Im Laufe der Erzählung wird man über die ganze Entstehungsgeschichte der Wunder von Lourdes aufs genaueste unterrichtet, erfährt die ganze Lebens- und Leidensgeschichte der Bernadette, jenes hysterischen Mädchens, das zu Ende der fünfziger Jahre durch die Erscheinungen der heiligen Jungfrau, die sie gehabt haben will, so viel von sich reden gemacht hat. Man erfährt ferner von der ungeheuren, tiefgehenden Bewegung, die diese Erscheinungen in der ganzen Welt, vor allem aber in der Bevölkerung von Lourdes selbst zur Folge gehabt, wie sich gleich Kellame und Spekulation ihrer bemächtigt, sie kultivirt und aus dem heiligen Wunder ein höchst profanes, aber desto glänzender gehendes Geschäft gemacht haben.

Was die Wunder selbst betrifft, die von Gläubigen als übernatürliche Akte, geradezu als Offenbarungen der heiligen Jungfrau in frommer Ehrerbietung angestaunt und gepriesen, von Freigeistern dagegen als frecher Schwindel verurteilt werden, so verhält sich's damit so:

Wohl sind die meisten der wunderbaren Heilungen, die in die Welt hinausposaunt werden, thatsächlich nur vorübergehende Besserungen, die durch die mystischen Aufregungen, durch den zur fixen Idee ausartenden Glauben an die Heilung hervorgerufen werden: wo aber dieser Glaube nicht auf das Hindernis organischer Leiden stößt, wo sich's lediglich um psycho- und neuropathische Fälle handelt, dort wirkt er in der That Wunder, das heißt Heilungen, die dem Laien als Wunder erscheinen müssen, weil das Leiden, das der ärztlichen Kunst oft durch viele Jahre gespottet hat, durch die Waschung mit dem Wasser von Lourdes, manchmal allein durch den Anblick der Statue der Jungfrau, plötzlich verschwindet. Wer aber weiß, welche ungeheure, wirklich oft wunderbare Kraft der Suggestion inne wohnt, also vor allem der auf der Höhe moderner Forschung stehende Arzt, wird in diesen vermeintlichen Wundern nichts anderes sehen als die heilende Wirkung, die die Suggestion bei hysterischen und sonstigen neuropathischen Individuen zu erzielen vermag. Was Christus den Evangelien zufolge wiederholt gethan, indem er die Kranken aufstehen und gehen hieß und sie diesem Befehle sogleich nachkamen; was als unfassliches Wunder angestaunt oder auch bezweifelt worden: in Lourdes ereignet es sich immer aufs neue; die moderne Wissenschaft aber staunt es weder an, noch bezweifelt sie's, sondern sie erklärt es durch Suggestion. Denn nichts anderes als Suggestion ist es, was in Lourdes auf die Wallfahrer ausgeübt wird, die zu Hunderttausenden jährlich dort Heilung von ihren Leiden suchen, eine Suggestion, die hervorgerufen wird durch den festen Glauben an die Wunderkraft des Wassers und bis zum Fanatismus verstärkt wird durch das pomphaste, mystische Zeremoniell, durch die religiösen Uebungen, durch die psychische Infektion, die bei solchen Massenansammlungen unvermeidlich ist.

Daß diese nüchterne Erklärung der Wunder dem Klerus sehr mißfällt, läßt sich denken; noch mehr aber dürfte ihn die Schilderung erboht haben, die Zola von der geschäftsmäßigen Ausbeutung menschlicher Dummheit und Leichtgläubigkeit entwirft, wie sie von der Geistlichkeit in Lourdes so schwunghaft betrieben wird.

Was den künstlerischen Wert des Buches betrifft, so tritt wie gewöhnlich bei Zola, und hier wohl noch mehr als sonst, das Besondere gegen das Allgemeine, das Individuum gegen die Masse ziemlich stark zurück, die vorkommenden Personen, auch die Hauptpersonen, sind ihm nur Beispiele, die er — um seine eigenen Lieblingsausdrücke zu gebrauchen — zur Illustration der „menschlichen Dokumente“, zur Belebung des „Milieus“ gebraucht.

Die eigentliche Geschichte tritt in dem Buche somit in den Hintergrund und weckt kein sonderliches Interesse; dieses beschränkt sich auf das volkpsychologische, kulturgeschichtliche Moment.

Künstlerisch am wertvollsten ist der erste Teil des Romans, worin die Fahrt des Krankenwagens von Paris nach Lourdes mit großer Anschaulichkeit geschildert wird, und wobei Zola den Leser in überaus gelungener Weise über die Wunder von Lourdes unterrichtet. Im spätern Verlaufe des Romans geben die Massenaufzüge, der kirchliche Pomp, die Szenen an der Heilquelle dem Schilderungsvermögen Zolas zwar Anlaß zu großartiger Kraft- und Prachtentfaltung, aber leider auch zu der ihm eigenen Weiterschweifigkeit und Schwerfälligkeit. Beim Lesen dieser Beschreibungen ergeht es einem ähnlich wie beim Anblick von dem, was sie schildern: zuerst interessiert man sich für das großartige Schaugepränge und staunt es an, allmählich aber erlahmt das Interesse, die ganze Pracht verwirrt und ermüdet nur, statt zu fesseln, und schließlich kann man den Augenblick kaum mehr erwarten, wo alles zu Ende ist.

Von Zolas „Lourdes“ zu Hans Hoffmanns Roman „Wider den Kurfürsten“ (Berlin, Gebr. Paetel 1894) ist ein weiter, weiter Schritt, und wahrlich nicht aufwärts. Gemeinsam ist beiden die Weiterschweifigkeit; aber bei Zola wird man durch die Großartigkeit der Anlage, durch die hohe soziale Bedeutung seines Wertes entschädigt: bei Hoffmann dagegen muß man mit einem bißchen trodenen Humors und einigen gelungenen Volksscenen vorlieb nehmen, und das kann einen für die arge Langeweile, die man in Kauf nehmen muß, keineswegs schadlos halten. Den Inhalt der drei Bände bildet das Schwanken des Helden zwischen seiner Unterthanenpflicht dem Könige von Schweden gegenüber und seinen deutschen Nationalgefühle, das ihn zum Kurfürsten hinzieht, der die von ihm verteidigte Stadt Stettin belagert. Man sollte glauben, dieses Schwanken werde einen heroischen, vielleicht tragischen Abschluß finden, der auf historischer Grundlage aufgebaute Roman werde mit irgend einer historischen Katastrophe wirkungsvoll gekrönt werden: weit gefehlt! Die ganze Geschichte verrinnt im Sande, der Leser hat umsonst drei dicke Bände hindurch gewartet, daß endlich etwas komme; es kommt nichts!

Daß ein dreibändiger Roman doch nicht langweilig zu sein braucht, beweist Gräfin Valaska Bethuij-Huc (Moriz von Reichenbach) in ihrem Roman „Frauen“. (Dresden und Leipzig, C. Reißner 1894). Er ist zwar keineswegs ein Kunstwerk und verrät in keiner Hinsicht Eigenart, aber er liest sich rasch und angenehm, und das will bei drei Bänden schon etwas sagen! Unter den Familienblattromanen, zu denen man ihn wohl rechnen muß, nimmt er jedenfalls eine hervorragende Stellung ein; kommen einem die Personen und Situationen auch durchwegs bekannt vor, so ist doch alles klar und verständig erzählt, vermag das Interesse selbst bei verwöhnteren Lesern zu erwecken und bis zum Schlusse auch zu erhalten.

Entschieden auf tieferer Stufe steht der gleichfalls dreibändige neueste Roman Ossip Schubins, „Woher tönt dieser Mißklang durch die Welt?“ (Braunschweig, G. Westermann 1894.)

Zwar zeigt er im Gegensatz zum vorigen ausgesprochene Eigenart, aber das ist auch das einzige, was ihn über den Familienblattroman des Dupendeschlages ein wenig emporhebt, und Gutes ist auch von dieser Eigenart nicht viel zu berichten; denn nicht die Lichtseiten des Schubinschen Talentes kommen zur Geltung, sondern die Schattenseiten: der unklare, verschwommene Mystizismus, der über ihren neueren Büchern wie ein schwüler, aufdringlicher Parfüm ruht. Und dazu der verheißungsvolle Titel! An sich ist ein solcher

Titel eine arge Geschmacklosigkeit, aber immerhin ist er geeignet, Erwartungen zu erwecken. Gibt man sich diesen hin, dann erfährt man eine empfindliche Enttäuschung, denn der Roman erfüllt auch nicht im geringsten, was der Titel verspricht. Von der Behandlung einer brennenden sozialen, weltbedeutenden Frage — und die sollte man erwarten! — ist keine Spur: es ist vielmehr ein sehr gewöhnlicher, sehr sentimentaler Ehebruchroman.

Wie gedankenlos Schubin manchmal drauf los schreibt, davon legt folgender Satz Zeugnis ab: „Es (das Zimmer) war nicht besonders groß, dennoch nichts weniger als muffig.“ Ja, warum sollte denn ein kleines Zimmer muffig sein müssen!? Und auf diese Voraussetzung deutet doch das „dennoch!“

Schubin schreibt eben viel zu viel; selbst ein reicheres Talent würde sich durch eine solche Ausnützung erschöpfen, geschweige denn das ihre, das zwar schön, aber durchaus nicht reich ist. In ihrem vorletzten Roman „Gebrochene Flügel“ hat es einen Aufschwung genommen, der hoffen ließ, sie werde sich sammeln und Tüchtiges leisten; ihr jüngstes Buch hat diese Hoffnung vernichtet. Es scheint, als ob ihrem Talente die Flügel gebrochen wären, als ob es sich nicht mehr auch nur annähernd zu jener stolzen Höhe aufschwingen könnte, die es einst in „Ehre“ erreicht hat.

Im Gegensatz zu Schubin hat eine andere Schriftstellerin, die auch zu viel schreibt, in ihrem letzten Werke wohl das Beste geleistet, was sie je geschrieben hat: F. von Kapff-Essenther nämlich in ihrem Roman „Himmel und Hölle“. (Berlin, Rosenbaum & Hart 1894).

Eheliche Dissonanzen sind das Lieblingsthema dieser Dame, ja nachgerade ihr Stedepferd; immer wieder variiert sie es, und solche Einseitigkeit wird sehr leicht verderblich. Nichtsdestoweniger ist es ihr gelungen, in ihrem jüngsten Roman gerade dieses Thema mit solchem Geschick, so geistvoll und gründlich und dabei so spannend zu behandeln, daß man ihn ohne weiteres zu den besten Büchern zählen kann, die im vergangenen Jahr auf dem Büchermarkt erschienen sind. Den Inhalt des Romans bildet der qualvolle Kampf, den ein hochgebildeter Mann um die Freiheit mit einem gemeinen Weibe kämpft, an das er sich in verhängnisvoller Verblendung gefettet hat, das ihn nicht freigeben will und sich seinem Glücke böshaft in den Weg stellt, ihn zur Bigamie treibt, ins Gefängnis, bis es endlich seinen Freunden durch List gelingt, ihn von ihr zu befreien und zum rechtmäßigen Gatten der von ihm geliebten Frau zu machen. Die Charakteristik der Personen, die folgerechte Entwicklung der Handlung, der reine, klare Stil verdienen vollste Anerkennung.

Zu tadeln an dem Buche ist eigentlich nur die wahrhaft greulich geschmacklose Ausstattung.

Auf derselben Höhe wie dieses Werk steht Arthur Zapps Roman „Die Frau des Dichters“ (Dresden und Leipzig, E. Pierson 1894), ein erschütterndes Bild aus dem Leben eines deutschen Dichters. Der Verfasser hat damit ein Seitenstück zu seinem Roman „Frau Lieutenant“ geliefert. Wie dort das Elend einer armen Offiziersgattin geschildert wird, so hier das einer armen Dichtergattin, und beidemal ist es die Frau, die mit stillem Heroismus die ganze Last dieses Elends trägt und dem Gatten das Leben nach Kräften zu erleichtern und zu verschönern sucht; der Gattin des Lieutenants gelingt es auch; die des Dichters erliegt dem Elend, ein Opfer ihrer Liebe und Pflichttreue. Dieser Roman wird wohl auf alle Leser, die mitzufühlen verstehen, einen tiefen Eindruck machen, auf niemand aber einen so tiefen wie auf die, die das Poetenelend aus Erfahrung kennen: auf deutsche Schriftsteller.

Ein eigenartiges, aber in der Form manierirtes, in seiner Stimmung an Absens Dramen erinnerndes Werk ist Friedrich Kammers Roman „Lockende Liebe“ (Leipzig, B. Friedrich 1894).

Es hat den unheimlichen Kampf zum Gegenstande, den ein Mann, der schon einmal im Irrenhause gewesen ist, mit dem aufs neue beginnenden Wahnsinn führt.

Zum Schlusse sei noch ein Werk besprochen, das in seiner Eigenart besondere

Anerkennung seitens der Kritik und Aufmerksamkeit seitens des Publikums verdient, nämlich Gustav Schwarzkopfs „Schlimme Geschichten“ (Dresden, G. Witten 1895), die der Autor als „Freilichtbilder aus dem Bühnenleben“ bezeichnet; eine Bezeichnung, die sehr zutrifft, da er darin das Bühnenleben aus der täuschenden romantischen Beleuchtung des Lampenlichts hinausrückt in das klare, nüchterne Licht des hellen Tages, und zwar nicht in das warme, sonnengesättigte des vollen Tages, sondern in das kühle, sonnenlose des frühen Morgens, das die Dinge mit unbarmherziger Nüchternheit und Schärfe beleuchtet. Was man dazu zu sehen bekommt, ist denn auch recht nüchtern und dürftig, und die grelle Schminke, die für das Lampenlicht berechnet ist, nimmt sich jetzt in ihrer plumpen Aufdringlichkeit recht abstoßend aus. Wenn man nach einer glänzenden Theatervorstellung voll blendender Schaulust auf die halbdunkle leere Bühne und hinter die staubigen, plump belledigten Couliissen tritt, so wird man bei dem Anblide, der sich einem da bietet, recht empfindlich ernüchtert aus dem romantischen Rausche, in den man durch die scenischen Wunder von vorhin versetzt worden ist: man erkennt mit einem gewissen Unbehagen, ja Schmerze, daß das, was einem als Schönheit und Pracht erschienen, in Wahrheit sehr häßlich und sehr dürftig ist, was man für blühende Lebensfarbe und romantische Poesie gehalten hat, nichts als grelle Schminke und allerlei mechanisch erzielte Effekte sind. Ebenso wird es den meisten Lesern bei der Lektüre von Schwarzkopfs Buch ergehen: sie werden sich von der häßlichen Nüchternheit, die ihnen da entgegengähnt, angefröstelt und angeödet fühlen; aber nichtsdestoweniger werden sie den Erläuterungen, die der Autor dazu gibt, wohl zumeist mit Interesse und Aufmerksamkeit folgen, schon weil es ganz eigenartig berührt, wenn ein Schriftsteller, statt, wie's gewöhnlich geschieht, Illusionen hervor zu rufen, Illusionen zerstört; und dann auch, weil es interessant ist, Schwarzkopf bei diesem Vernichtungswerke zuzusehen. Er vollzieht es nämlich weder mit wilder Brutalität noch mit tragischem Pathos oder grimmigem Hohne, er schreit nicht und schlägt nicht um sich: er bewahrt vielmehr die kühlste Ruhe und spricht so seelenruhig und gemessen, als ob sich's um die harmlosesten Dinge der Welt handelte, als ob all das, was da geschieht, gar nicht anders sein könnte; nur manchmal verrät ein spöttisches Lächeln, was er sich denkt.

Auf den sogenannten Spezialitätenbühnen gibt es Künstler, die sich Illusionisten nennen, weil sie das Publikum durch ihre Künste in Illusionen wiegen; da Schwarzkopf das Gegenteil thut, könnte man ihn demnach einen Desillusionisten nennen, eine Bezeichnung, die für ihn wirklich prächtig paßt.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Psychologie.

Doppelbewußtsein.

Es ist genug ist es uns, als waltete in unserem Innern neben dem gewöhnlichen Ich ein anderes, bald einer Maschine, bald einem Dämon ähnlich; und noch öfter finden wir, daß wir auf einmal merklich andere sind, als wir vorher waren. Am auffallendsten ist dies zunächst im Traum: meist möchte man sich gar nicht für denselben halten, der jetzt vernünftig wacht und noch vor kurzem ganz toll geträumt hat. Sind wir schon mit diesen Alltags- und Allnachts-Erscheinungen gemächlich vertraut, so kommen doch Ausnahmsercheinungen, welche die Sache unheimlich machen. Ein Richter ist häufig in die Lage versetzt, über einen

Menschen zu urteilen, dessen Inneres zur Zeit der That so wesentlich anders gewesen scheint als später, daß man sich fragen darf und muß, mit welchem Rechte denn, in paradoxer Kürze gesprochen, der eine Mensch für einen anderen büßen soll. Dann aber hören wir oft von Krankheiten, in denen der Geist des Kranken, auch wenn er nicht eigentlich irre ist, einen von früher merkwürdig verschiedenen Zustand zeigt: vieles ist vergessen, manches vielleicht erst recht lebhaft in Erinnerung, der Charakter gewandelt, mit Einem Wort: die Persönlichkeit geändert. Meistens weicht aber auch dieser Zustand wieder dem früheren, das alte Ich kehrt mit seinen Erinnerungen wieder und ist fast immer so sehr das alte, daß es gerade von dieser Episode, dem sogenannten „zweiten Zustand“, nichts mehr weiß.

Solche Vorkommnisse faßt man in der Regel so auf, daß sich eine scheinbar einzige Persönlichkeit in zwei oder mehrere auflöst, ein sonst einheitliches Ich in ein doppeltes oder mehrfaches spaltet, und zwar nicht bloß das eine früher, das andere später, sondern auch mehr als eines gleichzeitig. Gelegenheit nun, all dies zu beobachten, gab's seit langem namentlich auf jenem dunklen, berühmten und berüchtigten Gebiet, auf dem Magnetiseur und andere Verfehmte ihre somnambulen Medien tummelten. Lange vor unseren Tagen, in denen diese Erscheinungen vom Strom der Wissenschaft aufgenommen und dem großen Publikum zugänglich gemacht wurden, haben jene wissenschaftlichen Parias die Dinge gekannt, geübt und in ihrer unübersehbaren Literatur mit dem mannigfachsten Reichtum an Beispielen und Erklärungsversuchen dargestellt. In mehrere Jahrhunderte, namentlich ins sechzehnte, dürfte dieser Reichtum zurückgehen, und am größten war er wohl in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, da die vielberufenen Experimente Mesmers auf lange hinaus zur Fortsetzung anregten, und andererseits das Hineintragen einer andern Welt in unsere die Gemüter noch naiver beschäftigte als heutzutage; man erinnere sich nur Justinus Kerner.

Indessen ist es auch schon lange her, daß Unverfehmte sich derselben Dinge annahmen. So hat z. B. Leibniz in einem Kapitel (im 27. des zweiten Buchs seiner „Neuen Essays“ das Thema von der Identität einer Person durch Erörterungen über solchen Bewußtseinswandel bereichert. Weiter herauf finden wir den Franzosen Hippolyt Taine, den Milieu-Taine, in seinem Werk über „den Verstand“ ebenfalls mit der Angelegenheit des Doppelbewußtseins und verwandter Phänomene beschäftigt. In eine lebhafte und bis heute noch beschleunigte Bewegung geriet die Frage durch jene Forscher, welche aus dem unsicheren Treiben des damaligen Mesmerismus, Mediumismus u. s. w. heraus das Sichere zum modernen Hypnotismus zusammenrundeten. So zuerst der englische Arzt Braid in den vierziger Jahren. Jetzt und noch mehr durch die späteren Forschungen war man im Stande, den Gegenstand von anderen Gegenständen reinlich abzusondern und in dieser Reinheit immer wieder durch geläufige Experimente nach Wunsch hervorzuzaubern. Man war nicht mehr darauf angewiesen, daß die Natur hie und da einen krankten Ausnahmefall darbot, sondern konnte ohne einen krankhaften Hintergrund die natürlichen Wunder jederzeit in beliebiger Menge und Abwechslung nachbilden. Die Hauptform, in der man die Sache vor sich hatte, war die: irgend ein Mensch, der keine Besonderheiten an sich tragen muß, wird in den hypnotischen Zustand versetzt und zeigt hier jene bekannten Geistesänderungen, die nun auch schon zum Ueberdruß beschrieben sind. Erweckt, ist er wieder wie früher und weiß in den vollkommenen Fällen dieser Art nichts von der Zwischenzeit. Wieder eingeschlüfert, erinnert er sich aller Zwischenvorgänge; wieder erweckt, hat er diese, die von damals und die von eben jetzt, abermals vergessen. So wechselt ein sogenannter „erster Zustand“ mit einem „zweiten“ ab, verschieden von ihm zumeist durch die verschiedene Erinnerung: dort eine teilweise, hier fast immer eine vollständige, gelegentlich sogar eine überfeine, die nach Belieben auch einzuschränken ist. Manche pathologische und manche experimentelle Fälle stellen gerade diesen Typus dar; andere wandeln ihn mit mancherlei Variationen ab. Außerdem zeigt man verschiedene Seelenzustände, die neben einander bestehn: so ist eine Versuchsperson an einem Körperteil empfindungslos, allein sie verrät trotzdem, daß Eindrücke von dort ebenfalls ihr Spiel treiben. Oder sie ist in einem Gespräch begriffen und schreibt gleichzeitig „auto-

matisch" Antworten, die damit unvereinbar scheinen, auf ganz andere Fragen nieder. Derlei tritt manchmal spontan auf, meistens aber stellt man sich's künstlich her. Zum spontanen Auftreten rechnet man dann im weitern Sinn jene merkwürdigen und doch so häufigen Fälle des gewöhnlichen Lebens, in denen ein Zerstreuter gleichzeitig mehreres thut, ohne jedoch über das eine so Herr und erinnerungsfest zu sein wie über das andere.

Die Literatur unserer Zeit, die sich mit diesen Dingen beschäftigt, wendet sich vorwiegend den pathologischen Ausnahmefällen zu, in denen meist hysterische durch Jahre hindurch einen systematischen Wechsel gewisser Bewußtseinszustände zeigen. Solche Fälle werden mit Sorgfalt hervorgezogen und von einer Veröffentlichung zur andern durch die Literatur durchgeschleppt, so daß diese Personen — eine Mary Reynolds, eine Félicité K., Lucie, Léonie, Corinna, Sabie u. a. — dem Publikum nachgerade fast ebenso vertraut werden wie etwa vielgenannte Politiker. Manche von ihnen sind bereits seit Jahren oder gar Jahrzehnten bekannt und weiter beobachtet; die erstgenannte Patientin ist von dem amerikanischen Arzt Weir Mitchell schon im Jahr 1860, dann ausführlicher 1888 und 1889 beschrieben worden. Dichterisch wurde das Problem der „zwei Seelen in Einer Brust“ — doch nur erst in einem weiteren Sinn — behandelt von Adolf Wilbrandt in seinem Roman „Fridolin's heimliche Ehe“ (1875).¹⁾

Ein unauffälliger, doch wertvoller Beitrag zu dieser Frage und zu dem ganzen umschließenden Kapitel aus Pathologie und Psychologie kam aus den Händen zweier Wiener Ärzte, Josef Breuer und Sigmund Freud, unter dem Titel „Ueber den psychischen Mechanismus hysterischer Phänomene“, im „Neurologischen Centralblatt“, Januar 1893, und kurz nachher in der „Wiener Medizinischen Presse“. Diese Arbeit, die auch für weitere Kreise von Interesse sein kann, bespricht die durch eine Verletzung entstandene, die sogenannte traumatische Hysterie und geht von der Annahme Charcots aus, daß ein solcher Verletzter während der Verletzung sich in einem besondern Geisteszustand befand. Hat so die Verletzung ähnlich wie eine hypnotische Suggestion gewirkt, und sollte sie für gewöhnlich vergessen worden sein, kann auf Grund des Doppelbewußtseins in einem späteren hypnotischen

¹⁾ Eine größere Reihe von theoretischen Schriften über unsern eigentlichen Gegenstand scheint ungefähr im Jahr 1876 begonnen zu haben; an erster Stelle ist hier Professor Azam aus Bordeaux mit seiner Patientin Félicité, wohl der berühmtesten von allen, zu nennen, der nach mehreren gelehrten Einzelveröffentlichungen schließlich im Jahr 1887 seine Erfahrungen in dem Werk „Hypnotisme, double conscience, et altérations de la personnalité“ verarbeitete. Die forensische Frage der „Verantwortlichkeit“, die sich an diesen Fall knüpfte, kam im selben Jahr zu Paris auf dem Kongreß der französischen Gesellschaft für den Fortschritt der Wissenschaften („Association française pour l'avancement des sciences“) zur Sprache und wurde gleichzeitig eingehend erörtert in dem Werk von Charcots Schüler Gilles de la Tourette: „Der Hypnotismus und die verwandten Zustände vom Standpunkte der gerichtlichen Medizin“ („L'hypnotisme et les états analogues au point de vue médico-légal“; deutsch 1889). Von dem bekannten Philosophen Ribot war einstweilen unter seinen verschiedenen „Krankheiten“-Büchern auch das über die „Krankheiten der Persönlichkeit“ erschienen (1885), das anscheinend an der Popularisierung des Gegenstands in besonderer Weise mithalf. Fernere Veröffentlichungen kamen u. v. A. im Jahr 1888 auf französischer Seite von Bouvry-Burot („Variations de la Personnalité“), auf deutscher von Krafft-Ebing („Eine experimentelle Studie auf dem Gebiete des Hypnotismus“, 3. Auflage 1893); im nächsten Jahr, 1889, zwei weiter greifende Werke, auf französischer Seite von Pierre Janet („L'automatisme psychologique“), auf deutscher von Franz Carl Müller („Psychopathologie des Bewußtseins“); englische und französische Forscher, worunter Alfred Binet, erörterten in Fachzeitschriften die engere Frage. Wieder ein Jahr später brachten — abgesehen von auswärtiger Literatur wie z. B. dem großen Psychologiewerk von William James mit dem reichhaltigen Kapitel über das Selbstbewußtsein — in Deutschland das „Doppel-Ich“ von Max Dessoir den Begriff der Sache und einiges in den „Paras“ des Dichters Ola Hansson die Anschauung davon in ein größeres Publikum. Dann erschien eine Hauptchrift, „Les altérations de la personnalité“, von Alfred Binet (1892); ein längerer Bericht darüber von Cl. Solal in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ (25. und 27. Juni 1892) bildete die Vorlage zu dem jüngsten Buch über den Gegenstand: „Die Mehrheit geistiger Persönlichkeiten in Einem Individuum“. Eine psychologische Studie von Dr. S. Landmann, anscheinend praktischem Arzt in Fürth (Stuttgart, F. Enke, 1894).

Zustand die Erinnerung daran ausgegraben werden. Nun schlugen unsere Forscher die entgegengesetzte Richtung ein: sie suchten Aufschluß über die Herkunft einzelner hysterischer Symptome und fanden ihn durch die künstlich erweckte Erinnerung an besondere Erlebnisse der Patienten. Diese Erlebnisse waren jedoch keine gleichgiltigen, sondern hatten tief in das Gemütsleben eingegriffen, sie waren „mit Affekt betont“. In solchen Erlebnissen war es zu gewissen Thätigkeiten gekommen, die eben wegen dieses Gemütseingriffes auch selbst wieder tief eingriffen und dadurch ständig blieben, „fixirt wurden“. Der Arzt, der zunächst davon ebenso wenig weiß wie der Patient, fragt nun diesen in der Hypnose darnach: es tritt Wiedererinnerung auf und zwar begleitet von einem lebhaften Affekt, wie er sonstige Erinnerungen nicht begleitet. Dieser Affekt erklärt sich dadurch, daß jenes Erlebnis unter gewöhnlichen Verhältnissen eine gewisse Abwehr, sagen wir Erledigung, Beantwortung oder Reaktion gefunden hätte, unter außergewöhnlichen Verhältnissen jedoch in ganz besonders wichtigen Momenten krankhaft gesteigerter Disposition, die „sozusagen außer Verkehr mit dem sonstigen geistigen Leben des Individuums stehen“, nicht oder nur unvollständig gefunden hat. Dadurch wird das Erlebnis zu einer seelischen Verwundung, zu einem „psychischen Trauma“, das nun gleich einer drückenden Schuld fort und fort quält; „der Hysterische leidet an unvollständig abreagirten psychischen Traumata“; es müßte, wie wir hinzufügen, zu einer aristotelischen „Reinigung von den Affekten“ kommen. Die Diagnose geschieht also durch hypnotische Wiedererinnerung, die Heilung dadurch, daß zu jener schuldig gebliebenen Erledigung jetzt die Gelegenheit geboten wird; diese Therapie „kommt einem der heißesten Wünsche der Menschheit entgegen, nämlich dem Wunsche, etwas zweimal thun zu dürfen.“ So scheint es sich unseren Forschern hier um ein Stück Doppelbewußtsein zu handeln, und die Neigung zu einem solchen Zerfall des Bewußtseins erscheint ihnen wohl als das Grundphänomen der Hysterie.

Für Fachleute dürfte noch ein Aufsatz von A. Utis in der „Wiener Medizinischen Wochenschrift“ vom Jahr 1893 (Nr. 35 und 36), „Bemerkungen zu einem Falle von Doppelbewußtsein“, der auch auf Ola Hansson Bezug nimmt und zugleich bisherige Literatur verzeichnet, von Wichtigkeit sein. In weitere Kreise drang die Angelegenheit wieder 1893 durch Paul Lindaus Schauspiel „Der Andere“, das seinen Helden in einem solchen Doppelzustand zeigt, und durch die öffentlichen Erörterungen darüber, worunter L. Löwenfelds zugleich die Sache selbst umfassende Kritik besonders bemerkenswert war (in Nr. 44 der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“). Zu den berühmten Patienten kam noch eine (anscheinend schon geheilte) Alma J. hinzu, beschrieben von Esgood Mason in New-York (in dem amerikanischen „Journal of nervous and mental disease“, September 1893, worüber das deutsche „Zentralblatt für Nervenheilkunde“ vom Mai 1894 berichtete). Alma zeigt drei Zustände: Nr. 1 der normale, Nr. 2 der einer kleinen Indianerin, Nr. 3 der eines Knaben. In Nr. 2 spricht sie in kindischer Weise mit zahlreichen grammatikalischen Fehlern u. s. w.; in Nr. 3 ist sie viel gereifter in geistiger Beziehung, viel ernster und umsichtiger als in Nr. 2, steht aber an Kenntnissen hinter Nr. 1 sehr weit zurück. Der dritte Zustand behauptet oft wochenlang das Feld. Aber hier ereignet sich mitunter noch etwas besonders Merkwürdiges. Die Patientin liebt als Normalperson (Nr. 1) eine Symphonie sehr; bekommt nun Nr. 3 diese Symphonie zu hören, so tritt für ganz kurze Zeit Nr. 1 auf und verschwindet dann wieder. Ein anderer amerikanischer Fall, der einer Sadie B. . . , der sich durch willkürliche Hervorrufung des zweiten Zustandes und durch ein merkwürdiges Nachklingen eines starken Eindrucks aus diesem in den normalen Zustand hinüber auszeichnet, wurde von dem Arzt Henry Hulst in Grand Rapids (Michigan) unter dem Titel „Künstliche Vervielfältigung der Persönlichkeit“ („Artificial multiple personality“) vor die Öffentlichkeit gebracht und wird demnächst auch in deutschem Gewand bekannt gemacht werden.¹⁾

¹⁾ Ein neues französisches Buch, verfaßt von E. Meuret: „Outrages à la pudeur, violences sur les organes sexuels de la femme dans le somnambulisme provoqué et la fascination. Étude médico-légale

Das unten erwähnte Buch von Landmann, das uns zu den vorliegenden Zeilen veranlaßt hat, ist nicht etwa ein Nachschlagewerk über dieses Gebiet oder auch nur eine rückschauende Zusammenfassung, sondern lediglich eine polemische Auseinandersetzung mit Binet und einigen wenigen ihm nahestehenden Autoren. Der Verfasser dürfte von der Frage ausgegangen sein: Wenn auch wirklich all diese Bewußtseinsänderungen rechtmäßig bezeugt sind, haben wir damit bereits eine Mehrzahl von Ichs, von Persönlichkeiten, von Bewußtseinen, gleich mehreren Menschen, die aber sonst ein Individuum bilden? Die Antwort ist doppelt: ein Ja für die auf einander folgenden, ein Nein für die gleichzeitigen Bewußtseinszustände. Und es scheint uns, daß Landmann mit diesem Nein — das jedoch nicht er zuerst ausgesprochen hat — die Wahrheit eher erreicht als verfehlt. Die Durchführung seines Nein steht allerdings nicht ganz auf der Höhe, die hier zu erwarten wäre. An eigenen Beobachtungen bringt der Verfasser vereinzelte, die ihm eben aufgestoßen; wo die Anstellung von Kreuzexperimenten nötig wäre, begnügt er sich mit bloßer Diskussion. Er liefert jedenfalls eine selbständige Gedankenkette und beabsichtigt kein Literaturwerk: um so auffallender ist der Gebrauch von recht wertlosen Citaten, wenn für die alltäglichsten Dinge bestimmte Autoren angeführt werden, die sie weitaus nicht zum erstenmal vorgebracht haben. Man merkt, daß der Verfasser bei einer erst bruchstückweisen Kenntnis des Gegenstandes begonnen hat, über ihn auf eigene Faust zu urteilen. Durch das Ganze und durch Einzelheiten zieht sich eine strenge Kritik. Wenn Landmann jedoch mit Recht einem Gegner den Gebrauch des Ausdrucks „psychologisch“ statt „psychisch“ und die Unklarheit seiner sonstigen Bezeichnungen vorwirft, wäre es doch folgerichtig, wenn er — u. a. — statt des Ausdrucks „Somnambulismus“ den nun auch in Deutschland bereits einigermaßen üblichen „Somnambule“ gebrauchte. Er bemüht sich, auf der Höhe moderner Psychologie zu stehen und „naturwissenschaftlich“ aufzutreten; allein die erste Grundlage psychologischen Denkens, die Unterscheidung der Welt der inneren Wahrnehmung von der Welt der äußeren Wahrnehmung, ist ihm noch nicht zu eigen. Er meint, statt „Der Baum ist grün“, ebenso gut sagen zu können: „Ich sehe, daß der Baum grün ist“; darum kennt er auch nicht den Gegensatz zu der Erklärung geistiger Erscheinungen durch Nachweis der ihnen zu Grunde liegenden organischen Thätigkeiten und sieht jenen Gegensatz in der Zurückführung „rätselhafter Erscheinungen“ auf „abstrakte Begriffe“ u. s. w.; darum bleibt nach ihm psychologische Klarheit veriaht, wenn nicht das zugehörige Organ aufgesucht wird; darum meint er, auf der heutigen Entwicklungsstufe der Naturwissenschaften werde es wohl allgemein als Thatsache anerkannt, daß der Mensch das ganze Material für die geistige Thätigkeit seines denkenden Apparates durch die Sinnes- und Empfindungsnerven (Landmann meint wohl: durch die sensiblen Nerven) erlangt, während wir doch seit Locke und besonders seit der jüngeren Entwicklung der Psychologie ganz wohl wissen, ein wie großer Teil jenes Materials lediglich durch die „Reflexion auf psychische Akte“ erlangt wird, und daß alle Nerven der Welt uns z. B. nicht ein einziges Urteil, kein Ja und kein Nein zuführen könnten. Auf solchen Wegen kommt er auch — und zwar ganz plötzlich, nur mit einem „somit“ — zu dem längst tot geglaubten Parallelismus von Sprechen und Denken, indem nach ihm „das bezeichnende Wort“ „vollständig dem psychischen Akte“ entspreche (vielleicht ein Druckfehler). Ähnlich ergeht es ihm auf dem Sondergebiet des Hypnotismus; er hat sich hier auch die Statistik angesehen, sieht sich aber nicht, „Hypnotisierbarkeit und Suggestibilität“ einander gleich zu setzen,

Paris, Roeff et Cie, 1894), ist ebenfalls in dem Zusammenhang der Fragen nach Bewußtseinsänderungen zu nennen; es veranschaulicht u. a. den Zusammenhang der Erinnerungen vom einen Zustand zum andern durch eine — nur eben nicht vollständige — Zeichnung (S. 8). Das vor kurzem erschienene Hauptwerk der deutschen Literatur über zwei im Vordergrund stehende Krankheiten, die „Pathologie und Therapie der Neurasthenie“ von Leopold Böhmefeld (Wiesbaden, Bergmann 1894), erörtert auch das Doppelbewußtsein eingehend, namentlich das bei hysterischen Anfällen, und führt u. a. wieder die Geschichte der Felida X. zusammenhängend vor (S. 491, 519 ff. 565 f.). — Eine Corinna G. . . hatte schon früher der italienische Forscher Dr. Olinto Del Torto in „Magnetismo ed Ipnotismo“ beschrieben.

während ihn jede genauere Fachschrift davon unterrichten könnte, daß beide in der verschiedensten Weise von einander abweichen.

Was für die von Landmann bekämpften Autoren zu einer gleichzeitigen Mehrheit von Persönlichkeiten wird, das bleibt für ihn — um sein Ergebnis ganz kurz auszusprechen — eine einzige Persönlichkeit, bei der nur die Verbindungen zwischen den verschiedenen Gehirnzellen anders gruppiert, namentlich zum Teil unterbrochen werden. Also eine Lehre von „wechselnden Komplexen“. Den Ausschlag gibt dabei der Unterschied zwischen den niedrigeren und den höheren Gehirnteilen, zwischen den „subcortikalen Ganglien“ als den „vorstellungsbildenden“ Gehirnnorganen und den „Korndrinenzellen“ als den „bewußtseinsbildenden“ Gehirnnorganen. Die nicht gleichzeitige sondern successive Mehrheit von Persönlichkeiten, die Landmann also nicht bekämpft, erklärt er durch die Annahme, daß bei solchen Individuen entweder zeitweise immer die nämliche oder zu verschiedenen Zeiten ein verschiedener Teil der Gehirnrinde aus der geistigen Thätigkeit ausgeschlossen werde, durch deren gesetzmäßigen Verlauf ein normaler geistiger Zustand bedingt wird. Eigenartig ist noch seine Auffassung der Katalepsie, eines Zustandes, „in welchem die menschliche Denktätigkeit sich vom allerersten Anfange an bis zu einem mehr oder minder vollkommenen Grade entwickelt und in wenigen Augenblicken den ganzen Weg durchläuft, zu welchem der Mensch von seiner Geburt an eine Reihe von Jahren notwendig hat.“

Merkwürdig bleibt bei der ganzen Durchführung, daß Landmann den Persönlichkeitsplural, den er im gleichzeitigen Nebeneinander verschiedener Phänomene verwirft, doch in ihrem zeitweiligen Nacheinander gelten läßt. Eine nähere Rechtfertigung dieses ungleichen Maßes gibt er nicht. Hingegen werden wir vielleicht als nächste Haltstelle auf dem Weg zur endgültigen Erklärung all dieser Erscheinungen den Versuch vor uns sehen, auch diese successive Mehrzahl von Ichs durch ein einziges Ich mit abwechselnden Gruppierungen der geistigen Elemente zu erklären.

Dr. Hans Schmidlunz, München.

Tierzucht.

Das ungarische Pferd und dessen Zucht.

Wir besitzen keine bestimmten Daten darüber, wie das Pferd jener Urvongaren aussah, die vor tausend Jahren das Land eroberten, und wenig verlässlich sind auch die Angaben bezüglich jenes Pferdes, auf welchem die Ungaren unter ihren Anführern und Fürsten die halbe Welt durchstreichten.

Es ist eine Thatsache, daß die Ungaren ein aus Asien gekommenes Volk waren, sie konnten demnach nur im Besitze eines Pferdes fester Konstitution sein, von welchem in der Geschichte so viel aufgezeichnet ist, daß es ein kleines, ungeformtes, doch schnell bewegliches und sehr abgehärtetes, ausdauerndes Pferd war.

Dieses Urpferd der alten Ungaren wurde während der mongolischen Invasionen mit gemeinen, dann mit edlen orientalischen Pferden — besonders mit Arabern — gemischt, nachher mit spanischem und noch später mit englischem Vollblut veredelt, so daß das für den gewöhnlichen Gebrauch bestimmte — sozusagen Durchschnittspferd des heutigen Ungarn ein solches Tier ist, in dessen Adern das Blut edler orientalischer Pferde in Gemeinschaft des vom englischen Vollblutpferde gewonnenen Blutes rieselt.

Es ist wohl bekannt, daß Pferde dieser Blutmischung auch in anderen Ländern existieren und trotzdem können wir behaupten, daß das ungarische Pferd an Güte die Durchschnittspferde sämtlicher Länder von ganz Europa schlägt.

Es lohnt sich nun, zu untersuchen, was für einem Umstande dieser Vorteil, den jeder unbefangene Kritiker — sei er ein Deutscher, Engländer, Amerikaner oder Franzose — anerkennen muß, zuzuschreiben sei.

Dieser Vorteil, welcher sich besonders im leichten Ertragen der anstrengenden Arbeiten,

also in der Ausdauer, in der Standhaftigkeit, in der Verwendbarkeit auf große Distanzen offenbart, findet seine Erklärung in mehreren Umständen.

Der erste unter diesen ist der, daß das uroriginal ungarische Pferd schon allein ein an unermeßlichen Mühseligkeiten gestähltes Tier war, auch zur Zeit der Einwanderung der Ungarn, und ein ähnliches, von Mühseligkeiten abgehärtetes Tier blieb es auch später, als es, fortwährend unter dem freien Himmel Gottes lebend, mit seinem Reiter in ununterbrochenen Kämpfen einen großen Teil Europas durchzog, hinauf bis ans Ende Italiens und bis Augsburg und hinunter bis nach Byzanz.

Auch die endlosen späteren Kriege waren nur dazu geeignet, das ungarische Pferd noch mehr zu stählen und ihm eine unverwundliche Konstitution zu verschaffen.

Auch zur Zeit der mongolischen Invasionen hat das ungarische Pferd, wenn auch an etwas anderem nicht, so doch an Zähigkeit gewonnen und hat sich mittelst der edlen orientalischen, besonders der türkischen und arabischen Pferde auch eine schönere Form und noch besseres Blut erworben.

Das unverwundliche urungarische Pferd, mit edlen orientalischen Pferden verbessert, lieferte daher jenes wertvolle, unschätzbare Grundmaterial, auf welchem unter Beiwirkung sonstiger Umstände der Bestand der heutigen ungarischen Rappferde aufgebaut wurde, und gar keine Art und Weise hätte zur Kristallisierung des heutigen ungarischen Pferdes ohne das erwähnte ausgezeichnete Grundmaterial genügt.

Der zweite günstige Umstand war die Pferdeliebhaberei des Ungarn, die er von seinen Ahnen geerbt und bis heute beibehalten hat.

In dritter Reihe waren diesem Pferde auch die klimatischen und Vegetationsverhältnisse günstig, ohne welche es die erworbene Festigkeit aufrecht zu erhalten nicht im Stande gewesen wäre.

Zu großem Vorteile war dem ungarischen Pferde auch die sachkundige staatliche Einmischung; doch den entscheidendsten Einfluß auf seine Vorzüglichkeit hat entschieden das Erziehungssystem geübt, jenes System, welches von einem Teile der Pferdezüchter der gebildeten Staaten für zu sehr primitiv und ungünstig gehalten wird, welches sich jedoch in der Praxis als allein richtig bewiesen hat.

Dieses System unterscheidet sich in wesentlichem von dem Erziehungssystem anderer Staaten, und am meisten gleicht es noch dem amerikanischen und russischen System, denn auch dieses glaubt und bekennt es, daß man mittelst Verwöhnung ein dauerhaftes, abgehärtetes Pferd zu erziehen nicht im Stande ist.

Während zum Beispiel der Engländer von dem Körperbau und den Fehlern gänzlich abücht und bekennt und befolgt, daß: „Handsome is that handsome does“ und daß: „They run in all forms“ — legt der Deutsche ein besonderes Gewicht auf den Körperbau und auf die Fehler, doch deshalb glaubt er fest, daß: „Blut ist der Saft, der Wunder schafft“, und die französische Auffassung endlich ist die, daß: „wie groß immer die Dampfkraft der Maschine des Pferdes sei, diese nicht nützen könne, wenn ihre Räder, ihre Schubstangen und so weiter keine Widerstandskraft besitzen.“

Der amerikanische Züchter behauptet schon hingegen, daß: „Work only can fit for work“, und so denkt beiläufig auch der Russe. Dieser letzteren Auffassung nähert sich die ungarische, welche in folgendem Satze zum Ausdruck gelangt: „Fortes creantur fortibus“, und „Nubiens Panther gebärt keinen feigen Hasen“.

Denn wie immer wir auch die Dinge wenden, so bleibt es doch immer wahr, daß die Kraft wieder Kraft erzeugt, das Kraftlose hingegen gebärt nichts Kräftiges und ohne Übung und Abhärtung wird die organische Maschine des Pferdes nicht aktionsfähig, gestählt und ausdauernd, ohne Erprobungen wird es zur Ertragung und Ueberwindung der Strapazen unfähig.

Darin birgt sich daher das Geheimnis der Güte des ungarischen Rappferdes, daß

1. in ihm gutes Blut, edles Blut rieselt;
2. daß es, wenn auch keine idealische Schönheit, doch einen zweckmäßig gebauten Körper besitzt;

3. es ist fester Konstitution schon zufolge seines Ursprunges, doch auch vermöge seiner Erziehung;

4. auf der freien Luft, auf einem großen Bewegungsraume den Widerwärtigkeiten des Wetters ausgeiebt, ist es von Jugend auf an alle denkbaren Erprobungen gewöhnt, es ist auch in seinem späteren Lebenslaufe für die stärksten, wirklich schonungslosen Arbeiten gestählt, es ist genötigt, seine Kräfte fortwährend zu entwickeln und zu üben.

5. Von intensivem und auch sonst knapp zugemessenem, doch an Nährstoff reichem Futter nicht in Ueberfluß lebend, wird es anspruchlos und von gesundem Organismus, im Knochen- und Muskelsystem stark und bleibt es auch, es verfettet sich nicht, wird nicht schwer und die Arbeit seiner Muskeln, seines Herzens und seiner Lunge wird nicht beschränkt.

6. Seine Ausdauerkraft wird nicht der Geschwindigkeit geopfert, doch wird auch seine Schnelligkeit der Fähigkeit, große Distanzen zu begehen, nicht zum Opfer hingeworfen, und man fordert von ihm, daß es nach Bedürfnis unter dem Sattel und vor dem Wagen in leichter, schneller und in schwerer, langsamer Arbeit gleichmäßig den Dienst versee.

Kurz, das Verfahren des ungarischen Pferdezüchters unterscheidet sich wesentlich von dem Verfahren aller übrigen sich mit Pferdezücht befassenden Nationen besonders darin, daß er sein Pferd, gleich dem Araber, mit äußerster Strenge erzieht und verwendet, er verwöhnt es nicht, verfeinert es nicht, doch läßt er es auch nicht schwer werden; er verschafft ihm ein leichtes, doch starkes Knochenystem, mächtige Muskeln, Lungen und ein ebensolches Herz, durch zweckmäßige Auswahl der Zuchtthiere und durch eine rationelle Erziehung und Verwendung, während andere Nationen bald der größten Geschwindigkeit, bald der höchstgradigen Schönheit und einer korrekten Gestalt alles unterordnen und Spezialisten sind bis zur äußersten Grenze, nicht so wie der Ungar, dessen Ideal ein allgemein gut verwendbares, schnelles und ausdauerndes Pferd und nicht ein hauptsächlich nur schnelles oder ein hauptsächlich nur schönes oder ein schönes und schnelles, wenn auch gebrechliches und keine Mühseligkeiten ertragendes Pferd ist.

Insofern ich es beurteilen kann, befolgt nach Ungarn die gesundeste Richtung in seiner Pferdezücht Deutschland. In zwei Dingen fehlt es jedoch, es verwendet nämlich in übertriebenem Maße das schnelle englische Pferd auf Rechnung des eine große Standkraft besitzenden orientalischen Pferdes, und dann erzieht es nicht mit genügender Strenge, mit einem stärkenden, stählenden System die Fohlen.

Die Annahme des deutschen Züchters, daß das englische Vollblut — wenn es gut ist — auf dem Gebiete der Pferdezücht Wunder wirken kann, erleidet keine Einwendung; auch das ist in seinem Verfahren uneinwendbar, daß er auf die korrekte Form des Pferdes stolz, daß er gegenüber den körperlichen Fehlern unerbittlich streng ist: ja, mich dünkt es sogar, daß dieses doppelte Prinzip, mit einer ausgebreiteteren Verwendung des orientalischen Blutes und mit einer weniger verwöhnenden Fohlenziehung in Verbindung gebracht, Deutschland binnen kurzem auf dem Gebiete der allgemeinen und besonders auf dem der Militärpferdezücht über alle Pferdezüchterstaaten emporheben würde, eben deshalb, weil es nicht unbedingt bekennt, daß: „They run in all forms.“

Die Ansicht: „Das Pferd rennt, wenn es rennt, wie immer auch dessen Körperbau ist“, ist bis zu einer gewissen Grenze unbedingt wahr, nur daß das gemeine Nuttpferd, welches ein Vollblut durchaus nicht, sondern nur ein Halbblut sein kann, nicht bloß dazu da ist, um mit seinen mehrere Meter umfassenden langen Beinen und mit seiner schnellen Aktion in rasender Geschwindigkeit einige Kilometer hinter sich zu legen, sondern dazu, daß es in möglich schnellem Tempo auch auf einer großen Distanz aushalte, und dieser Forderung zu entsprechen ist nur das mit orientalischem Blute gemengte englische, korrekt geformte Halbblut im stande und nur dann, wenn es dem Zwecke entsprechend erzogen, eingeübt und angewöhnt ist.

Ich würde mich nur in eine bis zur Langeweile abgedroschene Wiederholung einlassen, wenn ich den Preßburg—Wiener Record des ungarischen Halbblutes, von 3,7 Minuten auf 65,8 Kilometer, seinen Berlin—Dresdener Record von 4,3 Minuten auf 187 Kilometer, den

Record von 2,30 Minuten in Budapest auf 40 Kilometer, seinen Record von 3—5 $\frac{1}{2}$ Minuten ebendasselbst auf 101,4 Kilometer und seinen Wien—Berliner Record von 71 Stunden auf 580 Kilometer auch eingehender schildern möchte, statt dessen halte ich es für lehrreicher und interessanter das Erziehungsverfahren eben jenes ungarischen Züchters, nämlich des Grafen Ladislaus Forgách in Mándof, aus dessen Gestüte „Athos“, der Sieger des Wien—Berliner Distanzrittes, stammte, klar zu legen.

Die große Ausdauer und Zähigkeit, welche die gräflich Forgách'schen Pferde charakterisieren, sind außer der edlen Abstammung, der gewissenhaften Prüfung und den günstigen Ortsverhältnissen besonders dem Umstande zuzuschreiben, daß der Züchter seine Pferde nicht verwöhnt und verweichlicht, sondern auf folgende Weise erzieht.

Die Saugfüllen, deren Mütter reichlicher und nahrhafter ernährt werden, erhalten so viel Hafer, wie sie mit gutem Appetit verzehren können. Graf Forgách hält es außerdem noch für sehr wichtig, daß die Fohlen längere Zeit saugen, weil er der Ueberzeugung ist, daß die Muttermilch durch nichts ersetzt werden kann. Aus diesem Grunde entwöhnt er seine Fohlen erst im Oktober, also nach einer mehr als halbjährigen Saugezeit; von dieser Zeit an verabreicht er ihnen, bis sie ein Jahr alt geworden, pro Kopf und Tag drei Kilogramm Wiesenheu und sechs Liter Hafer, gemengt mit einer entsprechenden Quantität guten Frühlingsstrohhäckfels.

Den phosphorsauren Kalk hält der Graf zur Knochenbildung für sehr gut; aus diesem Grunde mengt er hiervon auch schon den Saugfohlen ein wenig in die Haferportion und führt dies ununterbrochen fort bis zu ihrem vierten Lebensjahre.

Die einjährigen Fohlen läßt Graf Forgách im Frühlinge auf eine nahrhafte Weide treiben, wo sie von Ende April bis Ende Oktober und, wenn möglich, auch bis Mitte November bleiben, während dieser ganzen Zeit erhalten sie kein sonstiges Futter. Wenn die Witterung günstig ist, übernachten die Tiere unter freiem Himmel; tritt jedoch schlechtes Wetter ein, so werden sie in einen gegen Norden geschützten, gegen Süden offenen, gedeckten Stall getrieben. Von der Weide kommen die Fohlen gewöhnlich angefleischt und schön entwöhlt in das Winterquartier.

Vom kommenden Frühling bis zum späten Herbst leben die Fohlen wieder auf der Weide; von ihrem dritten bis zum vierten Lebensjahre erhalten sie im Winter pro Kopf und Tag vier Liter Häcksel von Sommerstroh, mit ein wenig Sonnenblumentuchen gemengten Hafer und fünf Kilogramm Heu.

Während der Wintermonate sind die Fohlen in einem luftigen, doch nicht zu kalten Stalle angebunden; den größten Teil des Tages jedoch verbringen sie unter freiem Himmel auf einem geräumigen, umzäunten Platze und werden nur zur Mittagsfütterung in den Stall getrieben. Möge der Nordwind noch so stark blasen und Schneegestöber noch so sehr wüten, die Fohlen müssen selbst in einem solchen Wetter einige Stunden im Freien verbringen. Wahrlich bei einer solchen Erziehung kann man verstehen, wie die Mándofer Pferde jene eiserne Gesundheit und Widerstandsfähigkeit gewinnen, von der sie während des Distanzrittes einen glänzenden Beweis geliefert haben.

Ich will noch bemerken, daß die Gestütsmutterstuten ausschließlich zu Zuchtzwecken benützt werden und sich bis zum Schluß der Beschältsaison in Mándof befinden, später verbringen sie ihre Zeit bis zur Entwöhnung der Fohlen ebenfalls auf der Weide; die Zügmutterstuten hingegen sind in landwirtschaftliche Abteilungen geschieden; die Fohlen dieser letzteren weiden nach ihrer Entwöhnung zusammen mit den Gestütsfohlen und erhalten dieselbe Erziehung wie jene.

Die jungen Pferde werden nach vollendetem vierten Lebensjahre in die Klasse der Jagd- resp. in die der Wagenpferde eingereiht und geprüft, die überflüssigen jedoch werden roh, uneingelernt verkauft und zwar zu einem Preise von 500—1000 Gulden und mehr.

*

Ich will nur noch von dem heutigen Maßstabe der staatlichen Einmischung Erwähnung machen und dann schließe ich.

Die in den vier Staatsgestüten, nämlich in Mezöhegyes, Bábolna, Nisbér und Jögaras erzogenen, ferner von Privaten gekaufte und dann nach den Bedeckstationen und in Pacht gegebene Hengste sind es, welche in Ungarn als produzierendes und veredelndes Material in dem, zwei Millionen Stück umfassenden, Bestande, worüber dieses Land verfügt, die größte Rolle spielen.

Abgesehen von den Pepiner Hengsten der erwähnten vier Gestüte und von den Privateigentum bildenden wirkten im Frühjahr des Jahres 1894 im Lande 2801 Stück Staatshengste, und zwar an 896 Bedeckstationen 2336 Stück und in Pacht gegeben 265 Stück.

Und zwar: englisches Vollblut 312 Stück, englisches Halbblut 1073 Stück, arabisches Vollblut 29, arabisches Halbblut 334 Stück; Ronius, das ist Anglo-Norman 461, Sidran, das heißt englisch-arabisches 211 und sonstige Rassen 108 Stück.

Unter den 312 Stück englischen Vollblutpferden gibt es zahlreiche, die sich beim Wettrennen einen Ruf erworben, und die Pepiner Hengste sind, wenn auch nicht alle erster Qualität, so doch alle ausgezeichnet. Gegenwärtig sind es die folgenden:

Dunure, englische Zucht. Vater: St. Simon, Mutter: Sunrise. Bedeckt ausländische Stuten für 500 Gulden.

Gaga, ein mit seiner Mutter importirter Hengst. Vater: Galopin, Mutter: Red Hot. Bedeckungspreis 500 Gulden.

Gunnerbury, englische Zucht. Vater: Hermit, Mutter: Hypia. Bedeckungspreis 500 Gulden.

Galaor, französische Zucht. Vater: Nonomy, Mutter: Fideline. Bedeckungspreis 400 Gulden.

Nisbér öcseje (Nisbér's jüngerer Bruder), ungarische Zucht. Vater: Buccaneer, Mutter: Mineral. Bedeckungspreis 400 Gulden.

Pásztor, ungarische Zucht. Vater: Cambuscan, Mutter: Lady Patroness. Bedeckungspreis 400 Gulden.

Walbur, englische Zucht. Vater: Doncaster, Mutter: Freia. Bedeckungspreis 300 Gulden.

Wálvány, ungarische Zucht. Vater: Buccaneer, Mutter: Lady Florence. Bedeckungspreis 200 Gulden.

Vinea, ungarische Zucht. Vater: Buccaneer, Mutter: Verbena. Bedeckungspreis 200 Gulden.

Venél, ungarische Zucht. Vater: Buccaneer, Mutter: Selena Triumphant. Bedeckungspreis 200 Gulden.

Primás II., ungarische Zucht. Vater: Doncaster, Mutter: Budaghöngye (Perle Ofens). Bedeckungspreis 400 Gulden.

Außer diesen stehen noch 11 andere Vollblut-Pepiner Hengste zur Verfügung um den Bedeckungspreis von 100, 80 und 60 Gulden.

*

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, daß mein Compatriot Eduard Egan vollkommen recht hat, wenn er in seinem „Das ungarische Pferd“ betitelten Werke behauptet, daß:

„Also das ungemein trockene, an Extremen reiche Klima — die endlosen Weidestreden mit ihren nahrhaften Gräsern — die harte, stählende Aufzucht bei fortwährender Übung — das Gewichtlegen auf Leistung sowohl bei der Zucht als auch im praktischen Leben — die zielbewußte, energische und umsichtige einheitliche Beeinflussung der Zucht durch den Staat — eine weitgehende Inanspruchnahme von sorgfältig gewähltem und ohne Rücksicht auf den Preis, einzig nur nach seinen Leistungen auf der Rennbahn angekauftem englischem Vollblutdeckmaterial — alles das systematisch aufgebaut auf der unerschütterlichen, unvergleichlich wertvollen Basis des tausendjährigen hochedlen orientalischen Blutes — das sind die Geheimnisse der Leistungen des ungarischen Pferdes!“

Budapest.

Prof. Karl Monostori.



Literarische Berichte.

Handwörterbuch des Biblischen Altertums für gebildete Bibelleser. Herausgegeben von Dr. Eduard C. Aug. Riehm. Zweite Auflage besorgt von Dr. Friedrich Baethgen. Mit vielen Illustrationen, Karten und Plänen. Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing.

Mit seiner vierundzwanzigsten Lieferung liegt nunmehr das Werk abgeschlossen vor uns. Die neue Auflage wahrt sich die Eigenheiten und, was damit gleichbedeutend, die Vorzüge der vor nunmehr zwanzig Jahren erschienenen ersten: sie bietet dem Bibelleser, der in dem „Buch der Bücher“ nicht lediglich Erbauung sucht, das dar, was er in erster Linie bedarf, Belehrung. Wenn man das Buch in seiner ersten Gestalt schon zutreffend eine allgemeinverständlich gehaltene Altertumskunde für das Gebiet der biblischen Texte genannt hat, die aus Zweckmäßigkeitsgründen in die Form eines alphabetischen Nachschlagebuchs gekleidet wurde, so gilt dies noch weit mehr von der neuen Fassung. Sie macht den Bibelleser in knapper gedrängter Darstellung, aber auch mit möglichster Vollständigkeit unter Erläuterung durch zahlreiche Bunt- und Schwarzdruckbilder, Karten und Pläne bekannt mit dem Schauplatz der biblischen Geschichte, insbesondere mit dem heiligen Lande, seiner Naturbeschaffenheit und seinen denkwürdigen Lokalitäten; mit dem Volke Israels, seiner Eigenart, seinen Lebensgewohnheiten, seiner volkstümlichen Sitte und Kultur, seinen sozialen und politischen Verhältnissen, seinen religiösen Gebräuchen und gottesdienstlichen Einrichtungen; aber auch mit den Völkern, mit welchen Israel in friedliche oder kriegerische Berührung kam, besonders mit solchen, die, wie die Ägypter, Äthiopier, und Babylonier, in den Verlauf der biblischen Geschichte entscheidend eingegriffen haben; alle bedeutenderen in der Bibel erwähnten Persönlichkeiten werden charakterisirt und die Hauptereignisse der biblischen Geschichte nach ihrer Bedeutung für den Gesamtverlauf derselben beleuchtet; endlich wird auch ein Bild der Entstehungsverhältnisse, Zustände und Einrichtungen der ersten Christengemeinde entworfen. Es wird somit nicht nur der Stoff der theologischen Disziplinen der biblischen Geschichte verwertet, sondern auch alles, was aus Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Archäologie und

Sprachwissenschaft auf das biblische Gebiet entfällt. Die reichen Aufschlüsse, die uns aus den zuletzt genannten Disziplinen während der letzten zwanzig Jahre zu teil geworden sind, bilden namentlich das, was zu Neubearbeitung und Umgestaltung Anlaß gegeben hat. So sind die botanischen Artikel von kundiger Hand einer sorgfältigen Revision unterzogen worden, ebenso die über ägyptische, assyrische und babylonische Altertumskunde handelnde, wie u. a. Prof. Dr. G. Ebers dem Artikel Bubastos seine jetzige Fassung verliehen hat. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß die Verlagsbuchhandlung trotz der Vermehrung des illustrativen Teils und bei aller auf die Ausstattung verwendeten Sorgfalt den Preis des zweifellos einem allgemein empfundenen Bedürfnisse entgegenkommenden Werkes nicht unerheblich (von 31 auf 24 Mark) herabgesetzt hat.

Ebenbürtig. Eine Erzählung aus der Gegenwart von Margarete v. Poschinger. (Literarisches Schachkästlein, 3. Band.) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Frau Margarete v. Poschinger, die Gattin des bekannten Bismarck-Biographen, tritt uns in diesem Werkchen als eine gewandte, ihren Stoff mit vielem Geschick beherrschende Erzählerin entgegen. Sie entnimmt den Vorwurf ihrer kleinen Novelle dem Leben unserer höheren Gesellschaftskreise und führt uns in ergreifender Darstellung das tragische Geschick eines Herzensbundes zwischen dem Sprossen eines alten süddeutschen Grafenhauses und einer Künstlerin vor Augen. Die beiden Hauptgestalten sind recht gut charakterisirt, und nicht minder gilt das von dem gesellschaftlichen Milieu, in welchem sie sich bewegen. Diesem Milieu sind auch in richtiger Weise die Motive der in flotten Zuge sich abwickelnden und den Leser dabei doch in Spannung erhaltenden Handlung entnommen. Das Hauptverdienst des Werkchens dürfte jedoch sein, daß es in kleinem Rahmen etwas Ganzes leistet, was uns Gewähr dafür bietet, daß wir von der talentvollen Schriftstellerin weitere erfreuliche Gaben erwarten dürfen. Das hübsch ausgestattete Büchlein bildet das dritte Bändchen der von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgegebenen zierlichen Miniaturbibliothek „Literarisches Schachkästlein“. a. z.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werte vorbehalten.)

- Badhaus, Wilh. Em.,** Sittliche oder ästhetische Weltordnung? Eine Abhandlung. Braunschweig, Albert Limbach.
- Blockhuys, J., u. A. Gervais,** Das Kunstgewerbe. Volksbuch zur Entwicklung des Kunstgeschmacks der Handwerker. Deutsch von Fr. Falk. Liefg. 1 (vollständig in ca. 10 Lign. à 50 Pfg.). Neuwied u. Leipzig, August Schupp.
- Blum, Dr. Hans,** Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk. Dritter Band. 1863—1867. München, C. S. Beck'sche Verlagsbuchhdlg. M. 5. —
- Diercks, Dr. Gustav,** Geschichte Spaniens von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Erster Band. Berlin, Siegfried Cronbach.
- Dietsch, Hermann,** Excelsior oder 190 Tage Gefängnis. Zürich, Selbstverlag (Kirchgasse 24). M. 4. 50 Pfg.
- Eugels, Michel,** Die Darstellung der Gestalten Gottes des Vaters, der getreuen und der gefallenen Engel in der Malerei. Eine kunsthistorische Studie mit 112 Abbildungen. Luxemburg, Victor Bück, M. 10. —
- Foerster, Dr. Wilhelm,** Die wirklichen Gefahren der Lage. Ein öffentlicher Vortrag. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 50 Pfg.
- Friedens- und Kriegsmoral der Heere am Ausgange des XIX. Jahrhunderts.** Eine Streitschrift von C. v. B.-K. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.
- Hirsch, Paul-Armand,** Sonnets et Chansons. Paris, Librairie de l'Art indépendant.
- Holitscher, Philipp,** Splitter und Balken. Dichtungen. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut.
- Jacobsen, J. P.,** Niels Lyhne. Doktor Faust. Eines begabten jungen Mannes Tagebuch. Aus dem Dänischen von M. Mann. Paris u. Leipzig, Albert Langen.
- Jensen, Wilhelm,** Die Erbin von Helmsiede. Roman. Dresden und Wien, Verlag des Univerſum. M. 6. —
- Kiesewetter, Karl,** Die Geheimwissenschaften. Zweiter Teil der „Geschichte des neueren Occultismus“. Leipzig, Wilhelm Friedrich. M. 16. —
- Lauff, Josef,** Die Hauptmannsrau. Ein Totentanz aus dem 16. Jahrhundert. Roman. Berlin, Köln, Leipzig, Albert Langen.
- Marholm, Laura,** Das Buch der Frauen. Zeitpsychologische Porträts. Paris und Leipzig, Albert Langen.
- Marx, Karl,** Das Kapital. Kritik der politischen Oekonomie. Dritter Band. erster u. zweiter Teil: Buch III. Der Gesamtprozess der kapitalistischen Produktion. Herausgegeben von Friedrich Engels. Hamburg, Otto Meissner.
- Mehring, Sigmund,** „Nichts“. Reimlänge. Berlin, Rosenbaum u. Hart.
- Le Monde Moderne.** Revue mensuelle illustrée. Janvier 1895. Paris, A. Quantin.
- Neubürger, Ferdinand,** Rußland unter Alexander III., sowie Politik und Aufgaben Nikolaus II. Berlin, W. Driesner. M. 2. 50 Pfg.
- Paul, Adolf,** Ein gefallener Prophet. Paris u. Leipzig, Albert Langen.
- Pavlovsky, J.,** Aus der Welthauptstadt Paris. Autor. Uebersetzung aus dem Russischen. Paris und Leipzig, Albert Langen.
- Poglio, M. A.,** Korea. Aus dem Russischen von St. Ritter von Ursyn-Pruszyński. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller.
- Rogge, Dr. Beruh.,** Fürst Bismarck, der erste Reichstanzler Deutschlands. Ein Lebensbild. Hannover, Carl Meyer. 50 Pfg.
- Rosenbach, Dr. C.,** Heilung und Heilserum. Berlin, J. Goldschmidt. 60 Pfg.
- Ruiz, J. Martinez,** Anarquistas literarios. Notas sobre la literatura española. Madrid, Fernando Fe.
- Schend, Luise,** Mühlengeschichten. Dresden, E. Trewendt.
- Schnitzler, Arthur,** Sterben. Novelle. Berlin, S. Fischer, Verlag. M. 2. —
- Schulte vom Brühl, Künstler,** Kritik und Publikum. Eine zeitgemäße Betrachtung. Neuwied u. Leipzig, August Schupp. 20 Pfg.
- Warum ich sabensflüchtig wurde.** Apologie eines deutschen Einjährigen. Von ihm selbst. Zürich, Verlags-Magazin. 50 Pfg.
- Ziel, Ernst,** Literarische Reliefs. Dichterporträts. Vierte Reihe. Leipzig, E. Wartigs Verlag.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Cäsar und Minka

(color. bekannte grösste Europ. Hunde-Züchtereien)

Prämiirt mit gold. und silbern. Staats- und Vereinsmedaillen.

Begründet 1868.

Zahna (Königr. Preussen).

Liefer. Sr. Maj. des Deutschen Kaisers, Sr. Maj. d. Kaisers, sowie Sr. K. Hoheit des Grossfürsten Paul v. Russland, Sr. Maj. d. Gr. Sultans d. Türkei, Sr. Maj. d. Königs d. Niederlande, Sr. K. Hoheit d. Grossherzogs v. Oldenburg, d. Herzogs Ludwig v. Bayern, Ihr. K. Hoh. Prinz. Friedr. Carl v. Preussen, Ihrer K. Hoh. Prinzess. Albrecht v. Preussen, desgl. vieler Kaiserl. u. Königl. Prinzen, reg. Fürsten etc. etc.



offeriren ihre Spezialität in **Luxus- und Wachhunden**, vom grössten **Ulmer Dogg- und Berghund** bis zum kl. **Salonhündchen**, desgl. **Vorsteh-, Jagd-, Dachs-, Brackier- u. Windhunde**, fern dressirte, als auch rohe und junge Tiere unt. weittragendster Garantie. Preisverzeichnisse mit Illustrationen in deutscher u. französ. Sprache free. gratis. Eigene permanente Hunde-Verkaufs-Ausstellung von mehreren hundert Hunden. (Bahnhof Wittenberg.)

Authentische Kaiser Wilhelm Biographie.

Ein Vermächtnis Kaiser Wilhelms I. Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg. Ein Menschen- und Heldenbild unseres unvergeßlichen Kaisers Wilhelm I. von Oskar Wieding.

Erinnerungsgabe für das deutsche Volk

mit Illustrationen nach den von des hochsel. Kaisers und Königs Maj. Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen.

Unter allerhöchster Genehmigung
Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II.
herausgegeben

von
Carl Hallberger.

Mit Illustrationen aus den letzten Lebenstagen des hochsel. Kaisers
25 Bogen Hoch-Quart. Preis elegant geheftet
3 Mark; in feinstem Original-Einband 4 Mark.

Das Werk trägt auch äusserlich das Siegel
der historischen Wahrheit in der allen seinen
Teilen gewordenen beifälligen Zustimmung
Seiner Majestät des deutschen Kaisers und
Königs Wilhelm I. und bildet die **einzig authentische Kaiser-Wilhelm-Biographie!**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
des In- und Auslandes.

—> Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. <—

Für jeden Zeitungsleser unentbehrliches Büchlein!

Der neue Reichstag.

Von

Joseph Kürschner,

Herausgeber des Staats-, Hof- und Kommunal-Handbuchs des Reichs und der Einzelstaaten.

Ein Büchlein kleinsten Formats in origineller Ausstattung,
enthaltend

Porträts und Biographien der Mitglieder des neuen Reichstags 1893, sowie die einschlägigen Paragraphen der Reichsverfassung, das Wahlgesetz, die Geschäftsordnung, statistische Zusammenstellungen u. a. m.

Preis solid geheftet nur 50 Pfennig.

Ein Nachschlagebuch über alle Verhältnisse des Reichstags, als ein Unikum, als originell, unentbehrlich und brauchbar für Jedermann, einstimmig empfohlen von Hunderten von Blättern aller politischen Richtungen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Ein neues Buch von *Adolphine Breithaupt*:

verw. Oberstabs- und Regimentsarzt

Das goldene Buch der Frau.

Ein Freund und Berater in allen Verhältnissen des Lebens im Haus und in der Gesellschaft. Festgeschenk und Hochzeitsgabe für die gebildete Frauenwelt. In Rokoko-Origineleinband 3 M.

Ferner:

Die deutsche Frau in Küche und Keller.

Ein Musterkochbuch für die nord- und süddeutsche Küche, zugleich als Führer und Berater in Küche, Keller und Vorratskammer. In Origineleinband 4 M. — oder in 10 Lieferungen geheftet 3 M. — Prämiiert: Deutsche Frauenabteilung Chicago 1893.

Mutterpflicht und Kindespflege.

Ein Weihnachtsgeschenk aus Mutterhand für Deutschlands Frauen und Bräute. Geb. 3 M.

— Ausführliche Prospekte auf Verlangen. —

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen und von

B. Richters Verlag in Chemnitz.

Verlag von R. Oldenbourg in München und Leipzig.



Das wichtigste historische Werk der Neuzeit!

Die Begründung des Deutschen Reiches

— Fortsetzung. —

von **Wilhelm I.**

von **Heinrich von Sybel.**

— Sechster und lebender Band. —

Preis eines broschürten Bandes **RM. 7.50.** Das Werk komplett (I—VII. Bände) kostet
eines elegant in Halbdruck geb. Bandes **RM. 2.50.** brosch. **RM. 52.50.** in Halbdruck geb. **RM. 66.50.**

Revue des Revues

et

Revue d'Europe et d'Amérique.

Au prix de 18 francs par an, à partir du 1^{er} de chaque mois, on a un abonnement à la **Revue des Revues** qui donne *toutes les Revues en une seule.*

«Avec elle on sait tout, tout de suite» (Al. Damas fils), car «la **Revue des Revues** est extrêmement bien faite et constitue une des lectures des plus intéressantes, des plus passionnantes et des plus amusantes» (Francisque Sarcey); «rien n'est plus utile que ce résumé du mouvement de l'esprit humain» (Zola); «elle a conquis une situation brillante et prépondérante parmi les grandes revues françaises et étrangères» (*Les Débats*), etc.

La **Revue** paraît deux fois par mois, publie des articles des principaux écrivains français et étrangers, est *richement illustrée* et donne, entre autres, les *meilleures caricatures* politiques, etc.

Envoi d'un numéro spécimen sur demande contre **50 Pfennig** en timbres-poste

Paris, **32, rue de Verneuil**, dans tous les bureaux de poste et chez tous les libraires.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung**, **Ängstlichkeit**, **neurasthenischen**, **hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftl. Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung.
Niederlage in grösseren Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf am Rhein. Dr. Carbi

Deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Fleischer



Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Heinrich von Poschinger . Neue Tischgespräche des Fürsten Bismarck	257
Nataly von Eschstruth . Die Ordre des Grafen von Gnise. Eine Erinnerung an die Tage von Leipzig. I.	269
Bei Gerhart Hauptmann. Von einem Freunde	286
Paolo Lombroso . . . Die Launen der Kinder	290
Charakterstizzen aus der neuesten englischen Geschichte	296
Prof. Dr. P. Puitsenr . Phantasie und Wirklichkeit in der Astronomie	305
James Kardinal Gibbons Die Forderungen der Humanität und die katholische Religion . .	317
Prof. Dr. B. Holtmann . Humanitätsgedanken der Bibel	325
Eduard Reuß Unterhaltungen mit Franz Eiszt	333
Prof. Dr. Joseph Langen Die Freiheit der Wissenschaft	341
Sir A. Harrison . . . Der Spaten in seiner Bedeutung für die Taktik	344
Vize-Admiral Batsch . . Zur Verhütung von See-Unfällen	358
Enghelmo Ferrero . . Der Kampf der Gesellschaft gegen die Diebe	361
Naturwissenschaftliche Revue	370
Berichte aus allen Wissenschaften	378
Gesundheitspflege: Dr. Butterfack: Die Grenzen der Hygiene.	



Einladung zum Abonnement

auf

Aus fremden Zungen.

Eine Halbmonatschrift

herausgegeben von **Joseph Kürschner.**

fünfter Jahrgang 1895.

Jährlich erscheinen 24 Hefte von je 6 Bogen.

Preis 50 Pf. pro Hest. Vierteljährlich (für 6 Hefte) Preis 3 Mark.

Unsere mit freiem Blick geleitete Zeitschrift vornehmsten geistigen Gepräges „**Aus fremden Zungen**“ pflegt in erster Linie die vorwiegendste Gattung der modernen Literatur: den Roman, daneben die Novelle und Novелlette, bringt weiter aber auch solche Schriften in vorzüglichen Uebersetzungen zum Abdruck, die ein besonderes Zeitinteresse erwecken, und gibt so ein **Spiegelbild der Gesamtliteratur des Auslandes.** — „Aus fremden Zungen“ ist das vielseitigste Unterhaltungsblatt, durchaus eigenartig und kann mit Recht eine Sammelstelle der besten und neuesten schönwissenschaftlichen Werke des Auslandes genannt werden.

Im neuen Jahrgang sind wieder die meisten Nationen durch hervorragende literarische Schöpfungen großen und kleinen Umfangs vertreten; in demselben werden u. a. veröffentlicht:

„**Madame Chrysanthème**“ Roman von Pierre Loti (aus dem Französischen), ein überaus farbiges und anmutiges Lebensbild aus Japan;

„**Wassili Tjorkin**“ Roman von P. Bobornkin (aus dem Russischen), das hervorragendste Werk des berühmten Erzählers, dessen „Abendliches Opfer“ bei den Lesern dieser Zeitschrift eine so beifällige Aufnahme gefunden hat;

„**Текъ**“ Roman von Thomas Hardy (aus dem Englischen), die anerkannt vollendetste Schöpfung der modernen englischen Erzählungskunst.

An diese Werke werden sich anschließen: der neueste Roman von Alphonse Daudet „**Die kleine Kirche**“ und das neue Werk Emile Zolas „**Rom**“. Ferner nennen wir: Die „**Jugenderinnerungen Sonja Nowalewskys**“ und als Fortsetzung eine Biographie dieser berühmten russischen Gelehrten und Forscherin aus der Feder ihrer Freundin Anna Charlotte Veffler, Herzogin von Cajanello; „**Parasiten - Lebenskünstler**“. Erzählung aus dem Rumänischen von Delavrancea; „**Der Kaplan von Bardelo**“, Erzählung aus dem Holländischen von Emile Scipgens; „**La Pola**“, Novelle aus dem Spanischen von Eva Ganel; „**Der Nachtfalter**“, Erzählung aus dem Polnischen von M. Gawalewicz; „**Frits Wandel**“, Roman aus dem Norwegischen von Chr. Winterhjelm; „**Senio**“, Roman aus dem Italienischen von Neera; „**Der Lindenzweig**“ und „**Frau Johanna**“, Novellen aus dem Dänischen von Carl Ewald; „**Neubau**“ und „**Gewissensqualen**“, Novellen aus dem Schwedischen von August Strindberg; „**Der Schulheilige**“, Erzählung aus dem Serbischen von L. Lasarewitsch, zu denen sich kleinere und größere Arbeiten aus dem Amerikanischen, Ungarischen, Böhmischem, Isländischen, Finnischen, Lettischen, Kroatischen, Griechischen, Indischen u. s. w. gesellen. Wie bisher wird die Rubrik „**Von Diesem und Jenem**“ fesselnde kleine Aufsätze und Skizzen aus dem Gebiete der modernen Literatur bringen.

Wir laden zum Abonnement ein. Bestellungen nehmen alle Sortiments- und Kolportagebuchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postämter des In- und Auslandes, sowie jeder Bücheragent entgegen.

Das **erste Hest** mit ausführlichem Prospekt ist von jeder Buchhandlung zur Einsicht zu erhalten; auf Wunsch auch direkt von der Verlagshandlung in Stuttgart, welche auch bereit ist, auf alle einschlagenden Anfragen Auskunft zu erteilen.

Neue Tischgespräche des Fürsten Bismarck.¹⁾

Von

Heinrich von Poschinger.

Negidi.²⁾

Vom 19. September bis 14. Dezember 1872 hielt sich der Reichskanzler in Varzin auf. In diese Zeit fällt ein Besuch, welchen der Geheime Legationsrat Negidi seinem Chef machte³⁾. Ich darf hier einige orientirende Bemerkungen über das Verhältnis des Reichskanzlers zu diesem seinem Untergebenen vorausschicken. In den Händen Negidis befand sich damals die Leitung der Beziehungen des Auswärtigen Amtes zur Presse. Die dienstliche Stellung Negidis in der Umgebung des Fürsten Bismarck bedingte eine genaue Kenntnis der politischen Absichten und Ziele desselben. Negidi sah seinen Chef fast täglich und er durfte sich zu jeder Zeit melden lassen. Es gab einen Tag, da Fürst Bismarck ihn achtmal rufen ließ, und zwar mußte der Rat von Mittag ab zu jeder Stunde der Befehle des Kanzlers gewärtig sein.

Wenn Bismarck an den Untergebenen große Anforderungen stellte, so hatte der letztere dafür einen Vorgesetzten, wie er sich ihn nur wünschen konnte: er war ihm gegenüber stets der Gentleman.

¹⁾ Anmerkung der Redaktion. Der Verfasser des obengenannten Wertes hatte die Güte, uns aus demselben einige Abschnitte für das vorige und für dieses Heft zur Veröffentlichung zu überlassen. Das Werk wird im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, zum achtzigsten Geburtstag des Altreichskanzlers erscheinen.

²⁾ Dr. jur. Negidi, Ludwig Karl, Geheimer Legationsrat im Auswärtigen Amt und ordentlicher Professor der Rechte an der Universität Berlin. Geboren den 10. April 1825 zu Tilsit. Studirte 1842—1847 in Königsberg i. Pr., Heidelberg, Berlin. Vom 25. März bis 9. November 1848 Privatsekretär preussischer Minister; trat am 9. November aus und lebnte Anträge zum Wiedereintritt am 19. November 1848 ab. Privatdocent in Göttingen bis 1857 (1856 entzog ihm Georg V. die *venia* für Staatsrecht). Professor des deutschen Rechts in Erlangen bis 1859; im Sommer 1859 zu Berlin, seit Oktober 1859 in Hamburg, seit 1868 in Bonn. Als Schreiber für Zeitungen seit 1847 (Deutsche Zeitung etc.) thätig; als solcher bei den parlamentarischen Versammlungen Berlin 1848—50, Frankfurt a. M. Paulskirche, 1848 Juni—Juli, Erfurt 1850 März—April. Er schrieb zahlreiche politische Broschüren und Aufsätze. Mitglied des Abgeordnetenhauses 1867—1868, 1869—1879. Mitglied des Reichstags 1867 bis 1868 und 1869—71. (Freitons.)

³⁾ Ein solcher Besuch Negidis in Varzin war bereits im Jahre 1871 vorausgegangen.

Negidi hatte zwar den Charakter eines vortragenden Rates; der Vortragende war aber zumeist nicht Negidi, sondern Bismarck.

Bismarcks Aufträge für die Presse waren so prägnant in der Ausdrucksweise, daß, wenn Negidi die Worte des Kanzlers gebraucht hätte, jeder den Artikel als von Bismarck stammend angesehen hätte. Es galt also und kostete oft nicht wenig Mühe, den Gedanken in ein weniger scharf geprägtes Gewand zu kleiden.

Wenn Fürst Bismarck Negidi mitunter Aufträge für die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ erteilte, von denen sich der letztere keine gute Wirkung versprach, so brauchte derselbe die Vorsicht, den Artikel im Würstenabzug Seiner Durchlaucht vorzulegen. Es kam vor, daß der Chef sie alsdann selbst kassierte beziehungsweise zerriß.

An einem Abend erteilte Bismarck Negidi zu fünf verschiedenemalen den Auftrag, sich gewisse Akten vorlegen zu lassen und auf Grund derselben Denkschriften auszuarbeiten. Negidi ließ sich die Akten geben und arbeitete bis halb drei Uhr nachts; die Schriftstücke, die er entwarf, wurden sofort mundirt. Um elf Uhr bemerkte der dienstthuende Subalternbeamte, er müsse nunmehr „Schluß machen“, da er morgen früh acht Uhr den Dienst wieder aufzunehmen habe. Negidi schrieb nun weiter und vereinbarte mit dem Beamten, daß er sein in ein Couvert eingeschlossenes Konzept morgen in aller Frühe reinschreiben und auf den Arbeitstisch des Fürsten legen lassen solle.

Am folgenden Mittag erwartete Negidi, zum Fürsten gerufen zu werden. Dies traf auch zu, aber von den Promemorias war nicht die Rede. Am folgenden Abend ließ der Fürst in später Abendstunde (gegen zehn Uhr) Negidi rufen, machte Mitteilungen, die aber mit den Denkschriften nichts gemein hatten, und sagte ihm, als er nach den Arbeiten fragte: „Ihre Promemorias liegen hier unter dieser Lawine von Akten begraben.“ Als aber Negidi am andern Vormittag in das Amt kam, lagen alle fünf umfangreichen Denkschriften auf seinem Arbeitstisch, durchkorrigirt und bis auf das letzte Komma revidirt. Der Kanzler hatte den ganzen Stoß Sachen noch in der Nacht erledigt.

Negidi hielt sich nur die Abende des Sonntags frei, an welchen er Gelehrte, Künstler und Beamte bei sich zu sehen pflegte. Eines Sonntags abends ließ Fürst Bismarck Negidi zu sich rufen. „Er ist auf dem Bureau nicht anwesend,“ lautete die Antwort. „Es ist gut,“ bemerkte der Fürst. An einem zweiten Sonntag wiederholte sich der Vorgang; nun ließ Fürst Bismarck den Vorstand des Centralbureaus, Geheimen Hofrat Roland, zu sich rufen. Dieser meldete: „Negidi kommt Sonntags abends nicht auf das Bureau.“ „Nichts einzuwenden!“ bemerkte Fürst Bismarck. „Ich will nur wissen, wo er zu treffen ist.“

Eines Sonntags abends, da Negidi Gäste bei sich hatte, meldete ein Kanzleidiener, der Reichskanzler lasse den Herrn Geheimrat bitten, der Wagen des Auswärtigen Amtes sei vor der Thür, bereit, ihn abzuholen.

Bismarck bat nun Negidi, sich ihm gegenüber nieder zu lassen. Er habe

das Bedürfnis, ihn heute in verschiedene sachliche und persönliche Verhältnisse einzuführen. Und nun fing Bismarck an, im Lapidarstil einen Vortrag zu halten, der Negidi reichsten Stoff abgeben konnte, vor allem aber orientirend wirkte.

Vorträge von längerer Dauer konnten Bismarck sehr ungehalten machen. Als Negidi eines Tags zum Vortrag zu seinem Chef hinaufging — er arbeitete unmittelbar unter dem Arbeitszimmer desselben — kam ihm einer der Räte entgegen, ihm zureufend: „Machen Sie rasch Meht — der Fürst ist heute in schlechter Laune.“ Negidi hatte aber eine dringliche Sache und ließ sich nicht abhalten. Zu seinem großen Erstaunen war der Kanzler ihm gegenüber von unveränderter Liebenswürdigkeit. Der Geheimrat hatte fünf Minuten gebraucht, um auf den Kern des Vortrags zu gelangen, und Bismarck hatte einfach die Geduld verloren.

Negidi, der bald die Sache heraus hatte, trug nun eines Tags einen Gegenstand sehr aphoristisch vor, so daß Bismarck bald veranlaßt wurde, zu sagen: „Das verstehe ich nicht. Wie liegt der Punkt?“ Auf diese Weise konnte Negidi die Frage gründlich erledigen. Ein zweitesmal gelang derselbe Aniff. Beim drittenmal aber erhob der Kanzler den Finger, als wollte er sagen: „Glaubst Du, ich sei hinter Deine Schliche nicht gekommen? Wage es noch einmal!“

Lange vor dem Eintritt in den Dienst des Auswärtigen Amts hatte Negidi während des französischen Krieges am 6. August eine Kolonne freiwilliger Krankenpfleger aus Bonn, wo er damals Professor war, ins Feld geführt.

Nach heißer Arbeit am 16. August stand Negidi zu Trouville am frühesten Morgen des 17. August vor einem Hause, wo er für seine Kolonne Kaffee zubereiten ließ, und bekam bald den General von Voigts-Rheß zu sehen, den er von Berlin her seit 1848 kannte. Beim Abschied fragte er den Adjutanten, einen Jugendfreund: „Wo wird jetzt hingeritten?“ Er erhielt zur Antwort: „Der General reitet wohl an das Ende des Ortes, wo die Johanniter einquartiert sind.“

Bald darauf sieht Negidi Bismarck zu Pferde hinter der alten Kirche hervorkommen. „Guten Morgen, Excellenz!“ „Guten Morgen, Professor Negidi!“ Darauf fragte Bismarck: „Können Sie mir sagen, wo der General von Voigts-Rheß zu finden ist?“ „Wohl, Excellenz, am Ende des Ortes, im letzten Hause, bei den Johannitern dürften Sie ihn treffen.“ „Danke, danke,“ erwiderte Bismarck im Tone tiefster Erregung.

Als Negidi einige Jahre später in Barzin der Gast des Fürsten war, sagte derselbe: „Durchlaucht, darf ich eine Frage an Sie richten?“ „Jimmerhin.“

„Erinnern Sich Durchlaucht der Begegnung in Trouville? Ich kann mir noch jetzt den bewegten Dank nicht erklären dafür, daß ich den Aufenthalt des Generals von Voigts-Rheß bezeichnete.“ „Das erklärt sich so,“ erwiderte Fürst Bismarck, „spät in der Nacht und noch früh am Morgen erhielt ich die Nachricht, daß mein Sohn Herbert in der Schlacht gefallen und daß Will

verwundet sei. Ich wollte natürlich sofort zu ihnen eilen und erhielt den Wink, Voigts-Rheß könne mir Auskunft geben, wo das erste Garde-Dragoneregiment lag. Da gaben Sie mir den Fingerzeig, der freilich verkehrt war. Trotzdem kam ich in dem Hause der Johanner auf die Fährte, denn ich hörte, das Dragoneregiment kampfire ganz in der Nähe. Ich überzeugte mich bald, daß Bill wohl und munter, und daß Herbert zwar verwundet war, glücklicherweise aber nicht lebensgefährlich.“

„Denke Dir,“ fuhr Bismarck zu seiner Frau gewendet fort, „die Nachricht wäre ja doch keinen Tag zu verheimlichen gewesen — ich hätte Dir mitgeteilt: Herbert auf dem Schlachtfelde gefallen.“ — „Dann hätte ich Dir nie verziehen, daß Du den Krieg begonnen,“ entgegnete die Fürstin. Diese Aeußerung verriechte den Fürsten Bismarck in Aufregung. Er den Krieg begonnen, hervorgerufen, er, der drei Jahre vorher in der Luxemburger Frage so viel Friedensliebe an den Tag gelegt hatte! Und nun erzählte Bismarck den Verlauf der Luxemburger Krisis. Als die Verwicklung unlösbar schien, ließ der König Bismarck rufen, um ihm die Frage vorzulegen, ob der Krieg noch vermieden werden könne? „Diese Frage kann nur Gott beantworten, aber was geschehen kann, ihn zu verhindern, soll versucht werden.“ Molke habe bemerkt, die Franzosen seien so wenig gerüstet, daß der Krieg einem militärischen Spaziergange nach Paris gleichen würde. Bismarck hielt den Krieg für wahrscheinlich, früher oder später, wünschte ihn aber hinaus zu schieben. —

Alegidi war zweimal der Gast des Fürsten in Barzin, einmal im Jahre 1871, ein zweitesmal im darauffolgenden Jahre. Beim Ausfahren machte ihm Bismarck die wunderlichsten Eröffnungen. Einmal stiegen sie bei einem Fuchsbau aus und Bismarck erklärte seinem vortragenden Rat die ganze Struktur desselben. — „Sehen Sie diese Rebhühner aufspringen; dort lassen sie sich nieder: sie wollen uns glauben machen, daß sie nach derselben Richtung weiter wandern. Aber mit nichts. Sie wollen uns nur überlisten und werden demnächst gerade die entgegengesetzte Richtung einschlagen.“

Bucher, der gleichzeitig in Barzin verweilte, hatte rasend zu thun; Fürst Bismarck lud ihn eines Tages ein, ihn und Alegidi auf der Fahrt zu begleiten; Bucher machte aber eine pantomimische Bewegung, die andeutete, er habe die Hände voll Arbeit.

Als sie einmal zu dritt ausfahren, machte der Rutscher Bismarck aufmerksam, daß dort ein lange Zeit krank gewesener Arbeiter beschäftigt sei. Bismarck ließ halten, griff in die Tasche und überzeugte sich bald, daß er kein Geld bei sich habe. Bucher hatte nur fünfzig Pfennig. Das war zu wenig. Alegidi konnte einen Thaler reichen. „Das ist ausreichend,“ und nach liebevoller Erkundigung überreichte der Fürst seinem Arbeiter die Münze. Am folgenden Morgen kam Bismarck an Alegidi heran und drückte ihm, ohne ein Wort zu sagen, den Thaler in die Hand. Er hat ihn als Andenken aufbewahrt.

Ein andermal kamen sie bei einem Storchneß vorüber, wo zwei Störche

gerade sich mit einer Störchin zu schaffen machten. „Ich sehe,“ bemerkte Bismarck zu Megidi, der den Vorgang mit Interesse verfolgte, „Sie sind ein Freund französischer Romane, sonst würden Sie nicht mit dem Eifer die Ehebruchsgeschichte verfolgen, die dort oben sich eben abspielt.“

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ brachte zur selben Zeit im Feuilleton einen englischen Roman. Es kam die Rede auf seinen Ausgang. „Den kann ich Dir genau sagen,“ bemerkte der Fürst zur Fürstin gewendet. Als Bismarck die ganze Entwicklung vorausgesagt hatte, bemerkte Megidi, der den Roman in der Ursprache gelesen hatte: „Aber so ist es, Durchlaucht haben den Roman in der Ursprache gelesen?“ — „Keineswegs.“ Er hatte nur vermöge seiner Divinationsgabe sich das ganze Gebäude aus der Disposition des Romans herausgebildet. Megidi war sprachlos.

Eines Mittags kam Bismarck müde in den Kreis der Seinen. „Bis sieben Uhr früh habe ich heute nicht schlafen können — nur wegen Portugal. Sie haben dort das Ministerium gestürzt, und die Neubildung hat mich nicht schlafen lassen. Immer aufs neue erwog ich alle Faktoren, die bei dessen Bildung in Frage kommen können, und ich habe die Sache nicht aus dem Kopfe bringen können.“ Und dabei entwickelte er eine Kenntnis der leitenden Personen und der Parteien in Portugal, die nicht zu glauben war.

Megidi gab einmal seinem Erstaunen über die allgemeinen Kenntnisse Bismarcks auf den aller verschiedensten Gebieten, der Philologie, der Naturwissenschaft, der Geschichte und so weiter, Ausdruck. Bismarck antwortete: „Das habe ich alles davon her, daß ich in der Zeit, da ich noch nichts zu thun hatte, auf meinem Gute eine Bibliothek alles Könnens und Wissens vorfand und sie buchstäblich verschlang.“

Wenn Megidi bei dem Fürsten Bismarck in Warzin zu Gast war, gestattete derselbe nicht, daß er arbeitete. „Dazu habe ich Sie nicht kommen lassen.“ Nur ein einzigesmal bat er ihn um eine kleine Arbeit, aber in unglaublich lebenswürdiger Weise.

Wenn Bismarck mit Megidi spazieren ging, so amüsierte es ihn, zu sehen, daß der kleine Megidi so und so viel Schritte machen mußte, um einem Schritt Bismarcks folgen zu können. Es muß ein Aublick für Götter gewesen sein, die beiden Männer neben einander herschreiten zu sehen.

In einem Abend erzählte Fürst Bismarck, daß er nachts in Versailles gern in seinem Garten spazieren ging; die Franzosen wußten dies, deshalb mußten, ohne daß er es wußte, mehrere Schilddwachen daselbst postirt werden, um Attentate zu verhüten. „Weil nur der Mond wieder mich anseht,“ setzte er hinzu; „in Versailles wollte weder er von mir, noch ich von ihm etwas wissen.“

Megidi ging 1878 nach Gastein zur Kur, unwissend, daß Bismarck auch von seinem Arzt diesen Kurort anempfohlen erhalten hatte. Auf der Reise, die Megidi von Salzburg ab zu Wagen machte, erfuhr derselbe, daß Bismarck an einer Station in einigen Minuten vorbeifahren müsse. Als der Zug vorüber kam, erkannte Bismarck Megidi und grüßte lange mit dem Hut nach. In

Wastein hielt sich Negidi zurück und gab nur seine Karte bei dem Kanzler ab. Am letzten Tage vor der Abreise (14. September) wurde Negidi dann noch mit einer Einladung zu Tisch beehrt. Abgesehen von dem Fürsten, der Fürstin, den Söhnen und Herrn von Tiedemann war niemand zugegen. Der Fürst war ungemein gesprächig und anregend.

Nach Tisch, da alles aufgestanden war, verweilte Fürst Bismarck noch eine Zeit lang allein mit Negidi und erkundigte sich in der teilnehmendsten Weise über seine Pläne (Professur), um ihm dann schließlich noch politische Eröffnungen zu machen. So weichte er ihn in die letzten Züge seiner Politik ein: über seine Unterredung mit Andrassy, die Wünsche Oesterreichs und die Aufnahme, die derselbe bei ihm erfahren hatte.

Negidi hat seitdem den Fürsten Bismarck nicht wieder gesprochen. Zwar war er beim siebenzigsten Geburtstag desselben noch im Kanzlerpalais, und zwar auf den ausdrücklichsten Rat Rouenburgs, der ihm erst gegen zwei Uhr zu kommen geraten hatte. Negidi drängte sich nicht vor; gleichwohl bemerkte ihn der Fürst in der zweiten Reihe der Gratulanten und reichte ihm die Hand.

Negidi hat nie aufgehört, dem Fürsten bei festlichen Anlässen zu schreiben; außerdem auch noch an dem Tage, da derselbe seine große Rede über das Bündnis mit Oesterreich gehalten hat (6. Februar 1888). Auf diese Begrüßung antwortete Bismarck Negidi in einem Briefe, in dem er an ihre gemeinsame Arbeit in verbindlicher Weise anspielte.

Hobrecht.

17. Dezember 1878. Friedrichsrub. Der Finanzminister Hobrecht ¹⁾ Tischgast des Fürsten Bismarck.

Auf Anregung des Fürsten Reichskanzlers wurden im Sommer 1878 Pläne einer Finanz- und Steuerreform ausgearbeitet. Das Reich sollte aufhören, ein lästiger Kostgänger bei den Einzelstaaten zu sein; die bessere Ausnutzung seiner eigenen Steuerquelle sollte es in den Stand setzen, den Finanzen der Einzelstaaten zu Hilfe zu kommen. Wegen die Durchführung eines solchen Plans

¹⁾ Hobrecht, Arthur Heinrich Rudolf Johnson, Staatsminister a. D., Wirklicher Geheimerat, wohnhaft in Groß Lichterfelde bei Berlin, geboren 14. August 1824 in Kobierzyn, Kreis Pr.-Stargard, evangelisch. Gewählt zum Abgeordnetenhaus für den 4. Wahlkreis Danzig (nationalliberal). Seit 1879 Abgeordneter desselben Wahlbezirks; 1881—84 und seit 1886 Mitglied des Reichstags. Besuchte das Kollegium Friedericianum und das Altstädtische Gymnasium in Königsberg i. Pr., die Universitäten Königsberg, Leipzig und Halle. trat in Naumburg 1844 in den Justizdienst, nach Beschäftigung bei den Gerichten Elbing, Braunsberg, Marienwerder 1846 zur Verwaltung über, wurde während des Notstandes im Winter 1847—48 mit der Verwaltung des Landratsamts Kohnitz Oberdirektion, dann bis Ende 1849 mit der Verwaltung des Landratsamts Grottkau betraut. 1850—53 Regierungsassessor in Posen, 1853—56 Spezialkommissar in Gleiwitz, 1856—60 Regierungsassessor in Marienwerder, dann bis 1863 Hilfsarbeiter im Ministerium des Innern; 1863—72 Oberbürgermeister in Breslau, 1872 bis März 1878 Oberbürgermeister von Berlin; Staats- und Finanzminister von März 1878 bis Juli 1879. 1863—78 Mitglied des Herrenhauses.

war ein starker Widerstand vorher zu sehen, wenn es nicht gelang, die Besorgnis vor einer Schmälerung der parlamentarischen Budgetrechte zu beseitigen. Anfangs Dezember 1878 hatte der Staatsminister Hobrecht im Staatsministerium eine zur Beseitigung dieser Besorgnis bestimmte Klausel (sie erhielt dann durch die allerhöchste Kabinettsordre vom 26. Dezember ihre Sanktion) vorgetragen, es war beschlossen, die Zustimmung des noch in Friedrichsrub weilenden Fürsten dazu einzuholen; der Finanzminister Hobrecht fragte an, ob ihm ein mündlicher Vortrag genehm sei. Die bejahende Antwort enthielt zugleich die Aufforderung an den Finanzminister, sein Jagdzeug nicht zu vergessen.

Gerade in jenen Tagen hatten gewisse Verhandlungen über die Verstärkung des evangelischen Oberkirchenrats zu einer peinlichen Krisis geführt. Der Kaiser verlangte die Berufung zweier bestimmten Geistlichen, in denen der Kultusminister Falk ausgesprochene Gegner der von ihm erstatteten Entwicklung sah. Der Vizepräsident des Staatsministeriums, Graf Stolberg, suchte eine Lösung im Sinne Falks herbeizuführen, war aber nicht zum Ziele gelangt und bat den Minister Hobrecht jetzt, da er nach Friedrichsrub reisen wollte, auch diese Angelegenheit beim Fürsten zur Sprache zu bringen.

Am 17. Dezember langte der Finanzminister zum zweiten Frühstück in Friedrichsrub an. Die amtliche Besprechung wurde auf den Abend verschoben. Nach dem Frühstück machte derselbe mit dem Fürsten eine mehrstündige Fahrt in offenem Wagen durch den Forst und einige an seiner Grenze liegende Dörfer und Borwerke. Es war kalt und stürmisch, die Winterlandschaft aber und der tiefverschneite Wald boten entzückende Bilder. Erst ziemlich spät, nach einem reichen Diner, als Pfeife und Cigarre angezündet waren, zog sich Bismarck mit seinem Gaste in das Arbeitszimmer des Fürsten zur Verhandlung zurück. Hobrechts Hauptabsicht war rasch genug erledigt. Der Fürst erklärte sich nach kurzem Besinnen mit der Ordre, wie der Finanzminister sie formuliert hatte, einverstanden. Der Vortrag der Falk'schen Streitfrage aber erweckte seinen stärksten Unwillen. Der Gegenstand des Kampfs schien ihm unwichtig oder doch zur Zeit bedeutungslos; er schalt heftig über den Eigensinn der einen, die Ungeglichlichkeit der anderen, hierbei beteiligten Personen; Hobrecht war über die ihm fremde Angelegenheit zu wenig informirt, um befriedigende Aufklärungen geben zu können, und beschränkte sich darauf, hervorzuheben, wie sehr alle Minister die Beilegung des drohenden Konflikts wünschen müßten und nur von seiner (des Fürsten) Vermittelung hoffen könnten. Der Fürst öffnete die Thür eines angrenzenden Zimmers, in dem Graf Herbert weilte, rief seinen Sohn und bat ihn, ihm als Schreiber zu dienen. Auf und ab schreitend, diktirte er seinem Sohne, während Hobrecht, eine Cigarre nach der andern rauchend, zuhörte, erfüllt mit staunender Bewunderung der schöpferischen Kraft und Leistungsfähigkeit Bismarcks.

Ein Uhr nachts war vorüber, als das fertige Schriftstück noch einmal durchgelesen wurde, Graf Herbert sagte Gute Nacht, und der Fürst begann sofort über die Frage der Tabakbesteuerung zu sprechen. Der Bericht der Enquete-

kommission mit umfangreichen Beilagen war, kürzlich gedruckt, vor ein paar Tagen in seine Hände gekommen. Mit dem Ergebnis war der Fürst äußerst unzufrieden, die Mehrzahl der Gutachten hielt er für gefärbt, die gefundenen Rechnungsresultate für falsch, die zur Lösung gemachten Vorschläge für unbrauchbar. Während der Finanzminister bis dahin geglaubt hatte, daß es dem Reichskanzler lediglich um den hohen Ertrag, ganz und gar nicht um die Form der Besteuerung zu thun sei, empfing derselbe jetzt zum erstenmale den Eindruck, daß ihm die Form des Monopols an sich entschieden wünschens- und erstrebenswert erschien. Den Finanzminister hatten alle seine Untersuchungen zu der Ueberzeugung gebracht, daß das Monopol bei anständiger Erledigung der Entschädigungsfrage nicht viel bringen könne. Der Fürst brach die Unterhaltung ab, da er einen Teil der Berichte noch nicht gelesen, und schlug — im Anschluß an die Frage des Tabakzolls — eine Besprechung der zollpolitischen Frage im allgemeinen vor. Er war noch völlig frisch, obwohl zwei Uhr nach Mitternacht vorüber. Nun aber mußte der Minister Hobrecht streifen. Am frühesten Morgen, vor der Abreise, hatte derselbe in Berlin noch mehrere Sachen erledigen müssen: die Eisenbahnreise, die lange Waldfahrt, opulentes Mittagessen mit sehr viel mehr Wein, als er zu trinken gewohnt war, dann eine Kette schwerer Cigarren, sein Schlafbedürfnis war also verzeihlich, und er bat, das Bett aufsuchen zu dürfen, zumal er zeitig zur Jagd aufbrechen wollte und der Schlitten des Oberförsters schon um sieben Uhr vor der Thür warten sollte.

Es zeigte sich, daß schon alles im Hause schlief: der Fürst geleitete den Minister selbst die Treppe hinauf in das für ihn bestimmte Gemach und setzte, als dieser sein Licht auf den Tisch gestellt hatte, die begonnene Erörterung fort. Der Finanzminister begann sich anzutheilen und rückte einen Stuhl an eines der beiden Betten, die an der langen Wand standen. Da erst bemerkte derselbe, daß keines von beiden zum Schlafen aufgemacht war: über beiden hingen noch Bettdecken und, wie er die erste aufhob, zeigten sich bunte Flecken — das Bett war nicht bezogen. Wahrscheinlich war also das andere für den Minister bestimmt; er hob die zweite Decke — dieselbe Weichichte! Auch so würde derselbe trefflich geschlafen haben; indeffen der Fürst hatte es bemerkt, wie Hobrecht von einem Bette zum andern ging, trat heran und entdeckte nun auch seinerseits den Mangel. Ob ein anderes Zimmer für den Minister bestimmt war, ob die Zurichtung veräußert war, bleibe dahingestellt. Wenig, der Fürst wollte nicht dulden, daß Hobrecht mit dem ungemachten Bett vorlieb nahm; er rief den Kammerdiener, dann, als niemand kam, trat er auf den Korridor, und Hobrecht hörte die Stimme des Lakoniers durch das stille Haus dröhnen. Der Kammerdiener kam und verschwand wieder, um Hilfe zu suchen; endlich erschien ein weibliches Wesen mit der nötigen Wäsche auf dem linken Arm. Erst als alles in Ordnung war, nahm der Fürst freundlich Abschied.

Der Oberförster war pünktlich und brauchte nicht auf den Finanzminister

zu warten. Die Fahrt ging in den südlich der Eisenbahn liegenden Teil der Forsten. Das Wild stand in den lichten Stangen rudelweise, der Minister kam mehrmals zu Schuß. Besonderes Vergnügen machte es ihm, als der Oberförster einige dicht verschneite, höchst malerische Niedererschonungen durch ein paar herbeigerufene Holzschläger abtreiben ließ. Aus der einen brachen zwei Schweine, von denen das zweite noch schußgerecht; Hobrecht feuerte und fand im Schnee bald Schweißspuren, folgte mit dem Schweißhunde am Riemen und stieß nach einigen hundert Schritten auf das schon verendete Schwein.

Um elf Uhr trafen die Schützen mit dem reich beladenen Wildschlitten (zwei Spießer, zwei oder drei Damtiere und dem Stücke Schwarzwild) wieder vor dem Schlosse ein, wo Fürst und Fürstin ihren Gast auf das gütigste begrüßten und zum guten Erfolge beglückwünschten. Den Mittagszug durfte der Minister nicht versäumen: der amtliche Zweck seiner Fahrt war nach München erledigt, als fürstliches Weihnachtsgeschenk wurde ihm das Schwarzwild zur Bahn gebracht. Das Bild des gastlichen Schlosses im Sachsenwalde bewahrt der Minister in dankbarer Erinnerung.

Mehrere Jahre später erzählte Herr von Tiedemann dem Staatsminister Hobrecht, der Fürst habe bald nach seiner Abreise von Friedrichsruh das Bedauern ausgesprochen, daß er nicht dazu gekommen sei, ihm bezüglich seiner wirtschaftspolitischen Absichten etwas zu sagen, wie er sich vorgenommen. Dies ist sehr wahrscheinlich. Denn das bekannte, hochbedeutende Schreiben des Reichskanzlers an den Bundesrat über die Notwendigkeit stärkeren Schutzes der einheimischen Produktion datirt zwar vom 15. Dezember 1878¹⁾; es war aber noch nicht ausgegeben, sein Inhalt dem Finanzminister völlig fremd, als er am 17. und 18. Dezember in Friedrichsruh war.²⁾

War es wirklich der Wunsch des Fürsten, damals über seine wirtschaftlichen Pläne und Entschlüsse mit dem Minister Hobrecht zu sprechen, wie derselbe es heute glaubt und worüber ein Zweifel nicht bestehen kann, so hat derselbe die Vereitelung der Absicht am meisten zu beklagen. Er würde die überraschende Veröffentlichung eines neuen wirtschaftspolitischen Programms, ohne jeden Versuch einer vorgängigen Verständigung mit dem dabei doch sehr wesentlich interessierten Minister, nicht in der Schärfe, wie es damals geschah, als verlegend empfunden haben.

Dr. med. W. Gittermann.³⁾

22. Januar 1892. Friedrichsruh. Zum Diner Dr. med. W. Gittermann, der Arzt Lothar Bucher's. Dr. Gittermann berichtet über seinen Besuch:

Dasselbe findet sich abgedruckt in meinem Werke „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“. Bd. I. S. 170.

¹⁾ Die Publikation dieses Schreibens erfolgte erst am 24. Dezember 1878. Vergl. den Artikel der „Post“ Nr. 355 vom 24. Dezember 1878.

³⁾ Dr. W. Gittermann, praktischer Arzt in Bad Nauheim, war der langjährige ärztliche Berater von Lothar Bucher. Wir verdanken demselben schon mehrere schätzbare Beiträge

Bucher hatte mir beim Abschied in Bad Laubach, woselbst er im Sommer 1891 fünf Wochen zugebracht hatte, gesagt: „Besuchen Sie uns doch einmal in Friedrichsrub, ich werde Sie einführen.“ Mitte Januar meldete ich mich von Berlin aus bei ihm an und erhielt folgenden Brief:

Friedrichsrub, 17. Januar 1892. „Lieber Herr Doktor! Ich werde Mittwoch und Donnerstag zu Hause sein und schlage Ihnen vor, in dem Landhause abzustiegen — rechter Hand vom Bahnhofe — und mir um 12¹/₂ Uhr Ihre Karte zu schicken. Wir sind um diese Zeit beim Frühstück, und wenn nicht etwa zu viel Besuch ist, was man hier nie wissen kann, dann werde ich Sie gleich selbst herüberholen und einführen. Also auf Wiedersehen! Ihr ergebener Gewatter Bucher.“

Die Sache verlief programmäßig, und wenn ich auch am 22. Januar durch Verspätung erst nach dem Frühstück in Friedrichsrub eintraf, so wurde ich doch von Bucher auf das herzlichste empfangen. Er brachte mich auf mein Zimmer und sagte vergnügt: „Sehen Sie, es hat sich alles gemacht, der Fürst läßt Sie zum Diner einladen.“ Wir gingen dann in seine Stube, und nachdem wir lange geplaudert hatten, bat er mich, ihn für eine Stunde zu entschuldigen: der Fürst sei gewohnt, nachmittags mit ihm zusammen auszufahren und würde nicht gern auf diese gemeinschaftliche Fahrt verzichten, weil sie beide gerade dann allein wären und am ungestörtesten ihre Gedanken über die Neuigkeiten des Tages austauschen könnten. Für die Dauer seiner Abwesenheit versorgte er mich mit einer kürzlich erschienenen Broschüre, die Fürst Bismarck gelesen haben mußte, denn der Rand zeigte mehrmals in großen Schriftzügen drastische Bemerkungen. Vom Fenster aus sah ich zu, wie die Herrschaften ihren Schlitten bestiegen; der kleine Geheimerat verschwand fast hinter der gewaltigen Gestalt des Fürsten, der in seinem grauen Pelzmantel noch größer aussah. Man benützte einen pommerischen Landschlitten, einfache, noch nicht einmal angestrichene Holzkufen, Seitewände aus gedrehtem Stroh, Bretterriße, welche mit Rissen belegt waren. Auf einem solchen Gefährt fuhren der Reichskanzler und sein vertrauter Freund in den glitzernden Sachsenwald, und mir kam der Gedanke, was wohl ein moderner Geldproß sagen würde, wenn man ihm die Besteigung eines so wenig herrschaftlichen Vehikels zumuten wollte! Fürst Bismarck freilich braucht nicht auf Neußerlichkeiten zu sehen, er bleibt auch in einem Bauernschlitten der größte deutsche Mann! Bucher, den ich nach der Rückkehr befragte, jagte mir lachend: „Im Schuppen befinden sich mehrere sehr kostbare Schlitten, aber der Fürst benützt sie nie; er sagt immer, diese pommerischen Landschlitten icklickern am besten, und darauf kommt es ihm allein an.“

Wenn der Geheimerat von der fürstlichen Familie sprach, gebrauchte er das Wort „wir“, denn er konnte sich mit Recht als zugehörig betrachten. Als ich ihm sagte, daß ich für das Diner aber keinen Frack bei mir hätte, antwortete über seinen berühmten Patienten. Vergl. die „Berliner Neuesten Nachrichten“ vom 4. Dezember 1892 Nr. 615. „Die Grenzboten“ vom Januar 1893 und mein Werk: „Ein Achtundvierziger. L. Buchers Leben und Werte“. III. Bd. 1892. S. 360 ff.

er fröhlich lachend: „Ich glaube, wir haben in ganz Friedrichsrub keinen Grad, wir kennen hier keine Etikette und erscheinen auch zu Tisch in unserem täglichen Kostüm.“ Er wurde ein für allemal als Hausgenosse betrachtet, und man suchte ihm den Aufenthalt nach Kräften angenehm zu machen, indem man auf seine Wünsche und Eigenheiten möglichst Rücksicht nahm. Er selbst wußte das auch sehr wohl und legte sich keinerlei Zwang an. Wollte er nicht sprechen, so ließ man ihn ruhig schweigen, und es ist nicht selten vorgekommen, daß er während der Mahlzeiten, bei denen immer eine angeregte Unterhaltung geführt wird, vollständig stumm blieb. Einmal saß er auch in undurchdringliches Schweigen gehüllt an der Tafel und war durch nichts zu bewegen, an der Unterhaltung teilzunehmen. Ohne eine Miene zu verziehen, saß er mit halbzugekniffenen Augen auf seinem Stuhl und that so, als ob er sich um das Gespräch gar nicht kümmerte. Natürlich entging ihm aber kein Wort desselben! Als unerwartet aus der Nachbarschaft noch Besuch eintraf, erhielt er eine sehr geistvolle jüngere Dame zur Nachbarin und wurde von dem Augenblick an der lebenswürdigste, gesprächigste Gesellschafter.

Seine Stube, welche noch jetzt in Friedrichsrub „Bucherzimmer“ genannt wird, enthielt alle möglichen Bequemlichkeiten. Sie war hell und geräumig, und ließ sich — worauf er großes Gewicht legte — gut heizen. Außer dem Sofa befand sich in derselben eine Chaiselongue, die fleißig benützt wurde; auf dem Tisch lagen in einer Schale immer frische Äpfel, die er sehr liebte, und in einer Ecke standen mehrere Flaschen vom besten Ungarwein, mit denen die Gräfin Haußau den treuen Freund ihres Vaters versorgte. Der große, einfache Schreibtisch am Fenster war mit Büchern und Akten bedeckt; Bucher hat mir noch kurz vor seinem Tode erzählt, daß er an demselben noch oft bis in die Nacht hinein — natürlich ohne Wissen der fürstlichen Familie — gearbeitet hat. Er hätte immer die Vorahnung einer baldigen schweren Krankheit und den Trieb gefühlt, noch fleißig zu arbeiten und so viel als möglich fertig zu schaffen.

Bucher, jedenfalls der beste Bismarckkenner, hatte mir den Rat gegeben: „Sprechen Sie frisch von der Leber weg mit dem Fürsten, das hat er am liebsten; nur unterbrechen Sie ihn nicht, wenn er angefangen hat, über irgend ein Thema sich näher auszulassen.“ Als ich von ihm der fürstlichen Familie vorgestellt wurde, sagte mir der Altreichskanzler, indem er seine Hand auf des Geheimrats Schulter legte: „Ach, wenn Sie mir doch den wieder so gesund machen könnten, wie er in früheren Jahren war!“ Bucher war bei der Tafel sehr schweigsam und aß wenig; der hohe Hausherr schien zu merken, daß mir das auffiel, und sagte: „Na, ja, er kasteiet sich wieder, trotzdem wir ihm zu reden.“ Abends von 9 bis 11 Uhr waren wir beide mit dem fürstlichen Paare allein. Der Fürst war lebhaft und erzählte in einer Weise, wie nur er es versteht; Bucher schwieg und streichelte seine gichtischen Hände. Um 10 Uhr erhob er sich und bat, daß wir uns zurückziehen dürften. Davon aber wollte der Fürst nichts wissen, und das interessante, mir unvergeßliche Gespräch nahm

seinen Fortgang. Wegen 11 Uhr, als der Fürst sich einen Augenblick mit seiner langen Pfeife zu schaffen machte, flüsterte mir der Geheimrat in das Ohr: „Stehen Sie auf, jetzt muß er sich zu Bett legen, sonst schläft er die Nacht schlecht.“ Auf meine spätere Frage nach dem Grund seiner dem Fürsten gegenüber ganz ungewöhnlichen Schweigjamkeit, jagte er mir: „Ich wollte nicht dazwischen reden, Sie sollten ihn allein genießen.“

Gerade ein Jahr später kam ich wieder nach Friedrichsruh und betrat mit wehmütigen Gefühlen das „Bucherzimmer“, wo noch alles so stand wie früher: nur der kleine, gebückte Mann, mit dem kühlen Gesicht und dem warmen Herzen fehlte, und doch war es mir so, als müßte er mir jeden Augenblick entgegen treten! Fürst Bismarck hatte mich sprechen wollen, um noch aus den letzten Lebenstagen seines langjährigen Mitarbeiters von mir zu hören. Er war sehr bewegt und konnte seine Empfindungen nicht verbergen. Ich habe keine Veranlassung, alles das wieder zu sagen, was der Fürst über Bucher gesprochen hat, aber aus jedem Wort klang die Liebe zu seinem toten Freunde und die Trauer über seinen Verlust. „Es war mein treuester Freund und er war der erste Gentleman unter meinen Freunden“ — so jagte er wiederholt. Immer wieder brachte er das Gespräch auf Bucher, und als wir auf den berüchtigten Schorerartikel¹⁾ zu sprechen kamen, fragte er mich: „Was war doch darin alles über Bucher gesagt?“ Auf meinen Bericht, daß nach Ansicht des anonymen Verfassers der Geheimrat seinen Einfluß sehr eifersüchtig gewahrt und alle anderen Besucher der fürstlichen Familie mit mißtrauischen Augen angesehen habe, antwortete der Fürst, laut lachend: „Bucher und eifersüchtig! Wie gern hätte ich mich von ihm mehr beeinflussen lassen, aber er wollte es nicht, er war eine viel zu vornehme, zurückhaltende Natur!“ Jede Erinnerung an den Toten stimmte ihn wehmütig. Einst saß er nach dem Frühstück mit der Pfeife im Munde, als auch Bucher erwähnt wurde. „Ja, ja,“ — sagte er — „Bucher war der einzige, mit dem ich mich noch über alles unterhalten konnte, und der mich immer verstand, — nun ist er mir auch genommen.“ Dabei sog Fürst Bismarck so gewaltige Rauchwolken aus seiner Pfeife, daß eine neben ihm sitzende vornehme Dame ganz in Wolken gehüllt war. „Verzeihen Sie, Gräfin,“ — so wandte er sich an die Dame, indem er mit der Hand die Rauchwolken zu verjagen suchte — „daß ich so gequalmt habe, aber wenn das Gespräch auf meinen toten Freund kommt, dann muß ich mir auf irgend eine Weise Luft machen.“

¹⁾ Gemeint ist der in „Schorers Familienblatt“ enthaltene Artikel gegen den sich die „Hamburger Nachrichten“ vom 31. Dezember 1892, Morgenausgabe Nr. 311 in einem Artikel betitelt „Fürst Bismarck und G. Bucher“ wenden. Der Autor hat sich nie genannt. Generalkonsul Julius Eckardt hat erklärt, daß er die ihm zugeschriebene Verfasserschaft als „gehässige und abgeschmackte Verleumdung“ zurückweise.



Die Ordre des Grafen von Guise.

Eine Erinnerung an die Tage von Leipzig.

Von

Nataly von Eschstruth.

I.

Der Himmel hatte sich schauernd verhüllt, um die Ornel nicht mitanzusehen, unter welchen die Erde drunten erzitterte.

Ströme dampfenden Blutes schrieten zu ihm empor, brechende Augen flehten ihn an, Angstgeschrei und das Wimmern namenloser Qualen drangen zu ihm hinauf, und dazwischen gelsten die Sturmglocken, dröhnten die Donner der Kanonen, knatterte, flirrte, rasselte und tobte es, wenn die Furie des Krieges neue Massen daherbrausen ließ, die zuckenden Glieder der Verwundeten und Sterbenden, die getürmten Leichen in den schlammigen Boden zu stampfen.

Der Mann mit dem dreieckigen Hut auf dem Haupt, welcher mit untergeschlagenen Armen und finster dräuendem Blick neben Murat auf den Dämmen der alten Teiche bei Meusdorf auf und niederschritt, war es, welcher einst Rechenschaft über die vielen Tausende ablegen sollte, die seine Ruhmesgier, sein unerlöschliches Verlangen, seine wahrwitzige Selbstergötterung, auf dem Schlachtfelde von Leipzig dahingeschlachtet.

Der Sturm heulte über die Ebene und zerrte den grauen Mantel des Imperators, gleichwie die Krone der zu hoch gewachsenen Pappel neben ihm, deren Zeit gekommen, da sie zurück in den Staub geschmettert werden sollte, aus welchem sie aufgewachsen.

Auch die Sonne, welche lange Zeit geduldig die Ungerechten bescheint, verhüllt endlich ihr Angesicht und überläßt es den vernichtenden Wetterern, Rache zu üben und zu vergelten.

Der kleine, große Kaiser bleibt hochatmend stehen und hebt das Glas an die Augen, die Umgegend sorgsam zu durchspähen. Sein kaltes Marmor Gesicht zuckt unter der Aufregung, welche sich mehr und mehr des Mannes bemächtigt, welcher mit frivoler Hand ganz Europa die Weisze geschrieben, und nun auf einiamer, sturmunntobter Höhe voll zitternder Erregung eines Federzuges harret, durch welchen ein anderer, jüngst noch so spöttisch und übermütig Belächelter sein Schicksal bestimmen soll.

Murat neben ihm ist verstummt.

Er hat umsonst versucht, den großen Feldherrn durch lebhaftere Erzählungen von ungeheuren Verlusten, welche die Verbündeten erlitten, zu erheitern.

Napoleon glaubt es nicht mehr, sah er doch mit zusammengebißnen Zähnen, wie die Reiterei des Herzogs von Padua von Pfaffendorf her in wilder Flucht und größter Unordnung theils nach Schönfeld, theils nach Leipzig zurückfloh.

Husaren und Kosaken verfolgten sie — so war auch Guttrich in russischen Händen.

Und immer, immer noch keine Nachricht von seinem Schwiegervater. Schwiegervater!

Lächerlich, daß ein Mann wie Napoleon sich plötzlich der verwandtschaftlichen Beziehungen mit Kaiser Franz so lebhaft entsam und sogar an dieselben appellirte. Er war ihm niemals ein besonders zärtlicher Schwiegersohn gewesen und hatte es selber mit ironischem Lächeln betont, daß Politik und Verwandtschaft durch eine himmelweite Kluft getrennt, ja daß erstere gleich einem Moloch sei, welcher selbst die eigenen Kinder als Opfer verschlingen würde.

Sollte Kaiser Franz von ihm gelernt und diese Ansicht gar zu seiner eigenen gemacht haben?

Wimmermehr! Der Uebermut und die Verblendung eines Napoleon mußten erst den Beweis dafür in Händen halten, ehe sie solch Undenkbares glaubten.

General Merveldt mußte schon längst bei Kaiser Franz angelangt — ja er mußte eigentlich schon längst wieder mit der Antwort zu ihm zurückgekehrt sein. — Wo bleibt er?

Napoleon war ihm besonders freundlich begegnet, und ebenso, wie er sich ehemals mit dem österreichischen Unterhändler wegen des Waffenstillstandes von Leoben verständigt hatte, ebenso mußte sich Kaiser Franz diesmal von ihm verständigigen lassen, da Napoleon nun bei ihm um einen Waffenstillstand bat.

Sollten die Verbündeten in der That so klug sein, sich ihre schwer erkämpften Vorteile durch solch erheuchelte Friedensliebe nicht aus der Hand winden zu lassen? Sie dachten vielleicht an Austerlitz und Tilsit. Oder dachten ihnen die Zusagen, welche er als Preis des Waffenstillstandes wegen Hannover, den Hansestädten und Polen gemacht, zu allgemein?

Immer fiebriger wird die Ungeduld und Aufregung des Imperators. Das Glas, welches er an die Augen hebt, erzittert. Nichts, nichts Erfreuliches und Ersehntes spiegelt sich darin, nur die wüsten Feuerbrände der Dörfer, die entsetzliche, grauenvolle Zerstörung ringsum. Er hat einen eigenhändigen Brief an den „lieben Schwiegerpapa“ geschrieben, einen Brief, welchen Merveldt zu besorgen hatte, und welcher trotz aller verwandtschaftlichen Vertraulichkeit immerhin so vorsichtig und politisch abgefaßt war, daß er vor sämtlichen Allirten verlesen werden konnte.

War das wirksam genug? Der Kaiser Franz befand sich zur Zeit in Rötha, die anderen Fürsten in seiner nächsten Nähe — die Antwort mußte bereits zurück sein, wenn Merveldt das gewünschte Resultat erzielt. Aber es kam keine Antwort, weder durch den Oesterreicher noch — durch den Grafen Guise.

Warum blieb auch Graf Guise so unerklärlich lange aus?

Als Napoleon in der Nacht, da Merveldt mit seinem Brief davongesprengt war, allein und finster sinnend in seinem Zelte saß, welches bei der Ziegelscheune aufgeschlagen und von dem großen Wachfeuer beleuchtet ward, kam ihm jählings

der Gedanke, ob dieser offizielle Brief wohl das rechte Mittel sei, auf den Sinn des Kaisers zu wirken?

Wer kannte dessen tiefinnerste Herzenswünsche besser wie Napoleon, und welche Hand war so mächtig wie die des kleinen Morien, sie, wenn auch ungern zu erfüllen? Den 4. Dezember von 1805 konnte Kaiser Franz nicht vergessen, er trankte an seinem verlorenen Einfluß auf Italien und Deutschland.

Er sollte ihn wieder gewinnen — wenn heute, in dieser Stunde der Verachtung, eine Hand die andere wusch. Ein Waffenstillstand allein konnte Napoleon vor vollständiger Niederlage retten: setzte Kaiser Franz denselben in seinem eigenen Interesse durch, wollte er es ihm alsdann auch seinerseits großmütig vergelten.

Sein kaltes, unbewegliches Bronze Gesicht erglänzte zum erstenmal unter leicht perlendem Schweiß, welchen ihm die zitternde Angst um seine Existenz, um die Gloire der großen Nation auspreßte. Kurz entschlossen griff er zu Feder und Papier und schrieb bei dem Schein der Kerze, deren Flamme der Sturm jeden Augenblick zu löschen drohte, einen Brief an seinen Schwiegervater, welcher für ihn wohl die härteste Arbeit der Leipziger Tage war.

Secret — ganz secret. Kein anderes Auge durfte diese Zeilen lesen, als wie nur der, an welchen sie gerichtet waren.

Als Napoleon geendet, sprang er jach empor und schritt unruhig in dem beschränkten Zeitraum auf und nieder.

Der Regen flatschte auf die tiefende Leinwand, und das Feuer draußen zischte und qualmte im Berlöschchen.

Kein Stern am Himmel! — Ist Napoleons Hand in dieser Stunde zu schwach gewesen, selber einen neuen Glücksstern über sich aufzurichten, droht ihn die Nacht zu verichlingen, welche alle Siegesfackeln vergangener Tage nicht wieder erhellen können?

Noch einmal wägt sein fühler Verstand alle Vorteile und Nachteile ab, welche dieser geheime Brief ihm bringen kann, und da die Vorteile größer sind, wie sie es stets sein müssen, wenn ein Napoleon großmütig sein will, rührt er kurz entschlossen die kleine, silberne Klingel, welche auf dem Tisch neben dem Schreibzeug steht.

Sein persönlicher Adjutant steht vor ihm.

„Den Capitain à cheval Graf Guise!“ herrscht ihn der Morie an, ohne den düstern Blick zu heben, und wenige Augenblicke später verneigt sich der junge Reiteroffizier vor seinem Kaiser.

Napoleon bleibt vor ihm stehen, sein Adlerblick flammt sekundenlang wie in scharfer Prüfung zu dem blassen, geistvollen Gesicht des Kapitäns aus dem Reitercorps von Sebastiani auf.

„Sie sind mir als besonders zuverlässig empfohlen, Graf,“ stößt er kurz hervor, „darum möchte ich Ihnen eine Mission anvertrauen, welche ebenso viel Bravour wie Verschwiegenheit und Aufopferung verlangt!“

Das Antlitz des Genannten färbt sich in stolzer und dennoch bescheidener Freude rot.

„Sire,“ antwortet er stramm, „möge Gott mir helfen, dieses ehrende Vertrauen zu rechtfertigen!“

Eine Minute tiefes Schweigen: die Blicke der beiden Männer senkten sich tief in einander. Dann wendet sich Napoleon, schaut hinaus durch die Zeltthüre, sich zu überzeugen, daß sie unbelauert sind, und tritt dann dicht neben den jungen Offizier. Graf Guise muß sein Haupt herab neigen, um den Worten zu lauschen, welche der kleine Parvenu im Purpur ihm hastig, zischend beinahe in das Ohr flüstert.

Die Zukunft Frankreichs, die Ehre der ganzen Nation in seiner Hand! -- Wie ein Schwindel braust es durch das Haupt des jungen Kapitäns. Seine Brust hebt sich unter einem Atemzug unbeschreiblicher, beseligender Gemüthung.

„Ich schwöre Eurer Majestät, mich meines Auftrags in seiner ganzen, furchtbaren Bedeutung bewußt zu sein!“ sagt er mit bebenden Lippen.

Der Kaiser wendet sich zu dem Tisch, auf welchem ein Degen liegt. Er ist schlicht und einfach, nur eine kleine Kaiserkrone ziert als kaum bemerkbarer Schmuck den sehr derben, festen Griff.

Abermals flüstert er ein paar hastige Worte -- ein kurz erklärender Handgriff -- und er reicht dem Reiteroffizier die Waffe.

Mit stolz flammendem Auge nimmt sie Guise in Empfang und legt sie sogleich vor den Augen seines Monarchen an.

„Vercq begleitet Euch. Er wird die Uniform eines Majors tragen, die Aufmerksamkeit des Feindes bei einem eventuellen Zusammenstoß mehr auf sich wie auf Euch zu lenken. Und somit Gott befohlen, mein wackerer Kapitän -- Sie tragen die Größe und den Ruhm von Frankreich -- tragen Sie dieselbe mit Ehren an ihr Ziel!“

Wenige Minuten -- ein hastig Herumdrehen -- und dann klingt Hufschlag durch die stille Nacht, zwei Reiter sprengen voll wilder Hast einem unbestimmten Schicksal entgegen. Gehen sie unter in den Wogen des Verderbens, welches als grauenvolles Gespenst die Dunkelheit durchstreift, so sinkt mit ihnen die stolze Siegespalme des großen Kaisers in den Staub.

Lang steht Napoleon und starrt schweigend in die Nacht hinaus -- das Jammergeschrei der Verwundeten schrillt durch die Stille, Feuergerben lohen zum Himmel, wenn Häuser und Scheunen in den brennenden Dörfern über ihren unglücklichen Opfern zusammenbrechen.

Eine in einen Mantel gehüllte Gestalt stand in einiger Entfernung und blickte gleichfalls schweigend in die Nacht hinaus.

Napoleon erkannte den sächsischen General Brause, welchen er wegen der Neuzusammenstellung seiner Division zu sich beschieden. Er trat neben ihn.

„Was überlegen Sie, General?“ fragte er kurz.

Brause wandte ihm sein ernstes, erregtes Gesicht zu:

„Ich überlege, Sire, wie man dem Elend auf den Schlachtfeldern zu Hilfe kommen könnte, die Angst- und Schmerzenschreie der Blessirten gellen bis hierher. Man könnte ihnen vielleicht so weit es angeht --“

Napoleon zuckte ungeduldig die Achseln und wandte sich brüsk ab.

„Wir haben mehr zu thun!“

„Es sind auch die Unsern, Sire, welche dort verbluten und verichmachten.“

Da zeigte ihm der Korze sein starres, erbarmungsloses Gesicht.

„C'est la guerre!“ erwiderte er kalt und zog sich in sein Zelt zurück, sich zu kurzem Schlafe nieder zu legen.

Brause aber stand regungslos und preßte die zitternde Hand auf das Herz. Ihm war es, als blute dieses Herz weher als all jene Todeswunden auf dem Schlachtfelde drunten, als müsse es verbluten an dem bittern Schmerz, für diesen ehr- und gewissenlosen Tyrannen, für den schmählichen Unterdrücker seines Vaterlandes, für den Henter und Schlächter seiner Brüder die Waffe in der Faust zu halten! Da schäumte es wild über in der Brust des Generals, und die Feueräulen, welche die Dörfer seines Heimatlandes in Asche legten, brannten ihm so grell und furchtbar in die Augen, daß sie auch in seiner Brust eine Flamme entzündeten, die große, heilige Flamme gerechten Zornes und einer Empörung, welche die Ketten der Knechtschaft zerbrechen und den Unterdrücker zu Boden schlagen will!

Brause stand an der Spitze seiner sächsischen Brüder, an der Spitze von Männern, welche nur die Gewalt gezwungen, für Napoleon zu kämpfen, welche, im Herzen treu und deutsch gesonnen, voll bitterm Ingrimm solche Schmach ertrugen. Schürte es schon ihren Groll, mit ansehen zu müssen, wie übermütig und verächtlich der Korze und seine Marschälle das Sachsenhäuflein behandelten, wie viel Roheit, Willkür und Gemeinheit ihren Landsleuten widerfuhr, wie Sachsen durch diesen eigenen Allirten verwüstet und ausgeplündert wurde, so ließ das Maß vollends über durch den schmählichen Schimpf, welchen Ney den wackern Soldaten angethan, indem er den Sachsen die Schuld an der verlorenen Schlacht von Dennewiß zuschrieb, und durch solchen lügenhaften und verleumderischen Bericht die Ehre der französischen Armee auf Kosten der sächsischen rettete.

Das nagte unvergessen an den Herzen der braven, heldenhaften Männer, und auch General Brause gedachte in diesem Augenblick mehr denn je dieser Schmach.

Er ballte die Faust über dem Herzen und starrte voll brennender Sehnsucht hinab in die Ebene, wo fern die preußischen Wachtfeuer brannten, und ein schwaches, windverwehtes Echo Klänge zu ihm herübertrug, welche nicht anders lauten konnten als: „Ein' feste Burg ist unser Gott.“

Heiße Thränen brannten in den Augen des alten Mannes. Ja, ein' feste Burg ist unser Gott! Er, der Lenker der Schlachten, der Richter jeder fluchwürdigen Gewaltthat, wird auch ihn nicht verlassen, wenn er einen Plan zur Ausführung bringt, welcher immer dringender, immer gewaltiger sein Herz bewegt. Darf er es? Darf er? Noch schwankt er zwischen seiner Vaterlandsliebe, der Begeisterung für die deutsche Sache und dem Gehorjam gegen seinen armen, verblendeten König! Diese einsame Nachtstunde aber reißt die Entscheidung. Er

hatte mit General Nyffel einen eventuellen Uebergang zu der Armee der deutschen Verbündeten bereits erwogen, doch hielt sie die unbestimmte Antwort ihres Königs, an welchen sie sich um Erlaubnis gewandt, noch in quälender Ungewißheit.

Auch jetzt noch zogen Zweifel aller Art marternd durch seine Brust, und doch war der Zeitpunkt der Entscheidung da und ein Entschluß dringend geboten. — Darf er es aber? — Darf er?

Napoleon plante eine Hinterlist, irgend einen Rubeinstreich, welcher den Allirten ihre so schwer erkämpften Siege noch im letzten Augenblick streinig machen sollen. Brause hatte beobachtet, daß der Kaiser in ganz besonders heimlicher und wichtiger Angelegenheit zwei junge Reiteroffiziere soeben mit einem Befehl, oder, wie wohl eher anzunehmen, mit einem Handschreiben abgeschickt. Wohin sonst, denn zu Bernadotte, dessen krumme Wege und schleichende Winkelzüge längst verrieten, daß ihn nur die Berechnung auf Seite der Allirten gestellt, er selber und seine volle Sympathie jedoch zu Napoleon hinneigten, jeden Augenblick um seinen und der von ihm gebotenen Vorteile willen, seine Verbündeten schmählich zu hintergehen.

Sollten all jene Todeswunden auf dem Schlachtfelde rings vergeblich bluten? Sollte so manch liebe Heimatstätte seines Vaterlandes vergeblich zum rauchenden Schutthaufen zusammensinken? Nein! Tausendmal nein! Der König soll und muß sich fügen! Komme, was da wolle — deutsch und deutsch! Ein einzig Volk von Brüdern wollen sie sein, Brust an Brust, gemeinsam den Räuber ihrer Ehre und ihrer Freiheit zu zermalmen!

Brause wandte sich flammenden Auges zu dem Zelte Napoleons.

„Komm nur, großer Cäsar, und fordere morgen Rechenschaft von mir! —
Wirst Du fragen: Warum brachst Du Deinen Eid und ließt zum Feinde über? —
— so werde ich mit Deinen selben Worten erwidern: *C'est la guerre, Sire!*“

Der General wandte sich hastig ab und schritt durch Sturm und Regen eilig in die Nacht hinein. Gegen die Dämme wandte er sich, um seine harrenden Ordnonanzen mit den Pferden zu erreichen.

Still und dunkel, nur die Posten schreiten auf und ab, Säbelklirren, Anrufe werden laut, und der General steigt hastig zu Pferde und trabt, nur von zwei Mann begleitet, seiner Brigade entgegen. Immer noch erwägt er, immer noch schwankt er.

Der Mond bricht minutenlang durch das sturmzerfetzte Gewölk, und der Blick des alten Offiziers schweift scharf musternd in die Runde.

Da sieht er, wie eine dunkle Gestalt in hastigem Laufe einhält und sich dicht vor ihm in einen Graben niederwirft.

Was bedeutet das? Verrätereit? Blessirte liegen hier nicht, oder sollte sich ein Unglücklicher bis hierher geschleppt haben in der Hoffnung, Leipzig zu erreichen?

Brause packt den Säbel fester und reitet scharf auf die Stelle zu.

„Qui vive? — Wer da?“ ruft er laut in die Stille hinaus.

Keine Antwort.

Abermals leuchtet der Mond, und der General sieht dicht vor sich eine Gestalt zusammengekauert liegen.

„Holla! Bist Du bleßirt? Antwort - oder es gibt Feuer!“

Da richtet sich der Schatten langsam empor und steht regungslos.

„Freiwilliger von der württembergischen Reiterbrigade Normann!“ klang es halb erstickt zu ihm empor.

Brause beugte sich vor und sah mit durchdringendem Blick in das Gesicht, welches jetzt hell von dem Mond beschienen zu ihm aufschaute. Ein junges, blutjunges Würschchen. Blonde Locken umkränzen ein frisches, rundwangiges Gesicht, zwei große, furchtlose Augen blicken zu ihm auf.

„Zum Teufel, junger Mann, Deine Brigade liegt weit von hier! Bist Du verwundet oder versprengt?“

„Keines von beiden, Herr General!“

Die schlankte Gestalt richtet sich strammer empor, die Stimme klingt fester und ruhiger wie zuvor. Das Würschlein scheint sichtlich aufzuatmen, als es den lächlichen Offizier erkennt.

„Nun, zum Teufel, wie kommst Du um diese Zeit allein hierher, mein Sohn?“

Da zuckt das junge Haupt mit dem Kindergesicht trotzig in den Nacken.

„Ich bin desertirt, Herr General!“ bekennt er freimütig.

„Peß und Schwefel!“ - Brause blickt nach seinen Ordnonanzen zurück. Diese haben, da sie ihren Offizier ungefährdet gesehen, die respektvolle Entfernung innegehalten. Er neigt sich tiefer zu dem Sprecher. „Desertirt? Bist Du des Teufels, Kind? Wie alt bist Du?“

„Sechzehn Jahre geworden, Herr General.“

„Dein Name?“

„Wilhelm von Knobelsdorff.“

„Boß Wetter . . . ein Knobelsdorff . . .“ Brause streicht jählings mit der Hand über seinen Bart. „Wie kommst Du, der Sohn einer der treuesten preussischen Familien, zu der württembergischen Brigade?“

„Ich . . . ich . . .“

„Wahrheit! Heraus mit der Wahrheit!“ grollt der General nicht allzu barsch.

„Ich bin der Mutter fortgelaufen,“ gesteht der junge Mensch mit tief geneigtem Haupt: „und das erste Regiment, welches ich antraf und welches mich aufnahm, war das Normannische.“

„So so; Du wolltest für Napoleon kämpfen?“

„Nein, Herr General.“

„Du ließt ja aber doch unter seine Soldaten?“

„Mein Regiment sprach ja Deutsch - da glaubte ich doch nicht, daß es dem Franzosen gehöre! Erst, als es zu spät war, lernte ich das Unfaßliche, Empörende verstehen, daß Deutsche im Dienste des Korsen gegen ihre Brüder kämpfen!“

Eine dunkle Blutwelle stieg in das Antlitz des Generals, seine Hand bebte am Säbel.

„Kind!“ stieß er gepreßt hervor, „glaubst Du, daß dieje Deutschen gefragt wurden, als der Wille ihrer geknechteten, unglücklichen Fürsten sie dem Unterdrücker unseres Vaterlandes ausliefern mußte? — Wißt Du unserer Zeit so fremd geblieben, daß Du nicht weißt, wie schwer die eberne Hand des Despoten wiegt — so schwer, daß sie selbst die glühendste Rache gegen ihn, die wilde Verzweiflung ohnmächtig in den Staub drückt?“

„Ich wußte es nicht, Herr General, bis zu der Stunde, welche mich zu dem Regiment führte.“

„Wo wohnt Deine Mutter?“

„Auf ihrem Landgut in der Neumark.“

„Ist Dein Vater tot?“

„Gott verhüte es! Er kämpft drüben in dem Regiment Miller und . . . und . . . als mir ein Blessirter gestern erzählte, daß er ihn dort gesehen — daß er gar nicht weit von hier im Lager liegt — da hielt es mich nicht mehr, da mußte ich zu ihm, an seiner Seite für unser Vaterland einzutreten!“

Brause blickte einen Augenblick stumm in dieses junge, Begeisterung flammende Knabengesicht.

„Weißt Du auch, mein braver Junge, welche einer Gefahr Du Dich aussetzt, als Du desertirtest?“

Wilhelm von Nobelzdorff hob ernst das Haupt.

„Wäret Ihr ein Franzose gewesen, Herr General, läge ich jetzt wohl rüsilirt hier im Graben.“

„Du sagst es. Weißt Du aber nicht, daß auch ich im Dienste der französischen Armee stehe?“

Da ging ein treuherziges Lächeln um die Lippen des Gefragten.

„Thut Ihr es, Herr General, so gehört Ihr wohl auch zu denen, die man nicht um ihren Willen fragte!“

Da reichte Brause jählings die Hand dar und drückte sie lebhaft als stumme Antwort.

„Dessen sollst Du Dich bald überzeugen, mein Sohn; glaubst Du, daß ich mich von einem Knaben beschämen lassen will? Also zum Mlicherischen Corps willst Du. Gebe Gott, daß Du es ungefährdet erreichst.“

Und Brause blickte einen Augenblick nachdenklich vor sich hin. Sollte er dieses frische, junge Blut den zahllosen Gefahren einer solchen Desertation aussetzen? Sollte er ihn nicht besser mit sich nehmen, morgen am hellen Tage seine Wünsche zu erfüllen und ihn in die Arme des Vaters und Vaterlandes zurückführen? Was vor einer Viertelstunde immer noch als unentschiedener Kampf in seinem Innern getobt, das hatten die Worte dieses jungen Purischen zum unerschütterlichen Entschluß gebracht. Wie kann ein Deutscher gegen deutsche Brüder kämpfen!

Das traf. — Das sprach klar und ruhig aus, was seit der ersten Stunde

des Krieges die Herzen der sächsischen Armee bewegt, und was dennoch nicht aus dem Gedanken zu besserer That reifen durfte, weil der Befehl des geknechteten Fürsten Faust und Zunge gefesselt.

Nun war's entschieden. Die Pflichten gegen das Vaterland gingen über alles. Der König verlangte treue Pflichterfüllung von seinen Truppen, konnte diese besser bewiesen werden als durch die Befreiung seines unterjochten Landes? Den Feind des Königs vertreiben, hieß den König retten. Wie kann ein Deutscher gegen deutsche Brüder kämpfen? Fluch und Schande über den Tyrannen, der es erzwungen! Die Stunde der Vergeltung ist gekommen -- die Sonne des kommenden Tages soll es sehen, wie Deutschland aufs neue ein einig Volk von Brüdern ist! Er selber, Brause, will den ersten Schritt thun -- die anderen werden seinem Beispiel folgen, so Gott der Herr es will. Nun schwankt er nicht mehr.

Soll er den Knaben so lange bei seiner Truppe halten?

Ein Blick in das treuherzig offene Kinder Gesicht, welches die großen Augen wie in bangem Forchten zu ihm hebt, läßt ihn anders bestimmen. Es liegt noch viel zwischen dieser einsamen Nachtstunde und der Stunde der Entscheidung.

„Viel Kugeln verfliegen in Lüften frei --
hängt sich eine im Herzen, ist alles vorbei!“

Wilhelm von Anobelsdorff aber darf nicht in den Reihen des französischen Heeres sterben, es wäre ein Schimpf für diesen Namen, welcher unter Preußens besten klingt.

Kurz entschlossen wendet sich der General zu den beiden Ordonnanzen zurück.

„Sie kennen den Weg ins Bivak, Krummbeck?“

„Befehl, Herr General.“

„In einer Viertelstunde sind Sie bei den Unfern. Steigen Sie ab und geben Sie das Pferd diesem jungen Freiwilligen; ich habe Verwendung für ihn.“

„Befehl, Herr General.“ Die Ordonnanz springt zur Erde.

„So, nun steig auf, mein Sohn.“

Anobelsdorffs Augen blißen, er hat das Gefühl, als müsse er sich in überströmender Dankbarkeit an die Brust des alten Mannes werfen, ihn wie einen Vater zu umfassen. Aber er beherrscht sich und schwingt sich gewandt in den Sattel.

„So; und nun vorwärts; -- Du bleibst an meiner Seite, Kleiner.“

Durch die stürmische Nacht geht es wie auf Sturmesflügeln dahin. -- Wohin? -- Für sein Leben gern möchte es Wilhelm fragen. Soviel er beobachtet, richtet sich der Weg Brauses nach der Vorpostenfette. Kein Zweifel, er will ihn persönlich durch die Wachen hindurch geleiten.

Der General hat geschwiegen -- jetzt plötzlich, als er sein aufschauendes Roß vor einem Anäuel von Leichen, aus welchen noch ein mattes Köcheln herausschallt, zurückreißt, sagte er leise: „Wie wird Deine arme Mutter um Dich weinen!“

Wilhelm beißt die Zähne zusammen und schüttelt heftig das Haupt.

„Meine Mutter ist eine Anobelsdorffin - sie weiß, was sie dem Vaterlande schuldet. Um Preußens Schmach weint sie, und hätte ich ihre Thränen nicht gesehen und ihre Gebete für Deutschlands Befreiung nicht gehört, stünde ich jetzt nicht hier.“

Wieder eine Pause.

„Der Mutter Willen wird der Söhne That!“ nickte der alte Soldat mit aufleuchtendem Blick. „Deutschland wird nicht verloren sein, so lange edle Frauen um seine Knechtschaft weinen!“

Dann hob er die Hand und wies nach einem seitwärts liegenden Dorfe, über welchem eine rotqualmende Dunstmasse lagerte.

„Holzhausen; bis hierher erstrecken sich Macdonalds Vorposten. Siehst Du da drüben die kleinen Wachtfeuer brennen? Dort lagert die Kolonne Wennigsen. Dorthin mußt Du Dich vorläufig wenden. Das Corps Blücher von hier aus zu erreichen ist eine Unmöglichkeit, aber Du kannst Dich zu dem General Zieten bringen lassen und ihm Deine Wünsche vortragen, dann wird er schon für Dich sorgen.“

„General Zieten?“ fragte Wilhelm jäh aufschauend. „So viel die Mutter hörte, ward mein ältester Bruder seinen Reitern zuerteilt. Wenn er noch lebt,“

die Stimme des Sprechers erbebt „so wäre mir geholfen. Aber er war Adjutant und hatte vielerlei Befehle zu überbringen, und der Meßirte erzählte, daß solche Offiziere fast sämtlich auf dem Rasen lägen!“

„Gott verhöte es.“

Und Brause blickte plötzlich, wie von einer jähen Erinnerung gefaßt, nachdenklich gerade aus.

Die Ordre! Die Ordre des Grafen Guise!

Er hatte sie und all ihr Unheil während der letzten Viertelstunde vergessen. Die geheime Mitteilung richtete sich fraglos an Bernadotte, und die beiden jungen Offiziere hatten demzufolge wohl dieselbe Begrüßung eingeschlagen wie er soeben!

Die umherstreichenden Patrouillen mochten ihnen wohl zeitweise den geraden Weg abgeschnitten haben, und es war immerhin möglich, daß Guise, näher nach Holzhausen gedrängt, das Gebiet Wennigsens berührte.

Jedenfalls war es gut, ein wenig Jagd auf die wichtigen Vögel zu machen.

Brause drängte sein Pferd plötzlich dicht neben dasjenige des jungen Anobelsdorff und legte seine Hand schwer auf den Arm des Freiwilligen.

„Mein Sohn,“ jagte er ernst, „daß Du Mut und das Herz auf dem rechten Fleck hast, bewiesest Du. Wißt Du wohl auch verständig und geeignet, Deinem Vaterland durch eine mündliche That einen Dienst zu erweisen?“

„Herr General!“ stammelte Wilhelm und preßte die Zügel in der Faust, während sein Antlitz heiß erglühte. „Könnte mir ein solches Glück bechieden sein?“

„Es ist's, mein Sohn. Höre an, um was es sich handelt.“ Und der

General teilte ihm flüsternd mit, daß Napoleon eine geheime Stafette an Bernadotte geschickt, von welcher möglicherweise die Entscheidung des folgenden Tages abhinge. „Dies dem Oberbefehlshaber zu melden, ist Deine Aufgabe. Derselbe wird das Nötige veranlassen, daß die gefährliche Mitteilung hoffentlich nie in die Hände des schwedischen Kronprinzen gelangt,“ schloß er, und die Hand des jungen Mannes kräftig drückend, setzte er hinzu: „Und nun still, wir sind an den Posten. Gott behüte Dich, mein Sohn, besorge Deinen Auftrag gut; zeige, daß Du ein Knobelsdorff bist! Daß ich wohl daran that, nicht Dein Feind, sondern Dein Freund zu sein!“

Wilhelm von Knobelsdorff hielt die Hand des alten Mannes mit zitterndem Drucke fest.

„So wir's beide erleben, Herr General darf ich bei hellem Tageslicht noch einmal zu Ihnen kommen und danken?“

Da blickte ihm Brause fest und freundlich in die Augen.

„So Gott der Herr es uns beschieden, werden wir uns wiedersehen -- vielleicht schneller, wie Du ahnst und dann bin ich nicht mehr heimlicherweise Dein Verbündeter, sondern stolz und frei vor aller Welt! Lebe wohl! Gott helfe der gerechten Sache!“

*

Der Imperator schritt an Murats Seite auf den Dämmen der alten Meusdorfer Teiche auf und nieder. Stunde um Stunde verstrich, weder von General Merveldt noch von dem Grafen Guise ward ihm die so ungeduldig ersuchte Antwort gebracht.

Murat bemerkte die Aufregung des Schwagers, welche sich bis zur fieberhaften Nervosität steigerte. Er forschte nach der Ursache - er bestürmte den Kaiser schließlich mit dringenden Fragen.

Napoleon zauderte. Er glaubte Grund zu haben, Murat, obwohl er an seiner Seite für ihn kämpfte, nicht unbedingtes Vertrauen schenken zu dürfen. So antwortete er ausweichend.

Eine Stafette von wichtigstem Inhalt sei unterwegs, ein Brief, an welchem die Entscheidung der nächsten Tage hänge, und welcher unter keinen Umständen in die Hände der Allürten fallen dürfe. Das Ausbleiben des Grafen Guise beunruhige ihn in höchstem Grade, da er vermute, der junge Offizier sei samt seiner wichtigen Botschaft in Feindes Hand gefallen.

Murat wußte genug. Darum das thatenloie Zaudern und Zögern, darum die unheimliche, unerklärliche Ruhe auf dem Schlachtfelde. Der Feind erwartete den Angriff - aber Napoleon griff weder, wie erwartet, in aller Frühe an, noch zog er sich zurück, und verblieb den ganzen Tag über in unbegreiflicher Unthätigkeit.

Nach stundenlangem, vergeblichem Warten zog sich der Kaiser in übelster Laune in sein Zelt zurück, und Murat trat zu seinen Offizieren. Er bezweifelte keinen Augenblick, daß sich Napoleons Brief an Bernadotte gerichtet, von wem sollte in dieser Bedrängnis Hilfe kommen, wenn nicht von dem schwedischen

Kronprinzen, welcher durch seine unerhörte Saumseligkeit und spätes Erscheinen auf dem Schlachtfelde schon genugsam bewiesen, nach welcher Seite die Zunge der Wage seiner Berechnung und Sympathie hinneigte.

In dieser festen Ueberzeugung hielt sich Murat für berechtigt, einen eigenmächtigen Befehl zu geben, an welchen Napoleon in seiner Aufregung nicht zu denken schien.

Er sandte Reitertrupp's aus, nach dem Verbleiben des Grafen Guise zu forschen und, falls sie ihn verwundet oder erschossen auffinden sollten, auf jeden Fall die wichtige Ordre in die Hände Napoleons zurück zu liefern.

So schwärmte Kavallerie nach allen Seiten aus, eine hitzige Suche und Jagd nach der Ordre des Grafen von Guise zu beginnen.

Dieser war in Begleitung Lecoq's sofort nach Empfang seines Befehls in die dunkle, stürmische Nacht hinausgeritten.

So gut es anging, hatten sie sich über die Wegrichtung orientirt, aber der immer dichter fallende Regen hüllte die ganze Gegend in schier undurchdringliche Finsternis, und die einzelnen Feuerbrände der Dörfer, hier verlöschend und dort neu ausprasselnd, trugen vollends zu einer Täuschung bei.

Napoleon hatte in seiner großen Erregung nicht bedacht, daß gerade das sumpfige Terrain und die bis zur Unkenntlichkeit verwüstete Gegend um Leipzig der genauesten Ortskenntnis bedurften, um sich in schwarzer Nacht auf bestimmtem Wege zurecht zu finden.

Das Bewußtsein ihrer wichtigen Sendung, die Ueberzeugung, daß Frankreich's Wohl und Wehe von diesem Ritt abhängt, versetzte die jungen Offiziere in eine nervöse Unruhe, welche durch übergroße Vorsicht ihre Kaltblütigkeit beeinträchtigte und sie durch den brennenden Wunsch, das Beste zu leisten, zu viel des Guten thun ließ.

Ihr Forschen und Tasten nach dem Weg steigerte ihre Unsicherheit, und mit der Unsicherheit wuchs die Verwirrung.

Das erste Hindernis, welches sich ihnen in den Weg legte und sie aus der sorgsam innegehaltenen Richtung drängte, war sumpfiges Wiesenland, welches jedem Versuch, es zu passiren, spottete.

Die Reiter sahen sich genöthigt, es in weitem Bogen zu umreiten.

Ein Buschwerk entzog ihnen längere Zeit den Feuerschein von Guldengossa, welcher ihnen die Richtung angegeben: als sie nach scharfem Trabe eine kleine Anhöhe erreichten, leuchteten ihnen drei brennende Ortschaften entgegen. Welche von ihnen war nun Guldengossa?

Nach ratlosem Zögern glaubte Lecoq mit Bestimmtheit den Kirchturm, welcher vorhin zu brennen begann, nun deutlich wieder zu erkennen. Sie hielten infolge dessen diese Richtung inne, doch war es Großpößnau, welchem sie entgegenstrebten, und der vermeintliche Kirchturm eine brennende Windmühle.

Unebenheiten des Terrains entzogen ihnen den Blick auf ihr Nichtziel, und ehe sie es sich vermuteten, sahen sie sich von einer Gortschakoff'schen Streifpatrouille bemerkt.

Der Weg war ihnen verlegt.

Sie rissen die Kasse herum und sprengten rückwärts in die Dunkelheit hinein.

Der Feind folgte ihnen. Eine planlose Jagd hub an. Abermals galt es, Hindernissen auszuweichen, neuer Feind zeigte sich, auch diesmal keine Oesterreicher, und von zwei Seiten bedrängt, stürmten sie voll wilder Hast in die rettende Dunkelheit hinein.

Weiter und weiter. Endlich schienen die Russen die Verfolgung aufzugeben noch eine kurze Strecke sprengten die französischen Offiziere weiter, bis ein kleines Gehölz sie rettend aufnahm.

Hoch atmend hielten sie. Was nun thun? Welcher unter all diesen unruhigeren Feuerscheinern war nun derjenige von Müldengossa?

Schwere, kaum zu lösende Frage! Wähnende Finsternis ringsum, man sah kaum die Hand vor Augen.

So gut es anging, orientirten sich die Reiter und begannen nun ein vorichtiges Forschen nach österreichischen Patrouillen, denn diesen allein durften sie sich mit dem Wunsche nähern, zu Kaiser Franz geführt zu werden.

Eilig, um die viele verlorene Zeit einzuholen, jagten sie geradeaus, ahnungslos, daß sie just den Zieten'schen Husaren in die Arme galoppirten. Ein „Wer da? - Halt!“ donnerte ihnen jählings entgegen.

Preußen!

Der Mond trat durch die Wolken und kleidete die ehemals so dunkle Gegend in Licht.

Graf Guise starrte einen Augenblick wie vom Donner gerührt auf die feindlichen Reiter, welche abgefessen waren, ihre scheuenden Pferde an die Trümmer eines Munitionswagens, um welchen jammernde, hilfeschreiende Verwundete sich gelagert, heran zu führen.

Die Husaren schienen in barmherziger Weise Samariterdienst geübt zu haben, der eine hielt noch die Feldflasche in Händen, der andere richtete just einen der Nechzenden in eine bequemere Lage empor.

Zwei weitere hatten die Gewehre im Anschlag und riefen den Nahenden ihr „Wer da?“ entgegen.

Einen Augenblick stupte Vecoa und rief freudig: „Württemberg! - Regiment Normann!“ Denn er erkannte die Uniform dieses Regimentes an einem der Soldaten, gleicherzeit aber sah er die mächtigen Pelzmützen der Preußen daneben auftauchen.

In demselben Augenblick jauchzte eine Stimme: „Hurra! Graf Guise! Er ist es! Ich kenne die Sebastianische Uniform! Drauf und dran, Husaren, wir haben die Ordre!“

Der Sprecher war ein junges Bürschchen, ein Normannischer Reiter, welcher sich jählings zu seinem Pferd wandte, behend in den Sattel zu springen.

Wie gelähmt vor Entsetzen starrte Guise ihn an, dann stach er sein Pferd, daß es wild aufbäumte und in rasendem Tempo querfeldein stürmte.

Vecoa wandte sich gleichfalls und hielt sich an seiner Seite, die Verfolger

warfen sich auf ihre Kasse und ein verzweifelter Mitt auf Tod und Leben hub an.

Zimmer noch stand der Mond an dem Himmel und beleuchtete die freie Ebene und es dauerte wohl noch Minuten, bis der Sturm die schwarzen Wolkenmassen abermals verhüllend vor ihn türmte.

Die Feinde riefen wiederholt an - Äugeln pflüchten dicht über den Köpfen der Reiter hin, die Schüsse alarmirten rings die Posten.

Die Franzosen hatten immerhin einen guten Vorsprung, und die Pferde des kaiserlichen Gefolges bewährten sich besser wie die matten, überanstrengten Hufarengäule.

In der muldenartigen Senkung des Terrains winkte rettender Wald ihm entgegen flogen die Träger des kaiserlichen Briefes.

Auch der Sturm that seine Schuldigkeit. Er ballte neue Wolkenheere zusammen, Schatten flogen über das Schlachtfeld, tiefer und tiefer werdend, bis eine erlösende Dunkelheit abermals die Flüchtlinge umfing. Noch immer züchte das Mei um sie her, aber der Wald mußte in wenig Augenblicken erreicht sein.

Da rauschten schon die herbilichen Laubwipfel vor ihnen; aber, Himmel was war das?

Eine Mauer umgrenzt das Gehölz - es ist wohl der Park eines Schlosses, welcher sich ihnen als vernichtendes Hindernis entgegenstellte.

Eine Sekunde - dann befiehlt Guise: „Abpringen! Die Pferde laufen lassen - der Feind verfolgt sie!“

Und dem Wort die That folgen lassend, schwingt er sich zur Erde, gibt dem aufgeregten, flüchtigen Pferd einen scharfen Vertenstich und sieht, wie es in wahnsinniger Flucht mit sprühenden Hufen weiterrast, dasjenige Lecogs folgt ihm, und die beiden Offiziere drücken sich platt auf den Erdboden, mit zusammengebissenen Zähnen ihr Schicksal erwartend.

Dasselbe scheint sich zum Besten zu wenden. Der Hufschlag der verfolgenden Reiter klingt ferner - sie lassen sich täuschen und folgen in der Dunkelheit den Pferden, welche ohne Gewicht im Sattel schneller noch wie zuvor ihnen entgehen werden.

Nein, sie täuschen sich nicht.

Ferner und ferner hin verhallt die wilde Jagd. Hoch atmend richtet sich Guise empor.

„Es ist Verrat im Spiel. Ein normannischer Reiter scheint den Ueberläufer und Spion gemacht zu haben. Er erkannte mich. - Was nun?“

Lecog streicht beinahe keuchend mit der Hand über die Stirn - er will zu Guise herantreten und stolpert über ein Gewehr und ein Paar steifer Füße, welche aus dem Graben vor der Mauer aufragen. Ein Gedanke durchblitzt ihn.

„Es liegen Tote hier!“ stößt er hastig hervor. „Vor allen Dingen wollen wir mit ihnen die Uniformen tauschen, den gesuchten und bekannten Graf Guise unter die Toten zu versetzen. Teufel ja - wenn man doch ein wenig besser sehen könnte!“

Guise nimmt den Gedanken hastig auf. Beide Offiziere ziehen den schweren Körper des Toten aus dem Graben empor. Sie betasten ihn und das Auge gewöhnt sich allmählich an das Dunkel. Gott sei Dank, ein Franzose — anscheinend von der alten Garde. Er hat die Arme emporgehoben und die Hände in das Haar gekrallt, das erleichtert es, ihm den Rock auszuziehen.

Es gelingt mit Anstrengung, und Guise wirft seinen Waffenrock ab, leise zusammenschauernd, das kalte, blutigstarre Kleid des Toten anzulegen. Dann sucht er nach der Kopfbedeckung, während Lecocq sich müht, wenigstens einen Arm der Leiche in den Waffenrock des Grafen zu zwängen — es hat so immerhin den Anschein, als habe der Sterbende die Uniform aufgerissen und im Todeskampfe von sich geworfen.

So gut es gehen mag, wird die Umwandlung vervollständigt. Es liegen viele, viele Opfer jener gestürzten Parkmauer ringsum, und auch Lecocq vertauscht Mantel und Hut.

„Graf Guise liegt unter den Toten,“ sagt er leise, „der brave Lecocq an seiner Seite; bunt ausgestaffirte Gefellen in allerhand Tuch laufen zu Scharen bei der Anee herum — wie heißen wir nun, Graf?“

„Lassen Sie sehen, ob ich mit dem Namen meiner Mutter mehr Glück habe!“ murmelte der junge Offizier. „Sollten wir gefangen werden, bin ich Marquis d'Amance.“

„Und ich sei Ormont genannt. Feindliche Reiterei hat uns zusammengeritten und gefangen, es gelang uns, zu entfliehen, bis uns jetzt eine erneute Schicksalsstücker abermals in Feindes Hand geliefert.“

„Ich hoffe, daß dies Gehöft in französischen Händen liegt!“

„Schwache Hoffnung! Die Preußen hätten uns in diesem Fall nicht so weit verfolgt. Je nun, wie dem auch sei — mit Gottes Hilfe vorwärts! Wir müssen die Mauer übersteigen und vorsichtig erforschen, wo wir uns befinden.“

Dem Wort folgte die That.

Die Kugeln des mächtigen Ansturms hatten gar manche Bresche in das Weitein geschossen, wie sich bei näherem Retasten zeigte. Hier, wenige Schritte entfernt klappte sogar ein breiter Spalt, durch welchen sich fraglos der Feind vor kürzester Zeit siegreich in den Park ergossen.

Der Wahrscheinlichkeit nach die Allirten — und die verfolgenden Husaren waren die Vorposten dieser Stellung, welcher sie just entgegengesprengt waren.

Behutjam schritten die Herren durch das zerstampfte, niedergebrochene Gebüsch, bis an die Knöchel in das regennasse, aufgewühlte Land einsinkend. Verheerung und Verwüstung ringsum. Ueber den Baumwipfeln steigt schwach rötlich heller Qualm auf — ausgebrannte Trümmer, welche der Regen löscht.

Still, totenstill.

Die Messirten scheint man geborgen zu haben, nur eine Pferdeleiche liegt auf dem Rasen und, wie es scheint, die Bruchstücke eines Geschützes.

„Könnten wir uns doch hier verbergen, bis der grauende Tag eine Orientirung ermöglicht! Wie man sagt, will Napoleon morgen in aller Sonntags-

frühe bedeutende Vorstöße machen da können ein paar Stunden hier großen Wandel bringen und uns, so Gott will, rettende Kameraden in die Nähe führen!"

Lecoq-Ormont stimmte hastig zu.

"Könnten wir nur den elendesten Unterschlupf finden!" jagte er. "Meine Glieder sind starr vor Regen und Sturm, es ist eine böse Nacht zum Bivakiren!"

"Was ragt dort aus dem Gestrüpp empor? Das ist ein niederes Dach, welches eine Urne als Knauf trägt, ich erkenne es deutlich gegen den hellen Qualm!"

"Diantre - - ein Gartenhaus! Wenn es leer ist, würde es all unsere Wünsche erfüllen!"

"Behutjam näher - - forschen wir."

Leise, Schritt für Schritt, schlichen die Offiziere herzu. In der That standen sie vor einem kleinen, tempelartigen Gartenhäuschen, welches ebenfalls große Spuren der Verwüstung zeigte. Die Angeln hatten die Mauern durchlöchert, Ziegeln lagen ringsum, die Thüre hing schief in den Angeln und die grünen Holzläden der Fenster waren zerplittert.

Tiefe Stille.

Behutjam treten die erschöpften Reiter ein. Ein kellerhaft kühler Raum umfängt sie. Die Tritte hallen auf Steinfliesen.

"Gott sei gelobt wir sind allein!" flüstert Lecoq-Ormont, sich hoch aufatmend die kalten Hände reibend, „aber möblirt scheint diese kleine Villa nicht zu sein . . . Ich taste auf eine eiserne Lehne . . . aha . . . eine Gartenbank! Besser wie nichts! Ein Schluck aus der Feldflasche, jeder eine Ecke der Bank."

Der Sprecher hatte ein paarmal mit den Füßen aufgestampft, um sie zu erwärmen, jetzt plötzlich verstummte er in jähem Schreck bei einem seltsamen Geräusch, welches dicht neben ihm ertönte.

Wie das feine Knirschen von Sand und Stein klang es - und jäh zurückweichend sahen die beiden Offiziere einen matten Lichtschein zu ihren Füßen aus dem Gestein leuchten.

Heller und heller ward's.

Eine steinerne Fallthüre, welche einen Keller zu verschließen schien, hob sich empor, Kerzenlicht strahlte auf, und wie geblendet - halb entsetzt, halb gelähmt vor Entzücken starrten die Reiter auf eine schier feenhaft anmutige Frauengestalt, welche aus der Tiefe emportauchte.

"Bin ich sicher, Lebrecht? Du kommst heute spät, mich zu erlösen . . ." und dann ein leiser, zitternder Aufschrei der Angst und des Schreckens.

Mit weit aufgerissenen Augen starrt die junge Dame auf die beiden Franzosen, wie in zitternder Abwehr beide Hände flehend gegen sie erhebend.

Ihr Aufschrei findet einen Widerhall, von den Lippen des Grafen klingt er.

"Comtesse Gabriële! - Herr des Himmels . . . ist es ein Wahn . . . ein Fiebergebilde . . . sind Sie es? Wahr und wahrhaftig, Sie?!"

Da wendet sich ihm das schöne, bleiche Antlitz zu, sie hebt mit bebender Hand das Licht und leuchtet dem Sprecher ins Antlitz wie eine Träumende.

„Diese Stimme . . . ich kenne sie . . .“ flüstert sie in französischer Sprache — und dann ringt sich ein Jubellaut von ihren Lippen, sie eilt die letzten beiden Treppenstufen empor und reicht ihm jählings die Hand entgegen. „Graf Guise! Sie sind es! Sie müssen es sein, Graf! Ja! ja! ich erkenne Sie . . . O, wie danke ich Gott dafür, daß Sie abermals mein Retter in der Not sind!“

Der junge Offizier umschließt die dargereichte Rechte mit beiden Händen und neigt sich alsdann, sie zwar respektvoll, aber doch sehr erregt zu küssen.

„Comtesse Gabriele! Sie sehe ich wieder . . . jetzt, hier, wie ein geheimnisvolles Traumbild, für welches die Deutung fehlt! . . . Wie ist es möglich, daß in dieser Wüste der Schrecken und Verheerung noch Rosen blühen!“

„Wie Sie sehen, hat man dieselben tief unter der Erde verstecken müssen, um sie vor dem entblätternen Kriegssturm zu schützen!“ seufzt sie wehmütig, ihre Hand errötend befreiend, und dann fährt sie mit einem Blick auf den sprachlos verharrenden Yecoq fort: „So ist abermals ein Wandel in dem Kriegsglück eingetreten? Es sind wieder die Franzosen, welche das Schloß besetzten? Wie war das möglich? Ich vernahm in meinem dunklen Gefängnis hier weder Kampf noch Schüsse!“

Guise nannte Yecoqs Namen und wiederholte denjenigen der Gräfin Gabriele Hohenberg, einer lebenswürdigen Bekannten aus den Tuileries, woselbst er während der Hochzeitsfeierlichkeiten Napoleons dieser jungen Hofdame Mitterdienst habe erweisen dürfen; dann nahm sein Anlitz wieder den Ausdruck der Sorge und Unruhe an, als er schnell das von ihr berührte Thema aufgriff.

„Sie fragen, Gräfin, ob wir zu der Besatzung des Schlosses gehören? Daraus entnehme ich, daß Sie dasselbe zuletzt in deutschen Händen wußten! Wann erhielten Sie die letzte Nachricht?“

„Heute mittag, Graf, als meine Eltern mit mir plauderten. Das dreimalige Aufstampfen auf die Steinfliesen ist unser Erkennungszeichen, ich vernahm dasselbe auch soeben und öffnete darum sonder Arg!“

„Und was teilten Ihre verehrten Eltern Ihnen mit, Comtesse?“

„Daß der Kampf sich zu den Gunsten der Allirten entschieden habe. Das Schloß sei von den kaiserlichen Truppen geräumt, ohne daß die Sieger es ihrerseits besetzt hätten. Der größte Teil sei niedergebrannt und in den wenigen erhaltenen Sälen und Gemächern pflegt Mutter die Verwundeten. Für Einquartierung war kein Platz, doch lagen Zietenische Reiter und Fußvolf des General Bennigsen im Dorf und Vivat nahe bei. Nun sehe ich aufs neue Franzosen hier . . .“

Guise schüttelte hastig das schöne, bleiche Antlitz.

„Keine siegreichen Franzosen, Gräfin!“ stieß er bitter durch die Zähne hervor, „sondern arme, verfolgte, müd und matt gehezte Flüchtlinge, welche sich hier verbergen wollten. Wir kamen nicht, um Ihnen Hilfe und Rettung zu bringen, sondern sie von Ihnen anzusehen!“

Das reizende Gesicht der jungen Dame färbte sich höher. Abermals reichte sie ihm die Hand.

„O, Graf, wie ist das Schickſal doch gerecht! Als Sie mir in jener bangen Stunde in Paris Ehre und Leben retteten, flehte ich zu Gott, mir einmal nur Gelegenheit zu geben, ſolch eine That an Ihnen vergelten zu können, und nun o, kommen Sie! kommen Sie, daß ich Sie unter Waters Schuß ſtellen — daß ich ihm ſagen kann, wen ſein Schloß beherbergt — denn glauben Sie mir, Graf Guiſe, Ihr Name lebt als Heiligtum in meiner Eltern Herzen! Was Sie an mir gethan — wer dankt es Ihnen mehr als ſie!“

Guiſe atmete ſchwer auf und grub momentan die Zähne unſchlüſſig in die Lippe. Dann wandte er ſich jäh ab und wechselte ein paar leiſe Worte mit Lecoq. Als er ſich der jungen Dame wieder näherte, ſenkte ſich ſein ernſter Blick mit einem unerklärlichen Ausdruck in den ihren.

„Gräfin,“ murmelte er, „unſer Leben liegt in Ihrer Hand — und nicht allein dies — nein, mehr noch, tauſendmal mehr — Frankreichs Ehre, Frankreichs Zukunft! Ich weiß, daß Sie eine Deutſche ſind, Comteſſe Gabriele, aber ich weiß auch . . .“ ſeine Stimme ſank zum Flüſtern und ſein Auge leuchtete wie in zärtlicher Leidenschaft auf, „daß Sie mein Vaterland nicht haſſen!“ Er faßte ihre Hand und zog ſie noch ein paar Schritte zurück, während Lecoq, vorſichtig ſpähend, in die Thüre trat. „Wiſſen Sie noch — entſinnen Sie ſich noch des vierten Aprils? Noch hallte der Hochzeitsjubel durch die Säle noch klangen die Flöten und Weigen der Liebe zu Preis und Ehren. Wir ſtanden allein — allein unter Hunderten. Was ich zu Ihnen geſprochen, was ich Sie fragte, Gräfin, das iſt in dem Gewirr des Liebesjubels ringsum verklungen, wie ein Todesſentzer, der von den Wogen des Glücks verſchlungen wird; Ihre Antwort aber überdauerte die Zeit.“

Er riß die blutgetränkte Uniform, welche ſoeben noch die Bruſt eines Toten gedeckt, auf und zog mit bebender Hand eine kleine Brieffaſche hervor, die getrockneten Blätter einer weißen Roſe lagen darin.

Gabriele ſchlug die Hände vor das Antliß und wandte ſich bebend ab. Guiſe aber fuhr leiſe, voll unbeſchreiblicher Wehmut fort: „Dies war die Antwort einer deutſchen Braut.“

(Schluß folgt.)



Bei Gerhart Hauptmann.

Von einem Freunde.

Ich war eine volle Stunde gefahren, um zu Gerhart Hauptmann zu kommen. Ganz weit draußen wohnt er, in einer Einſamkeit, wie ſie nur die Großſtadt bietet. Aber behaglich ſind die ſchlichten Räume, und es plaudert ſich gar hübſch in ihnen, und in jener traulichen Weinstube der Nachbarschaft, wo wir ſo oft zuſammenſaßen. Ein eigenes Gefühl, wenn man jemand ſich gegenüber

hat, von dem die Welt so viel spricht, und wenn man versucht, den verhüllenden Schleier von seiner Seele fortzunehmen; noch gesteigert, sobald beide wissen, daß ihre Unterredung in die Öffentlichkeit dringen wird.

Bei Gerhart Hauptmann ist die anfängliche Zurückhaltung um so stärker, als er im Grunde eine innerliche, schene Natur ist. Sein innerstes Heiligtum mag wohl niemand profanieren, aber es gibt Menschen — und zu ihnen gehört unser Freund — die selbst in die Vorhalle nicht gern einen Fremden treten lassen. Wem das Kunstwerk zur Offenbarung der eigenen Persönlichkeit dient, der empfindet nicht das Bedürfnis der Mitteilung an einzelne. So hält auch Hauptmann im Gespräch zunächst gern zurück. Dazu kommt, daß er mit den Schwierigkeiten des unmittelbaren Ausdruckes zu ringen hat. Ist er aber warm geworden, dann gibt er mit vollen Händen: schön und deutlich treten seine Haupteigenschaften hervor, die ehrliche Bescheidenheit und das beglückende Pflichtbewußtsein. Dieser Dichter weiß, daß er eine soziale Aufgabe zu erfüllen hat und zwar in der Richtung der Humanität, das Wort im edelsten (Herderischen) Sinne begriffen: er weiß, daß die sozialdemokratische Verherrlichung der Mittelmäßigkeit die guten Instinkte der gegenwärtigen Menschen in falsche Bahnen zu lenken droht; er weiß endlich, daß auch das tendenzlose Dichtwerk eine konstante Wirkung ausüben kann. Er weiß dies alles — aber doch nur in einer gefühlartigen, begrifflich verschwommenen Form: denn weder geduldige Zergliederung theoretischer Zusammenhänge noch tiefer dringende Reflexion über das Vorstellungsleben sind seine Sache.

Eine gewisse Unbekümmertheit, wie sie hier hervortritt, gehört vielleicht zu den wesentlichen Eigenschaften des schaffenskräftigen Künstlers. Mein Zweifel, daß Gerhart Hauptmann durch und durch eine Künstlernatur ist. Mit den großen Dichtern unseres Volkes verkehrt er wie mit vertrauten Freunden: jetzt, da er am „Florian Weyer“ arbeitet, vertieft er sich in Schillers historische Dramen, unablässig beschäftigt er sich mit Goethe, dessen Unendlichkeit sein Ideal bildet. Nicht minder jedoch ziehen ihn die anderen Künste an. Musikalische Motive begleiten ihn beim Arbeiten und kristallisieren sich manchmal um Personen des Stückes. Von lebenden Malern bevorzugt er Minger, Böecklin und Uhde; aus älterer Zeit stehen ihm die deutschen Meister am nächsten. Als er zum ersten male in Nürnberg das Sebaldusgrab sah, blieb er wie verzückt stehen — kein anderes Werk der bildenden Kunst hat ihn je mit ähnlicher Wucht gepackt.

Diese letzte Thatfache ist besonders merkwürdig, denn Hauptmann hatte früher die Absicht, Bildhauer zu werden, und kannte sowohl italienische Architektur als auch italienische Plastik. Erklären läßt sich eine solche Ueberschätzung des Sebaldusgrabes wohl nur aus dem nationalen Zuge unseres Dichters, der in seinem künstlerischen Genießen und Schaffen überall hervortritt: deutsche Eigentümlichkeit ist es ja auch, daß seinen Stücken etwas von Arbeitschwere anhaftet. Wie viel übrigens die Erziehung dazu beigetragen hat, läßt sich im einzelnen nicht ausmachen. Ueberblicken wir einmal den Lebensgang. Der Knabe war schon früh aus der Schule geflohen, da ihm der Nutzen des „Büffels“ nicht

einleuchtete und Lust und Licht ihm in den dumpfen Räumen fehlten. Er wollte Landwirt werden und kam als Wutschreiber zu einem Tufel in Schlesien. Dort regte sich der dichterische Trieb. Es ist sehr lustig anzuhören, wenn Hauptmann von seinen damaligen Versuchen oder davon erzählt, wie er den von ihm zu beaufsichtigenden Arbeitern beim Rübenhacken Schillers „Taucher“ vorlas. Allerdings war der poetische Beruf noch nicht ausgeprägt genug. Als Hauptmann nach Breslau kam und dort zu seinem Erstaunen eine Kunstschule fand, wo man „Kunst“ ebenso lernen konnte wie Dreschen, entschied er sich für die Bildhauerei. Er trat in die Kunstschule ein, wurde aber aus irgendwelchen Gründen nach kurzer Zeit relegiert. Professor Haertel, der etwas von dem jungen Menschen hielt, nahm ihn in sein Privatatelier und agitirte für Wiederaufnahme in die Schule. Eine große Partei brachte er dadurch auf Hauptmanns Seite, daß er ihn ein Stück aus seiner Dichtung „Das Hermannslied“ vorlesen ließ; der Erfolg war der gewünschte: Hauptmann wurde wieder als Schüler eingeschrieben.

Noch Bildhauer und Dichter zugleich kam der Jüngling nach Jena, um an der Universität die immer fühlbarer werdenden Lücken der Bildung auszufüllen. Aber lange duldete es ihn nicht in dem thüringischen Städtchen: es zog ihn nach dem Lande ewiger Jugend, nach Italien. In Rom hat er ein Jahr hindurch mit eisernem Fleiße der Bildhauerei sich hingegeben, und mit dem festen Entschlusse, der plastischen Kunst treu zu bleiben, ist er nach Dresden heimgekehrt. Da trat etwas ein, das in Künstlerwerkstätten und Kennerhäusern wohlbekannt, weiteren Kreisen jedoch vielleicht verwunderlich ist: die Zeichenklasse der Dresdener Akademie verleidete ihm völlig die bildende Kunst. Er wandte sich jetzt mit Entschiedenheit der dramatischen Kunst zu und schrieb die üblichen Tragödien als da sind „Tiberius“, „Conradin“ und so fort.

Während mir Hauptmann solcherlei erzählte, fuhr es mir durch den Kopf, wie ungeheuer stark doch selbst in diesem Falle der Druck der Ueberlieferung gewesen sein muß. Ich fragte, ob er nicht an ein modernes Drama gedacht habe.

„Freilich, freilich, aber das schien mir in weiter, fernster Zukunft zu liegen. Ich ahnte immer so etwas, auch wo Shakespeare seine Kraft hergenommen, schwante mir dunkel. Die Quelle aber war verschüttet. Ich dachte mir: Du wirst ein Leben lang graben und vielleicht im Alter die Quelle erschließen. Wie weit ab waren wir vom Nächstliegenden, dem Gegenwartsleben! Es ist heute schon schwer, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie weltentweit. Aber wie gesagt: ich empfand doch schon früh das moderne Stück als einen Gipfel. Wenn es ein Gipfel ist, so habe ich ihn um etwa dreißig Jahre früher erstiegen, als ich hoffte.“

„Und wie denken Sie jetzt über Ihr Erstlingswerk?“

„Meinen Erstling ‚Vor Sonnenaufgang‘“, erwiderte Hauptmann, indem er sich mit einer Miene des Unbehagens zurechtrückte, „möchte ich am liebsten verleugnen. An allen anderen Stücken halte ich dagegen fest, und nach wie vor

sind mir die „Einiamen Menschen“ das Liebste. Da habe ich viel von meinem intimsten Persönlichkeitsleben aussprechen können. Die zeitliche Begrenzung des Stoffes aber, etwa auf die Gegenwart, ist Nebensache – mir schwebt für später einmal ein „Perikles“ vor; und ebenso wenig sollen sich inhaltlich meine Dramen auf die Darstellung von Armut, von äußerem oder innerem Elend beschränken. Ich hoffe, daß mir künftig eine Dichtung der Freude gelingen wird.“

Von hier aus spannt sich der Gedankengang weiter zu einer Unterredung über die Theorien des Naturalismus und Symbolismus. Von Theorien mögen Volkünstler selten etwas wissen: entweder er hat es, dann braucht er sie nicht, oder er hat es nicht, und dann werden sie es ihm auch nicht geben. „Theorien“, sagte Hauptmann mir mit erfrischender Kürze, „sind entweder Krücken oder Aushängeschilder.“ Aber da der wissenschaftliche Wert und die Unentbehrlichkeit solcher Reflexionen nicht abgestritten werden können, so muß man Stellung zu ihnen nehmen. Nun unterlag es für den Berichtstatter keinem Zweifel, daß Hauptmanns Werke, bei aller Wirklichkeitstreue, ihrem Wesen nach doch symbolistisch sind, das heißt ein großes Erlebnis unter dem Symbol einer einmaligen Handlung zum Ausdruck bringen: allen denen aber, die unseren Dichter durchaus zum Apostel des Abklatschverfahrens stempeln wollen, sei bemerkt, daß er dieser Auffassung auch ausdrücklich beigestimmt hat. Eine für die Literaturhistoriker beachtenswerte Konsequenz ergibt sich daraus. Während man sich heute daran gewöhnt hat, für jede Figur dichterischer Einbildungskraft ein Modell zu suchen, erklärte unser Dichter, daß er gerade die besten seiner dramatischen Personen ohne bestimmtes Vorbild geschaffen habe. Selbstverständlich bleibt scharfe Menschenbeobachtung eine unerläßliche Vorbedingung. Für Hauptmann ist dabei das Wort die vermittelnde Brücke. Von einer Persönlichkeit bleibt ihm nämlich die Art ihrer Sprache am treuesten in der Erinnerung haften: er weiß, mit welchen Worten und mit welchem kennzeichnenden Tonfall sie ihre Freude oder Trauer, ihre Zustimmung oder Mißbilligung ausdrücken werde.

Haben wir bereits hiermit einen heimlichen Blick in das Atelier des Künstlers werfen können, so lassen wir uns nunmehr weitere Geheimnisse seiner Werkstatt durch ihn selber enthüllen. Hören wir, was er über den Schaffensprozeß bei seinem in der Arbeit befindlichen Drama „Florian Geyer“ berichtet.

„Ich suchte einen Stoff aus einer sozial stark bewegten Zeit. Da bot sich mir die Zeit der Bauernkriege wie von selber dar, und ich begann in weitreichender Arbeit ein ziemlich umfangreiches Material aufzuspeichern. Innerhalb dieses Materials ergaben sich ungezwungen gewisse Gruppen, und ebenso ungewollt sprang die Gestalt Geyers als der beherrschende Mittelpunkt heraus. Florian Geyer wurde mir allgemach innerlich lebendig: ich sah nicht nur den Mann so vor mir, wie man ihn sich nach den vorhandenen Anhalten vorstellen muß, ich hörte nicht nur seine Spracheigentümlichkeiten, sondern ich verstand auch das Fühlen und Wollen dieses Menschen.“

„Nachdem nun andere Personen in gleicher Weise Leben gewonnen haben, treten sie ihren Charakteren gemäß in Beziehungen zu einander. An den ent-

scheidenden Stellen des geschichtlichen Verlaufes finden sich prägnante Beziehungen, die zuerst scenisch festgelegt werden. Es entstehen gewissermaßen Kernscenen. Von ihnen gehen alsdann Strahlen aus, es gliedern sich andere Scenen an, das Gerüst der Akteinteilung wird aufgebaut und die erste, sehr breite Niederschrift findet statt. Was jetzt auf dem Papiere steht, ist durchschnittlich nicht zu gebrauchen; die Hauptaufgabe besteht vielmehr in der unaufhörlichen Durcharbeitung und Umformung. Ich fühle sehr sicher das dramatisch Wirksame heraus und habe mich noch niemals von dem tatsächlichen Erfolg des einen oder andern Aktes überraschen lassen; als Hilfsmittel dient mir dabei wiederholtes lautes Vorlesen. Wenn man behauptet, die Komposition etwa der „Weber“ sei nachlässig, so ist ein oberflächliches Hinschauen der Grund, sie ist im Gegenteil streng. Das Publikum beachtet eben nicht die zahlreichen feinen Verbindungsfäden, die nach vorwärts und rückwärts das ganze zu einer organischen Einheit machen. Jeder Stoff schafft auch bei mir eine besondere Form, und ehe nicht restlos jede stoffliche Schwierigkeit technisch überwunden ist, höre ich nicht auf. Denn das ist das Geheimnis der künstlerischen Form, daß sie, die scheinbar ein Zwang ist, in Wahrheit den Stoff zur freieren Entfaltung bringt.“

Hier erlaubte sich der Berichterstatter einen bescheidenen Einwurf. „Gehen Sie,“ so fragte er, „in der Detailbeschreibung nicht manchmal zu weit? Lassen Sie die Grundlinien nicht gelegentlich unter überwuchernden Einzelheiten verschwinden? Welchen Sinn soll es haben, daß Sie in den Regienoten zu den „Webern“ von dem Reisenden erzählen, er esse ein deutsches Beefsteak? Das kann doch gewißlich kein Zuschauer bemerken!“

„Soweit die Bühnenaufführung in Betracht kommt, mögen Sie recht haben. Aber erstens werden Dramen auch gelesen und zweitens: die Bühne macht ihre Abstriche. Warum soll der dramatische Dichter kleine charakteristische Umstände verschweigen, die seine innere Vorstellung aufweist, da sie auf der Bühne zwar wegfallen, aber doch in nichts den Bühnenvorlauf eines Stückes beeinträchtigen?“

Was wir dann weiter über die Bühnentechnik sprachen, dürfte den Leser nicht interessieren. Uebrigens werden die vorliegenden Mitteilungen genügen, um ein Bild von der augenblicklichen Gefühlsweise des Dichters zu formen. Den zukünftigen Verhart Hauptmann vermag man heute nur zu ahnen, nicht zu schildern.



Die Launen der Kinder.

Jeder, der mit Kindern in Berührung kommt, kennt ihre sonderbaren, plötzlichen, oft ganz unerklärlichen Ausbrüche von Wut, Eigensinn oder Nervosität, die man gewöhnlich als kindliche Launen bezeichnet.

Welches ist die Ursache dieser Launen? Ich will versuchen, dieselben zu analysiren und, soweit es möglich ist, eine Erklärung dafür zu finden.

Man muß vor allem unterscheiden zwischen den Kindern, die sozusagen ganz Laune sind, die unermüdblich von einem capriciösen Einfall zum andern übergehen, und jenen, die, von Natur gut und gefügig, plötzliche Anfälle von Wut oder Eigensinn haben. Diese ganz eigentümlichen Anfälle, die sich oft auf irgend eine psychische Anomalie zurückführen lassen, verlangen eine sehr einsichtsvolle, delikate Behandlung, und nicht mit Unrecht hat man zwischen den Manifestationen des kindlichen Geistes und denen des Irren gewisse Punkte der Vergleichung gesucht und gefunden, so die Echolalie, die Zusammenhangslosigkeit der Ideen, die zügellose Entfaltung der Phantasie in ihren Erzählungen, die Größenideen und so weiter; daneben finden wir auch bei Kindern echte Tobsuchtsanfälle, in denen sie die unglaublichsten Handlungen begehen.

Alfred de Musset soll nach dem Bericht seiner Biographen als Kind sehr eigensinnig und launenhaft gewesen sein und heftige Wutausfälle gehabt haben. — „An einem Tage,“ sagt Paul de Musset, sein Bruder, „schlug er mit einer Billardkugel einen großen Spiegel im Salon entzwei, schnitt mit der Schere Löcher in neue Vorhänge und machte einen großen roten Siegellackfleck auf eine Landkarte, er wurde indessen für diese drei Missethaten nicht gestraft, ja nicht einmal getadelt, da er selbst darüber ganz erschrocken zu sein schien.“

Folgender Fall streift schon an Hysterie: Ein kleines fünfjähriges Mädchen, eine Deutsche, sträubte sich, ihre Suppe zu essen, und um zu beweisen, daß es ihr unmöglich sei, brachte sie es fertig, sich jedesmal zu übergeben, wenn man sie mit Gewalt zum Essen gezwungen hatte. Eines Tages nun sah sie in einem Schaufenster eine kleine Schüssel von ungewöhnlicher Form, und plötzlich behauptete sie, sie fühle, daß sie hieraus würde essen können: das Schüsselchen wurde gekauft, und wirklich: die Kleine aß und verdaute ihre Suppe sehr gut.

George Sand beschreibt in der „Histoire de ma vie“ die sonderbaren Capricen ihrer kleinen Tochter Solange: „Oft, wenn ich mit ihr ausging, kam es ihr plötzlich in den Sinn, stehen zu bleiben, und trotz allen Zuredens keinen Fuß vor den andern zu setzen, so daß die Leute auf der Straße stehen blieben und uns erstaunt ansahen. Noch mit acht Jahren spielte sie mir diesen Streich und zwang mich oft, sie mit Gewalt nach Hause und die Treppe herauf zu tragen, was keine Kleinigkeit war. Diese sonderbaren Launen hatten anscheinend gar keinen Grund, ließen sich nicht vorhersehen, und sie selbst kann sich heute als erwachsene Person diese Anfälle nicht anders erklären als eine Unmöglichkeit, sich dem Willen anderer zu unterwerfen.“

„Sie entwickelte oft bei diesen eigensinnigen Einfällen eine drollige Erfindungsgabe. Eines Tages hatte ihr der Arzt einen Spaziergang verordnet, zu welchem Zweck ich sie in einer Droschke nach dem jardin du Luxembourg schickte. Unterwegs fiel es ihr plötzlich ein, daß sie nicht aussteigen würde, sondern weiter fahren wollte. Die Freundin, der ich sie anvertraut hatte, erklärte ihr darauf, das ginge nicht, sie würde sich schon fügen und zu Fuß gehen müssen, aber siehe da — als sie die Kleine aus dem Wagen heben wollte, stellte es sich heraus, daß sie in bloßen Strümpfen war, die Schuhe hatte sie sehr geschickt

und leise unterwegs ausgezogen und zum Wagen herausgeworfen. — „Sage selbst,“ fragte sie triumphirend, „ob ich ohne Schuhe spazieren gehen kann?“

Ich selbst war vor kurzem zwei- oder dreimal Zeuge von heftigen Ausbrüchen der Ausgelassenheit bei einem kleinen Mädchen von fünf Jahren, Gina L., die im übrigen ein ganz normales, gehorames und gutes Kind war, weder frühreif noch besonders intelligent. Eines Nachmittags, es war eben Besuch gekommen, überließ sie sich plötzlich ganz ohne Grund der ausgelassensten Heiterkeit: sie sprang hin und her, wälzte sich auf dem Fußboden herum, sang und schrie lauter unzusammenhängende Sätze und Worte: „Ich nehme einen Schlüssel, einen dicken Schlüssel, und dann geh' ich ins Gefängniß und springe auf das Fenster — und auf den Platz, wo die vielen Soldaten und Pferde sind; ich geh' in den Krieg“ und so weiter; und nachdem sie eine Viertelstunde so herumgetobt hatte wie befehen, beruhigte sie sich allmählich und wurde wieder wie sonst.

Ein anderesmal wollte dasselbe Kind nicht zur gewohnten Stunde zu Bett gehen und geriet vor Zorn ganz außer sich; sie sprach dabei wie im Zustande des Somnambulismus, so strömten ihr die Worte zu, und sie stieß die seltsamsten, phantastischsten Drohungen aus: „Ich gehe in die Küche und nehme ein Messer, und dann mache ich euch alle tot, den Vater und die Mutter, die Brüder und die Schwestern! Ich werde euch den Kopf abschneiden! und alles Blut! und ich werde euch allen die Köpfe abreißen, und dann werde ich mich im Walde verirren, und wenn ihr mich sucht, dann werdet ihr mich nicht finden, und dann werde ich mich immer tiefer verirren, und ihr werdet um mich weinen. Jetzt nehme ich meine Kleider und meine Schuhe, um euch zu ärgern, tot zu machen! Ihr seid alle dumm! und schlecht! schlecht! ich will euch gar nicht mehr ansehen! Ich will nach Hause zu meiner Mutter, der werde ich sagen, daß ihr alle schlecht seid, schlecht, schlecht, schlecht!“ — Während dieser ganzen Scene kam ihr nicht eine Thräne in die Augen, und in zehn Minuten war der Tobsuchtsanfall vorüber.

Aber wie kommen diese Wutanfälle zu stande? Der eine Grund dafür ist der, daß Kinder mehr als Erwachsene dem Einfluß des Wetters unterliegen; eine Lehrerin sagte mir, daß sich, ihrer Beobachtung nach, jeder Witterungswechsel in dem Gemüthszustande ihrer Schüler bemerkbar mache. Ferner liegt es in der Natur der Kinder, daß jede Kleinigkeit, die sich ihnen in den Weg stellt, ihnen als unübersteigliches Hinderniß erscheint, das sie ungeduldig macht, weil sie nicht wissen, wie sie es überwinden sollen. Und schließlich gibt es Fälle — wie der von der Tochter George Sands — wo eine Art von Autosuggestion im Spiele ist; eine Idee, die ihnen durch Zufall gekommen ist, füllt oft ihren ganzen Geist, alle ihre Gedanken aus, weil sie nicht, wie bei erwachsenen Personen, andere Ideen findet, an denen sie sich reiben und allmählich abschwächen kann. Dieser Art von Launen sind ganz besonders krankhaft beanlagte, nervöse Kinder unterworfen, und wenn sie bei sonst gesunden Kindern auftreten, so ist es immer ein Zeichen, daß sich dieselben momentan in einem anormalen Zustand

befinden. Man muß daher bei solchen Gelegenheiten mit größter Vorsicht zu Werke gehen, es ist ganz zwecklos, das Kind für einen solchen Unfall strafen oder auch nur tadeln zu wollen; es ist gewissermaßen als unzurechnungsfähig zu betrachten, und man thut am besten, es ruhig sich selbst zu überlassen, statt es hart anzufahren und sich ihm mit Gewalt zu widersetzen.

Eine andere häufige Ursache leidenschaftlicher Ausbrüche der Kinder ist ihre hochgradige Abneigung gegen alles Neue in ihrer Lebensführung, die in ihrem psychischen Leben eine wichtige Rolle spielt.

Ich kenne einen kleinen Knaben von vier Jahren, der sich plötzlich sträubte, ein bestimmtes Zimmer zu betreten, und der jedesmal Wutanfälle bekam, sobald man Miene machte, ihn dort hinein zu führen, ohne daß man sich den Grund dieses merkwürdigen Verhaltens erklären konnte. Endlich stellte es sich heraus, daß ein vor kurzem ins Zimmer gestelltes Möbel, eine Art großer Truhe, seinen Widerwillen erregte, und daß das Kind nach dem Verschwinden dieses unheimlichen Gegenstandes das Zimmer wieder ruhig betrat wie vorher.

Das Kind scheut alles, was es in seinen gewohnten Begriffen, die es sich so mühsam angeeignet hat, stört, es hat daher eine Abneigung gegen alles Neue: es protestirt, wenn man sich beim Geschichtenerzählen nicht genau derselben Worte bedient wie das erstemal, es ist unglücklich, wenn die Möbel in einem Zimmer anders gestellt werden.

Ein kleiner Knabe von achtzehn Monaten, den ich augenblicklich unter Augen habe, sollte am Weihnachtsabend länger als gewöhnlich aufbleiben, und wir hatten ihn zu diesem Zwecke nachmittags länger schlafen lassen. Als die Zeit seiner Abendmahlzeit herankam, fing er an zu weinen, und als ihm die Mutter seine Milchflasche anbot, stieß er sie heftig zurück, schlug mit den Füßen und war nicht zu beruhigen; schließlich kamen wir darauf, daß er weinte, weil er seine Mahlzeit in der gewohnten Weise einnehmen wollte, nämlich im Bett und im Nachtrock, und wirklich, sobald er ausgezogen war und in seinem kleinen Bette lag, trank er die Milch mit gewohntem Appetit; es war also nur die Abneigung, seine alten Gewohnheiten aufzugeben, die diesen Ausbruch von Eigensinn veranlaßt hatte.

Ein anderes Kind, ein kleines Mädchen, weinte bittere Thränen, als sie, bei einer Familie zu Besuch, im Toilettenzimmer gebadet werden sollte; sie wollte ihre kleine Wanne durchaus im Zimmer der Hausfrau, der „Tante“ stehen haben, denn „bei uns zu Hause badet uns die Mama auch immer in ihrer Stube.“

Der diesen Capricen zu Grunde liegende Misoneismus ist übrigens nichts Abnormes, sondern stellt ein frühes Stadium der Entwicklung dar, wie wir es als Entwicklungshemmung beim Wilden finden; es hat also keinen Zweck, die launenhaften Ausbrüche zu bekämpfen, vielmehr muß man in diesen Fällen der Entwicklung ruhig ihren Lauf lassen und mit Geduld abwarten, bis das Kind in ein höheres Stadium eintritt; derselbe Misoneismus bildet auch den Ursprung und Ausgangspunkt all der zahllosen Riten, Konventionen und unantastbaren Sitten der Völker, von denen wir jetzt erst ganz allmählich anfangen, uns frei zu machen.

In sehr vielen Fällen jedoch ist es weder der Misoneismus noch irgend welche momentane Erregung, die den kindlichen Zornausbrüchen zu Grunde liegt, sondern es ist die Sucht, zu herrschen, andere dem eigenen Willen zu unterwerfen, die sich schon im zartesten Alter mächtig regt.

Ein kleines Mädchen von drei Jahren zwang ihre Mutter, sie stundenlang auf dem Arm zu tragen, wobei sie es jedoch nicht zuließ, daß sich dieselbe statt der engen, heißen Kleidertaille eine leichte Jacke überwarf: sie wollte in großer Toilette spazieren getragen werden.

Ganz ähnlich machte es ein kleiner zweijähriger Knabe; er erlaubte seiner nachsichtigen Mutter, die ihn beständig auf dem Arm tragen mußte, nicht, sich einen Augenblick mit ihm hinzusetzen, wenn sie erschöpft war, und schrie dann so lange, bis sie sich wieder zum Gehen anschickte.

In diesen Fällen haben wir es offenbar mit einer Art von Herrschsucht zu thun, mit der Freude an der Gewalt, die sie über andere besitzen, und je mehr man solchen Kindern nachgibt, desto stärker entwickelt sich ihr Eigenwille.

Alle diese kindlichen Ausbrüche des Eigensinns, ihr drolliger Zorn, ihre kleinen Drohungen haben gewöhnlich etwas so Komisches, daß man unwillkürlich über sie lacht und ihnen gewöhnlich, ohne viel zu überlegen, nachgibt, aber man sollte nicht vergessen, daß man hierdurch den kindlichen Charakter oft in gefährlicher Weise schädigt, daß man sie förmlich zum Eigensinn einladet, bis ihre Tyrannei keine Grenzen mehr kennt.

Ein kleines Mädchen, das von seiner Mutter sehr verzogen war, kam schließlich auf die sonderbarsten Einfälle: sie nahm ihre Mahlzeiten nicht anders ein, wie in dem Buffet sitzend, wo sie sich in die äußerste Ecke zurückzog — sie aß ganze Zuckerdojen voll Zucker, sie wollte ihrer Mutter nicht erlauben, einen Hut aufzusetzen. Ein anderes Kind geriet in Wut, als ihre Mutter ein paar Blutstropfen, die aus einer kleinen Schnittwunde geflossen waren, nicht auf seinen Befehl augenblicklich zurückthun wollte.

Unter den Kindern, welche ich eingehend beobachtet habe, ist ein kleines Mädchen (zweieinhalb Jahr), ein außerordentlich intelligentes Kind, aber eins der eigensinnigsten, launenhaftesten, die ich je gesehen habe. Wenn man mit ihr spazieren geht, muß man, um sie zu beruhigen, alle ihre Spielsachen, selbst das älteste, zerbrochene Zeug, mitschleppen; sie will alles haben, was sie in den Schaufenstern sieht, alle Spielsachen, die sie bei anderen Kindern entdeckt, und ist halbe Stunden lang nicht von den Anschlagssäulen fortzubringen. Eines Tages wollte sie durchaus wissen, was ein großes, auf einer Mauer ange schriebenes T bedeutete, war aber mit keiner Erklärung zufrieden. „Nein, das ist es nicht! Nein, das ist es nicht!“ schrie sie mit gellender Stimme und stampfte mit den Füßen und war nicht von der Stelle zu bringen; überhaupt hat sie die Gewohnheit, sobald ihr etwas verweigert wird, nicht nur zu schreien, sondern lange, scharfe, gellende Töne auszustoßen; oft wacht sie in der Nacht auf und verlangt irgend etwas Bestimmtes zu essen, und wenn man sie nicht zur äußersten Wut reizen will, muß man es ihr geben.

Ein anderes kleines Mädchen meiner Bekanntschaft behauptete plötzlich auf einem Spaziergang, ihr Bruder habe die eine Gürtelschnalle „häßlich“ zugechnallt, und führte, als der Knabe sich nicht dazu bequemen wollte, etwas daran zu ändern, auf offener Straße eine Scene auf, daß alle Vorübergehenden stehen blieben.

*

Verwinden diese für das Kindesalter charakteristischen Launen im Lauf der Jahre? Sicherlich schwächen sie sich ab, aber von einem eigentlichen Verwinden kann man kaum sprechen, und man findet oft bei erwachsenen, sonst ganz vernünftigen Personen Handlungen, die mit den Capricen der Kinder sehr viel Aehnlichkeit haben, besonders beim Weibe, welches dem Kinde näher steht als der Mann — man kennt ihre Launen unter der Bezeichnung: Hysterie, Bizarrie, Kotetterie — und bei Künstlern, die ihre hysterische Sensibilität dem weiblichen Geschlecht näher bringt. So Chopin, der bei Regenwetter außer sich geriet und zitterte, der die unbedeutendsten Worte übel nahm, Balzac, der nur in orientalischem Kostüm schreiben konnte, Goncourt und Flaubert, die fortwährend die Wohnung wechselten, um dem Lärm zu entfliehen. Der Aesthetiker Ruskin gründete eine Weberei in altgriechischem Stil, um die schönen Bewegungen weiblicher Arme eingehend zu studiren; der englische Maler Whistler stellte seine Gemälde in einem Lokal aus, in dem auf seinen Wunsch alles, vom Fußboden bis zur Decke, von der Livree der Diener bis zur Klingelschnur in demselben Farbenton gehalten war. Ja, was noch erstaunlicher ist, wir finden nicht selten bei ernstern Männern reiferen Alters Launen und eigenartige Einfälle, die mit dem Erwachen der Vernunft längst hätten verschwinden müssen, und zwar besonders häufig bei Männern, die Macht und Reichthum besitzen, zum Beispiel bei den römischen Kaisern, die die unglaublichsten, kindischsten Einfälle zur Ausführung brachten.

Der kindliche Eigensinn, in allen seinen Formen, muß mit allen Mitteln bekämpft werden; man muß den Misoneismus zu überwinden suchen, indem man die Vernunft, das Denken entwickelt, und die kindliche Hyperästhesie muß man sich bemühen, durch rationelle Behandlung zu unterdrücken. Vor allem muß man überall da, wo es sich um Launen handelt, die aus Tyrannei, aus echtem Egoismus hervorgehen — dem Kinde ernstern, consequenten Widerstand entgegensetzen, sich auch weder durch Thränen noch durch Verzweiflungsausbrüche erweichen lassen, denn die Erfahrung lehrt, daß die Launen beim Kinde nur den Ausdruck eines momentanen anormalen Zustandes bilden, daß sie aber beim erwachsenen Menschen dazu neigen, eine dauernde, unauflösbare Eigenschaft zu werden, die nicht selten seine ganze Existenz gefährden.

Paola Lombroso.



Charakterisken aus der neuesten englischen Geschichte.

II. Disraeli.

Mit einem satirischen Roman begann Benjamin Disraeli eine Laufbahn, die wunderbarer als ein Roman werden sollte, und er ist der novellistischen Neigung bis in sein spätes Alter treu geblieben, denn „Lothair“ erschien (1870) als er schon Premierminister gewesen war. Merkwürdiger noch ist, daß diese Art literarischer Thätigkeit, die an sich gewiß wenig mit der staatsmännischen gemein hat, seinen politischen Erfolg nicht nur nicht gehindert, sondern begründet und gefördert hat. Bei genauerer Prüfung wird man sehen, daß für ihn, den Abkömmling einer verachteten Klasse, der inmitten einer aristokratischen Gesellschaft von vornherein die höchsten politischen Ziele ins Auge gefaßt hatte, es kaum ein anderes Mittel gab, sich rasch eine gewisse Stellung zu verschaffen, als den politischen Roman. Ein streng politisches Werk zu schreiben, war nicht seine Sache, dazu fehlte es ihm an Wissen, denn er hatte zwar viel, aber ohne Methode gelesen und nie eine Universität besucht, seine spätere „Vindication of the English constitution“ ist reich an geistvollen Bemerkungen, aber führt nur eine Lieblingsidee mit starker Vergewaltigung der geschichtlichen Thatfachen aus. So wählte er die „form of fiction“, wie er später sagte, weil sie ihm die geeignetste erschien, die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Und das ist ihm gelungen, gleich das erste Werk „Bivian Grey“, ein treffes Zerrbild der damaligen englischen Gesellschaft, machte ihm einen Namen, viel eingreifender aber sind die beiden Romane seiner reiferen Zeit „Coningsby“ und „Sybil“ geworden, sie waren politisch-soziale Manifeste, die den praktischen Zweck hatten, Programme für die Zukunft aufzustellen. Disraeli hat zwar auch nichtpolitische Romane geschrieben, aber sie sind vergessen, andere, die für seine Persönlichkeit und spätere Thätigkeit interessant sind, weil sie gewisse Steckensperde in romantischer Form behandeln, aber ebenso wenig mehr gelesen werden. Von dauernder Bedeutung in der englischen Literatur und Zeitgeschichte werden nur die beiden genannten und „Lothair“ bleiben. Eben weil politische Tendenz in den ersteren der bewegende Nerv ist, darf man hier nicht die Vorzüge anderer Romane suchen, von einem kunstvoll geschürzten Knoten und psychologischer Lösung ist keine Rede; in Coningsby wird sie dadurch herbeigeführt, daß der Held, als er schließlich auf seine eigene Kraft angewiesen ist, ein reiches Mädchen heiratet, in Sybil dadurch, daß der Vertreter der Enterbten, Walter, sich als Erbe eines großen Namens und Vermögens erweist. Die schöpferische Ader ist für den Verfasser ganz Nebenache, sein Zweck ist, die wirkliche politische Welt zu schildern, ihren Ursprung durch geschichtliche Rückblicke zu erklären und für ihre Entwicklung Ausblicke zu geben. Dies ist ihm gelungen, weil er selbst ganz in der Wirklichkeit, dessen Bild er zeichnete, zu Hause war, Coningsby ist das vollendetste Gemälde des inneren politischen Lebens, Sybil das der sozialen Zustände der

vierziger Jahre. Dabei hat er trotz des erwähnten Mangels in der novellistischen Entwicklung eine wahre Gabe, Gestalten zu schaffen. Zwar finden sich darin auch sehr fragwürdige, wie Sidonia, die Verkörperung von Disraelis fixer Idee der Ueberlegenheit der jüdischen Rasse, ein Millionär, von dem Könige und Minister abhängen und der selbst das Geld verachtet, dabei aber alle an politischer Einsicht überflügelt, was sich freilich schlecht in seiner Voraussage bewährt hat, daß Louis Philippe als neuer Odysseus die Revolution zum Abschluß bringen werde. Aber andere Charaktere wie Lord Monmouth und Mr. Millbank, Rigby und Tadpoln sind Typen der damaligen Gesellschaft und werden als solche ihren Platz in der Geschichte behaupten. Eben deshalb hatte Coningsby, „die neue Generation“, den Erfolg, das Programm des jungen Englands zu werden; es ist die novellistische Verkörperung seines stets wiederholten Protestes gegen die „Venetianische Konstitution“, welche die whiggistische Oligarchie England aufgezwungen, und ein Aufruf an die Tories, sich zu einer vollstümlichen Aristokratie zu regeneriren. „Sybil oder die zwei Nationen“ ist der erste englische soziale Roman großen Stiles, der Verfasser zeigte ergreifend den schroffen Gegenatz der beiden auf demselben Boden sich gegenüberstehenden Klassen der Reichen und Genießenden und der im Schweiß des Angesichts Arbeitenden und Darbenden und griff die geldstolze Bourgeoisie mit derselben Schärfe an wie die Laster und Schwächen der herzlos vornehmen Gesellschaft. Sein Vorwurf ist daher ungerechter als der, daß er je den Großen geschmeichelt.

Als Disraeli diese beiden epochemachenden Romane schrieb, stand er bereits inmitten der politischen Thätigkeit, nach mehrfachen Mißerfolgen war es ihm 1837 gelungen, ins Parlament gewählt zu werden; sein erstes Auftreten in demselben war nicht glücklich, obwohl schärfer Blickende seine Bedeutung erkannten: bezeichnend war seine Verteidigung der Chartisten, er wies das agitatorische Vorgehen der Führer derselben zurück, aber schilderte beredt das Elend der unteren Klassen und zeigte, wie unberechtigt die hochmütige Opposition sei, mit der die Mittelklassen, auf welche die Regierung sich hauptsächlich stütze, den Bestrebungen der Arbeiter gegenüberträte, ihr Los zu verbessern, und wie gerade daraus der Chartismus erwachse. Eine konservative Partei müsse den Zustand des Volkes in die Hand nehmen unter der Führung einer hochherzigen Aristokratie, verbündet mit einer erneuerten Kirche, um die Wohlfahrt der Massen gegen das oligarchische Regiment der oberen Zehntausend zu sichern. Dies Programm ist später durch die unermüdliche Arbeit des edlen Lord Shaftesbury für die Fabrikgesetze, die Reform der Armenverwaltung und so weiter größtenteils durchgeführt, aber fand in dem damaligen Parlament wenig Beifall. Disraeli hatte seine Hoffnung auf Peel gesetzt, der 1841 ans Ruder kam, und den er selbst den größten Staatsmann seines Zeitalters genannt, aber der Minister beachtete ihn nicht, und der junge Streber war nicht geneigt, sich diese Zurücksetzung gefallen zu lassen. Sicher hat er nicht ohne unwillkürliche Beziehung auf sich selbst in seinem letzten Roman „Endymion“ die Bemerkung gemacht: „Der Minister machte einen persönlichen Feind aus dem, der zu einem ergebenen

Anhänger hätte ausgereißt werden können, und der durch seinen gesellschaftlichen Einfluß wie durch sein politisches Talent kein unverächtlicher Gegner war.“ Er begann Peel durch iaktastische Bemerkungen anzugreifen, die unter verbindlichen Formen scharfe Stacheln enthielten und gereizte Erwidernngen des Ministers hervorriefen, aber die wirkliche Gelegenheit zur Rache kam erst, als Peel die Sache der Kornzölle, die er bisher auf das entschiedenste verteidigt, nicht nur aufgab, sondern die Beseitigung derselben selbst in die Hand nahm. An die Spitze der entrüsteten agrarischen Opposition der Landpartei gegen diesen Besinnungswechsel trat nun Disraeli; seine Rolle dabei war schwierig, er selbst hatte 1842 für den Freihandel gesprochen und hatte behauptet, daß dieser weit eher ein ererbter Grundsatz der Konservativen als der Whigs sei, wobei er sich darauf berufen konnte, daß W. Pitt zuerst einen sehr gemäßigten Zolltarif durchgesetzt; auch war es für ihn, den Verfechter der unteren Klassen, nicht leicht, eine Maßregel zu bekämpfen, die bezweckte, dem Volke billiges Brot zu schaffen. Er glitt deshalb über diese Hauptfrage leicht hinweg, indem er sagte, die Verteuerung durch die Korngesetze sei zu unbedeutend, um in Betracht zu kommen, und richtete seinen ganzen Angriff auf die politische Seite, das Renegatentum Peels, das er mit dem schärfsten Sarkasmus bekämpfte. Er nannte ihn „einen Räuber fremder Ideen“ und behauptete, „kein Staatsmann habe je einen politischen Diebstahl in diesem Maße begangen.“ Daß Peels Verfahren, der zu seinen Gegnern überging, als er sich von der Unhaltbarkeit seiner bisherigen Politik überzeugen mußte, das traditionelle System der parlamentarischen Parteilregierung auf das tiefste erschüttert hat, kann nicht geleugnet werden, aber man darf bei seinem edlen Charakter sicher sein, daß er nicht aus persönlichem Ehrgeiz am Ruder blieb, sondern weil er wußte, daß nur er im Stande sein werde, die gebotene Reform durchzuführen. Und andererseits ist es gewiß, daß Disraelis Opposition stark durch persönliche Beweggründe geleitet war, wie die Intrigue bewies, durch die er 1846 mit Lord John Russell Peel bei einer irischen Willstürzte, der beide bei der ersten Leistung „ihre aufrichtige und herzliche Unterstützung“ zugesagt hatten. Wie er später in seinem „Leben Lord George Bentincks“ sagte: „Die Schlacht selbst war verloren, aber der, welcher durch seinen Verrat die Niederlage herbeigeführt, sollte jedenfalls dafür büßen.“ Indes ganz selbstlich war sein Verfahren nicht, er mußte anerkennen, daß die nächste Folge Cobden recht gab, indem der Freihandel einen unerhörten wirtschaftlichen Aufschwung herbeiführte, aber er leugnete, daß wirklicher Fortschritt allein in diesem materiellen Gedeihen liege, welches vor allem die Selbstsucht fördere. Früher, sagte er in einer Rede von 1849, habe die englische Gesellschaft auf dem Grundsatz gestanden, daß jeder strebe, in seinem Fache das Beste zu leisten, jetzt habe man diese Basis aufgegeben und strebe nach dem, was das Wohlfeilste sei. Englands Reichthum sei nicht bloß ein materieller, es habe einen kostbareren Schatz, den Charakter des Volkes, und diesen habe man geschädigt. „Fortschritt woher und wohin?“ fragte er. Allerdings sei es unmöglich, zurück zu gehen, aber weshalb? Weil dies leicht sei, wenn man beim Heraufsteigen seinen Weg

verfehlt, unmöglich, wenn dieser rasch bergab gehe. In diesem Sinne erklärte er, als er 1852 Schatzkanzler ward, ein Zurückkommen auf die Schutzpolitik für unmöglich, das Land habe gegen sie entschieden, sie sei ein „exploded system“ und kein Staatsmann könne ungestraft den Geist der Epoche, in der er lebe, geringschätzen. Dagegen suchte er in seinem Budget der Landwirtschaft durch Steuererleichterung zu Hilfe zu kommen, sah sich jedoch trotz der glänzenden Verteidigung desselben von Gladstone geschlagen und mußte mit einer kurzen Ausnahme bis 1867 in den kalten Schatten der Opposition zurücktreten. Aber er wurde der unbestrittene Führer derselben, und nachdem er so eine Stellung erreicht, in der er stets mit der höchsten Aufmerksamkeit gehört wurde, vollzog sich eine Wandlung in seiner Haltung, zu Gunsten eines Ernstes und einer Würde, die ihm bisher gefehlt hatten. Namentlich ist sein Takt und seine patriotische Haltung in auswärtigen Fragen hervorzuheben. Der Staatsstreich von 1851 hatte in England heftige Opposition hervorgerufen, die auch im Parlament Ausdruck fand. Disraeli kannte Louis Napoleon von dessen Aufenthalt in London und liebte ihn nicht, aber er erinnerte das Haus, daß es demselben nicht zutomme, zu bestimmen, wie Frankreich regiert werden solle, und daß solche Worte einen furchtbaren (formidable) und selbst gerechten Unwillen hervorrufen könnten. Den Krimkrieg konnte Disraeli bei der Haltung der öffentlichen Meinung nicht vermeiden, obwohl er die schwache Haltung des Aberdeenischen Ministeriums, das in denselben „trieb“, auf das schärfste verurteilte. Als der Bruch unvermeidlich geworden, bot er der Regierung patriotisch seine volle Unterstützung an und beharrte in derselben trotz aller Fehler, die gemacht wurden. Bei dem indischen Aufstand hatte er den Mut, der Leidenschaft entgegen zu treten, welche eine grausame Vergeltung forderte, und erklärte: „Solche Gefühle seien nichts weniger als abscheulich, wir rühmen uns, Indien im Interesse der Menschlichkeit zu regieren, sollen wir unsere Namen bes Flecken, indem wir die Grausamkeiten unserer empörten Unterthanen nachahmen? Wenn dieser Geist die Oberhand gewinnt, so mögen wir nur Christi Bild durch das Molochs erreichen.“ Im nordamerikanischen Bürgerkrieg zeigten nicht nur die Tories, sondern auch die Regierung entschiedene Vorliebe für die Südstaaten. Napoleon III. schlug ihre Anerkennung vor, Lord Palmerston war geneigt dazu; trat Disraeli als Führer der Opposition dafür ein, so konnte dies entscheidend werden. Er that dies nicht, obwohl er die Ansichten seiner Partei teilte und sich über den Ausgang des Kampfes ebenso täuschte, sondern bestand darauf, daß England kein Recht habe, sich in denselben zu mischen, und tadelte die schwache Politik Russells, welche die Neutralität nicht zu wahren wußte und so zu der Alabama-Niederlage führte. Er protestirte gegen die Abtretung der Ionischen Inseln, weil damit die Kette der Mittelmeer-Garnisonen Englands durchbrochen sei, und griff scharf die würdelose Art an, in der Russell sich in Polen, Dänemark und sonst überall einmischte, um dann mit Schimpf erfolglos abzuziehen.

Während seines kurzen Ministeriums von 1858-59 hatte er die Befriedigung, nach Beendigung des Aufstandes das ostindische Reich unmittelbar unter die

Krone zu bringen und die seiner eigenen Partei mißliebige Emanzipation der Juden durchzuführen; an seiner Hand trat am 26. Juli 1858 Baron Lionel Rothschild über die Schwelle des Unterhauses. Verhängnisvoll dagegen ward ihm sein mangelndes Verständnis für die italienische Frage. Disraelis komplizierte Natur durchschaute die machtvolle Persönlichkeit Cavour's und dessen Ziele nicht. Zudem er sich auf den Standpunkt der Aufrechterhaltung der Verträge („faith of the treaties“, Thronrede von 1859) stellte und durch die erfolglose Sendung Lord Cowley's nach Wien um ein Cabinet zu Zugeständnissen zu bewegen suchte, das sich mit dem Plane der Wiedereinsetzung Heinrich's V. trug, sich in den Verdacht der Sympathie für die Mißregierung in Italien brachte, andererseits doch nicht wagte, in Paris fest gegen den Krieg aufzutreten, geriet er in eine haltlose Stellung und fiel.

Erst 1866 kam er wieder ins Amt und diese Periode muß als die bedeutlichste seiner Laufbahn bezeichnet werden. Disraeli hatte früher die Reformacte von 1832 scharf angegriffen, weil sie nicht bloß wirkliche Fehler beseitigt, sondern den Census eingeführt, dessen Tendenz sei, immer weiter hinab zu gleiten, niemand könne behaupten, sagte er in „Sybil“, daß sie den Charakter des Parlamentes gehoben oder den Ton der öffentlichen Meinung veredelt; das Rennen nach Geld sei das allgemeine Ziel und die Kluft zwischen Reich und Arm nur größer geworden. Noch 1865 warnte er das Haus, nicht mit der Verfassung zu spielen, das große britische Reich sei nicht durch Gewalt regiert, sondern durch eine Reihe traditioneller Einflüsse, welche sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, wenn man die Stützen der Gesellschaft zerstöre, auf denen dieselbe ruhe, so möge man bedenken, daß England nach einer Revolution nicht wie andere Länder wieder von vorne anfangen könne, es werde jedenfalls nicht mehr das alte England sein, deshalb hoffe er, daß das Haus keinem Schritt zustimmen werde, der eine Tendenz zur Demokratie habe. Ein Jahr später war er wieder Schatzkanzler, und man hätte denken sollen, daß für ihn, der Peel gegenüber erklärt, Staatsmänner müßten vor allem ihren Ueberzeugungen treu bleiben, nach jenen früheren Aeußerungen das einzig Zulässige gewesen wäre, jede Erweiterung des Wahlrechtes abzulehnen, zumal damals in den unteren Klassen gar kein Wunsch nach einer solchen sich kund gab. Aber er hatte keine Majorität, er war durch den Zufall einer Spaltung der Liberalen über die Reformbill Minister geworden und wußte, daß eine bloß ablehnende Haltung gegenüber der einmal heraufbeschworenen Frage der Reform ihn voraussichtlich bald zu Fall bringen werde, sah sich also, wenn er dies vermeiden wollte, vor die Aufgabe gestellt, die Reform selbst in die Hand zu nehmen. Aber wie löste er dieselbe? Er begann mit einer Rede, daß nach seiner Ansicht die Reform, an der bisher alle gescheitert seien, nicht mehr das Schicksal eines Ministeriums bestimmen solle, und als dies mit Hohn aufgenommen ward, trat er am 15. Februar mit einer Art leitender Grundzüge der Wahlreform, resolutions, hervor, in denen er die Konservativen durch verschiedene einschränkende Bestimmungen mit der Erweiterung des Wahlrechtes zu versöhnen strebte. Ueber diese Resolutions sollten die Parteien dis-

turen und sich einigen, so daß aus der Mitte des Parlaments, gewissermaßen selbstthätig, die Reformvorlage hervorgehen solle. Dieser, der ganzen traditionellen Politik, wonach das Ministerium selbst die Bill einzubringen hat, widersprechende Vorschlag wurde gleichfalls scharf zurückgewiesen, und schon am 26. zog Disraeli seine Resolutionen zurück, indem er einen Regierungsentwurf ankündigte. Jetzt begann er sein doppeltes Spiel, er arbeitete einen engeren und einen liberaleren Entwurf aus, der letztere stieß auf den entschiedenen Widerspruch seiner konservativen Kollegen, namentlich Lord Cranbourne (später Lord Salisbury), und somit brachte er den engeren ein. Als aber auch dieser summarisch verworfen ward, zog er denselben zurück. Cranbourne und zwei seiner Kollegen traten aus dem Ministerium, am 28. März legte er den zweiten Entwurf vor, der weiter ging als das, was die gemäßigten Liberalen wollten, Stück für Stück gab er die Grundsätze seiner Resolutionen auf und führte schließlich mit Hilfe der Radikalen das Haushaltswahlrecht für die Städte durch. Mit dieser Uebertrumpfung der Liberalen (to dish the Whigs) erreichte Disraeli sein Ziel, Minister zu bleiben, und mit der Dialektik, die ihm zu Gebote stand, war er nicht in Verlegenheit, seine Gesinnungsänderung zu verteidigen. Nur indem die Tories mit der Masse des Volkes gemeinsame Sache machten, behauptete er, nur durch ihr Bündnis mit der Demokratie könne eine befriedigende Lösung der Wirren der Zeit angestrebt werden, wenn man nur in die tiefer liegenden Schichten der Gesellschaft hinabsteige, gewinne die konservative Tendenz an Macht, während die Whigs nie über die engen Grenzen einer beschränkten Sippschaft hinauslämen. „Moderner Fortschritt, moderne Gesinnung, moderner Unternehmungsgeist, was bedeuten sie ohne loyale Anhänglichkeit, ohne die breite Grundlage vollstümlicher Ueberlieferung?“ Das sind Ansichten, die sich unter Umständen bewähren können, wenn es sich um große, der Masse leicht verständliche Entscheidungen handelt, die aber in letzter Konsequenz auf die Verteidigung des Plebiszits hinauslaufen und in jedem Fall zu immer weiterem Herabgleiten zur Demokratie führen mußten, denn nichts war sicherer, als daß diese Maßregel, die Lord Derby selbst „einen Sprung ins Dunkle“ nannte, über kurz oder lang zur Ausdehnung des Haushaltswahlrechtes auf das platte Land führen mußte. Die Demokratisierung des Stimmrechtes, deren Verantwortlichkeit, somit Disraeli trägt, ist aber um so bedenklicher für England, als dasselbe keine starke monarchische Macht und zentralisirte Verwaltung besitzt. Mit prophetischem Blick schrieb damals Carlyle sein „Shooting Niagara — and after?“ Vor allem widersprach diese Reform unbedingt den Grundsätzen, welche die Tories und Disraeli selbst stets vertraten, die Reformbill Pitts, auf den er als den größten Tory und zugleich den größten demokratischen Minister sich berief, hatte keinen Schatten von Aehnlichkeit mit der seinigen, sein Vorgehen war weit schlimmer als das von ihm so hart angefochtene Peels. Letzterer setzte seine große Majorität und eine festbegründete Macht aufs Spiel, um Maßregeln durchzuführen, welche er als notwendig erkannte. 1867 unternahm eine Minorität das, was sie stets bekämpfte, durchzuführen, um am Ruder zu bleiben, und erreichte es nur mit Hilfe

der Radikalen. Peel bekannte den Wechsel seiner Ansicht offen und legte eine ausgearbeitete Bill vor, an der er festhielt, Disraelis Politik war eine Reihe von Winkelzügen. Vorderhand siegte er nicht nur, sondern sah auch den Traum seiner Jugend erfüllt, indem er, als Lord Derby sich wegen Kränklichkeit zurückzog, Premierminister ward, aber die Strafe folgte bald; als Gladstone ihn in der Frage der Entstaatlung der irischen Kirche schlug, wandte bei den Neuwahlen seine eigene Maßregel sich gegen ihn, die Opposition siegte glänzend, und er mußte zurücktreten.

In seiner gezwungenen Muße lehrte Disraeli zur Literatur zurück und schrieb seinen letzten bedeutenden Roman „Lothair“. Derselbe ist im Unterschied von Coningsby und Sybil kein Werk der Tendenz, der Verfasser tritt vielmehr ganz zurück, die Schilderung der aristokratischen Gesellschaft, in der er selbst gelebt, ist vortrefflich, aber das eigentliche Thema der höchst anziehenden, mit vielen deutlich erkennbaren Bildnissen von Zeitgenossen geschmückten, Erzählung ist, daß in der Gegenwart zwei große Kräfte maßgebend sind, die katholische Kirche und die geheimen politischen Gesellschaften. Diese beiden, die ihre Hauptvertreter finden in dem Cardinal Grandison und einer Amerikanerin, Theodora, der idealen Personifikation der Revolution, deren Ziel die Befreiung Roms ist, streiten sich um den Helden, Lothair, der lange zwischen ihnen schwankt, aber zuletzt, durch einen frommen Betrug der Amerikaner, die ihn, der bei Mentana auf Seiten Garibaldi's gefochten und verwundet nach Rom gebracht wird, für einen Kämpfer des Papsttums ausgeben wollen, empört, sich losreißt und schließlich seinen Ausweg durch Corisande findet, eine hochgeborene, lebenswürdige Engländerin, deren gesunder Sinn sich dagegen auflehnt, daß die natürlichen Führer des Volkes im Widerspruch mit allen nationalen Traditionen zum Katholizismus übergehen. Das Buch, das einen unerhörten Erfolg hatte, zeigt viel scharfe Beobachtung und Uebertreibungen, aber, wie alle Romane Disraelis, auch stark phantastische Elemente.

Die würdelose auswärtige Politik Gladstones und seine unglücklichen inneren Neuerungen brachten allmählich einen vollkommenen Umschwung in der Volkstimmung hervor, und die Wahlen von 1874 gaben den Konservativen zuerst seit 1841 eine von der irischen Unterstützung unabhängige starke Mehrheit, Gladstone zog sich von der Führerschaft der Liberalen zurück, Disraeli, der außerdem jetzt das volle Vertrauen der Königin genoß, trat mit unbestrittener Autorität an die Spitze der für Jahre gesicherten Majorität, er konnte thatsächlich thun, was er wollte, es war nur die Frage, wie er seine Macht brauchen werde. Er hat diese Probe nicht bestanden. Im Innern hatte Gladstones irische Landacte von 1870 alles in Verwirrung gebracht, die Leidenschaft des Volkes aufgestachelt und Unzufriedenheit gesät, Disraeli hatte diese Politik scharf getadelt, es wäre jetzt eine Aufgabe würdig eines großen Staatsmannes gewesen, die innere Verwaltung Irlands zu reorganisiren, die Landfrage durch eine billige Lösung der Rechte von Besitzern und Pächtern zu schlichten, die Autorität des Gesetzes herzustellen und separatistische Neigungen zu unterdrücken — er rührte die Frage

nicht an und ließ Irland in seinem Saße kochen. Die zweite große Angelegenheit waren die Beziehungen der Kolonien zum Mutterlande; in der Blütezeit des Freihandels waren dieselben gelockert, Cobden bezeichnete sie als schädliche Anhängsel, die nur geeignet seien, England in Verwicklungen zu bringen. Unter dem Einfluß solcher Ideen wurden die britischen Truppen aus Kanada, Australien, Neuseeland zurückgezogen und ihnen Verfassungen verliehen, die sie fast unabhängig machten.

Disraeli hatte diese Politik stets bekämpft, er hatte noch 1872 in einer Rede gesagt, daß er nicht gegen das Selfgovernment der Kolonien sei, aber dasselbe hätte im Sinne einer großen Reichskonsolidation gewährt werden müssen im Zusammenhang mit einem gemeinsamen Zolltarif, dem Ansiedlungsrecht der Engländer auf den großen unbebauten Ländereien, einer militärischen Organisation zu gegenseitigem Weistand und einem Rat in London, welcher die Kolonien in ständige Beziehung mit der Regierung bringe. Er hat während seines Ministeriums nichts in der Kolonialfrage gethan, als die Königin bewegen, den Titel Kaiserin von Indien anzunehmen. Vor allem jedoch erwartete man von ihm, der zu seinem Wahlspruch Imperium et libertas machte, eine energische Politik, um die Machtstellung Englands nach außen wieder zur Geltung zu bringen. Seine erste Maßregel in diesem Sinne, der Ankauf der Suezaktien des Khedives, war glücklich und fand die lebhafteste Billigung Bismarcks, als ein richtiger Schritt zur rechten Zeit gethan, aber in der nun heranziehenden orientalischen Krisis hat er überhaupt keine Politik gehabt. Es gab damals für die englische Regierung eine doppelte Möglichkeit: entweder sie erklärte, daß der Pariser Friede von 1856 unhaltbar sei, weil die Pforte keine der von ihr versprochenen Reformen ausgeführt und die mohammedanische Herrschaft über ihre christlichen Untertanen in Europa ein Anachronismus sei, dann mußte England die Emanzipation der christlichen Stämme in die Hand nehmen und sie nicht Rußland überlassen, welchem sie nur Vorwand für Eroberungen waren. Hatte Disraeli aber nicht den Mut zu einer solchen kühnen Politik, so mußte er sich auf den Standpunkt des Pariser Friedens stellen, dessen Artikel 9 den Großmächten alle Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Türkei untersagte. In beiden Fällen konnte England den Krieg verhindern; Disraeli selbst hat nach dem Berliner Kongreß gesagt, er habe die Ueberzeugung gewonnen, daß wenn England zu Anfang fest gesprochen hätte, kein Krieg gewesen sein würde, aber er hat eben nicht fest gesprochen. Er hielt zwar eine stolze Rede, auf dem Lordmayors Bankett vom 9. November 1876, über die unerschöpflichen Hilfsquellen Englands, wenn es zum Kriege für eine gerechte Sache genötigt werde, aber sah nicht nur den Ereignissen zu, sondern unterstützte in der seltsamen Konferenz von Konstantinopel, in der die Großmächte über die inneren Angelegenheiten der Pforte ohne dieselbe rathschlagten, die Forderungen Ignatiëws und machte dadurch den Krieg unvermeidlich. Erst nach dem Zusammenbruch des Widerstandes der Türkei und dem Frieden von San Stefano raffte er sich auf, erklärte, daß England die Ausführung dieses Vertrages nicht dulden werde, und sandte die englische Flotte

ans goldene Horn sowie indische Truppen nach Cypern. Der Krieg schien unvermeidlich, aber jetzt rächte sich die Blindheit, mit der Disraeli dem Vordringen Rußlands in Asien zugehört: noch am 5. Mai 1876 hatte er im Hause erklärt, dasjenige flöße ihm keine Besorgnis ein, Asien sei groß genug für beide Mächte, und er sehe keinerlei Grund, warum Rußland nicht so gut die Tatarei erobern solle, wie England Indien erobert habe. Zu Anfang des Krieges hatte sein Kollege Lord Salisbury die Furcht vor Rußland in Asien als „indisches Nachgeipenst“ verspottet, jetzt gewann dieses Geipenst sehr greifbare Gestalt in der Person eines in Kabul auftauchenden russischen Geisandten, der mit dem Emir Shir-Mi über einen Angriff gegen Indien verhandelte, während russische Truppen von Samarland vorrückten. Diese Bedrohung, die England ganz unvorbereitet traf, nötigte die Regierung, Rußland auf halbem Wege entgegen zu kommen und ein geheimes Abkommen mit demselben zu schließen, wodurch erst der Berliner Kongreß möglich wurde. Daß auf demselben Disraeli, der inzwischen als Earl of Beaconsfield ins Oberhaus getreten war, Rußland durch seine feste, ja drohende Haltung nötigte, in einigen Punkten nachzugeben, ist richtig, aber es hat sich gezeigt, daß er seine Energie am unrichtigen Ort brauchte. Er verlangte, daß Batum nicht befestigt werde; Rußland gab das Versprechen, um es wenige Jahre darauf zu brechen, andererseits setzte er die Zweiteilung Bulgariens durch, um dem Sultan „Strumelien, jene schöne Provinz“, wieder zu geben, die sich bekanntlich unter dem Beifall Englands längst mit Bulgarien wieder vereinigt hat. Das Reinergebnis jenes „Friedens mit Ehren“ war der Vertrag, den er von der Pforte erpreßte, wonach diese Cypern in Englands Verwaltung gab, wogegen letzteres versprach, die asiatische Türkei zu verteidigen, eine Zusage, die illusorisch gemacht wurde durch die Bedingung, daß die Pforte die Verwaltung Armeniens verbessern solle, was bis heute nicht geschehen ist und was durchzuzeigen außer Englands Macht steht. Und kaum war das Lob verhallt, welches er sich nach seiner Rückkehr von Berlin spenden ließ, als er sich genötigt sah, einen opfervollen Krieg gegen Afghanistan zu unternehmen.

Die große Chance, welche der englischen konservativen Partei in seinem sechsjährigen Ministerium gegeben ward, war durch ihn verspielt, die Wahlen vom April 1880 nötigten ihn zum Rücktritt, und bereits am 19. April 1881 starb er. Es mag sein, daß die Ursache, weshalb er die große Macht seiner letzten Periode so ungenügend brauchte, mit in der Abnahme seiner körperlichen Kraft lag, aber der tiefere Grund war doch, daß er überhaupt kein Mann entschlossenen Handelns und eben darum kein großer Staatsmann war. So bedeutend die Rolle, die er gespielt, bleibt, hat er mit Ausnahme der Reformbill von sehr zweifelhaftem Segen und dem Ankauf der Suezaktien seinen Namen mit keiner epochemachenden Maßregel verknüpft. Er war gewiß in seiner Weise Patriot, aber er ging nicht in den großen Fragen auf, die er vertrat, sondern wollte in erster Linie Macht und Ehre für sich gewinnen, ja dem schärferen Beobachter mußte der Zweifel aufsteigen, ob er an die Grundsätze, die er verfocht, wirklich glaubte: ich habe einmal bei der Interpellation eines ehrlichen,

aber vielleicht nicht sehr erleuchteten Parteigenossen ein flüchtiges spöttisches Lächeln um seinen Mund zucken sehen, welches zu verraten schien, wie skeptisch er das ansah, was jenem Ueberzeugung war. Er war eben reiner Opportunist, und darin liegt die Ursache seines häufigen Gesinnungswechsels. Obwohl er stets für die anglikanische Kirche eintrat, wird man doch schwerlich irren, wenn man sagt, daß er im Herzen stets Jude geblieben ist und es sein höchster Stolz war, daß er, ein Abkömmling jener Rasse und Adoptivsohn Englands, sich zur herrschenden Stellung in einer der mächtigsten christlichen Nationen aufgeschwungen. Seine größte Stärke war die Kritik und die Debatte, alle Arten der Rede standen ihm gleichmäßig zu Gebote, feurige Verufung auf Grundsätze, patriotische Ergießungen, schlagende Bilder, schneidender Wit; mit einer sarkastischen Wendung konnte er die ganze Wirkung der Rede seines Gegners zerstören. Sein Privatleben war makellos, seine Ehe, aus reiner Neigung geschlossen, die glücklichste; in Geldsachen zeigte er stets größte Uneigennützigkeit; er war ein treuer Freund und vernachlässigte seine Angelegenheiten oft so für andere, daß er sich wiederholt in dringender Verlegenheit befand; persönliche Beleidigungen trug er niemals nach. Was seine merkwürdige Laufbahn vor allem auszeichnet, ist die Bewährung des Wortes „le génie c'est l'art de persévérer“. Er hatte alles gegen sich, als er seine Laufbahn begann, und hat mit unverwüßlicher Zähigkeit alle Hindernisse besiegt, sein Wesen erscheint voll von Widersprüchen, eine Verquickung von Toryismus und Radikalismus, von Hochkirchentum und Freigeisterei, von jüdischen Traditionen, Mystizismus und Schlaueit. Die Einheit, welche die Gegensätze in dieser Sphinx verband, war, daß sie nur Mittel zum Ziele für seinen Herrscherwillen waren.



Phantasie und Wirklichkeit in der Astronomie.

Von

Prof. Dr. P. Puisieur.

I.

Die Wissenschaften sind, wie Aristoteles gesagt hat, die Kinder des Erstaunens. Kein Zweig menschlichen Wissens hat mehr diesen Anspruch gerechtfertigt als das Studium des Himmels. Es hat wohl Jahrhunderte bedurft, um in dem friedlichen und regelmäßigen Lauf der Gestirne eine unerschöpfliche Fundgrube zum Nachdenken und Erforschen zu erblicken. Die unvorhergesehenen Naturerscheinungen, totale Finsternisse, Erscheinungen von Kometen und Meteoriten haben sehr viel dazu beigetragen, die Wege zu eröffnen, in denen heute so viele geduldige Forscher arbeiten. Es liegt darin nichts Erstaunliches. Die rein

geistige Befriedigung, welche der Besitz der Wahrheit gewährt, ist niemals nur das Erbteil der Auserlesenen gewesen. Denn was ist geeigneter, die träge Einbildungskraft zu erregen, die allgemeine Wißbegierde aufzustacheln, als diese großartigen, für ganze Nationen zugleich sichtbaren Erscheinungen?

Das persönliche Interesse, der Aberglaube haben auch ihr Teil dazu beigetragen, die Astronomie von ihrem wahren Weg abzulenken. Lange haben sich die Menschen darin gefallen, in den Erscheinungen am Himmel die Vorzeichen großer Ereignisse zu erblicken. Sie haben versucht, in den zufälligen Zusammenkünften der Gestirne das Geheimnis ihrer Zukunft zu lesen. In Deutschland wie in China bestand die Hauptbeschäftigung der an den fürstlichen oder königlichen Höfen angestellten Astronomen darin, Verfinsterungen vorherzusagen und das Horoskop zu stellen. Neue Thatfachen aufzuzeichnen, Stunden zu notiren, Winkel zu messen, war für sie eine Ablenkung, mehr dazu angethan, ihnen eine persönliche Befriedigung zu verschaffen, als die Nebeneinkünfte oder die Achtung, die sie genossen, zu vermehren. Kluge Leute verfehlten nicht, sie an die Sorge ihrer Pflichten und ihres Interesses zu erinnern. Sie selbst glaubten sich verpflichtet, sich vor der Oeffentlichkeit wegen der den spekulativen Forschungen gewidmeten Zeit entschuldigen zu müssen, welche doch in den Augen der Nachwelt ihren Ruhm ausmachen sollten. Einige indeß sah besser und weiter. Kepler verbirgt nicht das Bedauern, das er darüber empfindet, einen so großen Teil seiner Zeit der Astrologie gewidmet zu haben, und wenn er vermeidet, den Vorurteilen seiner Zeit geradezu zu troßen, so sieht man doch leicht, daß er wenig zärtliche Gefühle für diese Tochter der Astronomie, eine schwer zu beseitigende Nachkommenschaft, hegt, deren Nutzen sich, wie er sagt, darauf beschränkt, die Mutter zu ernähren.

In unseren Tagen haben sich die Ansprüche des Publikums und der Regierungen an die Astronomie ungemein geändert. Wir sehen wenigstens im Abendland keine auf öffentliche Kosten unterhaltene Astrologen mehr. Aber die von nun ab an den Thüren der Observatorien abgewiesene Phantasie hat ihre Herrschaft außerhalb nicht niedergelegt. Das Publikum hat sich nicht darein ergeben, daß die Astronomen sich hinter die Erörterung der beobachteten Thatfachen verschanzten. Es will nicht zugeben, daß so viele fleißige Nachtwachen, so viele geschickte mechanische Erfindungen, nur darauf hinauslaufen, die Unsicherheit zu vermeiden, welche über gewisse Größen besteht. Es will Resultate, die einer direkten Anwendung auf das praktische Leben fähig sind. Wenn die Beobachtung der Gestirne nicht das Geheimnis unserer Geschichte aufhellt, sollte sie uns dann nicht dahin führen, das Wetter vorauszusagen? Könnte sie uns nicht in Verbindung setzen mit den intelligenten Wesen, die Hypothese ist zu verführerisch, um darauf zu verzichten - welche die anderen Planeten bevölkern sollen? Ist es endlich nicht auch ihre Sache, uns die Zukunft und Vergangenheit der Erde auf Grund der kurzen Periode, welche die archäologischen Dokumente umfassen, zu schildern? Es gibt sicherlich keinen Astronomen von Beruf, an den nicht schon solche unverständige Fragen gerichtet worden wären. Der gegen-

wärtige Zustand der Wissenschaft berechtigt nicht, man muß sich darein ergeben, zu so umfassendem Streben. Man muß darin eher ein lästiges Vermächtnis der Vergangenheit, als eine Vorahnung der nächsten Errungenschaften sehen. Eines der Resultate der geistigen Bewegung, durch welche die Neuzeit eröffnet wurde, ist es gewesen, die Beobachtungswissenschaften an eine strengere Zucht zu binden. Sie haben ihr unermessliches, aber ungegründetes Gebiet mit einem klar vorgezeichneten, aber engen und mühsam zu begehenden Weg vertauschen müssen. Für die nach Wahrheit und Bestimmtheit strebenden Geister, aber auch nur für sie allein, werden langsam gesammelte, durch Zahlen belegte Ergebnisse ein genügender Ersatz für das verlorene Gebiet sein.

Ebenso beschuldigt die öffentliche Meinung im Uebermaß jene Richtung, welche die Rolle der Hypothese in der Astronomie in weise Grenzen gewiesen hat. Aus den Werken bedeutender Männer, welche in der Wissenschaft ihre Spuren zurückgelassen haben, bewahrt sie mit Vorliebe das, was sich darin an Problematischem und Gewagtem befindet. Die Weltentstehungslehren Kants und Laplaces, die Theorien Herschels über die Entwicklung der Sternnebel nehmen in der Meinung oberflächlicher Leser eine Wichtigkeit und einen Grad von Gewißheit ein, welche ihre Urheber selbst ihnen nicht beilegten. Der gewissenhafte, in das geduldige Studium der Thatsachen, in lange Berechnungen, aus denen der Aufschluß kommen soll, vertiefte Forscher, darf nur auf die Achtung einer kleinen Anzahl Kollegen zählen. Vergebens würde er seine Belohnung von der öffentlichen Gunst erwarten. Diese wird sich lieber irgend einem Schriftsteller im Vortrab, einem abenteuerlichen und glänzenden Geist, zuwenden, der gewohnt ist, die Grenzen, die eine gewissenhaft ängstliche Kritik vorzeichnet, zu überschreiten und mit übermütiger Berwegenheit die schwierigsten Probleme zu lösen. Der erste wird, wenn Zeit und Kräfte ihm nicht mangeln, ein besser begründetes und weniger kurzlebiges Werk hinterlassen. Aber der zweite wird den Erfolg und das Glück auf seiner Seite haben. Er wird sich für den Auspendler des Ruhmes halten, und seine begeisterte Sprache wird vielleicht mehr als eine wissenschaftliche Anlage geweckt und zu irgend einem großen Unternehmen die Mitwirkung privater und öffentlicher Schenkungen gesichert haben. Es ist nicht leicht zu sagen, wenn man sich auf den Standpunkt des allgemeinen Interesses stellt, wer von ihnen den besseren Teil erwählt hat.

Man muß zweifellos die rechte Mitte innehalten. Zwischen dem Gebiet erworbener Wahrheiten und dem der Begründung entbehrender Mutmaßungen gibt es eine Zone, wo die verständigen Köpfe sich ohne Gefahr für sich selbst und mit Nutzen für die anderen bewegen können. Die Hypothese ist berechtigt, wenn sie sich innerhalb ihrer Schranke halten und sich nicht voreilig den Charakter der Wahrheit beilegen will. Aber sie wird selten fruchtbar sein, wenn sie nicht das Resultat langer und beharrlicher Studien ist. Oft auch wird der Vergleich einer selbst richtigen Idee mit der Beobachtung mit unlösbaren Einwendungen besät sein, so sehr, daß es ein größeres Verdienst ist, sie zu beweisen, als sie zum erstenmal auszusprechen. Darf man sich also von nun an erstaunen, wenn

die geringste, genau festgestellte Thatsache in der Schätzung befugter Richter den Vorzug vor der geistvollsten Theorie hat?

Vergeblich wird man hoffen, daß die große Zahl der Menschen, die sich für die Wissenschaften interessieren, ohne sie zum Gegenstand von Spezialstudien gemacht zu haben, die Summe von Anstrengungen und Nachdenken richtig würdigen, welche heute die geringsten Fortschritte in der Astronomie erfordern. Sich einzubilden, daß sie unter diesen Umständen sich jeder Kritik über die scheinbare Unfruchtbarkeit der öffentlichen Anstalten enthalten würden, würde eine geringe Kenntnis der menschlichen Natur zeigen. Wenn alles in solchen Mißverständnissen und mit heißenden Redensarten abliefe, könnten die Astronomen ihre Arbeit fortsetzen und sie ruhig reden lassen. Aber die erlittene Enttäuschung ist nur zu sehr geneigt, sich in einer andern Form geltend zu machen. Man fragt sich, ob diese immer in ihre Zahlen verjenseits Mathematiker nicht die Sklaven heiliger Formeln und den Ueberlieferungen blindlings unterworfen seien. Man schwärmt von einer Mache des schlechten Menschenverstands an der bis zum Neuesten getriebenen Beweisführung. Man gelangt dahin, die durch Vernunftschluß am besten begründeten Gesetze in Zweifel zu ziehen, sobald sie nicht in die Sinne fallen. Im Notfall, und um sich den Sieg leichter zu machen, schreibt man Kopernikus oder Newton Theorien zu, die außerhalb ihrer Denkart liegen. Man wird ihnen vorwerfen, die unbewegliche Sonne in den Mittelpunkt der Welt zu versetzen, aus den Prinzipien der Dynamik offenbare Axiome und nicht auf Erfahrung beruhende Wahrheiten zu machen. Einige dieser Neuerer erheben Einspruch dagegen, daß der Mond sich um sich selbst drehe, andere verbieten der Erde, sich um die Sonne zu bewegen, und die erkauften Richter, die Galilei verurteilten, finden unter unsern modernen Publizisten unerwartete Anhänger.

Diese offenen Auflehnungen sind, man muß es gestehen, kein häufiges Vorkommnis. Die große Mehrheit fährt fort, willig die Lehren der Wissenschaft anzunehmen. Sie gibt gerne zu, daß es keine zwischen den Observatorien und den Akademien angezettelte Verschwörung gibt, um die Wahrheit zu unterdrücken. Eine mit Gründen gestützte Annahme würde uns besser gefallen; aber man muß nicht zu viel verlangen. Diese rückwärts gerichteten Tendenzen bilden auf jeden Fall eine des Studiums werthe Erscheinung. Die Bewegungen der Planeten zu leugnen oder zu ihrer Erklärung eingebildete Kräfte zu erfinden, sind Uebungen, in denen sich gewisse, von der Logik eingenommene Geister gefallen, die unfähig sind, sich dem unbefangenen Studium der Thatsachen hinzugeben. Gerade so machen es auf dem Gebiet der reinen Mathematik die eigensinnigen Sucher der Quadratur des Kreises oder der Dreiteilung des Winkels. Die Erfahrung zeigt, daß diese geistigen Krankheiten sehr schwer zu heilen sind. Im allgemeinen behaupten diese kühnen Systematiker mehr, als sie beweisen, und rufen zur Unzeit den Augenschein an. Sie zur Schule zu verweisen, hieße die Erörterungen, ohne anderes Resultat, in bittere Zänkereien ausarten lassen. Wenn wir sie nicht überzeugen können, wünschen wir wenigstens, daß sie nicht zu viele Nach-

ahmer haben, und daß eine klare und logische Unterrichtsmethode in Zukunft die jungen Köpfe vor ähnlichen Schiffbrüchen bewahre.

II.

Wenn die Ausschreitungen der Phantasie in der Astronomie besonders gefährlich sind, so hat dies darin seinen Grund, daß die Hypothese in dieser Wissenschaft eine unvermeidliche Rolle spielt. Die Beobachtung allein, selbst wenn sie durch mathematische Beweisführung ergänzt wird, befriedigt nicht die Wißbegierde, die das Studium des Himmels in uns erweckt. Selbst der Teil der Astronomie, welcher die Umläufe der Himmelskörper zum Gegenstand hat, nimmt mehr den Charakter einer deduktiven Wissenschaft an. Man kann durch eine bequeme und in gewisser Hinsicht auch gerechtfertigte Annahme die Dimensionen der Planeten vernachlässigen und sie als einfache Punkte voraussetzen. Die Untersuchung ihrer Bewegungen läuft alsdann auf ein allerdings sehr verwickeltes Problem der reinen Mathematik hinaus. Man hat es nur annähernd und auf Umwegen behandeln können. Die erhaltenen Lösungen haben indes nicht minder einen merkwürdigen Grad von Genauigkeit. Sie lassen die Darstellung sowohl der alten als auch der neuen Beobachtungen zu. Die Abweichungen, welche zwischen der Beobachtung und der Rechnung bestehen, sind öfter den Mitteln zur Messung als den Lücken der Theorie zuzuschreiben. Das Newtonsche Gesetz, aus diesen zahllosen Prüfungen siegreich hervorgegangen, hat einen noch glänzenderen Beweis seiner Wichtigkeit gegeben, als es in den Händen eines Adams und Leverriers ermöglicht hat, das Dasein eines neuen Planeten nachzuweisen und angenähert seine Position anzugeben. Einige kleine Anomalien bestehen noch, besonders in den Theorien des Mondes und des Merkur, aber die Erfahrung der Vergangenheit gestattet uns, ihre Erklärung als ein einfaches Problem der Analysis zu betrachten, das nicht die Einführung einer andern, noch unbekanntem physischen Ursache erfordern wird.

Es fehlt manches, damit alle Kapitel der Astronomie in demselben Grad den Anstrich einer vollendeten Wissenschaft haben. Das gilt besonders hinsichtlich der physischen Astronomie. Die Annahme, welche darin besteht, die Sonne und die Planeten auf einfache, materielle Punkte zu reduzieren, hat einen wesentlich provisorischen Charakter. Sie ist weit entfernt, unserer berechtigten Wißbegierde zu genügen. Selbst mit bloßen Augen gesehen, haben mehrere Planeten augenscheinlich einen merkbaren Durchmesser, und die Vernunft lehrt uns, daß die Mehrzahl von ihnen, mit der Erde verglichen, ungeheure Dimensionen besitzt. Man sieht sich schon ein großes Feld für die Hypothese öffnen, und die Anwendung mächtiger Instrumente hat als erstes Ergebnis, das Problem mehr zu erweitern und zu verwickeln, als dessen Grenzen genau anzugeben. Wir können in der That auf den uns nächstgelegenen Gestirnen eine Vielheit von Einzelheiten bemerken, aber so wie man versucht, sie zu deuten, erheben sich die Schwierigkeiten, und zwischen den geschicktesten Beobachtern kommen Meinungsverschiedenheiten zum Vorschein. Bald zeigen die Vorgänge auf der Oberfläche

der Planeten nur einen unbestimmten und zeitlichen Charakter und können auf Rechnung optischer Täuschungen gesetzt werden, bald zeigen sie physikalische Zustände, gänzlich verschieden von denjenigen, die wir um uns beobachten oder durch das Experiment hervorrufen können. Das ist nicht alles: die Einzelheiten, die uns die stärksten Instrumente auf der Sonne oder auf den Planeten, dem Monde ausgenommen, beobachten lassen, müssen, um bemerkbar zu sein, mehrere Kilometer in jeder Richtung messen. Sie müssen, wie leicht begreiflich, außerordentlich zusammengesetzten Bildungen entsprechen, welche man vergebens durch ein und dieselbe geologische Synthese zu erklären versuchen würde. Die Spektralanalyse, die Photometrie werden nützliche Angaben liefern, aber diese sind häufig nur Mittelwerte, die sich auf Gebiete von einer Europa gleichen oder größeren Ausdehnung beziehen.

Angeichts solcher unvollständigen Angaben eröffnet sich den Hypothesen ein unbegrenztes Feld; ihre Prüfung wird meistens zur Zeit unmöglich sein, und man wird sich begnügen müssen, sie nach dem Grade der Wahrscheinlichkeit zu klassifizieren. Nur schwer wird sich der Astronom den Vorurteilen seiner Umgebung entziehen können. Auf der Oberfläche des Mondes bestimmte und fortdauernde Umbildungen festzustellen, auf dem Mars die Spuren einer intelligenten und systematischen Thätigkeit zu entdecken, das würden sicherlich Aufsehen erregende Fortschritte sein, für welche ihre Entdecker wohl verdienten Ruhm ernten würden. Aber derjenige, der seinem Streben ein so genau begrenztes Ziel stecken würde, dürfte sehr schwer die nötige Unbefangenheit bewahren, um auf Grund eines unzulänglichen Beobachtungsmaterials ein Urteil auszusprechen. Es würde weiser und der Würde der Wissenschaft angemessener sein, nicht Hoffnungen zu erregen, die nichts rechtfertigt. Die Frage, zu wissen, ob die Gestirne, die wir von der Erde aus sehen können, bewohnt sind, ist offenbar verfrüht. Möchten die Beobachter zuerst dazu gelangen, sich über die wirklichen Erscheinungen auf der Oberfläche der Planeten zu verständigen. Jeder bemerken, ob zweifelhaften oder sichern Einzelheit eine genaue Bedeutung beimessen wollen, heißt der Phantasie weit die Thore öffnen und die gesunde Methode unverdienter Weise in Verruß bringen, die verlangt, daß man jedesmal das gewonnene Gebiet sichert, ehe man einen neuen Fortschritt anstrebt.

Man darf niemals vergessen, daß die interessantesten Beobachtungen der physischen Astronomie sich auf Objekte erstrecken, die selbst in den stärksten Instrumenten an der Grenze der Sichtbarkeit liegen. Unter diesen Umständen genügt es nicht, das Gesehene, um sicher zu sein, zweimal zu betrachten, sondern man wird es auch andere betrachten lassen müssen. Was gibt es Einfacheres, wird man sagen; hat man nicht immer einen Freund, einen Assistenten, kurz, jemand zur Hand, der nicht weiß, was man sehen soll, und daher eher im Stande ist, ein unbefangenes Urteil zu fällen? Der Ausweg ist weniger einfach, als es scheint. Nicht jedermann ist im Stande, sich ohne Vorbereitung in nutzbringender Weise eines großen Fernrohrs zu bedienen. Das Auge, in seiner Eigenschaft als Sammelplatz von Eindrücken betrachtet, müßt sich ab und schwächt sich auf

die Dauer, und als Mittel zur Wahrnehmung und Messung verfeinert und vervollkommnet es sich. Der zur Bestätigung einer heiklen Beobachtung angerufene Zeuge ermangelt fast immer der nötigen Vorbildung und wird am Ende nur bemerken, was man ihn sehen lassen will.

Nichts also wird jene sorgsame Kontrolle erzeigen können, welche der Astronom selbst über seine eigenen Beobachtungen ausüben soll. Er soll nur unzweifelhafte Resultate dem Publikum bieten oder, wo er von dieser Regel abweicht, soll er es nur mit der nötigen Vorsicht thun, damit man nicht seinen Gedanken falsch auffaßt. Aber ihm verbieten wollen, auf dem intimen Gebiet der Reflexion und der Forschung den Rahmen der erworbenen Thatsachen zu überschreiten, würde ebenso sehr eine ungerechte, als auch den Fortschritt unserer Kenntnisse hemmende Härte sein. Das Auge zum Himmel gerichtet warten, bis neue Objekte sich zeigen, Photographien oder Karten in peinlich gewissenhafter Weise vergleichen, alles das ist kein Programm, das dazu angethan ist, den Eifer der Forscher lange zu nähren. Nichts läßt sie leichter mühsamen und lang anhaltenden Nachwachen troßen, als die stille Hoffnung, eine neue Wahrheit zu finden. Sie müssen immer den Augenblick vor Augen haben, wo sie im Namen der menschlichen Intelligenz von irgend einem noch ungetannten Winkel des Universums Besitz ergreifen. Wo anders aber als in unserer Phantasie hat dieser Gang zum Unbekannten seine Quelle? Mühen entworfene, lang gereifte, geduldig unter suchte Hypothesen, das ist in drei Worten die Geschichte der denkwürdigen Entdeckungen.

Wenn man es gewissen Fischern glauben kann, so besteht das ganze Geheimnis, viele Fische zu fangen, darin, seine Angelchnur so lange als möglich einweichen zu lassen. Es wäre ein Fehler, diesen Grundsatz für anwendbar auf die Praxis der Astronomie zu halten. Beharrlichkeit ist ohne Zweifel eine Bedingung des Erfolges, aber ein klarer, leitender Gedanke ist eine noch wichtigere. Man findet schließlich, daß die Arbeiten, die am meisten die Wissenschaft geehrt und ihr gedient haben, aus in einem rauhen und nebeligen Klima gelegenen Observatorien hervorgegangen sind. Wenn Herchel und W. Struve, um nur die Gründer der Dynastie anzuführen, ein so großes Werk hinterlassen haben, so ist dies darauf zurückzuführen, daß sie sich immer die nötige Zeit zur Reflexion gegönnt haben. Schnell im Wilden von Vermutungen, aber langsam darin, sie der allgemeinen Wißbegierde zur Nahrung aufzutischen, ließen sie sich vor allem angelegen sein, ihnen eine feste, thatsächlich begründete Basis zu geben. Sie schienen weder um Ausbreitung ihres Ruhms noch um Sicherung der Priorität ihrer Entdeckungen für sich besorgt zu sein. Die Zeit, welche nicht aufgehört hat, ihre Namen in dem Maße wachsen zu lassen, als andere verkümmern und abnehmen, hat bewiesen, daß ihre Methode die richtige war.

III.

Die vorhergehenden Betrachtungen und Erwägungen finden mehr oder weniger ihre Anwendung auf alle Zweige der Wissenschaft des Himmels. Der

Astronom, der sich damit beschäftigt, die Positionen der Gestirne für die Zukunft festzustellen, hat kaum die Ausschreitungen der Phantasie zu fürchten. Das Newtonsche Gesetz schreibt ihm einen mühsamen, aber wohl gebahnten Weg vor, von dem abzugehen weder Sicherheit noch Nutzen bringt. Die Erfahrung zeigt schon nach einer in der Regel ziemlich kurzen Frist, ob die Berechnungen unrichtig oder die Beobachtungen, welche als Ausgangspunkt gedient haben, fehlerhaft sind. Die Phantasie und die Synthese nehmen, wie wir gezeigt haben, einen viel größeren Spielraum in der physischen Astronomie ein. Das darin angeammelte Beobachtungsmaterial ist unzulänglich; die Theorien weichen von ihren ersten Schritten an von einander ab und leiden in einem hohen Grade unter der ihren Urhebern eigenen Geistesanlage. Hier soll die Kontrolle sich aus der Mannigfaltigkeit der Versuche, dem langsamen, aber steten Fortschritt der optischen Instrumente ergeben. Das Studium der Oberfläche der Gestirne auf Grund der Analogien und Kontraste, die sie mit der Welt, die wir bewohnen, zeigt, bietet in einiger Hinsicht ein viel höheres und menschlicheres Interesse, als jeder andere Zweig der Astronomie. Wenige Geister widerstehen der Verführung, die es ausübt: viele wissen sich derselben nicht zu erwehren und verirren sich in Träumereien, die mehr vom Roman als von der Wissenschaft an sich haben. Jede schöne Nacht, jeder heitere Tag sieht zahlreiche Teleskope gegen die Sonne oder die Hauptplaneten gerichtet. Mehr als ein geduldiger und scharfsinniger Beobachter widmet dem Studium des Mars oder des Mondes den größeren Teil seines thätigen Daseins. Jeder von ihnen wünscht ohne Zweifel eine neue und wahrscheinliche Theorie zu liefern; aber sie wissen auch, daß sie nützliche Arbeit verrichten, wenn sie den Weg bahnen und das Ungenügende der früher gegebenen Erklärungen zeigen. Schwerlich wird eine unrichtige Theorie, sei sie scheinbar auch noch so richtig, diesen tausendfach wiederholten Anstürmen widerstehen.

Aber der Ehrgeiz der Astronomie hat sich nicht mit den Himmelsträumen, die unseren Blicken bis auf unberechenbare Entfernungen geöffnet sind, begnügt. Er hat neuerdings die Eroberung eines andern unbekanntes Gebietes unternommen, das bis jetzt die Domäne dichterischer Phantasie oder religiöser Legenden war. Wir meinen das Innere des Erdballs. Hier sind die Grenzen der Beobachtung sehr schnell erreicht und die Kontrolle, selbst der genauesten Hypothesen, sehr schwer. Die vulkanischen Erscheinungen, die Hebungen der Gebirge, die Arbeiten der menschlichen Industrie geben uns nur über eine oberflächliche Schicht Auskunft, die im Vergleiche mit den Dimensionen der Erde nur von geringer Dicke ist. Auf den ersten Blick scheint es, jede Hoffnung auf eine rationelle und endgültige Theorie aufgeben zu müssen, und doch zählen die in diesem Wissenszweig vollendeten Arbeiten zu den sinnreichsten und gründlichsten, welche das Studium der Natur hat entstehen lassen. Man wird uns wohl erlauben, über diesen Gegenstand in einige Details einzugehen, welche zeigen, wie die Astronomie in einem so hohen Maße die Phantasie herausfordert, als es jemals die Mathematik oder die Poesie thaten.

Von dem Tage an, wo das Gravitationsgesetz die Bewegungen der Himmels-

körper dem Gebiet der Analysis erschlossen, hat man auch den Gedanken gehegt, daß es ebenso die Bewegung der Erde um ihr Gravitationszentrum beherrsche. Diese Bewegung läuft beim ersten Augenschein auf eine Rotation um eine im Raume unveränderliche Achse hinaus. Wenn man durch lange Zwischenräume getrennte Beobachtungen vergleicht, so findet man, daß die Richtung der Achse in Beziehung auf die Sterne in Wirklichkeit nicht fest ist. Eine befriedigendere Annahme läßt sie um eine auf der Ekliptik Senkrechte einen Umdrehungssegel beschreiben. Diese den Alten bekannte Bewegung nennt man die Präzession und sie vollzieht sich in einer Periode von 26,000 Jahren. Ein aufmerksameres Studium hat Bradley mit einer Oszillation von viel geringerer Weite bekannt gemacht, deren Periode, von ungefähr 19 Jahren, dem Umlauf der Mondknoten entspricht.

Newton hat zuerst erkannt, daß diese Verschiebungen der Erdachse nicht vorkämen, wenn die Erde eine in allen ihren Teilen gleich dichte Kugel wäre. Aber diese Regelmäßigkeit der Gestalt und des Baues existirt nicht. Unsere Erdkugel ist an den Polen abgeplattet und am Aequator angeschwollen. Diese Thatsache ist zur Gewißheit erhoben, einestheils durch die Veränderlichkeit der Schwere mit der geographischen Breite, eine Veränderlichkeit, die sich bei Pendelbeobachtungen kundgibt, andernteils durch Messung der Polhöhen in Verbindung mit der Ausmessung der Meridianbögen. Die Abplattung der Erde war bis zum Ende des 17. Jahrhunderts noch nicht einer zuverlässigen Messung unterzogen worden. Newton, der sie als wirklich vorhanden voraussetzte, machte sie zum Ausgangspunkt seiner Beweisführung und zeigte, daß die Anziehung des Mondes auf die äquatoriale Anschwellung die Ursache der Präzession sei. Die von ihm befolgte Methode ließ sich mit den verschiedensten Hypothesen über den inneren Bau der Erde vereinigen und stimmte mit den numerischen Schätzungen nicht überein. Ein wesentlicher Fortschritt in dieser Richtung wurde durch die denkwürdigen Arbeiten Eulers über die Bewegung fester Körper angebahnt. So verwickelt und unregelmäßig auch die Struktur eines Körpers sein mag, so kann man doch drei, Trägheitsmomente genannte, Größen feststellen, deren Kenntniß genügen würde, um die fernere Bewegung zu bestimmen, wenn keine unbekante Kraft hinzutritt. Was die Erde anbetrifft, so sind die außen wirkenden Kräfte hinreichend bekannt, um aus der Beobachtung ein numerisches Verhältnis zwischen den Trägheitsmomenten ableiten zu können. Alle Hypothesen, welche man über das Innere des Erdballs aufstellen kann, werden also einem sehr genau bestimmten Kriterium unterzogen werden können. Die Anwendung wird indes nur dann berechtigt sein, wenn die Erde wirklich als ein fester, starrer Körper betrachtet werden kann, sie muß aber vorbehalten werden, wenn ein beträchtlicher Teil des Erdballs sich wie eine flüssige oder plastische Masse verhält.

Das Wasser der Weltmeere bildet keine so beträchtliche Masse, um die obige Schlussfolgerung zu entkräften. Aber wäre es nicht möglich, daß das Innere der Erde in einem flüssigen oder teigigen Zustand ist? Unbestreitbare Thatsachen stützen diese Anschauungsweise. Solche sind: die Zunahme der Temperatur mit

der Tiefe in den Grubenschächten, der gasartige oder flüssige Zustand der vulkanischen Auswürfe, die äußere Gestalt der Erdfugel, die, wie man weiß, sehr wenig von einem Rotations Ellipsoid abweicht. Man hat man aber seit langem bewiesen, daß dies die Gestalt einer flüssigen, homogenen Masse im Zustand des Gleichgewichts ist, die um eine Achse sich dreht und der gegenseitigen Anziehung ihrer verschiedenen Punkte unterworfen ist. Allerdings ist die Hypothese der Homogenität nicht aufrecht zu halten, denn die unter dieser Voraussetzung berechnete Abplattung stimmt nicht mit derjenigen überein, welche die geodätischen Messungen ergeben. Nicht allein ist die Dichte auf der Oberfläche veränderlich, sondern ihr Mittelwert ist nicht die Hälfte der von Cavendish und mehreren anderen Physikern bestimmten mittleren Erddichte. Die Abweichung läßt sich durch die Annahme großer metallischer, im Zentrum angehäufter Massen erklären, aber auch dies ist nicht nötig. Wenn die Erde flüssig und aus einer einzigen Substanz gebildet wäre, so würde der Druck im Mittelpunkt 1,700,000 Atmosphären erreichen und es ist unmöglich, daß die Dichte von solch, aufs höchste gespannten Kräften unterworfenen, mineralischen Massen nicht innerhalb ausgedehnter Grenzen schwankt. Wenn endlich die Erde homogen wäre, so müßte die Schwere in dem Maße abnehmen, als man tiefer in die Grubenschächte eindringt. Das Gegenteil ist aber der Fall, wie die Experimente Airys und von Sterncks gezeigt haben.

Man muß also notwendigerweise eine von der Oberfläche nach dem Zentrum zunehmende Dichte annehmen. Die gründlichen, von M. Poincaré in so glücklicher Weise ergänzten Untersuchungen Jacobis über den Gleichgewichtszustand flüssiger, homogener Massen behalten deshalb nicht minder einen hohen theoretischen Wert, nur muß man von ihnen nicht einen Aufschluß über die, wie weit auch immer zurückliegende ältere Erdgeschichte erwarten. Selbst in der kosmogonischen Hypothese von Laplace kann man nicht leicht zugeben, daß der Urnebel homogen gewesen ist. Er hätte außerordentlich verdünnt sein müssen, aber woher als dann die nötige innere Reibung nehmen, um die gleichförmige Rotation des Ganzen zu sichern?

Kann man, wenn man aufhört, die Erde wie eine homogene Masse zu betrachten, sie als im Innern flüssig ansehen? Selbst dies ist bestreitbar. Die Erscheinungen der Präzession und der Nutation lassen sich im ganzen gut durch die Hypothese einer festen Erdfugel erklären. Würde es aber ebenso sein, wenn ein beträchtlicher Teil der Masse, die sie bildet, Verschiebungen erleiden könnte? Berühmte Physiker, wie Hopkins, Lord Kelvin, haben geglaubt, das Gegenteil zu beweisen. Nach ihrer Meinung würden, wenn der feste Teil auf eine dünne Schale beschränkt wäre, die durch die lunisolare Anziehung bewirkten Aufwallungen dieser Schicht in einem bedeutenden Maße die Erscheinung der Ebbe und Flut und diejenige der Nutation verändern. Diese oberflächliche Hülle müßte, um nicht die Form zu verlieren oder zu brechen, aus Stoffen von einer ungewöhnlichen Zähigkeit, vergleichbar oder größer als die des Stahls, sein. Die beinahe vollständige Unveränderlichkeit der geographischen Breiten, die Regel-

mäßigkeit der Ebbe und Flut des Meeres führen uns also zur Ansicht, die Erde als fest zu betrachten. Die vulkanischen Ausbrüche würden sich durch das Aufbrechen sackähnlicher Falten, flüssigen oder gasartigen Inhalts und von verhältnismäßig geringer Ausdehnung erklären.

Aber wenn die Erde gegenwärtig nicht flüssig ist, so zeigt doch wohl die Regelmäßigkeit ihrer Gestalt im allgemeinen, daß sie es in einem früheren Zeitabschnitt war. Man wird sich daher kaum der Annahme erwehren können, daß im Augenblick des Festwerdens unser Erdball sich in Gestalt eines abgeplatteten Rotations-Ellipsoids in relativem Gleichgewicht befand. Aufgabe der Geodäsie ist es, die Dimensionen dieses Ellipsoids zu bestimmen, eine schwierige und von ihrer Lösung noch weit entfernte Aufgabe, denn die durchgeführten Triangulationen umfassen nur einen kleinen Teil der Oberfläche der Kontinente, und ihre Resultate werden noch durch örtliche Unregelmäßigkeiten beeinflusst. Nicht allein in unebenen Gegenden, sondern auch auf weiten Ebenen, wie solchen, die Berlin oder Moskau umgeben, weicht die Vertikale um mehrere Sekunden von ihrer theoretischen Richtung ab. Eine nicht weniger befremdliche Thatfache ist die, daß die Nachbarschaft großer Gebirgsstöcke auf die Richtung des Meilots nicht den Einfluß ausübt, den die Berechnung ihr zuschreibt. Es scheint, daß jeder Bodenerhebung ein leerer, unterirdischer Raum entspricht oder ein Mangel an Dichte im Innern, der beinahe das Gleichgewicht wieder herstellt. Ohne auf das einzelne der geologischen Hypothesen einzugehen, die zur Erklärung dieser Anomalie dienen, müssen wir sie als eines der größten Hindernisse im Fortschritt unserer Kenntnisse über die genaue Gestalt unseres Erdballs ansehen. Die Lösung erscheint uns noch viel weiter entfernt, wenn die geographischen Breiten, wie es neuere Untersuchungen zu zeigen scheinen, merkbaren, sehr kleinen Schwankungen unterliegen und weder deren Schwingungsweite noch Dauer als gänzlich fest betrachtet werden können.

Von jetzt an indes kann man sagen, daß das Umdrehungs-Ellipsoid sich mehr als jede andere bestimmte geometrische Oberfläche der Gestalt der Erde nähert, und man kann dessen Elemente mit ziemlich großer Genauigkeit bestimmen.

Es handelt sich nun darum, das Problem des inneren Baues zu erörtern. Clairaut hat die, übrigens sehr wahrscheinliche, Meinung geäußert, daß die Stoffe des Erdballs sich vom Centrum nach der Peripherie in abnehmender Dichte haben schichten müssen und daß die Oberflächen von gleicher Dichte auch Figuren im Gleichgewichtszustand, d. h. Umdrehungs-Ellipsoide, mit demselben Centrum und derselben Achse seien. Es erübrigt uns noch, die mehr oder minder große Schnelligkeit zu bestimmen, mit der die Dichte beim Uebergang von einer Schichte zur andern sich ändert. Selbst ohne diesen letzten Schritt zu wagen, kann man aus der Clairautschen Hypothese zwei Schlüsse ableiten, die sich durch die direkte Beobachtung prüfen lassen. Erstens muß die Intensität der Schwere mit der Breite gemäß einem einfachen Gesetz sich ändern, dessen Ausdruck nur zwei willkürliche Konstanten einschließt. Zweitens fällt die Abplattung eines

Himmelskörpers, dessen Winkelgeschwindigkeit man kennt, zwischen zwei Grenzen, deren numerische Werte man bestimmen kann. Die Clairautsche Theorie besteht diese zwei Proben auf ihre Richtigkeit mit Ehren. In Verbindung mit Pendelbeobachtungen gibt sie für die Abplattung der Erde einen mit den geodätischen Messungen übereinstimmenden Wert. Jupiter und Saturn mißt sie sehr beträchtliche Abplattungen bei und der Sonne und den anderen Planeten eine fast genau kugelförmige Gestalt. Einen so deutlichen Parallelismus zwischen Theorie und Thatfachen als zufällig ansehen, würde wahrlich allen Regeln einer gesunden Logik widersprechen.

Bedeutende Mathematiker haben die Ansichten Clairauts so hinlänglich begründet erachtet, um sie zum Ausgangspunkt weiterer Arbeiten zu nehmen. Wenn man sich auf die Schlußfolgerungen beschränkt, die wir soeben vorgetragen haben, so liegt wenig an dem Gesetz, das man annimmt, um die successiven Abplattungen der Schichten gleicher Dichte auszudrücken. Es genügt, daß diese Schichten sich stetig der kugelförmigen Gestalt in dem Maße nähern, als man gegen das Centrum der Erdkugel hinabsteigt. Aber wenn man es noch genauer ausdrücken will, gewinnt die Theorie von der Gestalt der Erde neue Berührungspunkte mit der Geodäsie, mit der Astrophysik und den Pendelbeobachtungen. So kommt eine ganze Reihe von experimentellen Prüfungen zum Vorschein, denen Wenige zu leisten ist. Die vorgetragene Theorie besteht mehr oder weniger gut diese vielfältigen Prüfungen. In der That wird der Geometer vielmehr von der Sorge geleitet, sich nicht zu unauflösbaren Berechnungen verleiten zu lassen. Gelänge es selbst, das Ganze der bekannten Thatfachen auf eine vollkommene Weise darzustellen, so würde man sich mit Unrecht im Besitz einer endgiltigen Wahrheit und jeder weiteren Anstrengung enthoben glauben. Wenn man sich je dieser Illusion hätte hingeben können, so würde sie durch eine neuere Arbeit von M. Hamy zerstört worden sein. Dieser junge Geometer hat in der That bewiesen, daß, wenn auch eine flüssige, um sich selbst drehende Masse durch ein Umdrehungs-Ellipsoid begrenzt sein kann, es doch unmöglich ist, daß im Innern die Trennungsschichten zwischen den Sphären ungleicher Dichte auch Ellipsoide seien.

Die Theorie Clairauts und diejenigen, die man zu ihrer Vervollständigung aufgestellt hat, führen also zu mathematischen Widersprüchen.

Soll dies etwa heißen, daß man sie unter die Zahl der geschichtlichen Merkwürdigkeiten aufnehmen soll, oder daß sie vielleicht von ihrem Wert als angenäherte Darstellung der Thatfachen verloren haben? Auf diese Weise urteilen, hieße den Geist der Beobachtungswissenschaften verkennen. Vergebens ist es, zu hoffen, daß eine analytische Formel, so verwickelt man sie auch voraussetze, getreu die Wirklichkeit wiedergebe. Die Darstellung des Erdinnern, wenn sie jemals möglich wird, würde eine verwickeltere, an Einzelheiten reichere Wissenschaft bilden als die Geographie selbst.

Man wird nach dieser Darstellung, welche wir gerne weniger trocken gehalten hätten, beurteilen, durch welche beharrliche Anstrengungen heute die

geringsten Fortschritte in der Kenntnis des Universums erlangt werden. Dort gibt es nicht jene überreichen Ernten, man muß es zugeben, welche die öffentliche Meinung, die gleich bereit ist, sich zu begeistern, fertig zum Einsammeln voraussetzt. Mehrere Generationen werden vielleicht noch vergehen, bis die schon vorausgeschauten Wahrheiten in die Reihe gesicherter Erwerbungen eintreten. Dennoch ist nicht zu befürchten, daß es an Arbeitern zu dieser undenklichen Aufgabe fehle. Nichts ist rühmlicher für die Wissenschaft unserer Zeit, als ihre bedeutendsten Vertreter auf einem Wege wandeln zu sehen, auf dem die öffentliche Kunst sie nicht trägt und auf dem ihnen getreue Schüler folgen ohne große Hoffnung, das Ziel zu erreichen. Ueberlassen wir der Zukunft die Entscheidung darüber, welche von den Arbeitern am gemeinsamen Werk es sind, deren Namen sie vor der Vergessenheit bewahren will, aber uns sei es erlaubt, in der uneigennütigen Hingabe, worin uns die modernen Astronomen ein Beispiel geben, ein Zeichen jener sittlichen Größe zu erblicken, welche die Wissenschaft aller Zeiten ihren Jüngern eingefloßt hat.



Die Forderungen der Humanität und die katholische Religion. ¹⁾

Von

James Cardinal Gibbons, Baltimore, Md.

Wir leben, bewegen und befinden uns mit unserem ganzen Dasein inmitten einer Zivilisation welche unmittelbar der katholischen Religion entstammt. Die von unserer christlichen Zivilisation ausgehenden Segnungen breiten sich wie das Licht der Sonne, wie die Luft des Himmels und die Früchte der Erde in so regelmäßiger Verteilung und in so reichem Maße über die intellektuelle, moralische und soziale Welt aus, daß sie kein Erstaunen mehr hervorrufen, es sei denn bei denjenigen, welche fremde Länder besuchen, wo die christliche Religion wenig bekannt ist. Um uns einen entsprechenden Begriff von unserer bevorzugten Lage zu machen, müssen wir uns im Geiste in die vorchristlichen Zeiten versetzen und einen Vergleich anstellen zwischen der Beschaffenheit der heidnischen und unserer eigenen Welt.

Vor der Ankunft des Herrn war die ganze Welt mit Ausnahme der abgelegenen römischen Provinz Palästina im Götzendienste versunken. Jeder

¹⁾ Anmerkung der Redaktion. Wir wenden den Humanitätsbestrebungen aller Konfessionen die wärmste Teilnahme zu, wenn auch die Autoritäten, welche dieses allgemein wichtige Thema behandeln, in konfessioneller Beziehung einen verschiedenen und von unserer Richtung oft abweichenden Standpunkt einnehmen.

augenfällige Gegenstand in der Natur hatte seine Schutzgottheiten. Man betete Sonne, Mond und Sterne an. Man betete seine eigenen Leidenschaften an. Man betete alles und jedes an, nur Gott nicht, dem allein anbetende Verehrung gebührt.

Nach den Worten des Apostels der Heiden „verkehrte man den Ruhm des unverweslichen Gottes in das Bildnis des verweslichen Menschen und in das von Vögeln, Tieren und kriechenden Wesen. Man huldigte und diente lieber dem Geschöpfe als dem Schöpfer, der gesegnet ist für immerdar.“ Zuletzt aber erstand das große Licht, nach welchem die Propheten Israels geistigt und das sie erlebte, und dem selbst in heißem Verlangen die heidnischen Weisen ihre Hände entgegengestreckt hatten, und es leuchtete jenen, „die da saßen in Finsternis und im Schatten des Todes“. Die Wahrheit in Bezug auf unsern Schöpfer, welche bisher in Juda verborgen war, damit sie dort Schutz finde vor dem Götzendienste, wurde nunmehr der Welt verkündet und in noch größerer Klarheit und Fülle Jesus Christus. Er lehrte alle Welt den einen wahren Gott erkennen, einen Gott, der da ist von Ewigkeit zu Ewigkeit, einen Gott, der alles aus seiner Macht erschaffen hat, der alles durch seine Weisheit regiert, dessen über alles sich erstreckende Vorsehung sowohl über den Geschehen der Völker wie über denen der Menschen wacht, und „ohne den selbst kein Vogel zur Erde fällt“. Er verkündete einen allheiligen, allgerechten und allbarmherzigen Gott. Diese mit unseren Vernunftbegriffen so übereinstimmende Idee der Gottheit stand in schreiendem Gegensatz zu den niedrigen und sinnlichen Begriffen, welche die heidnische Welt sich von ihren als göttlich verehrten Wesen gebildet hatte.

Die Religion Christi gibt uns nicht nur eine hohe Vorstellung von Gott, sondern auch eine vernunftgemäße Idee von dem Menschen und den Beziehungen desselben zu seinem Schöpfer. Vor der Ankunft des Herrn war der Mensch sich selbst ein Räthsel und Geheimnis. Er wußte nicht, woher er kam, noch wohin er ging. Er tastete im Dunkeln herum. Alles, was er gewiß wußte, war, daß er durch eine kurze Daseinsphase ging. Vergangenheit und Zukunft waren in einen Nebel gehüllt, den das Licht der Philosophie nicht zu durchdringen im Stande war. Unser Erlöser hat die Wolke zerstreut und uns Licht gebracht bezüglich unseres Ursprunges und unserer Bestimmung und der Mittel, die letztere zu erreichen. Er hat den Menschen aus dem schrecklichen Labyrinth des Irrthums errettet, in welches das Heidentum ihn verstrickt hatte. Das Evangelium Christi, wie es von der katholischen Kirche verkündet wird, hat nicht nur unserer Verstandeskraft Licht, sondern auch Trost unserem Herzen gebracht. Es hat uns „jenen Frieden Gottes verliehen, der über alles Verständnis erhaben ist“, den Frieden, der von dem vollbewußten Besitze der Wahrheit ausgeht. Es hat uns gelehrt, wie wir uns jenes dreifachen Friedens erfreuen sollen, der das wahre Glück ausmacht, soweit es in diesem Leben erreichbar ist, des Friedens mit Gott durch die Erfüllung seiner Gebote, des Friedens mit unserem Nächsten durch die Ausübung von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit und des Friedens mit uns selbst durch die Unterdrückung unserer ausschweifenden Triebe, durch die Unter-

ordnung unserer Leidenschaften unter das Vernunftgesetz und durch die Aufklärung und Ueberwachung unserer Vernunft durch das Gesetz Gottes.

Alle anderen vor der Ankunft des Herrn bestehenden Religionsysteme waren Nationalreligionen wie das Judentum, oder Staatsreligionen wie das Heidentum. Die katholische Religion allein ist für alle Welt bestimmt und kosmopolitisch, alle Stände und Stämme, alle Völker und Sprachen umfassend. Christus hatte von allen Religionsbegründern allein den Mut, seinen Jüngern zu sagen: „Geht, lehret alle Völker und verkündet das Evangelium jeglicher Kreatur.“ „Ihr sollt Zeugnis für mich ablegen in Judäa und Samaria und an den äußersten Grenzen der Erde.“ Laßt euch in eurer Sendung nicht aufhalten durch Volks- oder Staatsgrenzen. Laßt mein Evangelium ebenso frei und allgemein sein wie die Luft des Himmels. „Die Erde ist des Herrn und seiner Fülle.“

Alle Menschen sind die Kinder meines Vaters und meine Brüder. Ich bin für alle gestorben und umfasse alle in meiner Liebe. Laßt die ganze Menschheit eure Hörerschaft sein und die Welt den Schauplatz eurer Mühen. Es ist das Kennzeichen der Vaterschaft Gottes und der Bruderschaft Christi, was die katholische Kirche in ihrer Sendung von Liebe und Wohlwollen durchdrungen hat. Das ist das Geheimnis ihrer alldurchdringenden Menschenliebe. Dieser Gedanke ist der treibende Beweggrund in ihrem Werke der sozialen Regeneration der Menschheit gewesen. Ich erblicke, sagt sie, in jeglichem menschlichen Geschöpfe ein Kind Gottes und einen Bruder oder eine Schwester Christi, und darum will ich die hilflose Kindheit und das hinfällig gewordene Alter beschützen. Ich will die Waise ernähren und den Kranken pflegen. Ich will die Fessel von dem Fuße des Sklaven nehmen und die gefallene Frau aus der moralischen Knechtschaft und Erniedrigung befreien, in welche ihre eigene Schwäche und die Leidenschaften des stärkeren Geschlechtes sie gestürzt haben.

Montesquieu hat richtig bemerkt, daß die Religion Christi, die begründet wurde, um die Menschen zum ewigen Leben zu führen, mehr als irgend eine andere Einrichtung dazu beigetragen hat, das zeitliche und gesellschaftliche Glück der Menschen zu fördern. Der Zweck dieses Religionsparlamentes ist es, nachdenkenden, ernstesten, vom Forschertrieb beseelten Gemütern die Rechtsansprüche der verschiedenen auf der Welt bestehenden Religionen darzulegen, damit sie „alles prüfen und das Gute behalten“ und sich so für diejenige Religion entscheiden können, welche sich mehr als alle anderen ihrer Urteilskraft und ihrem Gewissen empfiehlt. Ich bin an dieser Erforschung der Wahrheit nicht beteiligt, denn durch die Gnade Gottes bin ich mir bewußt, daß ich sie gefunden habe, und anstatt diesen Schatz in meiner Brust zu verschließen, bin ich gewillt, ihn anderen mitzuteilen, zumal ich dadurch, daß ich andere bereichere, mich selbst nicht ärmer mache. Wäre ich meinerseits aber an dieser Untersuchung beteiligt, so würde ich, so sehr ich mich zu der katholischen Kirche hingezogen fühlen würde wegen ihrer wunderbaren Glaubenseinhelligkeit, welche mehr als zweihundertundfünfzig Millionen Seelen in gemeinschaftlicher Gottesverehrung vereinigt, und mehr noch wegen ihres erhabenen Moralgesetzes, wegen ihrer über die ganze Welt sich

erstreckenden Katholizität und jener ununterbrochenen Kette apostolischer Nachfolgerschaft, die sie unauflöslich mit den apostolischen Zeiten verknüpft, mich in noch viel stärkerem Grade zu ihr hingezogen fühlen wegen jenes wunderbaren Systems organisirter Wohlthätigkeit, das sie zur Erleichterung und zum Troste der leidenden Menschheit eingerichtet hat.

Ueberschauen wir kurz das, was die katholische Kirche zur Hebung und zur Besserung der Gesellschaft gethan hat.

Erstens: Die katholische Kirche hat die Gesellschaft in ihrer eigentlichen Quelle gereinigt, in dem Ehebunde. Sie hat unabänderlich die Einheit, Heiligkeit und Unauflöslichkeit des Ehebündnisses verkündet und mit ihrem Gründer gesagt: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen.“ Frauen und Mütter, vergeßet nimmer, daß die Unverletzlichkeit des Ehegelöbnisses das Palladium eurer weiblichen Würde und eurer christlichen Freiheit ist. Und wenn ihr nicht mehr die Sklavinnen des Mannes und das Spielzeug seiner Launen seid wie die Frauen der asiatischen Länder, sondern die gleichberechtigten Genossinnen eurer Gatten, wenn ihr nicht mehr wirtschaftlich gebunden seid wie die Frauen des heidnischen Roms und Griechenlands, sondern die Herrinnen in eurem eigenen Hause, wenn ihr nicht mehr durch herrschüchtige Nebenbuhlerinnen bedroht seid wie die mohammedanischen und mormonischen Frauen, sondern die Königinnen des häuslichen Reiches, so habt ihr diese unschätzbare Wohlthat der alten Kirche und insbesondere den römischen Päpsten zu danken, die unerbittlich die Heiligkeit des ehelichen Bündnisses aufrecht erhielten gegen die willkürliche Gewalt der Könige, gegen die Gelüste des Adels und die schwache und verderbliche Weichgebung bürgerlicher Regierungen.

Zweitens: Die katholische Kirche hat die Heiligkeit des menschlichen Lebens verkündet, von dem Augenblicke an, da der Körper von dem Lebensfunken befeelt wird. Der Kindsmord war ein dunkler Flecken auf der heidnischen Zivilisation. Er war allgemein verbreitet in Griechenland vielleicht mit Ausnahme von Theben. Er war sanktionirt und wurde zuweilen sogar von so hervorragenden Griechen wie Plato, Aristoteles, Solon und Lykurgos geboten. Die Tötung neugeborener Kinder kam gleichfalls bei den Römern häufig vor. Auch gab es bei diesen, von einigen seltenen Zeiträumen abgesehen, kein gesetzliches Mittel gegen dieses unmenbliche Verbrechen. Und als ein Beispiel, daß die menschliche Natur sich mit der Zeit nicht bessert, sondern sich überall gleich bleibt, wenn sie nicht mit dem Gärstoffe allgemeiner Menschenliebe durchsetzt wird, ist wahrscheinlich die leichtsinnige Vernichtung jugendlichen Lebens heutzutage in China und anderen heidnischen Ländern ebenso allgemein, wie sie es einst im alten Rom und Griechenland war. Die katholische Kirche ist mit der größten Strenge gegen diese Aussetzung und Ermordung unschuldiger Kindlein aufgetreten. Sie hat dieselbe für ein viel empörenderes Verbrechen erklärt als das des Herodes, weil es sich gegen das eigene Fleisch und Blut richtet. Sie hat mit gleicher Energie die abscheuliche Lehre von Malthus verdammt, der unnatürliche Mittel zur Herabminderung der Volkszahl der Menschenfamilie an

die Hand gibt. Hielte mich nicht die Scheu vor einer Verletzung des Schamgefühls zurück und von der Verbreitung von Erkenntnis da, „wo Unwissenheit ein Segen ist“, so würde ich etwas länger bei der gesellschaftlichen Pest des Kindsmords vor der Geburt verweilen, die sich schleichend und systematisch unter uns verbreitet, trotz der vom Gesetz angedrohten Strafen und trotz des göttlichen Gebots, das da sagt: „Du sollst nicht töten.“

Drittens: Es gibt keine Abstufung des menschlichen Elends, für welche die Kirche nicht ein Heilmittel oder eine Erleichterung vorsieht. Sie hat Kinderasyle ins Leben gerufen für die Unterbringung hilfloser Säuglinge, die in grausamer Weise von den eigenen Eltern verlassen oder derselben nach den unerforschlichen Ratschlüssen der Vorsehung beraubt worden sind, bevor sie etwas von der Mutterliebe erfahren konnten. Diese kleinen Verlassenen werden gleich dem auf der angeschwollenen Nilflut treibenden Knäblein Moses vor vorzeitigem Tode errettet und liebevoll von den Töchtern des großen Königs erzogen, von jenen Jungfrauen, die ihnen zu Pflegemüttern werden. Und ich habe mehr als eines solcher mütterlosen Kindlein gekannt, die wie der Gesetzgeber Israels später Führer ihres Volkes geworden sind.

Viertens: Wie die Kirche diesen auf der Schwelle des Lebens Stehenden Heimstätten bereitet, so sichert sie den vor der Schwelle des Todes Stehenden Rückzugstätten. Sie verfügt über Asyle, in welchen betagte Männer und Frauen zugleich in ihrem Alter einen Schutz gegen die Stürme des Lebens und eine Stätte der Vorbereitung auf die Ewigkeit finden. So ist sie von der Wiege bis zur Bahre eine sorgsame Mutter. Sie schaukelt ihre Kinder in der Wiege der Säuglingszeit und sie singt sie zur Ruhe auf dem Todeslager. Ludwig XIV. errichtete in Paris das berühmte Invalidenhotel für die ausgedienten Krieger Frankreichs, die im Dienste ihres Landes gekämpft hatten. Und so hat die katholische Religion für diejenigen, die im Kampfe des Lebens invalid geworden sind, ein Heim geschaffen, in welchem sie in den Jahren des Körperverfalls liebevoll von frommen Schwestern gepflegt werden.

Die „Kleinen Armenschwester“, eine Kongregation, die im Jahre 1840 gegründet wurde, haben jetzt zweihundertundfünfzig Etablissements in den verschiedensten Teilen der Welt unter ihrer Obhut; die betagten Einwohner dieser Häuser machen eine Zahl von dreißigtausend aus; von mehr als Siebenzigjährigen sind bis zum Jahre 1889 dreißigtausend unter der Pflege der Schwestern gestorben.

Diese Asyle erschließen sich nicht nur den Angehörigen der katholischen Kirche, sondern auch den Bekennern einer jeden Form des Christenglaubens, ja sogar den ganz glaubenlosen. Die Schwestern machen keine Unterscheidung nach Perion oder Nationalität, nach Farbe oder Bekenntnis, denn die wahre Nächstenliebe schließt alle in sich ein. Die einzige Frage der Schwestern an den Tbdach Begehrenden ist die: „Seufzest Du unter der Last des Alters und der Entbehrung? Ist es so, so komme zu uns, und wir werden für Dich sorgen.“

Fünftens: Sie verfügt über Waisenasyle, in welchen Kinder beiderlei Geschlechts erzogen und zu nützlichen und würdigen Mitgliedern der Gesellschaft herangebildet werden.

Sechstens: Hospitäler waren der Welt des Heidentums bis zur Ankunft des Herrn unbekannt. Die umfangreichen Wörterverzeichnisse Griechenlands und Roms hatten nicht einmal eine Bezeichnung, um diesen Begriff auszudrücken. Die katholische Kirche besitzt Krankenhäuser für die Behandlung und die Bekämpfung jeder Art von Krankheit. Sie entsendet ihre Töchter der Milde und Barmherzigkeit auf die Schlachtfelder und nach der von einer Seuche befallenen Stadt. Während des Krimkrieges, erinnere ich mich, von einer Schwester gelesen zu haben, die von einer Kugel getroffen wurde, als sie sich gerade niederbeugte, um die Wunde eines gefallenen Kriegers zu verbinden.

Viel Lob hat Florence Nightingale geerntet für ihre den franken und verwundeten Kriegern gewidmete Sorgfalt. Ihr Name hallte in beiden Hemisphären wider. Aber in jeder Schwester hat man eine Florence Nightingale vor sich, nur mit dem Unterschiede, daß jene wie dienende Engel geräuschlos den Pfad der Pflicht verfolgen und die Schwester gleich dem Engel Raphael, der sich dem Tobias nicht zu erkennen gab, ihren Namen vor der Welt verbirgt. Vor mehreren Jahren begleitete ich acht barmherzige Schwestern nach New-Orleans, die von Baltimore dorthin gesendet wurden, um die Reihe ihrer heldenmütigen Genossinnen zu verstärken oder an die Stelle ihrer frommen Verbündeten zu treten, welche in Ausübung ihres Berufes in der vom Fieber heimgesuchten Stadt des Südens auf dem Platze geblieben waren.

Ihre Abreise nach dem Schauplatze ihrer Mühen wurde weder von der Presse gemeldet noch unter allgemeinem Beifalle ausposaunt. Sie traten ruhig den Schrecken des Todes entgegen, nicht nach Thaten des Ruhmes begierig wie die vielgepriesenen Sechshundert, sondern nach Thaten der Barmherzigkeit. Sie hatten keinen Demosion, um ihr Lob zu singen. Ihr einziger Ehrgeiz — und wie erhaben ist ein derartiger Ehrgeiz — war darauf gerichtet, daß der Engel der Vergeltung ihre Lebensgeschichte verzeichnen möge, daß ihre Namen in das Buch des Lebens eingetragen werden und sie die einzige Belohnung von dem empfangen möchten, der da gesagt hat: „Ich war krank, und ihr habt mich besucht, denn das, was ihr den geringsten meiner Brüder gethan habt, habt ihr mir gethan.“ Wenige Monate nach ihrer Ankunft waren sechs von den acht Schwestern der Epidemie zum Opfer gefallen.

Das sind einige wenige von den vielen Fällen aufopfernder Menschenliebe, die in den Bereich meiner eigenen Erfahrung gefallen sind. Hier findet man Beispiele erhabenen Heldenthums, die man nicht von den vergilbten Mättern der Märtyrerlegenden zusammen zu lesen oder den alten Nitterbüchern zu entnehmen braucht, sondern die in unserer Zeit und unter unseren eigenen Augen vorkommen. Hier gibt es ein Heldentum, das nicht durch den Wetteifer tapferer Kameraden auf dem Schlachtfelde entfacht wird oder durch das Waffengeklirre, den Klang von Kriegsgejängen oder die Sucht nach irdischem Ruhm, sondern

zu dem einzig und allein das christliche Pflichtgefühl und die Liebe zu Gott und den Mitgeschöpfen begeistern.

Siebtentens: Die katholische Religion ist nicht nur bestrebt, die körperlichen Leiden der Menschheit zu mildern, sondern auch die Opfer moralischer Verderbnis auf den Weg der Besserung zu führen. Die Erlösung gefallener Frauen aus einem Leben der Schande hat nie zu den von der heidnischen Philanthropie ins Auge gefaßten Zielen gehört, und die ungebändigte Natur des Mannes ist heute die gleiche wie vor der Geburt des Herrn. Er verehrt die Frau so lange, als ihr Reiz ihn lockt; sie wird weggeworfen und niedergetreten, sobald sie aufgehört hat, zu gefallen. Es war dem vorbehalten, der von Sünde nichts wußte, den schützenden Mantel über das sündige Weib zu werfen. Es gibt in dem Evangelium keine Stelle, so rührend wie die, welche von dem barmherzigen Urtheile des Erlösers über die Ehebrecherin berichtet. Die Schriftgelehrten und Pharisäer, die sich vielleicht der Schuld derselben theilhaftig gemacht hatten, baten den Herrn, gemäß dem mosaischen Gesetze das Todesurteil über sie auszusprechen. „Hat niemand Dich verdammt?“ fragte der Herr. „Keiner, Herr!“ antwortete sie. „Dann,“ sagte er, „will auch ich Dich nicht verdammen. Gehe hin und sündige nicht mehr.“

Diesem göttlichen Beispiele folgend, nimmt die katholische Kirche irrende Frauen in Heimstätten auf, die nicht unpassend Magdalenenasyle oder Häuser vom guten Hirten genannt werden. Abgesehen von anderen Einrichtungen, welche der Besserung gefallener Frauen gewidmet sind, hat die im Jahre 1836 gegründete Kongregation vom guten Hirten in Ungers zur Zeit hundertundfünfzig Häuser unter sich, in welchen mehr als viertausend Schwestern sich der Ob Sorge für mehr als zwanzigtausend weiblicher Wesen widmen, die der Verführung erlegen oder nur mit größter Not der Gefahr entgangen sind.

Achtens: Die christliche Religion ist unabänderlich der Freund und Beizüger des Geknechteten gewesen. Vor dem Aufkommen des Christentums war die Sklaverei allgemein bei den zivilisirten sowohl wie bei den barbarischen Völkern. Den Aposteln wurde überall von den Kindern der Unterdrückung entgegengetreten. Ihre erste Aufgabe war, die Schrecken der menschlichen Unfreiheit zu mildern und das Elend derselben abzuschwächen. Sie trösteten den Sklaven, indem sie ihn auf das Beispiel Christi verwiesen, der freiwillig ein Sklave geworden sei, auf daß wir uns der glorreichen Freiheit der Gotteskindschaft erfreuten. Der Aufreie nahm in der gleichen Weise wie sein Herr an den Sakramenten und an den unschätzbaren Tröstungen teil, welcher die Kirche gewährt.

Die Sklavenbesitzer wurden ermahnt, freundlich und milde gegen ihre Sklaven zu sein, indem sie mit apostolischem Freimute daran erinnert wurden, daß sie und ihre Herren den gleichen Herrn und Meister im Himmel hätten, der ein Ansehen der Person nicht kennt. Die Diener der katholischen Religion haben durch alle Zeitalter hindurch, soweit die gesellschaftlichen Vorurteile es erlaubten, das Loos des Sklaven zu erleichtern und seine Lage zu verbessern gesucht, bis schließlich die Ketten von seinen Füßen fielen. Die menschliche Sklaverei schmolz

zuletzt dahin vor der Gerichtstagsonne des Evangeliums. Kein christliches Land weist heutzutage einen Sklaven mehr auf. Um die Worte eines berühmten irischen Juristen zu umschreiben: „Sobald ein Unfreier seinen Fuß auf ein christliches Land setzt, steht er frei, neugeboren und seiner Knechtesfesseln entledigt da.“

Neuntes: Unser Erlöser hat der Menschheit durch nichts eine so große Wohlthat erwiesen wie dadurch, daß er die Arbeit der Hände geheiligt und sie von dem Brandmale der Erniedrigung befreit hat, das ihr früher aufgedrückt war. Bevor Christus unter den Menschen erschien, wurde die Handarbeit und selbst die mechanische Verrichtung als knechtisch und als erniedrigend für den freien Bürger des heidnischen Roms gehalten, und darum wurde sie auf die Sklaven abgewälzt. Christus betrat die Welt nicht in dem Pompe und dem Glanze oberherrlicher Majestät, sondern in der bescheidenen Umgebung eines Kindes der Arbeit. Er wird für den Sohn eines Handwerkers gehalten und seine ersten Mannesjahre verlaufen in der Werkstätte eines solchen. „Ist das nicht des Zimmermanns Sohn, der Sohn Marias?“ Der an die Arbeit gebannte Fluch wird zunichte gemacht durch das arbeitjame Leben Jesu Christi. Er verfolgte seinen Zimmermannsberuf ruhig fort. Er hat das Handwerkzeug des Arbeiters verklärt und einen Heiligenschein um die Werkstätte gewoben.

Wenn der Beruf eines Generals, eines Juristen und eines Staatsmanns durch das Beispiel eines Washington, eines Tanay und eines Burke gehoben worden ist, um wie viel mehr ist dann der Arbeiterstand durch das Beispiel Christi geadelt worden. Was Doktor Toqueville vor sechzig Jahren von den Vereinigten Staaten gesagt hat, ist heutzutage eine Wahrheit, daß bei uns jede ehrliche Arbeit hochgehalten wird, dank dem Beispiele und der Unterweisung Jesu Christi.

Fassen wir zusammen: Die katholische Kirche hat den Menschen Gott und sich selbst erkennen gelehrt; sie hat seinem Herzen Trost gebracht, indem sie ihn angeleitet hat, die Uebel des Lebens mit christlichem Philosophensinne zu ertragen. Sie hat das Ehebündnis geheiligt und feierlich die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des menschlichen Lebens verkündet, von der ersten Regung des Lebensfunken an bis zu seinem Erlöschen. Sie hat Hyle für die Kindererziehung und für die Unterstützung des Armen in den Tagen seines Alters gegründet. Sie hat Krankenhäuser und Häuser und Heimstätten für gefallene Frauen ins Leben gerufen. Sie hat ihren Einfluß zur Milderung und Abschaffung der Sklaverei geltend gemacht. Sie ist der unerlöschliche Freund der Söhne der Arbeit gewesen. Das sind einige der Segnungen, welche die katholische Kirche der Gesellschaft hat zu teil werden lassen.

Ich will nicht bestreiten, im Gegenteil, ich erkenne freudig an, daß die verschiedenen neben der katholischen Kirche bestehenden christlichen Körperschaften eifrige Förderer der meisten der von mir aufgeführten Werke der christlichen Wohlthätigkeit gewesen sind und noch sind.

Nicht zu gedenken der unzähligen von unseren nichtkatholischen Brüdern allenthalben im Lande ins Leben gerufenen humanitären Anstalten, verweise ich

gern auf die von Wilson und Shepherd, von John Hopkins, Enoch Pratt und George Peabody in der Stadt Baltimore begründeten philanthropischen Einrichtungen.

Aber wollen die von uns geschiedenen Brüder nicht so freimütig sein, anzuerkennen, daß wir zuerst im Besitze des Feldes waren, daß diese wohlthätigen Bewegungen ihren Ausgang von uns genommen haben, und daß die anderen christlichen Gemeinschaften in ihren edlen Bestrebungen für die moralische und soziale Regeneration der Menschheit in nicht geringem Maße angeregt worden sind durch das Beispiel und den Wettstreit der alten Kirche?

Thun wir alles, was wir in unseren Tagen und in unserer Generation für die Sache der Humanität thun können. Jedermann hat von Gott die Mission, seinem Nebenmenschen zu helfen. Wenn wir uns auch unserem Glauben nach unterscheiden, gibt es doch, Gott sei dank, einen Standpunkt, den wir alle teilen, und das ist der Standpunkt der Nächstenliebe und des Wohlthätigkeitssinnes. Wir können allerdings nicht wie unser göttlicher Herr und Meister dem Blinden das Gesicht, dem Tauben das Gehör, dem Stummen die Sprache und dem gelähmten Gliede die Lebenskraft zurückgeben, allein wir können Wunder der Gnade und Barmherzigkeit wirken, wenn wir den Kummer unserer leidenden Mitbrüder erleichtern. Und niemals kommen wir unserem himmlischen Vater näher, als wenn wir das Leid anderer lindern. Niemals begehen wir eine göttlichere That, als wenn wir Sonnenschein in Herzen tragen, die des Trostes beraubt sind. Niemals werden wir Gott ähnlicher, als wenn wir die Blüten der Freude und des Glückes in Seelen zur Entfaltung bringen, die vorher freudlos und öde waren. „Religion,“ sagt der Apostel, „rein und fleckenlos von Gott dem Vater, ist es, den Vaterlosen und die Witwen in ihrer Trübsal aufzujuchen und selbst von der Welt unbefleckt zu bleiben.“ Oder, um mit den Worten des Heiden Cicero zu reden: „Homines ad deos nulla re propius accedunt, quam salutem hominibus dando.“ „Die Menschen kommen den Göttern durch nichts näher als dadurch, daß sie zum Wohlergehen ihrer Mitmenschen beitragen.“



Humanitätsgedanken der Bibel.

Von

Professor Dr. G. Holtmann.

Zur kirchlichen Signatur unserer Zeit gehört das Zurücktreten der Wahrheitsfragen, wie sie im sechzehnten und dann auch wieder im achtzehnten Jahrhundert die Geister beschäftigt und geschieden haben, hinter den Machtfragen. Selbst der fast beispiellose Wettstreit der christlichen Konfessionen in Leistungen auf

dem Gebiete des Vereinswesens, der Rettungsunternehmungen, der Barmherzigkeitswerke und der verschiedenartigsten Beiträge und Mitarbeiten zur Lösung der sozialen Notlage, unter der wir alle leiden, gilt nicht zum wenigsten wesentlich einer Machtfrage. Es handelt sich nämlich darum, dem bürgerlichen Gemeinwesen, dem Staat, der Gesellschaft den Beweis der Unentbehrlichkeit der Hilfsmittel zu liefern, über welche die Kirche überhaupt verfügt. Es handelt sich weiterhin um eine Entscheidung darüber, welche von den beiden großen Kirchen am raschesten und sichersten, am erfolgreichsten und nachhaltigsten arbeitet. Wenn die ungemeine Betriebsamkeit, welche beide Kirchen zur Zeit in dieser Richtung entfalten, schon an sich derjenigen Anerkennung wert ist, die jedem unermüdet rührigen und opferfreudigen Bestreben ein Recht auf Dasein und Gedeihen verleiht, so darf man ihnen doch, der protestantischen Kirche insonderheit in ihrem eigenen Interesse, den Wunsch mit auf den Weg geben, es möchte die ganz außergewöhnliche Vielthätigkeit, wozu sie ihre Diener gegenwärtig anhält und anspornt, nicht den Erfolg haben, daß das zartere Interesse für Wahrheitsfragen am Ende noch ganz erstickt werde durch die einfache Reflexion: Wahrheit ist, was sich geltend zu machen vermag; so viel Erfolg, so viel Wahrheit! Sofern der Katholizismus nur eine fertige Wahrheit, eine jede Reform und Weiterbildung grundsätzlich ablehnende Gottes- und Weltanschauung kennt, mag er sich aus einer solchen Eventualität weniger machen, von ihr auch wirklich weniger bedroht und betroffen erscheinen als der Protestantismus. Dieser kennt ein für allemal feststehende, endgiltig erreichte Ziele, selbst auf religiösem Gebiete, wenigstens insofern nicht, als alle Formulirung der religiösen Wahrheit nur mit Hilfe eines stetig sich verändernden, weil vervollkommnenden, Denkapparates und eines allezeit modifizablen Begriffsalphabets, außerdem auch unter Voraussetzung von gleichfalls wechselnden, erkenntnistheoretischen Ansätzen und Ausgangspunkten von statten geht. Dazu kommt, daß die religiöse Wahrheit zwar an sich nicht gleichartig ist mit Erkenntnissen, wie sie als Erträgnisse des auf Welt, Natur, Geschichte gerichteten Erkennens auftreten, in ihrer lehrhaften Fassung aber stets neue Abgrenzung nach jenen Gebieten des Welterkennens suchen, immer aufs neue so sich einrichten müssen wird, daß keine ernstlichen Konflikte mit den gesicherten Resultaten dieses Welterkennens eintreten können. Eine protestantische Theologie, welche es leicht nimmt mit dieser Aufgabe, eine protestantische Geistlichkeit, welcher es fast nur darum zu thun scheint, mit rastloser, weithin tönender Geschäftigkeit auf öffentlichem Gebiet die protestirenden Stimmen des geknickten und verwundeten Wahrheitsinnes zu übertäuben, eine protestantische Kirche, welche den Menschen nur um den Preis, daß sie fünf auch einmal gerade sein lassen, ihre Hilfe anböte, würde unheilbaren Schaden an der eigenen Seele genommen haben. Und wenn sie um solchen Preis auch anderen Kirchen den Rang ablaufen und die ganze Welt für sich in Reichlag nehmen könnte: „was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ Das wäre dann doch ein recht unbequemes Wort in der Bibel dieser Kirche!

Es gibt gewisse sicher leitende Kennzeichen und Merkmale für das Ein-

geraten sein eines Stadiums in den besprochenen sozialen Bestrebungen der Kirchen, wo dieselben nicht mehr als gesund gelten können. Zu diesen Krankheitserscheinungen gehört in allererster Linie die so oft bemerkbare wegwerfende und verächtliche, ja vielleicht geradezu gehässige und bitter feindselige Beurteilung, welche die mit ausschließlich religiösen Motiven arbeitenden Unternehmungen bereit haben für eine Konkurrenz, die zunächst kein spezifisch religiöses oder gar konfessionell-kirchliches Gepräge trägt, sondern nur dem öffentlichen Wohldienen und allgemein humanitäre Zwecke verfolgen will. Geschieht letzteres etwa mit der Tendenz, beispielsweise die kirchliche Armen- und Krankenpflege zu diskreditieren, dem gerade auf solchen Gebieten so erfolgreichen Wirken der Kirche Abbruch zu thun, die religiösen Motive überhaupt lahm zu legen, so ist es gewiß nur in der Ordnung, wenn die Kirche sich wehrt und die Unentratsamkeit ihrer Weihilfe auch mit Aufgebot von Schutz- und Trugwaffen aufrecht zu erhalten sucht. Vielfach liegt aber die Sache ganz anders. Es ist nun einmal nicht allen Menschen gegeben, sich in die Schablonen der religiösen Vereinsthätigkeit zu finden, in die Formen kirchlich geregelten Thuns und Lassens geduldig, aufrichtig und freudig zu finden, den damit verbundenen Methodismus bestimmter Gefühlsbewegungen und Phantasieerregungen mit seiner immer wiederkehrenden Terminologie dauernd zu vertragen. Das auch in solchen Personen wirksame Motiv der Hilfeleistung und Dienstfertigkeit wird sich dann lieber den gemeinnützigen Unternehmungen, die von interkonfessioneller, von konfessionsloser, von rein bürgerlicher Seite ausgehen, zur Verfügung stellen und eben darum, statt einer kirchlichen, nur die Fahne der Menschlichkeit aufstecken. Aber ist denn das etwa eine Fahne, unter welcher man als Christ nicht arbeiten kann und darf? Waren unsere Vorfäter vor etwa hundert Jahren so ganz nur im Irrtum über die Grenzen des Menschlichen befangen, war es nur schüdder Mißkenntnis der Leistungsfähigkeit der Religion, wenn sie zuweilen der Meinung waren, die sich auf dem religiösen Gebiete bekämpfenden Kirchen könnten und sollten auf jenem weiten Felde sich finden, seien sogar thatsächlich bereits in erfreulichem Zusammenwirken darauf begriffen?

In neuester Zeit haben sich wieder Stimmen vernehmen lassen, welche bewußter und dringlicher, als im letzten Menschenalter der Fall war, auf eine sachlich gerechtere und praktisch fruchtbarere Regulirung des Verhältnisses von Religion und Humanität drangen. So beispielsweise aus Anlaß des vor hundert Jahren erschienenen Werkes von Kant über „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ der Marburger Philosoph Paul Natorp in einem sehr beachtenswerten und auch theologischerseits viel besprochenen Schriftchen mit dem Titel: „Religion innerhalb der Grenzen der Humanität“. Wie man sich auch zu den Resultaten und Forderungen des Verfassers stellen mag: darüber sollte man sich auf kirchlicher Seite nur freuen, daß der Zusammenhang von Religion und Humanität hier gerade von einem jeder theologischen Doktrin gegenüber ganz selbständig denkenden Philosophen so voll und ganz anerkannt worden ist. Eine Gegenleistung verdient es immerhin, wenn hier dem Vorurteil gegenüber, als sei

nur die Religion immer das Trennende, die Sittlichkeit das ewig sich selbst Gleiche und darum Verbindende, ja auch allein Verbindliche, gezeigt wird, wie oft und heftig gerade die sittlichen Konfessionen sich bekämpft haben, während die Religion in ihren wahrsten Formen immer auch gemeinschaftsbildend gewirkt und namentlich in ihrem Gottesbegriff zugleich einen Ausdruck für die Einheit des Menschengeschlechts, eine Sanktion für den Gedanken der Humanität geschaffen habe (S. 20. 68).

Wenn der namhaft gemachte Philosoph für seine Auffassung der Religion auch biblisches Material herbeizieht und besonders geschieht den sog. zweiten Jesajas ausbeutet, so dürfte es vielleicht auch umgekehrt von Interesse sein, einmal biblische Vorstellungsreihen zu Gunsten des Humanitätsgedankens anzurufen und das Unrecht der abschätzigen Beurteilung, welche dieser Gedanke vielfach von seiten religiös gerichteter Geister in unserer Gegenwart erfährt, in ein Licht zu setzen, welchem auch die letzteren sonst einige Leuchtkraft nicht abzusprechen wagen. Gelegentliche Streiflichter auf die Geschichte der Humanitätsidee und auf ihren bei allen intimen Beziehungen zur Religion doch von dieser unabhängigen, durchaus selbständigen Wert, werden sich ungezwungen anschließen.

Als die Popularphilosophie der römischen Kaiserzeit unter der Führung Ciceros dem Gedanken der Humanität Bürgerrecht im Staate der Geister, einen festen Halt im gebildeten Bewußtsein der Zeitgenossen verlieh, galt es als eine ausgemachte Sache, daß die harmonische Pflege des Verstandes und Gemütes, die man meinte und erstrebte, nur als Folgeerscheinung eines tieferen Studiums der griechischen Weltweisheit, Dichtung und Kunst gedacht werden könne. Und doch sind die Griechen keineswegs die direkten Schöpfer der Humanitätsidee in unserem heutigen Sinne; am allerwenigsten die Bahnbrecher für die sogenannten humanitären Bestrebungen. Beiläufig gesagt, sind Stiftungen für arme, unverjorgte Kinder, auch Maßnahmen zu Gunsten von Verunglückten in größerem Umfange erst das Werk der Kaiser Trajan, Antoninus Pius und Marcus Aurelius in einer Zeit, die vielleicht überhaupt zu den verhältnismäßig glücklichsten gehört, welche die Welt gesehen hat. In den Jahrhunderten der Blüte Griechenlands dagegen und für den richtigen Griechen teilte sich die Menschheit durchaus in Edle und Uedle, Freie und Sklaven, Hellenen und Barbaren. Es bedurfte jener gründlichen Aufweichung aller Volkscharaktere, auch des griechischen, wie die alexandrinische und dann die römische Epoche der Weltgeschichte sie mit sich führten, bis in den Köpfen der hellsehendsten unter den Epigonen der griechischen Philosophie und unter ihren römischen Nachfolgern der Gedanke einer wesentlichen Gleichheit alles dessen, was Menschenantliß trägt, ja geradezu die Idee einer Menschheit und im Zusammenhang damit die Forderung der Menschlichkeit und die Ahnung von Menschenrechten auftauchten. Es ist bekannt, wie jetzt da und dort auch im Sklaven der Mensch erkannt wurde. Man denke an Senecas Bekenntnisse. Namentlich aber darf sich in dieser Beziehung das Christentum rühmen, mit seiner Losung: „Hier ist nicht Jude, noch Grieche, nicht Knecht, noch Freier“ (Gal. 3, 28. Kol. 3, 11) eine Schwergewalt der antiken

Geistesentwicklung glücklich ans Licht befördert und für das fruchtbarste und verheißungsvollste Resultat der Völkermischung einen Ausdruck von durchschlagender, wahrhaft weltgeschichtlicher Bedeutung gefunden zu haben. In den christlichen Genossenschaften begegneten sich der Orientale und der Occidentale, der griechisch römische und der semitische Mensch, der Herr und der Knecht, um sich gegenseitig als Menschen zu erkennen, wesentlich doch gleich geartet nach äußerem Lebensgang wie nach innerem Bedürfnisse, geistiger Anlage und sittlichen Wertgefühlen. Eine den unverorgten Witwen und überhaupt den Armen zu gut kommende Einrichtung, ein den Gegensatz von einheimischen und ausländischen Gemeindegliedern ausgleichendes, humanitäres Unternehmen war die erste gesellschaftliche Schöpfung des Christentums (Apostelg. 6, 1—6), und mitten in allen inneren Reibungen und Kämpfen, welche den Weg des Urchristentums schon bei den ersten Schritten, die es auf dem Boden der Welt wagte, bezeichnen, bildete die Organisation des Armen- und Krankendienstes das einigende Band der werdenden Kirche. Bedenkt man nun, daß die Fragen, welche diese Genossenschaften in sich selbst spalteten, an Tragweite dem Gegenfaze der heutigen Konfessionen mindestens gleichkamen, daß noch im zweiten Jahrhundert die Christenheit eine Mischung der Geister darstellt, wie sie in der wechselvollen Geschichte der Theologie der letzten Jahrhunderte kaum größere Dimensionen angenommen hat, so sieht man in der That nicht ein, warum nicht auch heute noch die gleich gerichtete Arbeit, welche die Konfessionen in ihren humanitären Unternehmungen leisten, sie unter einander näher bringen, warum nicht an die Stelle eifersüchtiger Ausschließlichkeit ein erfreulicher und erfprißlicher Wettstreit treten sollte. Bildet doch die apostolische Kirche ebenso sehr den Ausgangspunkt, von welchem die katholische Kirchenentwicklung weiter geschritten ist, wie den Richtpunkt, auf welchen der Protestantismus zurückgegangen ist, als auf die ursprüngliche und normale Erscheinung des christlichen Geistes. Die Leistungen dieser Urkirche machen das Gemeingut beider Konfessionen aus. Urbildlich für beide sind daher die Leistungen des Menschheitsdienstes, während das Dogma damals noch ganz unentwickelt erscheint. Ein ausreichender Grund, weshalb der dogmatische Kampf unserer Tage auch auf jenes Gebiet der Liebesthätigkeit übertragen werden müßte, läßt sich nicht denken. Eine Anerkennung dieses Satzes liegt doch wohl in der nicht gar seltenen Erscheinung, daß bald protestantische, bald katholische Vereine ihre humanitären Bestrebungen dadurch einem weiteren Publikum annehmbar machen und empfehlen wollen, daß sie ausdrücklich versichern, die in Aussicht genommenen Wohlthaten sollten Bedürftigen aller Konfessionen zu gut kommen, weshalb denn auch die betreffenden Sammlungen einfach von Haus zu Haus ohne Unterschied der Konfessionalität der Bewohner veranstaltet werden. Welcher in vorzugsweise katholischer Umgebung lebende Protestant ist nicht schon von barmherzigen Schwestern und anderen Nonnen für diese und jene Zwecke angegangen worden? Er würde unrecht thun, wenn er sich ohne ganz bestimmte, etwa auf schlimmen Erfahrungen ruhende Gründe entziehen wollte. Denn der Zweck ist an sich ein edler, die Konfessionen mehr

verbindender als trennender. Mag dabei noch so viel Vorbehalt und Täuschung mit unterlaufen, wir wollen uns doch nur gegen die Unwahrhaftigkeit im einzelnen Fall wehren, wo sich etwa die Absicht der Proselytenmacherei hinter dem menschenfreundlichen Zweck versteckt hätte, dagegen das weitherzige Versprechen selbst beim Wort nehmen und daraus den Schluß ziehen, daß die Kirchen selbst nicht von dem Bewußtsein verlassen sind, verschiedenerlei Gottesdienst unter der einheitlichen Form des Menschheitsdienstes zu üben. Von dieser Seite muß die bürgerliche Gesellschaft, muß der Staat die unendliche Mannigfaltigkeit kirchlicher Hilfsleistungen unter einen Gesichtspunkt, der nur als ein humanitärer bezeichnet werden kann, zusammenfassen und demgemäß Stellung dazu nehmen. Wo sich aber konfessionelle Selbstucht und Eiferucht geltend machen, wo der selbstlose Dienst an der leidenden Menschheit zu schnöder Seelenfängerei mißbraucht werden will, da werden wir besser thun, von Krankheitsercheinungen zu reden und uns nach Remedur umzusehen, als dem Dienst barmherziger Schwestern hier, aufopfernder Diakonissen dort der Rubrik „kirchliches Parteiwerk“ unterzuordnen und vorschnell zu verurteilen. Je besser man von der Kirche um ihrer humanitären Bestrebungen willen denkt, je williger man das schlechtthin Anerkennenswerte anerkennt, desto eher werden mindestens einzelne ihrer erleuchteten Vertreter das Vorurteil aufgeben, als hätten sie den Sinn für barmherzige Liebe und aufopfernde Dienstleistung in Pacht genommen oder ein Monopol bezüglich ihrer Ausübung erlangt.

Freilich haben wir bisher nur von humanitären Bemühungen gesprochen, welche sich bewußt in den Dienst der Kirche oder vielmehr dieser oder jener unter den bestehenden Kirchen stellen. Aber die Ansprüche des Humanitätsgedankens gehen weiter, sie leiten aus der sittlichen Anlage der Menschennatur auch Forderungen ab, deren Gültigkeit nicht erst von der Sanktion der Religion abhängig sein soll. Beide Kirchen erkennen die Selbständigkeit der Ethik heutzutage im Prinzip an, gestehen wenigstens in ihren Hauptvertretern auf dem Gebiete der Wissenschaft zu, daß die Normen der Ethik aus der sittlichen Anlage des Menschen und aus den Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft abgeleitet werden können. Eine solche Begründung der Ethik wird nun allerdings auf das Griechentum zurückzuführen sein. Unbiblisch ist sie darum nicht, wengleich sie auch nur einer gelegentlich zu Tage tretenden Unterströmung der alt- und neutestamentlichen Gedankenwelt entspricht. Bekannt und anerkannt ist in der humanistisch gebildeten Welt das ästhetisch wertvolle, religiös indifferente Menschheitsideal, welches wir der griechischen Philosophie und Poesie verdanken. Weniger bekannt ist, daß schon das Judentum demselben einen religiös ausgestatteten Seitengänger beigab in dem um 164 v. Chr. entstandenen Danielbuche, das einen erstmaligen Versuch zur geschichtsphilosophischen Konstruktion auf diesem für derartige Unternehmungen sonst unfruchtbaren Boden darstellt. Die berühmte Vision vom Menschensohn (Dan. 7, 13. 14), welche auf die Erscheinung der vier Tiere folgt, gilt anerkanntermaßen dem „Reich der Heiligen“, welches beim Zusammenbruch aller irdischen Hoffnungen des jüdischen Volkes den

glänzenden Traum der Zukunft darstellt. So gut wie die vier vorausgehenden Tiergestalten die vier großen Reiche abbilden, welche man seit einem halben Jahrtausend sich im Weltregiment hatte ablösen sehen, ist auch der Menschensohn nur als Personifikation eines Reiches, aber freilich eines zukünftigen, eines idealen Reiches zu deuten, dessen unterscheidende Züge eben damit bezeichnet sein sollen, daß es den Tierbildern unter der edlen menschlichen, also nach 1. Moj. 1, 26 gottesebenbildlichen Gestalt gegenüber tritt. Diesem ersten Aufdämmern des Menschheitsgedankens entspricht es dann, wenn der Messias des Neuen Testaments diese seine Würdestellung am liebsten und am verständlichsten mit der Selbstbezeichnung als Menschensohn zum Ausdruck bringt. Jedenfalls war das Christentum als Menschheitsreligion schon damit vorgebildet und eingeleitet, daß sein Stifter, um seine eigene Rolle im großen Drama der Heilsgeschichte zu bezeichnen, nicht nach der national-jüdischen Bezeichnung des Davidssohnes griff, sondern nach dem Danielischen Menschensohn, wie um damit die menschheitliche Wendung, welche hier die Messiasidee genommen hatte, auch seinerseits zu bestätigen.

„Des Menschen Sohn ist ein Herr auch des Sabbath's“, heißt es Marc. 2, 28. Kein Wunder, wenn an dieser, zu Gunsten einer freien Sabbathspraxis geltend gemachten Erklärung eine Auffassung jener Selbstbezeichnung ihren Halt sucht, welche in dem Menschensohn, der das menschliche Bedürfnis, wie es auch am Sabbath nicht zur Ruhe kommt, gegen die es beeinträchtigende Satzung wahrte, sogar den Vertreter echter Menschenwürde und unverjährbarer Menschenrechte gesehen, die in Rede stehende Selbstbezeichnung geradezu im Sinne der Souveränitätsstellung des Menschen in der Welt, ja der Ideal menschheit gefaßt hat. Ohne Zweifel ist dies zu modern gedacht. Um so gewisser aber ist es, daß die Marc. 2, 27 vorangeschickte Begründung „Der Mensch ist nicht um des Sabbath's willen gemacht, sondern der Sabbath um des Menschen willen“ ein für allemal das Verhältnis der konfessionellen Kultuspflcht zum humanitären Gedanken geregelt und das sittlich fruchtbare Thun über das sittlich leere Kultushandeln, insofern also den jederzeit und allenthalben zu übenden Menschheitsdienst über jeden dagegen abgegrenzten und davon abgetrennten, isolirten Gottesdienst stellt. Was in aufopfernder Liebe und Treue zum Besten der Brüder geschieht, daraus kann für Gott niemals eine Benachteiligung, für die Religion kein Schaden erwachsen. Jeder befreiende Fortschritt in der Religion ist darum thatsächlich jederzeit den humanitären Bestrebungen zu gut gekommen. Die Sklaverei beispielsweise, welche auch im Neuen Testament und in der alten Kirche nicht aufgehoben, sondern nur für gleichgiltig in Beziehung auf den religiösen Stand des Menschen erklärt worden war, ist erst der Vertiefung des christlichen Gedankens und seiner Verbindung mit den direkt humanitären Bestrebungen der letzten Jahrhunderte gewichen. Dem König Ferdinand dem Katholischen von Aragonien bewiesen seinerzeit noch seine Theologen und Juristen, daß Sklaverei weder gegen göttliches noch gegen menschliches Recht gehe, und Papst Paul III. forderte alle Fürsten auf, den von der Kirche abgefallenen Engländern ihre Güter wegzunehmen, ihre Personen aber zu Sklaven zu machen. Hier wie leider so oft hat die

Religion ihre menschheitlichen Zusammenhänge und Zielpunkte verleugnet und ver-raten. Aber sie thut das nicht selten und in milderer Formen noch überall, wo verkannt wird, daß kirchliche Institutionen und kultische Regeln nur den Menschen zum Zweck haben können, nie aber der Mensch das Mittel sein darf, um jene aufrecht zu erhalten. „Der Sabbath ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch um des Sabbath's willen“. Wahnsinn wird die Religion jedesmal, wo, was die Menschen als Wohlthat empfinden müßten, ihnen im Namen Gottes verweigert werden will. Eine verständlichere, einfachere und auf jeden Fall zutreffendere Anleitung, das Verhältnis des Humanitätsgedankens zur Religion zu reguliren, beide mit einander auszugleichen und auf einander zu stimmen, kann es nicht geben.

Zum Schlusse noch ein Wort über Paulus, als gleichsam einen zweiten Stifter der christlichen Gemeinschaft. Er hat fragelos jenen Gedanken der Ideal-menschheit, den man vorgreifend schon bei Jesus selbst gesucht hat, in die christliche Gedankenwelt eingeführt, indem er eine höhere, über die geschichtlichen Maßstäbe hinausgreifende Anschauung von Christus als des Ebenbildes Gottes (nach Mos. 1, 26) einerseits, als des Urbildes der Menschheit andererseits vertrat. Eben damit wurde dieser Christus, in dem seine ersten Gläubigen nur den jüdischen Messias gefunden hatten, zu einem Gattungswesen, zu einem menschheitlichen Haupt, einem „zweiten Adam“ (1. Kor. 15, 45—49), der zu Juden wie Heiden in gleichmäßigem Verhältnisse stehen mußte. Dem weiblichen Geschlecht kam dieser erlösende Gedanke allerdings nur erst indirekt zu gute, indem zwar religiöse Gleichstellung eingeräumt (Gal. 3, 28), in Bezug auf das natürliche Schöpfungsverhältnis aber nur eine Gottesebenbildlichkeit zweiten Ranges zugestanden wurde (1. Kor. 11, 3. 7): Hier bedurfte es erst des Zuwachses germanischer Anschauungen, um unserer heutigen Auffassung vollen Raum zu schaffen. Wohl aber zog der leitende Gedanke vom zweiten Adam als eine bedeutsame Folge dies nach sich, daß auch die Heidenwelt unter einen andern Gesichtswinkel trat, als der war, unter welchem sie bisher dem schroff gegen alle heidnische Unreinheit sich abschließenden jüdischen Volke erschienen war. So gewiß diese „Sünder aus den Heiden“ (Gal. 2, 15) in ihrer sündlichen Ver-junktenheit auch dem Apostel einerseits als unter dem göttlichen Zorn stehend erscheinen, so sicher kündigen sich andererseits die Wirkungen der religiös moti-virten Humanitätsidee in jener verhältnismäßigen Gleichstellung von Juden und Heiden an, welche Röm. 2, 14. 15 auch den letzteren, trotzdem daß sie kein mosaisches Gesetz, also keine geschriebene Willensoffenbarung Gottes besitzen, doch eine Art von Ersatz dafür in einem ungeschriebenen Herzensgesetz zuspricht. Kaum ein anderer Gedanke der griechisch-römischen Weltweisheit hat sich frucht-barer erwiesen für das Erwachen des sittlichen Humanitätsgedankens als jene von Sophokles, Thukydides und anderen führenden Geistern vertretene Ueber-zeugung vom Vorhandensein ewiger, allgemein gültiger, in der sittlich ver-antwortlichen Persönlichkeit begründeter Menschheitsgesetze, auf welche hin Antigone ebenso dem Gebote eines Kreon trotz wie Schillers Schweizer der Tyrannei

eines Gesetzler, weil der Mensch im äußersten Fall „hinaufgreift in den Himmel und seine ewigen Rechte herunterholt, die droben hängen unveräußerlich und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst“. Es ist der Glaube an eine Selbstoffenbarung des sittlichen Geistes, die mit dem Menschen als solchem gegeben ist, woraus die moderne Humanitätsidee, wie unsere Dichter und Denker sie vertreten haben, ihre Kraft bezog, und eben dieser Gedanke klingt in jener paulinischen Stelle von den Heiden an, die „sich selbst ein Gesetz sind, indem sie von Natur thun, was das Gesetz sagt, und damit zeigen, wie des Gesetzes Werk ihnen ins Herz geschrieben ist, wozu auch ihr Gewissen ein Zeugnis abgibt“. Dieselbe Ueberzeugung von der sittlichen Anlage auch der außerchristlichen oder noch nicht christlichen Menschheit tritt in den paulinischen Briefen auch sonst zu Tage. Es gibt etwas an sich Gutes und Nichtiges (Röm. 12, 2), etwas, was an sich recht und billig ist (Kol. 4, 1). In seinen Dienst stellt sich nicht bloß die heidnische Staatsordnung (Röm. 13, 4), sondern selbst den Christen weiß der Apostel nichts dringlicher ans Herz zu legen als dies: „Was wahr, ehrwürdig, gerecht, rein, lieblich, wohlklingend, was etwa eine Tugend, etwa ein Lob ist: dem denkt nach“ (Phil. 4, 8). H. v. Weizsäcker hat doch wohl recht, wenn er in seinem trefflichen Buche über „Das apostolische Zeitalter der christlichen Kirche“ (2. Aufl. 1892) diese Stelle, welche „als Aufgabe des Christen die Pflege des rein Menschlichen im weitesten Umfang vorstellt“ (S. 455), benützt, um als gut paulinisch den Gedanken hinzustellen: „Das Beste, was unter Menschen, was unter Heiden gilt, ist auch das wahrhaft Christliche“ (S. 636).



Unterhaltungen mit Franz Liszt.

Von

Eduard Neuß.

So lange bedeutende Personen sich noch im Besitze einer äußeren Machtstellung befinden oder ihren Einfluß durch eine öffentlich ausgeübte Thätigkeit geltend machen können, wird die Gewalt, mit welcher sie große Kreise und selbst ganze Völkerchaften in ihren Bann zwingen, leicht verständlich. Viel schwieriger bleibt es, die verschlungenen Fäden des Zaubers zu entwirren, welchen die Persönlichkeit als solche um sich zu verbreiten versteht, ohne daß ihr noch jene äußeren Mittel zur Machtentfaltung dabei zu Hilfe kommen. Das zu Ende jagende Jahrhundert kann bei dem Versuche einer solchen Entwirrung als fruchtreiche Lehrmeisterin dienen. Der gewaltige Bismarck hat kaum zu den Zeiten, als er noch mit eisernem Griffe den Weltwagen auf den Schienen seines Geistes einherrollen ließ, durch sein Erscheinen oder durch eines seiner Worte eine ähnliche allgemein empfundene und widerpruchslos gebilligte Würdigung herbeiführen

können als in den Augenblicken, in welchen er die Stille seiner Einsiedelei durch das Herzufließen begeisterter Söhne des von ihm zu ungeahntem Glanze erweckten Vaterlandes unterbrechen läßt. Sein Sturz hatte mit einem Schlage die Nebel zerteilt, welche seine unermessliche Bedeutung vor den Augen zaghafter Zeitgenossen noch verhüllt hatten. Eine entgegengesetzte Wirkung hatte zwei Jahrzehnte früher der Zusammenbruch der Macht des letzten französischen Kaisers erzeugt. Napoleon III. konnte, trotzdem der Zutritt zu ihm nicht wie einst bei seinem großen Oheim versperrt war, in ungestörter Beischaulichkeit darüber nachsinnen, ob der Undank, welchen sein allerdings selbst verschuldeter Sturz heraufbeschworen hatte, in richtigem Verhältnisse zu den Diensten stände, welche er seinen Unterthanen während einer zwanzigjährigen erfolgreichen Regierung geleistet hatte. Sehr beachtenswert und einer gründlicheren Untersuchung würdig, als diese Zeilen sie zu liefern vermögen, bleibt die zauberhafte Wirkung, welche eine hochbedeutende künstlerische Persönlichkeit dieses Jahrhunderts in den verschiedensten Lebenslagen auszuüben im Stande gewesen ist. Es ist dies Franz Liszt, welchen Rudolf von Gottschall „eins der glänzendsten Phänomene der Musik“ und „einen der geistvollsten Vertreter der feinen europäischen Gesellschaft“ zu nennen sich gedrungen fühlte.

Von der machtvollen Höhe, auf welche Liszt durch sein unerreichbares Klavierspiel emporgetragen war, hatte er sich selbst hinabgestürzt, indem er sich auf dem unscheinbaren Kapellmeisterstuhle in Weimar niederließ. Wohl brauchte er diesen Schritt niemals zu bereuen, da ihm derselbe die Möglichkeit zur Erfüllung einer hohen Mission bieten sollte: er hat von hier aus in jegensvollem Wirken für die Schöpfungen sowohl der alten als auch der zeitgenössischen Meister eintreten können. Wenn er in der Leistung solcher Samariterdienste auch volle Befriedigung empfand, so hatte er doch mit diesem Versuche einer beispiellosen Selbstentäußerung zunächst ganz andere Absichten verknüpft. Er wollte die Laufbahn des selbständigen Schöpfers eben nur in der Eigenschaft eines solchen verfolgen und durch seine glanzvolle Stellung als ausübender Künstler die Menschheit nicht zu einer erhebelten Anerkennung seiner Werke verleiten. Er mußte mit seinem felsenfesten Glauben an eine vorurteilsfreie Empfänglichkeit des vielköpfigen Publikums gewaltigen Schiffbruch erleiden und konnte sich obendrein dem zum Bettler gewordenen Verschwender vergleichen, welcher bei der Inanspruchnahme der mit Schätzen von ihm überschütteten Freunde nur auf teilnahmsloses Achselzucken rechnen kann. Die bedingungslose Anerkennung, welche die europäische Kunstwelt seiner ungeahnten Behandlung des Klaviers zu teil werden lassen mußte, hatte sich plötzlich in eine böartige, teilweise zur Verhöhnung gesteigerte Verkennung seiner bedeutenden Schaffenskraft verwandelt. Man ließ ihn in dieser Hinsicht nicht einmal zu Worte kommen und verschloß dem bisherigen Beherrscher der Konzertsäle die Thore seiner einstigen Wirksamkeit. Die Kunstgeschichte hat es bis auf den heutigen Tag nicht vermocht, einen nur einigermaßen stichhaltigen Grund für die Verblendung aufzufinden, welcher die Werke Liszts begegnet sind und heute noch begegnen.

Zu dieser einen Niederlage, welche für einen andern Sterblichen genügt haben würde, um denselben in eine napoleonische Einsamkeit hinein zu stoßen, gesellte sich noch eine zweite, welche von neuem aus einer edlen Anschauung des Unterlegenen von der Aufrichtigkeit und Dankbarkeit der Menschen entsprungen war. Das kleine Weimar wollte es nicht vertragen, zum zweitenmale innerhalb eines Jahrhunderts zum Herd einer kulturellen Neugestaltung auserkoren zu sein, und ließ sich daher willig von Franz Dingelstedt verleiten, den ihm im Wege stehenden „Kapellmeister in außerordentlichen Diensten“ von dem nun berühmt gewordenen Stuhle zu verdrängen. Die Thatsache ruft dadurch einiges Erstaunen hervor, daß derselbe Dingelstedt, welcher diesen Sturz auf sein Gewissen lud, einzig und allein auf Liszts Empfehlung hin nach Weimar berufen war. Als im Jahre 1881 in Baden-Baden, wo sich Liszt im Mai aufhielt, die Nachricht von dem Tode seines ehemaligen „Freundes“ eingetroffen war, äußerte er über ihn: „Der Ehrgeiz seines Lebens wurde von dem Streben nach Erlangung des Titels ‚Exzellenz‘ ausgefüllt. Hätte er sich gegen mich einst ein wenig aufrichtiger benommen, so hätte ich ihm, da es mir ein Leichtes gewesen wäre, mit Vergnügen zur Befriedigung seines sehulichsten Wunsches verholfen. Meine Gutmütigkeit habe ich jedoch nicht zu der Dummheit steigern können, mich ihm für seine Bosheit noch mit einer solchen Gefälligkeit aufzudringen.“

Wie groß die von allen äußeren Mitteln entblößte und daher nur durch sich selbst wirkende Macht der Persönlichkeit Liszts gewesen ist, wurde erst nach den wiederholten Schiffbrüchen, welche seine menschlichen und künstlerischen Bestrebungen erlitten hatten, in vollem Umfange offenbar. Von seiner Erscheinung strömte eine Herrschaft aus, welcher sich auch seine erbittertsten Gegner beugen mußten. In ihm vereinigten sich die Bildungselemente des neunzehnten Jahrhunderts. Er hatte die Blütezeit der französischen Romantik verständnisvoll miterlebt, hatte zu ihren glänzendsten Vertretern, zu Chateaubriand, Lamartine, Viktor Hugo und anderen in nahen Beziehungen gestanden und war durch ihre Werke zur Schöpfung einer Reihe von musikalischen Dichtungen getrieben worden, welche denselben Hauch ihrer romantischen Zwillingsschwester ausatmeten. Durch seine eifrige Erforschung der herrschenden philosophischen und religiösen Fragen war er den großen Forschern auf diesen Gebieten nahe getreten, und seine Anhänglichkeit an die katholische Kirche hatte ihm sogar die Freundschaft des Papstes eingetragen. Die tiefe Erkenntnis deutschen Geistes ließ er in dem Rettungswerke ausströmen, durch welches er den „Lohengrin“ aus dem Dunkel der Nichtbeachtung herausgerissen hat. Nur durch die Betrachtung dieser beispiellosen Vielseitigkeit der Bildung und der Beziehungen, unter welchen diejenigen zu den Fürsten Europas nicht die geringste Rolle gespielt haben, wird das Wunder dieser rein persönlichen Machtentfaltung teilweise erklärlicher. Auch wird dadurch verständlich, wie sein späterer Aufenthalt in der „Hofgärtnerei“ zu Weimar trotz der Einfachheit der Behausung zum Sammelplatze nicht nur der musikalischen, sondern der gesamten geistigen Größen seiner Zeit werden konnte. Seine persönliche Liebenswürdigkeit erleichterte dabei selbst den heterogensten

Elementen den Verkehr mit einander. Gerade sie sollte jedoch nach anderer Seite hin sein gefährlichster Bundesgenosse werden: denn sie führte zu der Ausbeutung einer Gutherzigkeit, welche keine Grenzen kannte. Nur zu spät erkannte er oft den Mißbrauch, welcher mit seinem Namen und seiner Gesinnung getrieben wurde. Eine solche Erkenntnis schuf ihn dann zum unverföhllichen Gegner und ließ ihn die Namen jener Unaufrichtigen stets mit einem herben Zusatz aussprechen. An der Spitze dieser von seinem Wohlwollen Ausgeschlossenen stand Vincenz Lachner, welcher im Jahre 1853 bei der Veranstaltung des Musikfestes zu Karlsruhe unter dem verbindlichsten Lächeln die Rolle des Intriganten zu verbergen gewußt hatte. An ihn wurde er stets bei der Beobachtung eines unehrlichen Spieles gegen sich erinnert und unterließ es nicht, dem Betreffenden zu einem „Kurjus bei Vincenz Lachner“ zu raten. Bei einer solchen Gelegenheit konnte er andererseits nicht genug die Hochherzigkeit des Großherzogs von Baden rühmend hervorheben, welcher, allen „freundlichen“ Ratgebern zum Trotz, ihm zur Beseitigung aller Widerwärtigkeiten stets seine hilfreiche Hand geboten hatte.

Der zweite Gegenstand seines Unwillens war Klara Schumann, welcher er in früheren Jahren in opferwilligster Weise aus der Not geholfen hatte. Die Kenntnis von dem Grunde dieser gerade bei einem Vizt auffallenden Feindseligkeit wird wohl, da er jede persönliche Unannehmlichkeit in seinen Briefen unberührt gelassen hat, mit ihm zu Grabe getragen sein. Die nach dem Tode Schumanns zwischen dessen Gattin und ihm eingetretene künstlerische Meinungsverschiedenheit kann nicht die Veranlassung gewesen sein; denn eine ähnliche Trennung hat sogar öffentlich zwischen ihm und Josef Joachim stattgefunden, ohne daß er, wenn er auch die Abtrünnigkeit seines einstigen Schütlings lebhaft bedauerte, auch nur ein böses Wort über ihn gesagt hätte. Im Gegenteil stellte er ihn stets als Muster eines fleißigen und pflichtgetreuen Künstlers nach seinem Sinne hin und ersuchte dessen Nachfolger als Konzertmeister der Weimariſchen Kapelle, August Kömpel, nach dieser Richtung hin die Bahnen seines Vorgängers zu wandeln. „Ich habe ihn oft gewaltsam von den für ihn überflüssigen Proben entfernen müssen.“ „Damals waren auch Sie, verehrter Meister, noch Herrscher über diese Kapelle,“ erwiderte Kömpel. „Sie wissen aber, lieber Freund, wie notwendig das Beispiel des Konzertmeisters für die ganze Haltung einer solchen Körperschaft ist,“ fügte Vizt hinzu. „Ich würde mich gern wieder ändern,“ sagte Kömpel: „aber die Widerwärtigkeiten, mit welchen ich fortwährend zu kämpfen habe, sind so unerträglich geworden, daß ich längst, wenn mir meine Mittel dies erlauben würden, meine Stellung aufgegeben haben würde.“ „Nun, lieber Freund,“ beruhigte Vizt den aufgeregten Künstler, „wenn Sie also schon in den sauren Apfel Ihrer Stellung weiter beißen müssen, so machen Sie wenigstens ein freundliches Gesicht dazu, damit die anderen Ihren Merger nicht merken. Sehen Sie, was ich schon alles Widerwärtige habe erdulden müssen, und ich habe nie dabei finster ausgesehen. Da wir gerade von Joachim gesprochen haben, welcher mich sehr gekränkt hat, so will ich Ihnen doch mitteilen, daß er mich bei meinem letzten Aufenthalte in Pest (es war im Januar oder

Februar 1880) wieder aufgesucht hat. Er hätte verdient, daß ich ihn nicht gerade freundlich begrüßt hätte. Wozu würde es jedoch genügt haben? Ich that, als ob nichts zwischen uns vorgefallen wäre. Und, offen gesagt, freute ich mich über seine Wiederkehr, welche ihm — nicht leicht gefallen ist.“ In den Jahren vor dieser Wiederbegegnung mit seinem früheren Anhänger hatte Liszt sich wiederholt an den damals heftig erörterten Unterscheidungen zwischen der Bedeutung Joachims und derjenigen Sarasates beteiligt. „Ich halte diese Einteilung der Künstler nach verschiedenen Graden im Interesse einer erspriesslichen Kunstbetheiligung für ganz nutzlos, ja zum Teil für schädlich,“ äußerte er in Gegenwart des Großherzogs von Weimar, welcher, vielleicht wegen der Entfremdung Joachims von Liszt, mehr Sympathie für dessen Rivalen bekundete. „Ich schätze Sarasate sehr,“ fuhr Liszt fort, „kann mich aber nicht dazu verstehen, einen Vergleich zwischen ihm und Joachim anzustellen, welcher für den letztern ungünstig ausfallen könnte. Joachim ist als Interpret der Werke Bachs und Beethovens bisher unerreicht geblieben, und ich schätze an ihm besonders hoch, daß er seine Kunst nie in den Dienst einer äußern Effektthascherei gestellt hat. Ob er ein paar unnütze Kunststücke nachmachen kann oder nicht, entscheidet für seine unbestrittene Meisterschaft auf dem Gebiete der echten Kunstausübung gar nichts.“ Bei anderen Gelegenheiten kam er auf die Berliner „Hochschule“ und deren geistige Mutteranstalt, das Leipziger Konservatorium, zu sprechen. Dabei kamen sowohl Joachim als Leiter der ersteren Anstalt wie überhaupt alle anderen Direktoren ähnlicher Institute schlecht weg. Die ganze Art der heutigen Musikbildung, welche nur auf angelernte Musikmacherei und nicht auf das von ihm gepredigte lebendige Erfassen der Kunst hinausläuft, war ihm ein Dorn im Auge. Sehr unwillig wurde er daher auch bei Nennung des Namens Moscheles. „Er hatte einen großen Ruf als Klavierlehrer. Es interessirte mich daher, seine Fähigkeit zum Unterrichten in der Technik kennen zu lernen, zumal ich wußte, daß er selbst mit steifem Arm gespielt hatte. Damit ließ sich freilich das berühmte Legatospiel, auf welches er so stolz war, sehr leicht erzielen, und seine Schüler haben in dieser Beziehung seiner Lehre viel zu verdanken gehabt; aber der steife Arm, den sie dabei mit in den Kauf hatten nehmen müssen, hinderte sie an der freien Entwicklung des Handgelenks, so daß ihre Oktaven stets holperig bleiben mußten.“

Diese letzten Aeußerungen waren bei seinem Freunde Gille in Jena gefallen. Die Ausflüge nach der kleinen Universitätsstadt und zu den dortigen sinnreichen musikalischen Veranstaltungen trugen stets den heitersten Charakter. Damit stand jedoch die Stimmung an einem Sonntagnachmittage im Sommer 1880 in auffallendem Widerspruche. Die Entzweiung unter den Persönlichkeiten kleiner Städte hatte auch in Jena ihr Unwesen getrieben, in welches Liszt durch seine aufopfernde Freundlichkeit mit hinein gerissen wurde. Er hatte, ohne an die Tragweite zu denken, einem dortigen Musiklehrer ein unvorsichtiges Versprechen gegeben und wurde dadurch gezwungen, zu einem Konkurrenzunternehmen der Willeichen Konzerte sein Erscheinen herzugeben. Natürlich kam nach dem Konzerte

in dem Gartenhause der Gilleichen Besichtigung die Angelegenheit zur Sprache, wobei Liszt seinen treuen Freund in herzlichen Worten über seine begangene Undorsichtigkeit zu beruhigen suchte; sich über die Thatsache seiner Anwesenheit aber doch im stillen sehr ärgerte. Die Stimmung wurde durch ein trübes Regenwetter noch verfinstert, bis es mir gelang, durch verschiedene Erzählungen aus meinen Erlebnissen des verflossenen Winters, Liszt mittheilsamer zu machen. Es belustigte ihn zu hören, daß Karl Reinecke im Verein mit dem damaligen Konzertmeister des Gewandhauses, Schradieck, in verschiedenen Städten die zehn Violinsonaten Beethovens an zwei Abenden hinter einander gespielt hätten. „Das haben die Herren Bülow nachmachen wollen. Man sieht,“ rief er aus, „wie falsch solche Heldenthaten, und als eine solche muß der Vortrag der fünf letzten Sonaten Beethovens bezeichnet werden, verstanden werden können. Bülow kann sich eine derartige Zumutung an das Publikum erlauben; denn er hat sich durch seine zahlreichen Beethovenvorträge den Boden geschaffen, auf welchem eine solche Ausfaat auch die nötigen Früchte bringen kann. Mit dem Rufe eines Mozartspielers kann man sich an solche Aufgaben nicht heranwagen. Aber auch in anderer Ausführung bleibt es ein vergebliches Wagnis.“ Im Verlaufe der nun in Fluß gekommenen Unterhaltung wurde von seiner Technik und der Begünstigung seiner Hände zur Erreichung der von ihm errungenen Vollkommenheit gesprochen. „Das Märchen von meinen langen Fingern,“ bemerkte er lächelnd, „ist, glaube ich, nur erfunden, um von der Arbeit, welche zum Klavierspielen gehört, abzuschrecken. Ich habe gearbeitet, und zwar mit vieler Mühe; denn, wenn ich auch schlanke Finger hatte, so waren sie doch nicht ungewöhnlich lang und hatten auch keine sehr dehnbaren Schwimnhäute. Die Arbeit wird aber heutigen Tages gefürchtet. Nur wenige meiner Schüler sind mir hierin, eben im Arbeiten, nachgefolgt. Bülow und Taubig - die haben gearbeitet; aber es waren auch noch andere da, über welche ich mich freuen konnte. Ohne Fleiß, riesigen Fleiß ist in der Kunst nichts zu erreichen.“ Als wir abends wieder in Weimar angekommen waren, wurde Liszt mit der Nachricht überrascht, daß Hans von Bülow angekommen sei. Er fuhr sofort zum „Ruffischen Hof“, hörte aber, daß sein „Progone“ sich schon zur Ruhe gelegt habe.

In demselben Sommer des Jahres 1880 wurde Liszt von einem unbedeutenden Journalisten aus Breslau besucht. So klein dieser Herr von Gestalt war, so aufdringlich war er in seinem Benehmen, besonders Liszt gegenüber. Dieser hatte ihn zu einer musikalischen Nachmittagsunterhaltung eingeladen und bei dieser Gelegenheit ein eben erschienenenes Trio von seinem frühern Schüler Urspruch im Verein mit Kömpel und Grünmayer zur Aufführung gebracht. Er äußerte seine Freude darüber, daß er von diesem Werke eine größere Befriedigung als von einem andern desselben Komponisten, einem früher gesehenen Klavierkonzert, gewonnen habe, als plötzlich durch die Reihe der um Liszt stehenden Personen der kleine Journalist sich hindurchdrängte, um in sehr vorlauter Weise auf eine auffallende Ähnlichkeit zwischen dem eben gehörten Trio und dem großen B-dur-Trio Beethovens aufmerksam zu machen. Mit der Be-

merkung: „Allerdings ist die Tonart auffallend ähnlich,“ wollte Liszt der zu erwartenden Taktlosigkeit vorbeugen; sollte aber so leichten Kaufes den Ähnlichkeitsprediger nicht los werden. Dieser begann seine ungeheuren Entdeckungen weiter auszukramen und sagte endlich, als Liszt nur ungläubig dazu lächelte, mit großer Entschiedenheit: „Nun, spielen Sie doch noch einmal den Uebergang in den zweiten Teil des ersten Satzes, dann werden Sie schon sehen, daß ich recht habe.“ Diese Frechheit brach selbst die Geduld des sonst so geduldigen Liszt und veranlaßte ihn zu dem wohlthuenden Verweis, daß er „das genannte Trio von Beethoven schon zu einer Zeit gekannt habe, als von der Existenz eines solch naseweisen Burschen noch nichts bekannt gewesen wäre.“ Da selbst diese Worte die freiwillige Entfernung des betreffenden Herrn nicht bewirkt hatten, so wurde ihm dieselbe von zwei der dabei stehenden Schüler Liszts wesentlich erleichtert. Wie eine jede derartige Abfertigung, zu welcher Liszt nur im äußersten Notfalle verleitet werden konnte, bei ihm eine schwer zu überwindende Aufregung hinterließ, so bewirkte auch dieser Vorfall andern Tages noch eine Reihe von Aeußerungen des Bedauerns darüber, daß er sich wieder habe hinreißen lassen. „Allerdings,“ fügte er hinzu, „ist es nur der Vertreter einer Winkelpresse gewesen; aber selbst einer solchen wäre eine anständigere Persönlichkeit zu wünschen. Ich unterschätze die Bedeutung der Presse durchaus nicht. Sie könnte großen Nutzen stiften, wenn sie in Sachen der Kunst zuerst den Künstlern einen Platz zur Rechtfertigung ihrer Thätigkeit einräumen würde. Wen läßt sie aber zu Worte kommen? Den Unverstand, welcher sich noch obendrein mit einem Weißerwissen ohne Sachkenntnis zu brüsten wagt. Das Ziel sollten die der Feder kundigen Künstler nicht aus dem Auge lassen, daß sie dahin streben, in den Besitz namentlich der großen Zeitungen zu gelangen. Es ist nicht so schwer; aber es gehört Ausdauer dazu. Schließlich ist jedoch schon längst der Beweis dafür geliefert, daß die Künstler selbst die besten Richter in Sachen der Kunst zu sein vermögen. Welch vortreffliche Dienste hat Schumann nach dieser Richtung hin geleistet! Welch großen Einfluß hat Berlioz in Frankreich durch seine Schriftstellerei erlangt, während er als schaffender Künstler zu den Berkannten gehörte!“ Als die Rede auf seine eigene Thätigkeit auf diesem Gebiete kam, brach er ab: „Lassen wir das!“ Wohl mochte ihn in dem Augenblicke wiederum das bittere Gefühl der Verkennung überkommen. Und mit Recht bleibt es unbegreiflich, daß einer der meisterhaften musikalischen Schriftsteller als solcher einem größern Leserkreise völlig verborgen geblieben ist, besonders heutzutage, wo Breitkopf & Härtel sich das große Verdienst einer Gesamtausgabe der Lisztischen Schriften erworben haben. Würden sie demselben noch dasjenige einer billigen Ausgabe hinzufügen, so wäre damit derselbe Bann gebrochen, welcher bis zur Herstellung einer ebenfalls wohlfeilen Ausgabe auf der Verbreitung der Wagnerischen Schriften geruht hatte.

Liszt hatte bei jener Befürwortung der schriftstellerischen Vertretung der künstlerischen Angelegenheiten durch die Künstler selbst gewiß nicht eine Arbeit wie diejenige Anton Rubinstein's, betitelt „Die Musik und ihre Meister“, im

Auge gehabt: denn abgesehen davon, daß alle darin niedergelegten Anschauungen den Stempel der Oberflächlichkeit an sich tragen, bekundet die geoffenbarte Gesinnung einen derartigen Zug von Unfreundlichkeit, wie ihn Liszt von seiten Rubinsteins wohl für undenkbar gehalten haben würde. Gehörte doch der jetzt verstorbene Künstler auch auf die Liste derjenigen, für welche Liszt die erfolgreichsten Schritte gethan hatte. Freilich war dieser schon gestorben, als jener sich zu einem Pamphlet über dessen Werke, durch deren Wiedergabe er sich nicht den geringsten Teil seines Ruhmes erworben hatte, gedrungen fühlte. Auch ihm hatte Liszt, obgleich ihre Wege in weite, unüberbrückbare Fernen aus einander liefen, eine zärtliche Anhänglichkeit bewahrt. Die Enttäuschung, welche ihm die Entwicklung Rubinsteins bereiten mußte, war von ihm schon vorausgeahnt worden; denn unterm 1. Dezember 1854 hatte er an Franz Brendel geschrieben: „Er (Rubinstein) ist ein tüchtiger Kerl, besitzt in ausnahmsweißem Maß Talent und Charakter (davon legen die Aeußerungen in ‚Die Musik und ihre Meister‘ beredtes Zeugnis ab); deshalb kann ihm niemand gerechter sein, als ich es ihm seit Jahren bin. Predigen will ich ihm jedoch nicht — er mag sich nur nach Belieben die Hörner ablaufen und in dem Mendelssohnischen Gewässer weiter fischen und sogar fortschwimmen, wenn es ihm gelingt. Ueber kurz oder spät bin ich doch gewiß, daß er das Scheinbare, Formalistische für das organisch Wirkliche aufgibt, wenn er nicht stecken bleiben will.“ Nun ist er freilich in dem Formalistischen gründlich stecken geblieben; aber Liszt hat stets, wo sich ein Funken von organisch Wirklichem geoffenbart hat, denselben zur leuchtenden Flamme entfachen lassen. So kam er einst von seinem Winteraufenthalte aus Pest zurück und erzählte mir, daß er dort mehrere Monate an den großen Variationen in G-dur von Rubinstein gearbeitet habe. „Sehen Sie sich dieselben an,“ fügte er hinzu, „Sie werden darin ein wunderschönes Stück in Es-dur finden.“ Ich hatte Gelegenheit, auf dem vorjährigen Musikfeste in Stuttgart dem gefeierten Rubinstein von diesem Vorkommnis erzählen zu können: er schien doch etwas verblüfft über diese Wirksamkeit Liszts hinter seinem Rücken. Dachte er dabei an die zweifelhaften Stellen seines zweifelhaften Buches?

Möge dieser erste Teil meiner persönlichen Erinnerungen wenigstens einen kleinen Beitrag zu der im Eingang erörterten Frage nach der Enträtselung des Zaubers der Lisztischen Persönlichkeit, zu dessen völliger Lösung es freilich noch ganz anderer Formeln bedarf, geliefert haben.



Die Freiheit der Wissenschaft.

Ein Brief von Prof. Dr. Joseph Langen in Bonn.

Lieber Freund!

Sie wünschen meine Ansicht über die Umsturzvorlage zu vernehmen, welche gegenwärtig den Reichstag beschäftigt. Aus Ihren Aeußerungen lese ich eine gewisse Besorgnis heraus, es könne, je nachdem die Fassung des Gesetzes ausfällt, dasselbe zum Schaden der Wissenschaft verwandt werden.

Ich hoffe, daß diese Befürchtung sich nicht erfüllen wird. In einer Zeit, in welcher alle Völker wetteifern, die Wissenschaften zu bereichern, durch ihre Pflüge das Leben zu verschönern, Wohlfahrt und Gesittung zu fördern, die Geistesanlagen nach jeder Richtung zu entwickeln und durch die Entwicklung zu erhöhen und zu vermehren, sollte die deutsche Nation zum Jubiläum einer in der Geschichte beispiellosen Erhebung sich selbst ein Joch schmieden, das unter Umständen sie geistig zerdrücken könnte? Man müßte an keine göttliche Leitung der Geschichte der Menschen glauben, wenn man Derartiges für möglich hielte.

Alle Wissenschaften hängen mit einander zusammen, lehrt schon im 13. Jahrhundert der Franziskanermönch Roger Bacon, und keine kann vernachlässigt werden ohne Schädigung des Ganzen. Das sagte der seiner Zeit weit voraus eilende geniale Mann, als man, ihn selbst und den großen Albertus von Köln ausgenommen, noch keine anderen Wissenschaften kannte, als die Theologie und „deren Magd“ die Philosophie. Die Freiheit der Wissenschaft war damals ein unbekanntes Wort. Die Folgen davon sind jedermann bekannt. Aber der menschliche Geist brach sich Bahn. Was damals ein vereinsamtes Genie wie der genannte Franziskanermönch nur ahnte, mußte sich in glänzendster Weise erfüllen: die Erforschung der Natur durch Experimente, die Erkenntnis der Vergangenheit durch Herbeischaffung von Handschriften, durch Erlernung aller Kulturprachen und scharfe Kritik und Interpretation der Texte, nun ist es Gemeingut aller gebildeten Völker geworden! Was hat dagegen alle Gewalt geholfen, mit welcher die Mächtigen die Stimme der Wahrheit zu ersticken suchten? Sie hat zahllose Märtyrer geschaffen, aber aus ihren Gräbern sproßte die Wahrheit mit um so größerer Fülle und Schönheit hervor. Ist nicht die beredteste Zeugin dieser Thatfache gerade die christliche Religion, welche Kurzsichtige um heidnischen Wahnes willen zu unterdrücken trachteten, und die man heutzutage ebenso vergeblich durch Zwangsmaßregeln aufrecht zu halten unternehmen würde? Was der Kirchenvater Tertullian von dem christlichen Martyrium sagte, daß das Blut der Märtyrer der Same neuer Christen sei, gilt von jedem Martyrium, welches Menschen aus Liebe zur Wahrheit zu erdulden haben. Glücklicherweise sind die Zeiten vorüber, in denen der Kampf gegen die Wahrheit mit den Schrecken der Folterkammern, mit Feuer und Schwert geführt wurde. Die bessere Gesittung, die edlere Humanität, mit welcher die

Pflege der Wissenschaft die Menschheit beschenkte, haben die Greuel vergangener Zeiten für alle Zukunft unmöglich gemacht. Und nun fürchtet man, wir sollten in ein so finsternes, barbarisches Zeitalter eintreten in dem jungen deutschen Reiche, daß „das Volk der Denker“ zum Gespötte des Auslandes das allein noch mögliche Mittel der Geistes knechtung freiwillig sich zurecht machte in gefährlichen Gesetzen? Ist denn der Kampf, den die Wahrheit zu führen hat, nicht schon bitter und hart genug, auch ohne hemmende Gesetze? Die Vorsehung scheint es so gewollt zu haben, daß bei der zur Selbstüberhebung neigenden Natur der Menschen jeder Fortschritt in der Erkenntnis mit Berdemütigung und Selbstüberwindung verbunden ist. Die Götter, sagten die Alten, haben vor die Tugend den Schweiß gesetzt. Ihren Wert als Tugend würde die Erkenntnis der Wahrheit verlieren, wenn sie ohne Mühe und Kampf zu erringen wäre. Der Lorbeer des Siegers soll auch dem Erkennenden winken; aber der Sieger weiß immer davon zu erzählen, was es ihn gekostet. „In allen Jahrhunderten,“ schreibt Schopenhauer, „hat die arme Wahrheit darüber erröten müssen, daß sie paradox war, und es ist doch nicht ihre Schuld. Sie kann nicht die Gestalt des thronenden allgemeinen Irrtums annehmen. Da sieht sie seufzend auf zu ihrem Schutzgott, der Zeit, welcher ihr Sieg und Ruhm zuwinkt, aber dessen Flügelschläge so groß und langsam sind, daß das Individuum darüber hinstricht.“ Sie kennen ohne Zweifel auch die alte sinnreiche Allegorie, wie die Menschen die Wahrheit zu Ehren brachten. Ein nichtswürdiges Geschlecht hatte sie begraben und ihr Grab mit Unrat und Schmutz bedeckt. Den besseren Nachkommen dünkte das schändlich. Sie gruben die Wahrheit wieder aus, aber nicht um sie ins Leben einzuführen, sondern um sie von neuem zu beerdigen, jedoch ihr Grab mit Blumen zu schmücken. Sollten wir nicht einem noch besseren Geschlechte angehören, welches den Wert der kämpfenden und leidenden Wahrheit einigermaßen zu schätzen weiß?

Der schlimmste aller Dämonen, sagt ein alter Kirchenschriftsteller, ist die Unwissenheit. Was die Menschheit an Bildung, Wohlstand, gesellschaftlichen Einrichtungen, auch an Religion und Sittlichkeit besitzt, ist ohne Wissenschaft unmöglich. Glauben Sie wirklich, daß man Soldaten und Missionare nach Afrika schickt, die „Wilden“ zu kultiviren, das heißt ihr geistiges Leben anzuregen und die Errungenschaften jahrhundertelanger europäischer Forschungen ihnen mitzuteilen, und dann gleichzeitig Material herbeischaffen könnte, die Quelle aller dieser Güter im eigenen Reiche zu verstopfen? Den Wilden gegenüber mag es sich verlohnen, sie darüber aufzuklären, welche Wichtigkeit für alle Verhältnisse geistige Arbeit und Regsamkeit besitzen. Bei uns wissen es dank unserer kulturellen Ueberlieferung die Kinder in der Schule. Sie hören, daß der Koloss des chinesischen Reiches in dem gegenwärtigen Kriege durch die europäische Kultur Japans niedergestreckt wird. Und bei uns selbst ist der Schulmeister, der nach der schönen und wahren Paradoxie bei Sedan siegte, doch auch noch nicht in Vergessenheit geraten. Gerade die Höhe menschlicher Bildung bringt es mit sich, daß rohe Gewalt auf keinem Gebiete, selbst nicht auf dem

der Kriegführung, auf dem sie noch das meiste zu gelten scheint, die Ausschlag gebende Bedeutung hat. Intelligenz und Wissen sind die erobernden Mächte geworden, welche den Kampf um das Dasein beherrschen. Entwicklung aller Gaben, Fortschritt in jeglichem Erkennen, das nicht bloß dem einen Fache, sondern dem unteilbaren Geistesleben zu gute kommt, ist die unabweismbare Pflicht aller, welche träge Stagnation, Rückschritt und geistige Fäulnis zu verhindern trachten. Das Geistesleben in irgend einer Weise hemmen, wäre dieselbe Unthat am Vaterlande, wie an dem einzelnen Menschen eine künstliche Lähmung der zum Atmen erforderlichen Organe. „In demselben Grade,“ sagt Liebig, „als der menschliche Geist an Einsicht zunimmt, die ihm von irgend einer Seite zufließt, stärken und erheben sich seine Fähigkeiten nach allen anderen Richtungen hin; die Erwerbung einer neuen Wahrheit ist ein dem Menschen zugewachsener neuer Sinn.“

Die der menschlichen Entwicklung Schranken ziehen möchten, thun dies, weil sie sich vor neuer Wahrheit fürchten. Das bekannte menschliche Beharrungsvermögen, unter dem sittlichen Gesichtspunkt Trägheit genannt, findet es sicherer und bequemer, bei dem gewohnten Irrtum zu verbleiben, als der neuen, unbekanntem Wahrheit zu vertrauen, deren Adelsbrief, durch keine lange Vergangenheit zu erweisen, nur wenigen Auserwählten auf der Stelle sichtbar wird. Und nun erit, wenn man fürchtet, der Ankömmling aus der Fremde störe Besitz und Rechte, die wie infolge von Verjährung auf ewig unverlierbar schienen! Aber große Geister kennen keine Furcht. Noch niemand konnte im 16. Jahrhundert ahnen, welche großartige Umwälzung auf allen Gebieten des Wissens und des Könnens, in Literatur und Kunst, in Handel und Industrie, in Leben und Verkehr, in Religion und Sitte die damals aufblühende Naturwissenschaft hervorzurufen bestimmt war. Aber wie stemmten sich die kleinen Geister gegen das neue Leben, als seien sie nun selbst mit dem Tod bedroht. Nur hochbegabte Männer dachten anders, auch wenn gerade ihr eigenstes Gebiet am ersten zu Schaden zu kommen schien. Wie unbefangen, wenn auch mit der Naivität seiner Zeit, äußerte sich unter anderen Luther über die neu entdeckten Welten: „Wir sind jetzt in der Morgenröte des künftigen Lebens, denn wir fahen wiederum an, zu erlangen die Erkenntnis der Kreaturen, die wir verloren haben durch Adams Fall: jetzt sehen wir die Kreatur gar recht an. Erasmus aber fraget nichts darnach, wie die Frucht im Mutterleibe formiret, zugerichtet und gemacht wird. Wir aber beginnen von Gottes Gnaden seine Wunder und Werke auch in den Blümlein zu erkennen, wenn wir bedenken, wie allmächtig und gütig Gott sei. In seinen Kreaturen erkennen wir die Macht seines Wortes, wie gewaltig das sei.“

Man kann es verstehen, daß von neuem Aufschluß über bis dahin unbekanntem Dinge stets zunächst eine Schädigung des religiösen Glaubens befürchtet wird. Klagt doch schon Erasmus, daß, während die Vertreter aller anderen Wissenschaften jede Verbesserung, jeden Fortschritt auf ihrem Gebiete mit Jubel begrüßten, nur die Theologen krampfhaft alle Neuerungen von sich abzuwehren

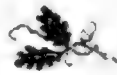
strebten, als brächten sie ihnen den Tod. Aber in Wahrheit wurden durch neue Erkenntnisse nur alte Irrtümer getötet und begraben. Die Sache der Religion, die nie beschädigt werden darf, tritt durch bessere und reinere Beleuchtung nur in um so helleres Licht. Und wenn auch vorübergehend Disharmonien sich ereignen sollten, so wird durch ehrliche Forschung die aufregende Spannung bald gelöst, während durch gewalthätiges Eingreifen, wenn auch nur mit der Folter unbequemer Gesetzesparagrafen, das Gleichgewicht, nicht herzustellen, die Ruhe der Gemüter nicht zu gewinnen ist.

Hoffen wir also, lieber Freund, das Beste. Von der Einsicht des Reichstages erwartet das deutsche Volk Gesetze gegen gewalthätigen Umsturzversuch. Die Freiheit der Wissenschaft denkt es sich dabei unberührt. Die Wissenschaft besitzt keine andere Gewalt, als die der ruhigen Untersuchung, welche Geist und Gemüt läuternd erhebt; statt umzustürzen will sie bauen und weiterführen, wenn sie auch mitunter unbrauchbar Gewordenes durch Dauerhafteres ersetzt. Diese Arbeit des Friedens wird hoffentlich in der Friedensära unseres jungen Reiches nicht gestört. Sie wissen, daß ich sonst nicht in dem Ruf eines Optimisten stehe. Aber mein Vertrauen auf die göttliche Leitung menschlicher Geschicke auch auf dem Gebiete geistiger Entwicklung denke ich niemals zu verlieren.

In alter Freundschaft Ihr

Bonn, 5. Januar 1895.

S. L.



Der Spaten in seiner Bedeutung für die Taktik.

Von

Sir A. Harrison,

Maj. Großbrit. Generalleutnant.

Es ist als Argument gegen die Aufstellung irgend eines taktischen Systems geltend gemacht worden, daß der große Napoleon, der wohl in mehr Schlachten als je ein anderer Feldherr Sieger gewesen sei, den taktischen Formationen wenig oder gar keine Aufmerksamkeit geschenkt habe. Sollte dies wirklich der Fall gewesen sein, so ließe es sich durch die Thatsache erklären, daß er, vielleicht sehr gegen seinen Wunsch, keine Zeit gehabt hat, die gesamte französische Armee einer Reorganisation zu unterziehen, was jede gründliche Aenderung der Taktik bedingt haben würde. Er begnügte sich damit, die zerstreute, durch Kolonnen unterstützte Ordnung anzunehmen, die sich durch die eigentümlichen Verhältnisse der republikanischen Heere herausgebildet hatte, und die sich dem System der geraden Linien und regelmäßigen Formationen, wie es bei den Oesterreichern und Deutschen im Gebrauch war, gewachsen gezeigt hatte.

Große Veränderung in Bewaffnung oder in Ausrüstung war bis zu seiner Zeit in keiner Armee eingetreten; zudem wußte der französische Führer allein durch sein Genie so lange jeden Widerstand nieder zu werfen, bis das Land, das ihn mit Mannschaften versorgen mußte, erschöpft war, und seine Feinde durch Erfahrung etwas von seiner Geschicklichkeit in der Kriegsführung gelernt hatten.

Das Auftreten neuer Elemente hat mannigfach, sowohl theoretisch wie praktisch, auf die moderne Kriegsführung eingewirkt; doch es entsteht die Frage, ob irgend ein General, selbst von der Größe eines Napoleon, heutzutage einen gleichen persönlichen Einfluß auf den erfolgreichen Ausgang eines Feldzuges ausüben kann, wie es jener große Meister der Kriegskunst zu Anfang dieses Jahrhunderts vermochte. Sicherlich drängt sich bei jedem Studium neuerer Kriege die Beobachtung auf, daß die Persönlichkeit der Feldherren in den Hintergrund tritt, und daß, wenn auch hier und da ein guter General wie Lee oder Stonewall Jackson einen bedeutenden Einfluß auf den Gang des Krieges zeigt, dennoch auch anderen Ursachen ein vielleicht größerer Anteil an der Erreichung des schließlichen Erfolges zufällt.

So haben die auf einander folgenden Einführungen des gezogenen Gewehres, des gezogenen Geschüßes, der Hinterlader mit ihren Verbesserungen, ferner die allgemeine Wehrpflicht, welche die ungeheuren Heere der Neuzeit geschaffen hat, endlich die Errungenschaften der Wissenschaft, die, wie der Telegraph und die Eisenbahn, die Handhabung großer Armeen im Felde ohne Verwirrung ermöglichen, nicht verfehlt, stets eine wichtige Einwirkung auf denjenigen Krieg zu äußern, in welchem sie auf der einen oder andern Seite zuerst erschienen sind.

Preußen ist durch das Studium, das man im ganzen Lande dem Gegenstand gewidmet, und durch die Erfolge, die sein System, nachdem es auf die Probe gestellt war, erzielt hat, dazu gelangt, daß es in ganz Europa in Bezug auf militärische Dinge als leitende Macht anerkannt wird. Die meisten kriegsführenden Nationen, wenn nicht alle, sind auf dem von den deutschen Völkern zuerst beschrittenen Wege gefolgt und haben die Taktik angenommen, welche die aus dem großen Kriege zwischen Frankreich und Deutschland 1870 gewonnene Erfahrung als die beste, oder gar einzig mögliche, anerkannt hat.

Die jüngsten Neuerungen in der Taktik sind fast ausschließlich eine Folge der verbesserten Feuerwaffen. Schießgeschwindigkeit, Tragweite und Treffsicherheit der neuen Gewehre haben die Wirksamkeit des Infanteriefeuers verzehnfacht und dem Fußvolk eine größere Bedeutung gegeben, als es je gehabt hat.

Das ganze Augenmerk der Taktik, soweit es eine solche gegenwärtig in den zivilisirten Heeren gibt, ist hauptsächlich auf die Entwicklung des Feuers gerichtet.

Will sie etwas anderes, als den Feind mit der größtmöglichen Masse von Geschossen überschütten?

Dem entsprechend bringen wir bei der Verteidigung gerade nur so viel Mannschaften in die Frontlinie, wie bequem feuern können; mehr

Kriegswaffe völlig abgelehnten Magazingewehre haben in der technischen Behandlung keine Schwierigkeiten gezeigt: der Ersatz der in unglaublichen Mengen verbrauchten Munition endlich ist türkischerseits ohne jegliche Schwierigkeit bewirkt worden. Allerdings wurden die Türken in Betreff des letzteren Punktes durch den Umstand sehr begünstigt, daß sie sich fast überall in der taktischen Defensiv befanden, aber selbst in den selteneren Fällen, wo die türkische Infanterie große Offensivstöße ausführte, ließ sich die gute Organisation des Munitionsnachschubes bis unmittelbar in die Feuerlinie hinein bemerken.

„Fast in allen von den Russen schließlich genommenen türkischen Stellungen wurden massenhafte Patronenvorräte vorgefunden, und zwar vielfach zwischen den liegenden Schützen in flachen Kästen zum bequemen Gebrauch ausgebreitet. Es war keine Seltenheit, neben türkischen Leichen in genommenen Schützengräben 200—300 leere Patronenhülsen zu finden; es sind selbst Fälle festgestellt, wo im Laufe eines Gefechts einzelne Türken bis zu 500 Patronen verschossen haben. Selbst in den Fällen, wo die Türken zum Angriff gegen russische Stellungen vorgingen, ist es nachgewiesen, daß türkische Schützen, die sich vor der russischen Stellung festsetzt, dort binnen verhältnismäßig kurzer Zeit 120—150 Schüsse abgefeuert haben. Die nötige Ergänzung zu diesen Angaben bildet die Behauptung der Russen, im Laufe des bisherigen Krieges in den eroberten Stellungen und bei den verschiedenen Kapitulationen im ganzen 500 Millionen Patronen erbeutet zu haben — wobei bemerkt werden mag, daß die Kriegschargirung eines deutschen Armeecorps einschließlich der Munitionskolonne in runder Summe aus $4\frac{1}{4}$ Millionen Patronen besteht.

„Nicht zu übersehen ist ferner die Thatsache, daß im Vorterrain vor den türkischen Stellungen die Entfernungen mehrfach abgemessen und bezeichnet waren.

„Wir wenden uns nun zu dem passiven Faktor der türkischen Taktik: zu der Anwendung der Feldebefestigungen.

„Es handelt sich hier um zwei eng mit einander verbundene, aber doch in der Betrachtung aus einander zu haltende Dinge: die Erbauung eigentlicher Verschanzungen und das Festsetzen und Einrichten im Terrain vermittelst flüchtig angelegter Schützengräben.

„Wo die türkische Infanterie eine taktische Aufstellung nimmt, sucht sie sich mit möglichster Benützung der im Gelände sich etwa bietenden Hülsen sofort in entwickelter Linie Deckung zu verschaffen, nötigenfalls wird vollständiger flacher Schützengraben ausgehoben. Wo es das Gelände irgend erlaubt, wird Stagenfeuer eingerichtet, indem an einem mehr oder weniger geböschten Abhange mehrere Infanterielinien mit geringen Abständen hinter einander sich eingraben. In der Herstellung dieser Schützengräben scheint die türkische Infanterie große Gewandtheit zu besitzen; die wenn auch nur flüchtige erste Einrichtung ist mit großer Schnelligkeit hergestellt; technische Truppen finden dabei nicht Verwendung. Reicht die Zeit dazu aus, so wird der zuerst sehr flach angelegte Schützengraben vertieft und die Brustwehr verstärkt; bleibt die Stellung mehrere Tage hindurch

belegt, so werden in den Schützengräben Traversen gegen bestreichendes Feuer angelegt, und durch schräg abwärts geführte Aushöhlungen unter der Contre-escalpe möglichst gesicherte Unterkunftsräume für einen Teil der Mannschaften geschaffen, der, solange die Besatzung des Schützengrabens nicht in Thätigkeit tritt, gegen das feindliche Feuer so noch besser gesichert ist. Als sehr zweckmäßige Einrichtung muß hervorgehoben werden die Aufstellung zahlreicher Gefäße mit Wasser in den Schützengräben und in manchen Fällen eine Art vollständiger Verproviantirung der einzelnen Gräben mit Lebensmitteln, so daß die Verteidiger nicht durch Hunger und namentlich durch Durst zu einem zeitweisen Verlassen der Stellung genötigt werden konnten. Russischerseits trat dieser Fall mehrfach ein und hatte bisweilen vollständige taktische Nachteile, jedesmal aber wenigstens nutzlose Verluste zur Folge.

„Bei der Einrichtung einer Stellung auf längere Zeit wurden die geschilderten Verteidigungslinien durch Redouten verstärkt, welche an den höchsten Punkten der Stellung angelegt und mit Geschützen armirt werden: sie dienen besonders zum seitwärtigen Bestreichen der Schützengräben.

„Bei der Gesamtanlage der verschanzten Linie wird meist mit großem Geschick darauf Rücksicht genommen, daß eine vordere Linie, falls sie in die Hände des Feindes gefallen, keine Deckung gegen die noch behaupteten rückwärtigen Linien bietet.“

Wir sind alle sehr geneigt, uns durch das Neueste, was wir gesehen oder gehört haben, beeinflussen zu lassen, so sehr sogar, daß wir darüber alle alten und wohl begründeten Grundsätze vergessen. Wir müssen uns daher hüten, die Neuerungen aus dem russisch-türkischen Kriege deshalb für nachahmenswert zu halten, weil jener Krieg der letzte ist, von dem wir Kenntnis haben.

Es ist gefährlich, die Erfahrung aus irgend einem einzelnen Kriege als Norm bei Aufstellung eines taktischen Systems zu Grunde zu legen. Denn fast jeder Krieg hat seine besonderen Eigentümlichkeiten. Es gibt Eigentümlichkeiten der Rasse, des Landes und der Waffen. Der Asiate zum Beispiel, dessen Ansprüche an Verpflegung wunderbar gering sind, der enorme Strapazen ertragen kann, der mit erstaunlicher Geduld ein heftiges Feuer unter Deckung aushält, wird häufig vor der erhobenen Peitsche eines Europäers zittern. Und asiatische Truppen, die vielleicht tagelang einen einfachen Schützengraben gegen eine Armee festhalten, die sie von der Ferne beschießt, laufen wohl vor den Bajonetten eines einzigen Bataillons davon.

Dennoch läßt sich durch ein sorgfältiges und überlegtes Studium viel aus jedem Kriege lernen. Was man aber auch sonst noch an militärischen Kenntnissen aus den Berichten vom russisch-türkischen Krieg von 1877 (zum Beispiel betreffs der Wirkung des Fernfeuers, sowie der Möglichkeit, dasselbe zu ertragen, oder in Bezug auf den Vorteil technischer Ausbildung), heraus zu lesen vermag, ein Punkt scheint klar erwiesen zu sein, nämlich der, daß Befestigungsanlagen nicht nur in der Verteidigung, sondern auch im wirklichen Angriff möglich sind.

Feldbefestigungen kamen den Türken in fast allen Gefechten in einer früher kaum geahnten Weise zu statten — und wenn sie eine Armee, die so mangelhaft wie die der Pforte auf den Krieg vorbereitet war, anlegen konnte, so wird dies jedes andere Heer, das deren Bedeutung würdigt und seine Soldaten dem entsprechend ausrüstet, ebenso gut oder besser können. Es unterliegt keinem Zweifel, daß künftig ein angemessener Gebrauch flüchtiger Befestigungen großen Einfluß auf die Taktik ausüben wird, und daß die Größe von Verlust oder Erfolg im Verhältnis zu dem Maße stehen wird, in welchem eine Armee ihren Wert unterschätzt oder anerkennt.

Dadurch kommen wir auf die Frage: „Wie wird die für den modernen Krieg bereits als notwendig bezeichnete Taktik durch Feldwerke beeinflusst?“

Worin die moderne Taktik besteht und wie sie künftig noch modifiziert werden mag, habe ich schon angedeutet. Desgleichen habe ich festgestellt, wie vielseitig Feldbefestigungen von den Türken in ihrem letzten Kampf mit den Russen, sowohl beim Angriff wie in der Verteidigung, angewendet worden sind. Es bleibt daher nur noch übrig, ihren etwaigen Gebrauch in Verbindung mit der modernen Taktik zu untersuchen. Um dies zu können, muß ich annehmen, daß jeder Infanterist ein kleines Schanzzeug als Teil seiner Ausrüstung mit sich trägt, und daß die Pioniere so vollständig mit Handwerkszeug aller Art versehen sind, daß sie erforderlichenfalls ohne Verzug in Thätigkeit treten können.

Zunächst in der Verteidigung.

Ist Schanzzeug überall nach Bedarf vorhanden, kann man mehr Zeit auf die Vorbereitung des Gefechtsfeldes verwenden; infolge dessen lassen sich die Bauten besser dem Gelände anpassen und vollständiger im Detail ausführen, als dies bisher der Fall war.

In allen früheren Kriegsberichten finden wir, daß Feldbefestigungen von mehr oder weniger erheblicher Stärke und Ausdehnung meist nur seitens der Verteidiger in Gebrauch kommen. In der Zeit der geringen Tragweite und des langsamen Ladens der Feuerwaffen war große Sorgfalt auf den Grundriß zu verwenden; man bedurfte überall der Flanken zur Verstärkung des Frontalfeuers, weil dieses, mochte man noch so viel Mannschaften hinter der Brustwehr aufstellen, allein nicht wirksam genug war, um die Angriffskolonne aufzuhalten. Aus demselben Grunde war es nötig, jeden Winkel und jede Ecke des nächsten Vorfeldes unter Feuer zu bringen.

Heute läßt sich das Gelände vor einer Verteidigungsstellung auf große Entfernung, selbst schon von wenig Schüssen, mit solchem Hagel von Geschossen überschütten, daß Flanken an den einzelnen Werken überflüssig erscheinen. Diese Thatsache erleichtert die Anlage von flüchtigen Bauten im Vergleich zu früher und verringert im gleichen Verhältnis die Herstellungsarbeit.

Da wir nun jetzt auf eine gleiche Anzahl von Soldaten für den Bau von Infanterieposten oder Feldschanzen wie in früheren Kriegen rechnen können, so bleibt ein Ueberschuß von Arbeitskraft zu unserer Verfügung. Diese Arbeitskraft können wir zur Aufräumung des Vorfeldes und zur Herrichtung von Verhauen

und anderen Hindernissen verwenden. Auch lassen sich Stützpunkte durch angelegte Schützengräben verstärken, welche solche Abhänge des Geländes zu beherrschen haben, die von den Verteidigern der Hauptstellung nicht einzusehen sind.

Dennoch müssen wir heute eine Verteidigungslinie von größerer Widerstandsfähigkeit einem Angreifer entgegenstellen können als unter ähnlichen Verhältnissen in früheren Kriegen.

Was will das sagen?

Sicherlich, daß unsere Werke mehr Einfluß als früher auf die Verteidigungstaktik haben werden.

Dem wenn ein General im Verhältnis zur natürlichen und künstlichen Stärke einer befestigten Stellung weniger Verteidiger in der ersten Feuerlinie zu verwenden braucht, dann bleiben ihm um so mehr Reserven, um mit ihnen Flankenangriffe abzuwehren oder Gegenstöße gegen die feindlichen Truppen auszuführen.

Aus dem Gesagten geht für mich klar hervor, daß der Einfluß der Feldbefestigung auf die Verteidigungstaktik, so groß er in der Vergangenheit gewesen sein mag, gegenwärtig doch noch bedeutender ist. Hieraus könnte auf den ersten Blick gefolgert werden, daß durch diesen gesteigerten Einfluß der Wert der Verteidigung überhaupt dem Angriff gegenüber gewonnen haben müßte. Dieser Schluß würde zutreffen, wenn nicht ein neuer Faktor im Kriege aufgetreten wäre: die Anwendung von flüchtig hergestellten Deckungen auch von seiten des Angreifers.

Sollte sich diese allgemeine Anwendung von Feldbefestigungen so leicht durchführbar erweisen, wie man nach den Nachrichten über ihre erste Einführung annehmen möchte, werden auch andere Heere außer dem türkischen für diese Anwendung ausgerüstet und ausgebildet werden. Dann ist aber das frühere Verhältnis wieder hergestellt, das heißt der Angreifer gewinnt die alte Ueberlegenheit über den passiven Gegner zurück.

Ich bin meinerseits davon überzeugt, daß die Offensivtaktik, mehr als je auf zweierlei Weise durch Feldbefestigung beeinflusst werden kann:

1. durch die Sicherung, die letztere bei Ausführung von Flankenangriffen gibt;
2. durch die Hilfe, die sie den Truppen gewährt, um ihr Feuer zur möglichsten Entwicklung zu bringen.

Das Feuer der heutigen Hinterlader wirkt schon vernichtend, wenn es von Schützen im freien Felde abgegeben wird; um so mehr, wenn diese geschützt hinter Deckungen liegen und Auflagen für ihre Gewehre haben. Viele militärische Autoritäten halten deshalb Angriffe in der Front für aussichtslos, wenn mit ihnen nicht solche auf die Flanken verbunden werden. Nun verringern die Befestigungen die Gefahr, welche die Truppen während der Aktion durch einen Gegenangriff bedroht und mindern die furchtbaren Verluste.

Ferner gibt, wie ich schon gesagt habe, die Feldbefestigung den Truppen ein Mittel, um ihr Feuer zur größten Wirkung zu bringen. Die Bedeutung hiervon wächst mit dem Mangel an Ausbildung in der eigenen Armee. Wer mit der Führung von Mannschaften zu thun gehabt hat, der kennt die Schwierig-

keit, die es macht, mit dem kleinsten Trupp selbst sogenannter „alter Soldaten“ über eine Strecke unbekanntes Gelände vorzugehen. Es gibt da wenig Orientierungspunkte: vielleicht einen Baum, oder das Rauchwölkchen aus einem feindlichen Gewehr. Wenn dann mit großem Aufwand von Mühe ein- oder zweimal eine Hecke übersprungen, ein- oder zweimal ein Hohlweg oder Graben passiert ist, hält dann die eigene Linie wohl immer so zusammen, wie sie eigentlich sollte? Mitunter schießen die Leute gar nicht einmal nach der richtigen Gegend! Wenn nun solche Schwierigkeit schon bei geschulten Leuten eintritt, wie muß sie wachsen, wenn die Reihen mit ungeübten Rekruten oder halb brauchbaren Reservisten ausgefüllt sind, wenn vielen Offizieren der Dienst ungewohnt ist, und so mancher Soldat sich nicht in Reih und Glied zurecht finden kann. Unter solchen Verhältnissen gewiß, wenn nicht immer, wird ein Führer in der Feldbefestigung ein unschätzbares Mittel finden, um solche Leute auf kürzere oder längere Zeit in möglichst günstiger Lage im Kampf mit dem fast unsichtbaren Feinde festzuhalten.

Ein oder zwei kriegsgeschichtliche Beispiele werden meine Ansicht klar stellen. Es ist aber festzuhalten, daß in keinem bisherigen Kriege der volle Einfluß (wie ich ihn mir in Bezug auf die Offensivtaktik denke) wirklich zur Geltung gekommen ist, aus Mangel an Schanzzeug und technischer Ausbildung in den beteiligten Heeren.

Indem ich Plewna zum Beispiel nahm, wollte ich zeigen, wie Osman Pascha daselbst durch die Feldbefestigung in die Lage gesetzt wurde, den ganzen Plan eines Feldzuges umzugestalten und womöglich die Anschläge der russischen Strategen zu vereiteln.

Die russischen Generale konnten schwer zur Erkenntnis von der überwältigenden Macht des modernen Gewehres hinter Erddeckungen gebracht werden; sie verharrten dabei, die Türken in Plewna stets von neuem gewaltjam anzugreifen, in dem guten Glauben, daß sie doch schließlich siegen müßten. Im Kampf am 19. Juli, wo die Infanterie nicht stärker als eine Brigade war, sollen sie 3000 Mann verloren haben. In der sorgfältig vorbereiteten Schlacht am 31. Juli, in der sie etwa 32000 Mann und 160 Kanonen einsetzten, und in der am 11. September, bei welcher eine fünftägige Beschießung aus 250 Feld- und 20 Belagerungsgeschützen den Angriff von etwa 60000 Mann Infanterie einleitete, wurden sie mit einem Gesamtverlust von circa 20000 Mann zurückgeschlagen.

Inzwischen bewies ein Ausfall auf die russischen Linien am 31. August, der trotz der erheblichen Uebermacht des Angreifers an der entscheidenden Stelle abgewiesen wurde, daß die schweren Niederlagen der Truppen des Zaren nicht durch die überlegene Tüchtigkeit der türkischen Soldaten herbeigeführt waren.

Das Fehlschlagen des dritten Angriffs auf Plewna brachte den Höchstkommmandirenden der russischen Armee, Großfürsten Nikolaus, zu der Ueberzeugung, daß jene gewaltjamen Angriffe auf Befestigungen keine Aussicht auf Erfolg hatten. Man beschloß man die Hilfe des geschickten Ingenieurs in Anspruch zu

nehmen, der bei Sebastopol gezeigt hatte, daß ihm die Macht der Erdwerke, jedenfalls bei der Verteidigung, bekannt war.

Sowie General Todleben zur Leitung der Angelegenheiten eingetroffen war, begannen die Russen den Spaten dem Spaten entgegen zu setzen, und unter Festhalten der Front des Feindes mit Erdarbeiten dessen rückwärtige Verbindungen zu bedrohen.

Die östlich von Osman Paschas Linien befindlichen russischen Truppen gingen zuerst an die regelmäßigen Eingrabungen, weil es von äußerster Wichtigkeit schien, sich hier gegen einen Ausfall von Plewna her zu sichern.

Aber die Soldaten im Norden und Süden waren gleichfalls zur Arbeit bereit und befestigten, sobald sie über Schanzzeug verfügten, auch ihre Stellungen.

Die eintreffenden russischen Verstärkungen dirigierte man westwärts gegen die Verbindungslinien des Verteidigers. Der entstehende Kampf, der mit der bekannten ungestümen Tapferkeit durchgeführt wurde, erreichte nunmehr, da er rationell geleitet war, seinen Zweck, wenn auch mit einem Verlust von 3000 Mann.

Auf diese Weise war denn das Thor gegen fernere Verstärkungen abgeschlossen und die völlige Einschließung der türkischen Armee bewirkt.

Die russischen Angriffsarbeiten gewannen unter Anspannung aller Kräfte von Tag zu Tag an Stärke. Beobachtungsposten entdeckten jede Bewegung der Belagerten und Telegraphenlinien trugen die Nachrichten rund um die Verschanzungen, so daß eine Vereinigung der russischen Kräfte an jedem bedrohten Punkte leicht möglich war.

Nachdem auf diese Weise die Türken dem Hungertode preisgegeben waren, blieb Osman nur die Wahl, sich zu ergeben oder durchzuschlagen.

Er wählte letzteres.

Obgleich aber seine Soldaten wußten, daß ihnen im Falle des Mißlingens Gefangenschaft oder wohl noch Schlimmeres drohte, und daher mit mehr als gewöhnlicher Tapferkeit fochten, durchbrachen sie doch nur die vordersten russischen Linien. Dann mußten sie, von Front und Flanken beschossen, ihre Waffen vor denjenigen Leuten strecken, die sie so oft von Plewnas Schützengräben zurückgewiesen hatten.

Demnach hat man wohl mit Recht die Frage gestellt: Konnten die Russen nicht von vornherein thun, was ihnen schließlich zum Siege verhalf?

Bei ihrem Verfahren waren — von Zeit und Geld abgesehen — mindestens 20000 Mann nutzlos geopfert; auch hatte das „moralische Element“ ihrer ganzen Armee wesentlich gelitten. Die Türken dagegen gewannen in demselben Verhältnis an Selbstvertrauen und mehrten ihr Ansehen in Plewna sowohl wie andernorts.

Man muß doch annehmen, daß das russische Nachrichtenbureau die Stärke und Hilfsmittel von Osman Paschas Armee in Widdin im Anfang des Krieges gekannt habe. Wenigstens mußte bald nach dem Ueberstreiten der Donau die Kavallerie die Bewegungen derselben aufgeklärt haben. Dann hätte der russische Plan sein können, jene Heeresmacht mit einem einzigen, stark verschanzten Corps in der Front festzuhalten, und nach Maßgabe der eintreffenden Truppen auf

einer oder beiden Flanken zu bedrohen, bis sie gezwungen war, entweder zur Sicherung ihrer Verbindungen zurück zu gehen, oder durch den Angriff den Vorteil ihrer eigenen Verteidigungsstellung aufzugeben.

Diese Betrachtungen sind eigentlich müßig, da wir wissen, daß die Russen zuerst gar kein Schanzzeug zur Herstellung von Schützengräben mitführten, und daß die meisten ihrer Führer keinerlei technische Kenntnisse besaßen.

Das Gesagte beweist genügend unsere Behauptung, daß Feldbefestigung beim Angriff mehr geleistet hat, als die Tapferkeit von 20 000 Russen, selbst mit dem Verlust des fünften Theils, vermochte.

Ferner, um eine andere Episode desselben Feldzuges anzuführen am 27. Juni überschritten die Russen die Donau.

Am 16. Juli war der Hauptübergang über den Balkan gesichert, ein Erfolg, der mit Hilfe einer umgehenden Bewegung wie folgt erreicht wurde:

General Gurko führte mit Hilfe einiger christlichen Stundschafter 8 Regimenter Kavallerie und 6 Bataillone Schützen auf Nebenwegen durch das Herz des Gebirges. Er überrannte und warf dabei ohne Mühe die geringen zur Verteidigung verteilten türkischen Kräfte. Dann debouchirte er in die südlichen Thäler und wandte sich gegen das am Ausgang des Schiptapasses gelegene Dorf Kasanlik.

Da der genannte Paß den Hauptübergang über den Balkan bildete und über ihn die einzige brauchbare Straße für Armeezufuhren führte, so beschloß der russische Oberbefehlshaber, ihn zu nehmen.

Während Gurko die erwähnte Umgehung ausführte, sollte Fürst Mirski mit einer Infanteriedivision direkt von Norden auf den Schiptapass losgehen.

Gurkos Kolonnen sollten die Paßbefestigungen im Rücken fassen, während Fürst Mirski in der Front angriff. Es kam aber infolge von unvermeidlichen Verzögerungen auf seiten des ersteren zu keinem unmittelbaren Zusammenwirken.

Am 17. ging Fürst Mirskis Division gegen die Schanzen, welche die Türken quer über die Straße auf der Paßhöhe gelegt hatten, vor, deren Einnahme aber trotz eines ersten mehrstündigen Kampfes nicht gelang.

Am 18. führte Gurko, der tags zuvor Kasanlik besetzt hatte, seine Leute an den südlichen Bergabhängen gegen die Schiptastellung hinauf und drang in das türkische Lager ein, worauf die Türken das Feld räumten, so daß sich am folgenden Morgen die beiden russischen Abteilungen die Hände reichen konnten. Sofort wurden Einrichtungen getroffen, um die Stellung zu sichern und den Vormarsch der Armee südwärts gegen Adrianopel vorzubereiten.

Inzwischen brachte die türkische Regierung, durch das Erscheinen einer russischen Truppenmacht südlich vom Balkan alarmirt, die gegen Montenegro operirenden Truppen über See herbei und schickte sie schleunigst gegen Norden, um der Hauptgefahr zu begegnen. Suleiman Pascha wurde zum Oberbefehlshaber dieser Armee ernannt mit dem Auftrage, Adrianopel und die direkte Straße nach der Hauptstadt zu decken.

So kam es, daß Gurko am 29. Juli mit einer Avantgarde aller Waffen

auf seinem Marsch südwärts auf überwältigende Kräfte stieß, die seine Truppen sprengten und ihn zwangen, seine ganze Kavallerie bis nördlich vom Balkan zurück zu ziehen. Der Schipka war aber befestigt und wie die benachbarten Pässe mit Infanterie besetzt. Doch nur wenig Mannschaften konnten für diesen Dienst erübrigt werden, weil während der eben beschriebenen Operationen bereits das große Drama von Plewna begonnen hatte, und jeder verfügbare Soldat dazu benützt wurde, um die Reihen der dortigen russischen Armee zu füllen.

Nachdem Suleiman die ganze Gegend südlich der Gebirgskette gesäubert hatte, fand er nichts mehr vor sich als eine schwache Abteilung, die ihm auf der Paßhöhe die Stirne bot. Aber diese Abteilung stand, mit Hinterladern bewaffnet, hinter Erdbornwehren! Und obgleich er mit 40 Bataillonen türkischer Kerntruppen heftig und hartnäckig angriff, vermochte er die russische Verteidigungsstellung dennoch nicht zu brechen — das einzige Ergebnis war die Vernichtung seiner Armee, die nach furchtbaren Verlusten für den Rest des Feldzuges nicht mehr zur Geltung kam.

Wenn der türkische General nach seinem ersten Vorgehen geringe Kräfte, verschanzt, an dem Südbahng des Schipka aufgestellt hätte, um den Verteidiger des Passes in Schach zu halten, dann wäre der Kern seines Heeres anderwärts verwendbar gewesen. Dieser konnte entweder den russischen Balkanverteidigern in den Rücken gehen, oder Osman Pascha in Plewna beistehen, oder das Heer unter Mehemed-Ali verstärken, das bei seiner Schwäche hart rang, um die Truppen des Zarewitsch auf den Brückenkopf an der Donau zurück zu drücken. Würde er auf diese Weise nicht den Grundsätzen gemäß gehandelt haben, die ich als maßgebend für die taktische Verwendung von Feldbefestigungen aufgestellt habe? Und würde er dadurch nicht der Sache seines Landes genützt und eine Provinz vielleicht auf immer vor den Klauen des Eindringlings gerettet haben?

Ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen ohne eine andere Art des Einflusses zu berühren, die Feldbefestigung auf die Taktik wie Strategie, wenn auch vielleicht nur indirekt, üben wird. Ich meine ihren Einfluß auf feste Plätze.

Festungen können durch Mittel der Feldbefestigung und des modernen Feuers viel leichter als früher eingeschlossen werden. Dazu genügen jetzt Truppenstärken, die nicht viel größer sind als die der Besatzung.

Hiernach ist zweierlei wahrscheinlich:

1. Es werden befestigte Städte künftig nur zur Deckung von Verbindungslinien in Gebrauch kommen. Der Angreifer wird sie nur in dem Falle einnehmen müssen, wenn er in den Besitz der beschützten Straßen oder Eisenbahnen gelangen will oder muß.

2. Verschanzte Lager mit Erdwerken werden an die Stelle von befestigten Städten treten, um als Vereiniungspunkt für geschlagene oder ungeübte Truppen, sowie als Ausgangspunkt für deren offensive Unternehmungen zu dienen.

Es würde die vorliegende Aufgabe überschreiten, wollte ich auf eine Erörterung des taktischen Gebrauchs von Festungen eingehen, von dem der Krieg

1870/71 so manche Beispiele gegeben hat. Aber auf eine merkwürdige Erscheinung im russisch-türkischen Kriege möchte ich doch noch hinweisen, nämlich daß, während Festungen wie Kars, Ardahan und Nikopolis im Sturm genommen wurden, die feldmäßig befestigte Stellung bei Plewna, die erst angesichts des Feindes und unter dessen Feuer entstand, monatelang stand gehalten hat.

Jedenfalls muß zugestanden werden, daß sich in diesem Kriege die Feldbefestigung als offensives Element auf dem eigentlichen Schlachtfeld offenbart hat, sie hat nicht nur den Verteidiger in stand gesetzt, auf Stunden einen Erdhügel festzuhalten, sondern sie ist als Rival der permanenten Befestigung aufgetreten; sie hat eine wichtigere Rolle gespielt als bisher!



Zur Verhütung von See-Unfällen.

Von

Vize-Admiral Batsch.

Die sprichwörtliche Klugheit der „Steuerleute“, die am Lande zu Gericht sitzen, ist der Erleichterung der rauhen Seiten des Seehandwerks nicht immer zuträglich. Und da das Meer eine Fahrstraße ist, auf welcher alle Nationen sich mit völlig gleichem Recht umhertummeln, so leidet die Kaltblütigkeit des Urteils zuweilen unter den Wallungen des Chauvinismus.

In dem Augenblick, wo dies geschrieben wird, ist über die Schuldfrage bei der letzten Katastrophe in der Nordsee ein abschließendes Urteil noch nicht möglich. So viel scheint festzustehen, daß die Nacht zwar klar und frei von Nebel, aber doch sehr dunkel war; immerhin hat man die Lichter der Fischerfahrzeuge auf 4—5 Seemeilen sehen können. Der Wind war Ostsüdost, stürmisch, und die See pflegt bei solchem Wind nicht sehr hoch zu sein, weil er vom Lande herkommt. Daß die See nicht sehr hoch sein konnte, beweist auch die Anwesenheit der kleinen Fischerfahrzeuge.

Die „Elbe“ steuerte südwestlich in den Kanal, die „Crathie“ nördlich und etwas westlich, vielleicht Nord zu West, von Rotterdam nach Aberdeen; ihr Kurs kreuzte also den der „Elbe“ in einem Winkel von 4—5 Kompaßstrichen (8 auf den Quadranten).

Nach allen Aussagen war auf der „Elbe“ guter Ausguck, denn man entdeckte das grüne Steuerbordlicht der „Crathie“ in einer Richtung von 2½ Strich vom Backbordbug.

Nahm der Kapitän der „Elbe“ an, daß der von ihm gesehene Dampfer wachsam, und des roten (Backbord-)Lichtes der „Elbe“ ansichtig geworden sei, so war er nicht allein berechtigt, sondern gewissermaßen auch verpflichtet, seinen Kurs zu halten. Denn er mußte annehmen, daß das gesehene Schiff darauf bedacht sein werde, dem roten Licht der „Elbe“ auch sein rotes Licht zu zeigen,

da jeder Seemann weiß, daß die Gefahr der Kollision erst dann ausgeschlossen ist, wenn Rot gegen Rot, oder Grün gegen Grün steht; und da das allgemein sogenannte „Backbordrunder“ die Regel ist, so mußte „Crathie“ wissen, daß sie nicht darauf zu rechnen habe, daß das an Steuerbord gesichtete Schiff ihr ein grünes Licht zeigen werde.

„Crathie“ mag, da auch sie den Wind von achter hatte, 10—11 Knoten gelaufen sein, der „Elbe“ mag an 15 Knoten nicht viel gefehlt haben; diese Schnelligkeit hat der Kapitän der „Crathie“ vermutlich nicht in Rechnung gezogen, sondern bei seiner eigenen ihm groß erscheinenden Fahrt geglaubt, den Bug der „Elbe“ noch passiren zu können. Diese Rechnung war falsch und verdoppelte den Fehler, den er dadurch beging, daß er beim Aufsichtigwerden des Schiffes an Steuerbord nicht sofort stoppte und derart abdrehete, daß er dem roten Licht der „Elbe“ sein eigenes rotes Licht gegenüber stellte.

Da auch die beiden Lotsen gerettet sind, so wird man bald darüber Gewißheit haben, ob die hier gegebene Betrachtung zutreffend ist. Es wird bei Beurteilung der ganzen Sache die Frage auftauchen, ob die jetzt gültigen Ausweichebestimmungen genügen; man wird sie für lückenhaft halten und für revisionsbedürftig; mag dem sein, wie ihm wolle: man wird auf dem Wege des Wortlautes der Bestimmungen derartige Unfälle nicht verhüten können, denn eine Vereinbarung mag lauten, wie sie will, es wird immer Fälle geben, wo den Beteiligten eine buchstäbliche, blinde Befolgung Gefahr bringt.

Daß die Wachsamkeit vieler hier verkehrender englischer Dampfer zu wünschen läßt, ist bekannt; ebenso die Schwäche ihrer Besatzung, ein Mangel, der in fast allen Handelsmarinen, die französische ausgenommen, zu statt abnimmt, und für dessen Abhilfe eine staatliche Aufsicht wohl angebracht wäre. Gegen eine solche sträuben sich aber sowohl Rheder, wie nautische Vereine auch in Deutschland. Wie sehr man die Kontrolle scheut, beweist die geringe Inanspruchnahme der Seewarte zur Prüfung der Instrumente.

Mag die Nacht auch sichtig gewesen sein; die Schätzung der Entfernung war sicher von großer Schwierigkeit, und auf die Kenntnis oder ungefähre Kenntnis der Entfernung von einander kam es hier an.

Ueber alle anderen die Katastrophe begleitenden Umstände wird man zur Zeit, wo dies im Druck erscheint, wohl besser unterrichtet sein, als wir es heute sind.

Der Zweck dieser Zeilen ist ein allgemeinerer. Unfälle zur See ganz zu vermeiden, wird ein frommer Wunsch bleiben für alle Ewigkeit. „Navigare necesse, vivere non.“ Wer hinaus geht, sei sich der Gefahr bewußt, wer aber für diejenigen, so da hinausgehen, Gesetze macht, auch der sei sich der Gefahr seiner Gesetzgebung bewußt.

Die alte Bestimmung von „red to red“ und „green to green“ und so weiter, mag mancher Veränderung und Verbesserung fähig sein, sie hat den großen Vorzug, daß sie alt, daß sie bewährt und geübt, daß sie allen Nationen gleichmäßig bekannt, und in dunklen Nächten geläufig ist. Wer in eine Lage kommt, wo er es nach bestem Wissen für richtig hält, davon abzuweichen, weiß, daß er es

thut auf eigene Gefahr. Wie aber steht es mit Dingen, die auf der allgemeinen, breiten Meerstraße des Meeres von verschiedenen Nationen verschieden gehandhabt werden?

Von nicht viel weniger Bedeutung wie das Straßenrecht und das Ausweichen ist ein gleichmäßiges Verfahren in den „Ruderkommandos“. Während andere Nationen wenigstens in sich darüber einig sind und ihre Seeleute zu einer gleichmäßigen Ausübung erziehen und verpflichten, gibt es Nationen, wo Kriegs- und Handelswejen verschiedene Wege gehen. Deutschland hat dreierlei Arten des Verfahrens.

In der deutschen Marine kommandirt man das Ruder nach der Richtung, welche der Kopf oder das Vorderteil des Schiffes, in der Handelsmarine nach der Richtung, in welcher die Pinne des Ruders geht, und in der deutschen Paketfahrt kommandirt man „rechts“ oder „links“ ohne Gebrauch der alten Ausdrücke „Steuerbord“ und „Backbord“.

Denkt man sich, — und der Fall ist nicht so undenkbar — daß diese drei Verschiedenheiten zur Geltung kommen in einer stürmischen dunklen Nacht in belebtem Fahrwasser, wo es darauf ankommt, einen andern in Kenntnis zu setzen von dem, was man selbst thut, oder einem andern zu sagen, was er thun müsse, da ist mit dem Mißverständnis auch die Gefahr verdoppelt.

Ob die Seebeckgebung den Veruf und die Pflicht hat, sich dieser Sache anzunehmen, möge dahingestellt sein; eine Vereinbarung scheint dringend notwendig.

Eine Gefahr liegt schon darin, daß bei uns in der Kauffahrtei der Schiffsjunge und Matrose anders erzogen, geübt und gewöhnt wird, als er beim Dienst in der Marine zu verfahren hat. Es ist nicht gut, daß, wenn er auf dem Kriegsschiff anfängt, er sich des Altgewohnten erst wieder entledigen soll. Namentlich bei drohenden Katastrophen pflegt die alte Gewohnheit ihr Recht zu behaupten.

In den nordischen Meeren ist das nicht von solcher Bedeutung wie im Kanal und Atlantik, wo das „port-helm“ oder „Backbordruder“ der Bestimmungen des Straßenrechts für Lotsen und Seeleute eine so ausschlaggebende Rolle spielt.

Das Ungereimte des von Engländern, Amerikanern und — wohlgemerkt — auch von der deutschen Handelsmarine noch immer befolgten Verfahrens liegt darin, daß der Kommandirende in der dem Rudersmann erteilten Weisung den Ausdruck „Backbord“ gebraucht, wenn der letztere das Steuerrad nach „Steuerbord“ drehen und den Kopf oder das Vorderteil des Schiffes nach „Steuerbord“ wenden soll.

Noch ungereimter wird es, wenn er optische Zeichen, also etwa ein Winken mit der Hand, zu Hilfe nimmt. Während er „Backbord!“ ruft, winkt er nach Steuerbord.

Die deutsche Kriegsmarine hat sich, dem Beispiel der französischen und der nordischen Mächte folgend, von dieser Ungereimtheit emanzipirt. Seit nunmehr zwölf Jahren fallen das Kommandowort, die Drehung des Steuerrades und die dem Kopf oder Vorderteil des Schiffes gegebene Wendung unter ein und denselben Ausdruck. Die Emanzipation erfolgte seinerzeit nicht ohne Widerstand

und Kritik in nautischen Fachkreisen; namentlich waren die sogenannten „Nautischen Vereine“ der Neuerung abgeneigt. Indes haben zwölf Jahre der Uebung die Sache eingebürgert, freilich — wie es scheint — immer noch nicht genug, um die Handelsmarine dem Beispiel folgen zu lassen, und nach wie vor kommandirt der Offizier auf dem Kriegsschiff „Backbord“, wo der Führer des Kauffahrers „Steuerbord“ sagt!

Nicht genug damit: in der Erkenntnis, daß es wohl angebracht sei, die Richtung, die der Kopf des Schiffes nimmt, mit der Drehrichtung des Steuerrades und dem entsprechenden Kommandowort in Einflang zu bringen, beschloffen die beiden großen deutschen Dampfergesellschaften von Hamburg und Bremen, dem Beispiel der Kriegsmarine in der Emanzipation von der alten Ungereimtheit zu folgen. Anstatt aber die alte, bewährte Terminologie beizubehalten, an der kaum etwas zu bemängeln war, ersetzte man die Ausdrücke „Steuerbord“ und „Backbord“ durch „rechts“ und „links“; schon deshalb unzweckmäßig, weil beides einsilbige Worte, die in stürmischem Wetter leicht zu Verwechslungen führen.

Man denke sich den Fall, daß in dunkler Nacht zwei Schiffe, von denen eins das andere nicht gewahr wird, derart neben einander herlaufen, daß die Kurslinie des einen die des andern kreuzt. Eines von beiden erkennt die Gefahr, sieht aber, wie eine Kollision nur dadurch zu vermeiden, daß das andere nach Backbord ausweicht, und dazu — im Sinn des deutschen Kauffahrers — mit „Steuerbordrudder“ nach „Backbord“ dreht, oder daß man ihm, wenn es ein Schiff des „Lloyd“ oder der „Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Aktiengesellschaft“ ist, ein recht vernehmliches „links um!“ zuruft.

„Soviel Deutsche, soviel Köpfe!“ ist eines der geflügelten Worte des Alt-Reichskanzlers; und hier hat sich die Untugend der Vielköpfigkeit auf ein Gebiet verichlagen, wo es den Katastrophen Thür und Thor öffnet.



Der Kampf der Gesellschaft gegen die Diebe.

Von

Guglielmo Ferrero.

In allen Großstädten der alten wie der neuen Welt lebt eine sehr zahlreiche Bevölkerung von Dieben und Räubern, für welche der Diebstahl im vollsten Sinne des Wortes ein Gewerbe geworden ist. Selbstverständlich ist es nicht möglich, ziffernmäßig den Betrag der Gütermenge festzustellen, welcher von diesen gierigen Parasiten Jahr für Jahr dem arbeitenden und produktiven Teile der Gesellschaft entzogen wird; allein wenn eine derartige Statistik zu stande gebracht werden könnte, würde man wohl darüber staunen, wie hoch sich der von der zivilisirten Welt den Dieben entrichtete Tribut beziffert, und wie

sehr er von Jahr zu Jahr zunimmt. Gegen diese soziale Krankheit hat man bei fast allen zivilisirten Völkern das Heilmittel im Zellengefängnis gesucht. Im Anfange dieses Jahrhunderts kam man zur Erkenntnis, daß die alten Gefängnis-systeme ganz und gar verfehlt seien, denn die zusammenlebenden Gefangenen fanden hinter Schloß und Riegel eine Art höherer Schule des Verbrechens, in welcher sie sich in ihrem Metier vervollkommneten, und in der sie vollends schlecht wurden, wenn sie dieselbe nur im halbverdorbenen Zustande betreten hatten. Man glaubte damals, wenn man den Verbrecher bessern wolle, müsse man ihn isoliren; die Einsamkeit, das Fernhalten der schlechten Beispiele, das Nachdenken, das unter dem Banne der Einsamkeit selbst in dem verworfensten Gemüt entsteht, müsse -- so nahm man an -- die moralische Besserung des Schuldigen herbeiführen. Von diesem Gedanken ausgehend, schuf man das Zellengefängnis für die Verbrechen mittlerer Schwere und vor allem den Diebstahl; und man hat es, von dem gleichen Grundsatze ausgehend, unter nur wenig von einander abweichenden Formen zur stehenden Einrichtung werden lassen. Gleichwohl neigen sich fast alle Kriminalisten der Annahme zu, daß die große Reform nicht erreicht worden ist, und daß namentlich bezüglich der Diebe, für welche die Isolirzelle doch speziell geschaffen worden ist, das neue System den Zweck verfehlt hat, den Verbrecher moralisch zu heben und denselben nach Verbüßung seiner Strafe der Gesellschaft in einem besseren Zustande als bei seiner Einlieferung in das Gefängnis zurückzugeben. Die statistischen Ermittlungen über den Rückfall beweisen diesen Mißerfolg mit fast grauenhafter Evidenz. Da ich den Leser nicht mit komplizirten statistischen Tabellen behelligen will, werde ich hier keine ziffermäßigen Angaben machen, sondern mich darauf beschränken, die Schriftsteller namhaft zu machen, die, vor allem von der Statistik des Rückfalls ausgehend, am besten die Wirkungslosigkeit des Zellengefängnisses nachgewiesen haben. Es haben Olivercrome für Schweden, Reinach für Frankreich und Belgien, Garofulo und Ferri für Italien, und Pears, Morrison und Griffith für England und Amerika den Nachweis erbracht, daß fast regelmäßig der Dieb beim Verlassen des Gefängnisses sich wieder auf die gefährvolle Laufbahn begibt, auf welcher er seiner erstmaligen Verurteilung entgegengeführt worden ist. Das Gefängnis ist für ihn nur ein Erholungsort gewesen, an dem er für eine gewisse Zeit seinen Beruf nicht hat ausüben können. Wir wollen statt dessen -- da das ja der Zweck dieses Artikels ist -- untersuchen, was man an die Stelle des Zellengefängnisses setzen könnte. Der Mißerfolg aller der verschiedenen Formen des gleichen Systems, wie er von einer so großen Anzahl von Beobachtern bei den einzelnen zivilisirten Völkern wahrgenommen worden ist, legt uns wie von selbst den Gedanken nahe, daß man den Fehler überhaupt in dem Gefängnis-system suchen muß; man muß daher ein anderes Strafsystem ausfindig machen als das Gefängnis, da dieses sich allenthalben als unzureichend erwiesen hat.

Das gegenwärtige Strafsystem, in welcher Form es auch auftrete, besteht darin, den Dieb für eine gewisse Zeit völlig seiner Freiheit zu berauben, und diese Zeit ist nicht einmal lang, denn sie geht, von ganz schweren Fällen ab-

gesehen, über vier bis fünf Jahre nicht hinaus; ist diese Frist verstrichen, so wird dem Diebe seine volle Freiheit wieder gegeben, und er kann sich derselben von neuem zur Vollführung seiner Verbrechen bedienen. Wir haben gesehen, daß dieses System die Gesellschaft nicht sonderlich schützt, denn in der Mehrzahl der Fälle übt das Gefängnis einen kaum nennenswerten moralischen Einfluß auf die Diebe aus, die nach ihrer Entlassung fast regelmäßig, nur noch mit größerer Vorsicht, ihre alte Laufbahn wieder aufnehmen. Daraus folgt, daß man, um die Gesellschaft gegen die Diebe zu schützen, nach dem gegenwärtigen System sämtliche rückfällige Diebe zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilen und sie so nicht nur für zwei oder drei Jahre, sondern für immer unschädlich machen müßte. Augenscheinlich ist aber eine derartige Idee aus moralischen wie nicht minder aus ökonomischen Gründen nicht durchführbar. Das moralische Bewußtsein unserer Zeit verlangt ein gewisses Gleichmaß zwischen Vergehen und Strafe; zwischen dem, was der Verbrecher Uebles gewirkt, und dem, was ihm dafür zur Sühne auferlegt werden soll, und es ist der Diebstahl nur selten ein Vergehen so schroffen Charakters, daß er, in den Augen der anständigen Leute, eine so schwere Bestrafung wie lebenslängliche Freiheitsentziehung gerechtfertigt erscheinen ließe. Unser moralisches Bewußtsein würde sich gegen ein derartiges Uebermaß von Grausamkeit auflehnen und es nicht ruhig geschehen lassen, daß man Leute auf Lebenszeit ihrer Freiheit beraubte, die zwei- oder dreimal und dazu vielleicht nur geringwertige Gegenstände gestohlen hätten. Außerdem würde ein derartiges System ganz unverhältnismäßige Aufwendungen bedingen, man müßte auf Kosten des Staates, das heißt der ehrlichen Leute, eine übermäßig große Anzahl von Dieben ernähren, denn man ist bisher noch nirgendwo zu einer so erspriesslichen Organisation der Gefängnisarbeit gediehen, daß dadurch die Ausgaben für die Gefängnisverwaltung vollständig aufgewogen worden wären.

Es muß demnach ein System ausfindig gemacht werden, das zugleich wirksamer, menschlicher und dabei weniger kostspielig ist. Dieser Zweck könnte unserer Ansicht nach erreicht werden, wenn man den rückfälligen Dieb, statt ihn für einen kürzeren Zeitraum seiner ganzen Freiheit zu berauben, für einen längeren Zeitraum eines Teiles seiner Freiheit beraubte. Der rückfällige Dieb dürfte nicht zu so und so viel Jahren Gefängnis verurteilt werden, sondern er müßte in einen Zustand von Halbfreiheit versetzt werden, analog dem Zustande des *servus populi*, des Staatsklaven des alten römischen Rechts. Der Verurteilte würde nicht in eine Zelle gesperrt werden, sondern er würde seine Freiheit, wenn auch in gemindertem Zustande, behalten: die Polizei würde ihn nach einem von ihr ihm bestimmten Ort schicken und dem Verurteilten den Grenzbezirk anweisen, den er nicht verlassen könnte, und auf dem er unter strengster Polizeiaufsicht leben müßte. Im Grund genommen würde das die Strafe der Relegation sein, die bei der schwärmerischen Voreingenommenheit für das Zellenystem in mehreren Gesetzbüchern abgeschafft worden ist, die man aber gleich verschiedenen anderen älteren Einrichtungen hätte einer passenden Abänderung unterziehen und

nicht ganz und gar aufheben sollen. Der rückfällige Dieb würde zu dieser Strafe des Staatsflaventums von den ordentlichen Gerichten verurteilt werden, allein nach gefälligem Spruche würde die Polizei sich seiner bemächtigen und ihm seinen Wohnsitz anweisen.

Nach dieser Auseinandersetzung erscheint das System sehr einfach; allein, wenn man eine neue Einrichtung vorschlägt, muß man stets auch eine gewisse Anzahl von Einzelheiten angeben, ohne welche es unmöglich ist, eine klare Anschauung zu geben. Im vorliegenden Falle sind die Einzelheiten durch die Beantwortung dreier Fragen gegeben, die sich sofort dem Geiste darstellen: Wie sollten diese Staatsflaven leben? Würden sie sich nicht ihrer Freiheit zum Stehlen bedienen? Würden sie nicht entweichen?

Ich habe gesagt, die rückfälligen Diebe müßten etwas dem *servus populi* Analoges werden, gerade weil sie vom Staat verwendet werden könnten, der sie in seinem Dienste könnte arbeiten lassen. Die Obliegenheiten des Staates sind heutzutage so zahlreich und so mannigfaltig, daß der Staat von Tag zu Tag eine größere Anzahl von Bediensteten nötig hat; er könnte daher wenigstens einen Teil von ihnen für sich arbeiten lassen, je nach ihrem Bildungsstande und ihren Fähigkeiten. Unter den Dieben gibt es Leute von bemerkenswertem Talente, einzelne erweisen sich sogar von glänzenden Geistesgaben; sie könnten daher zweckmäßig zu bestimmten Arbeiten verwandt werden, vorausgesetzt, daß sie mit Geldangelegenheiten nichts zu thun hätten. Die Besoldung dieser Verurteilten müßte die gleiche wie der übrigen Angestellten sein, nur müßte der Staat einen Teil davon zurückbehalten, um die Opfer des vom Verurteilten verübten Diebstahls zu entschädigen und Ersatz für die Beaufsichtigungskosten zu bekommen, dabei dem Verurteilten einen Teil belassend, der groß genug wäre, daß er davon leben könnte. Der Verurteilte würde absolut freie Verfügung über den ihm verbleibenden Teil seiner Entlohnung behalten, und er müßte daran denken, sich von dieser Geldsumme zu nähren und zu kleiden, mit einem Worte, davon zu leben. Aber wenn der Verurteilte lässig wäre, wenn er seine Obliegenheiten nur sehr schlecht und säumig erfüllte? Diese Vermutung ist nicht ungegründet, denn wie man weiß, ist eines der bei Dieben häufiger vorkommenden geistigen Gebrechen die Unfähigkeit zu regelmäßiger, beständiger und methodischer Arbeit, weshalb zu befürchten steht, daß viele der Verurteilten sich nicht zu ordnungsmäßiger Arbeit bequemen würden, selbst wenn sie sich in einer derartigen Lage befänden. In diesem Falle würde die Regierung für eine bestimmte Zeit aufhören, eine Entlohnung zu gewähren und sich dabei um das Geschick des Verurteilten nicht weiter kümmern, als sie sich heute um die Zukunft irgend eines Beamten kümmert, der seine Entlassung verlangt; gleichzeitig aber würde man der Polizei Weisung geben, den Betreffenden ganz besonders scharf zu überwachen, um ihn daran zu verhindern, die Mittel für seinen Lebensunterhalt durch Diebstahl zu gewinnen. In eine derartige Lage gebracht, würde der Verurteilte wohl gezwungen sein, zu arbeiten, wenn er nicht vor Hunger umkommen wollte. Zweifelsohne würden viele Diebe, diejenigen, bei welchen die

moralische Berkommenheit einen höheren Grad erreicht hat, sich dem Arbeitsgesetz nicht fügen, selbst wenn sie nur die Wahl zwischen Arbeit oder Tod hätten. Wahrscheinlich würde bei diesen Staatsklaven der Selbstmord sehr häufig vorkommen, häufiger vielleicht, als es heutzutage im Gefängnis der Fall ist. Das würde dann aber nur eine wohlthätige Beseitigung der für das soziale Leben am wenigsten geeigneten Elemente sein, eine freiwillige Beseitigung von Menschen, die nicht zu leben vermögen, ohne ihren Mitmenschen Uebles zuzufügen. Die Unfähigkeit zur Arbeit ist das psychische Grundübel des größten Theiles der professionellen Diebe; es ist daher nicht mehr als recht und billig, wenn die Gesellschaft denen zu Hilfe kommen will, die nicht ganz unfähig sind und die bei Ausdauer und Fleiß ihr eines Tages nützlich werden können. Was aber diejenigen betrifft, denen es ganz und gar an Arbeitsfähigkeit gebricht, und die daher nur auf Kosten der gesunden und arbeitamen Individuen leben könnten, so wäre es, sofern uns die sanfteren Sitten der modernen Zivilisation daran verhindern, eine künstliche Zuchtwahl eintreten zu lassen, nicht zu beklagen, wenn sie selbst es auf sich nähmen, die Gesellschaft von ihrer Gegenwart zu befreien.

Wenn der Staat nur eine bestimmte Anzahl dieser Sklaven in seinem Dienste zu verwenden vermöchte, so könnte er die übrigen je nach ihren Fähigkeiten und ihrem Bildungsgrade an Privatunternehmer vermieten. Ich sage, er könnte sie vermieten, denn der Staat würde das Recht haben, einem Verurteilten aufzugeben, bei einem Unternehmer zu arbeiten, wenn er ihn selbst nicht beschäftigen könnte, und ebenso das Recht, einen Teil des dem Verurteilten zukommenden Lohnes zu dem von uns oben des weitern erläuterten Zwecke in Empfang zu nehmen. Wollte aber der Verurteilte, um seine ökonomische Lage zu verbessern, auf eigene Rechnung Arbeit suchen, so dürfte der Staat dem nicht entgegenreten, selbst wenn der Verurteilte deshalb seinen Dienst verlassen wollte. Ebenso dürfte der Staat den Verurteilten, wenn es diesem gelingen sollte, sich zum kaufmännischen oder gewerblichen Unternehmer aufzuschwingen, nicht daran verhindern; er müßte sich nur sein Ueberwachungsrecht wahren und ebenso das Recht, zur Entschädigung des durch den Diebstahl Benachteiligten und zur Bestreitung der Ueberwachungskosten einen Teil des Gewinnes an sich zu nehmen; bezüglich der Mittel des Gelderwerbs aber müßte der Verurteilte freie Wahl haben, abgesehen natürlich von dem Falle, daß diese Veränderungen zum Vorwande für verbrecherische Thaten dienen.

Auf die zweite Frage, d. h. auf die, ob die Verurteilten nicht wieder stehlen würden, antworten wir: Nein, sie würden nicht stehlen, wenn die Aufsicht ordentlich gehandhabt und die Verurteilten nach kleinen Provinzialstädten geschickt würden. Wie bereits gesagt, soll das erwähnte Strafsystem sich auf die rückfälligen Diebe erstrecken, die den Diebstahl als Gewerbe betreiben; nun handeln diese aber fast immer nur in größerer oder geringerer Gemeinschaft, denn allein würden sie wenig Aussicht haben, eine so komplizierte Operation wie einen Diebstahl auszuführen. Gilt es doch, das Opfer zu suchen, einen Angriffsplan zu ersinnen, die Hilfsmittel vorzubereiten und, wenn der Diebstahl vollführt ist,

das gestohlene Gut zu verkaufen, bevor die Polizei dazu kommt und sich desselben bemächtigt. Für alles das haben die gewerbsmäßigen Diebe stets eine große Anzahl von Helfershelfern, welche die Verbündeten ihres Handwerks sind, ohne die sie nichts machen könnten, und die selbst gewerbsmäßige Diebe oder Hehler sind. Den nach kleinen Provinzialstädten verwiesenen Dieben dürfte es aber wohl sehr schwer fallen, die nötigen Helfer zu finden, ohne die sie ihr Gewerbe nicht ausüben vermögen, denn in den kleinen Städten gibt es gewöhnlich nur Gelegenheitsdiebe, und diejenigen, die aus dem Diebstahl ein Gewerbe machen wollen, ziehen bald nach den Großstädten ab, um dort zu arbeiten, weil es in den kleinen Städten schwer hält, sich zu verbergen, und hier das Operationsfeld ein beschränktes ist. Ohne daher ganz ohnmächtig zu sein, könnten doch die Verurteilten nur unter großen Schwierigkeiten neue Verbrechen begehen.

Der geringe Umfang der Städte, in welche die Verurteilten zu verweisen wären, würde auch die polizeiliche Aufsicht leichter machen, die, wie wir später noch des weitern sehen werden, ununterbrochen ausgeübt werden und sich bis auf das Kleinste erstrecken müßte. Außerdem dürfte jede Stadt nur eine sehr beschränkte Zahl von Verurteilten erhalten, vier oder höchstens fünf, weil dann einestheils die Aufsicht sich besser und wirksamer gestalten würde und andertheils sie in größerer Anzahl Verbindungen unter sich herstellen könnten. Wenn eine größere Menge von Dieben an einem und demselben Orte vereinigt ist, entstehen Vereinigungen unter ihnen fast wie von selbst; ist es nicht allgemein bekannt, daß selbst in Gefängnissen und unter den Augen der Staatsbehörden sich organisirte Diebsbanden bilden? Es liegt darum auf der Hand, daß sich, wenn man eine größere Anzahl von Dieben in einer kleinen Stadt vereinigte, alsbald Verbindungen bilden würden, und daß die Stadt auf die Dauer durch ihre Verurteiltenkolonie bedroht sein würde.

Sollte aber trotz der Ueberwachung ein Staatsklave sich einen Diebstahl zu schulden kommen lassen, so müßte er mit einer scharfen Strafe gezüchtigt werden, etwa mit einigen Monaten ganz strenger Haft oder mit einem andern Zuchtmittel, wie man es je nach Gelegenheit des Orts für angebracht erachten würde. Jedenfalls müßten diese Strafen ihrer Dauer nach kurz, ihrem Wirkungsgrade nach aber empfindlich sein, denn ihr Zweck würde sein, dem Verurteilten jede Hoffnung zu benehmen, an dem Verweisungsorte statt von der Arbeit von der Veraubung anderer leben zu können. In gewissen Fällen könnte auch der von einem Staatsklaven begangene Diebstahl mit einer Verlängerung seiner Dienstbarkeitsdauer und im wiederholten Rückfalle sogar mit der Verhängung derselben für Lebenszeit bestraft werden.

Es erübrigt noch die dritte Frage: Werden die so Verurteilten nicht entweichen? Uns scheint, man kann sogar diese Frage mit einem Nein beantworten. Wir haben uns so daran gewöhnt, in dem Gefängnisse das einzig mögliche Strafmittel zu erblicken, daß wir es für ein Ding der Unmöglichkeit halten, der Gefangene werde sich seiner Strafe nicht entziehen, wenn er nicht in einen Käfig gesperrt, wenn seine Zellenthür nicht mit einem großmächtigen Schlosse verwahrt

werde und vor dem Gefängnisthore nicht ein Soldat mit aufgepflanztem Bajonette stehe. Es ist dies aber eine veraltete Idee, die vor Jahrhunderten wohl ihre Berechtigung hatte, heute jedoch nicht mehr der Wirklichkeit entspricht. Als die Verkehrsmittel noch unvollkommen, als der Staat noch schwach war und seine Angehörigen noch nicht mit dem allumfassenden Netze seiner Machtbefugnisse umfassen hielt, war es wohl, wenn man jemand vollständig seiner Freiheit berauben wollte, nötig, ihn in ein Zimmer zu sperren, unter strengster Ueberwachung, und ihm gar Fußketten anzulegen, mit einem Worte, ihn jeder Bewegungsfreiheit zu berauben, denn anders wäre er entwichen, und, einmal frei, wäre es sehr schwer gewesen, ihn wieder zu erwischen. Heute aber kann das Signalement eines Flüchtlings dank dem Telegraphen, der Photographie und den zwischen den einzelnen Polizeibehörden bestehenden Verständigungsmitteln so rasch und so wirksam verbreitet werden, daß man sicher sein kann, jemand in seiner Gewalt zu behalten, ohne daß man ihn in einen gewaltigen Steinbau oder eine Festung sperrt. Die Verurteilten müßten nach Städten verwiesen werden, die fern von der Landesgrenze und dem Meere liegen, so daß sie, wenn sie entweichen wollten, eine gehörige Strecke zurückzulegen hätten, bevor sie ins Ausland gelangten; ihre Porträts müßten sämtlichen Polizeibureaux mitgeteilt und der Fluchtversuch mit mehreren Monaten verschärfter Gefängnißhaft belegt werden. Wenn sie wüßten, daß das Entweichen für sie sehr schwer und sehr gefahrvoll sein würde, dann würden die Verurteilten sich in ihr Loß schicken, vielleicht sogar, wenn man sie nicht beständig in eine Zelle einsperrte.

Was die Polizeiaufsicht anlangt, so müßte die betreffende Behörde mit beträchtlichen Machtbefugnissen ausgestattet werden. Die Polizei müßte den Verurteilten anweisen können, in einem bestimmten Stadtteil zu wohnen, sie müßte ihm bezüglich der Freiheit, abends nach Hause zu kommen, Beschränkungen auferlegen, im Besitze der Schlüssel des von ihm bewohnten Hauses sein, um nötigenfalls jeden Augenblick Nachschau zu halten, und sie müßte befugt sein, im Interesse einer besseren Ueberwachung, seine Briefe zu öffnen. Es würde demnach die Lage des Verurteilten im Grunde genommen die eines Gefangenen sein, aber doch in gemildeter Form, da man ihn nicht seiner gesamten Freiheit beraubte, sondern ihm nur einen Zwangswohnsitz anwies, ebenso wie bezüglich seiner sonstigen bürgerlichen Rechte nicht eine Aberkennung, sondern nur eine Beschränkung einträte, wobei es der Polizei vorbehalten bliebe, den Umfang derselben zu erweitern oder zu mindern, je nachdem sein Betragen das erforderlich machte.

Ein derartiges System, will uns bedünken, hätte viel für sich und könnte der Gesellschaft zu nachhaltigerem Schutze gereichen als das gegenwärtige.

Es könnte die Gesellschaft wirksamer gegen die rückfälligen Diebe beschützen, denn, da es sich nicht um die vollständige Unterdrückung der Freiheit eines Menschen handelte, könnte man die Rückfälligen auf ziemlich lange Zeiträume zu dieser Staatsklaverei verurteilen. Meiner Ansicht nach dürfte eine derartige Verurteilung sich niemals auf weniger als auf fünf Jahre erstrecken; im

Gegenteil, die Strafe müßte länger dauern und in den schwersten Fällen zu lebenslänglicher Staatsflaverei werden. Die moralischen Bedenken, die uns daran verhindern, rückfällige Diebe zu länger dauernder oder gar lebenslänglicher Gefängnißstrafe zu verurtheilen, dürften vor der Staatsflaverei nicht stichhaltig sein: denn wenn auch dieser Zustand der Halbfreiheit nicht der beste sein, würde er immer erträglicher sein als die Gefängnißhaft und die Unterdrückung jeder Bewegungsfreiheit an einem elenden Aufenthaltsorte, wo man Himmel und Sonne nur durch eine kleine Maueröffnung erblickt, wo das Leben nach strengen Vorschriften geordnet wird und die Ernährung fast immer eine schlechte ist. Da die Verurtheilungen sich stets auf einen größeren Zeitraum erstreckten, würde die Gesellschaft länger gegen die rückfälligen Diebe geschützt sein, ja sie könnte, falls gar keine Hoffnung auf Besserung vorhanden sein sollte, durch eine Verurtheilung auf Lebenszeit Schutz für immer erhalten. Durch die Verhängung eines mildern und weniger grausamen Zuchtmittels könnte man die Diebe länger unschädlich machen und sie bei ihrem Wiedereintritt in die Gesellschaft daran verhindern, Uebles zu thun und ihren Mitmenschen zu schaden.

Darüber hinaus dürfte man noch indirekt günstige Wirkungen erwarten: denn dieses System könnte besser als das Zellengefängniß einerseits zu einer Beseitigung der entarteteren Elemente und andererseits zu einer moralischen Besserung der von der Verderbnis noch nicht ganz ergriffenen führen. Wie schon früher hervorgehoben, würden aller Wahrscheinlichkeit nach viele Verurtheilte, das heißt diejenigen, die zu einer regelmäßigen Arbeit absolut nicht mehr fähig und vom Schickal leider dazu bestimmt sind, ein Parasitenleben zu führen, unter der Herrschaft dieses Systems dem Selbstmord entgegengetrieben werden; unter den anderen würde es vielleicht eine Anzahl geben, die auf die Dauer sich eine gewisse Arbeitsfähigkeit erwürben und, wenn auch keine Musterbürger, so doch wenigstens erträgliche Menschen würden. Wie gesagt, in vielen Zellengefängnissen Europas arbeiten die Gefangenen, allein diese Arbeit trägt ganz und gar nichts zur Erziehung ihres Willens bei, weil unter dem Drucke der Zellenhaft sich weit eher die geistige Beanlagung als das Willensgefühl des Gefangenen entwickeln läßt. Allbekannt sind ja die Wunder, welche von dem geduldigen Erfindungsgeiste der Gefangenen bewirkt werden. So erzählte kürzlich der Direktor des Zentralgefängnisses von Longhölmen (Stockholm), wie es einem Gefangenen gelungen sei, aus Holzstückchen und Knochenabfällen ein Harmonium herzustellen. In Löwen hat ein Gefangener es fertig gebracht, aus Stückchen Stahl Uhrfedern anzufertigen und ganze Uhrwerke zusammenzusetzen, und das, ohne daß ihm ein nennenswerthes Instrument zur Verfügung gestanden hätte. Ebenso heißt es in einem Berichte über das Zuchthaus von Cherry Hill in Pennsylvanien aus dem Jahre 1830: „Das industrielle Geschick der Zellengefangenen ist ein derartiges, daß es gewöhnlich gar nicht nötig ist, ihnen eine bestimmte Arbeit anzuweisen, und die Einsamkeit ist in dieser Hinsicht eine so gute Lehrmeisterin, daß ein ganz kurzer Zeitraum hinreicht, sie mit einem Handwerk vertraut zu machen.“ Das alles macht aber noch nicht die Fähigkeit zu regelmäßiger Arbeit aus; im

Gegenteil, es ist nur eine Befriedigung der phantastischen Launen, die sich in der Einsamkeit so wenig wie möglich langweilen wollen, es ist eine Unterhaltung, eine Zerstreuung, bei welcher das Willensvermögen nicht mehr ins Spiel kommt als bei den Unterhaltungen, die der Mensch sich sonst im Leben gestattet. Bei dem System der Staatsklaverei dagegen müßte der Verurteilte ernstlich arbeiten; und er würde dazu noch nicht einmal mit Gewalt gezwungen werden, sondern er müßte sich von selbst zur Arbeit entschließen, um dem Hungertode zu entgehen; er müßte daher eine Willensanstrengung machen, um seine Trägheit zu überwinden, und es könnte auf diese Weise bei den noch nicht ganz verdorbenen Individuen das Willensvermögen geübt und gestärkt werden.

Dazu würde noch dieses System aller Wahrscheinlichkeit nach weniger teuer zu stehen kommen als das gegenwärtige, denn die Verurteilten würden durch ihre Arbeit wenigstens einen Teil der für die Ueberwachung erforderlichen Kosten einbringen und hie und da auch wohl eine Entschädigung ihrer Opfer ermöglichen. In gewissen Fällen, wenn das Betragen der Verurteilten ein derart gutes sein sollte, daß man das Vertrauen zu einer wirklichen Besserung haben könnte, wäre vielleicht die Dauer seiner Verurteilung abzukürzen, oder es könnte durch behördliche Entscheidung der Umfang seiner Freiheitsbeschränkung gemindert werden.

Schließlich würde dieses System weniger grausam sein als das gegenwärtige, denn zwei bis drei Jahre Gefängnis sind eine lange Zeit, auch für einen schon etwas abgestumpften Verbrecher, während der Zustand der Freiheit, selbst unter einer gewissen Beschränkung, immerhin die Teilnahme am Lebensgenusse gestattet. Die Zivilisation sucht überall das unnötige Leiden zu beseitigen; sollte sie nicht auch die Verbrecher der Wohlthat dieses Bestrebens teilhaftig machen?

Wer greifbare Thatsachen verlangt, hat niemals sonderliches Zutrauen zu theoretischen Projekten, die sich nicht auf irgend eine Erfahrung stützen können, und leider befindet das vorliegende Projekt sich in diesem Fall. Ich bin daher mehr, als einer meiner Leser es sein kann, davon überzeugt, daß man bei seiner praktischen Durchführung vielleicht auf Hindernisse oder unvorhergesehene Schwierigkeiten stoßen wird, und daß gewisse erhoffte Resultate sich nicht einstellen werden; ich weiß sehr wohl, daß alle von mir gemachten Vorschläge von der Erfahrung widerlegt werden können; aber da gerade durch die Erörterung der praktischen Durchführung der Weg gebahnt wird, ist es für den Mann der Wissenschaft eine Pflicht, diese sozialen Probleme zu studiren und ihre Ausführung vorzubereiten, selbst wenn er weiß, daß dabei mehr Irrtümer als wirklich durchführbare Maßnahmen zum Vorschein kommen werden. Die einzige Vorsichtsmaßregel, die man dabei beobachten muß, besteht darin, die praktische Durchführung derartiger theoretischer Systeme nur auf ganz engem Gebiete zu versuchen und dann langsam weiter vorzugehen, und auch das nur, wenn die ersten Versuche günstige Resultate ergeben. Wäre man auf diese Weise etwas vorsichtiger gewesen, als es sich darum handelte, das System des Zellengefängnisses aus der Theorie in die Praxis zu überlegen, so würde Europa wohl

nicht Hunderte von Millionen ausgegeben haben, um ein Strafsystem einzuführen, das den Zweck, den es verfolgen sollte, nicht erreicht hat: die Besserung des Verbrechers. Sollte einst der Tag kommen, da man die oben dargelegten Ideen einem praktischen Versuche unterziehen wollte, so würde ich der erste sein, der vorschläge, den Versuch zuerst ganz im kleinen anzustellen und, wenn es dabei zu günstigen Ergebnissen käme, mit äußerster Vorsicht vor und noch weiter zu gehen.



Naturwissenschaftliche Revue.

Weismanns Vererbungstheorie. — Schöpfung der Tierwelt. — Aus Natur und Menschenleben. — Die Tierwelt. — Manarienvogelzucht. — Viber. — Raupenzeichnung. — Färbung der Vogeleier. — Fallende Tiere. — Blumen und Insekten der Insel Norderne. — Botanische Tropenreise. — Pflanzeneinführung in die europäischen botanischen Gärten. — Altdeutsche Gartenflora. — Kultur von Fruchtbäumen. — Gartenkultur. — Morcheln und Trüffel. — Bakterien der Wurzelknollen der Leguminosen. — Gebirgsbildende Felsarten. — Geognostische Wanderungen durch Deutschland. — Kosmische Physik. — Sonne, Mond und Sterne. — Sternschnuppen und Meteore. — Häufigkeit der Meteore. — Photographie in der Astronomie. — Joh. Fabricius. — Geschichte der Sirene. — Lehre von der Elektrizität. — Grundlehren der Elektrizität. — Polarisation des Lichtes. — Anleitung zur Spektalanalyse. — Ultrarotes Sonnenspektrum. — Phosphoreszenz bei niederen Temperaturen. — Analytische Chemie. — Siede- und Schmelzpunktbestimmungen. — Mikroskopisches Gefüge der Metalllegirungen. — Problem der Materie. — Encyclopädie der Chemie.

Menschliche Forschung hat ihre Grenzen, menschlicher Wissensdrang aber sucht die ihm gesteckten Schranken stets zu durchbrechen und wendet sich da zu Hypothesen, wo klare Erkenntnis versagt ist. Beides ist in hohem Grade der Fall auf den Gebieten, die wegen der Kleinheit ihrer Gegenstände sich jeder Beobachtung entziehen. Mit psychologischer Notwendigkeit werden auf ihnen Einheiten kleinster Art vorausgesetzt von solcher Form und solchen Eigenschaften, daß sie zur Erklärung beobachteter Thatsachen geeignet erscheinen. So wurden schon die Philosophen des alten Griechenlands bei dem Bestreben, das Wesen der Materie zu erklären, auf die Atome als kleinste sie zusammensetzende Gebilde geführt, eine Annahme, die bis zum heutigen Tage nicht fallen gelassen worden ist. Die Kleinheit der Atome bot aber der zerlegenden Kraft unserer Mikroskope Trop, und wir wissen jetzt mit voller Bestimmtheit, daß keine Bervollkommnung dieser Instrumente sie uns jemals vor Augen führen wird. Indessen haben uns eine Menge Errungenschaften der neueren Naturwissenschaft den Beweis ihrer Existenz mit aller Schärfe führen lassen, und es wird immer einer ihrer größten Triumphe bleiben, daß es ihr sogar gelungen ist, die Größe der Atome innerhalb enger Grenzen wenigstens zu berechnen. Den Weg aber, den die Lehre von den anorganischen Körpern vor fast 2500 Jahren einschlug, sehen wir in unserer Zeit auch die die organischen Wesen behandelnden betreten. Niemand Geringeres wie Charles Darwin, der uns zuerst ihre Entwicklung und deren Möglichkeit erkennen lehrte, war es, der auch hier voranging und die Thatsachen der Vererbung, der Wiedererzeugung verloren gegangener Körperteile und die im Atavismus eintretenden Rückschläge, in seiner Pangenesis durch die Annahme kleinster Keimchen, gemmules, begrifflich machte, welche von allen die verschiedenen Organe bildenden Zellen auf allen Entwicklungsstufen des Organismus erzeugt werden und sich durch den ganzen Körper verbreiten. Sie vereinigen sich in den Reproduktionsorganen infolge ihrer gegenseitigen Verwandtschaft, und Eizellen und Spermatozoen sind nichts anderes als Aggregate solcher Keimchen. Es ist nun nicht nötig, daß in den durch ihre Vereinigung

entstehenden Neuorganismen alle Keimchen sich entwickeln, eine Anzahl kann in schlummerndem Zustand verbleiben, um bei späteren Gelegenheiten erst zur Entwicklung zu kommen und so die Ursache von Rückschlägen zu werden. Andere Forscher knüpften, sie abändernd, an diese Lehre an; in Deutschland war es namentlich, wie die Leser dieser Revue wissen, August Weismann, der dieselbe Aufgabe in Angriff nahm. Zudem er aber, um den mannigfachen Einwänden, welche seinen Arbeiten entgegen gehalten wurden, zu begegnen, einige der ursprünglich gemachten Annahmen fallen ließ, blieb seine Lehre nicht, was sie zuerst gewesen, und so konnte der vor kurzem verstorbene Schüler Darwins, Romanes, ein ganzes Buch¹⁾ veröffentlichen, welches die Ansichten des Freiburger Professors in ihren verschiedenen Stadien darstellt und einer Kritik unterwirft. Im Gegensatz zu der Ansicht Darwins, wonach das Bildungsmaterial für neue Organismen in den bestehenden fortwährend von neuem erzeugt wird, nimmt Weismann an, das es von Beginn des Lebens vorhanden war und seit dem Beginn der sexuellen Fortpflanzung unveränderlich geblieben ist. Den Keimzellen gegenüber stehen die somatischen, die bestimmt sind, die anderen Teile des Organismus aufzubauen. Jene sind an sich unsterblich und gehen nur zu Grunde durch äußere ungünstige Verhältnisse. Später hat Weismann seine Ansicht dahin abgeändert, daß er dem Kern der Zelle das Keimplasma zuschrieb, zu dessen Ernährung der übrige Zelleninhalt dient, der Kern enthält aber nicht nur Keimplasma, ein Teil seines Inhaltes dient vielmehr auch dazu, die Zelle, in welcher der Kern „wohnt wie ein Mollusk in seiner Schale“, zu bilden und zu beherrschen. Bei der Vereinigung zweier Zellen behufs Bildung eines neuen Organismus stoßen dann beide die Hälfte des Inhaltes ihrer Kerne aus und verhüten dadurch ihr sonst ins Ungemeinere gehendes Anwachsen. Die Frage nach der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften, die Weismann anfänglich verneinte, hat er später freilich als eine noch offene anerkannt.

Näher auf den Inhalt der sehr lesenswerten Schrift von Romanes einzugehen, verbietet uns der Raum. Fragt aber der Leser, welchen Nutzen denn derartige so überaus arbiträre Auseinandersetzungen haben möchten, so raten wir ihm zur Beantwortung dieser Frage das in einzig schöner Ausstattung vorliegende Die Schöpfung der Tierwelt²⁾ betitelte Buch von Haeckel zur Hand zu nehmen. Nicht nur an den von Meisterhand ausgeführten Holzschnitten und Farbendrucktafeln wird er Freude haben, wenn er auch einige ihm aus Prehns Tierleben bekannte findet, der Text wird ihm zudem vor Augen führen, wie eine solche Theorie dazu dienen kann, nicht nur eine überaus große Menge von einzelnen Thatsachen zusammenzufassen, sondern auch neue Gesichtspunkte für ihre Erklärung anzugeben, selbst wenn diese Theorie auf Annahmen fußt, deren empirische Begründung lediglich auf ihrer Verwendbarkeit beruht. Haeckel geht auf die Gemmules von Darwin zurück, die er Gemmen nennt und denen er eine bestimmte Form, die einer rhombischen Säule, zuschreibt. Mit den verschiedenen Flächen sich aneinander legend, bilden sie Aggregate, die Gemmarien, die demnach die verschiedensten Gestalten haben können, selbst wenn die Form der Gemmen für alle organischen Wesen die nämliche sein sollte. Je nach der Art ihrer Zusammenfügung weisen aber die Gemmarien ein verschieden festes Gefüge auf, und da aus ihnen die Zellen bestehen, auch diese. Äußere Einwirkungen aber können dies Gefüge ändern, der neue Zustand entspricht einer neuen Anpassung und kann vererbt werden. Es tritt Gefügezuchtwahl ein, indem sich die Tiere mit feiterem Gefüge als widerstandsfähiger zeigen und die Geschlechts-genossen mit weniger festem überleben. So bilden sich Rassen aus, die nun ihren Wohnsitz auszubreiten suchen und so die Rassenzuchtwahl ins Leben rufen. Diese Vorgänge erfordern aber große Ländermassen, und da sich solche hauptsächlich im Norden der Erde finden, so erhielten die dort auftretenden Tiere ein sehr festes Gefüge und waren dadurch berufen, eine wohlbekannte Thatsache der Tiergeographie, die Erde von ihren ursprünglichen Wohn-

¹⁾ Romanes, Eine kritische Darstellung der Weismannschen Theorie. Deutsch von Fiedler. Mit dem Bildnis A. Weismanns. Leipzig, W. Engelmann. 4 Mark.

²⁾ Haeckel, Die Schöpfung der Tierwelt. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 15 Mark.

fügen zu beleben und mit immer neuen, aber, da die verfügbare Zeit immer kürzer wurde, immer weniger weit vordringenden Formen zu bevölkern. Festeres Gefüge aber erlaube die Verbindung einer immer größeren Anzahl Zellen, und es bildete die fortschreitende Entwicklung immer größere Tiere aus; dabei mußten aber Wachstumsverschiebungen eintreten, und diese wurden z. B. schuld, daß im allgemeinen bei diesem Vorgange die Schwänze der Säugetiere immer kürzer wurden, zuletzt ganz verschwanden. Die weiteren Ausführungen zeigen nun, wie aus den verschiedenen Grundformen, die die Zellentkomplexe annehmen konnten, sich die verschiedenen Tiertypen bildeten, wie namentlich das verschiedene Wachstum der Zellen an den ungleichwertigen Enden einer Eiform zur Einstülpung des einen Endes, zur Bildung der gastrula führte, der Grundform, aus der sich die höheren Tiere im Verlaufe der Bildung der Arten entwickelt haben und im Verlaufe der Entwicklung des Einzelweibens noch immer entwickeln. Die Pflege der Nachkommen übernahmen zuerst die Männchen, vielleicht durch den Duft der Eier, welcher der der Weibchen war, dazu bewogen. Es entwickelten sich bei den männlichen Säugetieren Milchdrüsen, welche rudimentär wurden, nachdem sie auf die Weibchen vererbt worden waren. Schließlich wird die Verbreitung der Tiere während der verschiedenen Schöpfungszeitalter, wird die Geschichte der einzelnen Tierstämme erschöpfend dargelegt. Mag dieser Darstellung derselbe Vorwurf auch gemacht werden können wie der Schöpfungsgeschichte Häckels, an die sie sich anlehnt, daß der Phantasië ein zu weiter Spielraum gelassen ist; so wie man dieser wird zugestehen müssen, daß sie in hohem Maße auf die Forschung anregend wirkt und gewirkt hat, so wird Hades Schilderung jedem, der sich, auch ohne Fachmann zu sein, über diese Dinge unterrichten will, sie in einheitlichem Zusammenhange vorführen, ohne die Gefahr in sich zu bergen, daß sich in verderblicher Weise schiefe Anschauungen dadurch festsetzen. Denn jede neue Entdeckung wird unhaltbar Gewordenes leicht ausmerzen lassen. Es ist ja sehr wahrscheinlich, daß die Gemmarientheorie der Wirklichkeit durchaus nicht entspricht. Aus demselben Grunde aber, aus dem die Annahme der positiven und negativen Elektrizität, von der man längst wußte, daß sie eine unmögliche sei, für den Fortschritt der Wissenschaft von höchster Bedeutung als Untersuchungsannahme geworden ist, wird auch jener ihre Berechtigung zuzusprechen sein.

Daß die Verbreitung der Tierwelt von Norden ausgegangen sei, hatte bereits G. Jäger vor langen Jahren behauptet und dies aus einer dazu entworfenen Karte in neuer Projektionsart, der Sternprojektion, aus einander gesetzt. Er leitet die heutige Landtierfauna aber aus einem Nordpolarland her, das infolge des Transportes von Felsen durch Eismassen „polflüchtig“ wurde und dessen Reste die jetzigen Polarländer bilden. Jägers Schriften¹⁾ erscheinen nunmehr gesammelt; die beiden bis jetzt vorliegenden Lieferungen enthalten außer der genannten eine weitere Abhandlung über den „Ursprung der Sprache“ und „Einiges über die Darwinsche Theorie“. Ist darin die Theorie selbst auch in angemessener und anregender Weise dargestellt, so läßt der Verfasser seiner Einbildungskraft doch zu sehr die Zügel schießen, indem er die geistige und Kulturentwicklung von ihrem Standpunkt aus betrachtet. Es ließt sich ja schön, die Parallele zwischen der Geschichte der Menschheit und den Entwicklungsstufen eines modernen Menschenindividuums, aber es wird dem Leser, was der Verfasser selbst auch fühlt, schwer, dessen Ausführungen ernst zu nehmen.

Die Tierwelt, wie sie sich jetzt uns darstellt, schildert Bommeli²⁾ in recht hübscher Weise, auch ist die Ausstattung des mit vielen Holzschnitten und Farbendrucktafeln versehenen Buches namentlich im Hinblick auf den sehr niedrigen Preis eine sehr schöne. So sehr die Absicht, das Volk zu unterrichten, zu billigen ist, um so größere Bedenken erregt die Art, wie sie durchgeführt wird. Denn das Volkstümliche wird nur allzu sehr in Spekereien gegen die Religion und die Besitzenden gesucht. Das Buch ist freilich ein Band jener internationalen Bibliothek, in der u. a. verschiedene Werke von Marx, Engels und Hebel erschienen sind. Und so recht gewachsen scheint sich sein Verfasser der übernommenen Aufgabe doch nicht

1) Jäger. Aus Natur- und Menschenleben. Leipzig. E. Günther. 2 Lieferungen zu 2 Mark.

2) Bommeli. Die Tierwelt. Stuttgart, J. G. W. Dietz. 5 Mark 60 Pfennig.

geföhlt zu haben, sonst hätte er den größten Teil seiner Schilderungen nicht anderen Werken entlehnt, darunter in erster Linie dem Tierleben von Brehm.

In weniger bedenklicher Weise kommt Bröje¹⁾ dem Wissensbedürfnis breiter Volksschichten entgegen, indem er die Zucht des Kanarienvogels und deren Ergebnisse in einem sehr hübsch ausgestatteten Schriftchen schildert. Zwei Farbendrucktafeln zeigen die oft recht abenteuerlichen Formen und Farben dieses Haustieres, wie sie namentlich in den Niederlanden, in Frankreich und England erhalten worden sind, ohne daß dabei auf die Ausbildung des Gefanges sonderlicher Wert gelegt worden wäre. Das that man dagegen in Tirol und in Deutschland, namentlich im Sarze. Genaue Anweisungen setzen den Züchter in den Stand, sein nicht immer leichtes Werk durchzuführen.

Im der Kanarienvogel das Beispiel einer Tierart, welches von seiner engbegrenzten Heimat sich über die ganze Welt verbreitet hat, so schildert Friedrich²⁾ im Biber eine solche, die, früher über weite Länder verbreitet, jetzt dem Aussterben entgegen geht, weil ihre Lebensgewohnheiten sich mit der fortschreitenden Kultur durchaus nicht vertragen. Eine beigegebene Karte läßt ihren Verbreitungskreis in Deutschland an der Elbe und Mulde genau verfolgen. In Bayern existirt er nicht mehr. Doch beweist die Urtheilung eines auf ihm wie auf seinem nordamerikanischen Vetter schwarzen flügellosen Käfers, daß beide Biber nur Varietäten derselben Rasse sind, deren Verbreitungsgebiet sich früher über die ganze nördliche Halbkugel erstreckte.

Einen ähnlichen Dienst, wie hier die Untersuchung eines unscheinbaren kleinen Tieres der Wissenschaft leistete, hat in anderen Fällen die Betrachtung der Färbung zuwege gebracht. Zu diesem Zwecke hat Schröder³⁾ die Entwicklung der Zeichnung von 1519 Spannerraupe untersucht und den Satz Weismanns bestätigt gefunden, daß neue Farben nur im letzten Stadium der Entwicklung der Einzelwesen erscheinen, dann aber, die älteren Charaktere verdrängend, in immer frühere Stadien vorrücken. Die Zeichnung ist in dem vorliegenden Fall dunkel auf hellem Grunde, wie denn schwarz auf hellgelb bereits Eimer als Grundfarben der Raupe der schmetterlingsartigen Insekten gefunden hatte. Zuchtversuche unter durchscheinenden farbigen Papieren ließen erkennen, daß die auftretende Farbe von der der Umgebung abhängt und daß die Zeichnung einen Schutz für ihren Träger darstellt. Eine fein ausgeführte lithographische Tafel führt die beobachteten Aenderungen in sehr vollständiger Weise vor.

Die Färbung der Vogeleier behandelt Widmann⁴⁾ in einer kleinen Schrift, welche zeigt, daß die Farbstoffe, den häufigsten weißen mit eingerechnet, als Zerlegungsprodukte fester und flüssiger Blutbestandteile ausgeschieden werden und daß eine gleichmäßige oder fleckige Färbung entsteht, je nachdem die Farbstoffe am Ei in feiner Verteilung oder zusammengeballt eintreffen.

Eine andere bisher ungelöste Frage hat Marny⁵⁾ vor kurzem mit Hilfe der Augenblindsphotographie aufgeheilt. Daß fallende Tiere, namentlich Aagen, immer mit den Füßen zuerst die Erde erreichen, glaubte man dadurch, daß sie den Gegenstand, von dem sie herabfallen, oder die Luft als Stützpunkt nahmen, um die notwendige Drehung auszuführen, erklären zu können. Es ergab sich aber, daß das Tier die Trägheit seiner eigenen Masse als Stütze benützt, indem es erst den Vorder- und dann den Hinterkörper in die gewünschte Lage bringt.

Von den Anpassungen der Tiere an Pflanzen ist in diesen Revuen des öfteren die Rede gewesen. In erster Linie kommen dabei die Insekten in Betracht, deren Wechsel-

1) Bröje. Die Kanarienvogelzucht. Berlin, Parey. 1 Mark 50 Pfennig.

2) Friedrich. Die Biber der mittleren Elbe. Dessau, Baumann. 2 Mark.

3) Schröder. Entwicklung der Raupenzeichnung und Abhängigkeit der letzteren von der Farbe der Umgebung. Berlin, Friedländer & Sohn.

4) Widmann. Die Entstehung der Färbung der Vogeleier. Münster in W. Espagne. 3 Mark.

5) Marny. Comptes rendus. CXIX. S. 714.

beziehungen zu den Blumen auf der Insel Norderney Verhoeff¹⁾ studirt hat. Er kommt dabei zu interessanten Ergebnissen über die Reihenfolge der Entwicklung der Blumenfarben, mit denen zugleich immer zusammengesetztere Einrichtungen der den Honig bietenden Blüthe theile Hand in Hand gehen. So entwickelt sich aus Grün Gelbgrün, dann Gelb, dem dann die anderen Farben folgen.

Der Ansicht vieler Reisenden, daß die Tropengewächse verhältnismäßig arm an in die Augen fallenden Blüten seien, tritt auf Grund eigener gelegentlich einer botanischen Tropenreise nach Java gemachten Beobachtungen Haberlandt²⁾ entgegen in einem Buche, dessen Lektüre dem Leser nicht warm genug empfohlen werden kann. Ist zwar der Hauptinhalt botanischer Natur, so fällt doch auch auf Tier- und Menschenleben manches interessante Streiflicht, und die reproduzirten Meißstiftskizzen des Verfassers machen das, was er zu erzählen hat, überaus anschaulich. Dort, wo der Kampf der Pflanzen ums Dasein infolge der überaus günstigen Wärme- und Feuchtigkeitsverhältnisse zu einem Kampfe ums Licht wird, lassen sich eine ganze Anzahl botanischer Fragen lösen, die bei uns dunkel bleiben müssen, und die scheinbare Blütenarmut erklärt sich aus dem Umstand, daß da, wo das Pflanzenleben durch Winterruhe nicht unterbrochen wird, sich die Blüten nicht in verhältnismäßig kurzer Zeit entfalten müssen. Die oft sonderbare Verästelung, die mächtigen, den Stürmen tropenden, brettartigen Wurzeln, die Stellung und Färbung der Blätter, die zu greller Sonne und den heftigen Regengüssen sich anpassen mußten, die Stacheln, Ranken — die, beiläufig bemerkt, nach Boudier's³⁾ Beobachtung übrigens sich auch bei Pilzen finden — Luftwurzeln &c. der zu den verschiedensten Familien gehörigen Lianen, die Schmarotergewächse erregen in gleicher Weise unsere staunende Bewunderung. Hinsichtlich der Ameisenpflanzen kommt der Verfasser zu dem Resultate, daß sie die Knollen mit den Gängen, in denen nachher die Ameisen sich ansiedeln, als Wasserbehälter bilden, ein Schutz- und Trugverhältnis mit dieser kriegerischen Nation, also nicht die Ursache jener Auswüchse ist. Man legt das Buch wie die von Goethe als Gleichnis herangezogenen Kinder weg, die mit vollen Backen rufen: Mehr, mehr!

Doch lernen wir auch aus ihm, daß, was von Tropengewächsen für uns brauchbar war, in den botanischen Gärten bereits eingeführt ist und namentlich neue, in die Augen fallende Blüten so leicht nicht zu erhalten sein werden. Wer ertappte sich da nicht auf dem Wunsche, einen genauen Ueberblick über die Einführung fremder Pflanzen in jene Gärten zu erhalten, und freute sich nicht, zu hören, daß derselbe an der Hand ihrer Inhaltsverzeichnisse von Kraus⁴⁾ bereits erfüllt ist? Darnach ist die altdeutsche Gartenflora, die von v. Fischer-Benzon⁵⁾ nach Karls des Großen Verordnungen, den Kräuterbüchern und sonstigen botanischen Schriften des Altertums und des Mittelalters, dem Bestand der Bauergärten &c. ausführlich zusammengestellt worden ist, bis 1560 allein vorhanden. An diese lange älteste Epoche schließt sich die Zeit der Orientalen, der Zwiebelgewächse, Syringen, der Roskastanien u. a.; ihr folgt die Zeit der kanadisch-virginischen Stauden, darunter die Robinie, die Zeit der Kappflanzen, die die Pelargonien, Callas &c. einführt, die Zeit der nordamerikanischen Gehölze, die auf dem Kontinent zuerst in Schwöbber bei Hameln, in Harbte und in Wilhelmshöhe bei Kassel eingeführt wurden, die Zeit der Neuholländer und die Neuzeit, die namentlich die Tropen und die Gebirge vollständiger ausbeutete.

Es versteht sich von selbst, daß alle diese Neueinführungen dem Gärtner immer schwierigere und lohnendere Aufgaben stellte, schwierigere, indem er für jede Pflanze die ihr

1) Verhoeff. Blumen und Insekten der Insel Norderney und ihre Wechselbeziehungen. Halle a. S. In Kommission bei W. Engelmann in Leipzig.

2) Haberlandt. Eine botanische Tropenreise. Leipzig, W. Engelmann. 8 Mark.

3) Boudier. Bulletin de la société botanique de France. Nach Naturwissenschaftlicher Rundschau. IX. S. 593.

4) Kraus. Geschichte der Pflanzeneinführungen in die europäischen botanischen Gärten. Leipzig, W. Engelmann. 3 Mark.

5) v. Fischer-Benzon. Altdeutsche Gartenflora. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer.

zusagenden Lebensbedingungen schaffen mußte, lohnendere, indem so manches Gewächs ihm in die Hände kam, was bei gelingendem Anbau Gewinn brachte. So mußte sich auch für ihn eine Literatur ausbilden, aus der wir zwei Schriften des Baumschulenbesizers Jubisch¹⁾ hervorzuheben haben. Sie behandeln die Kultur und Verwertung einiger nützlichen und ertragfähigen Fruchtbäume. Die Anpflanzung der Walnuß und einiger ihrer Spielarten, die der essbaren Kastanie in verschiedenen Sorten und namentlich die der süßen Eberesche, die auch in hohen Gebirgslagen gedeiht, der Nispeln, Berberitzen, einer japanischen Brombeere und Dattelpflaume, des nordamerikanischen Tiagedorns u. a. In ähnlicher Weise verbreitet sich Warfuß²⁾ über die Gurken und ihre Kultur im freien Lande und unter Glas. Indem er dabei auf die Krankheiten und Feinde der nützlichen Pflanze eingeht, empfiehlt er zugleich dringend den Anbau der japanischen Klettergurke, die diesen Uebeln gar nicht oder doch nur in geringem Grade unterworfen ist. Wendisch³⁾ wiederum verbreitet sich zu demselben Zwecke über den Anbau der Trüffel und Morchel, welche erstere eine sehr wichtige Pflanze für Frankreich geworden ist. Betrug doch 1870 der Wert der ausgeführten Trüffeln über 15 Millionen Franken! Da der köstliche Pilz geeignet ist, in den durch die Reblaus vernichteten Weinbergen zu wachsen, so hat er den durch diese angerichteten Schaden einigermaßen ersetzt. Sie wächst aber nur in lichten Eichenpflanzungen, möglichenfalls in Symbiose mit diesen. Daß übrigens der Nährwert nicht ihrem Eiweißgehalt entspricht, wie Verfasser noch glaubt, ist dem Leser bekannt, da ein Teil dieses Eiweißes unverdaulich ist.

Auch die Wichtigkeit der Bakterien in den Wurzelknöllchen der Leguminosen für ihre Wirte ist mehrfach Gegenstand unserer Mitteilungen gewesen. Sie sind neuerdings von Nobbe, Hiltner und Schmid⁴⁾ auf ihre Urtheilbarkeit geprüft. Obgleich sich nun diese ergeben hat, so zeigte sich die merkwürdige Thatsache, daß sie ihre Nährpflanze so energisch befruchtet, daß nach einer Reihe von Generationen sie nur noch auf die Leguminosenart wirkt, der jene angehört hat. Diese überraschende Entdeckung würde, wenn sie sich bestätigt, geeignet sein, manche eigentümliche Beobachtung zu erklären.

Muß nun der Geograph mit der Tier- und Pflanzenwelt genügend bekannt sein, wenn er seiner Wissenschaft vollauf gerecht werden will, so ist dies in noch höherem Grade mit den Gesteinen notwendig, aus denen sich die Erdrinde aufbaut. Eine Vorführung derselben, soweit er sie braucht, muß deshalb von großem Nutzen für ihn sein, und eine solche bietet ihm eine kleine Schrift von Löwl,⁵⁾ die als Legende zu einer vorhandenen Sammlung von Handstücken gedacht ist. Nicht die Menge der Mineralien ist es, die die große Mannigfaltigkeit der Gesteine bedingt. Es sind ihrer kaum 20, welche die Gesteine zusammensetzen, deren Verschiedenheit aber wird durch die besonderen Umstände bedingt, unter denen eine und dieselbe Mineralienverbindung zu stande kommt. Von größtem Nutzen muß aber auf der andern Seite dem Touristen ein Werk sein, welches ihn auf die geognostischen Merkwürdigkeiten der zu durchwandernden Gegend aufmerksam macht, und dieses Ziel hat Senft⁶⁾ in seinen geognostischen Wanderungen durch Deutschland vor Augen. Einem allgemeinen Teil sind eine Anzahl spezieller angegeschlossen, die in vorzüglicher Weise als Reiseführer dienen können, indem sie die geognostischen Verhältnisse des deutschen Tieflandes und seiner Meeresküste, die Gebirge Mitteldeutschlands, das Riesengebirge, Erz- und Fichtelgebirge, den Thüringer Wald, Harz, den Schwarzwald und den Odenwald behandeln. Sind auch die Anschauungen des ersten Teils nicht ganz mehr mit denen übereinstimmend, welche jetzt als richtig gelten, so ist das Werk doch jedem, der sich über die

1) Jubisch. Ueber Kultur und Verwertung einiger nützlichen und ertragfähigen Fruchtbäume und Sträucher. Ueber die Kultur einiger ertragfähigen Fruchtbäume. Lössau i. S., Hohlfeld & Witte; je 60 Pfg.

2) Warfuß. Die Gurke und ihre Kultur. Neudamm, J. Neumann. 1 Mark 50 Pfennig.

3) Wendisch. Trüffeln und Morcheln. Neudamm, J. Neumann. 1 Mark 50 Pfennig.

4) Nobbe, Hiltner und Schmid. Die landwirtschaftlichen Versuchstationen XLVI.

5) Löwl. Die gebirgsbildenden Feldarten. Stuttgart, Entz.

6) Senft. Geognostische Wanderungen durch Deutschland. Hannover, Hahnische Buchhandlung. 8 Mark 50 Pfennig.

Geognosie unseres Vaterlandes unterrichten will, um so mehr zu empfehlen, als es bisher an einem solchen fehlte und seine Teilung in verschiedene kleinere einzeln käufliche Hefte seine Benutzung sehr erleichtert.

Auch für Wanderungen, die freilich nur mit des Geistes Flügeln möglich sind, für Wanderungen durch die Weltenräume, liegen Führer vor in der von Peters besorgten fünften Auflage von Müllers kosmischer Physik¹⁾ und in der Sonne, Mond und Sterne betitelten Astronomie von Agnes Giberne.²⁾ Das erstgenannte Werk hat sich, und nicht zum letzten, durch eine vorzügliche Ausstattung — ein Atlas mit Tafeln ist beigegeben — in einer Weise in Deutschland eingebürgert, daß es einer weiteren Empfehlung wahrlich nicht bedarf und um so weniger, als der Name seines Herausgebers dafür bürgt, daß es den Fortschritten der Wissenschaft gefolgt ist. Das zweite hat in England die 20. Auflage erlebt und wird von einem der ersten Astronomen dieses Landes warm empfohlen. Neues bringt es natürlich nicht, wenn es auch die Ergebnisse der neueren Forschung überall benutzt. In sehr verständlicher, wenn auch etwas weitläufiger Art führt es, ohne irgend welche mathematische Vorkenntnisse zu verlangen, uns die Sternenwelt vor Augen.

Gewähren derartige umfassende Werke einen ausreichenden Ueberblick über die Gesamtheit der Erscheinungen, so können sie auf die Einzelheiten nicht mit solcher Ausführlichkeit eingehen, wie bei denen von ihnen, denen ein besonderes Interesse zukommt, erwünscht wäre. Neben jenen sind deshalb auch Veröffentlichungen am Platz, die einen beschränkteren Gegenstand erschöpfend behandeln. Dazu gehört Hubers³⁾ Schrift, Sternschnuppen, Feuerkugeln, Meteorite und Meteorischwärme, die der Leser um so lieber in die Hand nehmen wird, als sie gerade eine Gruppe der allermerkwürdigsten Erscheinungen zum Gegenstand hat. Man ist neuerdings darauf aufmerksam geworden, daß in der einen Hälfte des Jahres mehr Meteore beobachtet werden wie in der andern; den Grund dafür sieht Bompas⁴⁾ in der Bewegung unseres Sonnensystemes, zu der sich die Bewegung der Erde in dem einen Halbjahr wenigstens zum Teil addirt, während sie in dem andern von ihr abgezogen werden muß. Wesentliche Fortschritte erhofft die Astronomie von der Photographie. Da ist nicht unmöglich, daß mit ihrer Hilfe Veränderungen im Aussehen von Nebelflecken, Aenderungen der Mondberge infolge der wechselnden Erwärmung durch die Sonnenstrahlen erkannt werden können.⁵⁾

Ueber ihren Fortschritten vergißt die Wissenschaft aber auch derer nicht, welchen sie solche in früheren Zeiten verdankte. Bekanntlich ist es lange ungewiß gewesen, wer der erste Entdecker der Sonnenflecken war. Als solchen hat nun Berthold⁶⁾ endgiltig den Magister Joh. Fabricius nachgewiesen, der sie am 9. März 1611 zuerst sah und richtig deutete. Auf physikalischem Gebiete aber behandelt in zwei Programmen Robel⁷⁾ die Geschichte der Sirene in mehr erschöpfender als durchsichtiger Weise. Es ist dies um so dankenswerter, als über den wichtigen akustischen Apparat die Lehrbücher wenig ausführlich und noch weniger genau zu sein pflegen.

Die zweite Auflage von Wiedemanns Lehre von der Elektrizität⁸⁾ ist bis zum zweiten Band gediehen, der die Betrachtung der Nichtleiter zu Ende führt und, nachdem er die Beziehungen zwischen Elektrizität und Wärme betrachtet hat, sich zu dem wichtigen, die Elektrochemie behandelnden Abschnitte wendet. Bei dem rapiden Fortschritte der Elektrizitäts-

¹⁾ Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 26 Mark.

²⁾ Giberne. Sonne, Mond und Sterne. Mit Vorwort von Pritchard. Nach der 20. Auflage deutsch von Kirchner. Berlin, Cronbach. 6 Mark.

³⁾ Huber. Sternschnuppen, Feuerkugeln, Meteorite und Meteorischwärme. Bern, Wyt. 1 Mark.

⁴⁾ Bompas. Monthly Not. of the Roy. Astr. Soc. Nach Naturwissenschaftlicher Rundschau XI. 537.

⁵⁾ Roberts. Ebenda nach Naturwissenschaftlicher Rundschau IX. 567. Weined & Holden. Public. of the Lick Observatory. Naturw. Rundsch. IX. 637.

⁶⁾ Berthold. Der Magister Joh. Fabricius und die Sonnenflecken. Leipzig, Veit & Co. 1 Mark 80 Pfennig.

⁷⁾ Robel. Die Sirene. Berlin, R. Gärtner.

⁸⁾ Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn.

lehre ist ein Werk von solcher Vollständigkeit wie das vorliegende von der allergrößten Bedeutung, um derentwillen man gern über so manchen Mangel der Darstellung hinwegsieht. Dem gleichen Bedürfnis, das aber von einem ganz andern Publikum empfunden wird, verdankt die Behandlung der Grundlehren der Elektrizität von Voller¹⁾ ihre Entstehung. Hervorgegangen aus Vorträgen, die in einem Vereine von Handwerkern gehalten sind, liegt seine Stärke in der klaren, seine Vorkenntnisse voraussetzenden Sprache des Werkes, und daß wir es hier bereits mit einem zweiten Abdruck zu thun haben, beweist, daß sein Erscheinen zeitgemäß war. Ebenfalls für den Praktiker, aber für den studierten, sind die beiden Werkchen von Gänge bestimmt, welche die Polarisation des Lichtes²⁾ und die Spektralanalyse³⁾ behandeln. Ist auch die Darstellung des Stoffes in dem erüganannten durch Vorwegnehmen von Dingen, die an späteren Stellen erst ihre Erklärung finden können, nicht immer vorwurfsfrei, so bieten doch beide Schriften auf möglichst beschränktem Raum gerade das für den vorliegenden Zweck Notwendige und werden sich somit wohl bewähren, um so mehr, als es thatsächlich an solchen fehlte. Zu erwähnen wäre noch die sorgfältige Untersuchung des unsichtbaren ultraroten Teils des Sonnenspektrums durch Langley⁴⁾ mit dem von ihm erfundenen, ausnehmend empfindlich gemachten Apparate, dem Bolometer, der nun an Schärfe hinter dem Fernrohre kaum zurücksteht und erkennen läßt, daß auch der unsichtbare Teil des Spektrums wie der sichtbare von einer großen Zahl von Absorptionsbanden durchzogen ist, und die von Pictet⁵⁾ gefundene Thatsache, daß phosphoreszirende, nach Belichtung noch leuchtende Substanzen diese Eigenschaft nicht mehr besitzen, wenn sie auf eine Temperatur von -140° abgekühlt sind, so daß das Hervorbringen des Phosphoreszenzlichtes eine bestimmte Bewegung der es gebenden Moleküle erfordert.

Es ist als eine große Errungenschaft der modernen Chemie zu nennen, daß sie dem physikalischen Zustande der von ihr untersuchten Körper in viel vollkommenerer Weise Rechnung trägt wie früher. In allen ihren Gebieten hat sie davon den größten Vorteil gezogen. Während früher die analytische Chemie die beabsichtigten Reaktionen nur so behandelte, wie sie in idealen Grenzfällen eintreten würden, und einer streng wissenschaftlichen Verarbeitung kaum für wert gehalten wurde, hat nun Ostwald⁶⁾ gezeigt, wie verlehrt dieser Standpunkt war. Seine Darstellung der analytischen Chemie zerfällt in einen theoretischen und einen angewandten Teil, und es war nur nötig, die neuen Anschauungen zur Anwendung zu bringen, um eine ganze Reihe von Erscheinungen, die bisher unverständlich geblieben waren, zu erklären. Aus demselben Grunde ist die Schrift von Kernst und Hesse,⁷⁾ welche die Theorie und praktische Verwendung der Siede- und Schmelzpunkte behandelt, eine äußerst zeitgemäße, da diese Temperaturen zur Charakterisierung chemischer Verbindungen mit Vorliebe angewendet werden. Der Frage, ob die Legierungen solche Verbindungen oder nur Mischungen seien, tritt die Untersuchung des mikroskopischen Gefüges der Metalle und Legierungen, die Behrens⁸⁾ mit vielen vorzüglich ausgeführten Tafeln veröffentlicht hat, näher. Sie wird in vielen Fällen zu bejahen sein. Die genannte Arbeit ist aber auch in mehrfacher anderer Beziehung für die Technik von großer Wichtigkeit. Wie nun unsere Anschauungen von dem Stoffe, unsere Kenntnisse von den Atomen geschichtlich sich entwickelt haben, das hat in vollendeter Darstellung Wislicenus⁹⁾ bei Ueberrahme des Rektorates der Universität

1) Bearb. von Benrath. Neuer Abdruck mit Zusätzen. Hamburg, Bonjen & Maasch. 1 Mark 25 Pf.

2) Gänge. Die Polarisation des Lichtes. Leipzig, Quandt & Händel. 1 Mark 20 Pfennig.

3) Gänge. Anleitung zur Spektralanalyse. Leipzig, Quandt & Händel. 2 Mark.

4) Langley. Comptes rendus. CXIX. S. 388.

5) Pictet. Comptes rendus. CXIX. S. 527.

6) Ostwald. Die wissenschaftlichen Grundlagen der analytischen Chemie. Leipzig, W. Engelmann. 4 Mark.

7) Kernst und Hesse. Siede- und Schmelzpunkt, ihre Theorie und praktische Verwendung. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 2 Mark.

8) Behrens. Das mikroskopische Gefüge der Metalle und Legierungen. Leipzig, Bsp. 14 Mark.

9) Wislicenus. Die Chemie und das Problem von der Materie. Leipzig, Gledmann. 1 Mark 20 Pfennig.

Leipzig vorgeführt. Bringt sie auch nichts Neues, so liest man diese Rede mit größtem Interesse, um sie mit eben solcher Befriedigung aus der Hand zu legen. Das Handwörterbuch der Chemie¹⁾ ist inzwischen bis zum 13. Band gediehen. Mit Verwandtschaft und Bindungsverbindungen schließt die 84. Lieferung des großen Werkes ab, die 85. bringt die Schilderung des 1766 von Cavendish entdeckten Wasserstoffs, die Betrachtung des Weines, darunter die der Krankheiten und Feinde der Rebe, seine Verbesserungsmethoden und die darauf bezügliche Gesetzgebung, endlich die der 1830 von Berzelius entdeckten Weinsäure, deren vier isomere Formen 1860 Pasteur fand. Nach wie vor muß man der Verlagshandlung dafür dankbar sein, daß sie ein solches Werk ins Leben rief.

Schließlich sei auf einige Fragen von augenblicklichem Interesse hingewiesen, zu deren Beantwortung aufgefordert werden mag.

1. Ist die naturwissenschaftliche Erziehung durch entsprechenden Unterricht in Volksschulen und ähnlichen Anstalten nicht noch zu erweitern und zu verbessern?
2. Ist die Infinitesimalrechnung für die Physik und Chemie überhaupt oder doch in dem jetzt beliebten Umfange notwendig?
3. Ist die Annahme eines Weltenäthers notwendig?



Berichte aus allen Wissenschaften.

Gesundheitspflege.

Die Grenzen der Hygiene.

Und die Hygiene hat ihre Grenzen. So sehr die Sorge für die Erhaltung der Gesundheit im Vordergrund stehen soll und glücklicherweise heutzutage auch steht: die gesundheits-schädigenden Momente lassen sich nur zum Teil vermeiden.

Da sind zunächst einmal die von der Natur gegebenen Verhältnisse, die wir nicht oder nur mit vieler Mühe zu ändern vermögen. Luft, Boden, Wasser müssen wir nehmen, wie sie sind. In dem Sumpfland unserer Kolonien gedeiht das Malariaigift aufs üppigste; nur wenige bleiben von der Krankheit verschont. Wenn wir auch hoffen können, nach Analogie mit anderen Gegenden, die im Laufe der Zeit durch Trockenlegung assaniert worden sind, diese Landstriche dereinst ebenfalls von der Malaria zu befreien, so mag das doch noch lange dauern. Vorerst lassen sich die von der Hygiene gegebenen Ratschläge aus Mangel an Geldmitteln nicht in Wirklichkeit umsetzen. Immerhin muß es dankbar anerkannt werden, daß wir wenigstens vielfach bewährte Wege zur Abhilfe solcher Verhältnisse kennen, wie zum Beispiel aus dem früher seines Typhus wegen verrufenen München seit Anlage einer Kanalisation und Hochquellenleitung diese Krankheit fast ganz verschwunden ist.

Vom gesundheitlichen Standpunkt aus ist jenes Wohnhaus das beste, das nach allen Seiten frei inmitten wohlgepflegter Gartenanlagen steht. Aber auch wenn allen Menschen die dazu erforderlichen Mittel zur Verfügung stünden, könnten doch nach diesem Prinzip keine Städte gebaut werden. Welche Ausdehnung würden dann schon mittelgroße Städte annehmen? Und selbst wenn man im Hinblick auf die verbesserten Verkehrsmittel die Schwierigkeit der Verbindung nicht hoch an schlagen will, so steht an vielen Orten die Bodenbeschaffenheit entgegen. Wo sollten Städte, die, wie Heidelberg und Stuttgart, in Thäler eingezwängt liegen, den Platz hernehmen?

Nehmen wir als drittes zu den gegebenen klimatischen und finanziellen Verhältnissen noch die Einflüsse hinzu, welche die Ausübung der Berufsarten für die Gesundheit mit sich

¹⁾ Encyclopädie der Naturwissenschaften. Breslau, G. Treves.

bringt, so wären damit ungefähr die wichtigsten Momente erwähnt, die wir nicht direkt abzuändern vermögen.

Aber außer- und innerhalb dieser Verhältnisse gibt es eine Menge von Unzuträglichkeiten, die wir, wenn wir wollten, ganz gut abstellen könnten. Aber wir thun es nicht; nicht aus Unwissenheit oder weil es zu schwierig wäre, sondern nur aus Sorglosigkeit und aus Indifferentismus.

Nehmen wir zum Beispiel die Sitte, das schönste Zimmer als Empfangsalon zu benützen. Alle Welt macht das so; sind doch die Räume in Tapeten, Tufen und so weiter schon von vornherein darauf eingerichtet. Aber die Rehrseite der Sache bedeutet, daß die Schlafzimmer nach hinten, nach dem Hofe zu liegen kommen, wo die Räume nicht nur klein sind, sondern auch im Hinblick auf die Umgebung ungenügend ventilirt werden können. Das ist — niemand bestreitet es — hygienisch falsch; aber keine Generation denkt an Abänderung. Es ist ein Glück, daß wenigstens im Erkrankungsfall die Aerzte zumeist die Umbettung des Patienten in einen lustigen Raum durchsetzen.

Ueiben wir bei dem Kapitel Wohnung stehen, so ist die in den meisten Häusern übliche Methode des Zimmerreinigens zu beanstanden. Am rationellsten wäre feuchtes Aufwischen des Bodens und der Möbel bei gleichzeitigem ausgiebigem Durchzug. Da jedoch die Möbel Feuchtigkeit nicht ertragen, so müssen wir uns mit dem trockenen Abstauben begnügen. Die Furcht vor der Zugluft läßt dieses Geschäft sehr oft im geschlossenen Raum geschehen, in dem höchstens auf einer Seite das eine oder andere Fenster geöffnet ist, so daß als Resultat naturgemäß nur eine andere Verteilung des Staubes im Zimmer, nicht aber, wie beabsichtigt, seine Entfernung erreicht wird. Zum Glück vermag sich unser Organismus mit vielem Staub und mit manchen Mikroorganismen abzufinden. Sind aber einmal wirkliche Krankheitskeime in ein Zimmer eingeschleppt worden, dann hängt es nur vom Zufall ab, ob dieselben in irgend einer unschuldigen Ecke ablagern oder in unseren Organismus aufgenommen werden. Man bedenke zum Beispiel nur, wie viele Keime aus dem Taschentuch eines Schnupfenpatienten in die Luft gelangen, und nicht umsonst gibt man sich so viele Mühe, den Auswurf Tuberkulöser unschädlich zu machen und hauptsächlich ihn nicht eintrocknen zu lassen.

„Ueber die Sünden unserer Küche in Süd und Nord ließen sich dicke Bände schreiben“, sagt v. Jürgensen bei der Besprechung der Ursachen der Verdauungsstörungen. Die scharfen Gewürze, die zur Erzielung eines pikanten Geschmacks mitunter reichlich gespendet werden, üben auf die Magenschleimhaut so ziemlich denselben Reiz aus, wie zum Beispiel auf die Nasenschleimhaut. Jedermann kennt die unangenehme Empfindung, wie sie kleine Partikelchen von Pfeffer, Ingwer und dergleichen in der Nase hervorrufen; aber der Magen mag sehen, wie er mit Paprika, Senf und so weiter sich abfinde.

Neben dem Noche trifft mindestens ebensoviel Schuld den Essenden selbst. Was soll der Magen mit nicht genügend zerkleinerten Bissen anfangen? und gar mit solchen in großen Mengen, wie sie jene Leute ihrem Magen aufbürden, die nur eine Hauptmahlzeit im Tage, und diese mit möglichster Eile, zu sich nehmen? Speisen heiß zu schlucken, begünstigt das Entstehen von Magengeschwüren; große Quantitäten kalten Getränkes stören das ganze Verdauungsgeschäft; aber es gibt Menschen, die glauben ungestraft sündigen zu können.

Hier würden auch die alkoholischen Getränke und der Tabak zu erwähnen sein. So anregend ein Glas Wein zum Essen auf den Magen wirken, und so wenig eine Cigarre nach Tisch schaden mag; bei leerem Magen und in großen Mengen genommen müssen sie schließlich zu chronischen Magenkatarrhen führen. Thatsachen sprechen; wie viele Männer sind von diesem Uebel frei geblieben? Es ist unverständlich und betrübend, wenn man von einem übermäßigen Raucher auf den wohlgemeinten Rat, er solle das Quantum Tabak allmählich reduzieren, mitunter die fast triumphirende Antwort erhält: „Ach was, mir hat bis jetzt das Rauchen noch nichts geschadet.“

Wie wenig die Angriffe gegen das starke Schnüren des Korsetts genützt haben, weiß die ganze Welt. Findet dieses ungesunde Einzwängen eine Erklärung in dem Bestreben nach Verschönerung der Körperform, so verlangt die Mode andere Dinge, bei denen der

Schaden durch gar keinen Vorteil aufgewogen wird. Da sind zum Beispiel die engen Stiefel. Wie nutzlos sind die Schmerzen, die man erduldet, um seinen Fuß etwas kleiner erscheinen zu lassen, als er gewachsen ist, oder die Hühneraugen, die späterhin manches Vergnügen verbittern, oder die Verbildung, die das ganze Fußgerüst durch die hohen Abiäge und die spizen Stiefel erleidet. Die Zahl derer ist eine erschreckend große, die sich diesen Torturen aussetzen, und das geschieht nur aus Indifferentismus. Es fehlt den einzelnen an der geringsten Energie, etwas anderes zu wollen; von einer Notwendigkeit kann ja nicht die Rede sein. Bequeme Schuhe haben noch niemand gesellschaftlich unmöglich gemacht, ebenso wie es ganz einerlei ist, ob eine Dame Handschuhe Nr. 6 $\frac{1}{4}$, oder 6 $\frac{3}{4}$, trägt.

So klein die Schädigungen im einzelnen auch sein mögen, die unser Organismus durch derlei unhygienische Dinge erleidet: Schädigungen bleiben es doch immer. Auch mit der besten Hygiene können wir das menschliche Leben nicht über die ihm zugemessene Dauer hinaus verlängern. Wie alle Apparate, die Kräfte umzusetzen haben, so nützen sich auch unsere Organe ab, früher oder später, je nach der ererbten Konstitution und nach den im Lauf des Lebens erlittenen Beschädigungen. Die Konstitution läßt sich nur innerhalb sehr enger Grenzen ändern; es bleibt somit als Hauptaufgabe der Hygiene die Fernhaltung von Schädlichkeiten.

Die öffentliche Hygiene hat in den letzten Jahren ungemein viel Gutes geleistet; man denke an die Kanalisationen, Wasserversorgungen, an die an manchen Orten erlassenen Baupolizeiordnungen, an die Gejeze, die über dem Verkehr mit Nahrungsmitteln und Gebrauchsgegenständen wachen sollen, an die Vorschriften zum Schutze der Arbeiter in Bleifarben-, Bleizucker-, Cigarren-, Zündhölzerfabriken, an das segensreiche Wirken hygienischer Sachverständiger, wie solche zum Beispiel im Karlsruher Ortsgesundheitsrat unter einer umsichtigen Leitung vereinigt sind.

Aber dem einzelnen bleibt noch ein großes Feld, innerhalb dessen er sich allein um die Sicherung seiner Gesundheit bemühen muß. Zum Glück hat jeder von Natur einen hygienischen Instinkt mitbekommen, und nur das ist die Aufgabe, diesen auszubilden. Schule und Haus müssen sich darein wie in alle Erziehungsfragen teilen; jene theoretisch, diese praktisch. Das kaiserliche Gesundheitsamt hat vor kurzem eine „gemeinfaßliche Anleitung zur Gesundheitspflege“¹⁾ erscheinen lassen, in welcher die großen und die kleinen Fragen der Hygiene kurz, aber präzis und lichtvoll besprochen werden. Wöchten wenigstens, so lange für die Gesundheitslehre noch nicht ein paar Stunden im Unterrichtsplan vorgesehen sind, die Lehrer bei passenden Gelegenheiten derlei Notizen einstreuen. Nichts ist einfacher, als zum Beispiel in der Physik beim Kapitel Wärme mit einigen Sätzen auf die Heizanlagen in unseren Wohnungen oder auf die Kleidung einzugehen, oder beim I. Buch der Ilias neben der dichterischen Erklärung der Epidemie im Lager der Griechen jene zu geben, die wir heutzutage als richtig erkannt haben. Wögen diese Notizen auch noch so spärlich und unvollständig sein, unsere Jugend nimmt sie stets mit regem Interesse auf.

Aber die Hauptsache bleibt doch die häusliche Erziehung. Die Eindrücke und Gewohnheiten, die wir in jungen Jahren aufgenommen, werden wir das ganze Leben über nicht mehr los, und wie wir unsere Eltern haben handeln sehen, so werden später auch wir verfahren. Das Beispiel übt die größte erzieherische Macht: „aus der Kinderstube wird die Welt regiert“, und hier sind die Mütter die unbeschränkten Herrinnen. Sorgen wir vor allem, daß die Frauen die lebendigen Träger des hygienischen Denkens sind. Solange bei ihnen dieser Sinn nicht geweckt ist, solange werden auch die größten Errungenschaften der wissenschaftlichen Gesundheitslehre nicht in Fleisch und Blut unseres Volkes übergehen können.

Stuttgart.

Dr. Buttersack.

¹⁾ Gesundheitsbüchlein, Berlin 1894. Verlag von Julius Springer. — 254 Seiten, Preis 1 Mark.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

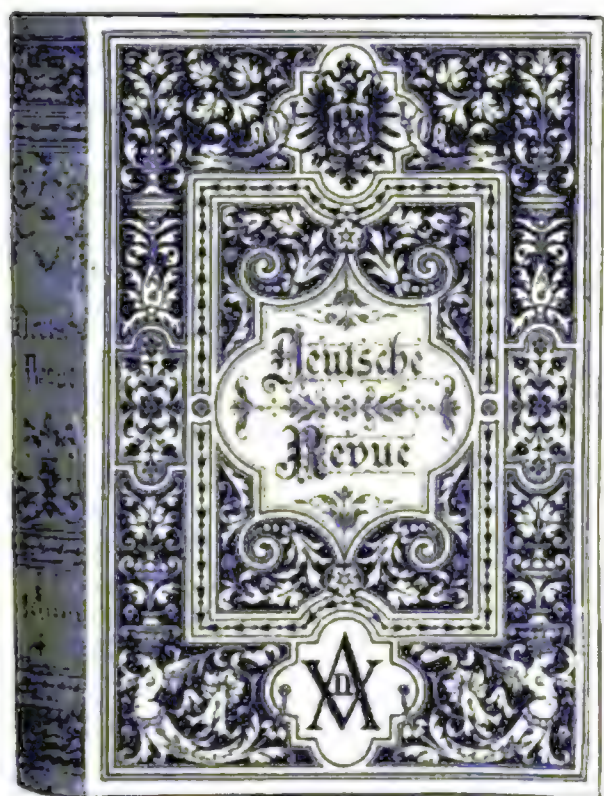
Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.



Original-Einband-Decken

311

Deutsche Revue.



Den geehrten Abonnenten
auf unsere

Deutsche Revue

empfehlen wir zum Einbinden des Journals
die in unserer Buchbinderei auf das geschmack-
vollste hergestellten

Original-Einband-Decken

(nach nebenstehender Abbildung)

in brauner englischer Leinwand mit Gold-
und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel und
Rücken.

Preis pro Decke 1 Mark.

Je 3 Hefte bilden einen Band und kann die Decke zum ersten Band des Jahrgangs 1895 (Januar- bis März-Heft) sofort bezogen werden. Der billige Preis der Decken ist nur durch die Herstellung in großen Partien ermöglicht.

Die Decken zum Jahrgang 1894 können auf Bestellung auch noch nachgeliefert werden.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämtliche Kolporteurs und Boten, welche die Hefte ins Haus bringen, die Besorgung.

Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte ein Bestellchein bei, welcher gefälligst mit deutlicher Unterschrift ausgefüllt derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden wolle, durch welche unser Journal bezogen wird.

Die verehrlichen Postabonnenten wollen sich an die nächstgelegene Buchhandlung wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden können. Gegen Franko-Einsendung des Betrags (in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) werden jedoch die Decken auch direkt von der Verlagshandlung in Stuttgart geliefert.



Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Zwanzigster Jahrgang. — Zweiter Band.
(April bis Juni 1895.)



Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1895.

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XX

(April bis Juni 1895).

	Seite
Heinrich von Poschinger: Fürst Bismarck und die Parlamentarier	1. 187
Nataly von Eschstruth: Die Ordre des Grafen von Guise. Eine Erinnerung an die Tage von Leipzig. II.	14
Jos. Lewinsky: Der preussische Landtag und das Theater	41
E. v. Lommel: Eine optische Reliquie von Goethe	44
M. Grant Duff: Rule Britannia	49
Th. Wiedemann: Leopold von Ranke und Bettine von Arnim	56
Kérimée-Hanoum: Aus dem Leben im Harem	71
Was ist aus dem deutschen Bürgertum geworden? Von einem Fraktionslosen	81
Hermine von Preuschen: Ein Gespräch mit José Benlliure	86
Theodor Mommsen, Gabriel May und Hans Thoma: Einige Aeußerungen über die Umsturzvorlage	93
Alexander Freiherr von Siebold: Der kaiserliche Hof von Japan einst und jetzt	99
Henry Houffaye: Der Franzose	104
Aus den ungedruckten Memoiren von Barras	129
Frank Junck-Brentano: Die persönliche Freiheit in Frankreich unter Ludwig XIV. und Ludwig XV.	147
Eugen Salinger: Assessor Mack. Ein Charakterbild. Novelle	154. 279
Wilhelm Gittermann: Erinnerungen an Eochar Bucher I. II.	171. 260
Prinz Heinrich zu Schoenaich-Carolath über die Umsturzvorlage	193
Prof. J. Mähly: Aus dem Leben Giuseppe Verdis	198
Heinrich Mann: Zur Frage über den Ursprung des siebenjährigen Krieges	204
Alfred Kirckhoff: Vom Ursprung des Kusses	216
Fritz Lemmermayer: Hebbels Anschauungen über Kunst und Religion	219
S. Bambergy: Zur armenischen Frage	228

	Seite
Reinhold Werner: Einige Worte über den Nord-Ostseeanal	257
Berthold Litzmann: Zur Entwicklung des modernen deutschen Romans	293
Fürst Tscherkasski. Ein Beitrag zur inneren Geschichte des russisch-türkischen Krieges von 1877—1878	308
Paola Lombroso: Die Ursachen der Launen der Erwachsenen und besonders der Frauen	318
Dr. M. Schmitz: Die spanische Thronkandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern und die von Sybelsche Darstellung	326
Charaktereskizzen aus der neuesten englischen Geschichte III.	334
Dr. Anton Schloßjar: Hamerling-Erinnerungen	343

Berichte aus allen Wissenschaften.

Sprachwissenschaft.

Dau. Sanders: Ueber die Verwendung von Fremdwörtern im Deutschen	106
--	-----

Geschichte.

Dr. Max Gruwald: Beiträge zur Charakteristik Friedrichs des Großen. Nach Breslauer Archiven	111
---	-----

Zeitgeschichte.

Prof. Dr. Carl Abel: Aus dem Leben König Karls von Rumänien	245
---	-----

Astronomie.

Olbers' astronomisches Wirken	247
---	-----

Länder- und Völkerkunde.

v. Erdert: Das Gebirgsland Pamir	251
--	-----

Landwirtschaft.

Prof. Dr. Geiß: Neue Vorschläge zur Hebung der Landwirtschaft	359
---	-----

Zahnheilkunde.

Dr. med. Karl Jung: Die Entwicklung des Gebisses und seine Pflege im Kindesalter	365
--	-----

Physik.

Dr. B. Weinstein: Ueber Erdströme	372
---	-----

Kleine Revuen.

Literarische Berichte	122. 256. 375
Eingekaufte Neuigkeiten des Büchermarktes	127. 379



Neuestes Bismarckbuch!

Soeben ist erschienen:

Fürst Bismarck
Neue Tischgespräche und Interviews.

Herausgegeben von
Heinrich von Poschinger.

Preis geh. M. 8. —;

elegant in Halbfranz geb. M. 10. —

Wer von dem Wesen großer Männer den richtigen Begriff haben will, der hat ihre Eigenart nicht allein in den Staatsaktionen, im Geräusch des öffentlichen Lebens, sondern auch in der Stille des Familienkreises aufzuspüren. Diesem Zwecke dient diese neueste Publikation des gründlichsten Bismarck-Forschers, welche damit aufs neue den Beweis erbringt, daß zu den hervorragendsten Eigenschaften, die den Fürsten auszeichnen, zweifellos auch die gehört, einer der besten Wirthe in einem überaus gastfreundlichen Hause zu sein.

Fürst Bismarck

in seinen Aussprüchen 1845 bis 1894.

Von

E. Schröder,

Herausg. von Werken Friedrichs des Großen.

Mit Porträt des Fürsten Bismarck.

Elegant kartonirt Preis 1 Mark.

In systematischer und chronologischer Ordnung sind hier die bezeichnendsten und wichtigsten Aussprüche des Fürsten vereinigt, von denen viele bereits als „geflügelte Worte“ in aller Mund sind. Ort und Zeit der Entstehung ist stets genau verzeichnet. Das Büchlein ist so recht dazu angethan, National-eigentum des deutschen Volkes zu werden.

Früher ist in unserem Verlage erschienen:

Die
Ausprachen des Fürsten Bismarck
1848 bis 1894.

Herausgegeben von
Heinrich von Poschinger.

Mit dem Bildnis des Fürsten.

Preis geheftet M. 7. —;

elegant in Halbfranz gebunden M. 9. —

Der Wortlaut der vom Fürsten Bismarck gehaltenen Reden und Ansprachen im Bundesrat, im Staatsministerium, im Volkswirtschaftsrat, auf nationalen und internationalen Kongressen, aus Anlaß ihm dargebrachter Huldigungen, beim Empfang von Deputationen u. s. w. ist hier in authentischer Form geboten.

Interessante Erscheinungen!

Crispi bei Bismarck.

Aus dem Tagebuch

eines Vertrauten des italienischen Ministerpräsidenten.

Preis geheftet M. 3. —; elegant gebunden M. 4. —

Was den Reiz dieses Buches ausmacht, ist die Intimität des häuslichen Verkehrs, in welcher es die beiden durch das Band langjähriger Freundschaft mit einander geeinigten großen Staatsmänner erscheinen läßt. Ueber Bismarck wie über Crispi ist vieles geschrieben worden; man hat sie uns gezeigt auf der Rednerbühne, im Ministerrat und jeden von ihnen in seinem Privatleben, aber niemals noch haben wir sie so wie hier beobachten können, wie sie ohne den Zwang der Konvention mit einander verlehren und sich Auge in Auge gegenüber treten.

Kaiser Wilhelm II.

Ein Herrscherbild in seinen Aussprüchen.

Von

E. Schröder,

Herausg. von Werken Friedrichs des Großen.

Mit Porträt Kaiser Wilhelms II. und Facsimile.

Elegant kartonirt Preis 1 Mark.

Unser Kaiser Wilhelm, der in so jungen Jahren die Zügel der Regierung ergriffen hat und mit kräftiger Hand die Geschicke unseres großen deutschen Vaterlandes lenkt, hat durch sein energisches Auftreten und zielbewußtes Streben nicht nur die Herzen aller wahren Patrioten für sich gewonnen, sondern auch weit über die Grenzen Deutschlands hinaus die allgemeine Sympathie erworben. Deshalb wird das obige Werkchen in allen Kreisen hochwillkommen heißen werden. In zehn Abschnitten, systematisch und chronologisch geordnet, enthält es die wichtigsten Aussprüche des jugendlichen Herrschers, die gewissermaßen den Schlüssel zu seinem Wesen bilden.

Helmuth von Moltkes

Briefe an seine Braut und Frau
und an andere Auserwählte.

2 Bände. Preis geheftet M. 10. —;

in Original-Einband M. 12. —

Diese Briefe gewähren den tiefsten Einblick in das Seelenleben Moltkes und in das selten schöne Verhältnis zwischen den beiden Ehegatten, die in inniger Liebe und Zärtlichkeit verbunden waren. Erst diese Briefe sind im Stande, das Bild des genialen Mannes zu einem vollkommenen zu machen, da sie uns seine edelste und beste Seite, sein treues Herz, kennen lernen lassen.

Fürst Bismarck und die Parlamentarier.

Von

Heinrich von Poschinger.

Freiherr von Arnbüler.¹⁾

Von allen Abgeordneten konnte keiner sich rühmen, dem Fürsten Bismarck bei seiner Zolltarifreform mehr zur Seite gestanden zu sein, als Freiherr von Arnbüler. Derselbe hatte im Februar 1873 im zweiten württembergischen Wahlkreise mit einer Ansprache an die Wähler kandidirt, welche mit großem Geschick abgefaßt war und ein klares und weitichtiges Programm enthielt. Sein Eintritt in die handelspolitische Arena erfolgte zuerst (März 1877) in der ihm nahe stehenden „Post“ und fast gleichzeitig im Reichstag mit einem auf eine wirtschaftliche Generalenquete abzielenden Antrage, der das lebhafteste Mißvergnügen derjenigen verursachte, denen das herrschende Freihandelsystem als das höchste Glück erschien.

Zu Verhandlungen zwischen Bismarck und Arnbüler über die handelspolitische Frage kam es erst im Jahre 1878. Am 25. Oktober 1878 theilte der Reichskanzler Arnbüler die Absicht mit, eine umfassende Regelung des Zolltarifs

¹⁾ Freiherr Arnbüler von und zu Hemmingen, Friedrich Gottlob Karl, kgl. württembergischer Staatsminister a. D., Besitzer der Mittergüter Hemmingen und Höfingen (früher Reichsritterschaftlich) und von Ludwigshöhe in Württemberg. Geb. in Hemmingen den 13. Mai 1809 (luth.). Mehrere längere Reisen nach Oesterreich, Italien, Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark und Schweden. 1833—39 Kollegialmitglied der kgl. Kreisregierung in Ludwigsburg, von 1839 an Betrieb der Landwirtschaft auf seinen Gütern, 1849—53 Leitung einer großen Maschinenfabrik in Wien. Seit 1845 mit einer Unterbrechung während eines Jahres (1850) Abgeordneter der Mitterschaft in der württembergischen Kammer der Abgeordneten, von September 1864 bis September 1870 kgl. württembergischer Minister des kgl. Hauses, der auswärtigen Angelegenheiten und der Verkehrsanstalten. 1867—70 Mitglied des Zollparlaments, des Reichstags seit 1872—1881. Schrieb: „Ueber das Bedürfnis einer Gewerbegesetzgebung in Württemberg, Stuttgart 1846“. „Ueber die Frage eines deutschen Heimatrechts“ (Stuttgart 1864). Referate über verschiedene volks- und staatswirtschaftliche Gegenstände, zum Beispiel über Bau und Betrieb von Eisenbahnen, über die Revision der forstpolizeilichen Bestimmungen in Bezug auf Gemeinde- und Privatwaldungen, über die Erwerbung des Bürgerrechts und die Niederlassung in den Gemeinden, über ein Weideablösungsgesetz, über die württembergische Gewerbeordnung vom Jahre 1862, das Gesetz über Feldweg- und Gewandregulirung von 1862 u. Versorben am 26. März 1889.

herbeizuführen und die dazu erforderlichen Anträge zunächst der Prüfung der verbündeten Regierungen zu unterbreiten,¹⁾ und bald darauf reiste in Bismard der Gedanke, an die Spitze der vom Bundesrat beschlossenen Zolltariffkommission nicht ein Mitglied des Bundesrats oder etwa einen aktiven Staats- oder Reichsbeamten, sondern Barmbüler zu stellen.

Wie dieser Entschluß zur Ausführung gelangte, ersehen wir aus einem Briefe,²⁾ welchen der damalige württembergische Gesandte in Berlin, Freiherr von Spixenberg, unterm 1. Dezember 1878 seinem Schwiegervater, dem Freiherrn von Barmbüler, schrieb:

„Wir haben gestern in den betreffenden Ausschüssen den Beschluß gefaßt, zum Zwecke der Revision des bestehenden Zolltarifs eine aus vierzehn Mitgliedern zusammengesetzte Kommission von Beamten des Reichs und der Bundesstaaten einzusetzen. Jeder der Bundesstaaten, welcher eine eigene Zollverwaltung besitzt, würde einen Beamten in die Kommission ernennen, also zehn außer Preußen, Preußen und das Reich würden die vier übrigen stellen, wobei es aber noch nicht feststeht, ob nicht Preußen drei Bevollmächtigte beansprucht.³⁾“

Die Aufgabe der Kommission erstreckt sich auf die Revision des ganzen Zolltarifs, sowohl hinsichtlich der äußern formalen Anordnung und der Uebereinstimmung desselben mit dem geltigen Maß-, Münz- und Gewichtssystem, als auch hinsichtlich der Angemessenheit der einzelnen Zollsätze, mit Ausnahme jedoch der einer besonderen Beschlußfassung unterliegenden Finanzartikel. Die Kommission hat das Recht, Sachverständige zu vernehmen und Gutachten einzufordern und durch Requisition von Landesbehörden Ermittlungen zu veranlassen.

Dies ist der wesentliche Inhalt des Antrags, den die Ausschüsse stellen und der im Laufe dieser Woche zum Beschlusse erhoben werden wird. Der Reichskanzler wünscht nun Dich zum Vorsitzenden dieser Kommission von Reichswegen zu ernennen und beauftragt mich, Dich zu bitten, diese Stellung als Vorsitzender anzunehmen. Er legt einen großen Wert auf Deine Zusage, und bitte ich Dich, mir womöglich telegraphisch zu antworten, ob Du den Antrag anzunehmen geneigt bist.

Der Kanzler wünscht, daß die Kommission sich noch vor Weihnachten konstituiren und daß die Arbeiten so schleunig behandelt werden, daß eine Vorlage noch an den nächsten Reichstag erfolgen kann. Die Gegner der Zollrevision halten eine Förderung der Arbeiten in der Weise, daß dieselben in wenig Monaten beendigt werden, für unmöglich; der Kanzler wird aber alles daran setzen, um

1) Abgedruckt in meinem Werke „Fürst Bismard und die Parlamentarier“. Bd. II. S. 303.

2) Derselbe ist bisher ebenjowenig veröffentlicht als die folgende Korrespondenz zwischen dem Fürsten Bismard und dem Freiherrn von Barmbüler, dem Freiherrn von Spixenberg und dem Freiherrn von Barmbüler und letzterem mit ersterem, und dem Grafen Wilhelm von Bismard und dem Freiherrn von Spixenberg.

3) In welcher Weise demnächst die Kommission thatsächlich gebildet wurde, erhellt aus meinem Werke „Fürst Bismard als Volkswirt“. Bd. I. S. 170. Note 1.

in kürzester Frist zu einem Ergebnis zu gelangen. Die Arbeitslast wird unter solchen Umständen keine geringe sein; wenn Du Dir aber die Kraft zutraust, so würdest Du der Sache durch Deine Annahme selbstverständlich den größten Dienst leisten.“

Freiherr von Barnbüler antwortete alsbald in zusageadem Sinne. „Die Verwendung, — schreibt derselbe in seinem Erwidrerungsbrief d. d. Hemmingen 3. Dezember 1878 — welche mir der Herr Reichskanzler zugebracht hat, ist ebenso ehrenvoll wie interessant, aber auch sehr schwierig, teils der kurzen Frist wegen, innerhalb welcher die schwierige Aufgabe gelöst und ein sehr umfangreiches Material gesichtet werden muß, teils der schroffen Gegensätze wegen, welche sich auf diesem Gebiete begegnen werden.

Daß die Frist nicht verlängert werden darf, darin stimme ich mit dem Fürsten ganz überein.

Meine Ansichten über die von dem Reich einzuhaltenende Zoll- und Handelspolitik sind allgemein und speziell dem Fürsten bekannt: derselbe weiß,¹⁾ daß ich es für geboten halte, die einheimische Industrie im ungleichen Kampfe mit derjenigen des Auslandes durch Zölle so weit zu unterstützen, als nötig ist, um mit dem Auslande konkurrieren zu können auf dem einheimischen Markte, womöglich einen kleinen Vorsprung vor ihr zu gewinnen. Diese Zölle werden wohl nur ausnahmsweise die Grenze von Finanzzöllen übersteigen.

Der Herr Reichskanzler bekennt sich im wesentlichen zu diesen Anschauungen; er hat mir diese ausgesprochen.

Ich darf daher auf seine mächtige Unterstützung rechnen, wenn ich, seiner Aufforderung folgend, mich der schweren Aufgabe unterziehe, welche er mir stellt. Im Vertrauen hierauf werde ich, wenn der Fürst mich beruft, dem Rufe folgen, meine ganze Kraft einsetzen, in obigem Sinne zu wirken, bitte aber sowohl ihn als Dich, genau zu erwägen, ob ich auch wirklich der rechte Mann für die zu lösende Aufgabe bin, ob dazu mein Wissen und Können ausreicht.“

Am 11. Dezember 1878 teilte der württembergische Gesandte Freiherr von Spizemberg dem Freiherrn von Barnbüler mit, es sei ihm, nachdem er die zuiagende Antwort des letzteren zur Kenntnis des Kanzlers gebracht, der nachstehende Brief des Grafen Wilhelm Bismarck zugegangen.

„Friedrichsruh, 3. Dezember 1878.

Eurer Excellenz

wird als Mitglied des Bundesrats jedenfalls bekannt sein, daß in nächster Zeit die Kommission für Revision der Zolltarife zusammentreten soll. Das deutsche Reich als solches wird darin einen, wahrscheinlich sogar zwei Vertreter haben, und mein Vater würde es dankbar erkennen, wenn Sie ihn darüber vertraulich

¹⁾ Freiherr von Barnbüler hatte bereits Mitte 1878 dem Fürsten Bismarck eine Denkschrift überreicht, welche sein ganzes steuer- und zollpolitisches Programm enthielt. Diese Denkschrift ist zum erstenmal veröffentlicht in meinem Werke: „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“. Bd. II. S. 305 f.

vergewisserten, ob Ihr Herr Schwiegervater ein solches Mandat annehmen würde, auch wenn er nicht den Vorsitz in der Kommission erhielte. Dieser käme ihm allerdings seiner ministeriellen Stellung nach zu — mein Vater glaubt aber, daß er seinen von meinem Vater völlig geteilten Ansichten alsdann weniger Nachdruck verleihen können, weil man von dem Vorsitzenden eine gewisse Unparteilichkeit verlangen werde; falls aber Ihr Herr Schwiegervater den Vorsitz zur Bedingung seines Eintritts in die Kommission machte, so würde er sein Recht zur Ernennung des Vorsitzenden zu Gunsten Seiner Excellenz geltend machen. Er weiß allerdings nicht ganz sicher, ob ihm dieses Recht zusteht. Eure Excellenz werden sich indessen leicht darüber informiren können.“

„Soviel mir Hofmann sagte — fügte Freiherr von Spizemberg diesen Zeilen hinzu — ist schon zwischen ihm und dem Kanzler das Bedenken besprochen worden, ob es im Interesse der Sache liege, Dich um Uebernahme des Vorsitzes zu bitten, da damit der Kommission von vornherein ein sehr ausgesprochen schutz-zöllnerischer Charakter aufgedrückt würde und es bei einer Enquetekommission doch zu vermeiden sei, Zweifel in die absolute Unparteilichkeit aufkommen zu lassen. Die Bedenken, über welche damals der Kanzler hinwegkam, scheinen ihm nachträglich wieder gekommen, vielleicht auch von anderwärts ausgedrückt worden zu sein. Ich habe aber, wie ich ausdrücklich bemerke, keine Veranlassung das Letztere anzunehmen.

Du hast jetzt zu entscheiden, was Du auf die zweite Anfrage sagen willst. Sollte Deine Antwort sich in ein paar Worte zusammenfassen lassen, so wäre ich Dir für ein Telegramm dankbar.“

Freiherr von Barmbüler beeilte sich am 6. Dezember aus Hemmingen, dem württembergischen Gesandten seine Entschließung wie folgt zugehen zu lassen.

„Als ich die erste Aufforderung zu dem Eintritt in die Zollkommission erhielt, hatte ich sofort Zweifel darüber, ob meine Wahl eine richtige sei. Einmal bin ich darüber nicht außer Zweifel, ob meine zolltechnischen Kenntnisse ausreichen für die Redaktion eines Zolltarifgesetzes, sodann aber weil ich, wenn auch mit völligem Unrechte für den Prototyp des extremen Schutzzöllners gelte und dies von den Gegnern ausgebeutet würde, um diejenigen, welche einen vermittelnden Standpunkt einnehmen, sehen zu machen.

Daß das Urtheil über meine zollpolitischen Ansichten ein irrthümliches ist, würde wenig helfen, da bekanntlich Vorurtheile um so fester haften, je irrthümlicher sie sind, zumal auf einem Gebiete, wo die wenigsten Sachkunde besitzen.

Diesen meinen Bedenken habe ich keinen Ausdruck gegeben, weil ich dem Rufe des Herrn Reichskanzlers mich nicht entziehen wollte und ich mir nicht annahm, die Lage besser zu beurtheilen als er.

Die Auffassung Hofmanns¹⁾ freilich kann ich nicht teilen, welcher von Parteilichkeit und Unparteilichkeit spricht. Denn wenn die Regierung die Aufgabe

¹⁾ Es liegt hier ein Mißverständnis des Freiherrn von Barmbüler vor, da wir es hier nicht mit einer Auffassung des Staatsministers Hofmann zu thun haben, sondern mit einer Auffassung eines dritten, die Hofmann mit dem Kanzler nur besprach.

hat, sich bei gesetzgeberischer Initiative eine bestimmte Ansicht zu bilden, so können doch diejenigen, deren Ansichten sie nicht teilt, nicht von Parteilichkeit sprechen.

Wenn ich nach dem Gesagten den Fürsten recht dringend und aufrichtig bitte, sich die Frage meiner Berufung noch einmal zu überlegen, und ja zu glauben, daß ich eine Umkehr von seiner ersten Auffassung ganz natürlich fände, so glaube ich andererseits, daß es nicht angezeigt wäre, mir eine andere Stellung einzuräumen als die des Vorsitzenden. Abgesehen davon, daß ich dann Referate übernehmen müßte, welche Spezialisten besser machen, würde die Annahme einer meiner Stellung nicht entsprechenden Rolle mißdeutet und würde meiner Wirksamkeit in der Kommission wie im Reichstage schaden. Der Eindruck auf die öffentliche Meinung bliebe ganz derselbe, ob ich als Vorsitzender oder in anderer Stellung in die Kommission berufen würde.

Einen allgemeinen Gesichtspunkt kann ich schließlich nicht unerwähnt lassen, nämlich den, ob nicht meine Mitgliedschaft an der Kommission meine Wirksamkeit im Reichstage beeinträchtigen würde, ob die Verteidigung der Vorlage nicht als ein Eintreten für die eigene Sache beurteilt würde und dies ohne die offizielle Stellung am Tische des Bundesrats.

Ich bitte den Herrn Reichskanzler, diese Seite besonders zu erwägen.

Ich wiederhole demselben, was ich ihm mündlich gesagt habe: Auf jede Weise, in jeder Form steht dasjenige, was ich in diesen Fragen vermag, zu seiner Verfügung. Er mag nur entscheiden, wie das am zweckmäßigsten geschieht."

Freiherr von Spitzemberg teilte den Inhalt vorstehenden Schreibens am 7. Dezember 1878 dem Fürsten Bismarck mit.

In der Zwischenzeit, bis die definitive Entscheidung des Kanzlers eintraf, war die Lage eine sehr zweifelhafte. Bis zum 20. Dezember 1878, um welche Zeit ungefähr das Schreiben Bismarcks an den Bundesrat d. d. 15. Dezember 1878¹⁾ bekannt wurde, waren die Freunde des Schutzzolls in der größten Besorgnis. Dieselben befürchteten eine abermalige Verschleppung der Zolltariffrage. Deshalb schlug der Reichstagsabgeordnete H. Kentsch dem Abgeordneten Dr. Löwe für Mitte Januar die Berufung der volkswirtschaftlichen Vereinigung des Reichstags nach Berlin vor, zu keinem andern Zwecke, als auf die Regierung eine moralische PreSSION behufs deren handelspolitischer Stellungnahme auszuüben.²⁾

¹⁾ Abgedruckt in meinem Werke Fürst Bismarck als Volkswirt. Bd. I. S. 170.

²⁾ „Wir einigten uns“ — schreibt Kentsch unterm 28. Dezember 1878 an Freiherrn von Varnbüler — „mit Herrn Berger (Herr v. Schorlemer = Alst war bereits nach Hause gereist) dahin, Eurer Excellenz Ansichten über die Zweckmäßigkeit einer solchen Berufung zu erbitten, zuvor jedoch bis etwa Neujahr uns über die Intentionen der Regierung näher zu orientiren. Was inzwischen geschehen, hat meine Besorgnisse vollständig verschwinden lassen, und das letzte Bedenken, in welcher Weise Bismarcks Finanzzolltheorie mit dem Schutznationaler Arbeit zu vereinbaren sein möchte, ist durch Eurer Excellenz Ernennung beseitigt

Ende Dezember 1878 erfolgte die Zusammenziehung der Zolltarifkommission und die Ernennung des Freiherrn von Barnbüler zum Vorsitzenden derselben. Ueber die weitere Entwicklung geben folgende, bisher unveröffentlichte Aktenstücke Aufschluß:

Friedrichsrub, 2. Januar 1879.

Seiner Excellenz
dem Herrn Staatsminister
Freiherrn von Barnbüler, Berlin.¹⁾

Indem ich Eurer Excellenz meinen ergebensten Dank dafür ausspreche, daß Sie Sich bereit erklärt haben, an den Arbeiten der Zolltarifkommission in der Eigenschaft eines Vorsitzenden teilzunehmen, bitte ich um die Erlaubnis, die nachstehenden, unvorgreiflichen Ansichten über die Aufgaben der Kommission Ihrer gefälligen Erwägung zu unterstellen.

Zunächst wird meines Erachtens jede mit der Wichtigkeit des Gegenstandes verträgliche Beschleunigung der Kommissionsarbeiten von seiten des Bundesrats mit Dank erkannt werden müssen, da es ein Bedürfnis der verbündeten Regierungen ist, ihre Beschlüsse über das Ergebnis der Kommissionsberatungen so früh fassen zu können, daß sie dieselben dem Reichstage rechtzeitig vorzulegen vermögen.

Nach den Beschlüssen des Bundesrats werden die Arbeiten der Kommission sich auf den ganzen Umfang der Tariffrage zu erstrecken haben, und durch mein der Kommission gleichfalls zur Beratung überwiesenes Schreiben vom 15. Dezember vorigen Jahres ist dieselbe in die Lage gesetzt, sich über die mit dem Tarife in sachlichem Zusammenhange stehenden volkswirtschaftlichen Fragen auszusprechen. Wenn daher die Kompetenz der Kommission eine unbeschränkte ist, so glaube ich doch in den Verabredungen, welche die Finanzminister und Vertreter der Bundesregierungen im August vorigen Jahres zu Heidelberg getroffen haben, bei der maßgebenden Bedeutung der Teilnehmer an denselben und bei der Einstimmigkeit ihrer Beschlüsse eine Direktive für die Kommission erkennen zu dürfen. Indem ich ein Exemplar des in Heidelberg vereinbarten Schlußprotokolles beizufügen mich beehre, bemerke ich, daß die Kommission nach der Allgemeinheit ihres Mandats zweifellos berechtigt ist, sowohl die dort berührten Punkte zum Gegenstande ihrer Beschlüsse zu machen, als auch in Bezug auf dort nicht angeregte Fragen Anträge und Vorschläge an den Bundesrat zu richten.

Wenn in Bezug auf einzelne, in das Gesamtgebiet des Tarifwesens fallende Fragen Spezialenqueten teils bereits stattgefunden haben, teils noch schweben,

worden. Wenn nunmehr noch an eine Verufung der volkswirtschaftlichen Vereinigung zu denken sein sollte, welche durch die Anwesenheit vieler unserer Mitglieder im preussischen Herren- und Abgeordnetenhaus wesentlich erleichtert sein würde, so könnte nur noch die Unterstützung der Regierungspolitik in Frage kommen.“

¹⁾ Es ist dies wohl jenes Schreiben Bismarcks, von dessen Existenz die Zeitungen zu berichten wußten, dessen Wortlaut aber bisher noch nicht bekannt war. Vergleiche mein Werk „Fürst Bismarck als Volkswirt“. Bd. I. S. 180. Note *).

so werden meines Erachtens durch diesen Umstand die Gegenstände derselben keineswegs von dem Gebiete der Kommissionsberatungen ausgeschlossen.

Die hervorragend wichtige Frage bezüglich der Behandlung des Tabaks wird durch die Beschlüsse der Zolltarifkommission ebensowenig definitiv entschieden werden können wie durch das Gutachten der Spezialkommission für die Tabaksenquete. Erst nach amtlichem Meinungsaustausch unter einander werden die verbündeten Regierungen feste Stellung zu der Frage nehmen können, für welche dem Reichstage zu machende Vorlage sie die Verantwortlichkeit zu übernehmen bereit sein werden. Die von seiten der Enquetekommission für Tabak dem Vernehmen nach gefaßten Beschlüsse können keine andere als informativische Tragweite haben, um so weniger, als angenommen werden muß, daß die Mitglieder jener Kommission nur eigene, persönliche und nicht Ansichten verantwortlicher Regierungen vertreten haben. Für jede Vervollständigung des Materials, welche die von Eurer Excellenz geleiteten Kommissionsarbeiten auch bezüglich der Tabaksfrage liefern werden, können meines Erachtens die verbündeten Regierungen nur dankbar sein. Die Beschlüsse der in Heidelberg vereint gewesenen Herrn Minister geben auch in dieser Beziehung Fingerzeige und Anhaltspunkte, welche für die definitiven Beschlüsse des Bundesrats voraussichtlich eine entscheidende Bedeutung haben werden.

gez. von Bismarck.

Friedrichsrub, 4. Januar 1879.

Seiner Excellenz
dem Herrn Staatsminister
Freiherrn von Arnbüler.

Auf Eurer Excellenz gefällige Anfrage bin ich sehr gern damit einverstanden, daß den Herren Mitgliedern der Kommission mein Schreiben vom 2. dieses Monats¹⁾ zur vertraulichen Kenntnismahme in Abschrift mitgeteilt wird, wenn ich auch in demselben ursprünglich nur meine persönliche Meinung behufs vertraulicher Benutzung niederzulegen beabsichtigte. Ich wurde hierzu besonders veranlaßt durch die Ueberzeugung, daß Eure Excellenz behufs Leitung der Verhandlungen notwendig Kenntnis von dem Heidelberger Schlußprotokoll haben mußten, um die maßgebende Bedeutung derselben zu berücksichtigen und die Konsequenzen zu ziehen, welche sich aus dem Inhalt für die Begutachtung des gesamten Tarifs nach dem Ermessen der Kommission ergeben werden.

gez. von Bismarck.

Berlin, den 16. Februar 1879.

An den Vorsitzenden der Zolltarifkommission,
Königlich württembergischen Staatsminister a. D.,
Herrn Freiherrn von Arnbüler, Excellenz.

Eurer Excellenz ist es nicht unbekannt, daß der Plan einer Revision unseres Zolltarifs mächtige und einflußreiche Gegner besitzt, deren Bemühung zunächst

¹⁾ Vergleiche die vorhergehende Urkunde.

auf Hinausschiebung der Revision gerichtet ist. Der erste Schritt dazu wäre die Verhinderung einer rechtzeitigen Vorlage für die gegenwärtige Reichstagsession. Dieser Gefahr gegenüber würde ich Eurer Excellenz zu lebhaftem Danke verpflichtet sein für jede Beschleunigung der Arbeiten der unter Ihrem Voritze tagenden Kommission. Um eine rechtzeitige Vorlage für den Reichstag zu erzielen, wird es nötig sein, daß die Arbeiten des Bundesrats an denselben in den ersten Tagen des März beginnen können. Eure Excellenz erlaube ich deshalb ganz ergebenst, auf die möglichste Förderung der Kommissionsarbeiten geneigtest hinzuwirken zu wollen.

gez. von Bismarck.

Die Arbeiten der Kommission wurden von Barmüller so sehr gefördert, daß derselbe bereits am 1. April 1879 in der Lage war, das Ergebnis der Beratungen dem Bundesrate vorzulegen. Damit war die demselben vom Reichskanzler übertragene wichtige Kommission erledigt.

Julius von Hölder. ¹⁾

An dem kürzlich erschienenen II. Bande des von mir herausgegebenen Werkes „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“ nehmen die Tagebuchaufzeichnungen des früheren württembergischen Ministers des Innern von Hölder über seine Teilnahme an den Reichstagsverhandlungen in den Jahren 1871–1879 einen breiten Raum ein. Da sich Herr von Hölder bei seinen Aufzeichnungen der größten Unparteilichkeit befleißigt hat, und da derselbe sowohl in Berlin als auch in Stuttgart in enger Fühlung mit den leitenden Kreisen sowohl der Regierung als auch der Volksvertretung lebte, so darf sein Tagebuch für die Beurteilung der von ihm geschilderten Verhältnisse als eine wertvolle Quelle bezeichnet werden. Hölder selbst zeigt sich aus seinen Tagebuchaufzeichnungen in dem besten Lichte: er ist ein freidentender, nebenbei aber sehr praktischer Mann, ein Partikularist in des Wortes gutem Sinn, der zwar den Unitarismus bekämpft, an Kaiser und Reich aber mit ganzem Herzen hängt und darum vor keinem Opfer zurückschreckt, wenn es gilt, das Reich zu festigen, sei es auf den Gebieten der materiellen oder kulturellen Interessen.

¹⁾ von Hölder, Julius, Rechtsanwalt in Stuttgart. Geboren den 24. März 1819 (evang.). Im Frühjahr 1848 vom März-Ministerium als Regierungsrat in das Ministerium des Innern berufen, nahm im Januar 1853 wegen politischer Mißliebigkeit seine Entlassung aus dem Staatsdienst und ließ sich in seiner Vaterstadt Stuttgart als Advokat nieder. Landtagsabgeordneter im Jahre 1849 und 1850, desgleichen seit 1856; 1862 einer der Gründer des deutschen Abgeordnetentags, 1865–66 Gründung der nationalen (deutschen) Partei in Württemberg unter seiner Mitwirkung im Kampfe gegen Volkspartei, Ultramontane und Regierungsanhänger. Berichterstatter der württembergischen Abgeordnetenkammer im Juli 1870 über die Verträge Württembergs mit dem Norddeutschen Bund, betreffend den Eintritt Württembergs in das Deutsche Reich. Reichstagsabgeordneter von 1871–73 und wiederum infolge einer Zwischenwahl vom Herbst 1875 bis 1881. Seit Frühjahr 1875 Präsident der württembergischen Abgeordnetenkammer (nationalliberal). Im Jahre 1881 zum württembergischen Minister des Innern ernannt. Verstorben am 30. August 1887.

Die Hölder'schen Aufzeichnungen sind stilistisch nicht ausgearbeitet; es sind oft nur ganz knappe, fragmentarisch gehaltene Satzbildungen. Den Sätzen unter einander fehlt oft jede Verbindung. Man sieht es dem Tagebuch an, daß dem Verfasser nur darum zu thun war, die wesentlichen Vorgänge festzuhalten; zu sorgfamer Ausarbeitung fehlte im Drange der Geschäfte und des großstädtischen Berliner Lebens die Zeit.¹⁾

Die Tagebuchaufzeichnungen v. Hölder's schließen im II. Bande meines eingangs erwähnten Werkes mit den Kämpfen um die Zolltarif-Reform, an denen derselbe hervorragenden Anteil nahm. Hölder stimmte für den von Bismarck dem Reichstag im Jahr 1879 vorgelegten Zolltarif und war bei dem Austritt der schutzzöllnerisch gesinnten Nationalliberalen aus der im Lasker'schen Fahrwasser schwimmenden nationalliberalen Partei mit die treibende Kraft.

Die Gegenjäger, welche am Schluß der Session zur Veratung des Zolltarifs den Austritt des rechten Flügels der Nationalliberalen verursacht hatten, machten auch noch in der folgenden Session das Gehäß der verschiedenen Fraktionen erzittern. Zunächst bildete sich aus der Zahl der ausgeschiedenen Nationalliberalen eine eigene Fraktion. Ueber diese Parteibildung, die Entwicklung der neuen Fraktion, ihr Verhältnis zum Fürsten Bismarck und den anderen Parteien ist bisher noch so viel als nichts veröffentlicht worden. Um so dankbarer muß man dafür sein, daß sich die Tagebuchaufzeichnungen des Abgeordneten von Hölder auch über alle diese Fragen mit größter Ausführlichkeit verbreiten. Die betr. Aufzeichnungen haben um deswillen einen großen Wert, weil Hölder innerhalb der ausgeschiedenen Gruppen neben Schauß als Führer gelten konnte, und weil er auch nach dem Ausscheiden aus der nationalliberalen Partei mit Bennigsen und anderen gemäßigten Faktoren innerhalb der Fraktion gute Beziehungen fort unterhielt.

Bevor wir zur Schilderung der gedachten parlamentarischen Kämpfe übergehen, möchten wir noch einige Worte über die Entstehung des deutsch-österreichischen Bündnisses vorausschicken.

Ueber die russische Verstimmung gegen Deutschland, welche Bismarck im Herbst 1879 bewog, sich nach Wien zum Abschluß eines Bündnisses mit Oesterreich zu begeben, erfuhr der Reichstagsabgeordnete Hölder Näheres aus dem Munde eines ihm befreundeten Staatsmannes, der mit dem Reichskanzler während eines mehrtägigen Aufenthalts in Gastein öfter zusammen gekommen war. Hölder's Tagebuch besagt darüber unter dem Datum 18. Oktober 1879 folgendes:

Rußland hatte bei Frankreich ein Schutz- und Trutzbündnis nachgesucht mit offener Spitze gegen Deutschland, war aber abgewiesen worden. Auf wie lange steht bei der Wankelmütigkeit der Franzosen dahin. Die Hezereien der russischen Blätter gegen Deutschland konnten nicht erfolgt sein ohne Zulassung des Kaisers. Derselbe hatte sich geweigert, auf deutschem Boden mit dem

¹⁾ Das Tagebuch folgt weiter unten in dieser seiner ursprünglichen, ungekünstelten Form. Ich glaube, eine stilistische Ausarbeitung, wie sie der Verfasser vielleicht für später ins Auge gefaßt haben mochte, wäre für einen andern Herausgeber ein Mißgriff gewesen.

deutschen Kaiser zusammen zu kommen; gleichwohl ging letzterer in das kleine polnische Städtchen Alexandrowo. Bismarck war gegen die Zusammenkunft. Der Kronprinz habe den Reichskanzler bei seiner Haltung Rußland gegenüber unterstützt.

Zur Reise nach Wien habe Bismarck zwar die Erlaubnis des Kaisers gehabt, zur Unterzeichnung des Bündnisses habe letzterer aber lange sich nicht entschließen können. Zweimal habe das gesamte preußische Ministerium, Bismarck an der Spitze, seine Entlassung angeboten, bis der Kaiser sich fügte. Die innere Krisis habe 14 Tage gedauert. Stolberg sei von Baden unverrichteter Sache zurückgekommen. Erst der Kronprinz scheint die Sache ins reine gebracht zu haben. Bismarck habe in Wien sehr weit gehen wollen, bis zu einem Verfassungsvertrag, das die Zustimmung der beiderseitigen Volksvertretungen nötig gehabt hätte. Dieser Gedanke sei aber nicht zur Ausführung gekommen.

Auf die Anfrage, ob Bismarck im Hinblick auf die Unzuverlässigkeit der Oesterreicher dem Kaiser von Oesterreich traue, habe Bismarck in Gastein geantwortet, er verlasse sich auf die gemeinschaftlichen resp. österreichischen Interessen.

Der Abschluß des Bündnisses — bemerkte der Gewährsmann Hölders — sei notwendig gewesen. Allein daß es notwendig gewesen und Bismarck, gewiß nur gedrängt durch die Situation, zu demselben habe greifen müssen, sei das Bedenkliche. Rußland und Frankreich seien jetzt noch mehr als früher auf einander angewiesen, und man müsse sich darauf gefaßt machen, daß früher oder später der Zusammenstoß erfolge.

Auszüge aus Hölders Tagebuch über die III. Session der
IV. Legislaturperiode des deutschen Reichstags
12. Februar bis 10. Mai 1880.

Stuttgart, den 15. Februar 1880.

Letzten Freitag erfahre ich, daß ich zum zweiten Vizepräsidenten des Reichstags gewählt worden bin. ¹⁾ Heute lehne ich die Wahl ab. Die Gründe liegen nahe. Alle Liberalen gaben weiße Zettel ab. Telegramme und Briefe hin und her. Die Sache bewegte mich einigermaßen, meine Aufgabe war mir aber bald klar. Morgen um 12 Uhr geht es nach Berlin zum Reichstag.

Berlin, den 18. Februar 1880. Mittwoch.

Gestern kam ich glücklich hier an. Seit Samstag Gratulationen von allen Seiten wegen der Wahl zum zweiten Vizepräsidenten und ewige Erklärungen meinerseits, warum ich nicht annehmen könne. Denkende Personen begriffen die Gründe. Ich bemühte mich, die Redaktionen des „Merkur“ und der „Landeszeitung“ zur Darstellung der Sache in letzterem Sinne zu bestimmen, und Neuberger vom „Neuen Tagblatt“ erschien noch am Montag während des Ein-

¹⁾ In der Sitzung vom 13. Februar 1880 war Graf Arnim-Boitzenburg zum Präsidenten des Reichstags, Freiherr von Brandenstein zum ersten, von Hölder zum zweiten Vizepräsidenten gewählt worden.

padens bei mir und entwarf in meinem Einverständnis ein Artikelchen.¹⁾ Hier wird mir bestätigt, daß der Vorschlag meiner Person und das Beharren auf demselben trotz der Ablehnung meiner näheren Parteigenossen von Barnbüler ausging. Derselbe bemerkte zu Römer auf dessen Einwurf, ich könne bei dieser Sachlage unmöglich annehmen, „Sie rechnen nicht mit der menschlichen Eitelkeit.“ Hier erkennen nahezu alle (Hohenlohe, der Präsident Arnim, Starbörff u. s. w.) die Richtigkeit meiner Handlungsweise an. Nur Barnbüler ist ungehalten.

Was wird aus unserer Gruppe werden? Sie ist klein und doch viel umworben. Bisher hat Römer deren Geschäfte besorgt. Wir berechnen unsere Zahl auf 16—17. Fürst Carolath von den Freikonservativen ist beigetreten. Die letzteren wie die Nationalliberalen bewerben sich darum, unsere Zahl bei Austeilung der Kommissionen sich berechnen zu dürfen. Beide machen Anerbietungen. Römer mit den wenigen Anwesenden schließt mit den Nationalliberalen den Pakt ab: Volle Unabhängigkeit im Materiellen; die Nationalliberalen müssen bei Kommissionen von 21 oder mehr Mitgliedern von unserer Gruppe einen, der von uns bezeichnet wird, annehmen, bei Kommissionen von 14 je das anderemal einen. Unter diesen Bedingungen dürfen sie unsere Zahl im Seniorenfondent sich zurechnen. Achtjamkeit notwendig gegen Intriguen und Uebervorteilungen. Das Ansinnen, wieder einzutreten, weisen wir entschieden ab. Römer scheint bei den Verhandlungen energisch und klug gewesen zu sein. Jetzt müssen sie uns beachten, während man uns früher seitens der in der Fraktion regierenden Oligarchie beinahe beleidigend ignorirt hat. Wie wird es in der nationalliberalen Partei gehen? Wird der linke Flügel sich von Bennigsen und seinem Anhang trennen? Letzterem wäre es wohl am liebsten, wenn etwa ein halbes Duzend vom linken Flügel austreten würde. Man sagt, Lasker habe sich in die Fraktionsliste noch nicht eingetragen. Aber Forckenbeck? Wie wird Bennigsen mit diesem auskommen?

Der für uns günstigste Fall, daß etwa ein Duzend vom rechten Flügel austreten und uns verstärken, wird wohl nicht eintreten. Bennigsen hält ängstlich seine Leute zusammen.

Berlin, 19. Februar 1880.

Gestern um 8 Uhr Sitzung unserer Gruppe. Wir waren zu fünf, zählen im ganzen 16, incl. des zweifelhaften Behr und des neu hinzugekommenen Fürsten Carolath. Diesem ist es wohl, wie uns, vom bisherigen Fraktionszwang erlöst zu sein. Die meisten fehlen noch, sind aber zuverlässig. Wir besprechen unsere Verstärkung. Löwe, Mosle, Falk? Vielleicht noch einzelne von national-liberaler und freikonservativer Seite. Wer die Gelegenheit zum Austritt verläumte, dem fällt es jetzt schwer. Manche versichern uns, sie seien ganz einverstanden und entschuldigen sich, daß sie nicht auch gehen. Welchen Namen

¹⁾ Vergl. die betreffenden Artikel im Stuttgarter „Neuen Tagblatt“ vom 17. Februar 1880, Nr. 39, und 18. Februar 1880, Nr. 40.

sollen wir annehmen? „Liberale Gruppe?“ Dieser mein Vorschlag gefällt. Wir setzen alles aus, bis die anderen einrücken. Haltung: wie bisher liberal, ohne den Doktrinarismus der nationalliberalen Partei. Offene Anerkennung der zu verbessernden Punkte, wo man aus Doktrinarismus zu weit gegangen ist. Selbständig, aber ohne die Gehässigkeit gegen Bismarck. Freiheit von der bisherigen Fraktionstyranei. Eher vielleicht könnten wir von freikonservativer Seite Verstärkung bekommen. Einige Württemberger gehören eigentlich zu uns; allein der Fraktionsverband ist ein mächtiger.

Was wäre nun wünschenswert, im Auge zu behalten und mit aller Vorsicht anzubahnen? Eine Fraktion, die unabhängig ist vom beherrschenden Berlinertum und von der spezifisch preußischen Parteipolitik, in der auch Süddeutschland mit seinen Anschauungen und Interessen mehr als in den bestehenden Fraktionen zur Geltung kommt. Gegen zu weit gehende Zentralisationsgelüste: hier muß man vorsichtig sein, um nicht zu erschrecken.

Der Name könnte sein: „Liberale Partei.“ Die „Mäßigung“ und die Möglichkeit, daß auch „gemäßigt“ Konservative beitreten, würde sich von selbst machen; die Unterscheidungsmerkmale sind hier flüchtig. Das Beiwort „national“, in Württemberg der Name „deutsche Partei“, weist auf einen Gegensatz früherer Zeit hin, dessen Bedeutung mehr und mehr nach seinem früheren Sinne zurücktritt. Er stößt aber noch manche ab und erinnert unnötigerweise an frühere verletzende Kämpfe.

Ich glaube, im Sinne des oben Bemerkten ließe sich in Württemberg wie im Reichstag mit dem Namen „liberale Partei“ und entsprechender sachlicher Haltung etwas machen, in Württemberg vielleicht alles außer den Extremen vereinigen. Dann könnte vielleicht bei den nächsten Reichstagswahlen in Württemberg und Bayern auf den Namen der „liberalen“ Partei gewählt werden und dadurch die neue Gruppe zur mächtigen Fraktion heranwachsen. — Borerst aber ist abzuwarten.

Berlin. Freitag, den 20. Februar 1880.

Gestern abend bei N. Wir besprachen die Fraktionsverhältnisse. Ihn und einige andere hörte ich gestern von Bildung einer großen liberalen Partei sprechen, welche die Zukunft bringen könne. Wir wollen einmal mit einer kleinen anfangen.

Von verschiedenen Seiten höre ich, daß Bismarck mit dem Gang der Präsidentenwahlen sehr unzufrieden sei (Arnim, ultramontane konservative Allianz).

Berlin, 21. Februar 1880. Samstag.

Gestern wurde Ackermann zum zweiten Vizepräsidenten gewählt mit nur 102 Stimmen; gegen 90 weiße Zettel. Die Freikonservativen gaben meist auch weiße Zettel ab. Bismarck soll zu Arnim, als dieser ihn besuchte, gesagt haben, Wennigsten wäre ihm als Präsident lieber gewesen.

Gestern besprach ich mit Löwe, dem Präsidenten der anno 1849 in Stuttgart gesprengten Nationalversammlung, die politische Situation und die Partei-

frage. Wir fanden uns in der Hauptsache einig; er wird, vielleicht noch mit einigen anderen, unserer Gruppe beitreten.

Berlin, den 23. Februar 1880. Montag.

Mit den Nationalliberalen stehe ich freundlich. Aus meiner Ablehnung der Wahl zum zweiten Vizepräsidenten haben sie eine Bürgschaft dafür, daß ich trotz meines Ausscheidens aus der Fraktion der liberalen Sache getreu bin.

Berlin, den 24. Februar 1880. Dienstag.

Gegen die Militärvorlage ¹⁾ läßt sich der Hauptsache nach mit Grund nicht opponieren. Deutschlands zentrale Lage bedingt die eventuelle Notwendigkeit, nach zwei Seiten zugleich Front zu machen. Dies ist zwar eine Last, zugleich aber auch eine nationale Ehre, weil Deutschland damit zur maßgebenden Macht in Europa wird. Der geschichtlichen Mission, die ihr beschieden, muß jede Nation gerecht werden, wenn sie nicht verkümmern will. Die Gebote der Selbsterhaltung und der Ehre fallen zusammen. Zu bedauern sind die, welche von Jugend an für Deutschlands Größe, Einheit und Macht geschwärmt haben und dann, wenn es gilt, auch die Lasten und Opfer dieser Mission zu bringen, dies kleinlich ablehnen.

Viele Nationalliberalen äußern sich unter vier Augen in dem Sinn, sie seien ganz unserer (der Ausgetretenen) Ansicht über die Parteiverhältnisse und würden sich gerne anschließen, aber — — — Unsere Gruppe hat sich eben noch nicht als kriegführende Macht bewährt, und mir ist es nicht mehr gegeben, in diesem Sinne mich in neue Parteikämpfe zu stürzen. Dettler sagte mir gestern in diesem Sinne, er habe sich nach langer Ueberlegung von neuem dem Teufel verschrieben, das heißt bei den Nationalliberalen eingezeichnet.

Gewöhnlich knüpfen sich an derartige Gespräche nachträgliche Erörterungen darüber, ob Bennigsen vor zwei Jahren hätte ins Ministerium eintreten sollen. Bismarck habe geäußert, mit Mühe habe er die Thür etwas öffnen können, um einen hereinzulassen; da habe dieser zwei Weitere mit hereindrücken wollen, und die Thür sei wieder zugefallen. Meyer (Bremen) erzählt, im letzten Stadium der Verhandlungen habe Bennigsen ihm gegenüber geäußert, die Dinge lägen nun so, daß er allein immer noch ins Ministerium treten könnte.

Dettler meint, er hätte eintreten und damit den Anstoß zur Neubildung der Partei geben sollen. Erörterung der Frage, ob er sich nicht bald abgenützt hätte? Dettler verweist verneinend auf Falk.

¹⁾ Am 22. Januar 1880 hatte Bismarck dem Bundesrat den Entwurf eines neuen Militärgesetzes vorgelegt, welches in erster Linie ein neues Septennat gemäß dem im Jahre 1874 mit dem Reichstag geschlossenen Kompromiß vorschlug. Ferner die Erhöhung der Friedenspräsenzstärke gemäß der Volkszählung von 1875 um 25 615 Mann, der Kriegsstärke um 80 - 90 000 Mann. Auch wurde behufs besserer Ausbildung die Heranziehung der Ersatzreserve erster Klasse zu Friedensübungen verlangt. Begründet wurde die Vorlage unter anderem auch mit der „numerischen und organisatorischen Ueberlegenheit“ der Streitkräfte Frankreichs und Rußlands, welche durch schlagendes Zahlenmaterial klargelegt wurde. Der Bundesrat nahm die Vorlage am 9. Februar einstimmig und unverändert an.

Berlin, den 25. Februar 1880. Mittwoch.

In der nationalliberalen Fraktion hat es dem Vernehmen nach gestern die ersten Reibungen gegeben und Fortkenbeck Reipredung der beherrschenden politischen Fragen verlangt, um ins Klare zu kommen, ob die Fraktion die erforderliche Homogenität besitze.

(Fortsetzung folgt.)



Die Ordre des Grafen von Guise.

Eine Erinnerung an die Tage von Leipzig.

Von

Nataly von Eschstruth.

(Schluß.)

Sekundenlang herrschte Stille, dann strich der Graf über die Stirn, als wolle er solche Gedanken fortwischen: „Eine weiße Rose — aber dennoch eine Rose! — Wunderbare, unerklärliche Macht, welche in der „Deutschen Treue“ liegt. — Ich weiß es, Gabriele, daß die Dornen dieser weißen Rose auch Ihr Herz blutig rissen, aber das deutsche Weib tritt voll edler Treue lieber das eigene Herz in den Staub, ehe es ein anderes durch gebrochene Schwüre tötet.“ — Wieder eine kurze, schwere Pause. Dann fragte er leise: „Sie sind vermählt, Gräfin?“

Unfähig zu sprechen, schüttelte sie das Haupt, aber ihre Hand entwand sich aufzuckend der seinen. „Sie wurden frei?!“ — wie ein Jubelschrei klang es von seinen Lippen.

Da blickte sie ihn an, weich und traurig, aber mit der keuschen Hoheit einer Priesterin: „Des Feldzugs Ende soll meine Hochzeit feiern. Ich selber habe es so bestimmt.“

Er trat erbleichend zurück. „So kann nur mein Herzblut die weiße Rose noch in eine rote wandeln. Wer weiß wie bald. Noch aber darf's nicht sein. Mein Leben gehört dem Kaiser, heute mehr denn je. Und dennoch liegt's in Ihrer Hand. Wir sind Flüchtlinge, Gräfin! Der Kopf des Grafen Guise ist zum Ziel der feindlichen Patrouillen geworden. Sie kennen mich, Gräfin; ein Wort von Ihnen, welches den Grafen Guise verrät, ist mein Verderben. Man sucht mich; man verfolgt mich — die Mummerei dieser falschen Uniform wird mir nichts nützen, wenn sie meinen Namen nennen. Werden Sie es thun, Gräfin? Werden Sie mich ausliefern und vor die Büchsen meiner Mörder stellen? Sie müssen — und sie werden mich töten, wenn sie die Ordre, die sie bei mir suchen, nicht finden. Ich lasse mein Leben, aber nicht sie. — Den Feind bitte ich nicht

um Gnade — aber Sie, Gräfin, Sie, die liebe, freundliche Feindin flehe ich an, verleugnen Sie den Grafen Guise! Kennen Sie mich nicht! Weder vor Ihren Eltern noch vor den Verfolgern! — Lassen Sie mich Marquis d'Amance und jenen dort den Lieutenant Ormont sein! — An Ihrem Schweigen hängt mein Leben. Bitt' ich Sie vergebens, Gräfin?"

Voll hoher Erregung umschloß Gabriële seine Hände. „Gelobt sei Gott! — Endlich, endlich kann ich Ihnen mein gerettet Leben, meine Ehre danken, Graf!"

Abermals küßte er ihre Hände — dann sah er lebhaft empor: „Ja, Gräfin, danken Sie es mir! Thun Sie noch mehr als schweigen! Verbergen Sie uns! Helfen Sie uns bei Tagesgrauen dem Bereich des Feindes entfliehen — —“ Er verstummte und hob jäh das Haupt. Ein Geräusch ward laut. In den Gebüschten draußen raschelte es.

Lecoq zog die Pistole, Guise riß die seine aus dem Riemen und spannte den Hahn.

„Das Licht verrät uns!“ — rief Lecoq mit gedämpfter Stimme und wandte sich hastig, es zu löschen.

Guise wehrte ihn ab. „Dunkelheit kompromittirt die Gräfin!“ rief er stolz. Gabriële wies erregt auf die offene Kellerthür.

„Verbergen Sie sich! — Um's Himmels willen schnell, ich höre Schritte — hinab! — hinab!“

Sie vollendete kaum, als ein mächtiges „Hurra“ aus rauhen Männerkehlen rings um das Gartenhaus erschallte.

Mit leisem Aufschrei warf sich Gabriële gegen die Thüre, in welcher, wie aus der Erde empor gewachsen, Zieten'sche Husaren erschienen, sich voll wilden Eifers auf die beiden Offiziere werfend. Die Franzosen sprangen, Deckung suchend, hinter die Gartenbank. — Lecoq hob in knirschender Aufregung die Waffe — ein Knall, Rauchwolken — aufföhnend sank ein Husar zusammen.

Wilde, furchtbare Erregung. Von draußen drängten die Preußen nach, noch ein paar Pistolenschüsse, dann sanken die beiden Franzosen, von den Säbeln ihrer Verfolger durchbohrt, auf die Fliesen nieder.

Mit einem Aufschrei der Verzweiflung versuchte Gabriële sich dazwischen zu werfen — Männerfäuste packten sie und drängten sie heftig zurück.

Da gellte ihre Stimme durch den wüsten Lärm. „Zurück, Soldaten! — Schmach und Schande über die deutsche Hand, die wehrlose Gefangene mordet!“

Einen Moment wichen die Husaren zurück: „Es sind französische Stafettenreiter, welche wir verfolgen!“

Ein junges Bürschchen drängt sich mit glühenden Wangen näher. „Der Sebastianische Reiter ist Graf Guise!“ ruft er — „der trägt die Ordre bei sich!“

„Sebastianischer Reiter?“ — wiederholt Gabriële, mit heftiger Bewegung die Nächstehenden zurückstoßend, um sich neben Guise auf die Erde zu werfen und voll Entsetzen auf sein blutüberströmtes Haupt nieder zu starren; „dieser Mann der alten Garde ist Marquis d'Amance, mir persönlich aus Paris bekannt! Zurück von ihm!“

Der Schwerverwundete öffnet die Augen, sein Blick trifft sie wie in stummem Dank.

Die Husaren blicken sie finster an. Die beiden Franzosen liegen überwältigt vor ihnen, wie in jäher Betroffenheit erkennen sie im unstät flackernden Lichtschein die Gardeuniform des einen.

„Thorheit! Sie müssen es sein!“ murrte der Nächststehende. „Sie sind von den Pferden gesprungen und haben sich hier in den Garten geflüchtet! Untersucht sie, sie tragen die Ordre bei sich!“

Gabriële richtet sich stolz empor und hebt den Arm. „Keiner rührt diesen Schwerverwundeten an, welchem jede Erschütterung den Tod bringen kann!“

Schritte näherten sich dem Gartenhaus, lautes Rufen und Sprechen.

Die Schüsse haben das Schloß alarmirt.

Ein alter Diener tritt keuchend vom schnellen Lauf in das Gartenhaus. „Gräfin! liebe, gute Gräfin -- Gott sei Lob und Dank, Sie sind heil und gesund inmitten der Unfern!“ ruft er jubelnd, wendet sich abermals der Thüre zu und schreit durch die Nacht: „Hierher, Herr Graf! Sie lebt! sie ist unverfehrt!“

Eine hohe, stattliche Jünglingsgestalt springt die Treppe empor. Das Haupt ist von Binden umgeben, der rechte Arm ruht in der Schlinge.

„Gabriële!“ ruft er, „Gott sei gelobt!“ und er schlingt den gesunden Arm stürmisch um sie, zieht sie an die Brust und blickt ihr angstvoll forschend in die Augen.

„O Leo! Dich schickt der Himmel!“ ruft ihm die Comtesse bleich wie der Tod entgegen, „komm, hilf mir, rette, ehe es zu spät wird!“

Der Blick des jungen Grafen trifft jetzt erst die Franzosen. Seine Stirn umwölkt sich, heftig tritt er näher. „Feinde! — Feinde hier in Deiner Nähe! Der Fuchs auf der Fährte unserer weißen Taube!“ — er lacht ingrimmig auf. „Aber, Gott sei Lob und Dank, auch wackere Brüder in der Nähe, Dich vor ihm zu schützen!“ — Er streckt den nächststehenden Husaren mit aufblitzendem Auge die Hand entgegen.

Gabriële schüttelt erregt das Haupt. „Du irrst, Leo! Ich war nicht im mindesten gefährdet! Als sich diese beiden Unglücklichen in das Gartenhaus flüchteten, entdeckten sie durch Zufall mein Versteck und beschworen mich, sie zu dem Befehlshaber dieses Schlosses zu führen. Sie sind Ueberläufer, die halb verhungert und ermattet sich dem Feinde stellen wollten. Da ich die Herren zufällig von Paris aus kannte, war ich just im Begriff, sie zu Dir zu bringen, lieber Leo, als hier die Soldaten eindringen, die beiden Hilfslosen ohne zu fragen ‚woher und wohin‘ zusammenzustecken!“

„Verzeihung, Gräfin!“ antwortete der junge Husarenoffizier, welcher die Patronille geführt, beinahe heftig; „wenn die Franzosen sich ausliefern wollten, warum schossen sie auf uns? Warum zwangen sie selber uns, Gebrauch von den Waffen zu machen?“ und sich zu Leo wendend, berichtete er ihm kurz, daß es sich um die Verfolgung eines französischen Offiziers handle, welcher eine äußerst wichtige kaiserliche Ordre an den Kronprinz von Schweden zu bringen habe.

Graf Leo nickte mit glimmendem Blick. „Zu Bernadotte! — beim Himmel, diese Ordre dürfte interessant zum Lesen sein! Sie bestimmt vielleicht den braven Schweden ein noch ‚eiligeres Marschtempo‘ und bezweckt, uns für den morgenden Tag um einen Verbündeten ärmer zu machen! — Je nun, Herr Kamerad — warum zögern Sie alsdann noch, diesen wichtigen Brief zu suchen? Vorwärts Kinder — ihr seht die welschen Postboten ja vor euch!“

Hastig griffen die Soldaten nach dem leblosen Körper Veccoqs, seine Kleidung aufs sorgsamste untersuchend, auch Leo wandte sich, um Hand an den Grafen Guise zu legen.

Da trat ihm Gabriele mit flammendem Blick entgegen. „Rühr ihn nicht an!“ sagte sie mit bebender Stimme. „Ich dulde es nicht, daß ein Irrtum noch dieses zweite Opfer fordert! Siehst Du nicht, wie schwer verwundet er ist?“

„Noch ein Opfer!“ Leo lachte bitter auf; „fürwahr, es wäre schade um den hübschen Burjchen, in dessen Hand vielleicht ein zärtlich Brieflein ruht, das Hunderttausenden von braven deutschen Brüdern das Leben kürzen soll! — Zurück hier, Gabriele! Laß uns allein! Des Krieges blutiges, unerbittliches Gericht taugt nicht für Weiberaugen!“

Die Gräfin riß ihren Arm los und warf sich voll beinah' wilder Entschlossenheit über den leise Röchelnden. „Der Kranke hier steht unter meinem Schutz! — Trägt er die Ordre bei sich — ist sie uns und schadet niemand mehr. Die Wunden, die ihn hingestreckt, schlug ihm der Kampf doch nutzlos ihn verbluten lassen, wäre ein Mord!“

Der Husarenoffizier stampfte zornig die Erde. „Spart Eure Worte, Gräfin, wir stehen hier im Dienst. Geht Ihr nicht freiwillig, brauche ich Gewalt.“

Da atmete Gabriele schwer auf, ihr starrer, angstvoller Blick heftete sich auf den Sprecher. Dann sank sie neben dem Verwundeten langsam auf die Kniee. „Wohl dem — muß es sein, so laßt mich helfen, daß ihm die rohe Gewalt nicht Schaden bringt. — Hier seine Brust. Der Rock ist bereits geöffnet. — Vorsicht, langsam! Ein Säbelstich durchbohrte ihn!“ — Mit zitternder Hand tastete Gabriele sorgsam nach der Brusttasche und zog das Portefeuille aus ihr hervor. Ein Blutstrom quoll über ihre aufzuckende Hand. Sie reichte es Leo entgegen.

Hastig schlug er's auf. Ein kurzes, schroffes Lachen. „Diese Ordre stammt nicht von Napoleon!!“

Gabriele blickte unwillkürlich auf. Sie sah die weiße Rose des Grafen, welche das überströmende Blut in dunklen Purpur getaucht.

Ein leiser, zitternder Schrei.

Bewußtlos sank sie neben dem Verwundeten zusammen.

Gleichzeitig eilte Gräfin Hohenberg, gefolgt von ihrem Gemahl, die zerbrochenen Stufen des Gartenhauses empor.

*

Als Gabriele erwachte, schien die Morgenjonne in das Zimmer. Drunten aus dem Saal klangen die gedämpften Klänge eines Spinetts, welches den

Gesang der Verwundeten und der geflüchteten Dörfler begleitete: „Ein' feste Burg ist unser Gott.“ — Man feierte Sonntag heute.

Die junge Dame schrak empor und rieb sich angstvoll die Stirn. Hatte sie geträumt? War alles nur ein furchtbares Fiebergebilde gewesen? Ihr Blick flog an ihrem weißen Kleid hernieder, sie schauderte und sprang von dem Ruhebett empor. Blutsflecken! — sein Blut! Das Blut desjenigen Mannes, welcher ihr einst Ehre und Leben gerettet. Sie schaute wild um sich — in das blaße, sorgenvolle Antlitz Leo's, welcher zu ihren Füßen in einem Sessel Wache gehalten und sich nun erhob, liebevoll ihre zitternden Hände zu fassen. Sie starrte ihn mit verstörtem Gesicht an: „Ist er tot? Haben sie ihn gemordet?“ schrie sie mit geller Stimme auf.

Er schüttelte finster das Haupt. — Ihre erste Frage galt dem Franzosen.

„Nein,“ antwortete er mit Selbstbeherrschung, „Dein Schützling liegt wohlgeborgen und gepflegt nebenan in Mutters Stübchen!“

Ihre Augen leuchteten auf. Ein tiefer, tiefer Atemzug hob ihre Brust. Unwillkürlich verschlang sie die kleinen Hände wie in jähem Dankesgebet, und dann, das seine Zucken seiner Lippen nicht bemerkend, warf sie sich an seine Brust.

„O Leo! Dem lieben Vater im Himmel sei Dank, daß er lebt!“

Er faßte sie sanft an den Schultern und schob sie zurück, voll und traurig in ihr Antlitz zu sehen.

„Deine Freude und Dein Dank könnten nicht inbrünstiger sein, wenn jener Mann ein deutscher Bruder, nicht aber ein Feind — ein Unterdrücker und Schänder unseres unglücklichen Vaterlandes wäre!“

Sie empfand den Vorwurf und über ihr bleiches Antlitz flammte es heiß auf. „Ich sehe nur den Kranken, Sterbenden, Leo, und frage nicht darnach, wer er ist! Drumten im Saal, unter den geflüchteten Bauern, befindet sich auch die Familie jenes erbitterten Feindes, welcher als Knecht unser Brot aß und uns dennoch vor zwei Jahren die gefüllten Scheunen in Brand steckte — wir aber pflegen und ernähren diese Familie jetzt genau so barmherzig wie alle anderen, welche an unsere Thüren klopfen!“

„Immerhin — es sind doch Deutsche — Lieb!“

Die sanften Augen der jungen Gräfin verschleierten sich, „Deutsche, Leo, welche aus Bosheit und Haß freiwillig uns schaden und vernichten wollten, während jener verwundete Franzose nur auf Befehl seines Kaisers seine Pflicht als Soldat erfüllte.“

Graf Hohenberg senkte den Blick und grub die Zähne in die Lippe. Das Gefühl verzehrender Eifersucht, welches ihm schon so manche Qual bereitete, erwachte auch jetzt in seinem Herzen.

„Du kennst den Franzosen bereits aus Paris — verstand ich nicht so?“

Sie nickte hastig, ohne ihn anzusehen. „Er ist ein braver, edler, lebenswürdiger Mann, Gatte einer holden Frau, Vater kleiner Kinder; sein Name ist Marquis d'Amance.“

Leos finstere Miene hellte sich auf. „So haben Frau und Kinder Dir gar viel zu danken, Gabriële!“

„Wahrlich? Glaubst Du, daß wir ihn retten werden? Ist Mutter bei ihm? — Was sagte der Feldscher? — Ich werde leise, ganz leise eintreten und sehen, ob ich bei seiner Pflege helfen kann!“

Leo hielt sie sanft zurück. Sein schönes, jugendfrisches Antlitz spiegelte die Erregung, welche sich seiner bemächtigte.

„Du willst hier im Schloß bleiben? Undenkbar, Geliebte! Penningjen hat seine Reiter näher zu sich herangezogen, beim Morgengrauen haben sie uns verlassen. Das Schloß steht schutzlos, und sollte Napoleon einen glücklichen Vorstoß machen, haben wir vielleicht in wenig Stunden schon wieder den Feind unter dem Dach. — Ach, daß ich zu schanden geschossen! daß ich schon jetzt ein Invalide bin! Warum konnte ich heute morgen nicht auch dem Tag der neuen Ehren entgegen reiten!“

Ein wilder, leidenschaftlicher Ausbruch war es; Leo hob voll verzweifelter Anstrengung den durchschossenen Arm, biß die Zähne zusammen und ließ ihn unter Thränen ohnmächtiger Erbitterung in die Binde zurück sinken.

Gabriële schlang die Arme um ihn und ordnete erschreckt den gelockerten Verband. „O Leo! Welch ein sinnloses Ungestüm! Willst Du die Wunden wieder bluten lassen? Du lieber Hitzkopf, Du! Ich denke, Du hast Dein ehrlich Teil beim großen Tag von Wüldengossa beigesteuert! Nun ist es Deine Pflicht, mit diesem kranken Arme uns im Schlosse noch zu schützen!“

Er küßte ihr Antlitz voll verzehrender Hestigkeit. „Gut, daß Du mich daran gemahnst! Komm, folge mir zu Deinem Versteck, daß ich mein Liebstes vor den welschen Bluthunden rette.“

Sie schüttelte das Haupt. — „Es ist ja Sonntag heute, Liebster! Der Kaiser heiligt ihn — heut gibt's kein Blutvergießen.“

Leo lachte hart auf, Gabriële aber fuhr hastig fort: „Und kommt es doch zur Schlacht, warnt uns der Kanonendonner noch zur Zeit! — Sieh, Mutters Last ist jetzt so groß! Laß mich den Kranken selber sehen, ich nehme ihr die Pflege ab, so lang ich ohne Wangen bei euch weilen kann!“

Und hastig sich aus seinem Arme lösend, öffnete die Sprecherin behutsam die niedere, dunkel gebeizte Eichenthür und trat in das kleine Privatzimmerchen der Gräfin-Mutter.

Dämmerung herrschte darin. Die alte Dame kam der Tochter bereits entgegen. Sie schloß sie voll banger Zärtlichkeit an die Brust. „Wie geht es Dir, mein armer Liebling? Hast Du die Aufregung überstanden?“ — Gabriële nickte lächelnd. Ihr Blick schweifte an der Mutter vorüber zu dem Ruhebett, auf welchem der französische Offizier lag.

Da es an Betten im Schloß fehlte, hatte man ihn nicht entkleidet. Die blutgetränkte Uniform war über der Brust geöffnet, die Stichwunde in der Brust mit Tüchern überdeckt. Das Haupt hatte man, so gut es anging, mit Pflastern und Leinenstreifen versehen. Es lag regungslos auf dem Polster, und das fein

geschnittene, marmorblasse Antlitz starrte wie dasjenige eines Toten aus dem Dämmerlicht, welches die grünen Fensterläden schufen.

Gabriële preßte die zitternden Hände zusammen. „Wie steht es mit ihm, Mutter?“

Die Gräfin zuckte die Achseln. „Der Feldscher hat ihn, so weit es möglich war, untersucht. Die Blessuren des Hauptes sind ungefährlich, aber der Stich in die Lunge ist gar bedenklich. Auch stellt sich Fieber ein. Wenn wir den Kranken tagsüber in diesem Schlaf erhalten, kann er gerettet sein, jede Störung, jede heftige Bewegung aber führt eine neue Lungenblutung herbei und ist sein Tod.“

„O Herr des Himmels! Wie könnte man ihm in dieser entzücklichen Zeit jede Störung fernhalten!“

„Ich hoffe es, mein Liebling. Bleibt das Glück mit unseren braven Truppen, so liegt das Schloß außer der Schlachtlinie.“

„Ihr legt ihm kalte Kompressen auf?“

„Fortdauernd alle paar Minuten erneuert. Ich will mir just die Vene rufen, damit ich im Saal nach den Verwundeten sehen kann.“

„Die Vene? - Bin ich denn nicht zur Stelle, Mutter?“

„Du, Herzenskind? Der Vater und Leo befehlen, daß Du sofort Dein Versteck aufsuchen sollst.“

„Dazu bleibt Zeit genug, wenn uns der Kanonendonner die Eröffnung der Schlacht kündigt.“

„Es können jeden Augenblick Franzosen kommen.“

„Nicht ohne Kampf! Rings liegen deutsche Truppen!“

„Nicht mehr! Das Morgenrauen hat viel verändert, auch fielen über Nacht verschiedene Schüsse von Buckelhausen her.“

„Das war wohl blinder Lärm. Jetzt ist alles still und sonntäglich friedlich, und Du bedarfst meiner, ach, und ich helfe Dir so gern! Der Aufenthalt im dunklen Keller ist so furchtbar, jetzt doppelt, wo all meine Gedanken voll Angst und Sorge bei euch sind!“

Die Gräfin umarmte die schlanke Gestalt abermals voll zärtlicher Nührung. „So bleib, mein Liebling, Gott der Herr sei mit unseren braven Truppen.“

Dann unterwies sie die Tochter leise flüsternd in der Behandlung des Verwundeten und verließ lautlosen Schritts das Zimmer.

Gabriële schaute voll dankbarer Liebe der hohen, stattlichen Frauengestalt nach, welche wie die Verkörperung edler, deutscher Würde inmitten der furchtbaren Schrecknisse und Greuel furchtlos waltete, gleich einer treuen Mutter, welche auch über die Trümmer ihres Hauses noch segnend und schirmend die Hände breitet.

Dann setzte sie sich neben dem Lager des Kranken nieder und faltete die Hände im Gebet zu Gott. Er, der einst alles für sie gethan, legte nun sein blutendes Haupt Hilfe heischend in ihren Schoß, und so es Gottes gnädiger Wille ist, wird sie ihm in diesen Stunden der Angst vergelten, was sie ihm zu danken hat!

Die Sonne aber stieg höher und höher am Himmel, und die Allirten warteten vergeblich auf den Vorstoß Napoleons.

Der schritt an Murats Seite am Damm auf und nieder und harrte voll schäumender Ungeduld auf die Antwort des Generals von Merveldt und die des Grafen Guise.

*

In dem langen, eichengetäfelten Gemach neben dem kleinen Privatzimmerchen der Hausfrau herrschte tiefe Stille.

Der alte Graf Ulrich saß in dem großen Lederseffel, hatte das Haupt mit den ungeordneten weißen Haaren tief auf die Brust sinken lassen und schien zu schlafen.

Die Erschöpfung, welche die letzten aufregenden Tage und Nächte hervorgerufen hatten, forderte ihr Recht.

Graf Hohenberg war ein Greis. Er hatte die Verwaltung des Gutes in die Hände seines Neffen Leopold gelegt, des Verlobten seiner einzigen Tochter, welcher als Majoratsherr dereinst sein Erbe sein sollte.

Als Leo sich voll glühender Begeisterung in die Reihen der Allirten gestellt, um Blut und Leben für das unglückliche, geknechtete Vaterland einzusetzen, hatte der alte Herr allein die Kriegsstürme und die schwere, sorgenvolle Zeit des Jahres 1813 durchkämpfen müssen. Seine energische, thatkräftige Frau stand ihm wacker dabei zur Seite, aber sie vermochte es nicht, dem Grafen die Last der Arbeit abzunehmen, wie ehemals Leopold es that — sie half ihm dieselbe nur tragen, ohne dadurch die volle Hilfe bringen zu können, wie sie dem Greise noththat.

Die schlaflosen Nächte forderten jetzt ihr Recht, und obwohl drunten auf der Dorfstraße die Transportwagen rumpelten und zurückkehrende Flüchtlinge mit lautem Behegeschrei die Schutthausen erblickten, zu welchen ihr Hab und Gut zusammen gefallen, sank Graf Ulrichs Haupt dennoch tiefer und schwerer hernieder, für kurze Zeit alles Glend, welches ihn umgab, zu vergessen.

Die Thüre öffnete sich leise, Leopold trat ein.

Sein Blick schweifte wehmütig über die gebeugte Gestalt im Lehnstuhl, dann wandte er sich auf den Fußspitzen zu dem Nebenzimmerchen und lugte durch die Portièrè hinein.

Gabriele bemerkte ihn nicht. Sie saß an der Seite des Verwundeten, das holde Antlitz wie verklärt zum Himmel gerichtet, die Hände gefaltet im Schoß.

Wieder zuckt und arbeitet es in Leopolds Jügen. Die Eifersucht blüht aus seinen Augen.

Mit bebenden Lippen steht er und beobachtet es, wie seine Braut, das deutsche, chrjame Mädchen, keinen andern Gedanken mehr hat als die Pflege dieses Franzosen.

Es kocht wild auf in seinem Herzen!

Warum thut ihm das Schicksal solch eine Schmach an? Na, es ist eine

Schmach, dieses Bild hier vor seinen Augen! — Er ist auch barmherzig, er ist auch kein Barbar und Henker, aber er wird niemals um der Barmherzigkeit willen Pflicht und Ehre verletzen!

Gebt dem Feinde, was das Menschenrecht für ihn verlangt, aber gebt ihm nicht einen Strohalm mehr, denn das würde falsche Großmut sein!

Leo haßt die Unterdrücker seines Vaterlands, er haßt die plündernden, sengenden, mordenden Banden dieses Ujurpators, welcher Recht und Gesetz unter die Füße tritt! — Das Blut jener elf Schillschen Offiziere schreit noch immer ungefühnt vor Wejels Thoren zum Himmel auf, und Leopold ballt die Hände in wilder Erbitterung, nur einen Wunsch noch kennend: „Rache zu nehmen an den Schändern seines Vaterlandes!“

Und Gabriele, das Weib, welches seinem Herzen am nächsten steht, welches er liebt wie ein Heiligtum, Gabriele, welche die Schreckenzeit erlebt hat, die Napoleons Horden über Deutschland gebracht, sie, die es weiß, was welcher Uebermut und welche Roheit hier gesündigt — sie weicht nicht von dem Lager dieses Franzosen, sie ringt die Hände im Gebet für ihn — — — hat sie es wohl auch für den Bräutigam gethan, als er zum Todesritt von Guldengossa Abschied nahm?

Schwarze Schatten wallen vor Leopolds Augen. Die ganze, ungebändigte Heftigkeit seiner Seele bricht hervor und ballt ihm die Hände über dem Herzen. Wie schön er auch ist, dieser Franzose — schön selbst in diesem Augenblick, wo die Schleier des Todes bereits über den marmorbleichen Zügen wehen!

Gabriele kennt ihn bereits — liebt sie ihn auch? — O Herrgott des Himmels, nur das nicht!

Seltzam verwandelt kehrte sie dormalen aus Paris zurück. Das lachende, harmlose Kind war eine ernste, sinnende, schweigsame Jungfrau geworden.

That's die Liebe? — Hat Gabrièles Herz ihn verraten, wenn auch ihre Hand den goldenen Reif am Finger, auf Befehl der Eltern, weiter tragen mußte?

Leopold fühlt, wie seine Kniee erbeben, wie ihm das Blut schwindelnd in die Schläfen schießt.

Er sieht, wie Gabriele sich leise erhebt, sich über den Kranken neigt, seinem Atem lauscht und die Hand auf die fiebernde Stirne legt. Nein, nein, so sieht kein Weib aus, welches nur aus Milde und Barmherzigkeit des Feindes Wunden pflegt! — Er beißt die Zähne zusammen, wankt zurück und wirft sich aufstöhnend in dem Nebengemach auf einen Stuhl.

Graf Ulrich schrickt zusammen und öffnet die Augen. Er sieht Leopold, seinen trotzigen, stolzen Liebling, wie Aufregung und Verzweiflung ihn schütteln.

Ein neues Unglück? Haben die Franzosen gesiegt? Im Augenblick steht der alte Mann auf den Füßen, an der Seite des jungen Mannes.

„Leopold — barmherziger Gott . . . eine Hiobspost?“

Da flammt der düstere Blick zu ihm auf. Mit scharfem Auflachen schüttelt der Majoratsherr die lockigen Haare aus der Stirn.

„Wohl, wohl, Oheim — wenngleich sie auch nur mich betrifft.“

Der alte Mann legt die Hand auf des Sprechers Schulter, sein Blick taucht tief in die unruhig flackernden Augen. Er lächelt: „Das alte Lied, Du Trosttopf? Dein Bräutlein verweilt zu lange bei den Kranken?“

„Im Saale drunten? Bei unseren braven Streitern? Gott sei gelobt, wär' es der Fall! — Nein, Oheim, für deutsche Wunden regt meine Braut die Hände nicht — da . . . da . . . nebenan! — O sieh — und überzeug Dich selbst! Was Du meinen Worten nicht glauben würdest, dem Auge mußt Du's glauben! Auch mich hat erst dies eigene Auge belehren müssen, mich, der doch so fest und stolz auf die viel gepriesene Treue des deutschen Weibes schwur! — Auf diese schöne Lüge, die wohl der Dichter längst vergangener Zeit ‚die deutsche Jungfrau‘ nannte!“ — Er lachte abermals bitter auf: „Dem Himmel Dank, daß ich kein Dichter bin! Es möchte, bei Gott, ein böses Loblied werden, das ich dem deutschen Weib zum Ruhme säng'! So ähnlich, wie Du es da drinnen sehen kannst! Voll Liebe! Sorgend, helfend, opfermütig, wo? — Am Lager ihres Feindes, des Franzosen! Für ihn allein nur da! Was kümmert sie es wohl, ob neben ihm noch deutsche Wunden bluten?“ — Sein Blick streifte seinen Arm und die Worte flogen ihm noch wilder von den Lippen: „Wenn nur der welche Bube lebt! — Nur er! Sie betet nur für ihn! — Sieh hin doch! — Sieh's doch, Oheim, dieses Herrbild eines deutschen Weibes, das Frauenlob das ‚würdige‘ nennt, und das ein Schiller uns zu ehren befiehlt!“

Graf Hohenberg schüttelte langsam das Haupt. Er kannte die maßlose Eifersucht des Neffen und wußte, wie solch ein Ausbruch derselben zu nehmen sei.

Er zog den Erregten sanft auf einen Stuhl neben sich nieder. „Wie ungestüm und wie ungerecht bist Du, mein Leo! Das ganze Herz auf der Zunge! Wild hervorsprudelnd wie ein junger Quell, der wider eine winzige Klippe zornmütig aufbäumt und lieber die Stirn an ihr zerichelt, ehe er sie besänftigt umgeht. Wo bleibt denn die Vernunft, Du junges Blut? Auch ich sah nebenan das schöne Bild und labte Herz und Seel' daran. Du aber sahst es nicht mit den Augen, sondern mit dem heißen, eifersüchtigen und doch — so goldgetreuen Herzen an! Du schmähst, was jeder Christ nur loben kann, denn nie und nimmer schändet Barmherzigkeit die Hand des Weibes.“

„Barmherzigkeit? Gewiß, Oheim, aber nicht vergeudet an einen Schänder unseres Vaterlands! Pflegt sie ihn nicht gesund, damit sein Arm vielleicht beim nächsten Kampf die Klinge wider mich erhebt? Hörte sie gestern nicht die Schüsse knallen, als Sebastianis Reiter in Klein-Bößnau den stolzen Nar von Oesterreich würgen wollten? — Ringsum in Liebertwoltwitz, Wachau, Döfen — ichrei Deutschlands blutige Not zum Himmel auf — die Feuer Säulen blenden uns die Augen und das Jammergeschrei auf dem Schlachtfeld ist ein einzig geller Fluch wider jene, welche solch ein Blutbad heraufbeschworen! Gabriele hörte — kannte die Sprache, welche dort aus ehernem Munde gedonnert, und hat als Antwort — — die Barmherzigkeit!“

Graf Ulrich zuckte unmutig die Achseln.

„Auf seinem Totenbett schadet niemand mehr, und jener Mann dort stirbt! Was er auf Befehl seines Kaisers je an uns gefehlt -- er rühmt es jetzt, und doppelt edel ist die Hand, die einem Feinde selbst den Todesschweiß vergebend von der Stirne wischt!“

Leo sank tiefer auf dem Stuhl zusammen. „Er stirbt,“ murmelte er, und fuhr nach kurzer Pause besänftigt fort: „Du mißverstehst mich, Oheim. Ich mache ja Gabriele keinen Vorwurf aus dieser Pflege, nur das tadle ich, daß sie jenem Mann allein ihr Interesse schenkt!“

„Auch hierin siehst Du zu schwarz. Ist es nicht natürlich und jedem menschlichen Gefühl gerecht, daß da, wo die Gefahr am größten und am dringendsten, auch die Hilfe am nächsten und am größten ist? So verlangt es die reine, edle Menschlichkeit, Leo, und glaube mir, keine andere Regung spricht dabei als das Erbarmen! Hast Du außerdem vergessen, daß Gabriele wohl berechtigt ist, viel freundlicher, als wie es die jetzige Zeit gestatten will, auf die Franzosen zu blicken? Ein Mädchen, welches gleich unserem Kind ein halbes Jahr der ideal- und träumereichsten Jugendzeit in Paris verlebte, das kann mit einemmal nicht hassen und verachten lernen, wo es bisher nur freundschaftlich empfunden hat.“

Leo nickte nachdenklich vor sich hin. „Paris; ganz recht. Man forderte die Tochter von Euch, um sie als Begleiterin der Prinzess Amalie zu den Hochzeitsfeierlichkeiten jenes kaiserlichen Emporkömmlings nach Paris zu senden. Ganz recht, und solch ein süßes Gift muß ja den deutschen Sinn und deutsche Treue morden.“

Mit gefurchter Stirn hob der alte Mann das Haupt, eine scharfe, strenge Antwort auf den Lippen. Ein Blick in das gequälte, unglückliche Gesicht des Sprechers ließ ihn ärgerlich den Kopf schütteln. „Gemach, gemach. Vergiß nicht, daß Du in meiner Tochter zugleich auch mich beleidigst! So wenig wie mein Herz hier in der Brust je aufgehört, für Deutschland und die deutsche Sache zu schlagen, obwohl ich Sachse bin und mein König sich den Franzosen verbündete, ebenso wenig hat auch Gabrièles Sinn jemals seine deutsche Redlichkeit verleugnet. Laß Dir erzählen, wie des Mädchens Mut den Größten Frankreichs einst die Stirn geboten, da man gewagt, ihr Vaterland vor ihr zu schmäheln!“

Leo sprang auf. Sein Auge blitzte auf. „Sie -- Gabriele?“ rief er hastig hervor. Der Graf aber zog ihn weiter ab von der Thüre, nahm abermals in dem Lehnstuhl Platz und strich langsam über die Stirn, als wolle er dem Gedächtnis nachhelfen.

In den ersten Tagen ihres Pariser Aufenthaltes war es. Die Verschwägerung mit Oesterreich war den Franzosen zu Kopf gestiegen, sie schienen überzeugt, das verhasste Deutschland nun gleich einem Staubkörnchen unter die Füße treten zu können. In den Tuilerien feierte man ein Festmahl, und der schwere Wein hatte wohl einem nahverwandten Prinzen des Kaisers besonders das Blut erhitzt. Scharfe Reden flogen über Preußen, über Deutschland, bis jener Prinz im

Uebermut das Glas erhebt und dem ‚deutschen Michel‘ ein spöttisch Pereat bringt. — Alle Umsitzenden stimmten ein, nur Gräfin Gabriele erfaßte ihr Glas und schmetterte es zu Boden, daß seine Scherben vor die Füße des Prinzen rollten.“

„O Herr des Himmels! Was geschah darauf?“

„Ein Selbstverständliches. Laut Durcheinander, Empörung! Ja selbst Schmähungen — bis sich ein Graf von Guise beherzt und ritterlich zu ihrem Schützer aufwarf. ‚Ein Pereat der Deutschen, welche anders hier gehandelt hätte!‘ rief er. ‚Die deutsche Treue lebe hoch!‘ — Er schlug sich mit dem Adjutanten des Prinzen, worauf Napoleon selber den Streit als weinselige Thorheit beilegte.“

„Ward er verwundet?“

„Ja; mit seinem Blute wusch er Deiner Braut und Deines Vaterlandes Ehre rein.“

Leopold durchmaß mit heftigen Schritten das Zimmer, dann blieb er hoch atmend stehen und stieß durch die Zähne hervor: „Von dieser Begebenheit erfuhr ich erst in dieser Stunde. Gabriele erzählte mir einst, ein Graf Guise habe ihr das Leben gerettet, als sich das schreckliche Brandunglück in dem österreichischen Gesandtschaftshotel ereignete.“

„Es war das zweitemal, daß sie dieser selbe junge Franzose zu Dank verpflichtete, sie und uns Eltern, welchen er in jener furchtbaren Stunde des Kindes teures Leben rettete.“

„Die Schwägerin des Gesandten verbrannte vor den Augen des neuermählten kaiserlichen Paares?“

„Sie warf sich, bereits in hellen Flammen stehend, mit einem Schrei der Verzweiflung gegen Gabriele, welche zunächst der Thüre ihren Platz erwählt. Im Augenblicke glühten auch die leichten Kleider meines Kindes auf, und unser Liebling wäre gleich jener Unglücklichen rettungslos verbrannt, wenn nicht Graf Guise sich schnell entschlossen auf sie stürzte, die Flammen mit den Händen zu ersticken. — Gott segne ihn dafür. Seit jener Stunde hat mein und meines Weibes tägliches Gebet den Namen Guise vor Gottes Thron getragen.“

Leopold senkte den Blick zu Boden. „Warum wußt‘ ich dies alles nicht schon längst? Ich hätte Dir und ihr manch herbes Wort erspart. So aber rissen mich Sorge und Schmerz gar oftmals hin, das zu beklagen — was ich wohl nie besessen, ihr Herz, Oheim — und wahrlich, Du darfst in diesem Fall die Eifersucht nicht an mir schelten!“

Der Graf schüttelte mild das Haupt. „Die Eifersucht ist stets und überall nur ein giftiges Hirngespinnst der Langeweile, Sohn!“

„Nein, Oheim, nicht bei mir!“ — Leopold blickte leidenschaftlich, voll tiefsten Schmerzes in sein Auge. — „Bei mir, dem Gabriele einst ihr Jawort gab, wie man Almosen gibt! — Ich bin der Erbe Deiner Güte, das Majorat macht mich zu Deinem Sohn, was Wunder, wenn Dein edles Herz es wünschte, noch durch ein zartes, edles Band diesen Bund zu einem Herzensbund zu machen! Es

war so natürlich! Und für mich besagte es des Glückes Vollendung, denn namenlos, unendlich liebe ich Gabriele! — Und sie? Sie gab ihr Wort. Damit wohl alles. Sie schätzt mich hoch, sie ist mir Freundin — doch mich lieben? — Ach, Oheim, daß ich's glauben könnte!“

„Du kannst es, Leopold. Aus freier, heiliger Wahl des Herzens hat sie Dich zu unserem Sohn gemacht. Wär' ich von ihrer Liebe zu Dir nicht felsensteit überzeugt, glaubst Du, ich würde mein einzig Kind der Konvenienz geopfert haben? — Beim Himmel, nein! Und Gabriele wußte es. War's ihr genehm — mir wäre selbst ein welscher Kavaliere zum Schwiegerjohnne recht gewesen — denn wen ihr Herz erwählte, stand auch dem meinen nah'. Du warst's, Du Glücklicher! Und doch, ob solchem wilden, ungefügigen Jünglingsstimm! Zu stolz zum Zweifeln, zu verzagt zum Glauben — zu welchem Zwiespalt schuffst Du selbst Dein Herz!“

Der Sprecher schlang liebevoll den Arm um die markige Jünglingsgestalt, gleichzeitig aber wandte er das greise Haupt zur Thüre.

Der alte, vertraute Diener des Hauses stand mit verstörter Miene auf der Schwelle.

„Was bringst Du, Lebrecht?“

„Herr Graf — die Flammen steigen wieder höher! Da der Regen nachgelassen und der Wind sich erhebt, schlägt die Glut mit neuer Gewalt aus den Trümmern empor! Sie fassen schon das Nachbardach der Scheune! Angst und Schreck verwirrt die wenigen Leute, die noch nicht zum Wald entflohen; die Bauern schreien, die Franzosen kämen!“

Leopold trat hastig zum Fenster und blickte auf den Hof hinab, der alte Graf trat an seine Seite. Er schüttelte gelassen das Haupt.

„Laß es ruhig niederbrennen, Lebrecht, laß es! Der Trümmerhaufen ist ein Angedenken an den gestrigen Tag — der kommende läßt ihn uns, so Gott der Herr es will, als freie deutsche Männer schauen! Das Schloß steht sicher, außer Wind. Geh hin, beruhige mir das Gesinde! Die Flammen sind ja eine Morgenröthe besserer Zeit, und jene Donner, die anjehet um Leipzig rollen, sind der Erlösung erster Jubelschrei! — Geh, sag's den Leuten, sag's!“

Lebrecht verneigte sich, aber dennoch stand er, ohne zu gehorchen, zögernd auf der Schwelle.

„Nun, was gibt es außerdem?“

„Herr Graf . . . man sagt, des Bahlens Reiterei sei von dem grünen Teich zurückgedrängt! Auch Elenaus Volk wäre bei Seiffertshain geschlagen und in wilder Flucht! Marktleeberg ist seit gestern nacht französisch.“

„War französisch — —“

„In Stahmeln und in Wahren aber siegten preußische Grenadiere, von Hiller-Wärtringen geführt, der sich — man sagt's — mit ganz unglaublicher Bravour geschlagen.“

„Gott segne ihn!“

„Zweimal verwundet ist er, Wedell fiel. — Ein Schwarm Kosaken jagte

eben durch das Dorf und rief: „Der Feind ist hinter uns! Vielleicht schickt man ihn her, den Ueberfall der beiden französischen Offiziere“ — er wies nach dem Nebenzimmer — „an uns zu rächen!“

„Die Nachricht ward noch nicht bekannt!“

„Wer sagte, daß sie kämen? Die Kosaken?“

Lebrecht wiegte das Haupt. „Ich sah sie nicht; die Bauern wußten es. Wer aber kann ein solch Gerücht verfolgen, Herr? Es kommt — ist da — und jeder trägt es weiter!“

Graf Ulrich wandte sich zur Thüre. „Ich werde mit Dir gehen und selbst die Leute sprechen. Nichts macht verzagter als die Furcht, und jetzt grad brauch' ich kaltes Blut und Kraft!“

„Bedarfst Du meiner, Oheim? — Ah ... Gabriële ...“

Der alte Herr winkte hastig ab und verschwand mit Lebrecht hinter der Thüre.

Gabriële aber trat mit vorwurfsvollem Blick durch die Thüre und legte bedeutiam den Finger auf den Mund. „Wie laut ihr waret! Vergaßt ihr, daß der Kranke Ruhe braucht?“

Leopold trat hastig an ihre Seite und nahm ihre Hand in seine Linke.

„Wie treu Du für ihn sorgst! Ist er denn solcher Treue wert?“

Sie blickte ihn ehrlich an, Thränen glänzten in ihren Augen. „Er ist's, Herzliebster, glaube mir, er ist's. In dieser Stunde mehr denn je! Das Fieber steigt, er liegt so still nicht wie vorher, und doch kann jede heftige Bewegung seinen Tod verschulden! Ach, Leopold — ich muß ihn retten, muß es! und fürchte doch, ich kann es nicht!“

Solch ein Ausdruck in Auge und Stimme ist mehr wie Barmherzigkeit!

Leopold fühlt es wieder, wie ein Feuerstrom vom Herz empor in das Hirn schießt. Seine unselige Leidenschaft, seine Eifersucht!

Er würgt die Worte, welche sich ihm auf die Zunge drängen, zurück und blickt ihr vorwurfsvoll in die Augen.

„Du mußt ihn retten? Aus welchem Grunde das? Du thatest Deine Pflicht in hohem, edlem Maße, doch auch dies Maß kennt End' und Ziel. Weißt Du es schon, daß gestern die Franzosen die Schule und Kirche zu Mörkern, darin an hundert preußische Blessirte lagen, in Brand gesteckt haben? Sie alle sind unter namenlosen Qualen umgekommen, denn leider Gottes kam der brave Hillern zu spät, die grauenhafte Noth zu verhindern, und Du mußt retten, mußt?“

Gabriële wich seinem Blicke aus; sie barg ihr Antlitz, leise aufschluchzend, an seiner Schulter. Ach, daß sie hätte reden dürfen, sagen, wer der Schwerverletzte im Nebenzimmer drinnen war — es würde aller Qual ein Ende bereiten haben. Der Schwur schloß ihre Lippen, er sowohl wie die Angst vor Leos Ungestüm. Erfuhr er, daß er thatsächlich den Grafen Guise, den Träger der Stafette vor sich habe, würde sein leidenschaftlicher Patriotismus nicht eher ruhen, bis er das wichtige Dokument gefunden. Gabriële konnte jeden Augen-

blick von dem Lager des Kranken entfernt und in ihr Versteck zurückgebracht werden, und wer stand dafür ein, daß Leopold in solcher Stunde nicht doch noch versuchen würde, die Ordre an dem Sterbenden zu finden? Solch eine Unterbrechung seines Schlafes, solch eine Aufregung war aber fraglos des Unglücklichen Tod. Alijschnell wirbelten die Gedanken noch einmal hinter Gabrièles Stirn, und was sie schon während ihrer stillen Wacht am Krankenbett erwogen, beschloß sie auch jetzt zur Rettung ihres einstigen Retters.

Sie schwieg, sie mußte schweigen, gleichviel, ob sie das Vertrauen und die Zärtlichkeit des Geliebten dadurch verlor.

Fester, flehender schmiegte sie sich an ihn. „O Herzlieber, warum solch finstern Haß, der die ganze Schuld einer Nation, eines Volkes auf einen einzigen derselben überträgt! Ja, jener Mann dort auf dem Sterbebett ist unseres Vaterlandes Feind! Er ist's, weil die unerjättliche Ruhmesgier seines Kaisers unserem Volk den Krieg erklärt, weil die Allürten sich erhoben haben, solch ein Tyrannenjoch von ihrem Nacken abzuschütteln! Wär' unser König ein Napoleon, zög' er nach Frankreich, zu erobern, und rief er Dich in seine Reihen, bleibst Du daheim? Gewiß nicht, Leopold! Des Fürsten Wille ist des Volks Gebot, und jenes Imperators Wille war der Krieg! Auch jenen rief die Pflicht von Weib und Kindern zu den Waffen! Glaubst Du, er folgte gern? -- So wenig gern, wie Du Dich einst aus meinen Armen reißen würdest! Und nun, da er solch schwere Pflicht mit seinem Blute, ja vielleicht mit seinem Leben zahlt, wirft er den Haß mitsamt dem Degen aus der Hand, ganz wieder Mensch, nur Mensch, der edlen Menschlichkeit anheim gestellt! O Leopold, es gibt auch welche Herzen, die just so brav und edel wie die deutschen sind!“

Gerührt neigte er sich, sie zu küssen. „Du sprichst von seinem Weib und seinem Scheiden, Du hast recht! Und denkst Du edler Herzen in Paris, so weiß ich, daß Graf Guise ein solches Lob verdient!“

Sie schrak empor und wechselte die Farbe. „Graf Guise?“ stieß sie bebend hervor. „Was weißt Du von Graf Guise?“

Er lachte. „War viel — wohl alles, was sein Edelmut für Dich gethan, Herzlieb!“

Gabrièle atmete hoch auf, aber ihr Blick hastete noch immer wie in mißtrauischem Forschen auf seinem Antlitz.

„Und warum sprichst Du just in diesem Augenblick von ihm?“

„Weil Du von braven, welchen Herzen sprichst!“

Da leuchteten ihre Augen auf.

„O Leopold, wie dank' ich Dir für dieses Wort! Ja, gibt es einen Menschen auf der Welt, den ich mit ganzer Seele hoch verehere, so ist's der Graf von Guise! Und wie das Angedenken seiner mutigen That für immer mir in treuem Herzen lebt, so lebt mit ihm auch meine Dankbarkeit, und hab' ich einen Wunsch noch, ein Gebet auf Erden, so ist's die heiße Bitte, daß mir's Gott bescheiden möge, jene Stunde dem wackeren Manne zu vergelten!“

Er faßte ihre Hand mit innigem Druck und flüsterte weich: „Und ferne sei

es von mir, Dir solchen Wunsch zu wehren! Denn was er Dir gethan, that er ja doppelt mir! Ja, Gabriele, ehre diesen Guise! Danke ihm, aber" -- er preßte sie voll zitternder Leidenschaft an sich -- „Liebe ihn nicht!“

Sie schrak leicht zusammen und blickte nach der Nebenthüre, durch welche ein tiefer Seufzer klang.

„Wir sind zu laut -- o still!“ flüsterte sie, „sein Leben hängt an diesem Schlaf! Geh jetzt, Herzlieber, störe ihn nicht!“

Er hielt ihre Hand bittend fest. „Gehst Du mit mir?“

„Ich darf ihn nicht verlassen!“

„Daß Du den Grafen Guise vertrittst und für ihn einen solchen Opfermut bezeigen würdest, will ich glauben, was aber gilt Dir der Marquis d'Amance?“

Die junge Gräfin hatte sich bereits zur Thüre gewandt. Sie legte mit flehendem Blick den Finger an die Lippen und verschwand.

Leopold folgte ihr hastig ein paar Schritte, sank auf den Stuhl vor der Thüre nieder und lehnte das Haupt mit geschlossenen Augen gegen die Wand zurück.

Warum antwortete sie ihm nicht?

Ein unbestimmtes, ahnungsvolles Gefühl sagt ihm, daß er hier vor einem Geheimnis stehe, welches sich feindselig zwischen ihn und die Geliebte drängte. Er hatte gegen die Eifersucht angekämpft und versucht, Gabriëlen's Handlungsweise zu entschuldigen, ja zu rechtfertigen, dennoch klangen seine eigenen Worte ihm immer drohender in den Ohren: Was aber gilt Dir Marquis d'Amance? Sie kannte ihn -- sie kannte seine Familie.

Hat ein Franzose je nach Weib und Kind gefragt, wenn es galt, ein Mädchenherz zu bethören und die Hände nach den Rosen in des Nachbars Garten zu strecken? Warum sollte sich d'Amance nicht in die zauberhafte Schönheit dieser jungen Deutschen verliebt, warum sollte er es nicht verstanden haben, auch in ihrem Herzen eine sündhafte Neigung zu erwecken?

Die unlösliche Ehe des Katholiken wehrte es ihnen, sich voll und ganz, vor aller Welt angehören zu dürfen, darum trug Gabriele geduldig einen Verlobungsring am Finger, welchen ihr der wahrhaft Geliebte ja niemals anstecken konnte!

Leopold's Antlitz färbte sich mit dunkler Blut. Die Bilder dieser Phantasien, welche er sich selber zur unerträglichen Marter schuf, standen ihm plötzlich wie eine Thatsache vor Augen.

Seine Glieder bebten, seiner selbst kaum noch mächtig lugte er forschend durch die Portiëre.

Träumt er? Ist er selber ein Fieberkranker? -- Der Verwundete drinnen regt die Lippen. „Gabriële! -- Gabriële!“ ruft er, „ich sah Dich wieder! Ich trage Deine Rose . . . ist sie nicht rot . . . rot . . . wie die Liebe . . . in . . .“

Leopold starrt mit gläsernem Blick auf seine Braut, sie birgt das Antlitz in den Händen und weint.

Ein dunkler Schatten wallt vor seinen Augen, er taumelt in das Zimmer zurück, der Stuhl schlägt um.

Das Geräusch dringt zu Gabriele, sie erhebt sich abermals und tritt durch die Thüre.

„Nicht so laut! -- ich beschwöre Dich! Just diese Stunden sind die entscheidenden! Bleibt ihm der Schlaf, ist er gerettet! — Soll ich denn immer wieder vergebens flehen?“

Wahrlich, die Todesangst bebt durch ihre Stimme; ihre umflorten Augen sehen nicht die Veränderung in seinem Gesicht.

Er streckt ihr den Arm hin, streift rauh den Ärmel empor und weist ihr die blutige Bandage.

„Ich brauche eine neue Binde! Hast Du eine zur Hand, so pfleg auch mich einmal!“

Eine Uhr schlägt. — Gabriele nickt hastig. „Im Augenblick, Herzliebster! Es ist Zeit für meine Medizin! Mutter gab mir Tropfen, welche das Fieber lindern. Im Augenblick bin ich zurück! Sieh, drinnen würfelt jede Stunde um Tod und Leben —“

„Erst er — dann ich?“ — Leo stößt es heiser durch die Zähne.

Sie hört's nicht mehr; — sie hastet an das Krankenbett. Da schüttelt ein wildes, ingrimmiges, halb ersticktes Auflachen seine markige Gestalt. Unfähig, sich zu beherrschen, reißt er den Verband von seinem Arm. Seine Gedanken wirbeln hinter der Stirn, das Blut kocht in seinen Adern. Heil dir, du deutsche Treue, heil! -- Sein Blick brennt auf der Wunde, welche ihm Franzosenhand als glühend Brandmal auf den Arm gezeichnet — ein Geißelhieb nichtswürdiger Slaverei! Und in seiner Brust zuckt das Herz, dessen höchster Jubelschrei den Herrgott preist, welcher Frankreichs Lilie vor Deutschlands heiliger Majestät in den Staub gebeugt hat — dort aber steht seine Braut, das Liebste, Teuerste, was er befehen, und tritt ihre Treue und des Vaterlandes Ehre unter die Füße!

„Da bin ich wieder zurück und nun ganz und gar zu Deinen Diensten, lieber Leo! Du löstest den Verband? Allmächtiger Gott, wie unvorsichtig! Wie Du blutest!“

Leopold stieß ihre Hände, welche besorgt nach seinem Arm griffen, heftig zurück. „Hinweg! Rühr mich nicht an!“

Entsetzt blickte sie ihn an. „Was that ich Dir?“

Da schüttelte er mit bitterem Lachen das Haupt. „Mir? Nichts! Wie solltest Du auch, da Du doch jenem alles thust!“

Unmutig faltete sie die Brauen. „Ach, immer wieder dieses alte Lied! Kleinliche Eifersucht, die so wenig zu meines Leo stolzem Heldenfinne paßt! Troste nicht, Du Böser! Neig Dich meiner Sorge!“

„Hinweg!“

„Das Blut zu stillen!“

„Heuchlerin! Was fragst Du wohl nach solch flachen Wunden, wenn Du mir treulos das Herz zerfleischt? Das blutet mir weit weher als der Arm und möcht' verbluten über solche Schmach!“

Sie faltete die zitternden Hände vor der Brust.

„Leo! Halt ein! Du ahnst nicht, wie bitter unrecht Du mir thust!“

„Ich ahne es nicht?“ — Er biß die Zähne zusammen. „D ja, ich weiß es sogar, daß Du mich mit all Deinen liebevollen Worten belügst und betrügst! Welch ein Recht hat jener Mann dort, der ‚Familienvater‘, der ‚Gatte eines holden Weibes‘, Dich mit zärtlichsten Lauten ‚Gabriële‘ zu nennen und zu ver-raten, daß die Rose . . . welche wir bei ihm fanden . . . haha! Genug davon! Ich war ein blinder, tölpelhafter deutscher Michel, bis mir jener schöne Schläfer dort die Augen und Ohren geöffnet — —“

„Barmherzigkeit! — Sprich leise! Mäßige Dich!“

Leo faßte voll wilder Leidenschaftlichkeit ihre Hand und schrie leuchtend auf: „Nein! nein! und tausendmal nein! Wär' ein wunderbar Beginnen, wenn ein Mann den Liebhaber seiner Braut voll zarter Sorge am Leben erhalten wollte! Ob er jetzt — oder späterhin durch meinen Degen stirbt.“

„Leo!“ — Hoch und stolz stand sie vor ihm, ihr Auge flammte so stolz und rein zu ihm empor, daß er betroffen verstummte. Gabriële aber maß ihn mit unaussprechlichem Blick. „Du sprichst von Deiner Braut; — bin ich's nach solchem Wort schmählicher Kränkung noch? Weh mir, daß jener Mann dort sterbend liegt — er würde edel und rechtlich genug sein, mich vor den Be-leidigungen eines . . . deutschen Helden zu beschützen! — Zeig Deinen Arm, ich will's!“

Er schlug aufstöhnend die Hand vor die Stirn, wandte sich ab und ver-harrte regungslos. War sie noch seine Braut? War sie es noch? — Stumm bot er den Arm dar, sie verband ihn. Er sah nicht die Qual, welche das Antlitz der jungen Gräfin spiegelte, jäher Lärm im Hofe ließ ihn zusammen-zucken und auflauschen; gleichzeitig ward die Thüre aufgestoßen und Lebrecht stürmte mit verstörtem Antlitz über die Schwelle.

„Herr Graf! . . . Gott helf uns . . . ach, Comtesse . . . der Feind!“

„Ist da?“

„Er ist's!!“

„Du faselst, Alter!“ — Leopold richtete sich jäh auf und starrte so wild verstört um sich, als erwache er aus tiefem Schlaf. Er schlug die geballten Hände gegen die Stirn. — War es möglich? Hatte er alles, das Nächste, Wichtigste selbst in seinen Herzensqualen vergessen können? Die tiefe, sonn-tägliche Stille, von keinem Kanonendonner, keinem Flintenschuß gestört, hatte ihn in unverzeihliche Gelassenheit gewiegt.

Lebrecht faßte den Arm des jungen Gebieters und schüttelte ihn voll be-schwörender Angst.

„Seht aus dem Fenster! Im Hofe drunten . . . an zwanzig Mann Mac-donald'scher Reiterei! Es gilt den beiden überfallenen Franzosen . . . Der Oberst fragt nach dem Besitzer des Schlosses, in welchem heute nacht zwei französische Ordonnanzen überfallen seien! Die Thore sind besetzt — wir sind umzingelt! Ach, ohne Rettung sind wir nun dem Strafgericht anheim gefallen!“

Leo war an das Fenster gestürzt. Er ballte mit jähem Fluch die Hand.

„Beim Teufel! Jeder Pflasterstein im Hof hat sich gespalten, einen Knebelbart hervor zu speien!! Wo ist der Oheim, Lebrecht? So Gott es will, geflüchtet — und Du . . . Du verbirg Dich! Fort, hinweg, Gabriele, ehe es zu spät!“

Begungslös stand die Gräfin, groß, ruhig, ernst, die Augen gerade aus ins Leere gerichtet.

Lebrecht faßte ihre Hand. „Schnell, schnell . . . die kleine Treppe führt uns in die Keller des abgebrannten linken Schloßflügels . . . von da erreichen wir wohl noch den Park . . .“

Sie schüttelte langsam das Haupt. „Zu spät; — hörst Du nicht schon den Lärm im Haus?“

Leo ergriff voll wilder Hestigkeit ihre Schulter und versuchte, sie nach der Thüre zu drängen — „Du gehst! Nun sag' auch ich: Ich will's!“ — schrie er auf.

Ihr Blick flammte stolz zu ihm empor. „Ich bleibe. So will ich's.“

Da lachte er, als ob ihn ein Fiebersehauer schüttelte. „Nun dann, juchheia, schöne Gräfin! Empfangt die welchen Freunde!!“

Er wandte sich und umkrampfte mit der eiskalten linken Hand den Degen, welcher vor ihm auf dem Tisch lag.

Schon dröhnten Schritte auf dem Flur, die Thüre ward aufgestoßen, Graf Ulrich, von französischen Offizieren und Soldaten umgeben, trat ein.

„Water!“ — schrie Gabriele auf — „Water!“

Der alte Mann nickte ihr lächelnd zu. „Getrost, mein Liebling — Gott verläßt uns nicht.“ Und dann wies er auf die Nebenthüre: „Hier in dieem Zimmer liegt der Verwundete.“

Ein junger Lieutenant berührte die Schulter seines Kapitäns und wies auf Leo. „Seht jenen, Montfort!“

Kapitän Montfort bemerkte erst stirnrunzelnd, dann mit spöttischem Lächeln die Waffe in der Hand des Verwundeten. Er blickte mit scharf prüfendem Blick auf Ulrich. „Ist jener Euer Sohn?“

„Er ist's.“

Auf kurzen Wink umringten die Soldaten den jungen Grafen.

„Gebt Euern Degen ab! Ich hab' Befehl, mit Hochverrättern abzurechnen!“

Leo wich wild zurück. „Wagt es!“ knirschte er. „Eh' ihr mir diese Klinge brecht, sollt ihr sie fühlen, gottverfluchte Burschen!“

„Thörichter Widerstand! Ihr seid Gefangener, Graf, Ihr wißt's, und Kriegsgericht macht kurzen Spruch!“

Leo warf das Haupt stolz in den Nacken. „Ich will ihn mit dem Degen hören! Sprecht ihn aus! Und mit der Waffe sag' ich meine Antwort!“

Da stand Gabriele neben ihm und rang ihm mit kurzem Griff den Degen aus der schwachen Hand. Das Mutliß, welches sie ihm zuwandte, war bis zur Unkenntlichkeit verändert. „Klebt all Dein Mut nur an der Klinge hier? Hinweg damit! Und nun heb kühn Dein Haupt! Gott sei Dein Schild!“

Leopold wandte mit wildem Blick gegen Montfort und breitete feuchend die

Arme aus. „Wehrlos! Gebrandmarkt von einem Weib bezwungen -- hier meine Brust! -- stoßt zu!!“

Montfort maß ihn mit finsternem Blick. „Mein Befehl lautet, eine Ordre zurück zu bringen, welche zwei französische Offiziere, die man heute nacht im Schloß hier überfallen, bei sich trugen. Diese Depeche verlange ich, unerbroschen, unverletzten Siegels. Wir sind eingedenk, daß Ihr ein Sachje, uns verbündet seid, Herr Graf, allein die That in Euerm Schloß --“

Ulrich unterbrach ruhig: „Ich kenne des Krieges streng Gesetz, Herr Kapitän. Was sich auf meinem Grund und Boden abspielt, macht mich verantwortlich für fremde That, wemgleich ich Euch auf Ehrenwort versichere, daß weder ein Plan noch listiger Ueberfall, von mir verhehlt, den Tod der Offiziere beschworen. Noch lebt der eine ja, und läßt es das Fieber zu, wird er meine Worte bestätigen.“

Montfort wandte sich hastig zur Nebenthüre, Gabriele aber trat ihm leichenblaß, mit angstvoll großen Augen in den Weg. „Es ist umsonst -- das Fieber ichafft ihm wirre Phantasien, und stört Ihr ihn in diesem Schlafe, ist der Arme rettungslos verloren!“

„Pfllegt Ihr den Kranken selber, Gräfin?“ Der Kapitän blickte voll wachsender Teilnahme und Bewunderung auf die engelgleiche Mädchengestalt, welche in so reinem Französisch so warm für den Verwundeten flehte.

Gabriele nickte hastig. „Zeit wenig Stunden weilt er erst im Schloß! Läß' es in meiner Macht, dem Tod ihn zu entreißen, glaubt mir, Kapitän, nicht eine Mutter sollte ihn treuer hüten können!“

Montfort neigte sich galant, die Hand der holden Sprecherin zu küssen. „Ihr seid Französin, Comtesse?“

Ein scharfes Aufschrecken Leopolds, Gabriele aber heftete ihren klaren, milden Blick fest auf das Antlitz des Franzosen und schüttelte das Haupt. „Nein, Herr, gut deutsch -- so deutsch wie treu!“

„So danke ich Euch die Sorge um den Kranken doppelt, Gräfin. Sie geleiten mich wohl an sein Lager!“

Gabriele legte mit bedeutungsvollem Blick den Finger an die Lippen, schlug die Portiere zurück und trat dem Offizier voran in das kleine Nebenzimmer.

Ein paar hastig geflüsterte Worte, und beide kehrten zurück.

Montfort sah erregt aus, sein unstäter Blick flog von Ulrich zu Leopold.

„Jener Mann ist der Gesuchte. Bewahren Sie die Ordre auf, Graf?“

„Nein, Kapitän.“

Leopold hob trotzig das Haupt. „Und wenn ich sie besäße, gäb' ich lieber mein Blut, denn sie.“

Montfort stampfte zornig die Erde. „Ihr werdet sie herausgeben, denn ich weiß es, daß sich die Depeche noch im Schloß befindet -- sich befinden muß. Sehr ungern vergießt der Kaiser sächsisch Blut, doch ein Verräter ist uns nicht verbündet! -- In fünf Minuten halte ich die Ordre in Händen -- Graf --“

Gabriële hob die gefalteten, zitternden Hände. „Erbarmen, Kapitän! Er hat sie nicht! Die Husaren suchten bereits vergeblich —“

Montfort wandte sich höflich und bot der Sprecherin den Arm. „Verlaßt dies Zimmer, Gräfin!“

Sie schüttelte aufgeregt das Haupt und wich zurück, Ulrich aber fragte ruhig: „Warum sucht Ihr sie just bei mir? Ich überfiel den Kranken nicht.“

„Doch die es thaten, sind in unserer Hand — und keiner trug die Ordre bei sich. Der Offizier versicherte, daß sie wohl falsche Reiter als Ordnonnanzen verfolgt. Die schwere Verwundung des einen habe eine genaue Nachforschung nicht zugelassen —“

„So holt sie doch jetzt noch nach!“ -- spottete Leo.

Montfort maß ihn mit glimmendem Blick. „Jetzt kam ich wohl zu spät. Da Ihr in diesem Schlosse weilt, ist wohl die Ordre längst durch Eure Hand entdeckt.“

„Nein, leider Gottes, nein!“

„Noch einmal — Graf! Ich habe keine Zeit!“

Ulrich seufzte tief auf. „Zum letztenmal, Ihr sucht sie hier vergebens. Nehmt unser schuldlos Blut dafür — schießt zu! Doch eines bitt' ich, Kapitän, schont die Frauen!“

Montforts Blick traf Gabriële, welche sich in wortloser Verzweiflung an die Brust des alten Mannes warf. Er zögerte und näherte sich dem Grafen.

„Was nützen Euch die Schriften, Herr! Leipzigs Kanonendonner zermalmt ja Deutschland so wie so —“

„Ihr lügt! — er rettet es!!“

Montfort zuckte die Achseln. „Ihr wollt's nicht anders. — Versichert euch der beiden!“ Die Soldaten drangen gegen die beiden Wehrlosen vor.

Mit dumpfem Aufschrei warf sich Gabriële dazwischen, sie umtrampfte Leopolds Arm. Ein Blick verzweiflungsvoller Liebe brach aus ihren Augen. „So geh nicht von mir, Herzgeliebter! -- Ein guter Blick noch — und uns beiden winkt der Tod!“

Groß, mit weit offenen Augen starrte er sie an. Dann ging ein Zittern durch seine hohe Gestalt. Er riß sie wild an sich, um sie im nächsten Augenblick heftig zurück zu stoßen. — „Herrgott des Himmels, mach mich im letzten Augenblick nicht noch zum Schwächling, Weib!“

Durch die Thüre drängte sich Gräfin Hohenberg. Sie bahnte sich den Weg zum Vatten und sank ihm an die Brust. — Die Blicke der beiden alten Leute begegneten sich — sie sagten einander mehr wie tausend Worte.

Montfort stieß den Säbel zornig auf den Boden. „Fort! -- Zum Hof hinab!“

Da umklammerte Gabriële seine Hände. Ein furchtbarer Kampf durchbebt sie und spiegelte sich auf ihrem todesbleichen Antlitz.

„Halt!“ schrie sie auf. — „Laßt mich ein Letztes wagen und versuchen!“

„Umsonst, Gräfin —“

„Die Ordre wird sich finden — —“

„Wo?“

„Bei jenem Kranken dort! Ich bitte Euch, Kapitän, folgt mir zu ihm —“

Montfort ließ sich willenlos von ihr mit fort in das Nebenzimmer ziehen. Sein Lieutenant folgte ihm — neugierig drängten die Soldaten, ihre Gefangenen in der Mitte, nach der offenen Thüre. Leopolds Haupt überragte sie; sein Blick folgte wie geistesabwesend der schlanken Mädchengestalt.

Die Läden vor den Fenstern des Krankenzimmers waren noch geschlossen; der Himmel hatte sich mehr und mehr verfinstert, ein trübes Dämmerlicht erfüllte das kleine Gemach und ließ die Gesichter kaum erkennen.

Gabriële riß den Reitermantel, welcher seitwärts auf einem Sessel lag, empor und schlang ihn um die Schultern, dann drückte sie mit zitternden Händen den Hut des Grafen Guise tief in die Stirne. Noch einmal verschlang sie die Hände wie in verzweiflungsvoller Qual, dann traf ihr Auge das greise Haupt des Vaters, das Antlitz Leopolds — es leuchtete auf. Entschlossen trat sie an das Lager des Verwundeten.

Röchelnd lag Guise. Sein erst so bleiches Antlitz brannte im Fieber, die Hände tasteten unruhig umher, er murmelte leise vor sich hin.

Gabriële berührte heftig seine Schulter. „Graf! wacht auf! — Henri! — Hört Ihr nicht? Ich bin's! Lecoq! — Wacht auf!“

Der Verwundete zuckte zusammen und öffnete die unnachteten Augen.

„Ja, ja . . . Der Kaiser lacht —“ lachte er mit schwerer Zunge. „Hei, wie er lacht! Feurige Kugeln faßt er mit beiden Händen und schleudert sie auf Leipzig! — Laß sein, Napoleon! Der Blücher fängt sie auf und lacht . . . noch lauter . . . wie Du . . .“

Seine Stimme erstickte. — Gabriële aber faßte ihn fester am Arm und rief mit geller Stimme: „Kommt zu Euch, Henri! Seht Ihr nicht die Husaren . . . sie dringen in das Gartenhaus ein, wir sind überfallen!“

Guise richtete sich schwerfällig, kraftlos in den Armen der Sprecherin empor. „Wo bin ich?! Lecoq, sprichst Du? Was gibt es? Ja, ja, doch! Ich entsinne mich . . . ein weißes Roß jagt übers Feld . . . und blutet aus dem Schenkel! Siehst Du, wie's näher kommt? Grad auf mich ein! Und grinst und schnauft . . . haha! Es ist Saint-Cyr! Zurück . . . fort mit den Hufen! Fort von meiner Brust . . . weh mir! Lecoq . . . zu Hilfe . . . ach . . . ach der Schmerz . . . es stampft mich in den Staub — —“

Gabriëles zitternde Gestalt brach zusammen, laut aufschluchzend neigte sie sich einen Augenblick über den Röchelnden, dann schrak sie abermals empor.

„Ihr faselt, Henri! — Hört Ihr nicht die Schüsse? — Husaren sind's! Sie suchen unsre Ordre! Zu Hilfe! Schützt die Ordre!!“

Guise fuhr empor. „Die Ordre! — Ueberfall . . . gib mir den Degen — die Pistole . . . löscht nicht das Licht, es gilt der Gräfin Ruf . . . Gabriële! — Gabriële!!“

„Die Ordre, Graf! Tragt Ihr die Ordre?!“

„Ich trag' sie unverändert — vorwärts . . . schnell . . .“

„Wo tragt Ihr sie? Gebt Antwort . . . wo?!“

Guise taumelte empor. „Dahier . . . im hohlen Degenriff . . . Napoleons Degen . . . weißt es ja . . . und da . . . sieh, hörst Du ihre Schritte? . . . Sie verfolgen uns! — Es wird so schwarz um mich . . .“ er griff wankend in die Luft . . . „ich sehe sie nicht mehr. — Gabriële . . . zum letztenmale sah ich Dich . . . mein Todesengel Du . . . die weißen Rosen . . . blühen nur auf meinem Grab . . .“

Gabriële stieß einen leisen Schrei der Qual aus — sie sah, wie ein Blutstrom aus der Brustwunde brach, wie Guise die Hand darüber krampfte.

Er hatte die Augen geschlossen, jetzt riß er sie noch einmal weit und stier auf.

„Welch ein Schrei . . . Vecoq . . . Du taumelst . . . verflucht! Eine Kugel traf Dich in den Hals — stirb nicht, mein Freund . . . stirb nicht . . .“

Gabriële wandte sich ihm voll Anstrengung wieder zu und suchte den Fiebernden voll Todesangst auf sein Lager zurück zu betten, er wehrte sich mit letzten Kräften. „Beh mir . . . ich sehe Blut! Dein ganzes Antlitz schwimmt in Blut! Waffen! Gebt Waffen! Ich will hinaus . . . zu den Brüdern . . . ich muß des Kaisers Ordre tragen . . . ha, welcher Schmerz — hier traf der Degen . . . hier . . .“ — Seine Hände preßten sich gegen die Brust, er sank kraftlos nieder und schloß die Augen. „Gabriële . . .“ röchelte er leise, „wo bleibst Du . . . Mädchen, ach, was thast Du mir für Leids!“

Gabriële schleuderte außer sich Mantel und Hut beiseite, warf sich neben dem Sterbenden nieder und faßte seine Hände, um sie mit Küssen zu bedecken.

„Graf, blickt auf! Nur einmal seht mich noch! Hier bin ich, zu Eurer Seite . . . halt Euch im Arm . . . bleibt bei uns, Graf — ach, sterbt nicht, eh Ihr mir vergabt!“

Bei dem Klang ihrer Stimme schien das Bewußtsein noch einmal zurück zu kehren.

Er blickte sie an, sein totenhaftes Antlitz lächelte wie verklärt. „Du bist es, Gabriële . . . Du! Dein blaues Auge . . . richt mich empor . . . laß mich Dich besser schauen — Du Engelsangeficht! — Ach, weiße Rosen gabst Du mir, Dein Herz besaß die deutsche Heimat . . . Leopold . . . und ich . . . ich ein Franzose! . . . O, wie lieb' ich Dich . . . drum durst' ich Dich noch einmal sehen . . . zum letztenmal . . .“

Blutstropfen perlten über seine Lippen, die Augen flackerten noch einmal wild auf, mit letzter Anstrengung strebte er empor. „Horch . . . Signale?! Zu Pferd, Vecoq! Scharf zugeritten . . . wir tragen Frankreichs Ehr' und Rettung in der Hand! Sieh dort! Dort flattern Fahnen! Marmont sprengt her . . . Napoleon . . . er reicht mir einen Kranz . . . nein! Nicht auf mein Haupt . . . ich bin kein Feldherr . . . trug noch die Ordre nicht zum Ziel, mein Kaiser! Siehst Du nicht, daß Dein Lorbeer brennt und flammt? Er träuft von Blut! . . . fort . . . fort damit . . .! Und ihr da . . . ihr alle . . . mein Kaiser . . . ach, warum legst Du die Hand so schwer auf meine Brust? . . . Ich muß ersticken . . . Luft! . . .“

Luft!! -- Lecoq! -- wir siegen! -- Victoire! victoire, Napoléon! — Ich seh' Dein Bild ... aus Flammen steigt's empor ... aus Meereswogen wächst ein Fels ... Kanonen brüllen ... bleich und bleicher wird Dein Stern ... und eine Sonne steigt trägt Preußens Purpurmantel ... und in das Meer hinab ... verlöschend ... schnell ... versinkt der Ruhm des größten aller Kaiser ... Nacht wird's in Frankreich ... Nacht -- -- --"

Er brach zusammen. Seine Stimme hatte noch einmal laut aufgeklungen, dann erstickte sie gurgelnd in dem Blutstrom, welcher über die Lippen quoll. Sein Haupt sank zurück, die Hände zuckten und krampften sich -- -- er hatte vollendet.

Die beiden Frauen neigten sich voll zitternder Sorge über ihn, zu retten — zu helfen ... umsonst.

Wie unter einem starren Bann hatten die Umstehenden regungslos gestanden und das Ueberraschende, Ungeheuerliche angestarrt.

Die düstern, lezten, prophetischen Worte des Sterbenden legten sich wie ein unheimlicher Schatten auf aller Angesicht — und dazu erhob sich der Sturm und klagte wie ein gespenstisch Totenlied um das Haus.

Montfort strich hastig über die Stirn und richtete sich jach auf. „Wo ist der Degen Napoleons, von welchem der Sterbende sprach?“ fragte er heiser.

Graf Ulrich wies auf den Sessel, darauf Mantel und Hut gelegen. Auch die Waffe lag dort.

Die französischen Offiziere griffen hastig darnach und schraubten nach kurzem, unsicherem Versuch den Griff ab.

Montfort zog den schmalen, zusammengerollten Brief hervor — sein Auge blickte auf.

„Hier ist sie! Die Ordre ist gefunden!“ rief er.

Gräfin Hohenberg hob die gefalteten Hände zum Himmel. Thränen stürzten aus ihren Augen, aufschluchzend sank sie dem vom Tode erretteten Gatten an die Brust.

Montfort steckte die Ordre hastig in den Degen zurück und legte denselben an. Dann schaute er sich nach seinen Leuten um. „Zu Pferd!“ -- Noch einen kurzen militärischen Gruß gegen die gräfliche Familie, einen zweiten gegen die Leiche des Kameraden, und der Kapitän wandte sich so hastig zur Thüre, als brenne der Boden unter seinen Füßen.

Still ward es -- totenstill in dem kleinen Zimmer. Gabriële lag noch immer regungslos auf den Knien, das Antlitz gegen die kalte Hand des Toten gedrückt.

Da wandte Leopold an ihre Seite, hob sie empor und starrte ihr in das Antlitz.

„Wer ist dieser Mann, Gabriële?“ fragte er mit erstickter Stimme.

Ein Zittern flog über ihren Körper -- sie hob die gefalteten Hände empor. „Graf Guise!“ schrie sie auf -- „er selber, Leopold -- Graf Guise!“

Und dann kein Laut im Zimmer. Das alte gräfliche Paar umschlang sich

wie in tiefem Schmerz — sie hatten es geahnt, Leos Antlitz aber ward farblos wie das des Entschlafenen vor ihm.

„Gabriële!“ — stöhnte er, sank an ihr nieder und umfing ihre Kniee. „Was hast Du für uns gethan — wie soll ich jemals büßen, was ich gegen Dein heilig treues Herz gesündigt!“

Sie nahm sein Haupt zwischen die Hände und blickte ihm in die Augen. Ein Blick der tiefsten, innigsten Liebe, und sie breitete die Arme nach dem Vater aus. „Gerettet!“ — lächelte sie wie verklärt — „Gerettet!“ — und dann schloß sie die Augen und sank bewußtlos neben der Leiche dessen nieder, den sie der Liebe geopfert hatte.

„Um hohen Preis!“ murmelte Leopold, neigte sich und küßte voll feierlichen Ernstes die Hand des französischen Reiters. Dann folgte er, wankend wie ein Kind, welches die ersten Schritte in ein neues Leben thut, dem Grafen, welcher mit jugendstarken Armen seinen bleichen Liebling empor gehoben, sie aus diesem düstern Zimmer hinaus zu Luft und Licht zu tragen.

Drunten verklang der Hufschlag der fortsprengenden Franzosen.

*

Die Sonne des achtzehnten Oktobers war gesunken. An dem großen Wachtfeuer neben der Tabaksmühle saß Napoleon auf einem hölzernen Stuhl, die Hände lagen im Schoß, das Haupt war tief zur Brust gesunken. Er schlief.

Seine Generale und Offiziere umstanden ihn lautlos — keiner wagte es, einen Traum zu stören, welcher dem geschlagenen Kaiser vielleicht noch einmal Frankreichs nie gesunkenes Ruhmesbanner zu Sieg und Ehre voranflattern ließ.

Da schlug eine feindliche Granate in das Wachtfeuer und zerstreute die Feuerbrände.

Napoleon schrak empor und starrte in die Finsternis. Es war Nacht geworden — Nacht.

Es zuckte und arbeitete in seinem eisernen Gesicht. Es sollte noch kein Sonnenuntergang dem stolzen Frankreich drohen. Er befahl, das Feuer frisch zu fachen.

Es geschah.

Sinnend stand er an Murats Seite und starrte in die neu aufprasselnde Glut. Warum soll er nicht die gesenkte Fackel des Krieges frisch an ihr entzünden und die Scharte ausweken, welche dieser Tag in das Schild des Unbesiegbaren geschlagen?

Dieses Feuer deutet ihm plötzlich ein Bild der Zukunft, erlosch es auch momentan, bedarf es nur eines Winks seiner gewaltigen Hand, um es neu zu entfachen.

Da sprengt eine Ordonnanz herzu. Kapitän Montfort. Erst jetzt gelang es ihm, seinem Kaiser den Degen mit der Ordre des Grafen Guise zurück zu bringen.

Napoleons Gesicht verdüstert sich, als er den Brief abermals in der Hand hält, von welchem er so Vieles, Großes, alles erhoffte.

Zu spät, sein Unstern steht ihm zu Häupten.

Dennoch bewahrt er die Kaltblütigkeit, belohnt den mutigen Ueberbringer des Briefes und wendet sich abermals zu dem Feuer, mit verschränkten Armen, düster sinnend hinein zu starren.

Das Feuer brennt heller und heller auf -- das ist ein gutes Zeichen. Soll er dem Glück noch einmal vertrauen? Soll er noch einen Versuch machen, diesen Brief in die Hände des Kaisers Franz zu spielen?

Da zischt und pfeift es durch die Luft -- eine zweite Granate schlägt in das Feuer und löscht das erst teilweise brennende völlig aus.

Begungslos steht Napoleon. Murat will ihn zurück reißen -- er schüttelt finster das Haupt. Ein Feuerbrand flackert noch einmal matt auf. Der Kaiser neigt sich und legt einen Brief darauf -- es flammt, das Papier windet und trümmt sich wie im Kampf gegen das Verderben -- dann sinkt es in Nische zusammen. -- Die Ordre des Grafen Guise existirte nicht mehr.

Nacht war und blieb es -- Nacht. -- Napoleon warf sich auf sein Pferd und ritt langsam mit Murat und seinem Gefolge in die finstere Zukunft hinein.

*

Die Sachjen waren während des entscheidenden Kampfs zu den Allirten übergetreten und General Brause derjenige, welcher das erste Beispiel solch deutscher Treue gab.

Während die Granaten das Wachtfeuer Napoleons verlöschten, führte General Brause den jungen Wilhelm von Knobelsdorff in die Arme seines höchlichst überraschten Vaters.

Mit Stolz und Schmunzeln blickte der alte Herr auf den jungen „Ausreißer“, welchen ihm das Schicksal zum zweitenmal gar wunderbarlich in die Hände gespielt.

Wilhelm erzählte seine Schicksale.

Als sie die Ordre des Grafen Guise leider vergeblich in der Nacht bei zwei Ordonnanzen gesucht hatten, wurden sie auf dem Heimritt von Macdonald'schen Reitern, welche durch die Schüsse wohl alarmirt waren, umzingelt.

Ein kurzer, verzweifelter Kampf. Eine der ersten Kugeln streckte Wilhelms Pferd zu Boden. Wild aufbäumend raste es noch eine Strecke in die Dunkelheit hinaus, brach zusammen und begrub den jungen Reiter unter seiner Last. So lag er hilflos, während seine Kameraden, die Husaren, theils niedergehauen, theils gefangen wurden.

Als er sich unter größter Anstrengung unter dem Roß hervorgearbeitet, stand er allein auf dem Schlachtfeld. -- Der Morgen graute, und auf gut Glück lief er einem fernen Dorfe zu, in der Hoffnung, auf Allirte zu stoßen.

Das gute Glück war auch mit ihm.

Er stieß auf russische Reiterei, stellte sich in ihre Reihen und nahm mit ihnen an dem Angriff auf Baumsdorf teil, bei welchem sie Bülow unterstützten.

Hier war es, wo General Brause seine Brigade den Allirten zuführte, und ein lautes, deutsches Hurra aus der ersten russischen Reihe ließ ihn zu großer

Ueberraschung seinen jungen Schübling erkennen. Er rief ihn an seine Seite, und Wilhelm von Knobelsdorff begleitete ihn zu dem Monarchenhügel, wo Brause wohl weiter für ihn zu sorgen gedachte.

Und er that es.

Der Vorschlag des Generals, sich der Reiterei anzuschließen, welche Penningien in die Reserve verwies, fand bei dem jungen Hixkopf durchaus keinen Anklang, er weigerte sich so standhaft dagegen, daß Brause ihm den Willen lassen mußte, im Bülowischen Corps die blutigen Lorbeeren dieses heißen Tages zu pflücken.

Er that es mit der vollen, schwärmerischen Begeisterung seiner Jugend, ein Anblick, bei welchem den alten Soldaten das Herz lachte und welcher dazu angethan war, sie anzufeuern und zum Außersten zu treiben.

Das „Mürschlein“ war die Freude des ganzen Regiments, und als ein Schuß ihm oberhalb des Knies das Bein traf und ein Sitzen auf dem Pferde unmöglich ward, sorgten die Kameraden, daß dies junge Blut nicht auf dem Schlachtfeld verderbe.

General Brause forschte nach ihm und fand ihn bei einer Verbandstätte barmherziger Brüder auf. Da gelang es ihm nach manchen Schwierigkeiten, Vater und Sohn zu vereinen. Welch ein Stolz, Welch ein Glück des Wiedersehens.

Als der Major für die Rettung seines Sohnes danken wollte, schüttelte Brause mit seltsamem Lächeln das Haupt. „Still, still, mein Freund. Hat einer hier zu danken, so bin ich es wohl. Kleine Ursache, große Wirkung. Hätte der Sakramentsjunge mir nicht so scharf die Wahrheit gesagt — je nun, sie war der Funken fürs Pulverfaß! Und nun Gott befohlen! Der Schlingel bleibt mir hier auf dem Pachtthof, bis er sich reisefähig fühlt; will ein Wörtlein mit der braven Bäuerin sprechen. 's ist sicher jetzt, dies Nest. Der Kriegsturm hat ausgetobt — er wälzt seine Massen fern ab.“

Und dann legte er dem jungen Freund zum Abschied die Hand aufs Haupt und drückte herzlich die Rechte des Vaters. „Wenn ihr beiden glücklich zu der wackern, heldenhaften Knobelsdorffin, welche um das Vaterland geweint hat, heim kommt, so laßt's mich wissen.“

Sie kehrten beide heim zu ihr, und die Knobelsdorffin hat es ihm selber in einem „herzbeweglichen“ Dankeschreiben berichtet.

Graf Hohenberg hat sein verwüstetes Schloß neu aufgebaut, und an dem Tag, wo zum erstenmal die Fahne wieder von dem Siebel zu dem befreiten Vaterland hernieder wehte, hat Leopold die Geliebte als Weib heimgeführt.

In dem Park aber erhob sich eine Marmorurne auf frischem Grab. Sie trug den Namen des Grafen Henri von Guise und das Datum des siebenzehnten Oktobers 1813. Man konnte die goldene Inschrift aber kaum lesen, weiße Rosen überraukten das ganze Grab, und ein junges Paar stand oft betend davor, sie mit Thränen zu neken.



Der preußische Landtag und das Theater.

Es hat sich nach dem Verlaufe der neueren Geschichte seit dem Jahre 1870 sehr natürlich gefügt, daß sich in allen Disziplinen menschlicher und geistiger Thätigkeit auf deutschem Boden mehr und mehr der Blick nach Berlin wendet als demjenigen Orte, von welchem die geistigen Bewegungen, die Schlagworte, die Richtungen der jeweiligen Strebungen ausgehen, von dem aus die vielseitige Regierungsmaschine in allen Gebieten fördernd oder hemmend eingreift. Diese hat dabei vor allem die Erhaltung des Staatswesens, der gesellschaftlichen Ordnung, der Sicherung des Besizes, aber in neuester Zeit sogar die Moralität der Unterthanen im Auge. Man sollte zwar meinen, daß die Moralität vor allem aus dem Zustande der Kirche und der Schule, aus deren Einfluß auf das Familien- und öffentliche Leben sich entwickle -- und diesen beiden Mächten als ihren Hütern überantwortet sei. Dieser Einfluß scheint sich aber heute als zu schwach zu erweisen und man muß zur Polizei greifen, um die Moral einerseits zu bewahren, andererseits die gesunkene wieder aufzubringen. Das ist eine recht bedenkliche Erscheinung -- am bedenklichsten für Kirche und Schule, weil dadurch die Abnahme ihrer Kraft öffentlich bestätigt wird. Jeder weiß wohl, daß die Kirche des weltlichen Arms -- daß der Richter des Schergen bedarf. Aber dies Bedürfnis sollte doch wohl nur in den einzelnen Fällen eintreten, wo ein Individuum zur Verantwortung und Strafe zu ziehen ist, weil sich dasselbe gegen die Vorschriften der Kirche vergangen und den kirchlich gesinnten Bürgern ein Vergerniß gegeben hat. Nun soll aber die Polizei, die doch wohl ein niedrigeres Amt hat, auf die Höhe der Kirche und der Schule gestellt werden, indem sie als dritte im Bunde die Sittlichkeit der Gesellschaft bilden helfen soll. Das will meinem beschränkten Unterthanenverstand nicht einleuchten.

Ich magte mir gewiß als Oesterreicher kein Recht an, hier über eine Angelegenheit des „Deutschen Reiches“ zu reden, wenn ich mir nicht aufrichtig einbildete, es läge im vorliegenden Falle eine allen gebildeten Deutschen gemeinsame Angelegenheit vor, da dieselbe eine Kulturfrage berührt.

Ich spreche als ein Theaterangehöriger vom Theater, insbesondere von den Anschauungen, welche in der Sitzung des preußischen Landtags vom 21. Februar dieses Jahres durch den Herrn Minister von Köller und den Freiherrn von Heereman zum Ausdruck gekommen sind. Es fand sich erklärlicherweise niemand im Landtag, welcher den Klagen und Wünschen dieser beiden Herren mit Sachverständigkeit hätte erwidern können. Aber einem Schauspieler, der gleich mir mit Liebe und Verehrung an seiner Kunst hängt und jenen hohen Begriff von der Bedeutung der dramatischen Kunst im Staatsleben hat, welchen die höchsten geistigen Autoritäten des deutschen Volkes seit mehr als hundert Jahren festgestellt haben -- einem Schauspieler, welcher mit tiefer Trauer der Entwicklung des Theaters im Deutschen Reiche seit langen Jahren zugeesehen hat -- dem

wird es nicht schwer, den bedrückten Herren die richtige Antwort zu geben, und ihnen zu sagen, wem sie den beängstigenden Zustand zu danken haben, welcher ihnen diese Klagen entpreßt.

Der Freiherr Heereman bittet den Minister, „den theatralischen Aufführungen, welche Angriffe auf Religion, Sitte oder andere bedenkliche Tendenzen enthalten, schärfer entgegenzutreten als bisher. Man gestatte die Verhöhnung von Religion, Ehe und Sitte, wie nie früher in Deutschland zulässig gewesen. Unser Theater sei herabgesunken von einer Stätte höherer Bildung zu einer Stätte der Darstellung für Unsitte. Es werden jetzt durch das Theater leichtfertige Begriffe von Sitte und Ordnung, stellenweise auch Gedanken in der Bevölkerung angeregt, die auf den Umsturz des Staates und der Gesellschaftsordnung gehen.“

Der angerufene Herr Minister von Köller ist allerdings auch der Ansicht, daß die Theater das, was sie sein sollten, eine Bildungsstätte zur Förderung der Sitte, alles Guten und Edlen, schon lange nicht mehr sind.

Es wird noch von Seite des Ministers des für einen Unterthanenverstand schwer faßbaren Vorgehens gedacht, daß die Polizeibehörde erst „Die Weber“ verbietet — das Obergericht infolge einer Beschwerde „Die Weber“ erlaubt — und die Polizei die Vorstellung derselben wieder verbietet. Die höhere Instanz hat hierbei sicherlich mehr Verständnis des Wertes an den Tag gelegt, jedenfalls eine klarere Beurteilung jener sozialen Strömung, in welche „Die Weber“ gehören.

In zwei Punkten irren die Herren entschieden. Erstlich bezüglich der Religion. Ich besinne mich in meinem langen Theaterleben keines Stückes, welches die Religion verhöhnt hätte. Man dürfte sehr schwer ein Publikum finden, welches sich eine derartige Verhöhnung bieten ließe. Allein das Wort wird absichtlich mit Kirche verwechselt oder mit derselben identifiziert. Dabei kann doch wohl nur an die katholische Kirche als einer geschlossenen weltlichen Macht gedacht werden. Es ist mir aber niemals ein Stück bekannt geworden, in welchem ein würdiger Priester verhöhnt worden wäre, es sei denn um ihn zu erhöhen und seinen Angreifer zu erniedrigen.

Ich sehe in der Literatur des Theaters bei Deutschen, Engländern und Norwegern nur schlechte Priester dem Abscheu preisgegeben. Allerdings hat es Leute gegeben, welche selbst in dem „Patriarchen“ Lessings eine „Verhöhnung der Religion“ sahen, aber ich kann doch unmöglich annehmen, daß ein heutiger Minister in Preußen in der Reihe solcher Leute stehe.

Der zweite Punkt, in welchem mir die Herren zu irren scheinen, berührt die größte Frage der Zeit: die soziale. Herr Baron Heereman äußert sich in dieser Beziehung mit folgenden Worten: „Es werden jetzt durch das Theater vielfach leichtfertige Begriffe von Sitte und Ordnung, stellenweise auch Gedanken, die auf Umsturz des Staates und der Gesellschaftsordnung gehen, in der Bevölkerung angeregt.“ Nun, es ist nicht meine Sache, die parlamentarisch-bombastische Phrase vom Umsturz in ihrem ganz profaischen Sinne zu beleuchten. Sie will ja nichts anderes sagen als: Reichthum ist ein geheiligtes Vorrecht derer, die ihn

besitzen, wenn auch durch Unrecht; und wer Gedanken anregt und fördert, welche eine gerechtere Verteilung der Erdengüter auf Grund der Arbeit anstreben, der fördert den Umsturz. Der Herr Baron kann versichert sein, daß es eine soziale Frage gar nicht gäbe, wenn ein wirkliches Christentum in der europäischen Menschheit lebte. Dann könnte das Theater die Religion nicht im geringsten bedrohen. Weil nun der Umsturz nur dadurch in eine allmähliche Aenderung der Gesellschaftsordnung verwandelt werden kann, daß die Bewegung der Ideen eine möglichst ungehemmte sei — und das Theater an derartigen Bewegungen stets einen großen Anteil hat, weil die Ideen in künstlerischer Form eine gewaltigere Wirkung hervorbringen als in irgend einer andern — so kann ich der Bühne keinen unheilvollen Einfluß zuschreiben lassen, und steht derselbe um so weniger zu befürchten, wenn ein so vorurteilsloses und gerechtes Verwaltungsgericht darüber wacht, wie das in Rede stehende. Die sozialen Bestrebungen sind in ihrem innersten Wesen keine unsittlichen — sie sind ein neuer Ideenstrom in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und haben in rein künstlerischer Form einen sittlichen Charakter — nicht aber den der Straße oder Schenke. Ich möchte den Herrn Baron auf das treffende Wort Augiers verweisen, das er seinem Giboyer in den Mund legt: „Die Ströme irren sich nicht, und sie ersäufen die Narren, welche sich ihnen entgegenstellen.“

Den Irrtümern des Herrn Baron Heereman gesellen sich die des Herrn Ministers von Köller. Er meint, daß die Theater mit geringen Ausnahmen das nicht sind, was sie sein sollten: eine Bildungsstätte zur Förderung alles Guten und Edlen. Er sagt: „Hier in der Residenz vor allem haben wir eine Menge neuer Theater bekommen, die zunächst Erwerbsquellen sind, die verdienen wollen, und denen es nicht darauf ankommt, gute Sitte und edlen Sinn zu pflegen, sondern darauf, recht viel zu verdienen, selbst auf die Gefahr hin, die Moralität des Volkes zu ruinieren.“ Da hat der Herr Minister ganz recht; diese Behauptung ist unanfechtbar. Sie kann sich aber weder auf die Religion noch auf die Gesellschaftsordnung beziehen — sondern nur auf jene Produkte, welche die geschlechtlichen Beziehungen in einer rohen oder frivolen, frechen oder verführerischen Art behandeln — worin der Autor seine Vernunft gebraucht, um tierischer als jedes Tier zu sein.

Aber, Herr Minister, wie können Sie von einer großen Anzahl derer, welche Theater dirigiren, etwas anderes erwarten, als daß sie Geld um jeden Preis verdienen wollen? Woher soll diesen Individuen nur der Gedanke kommen, eine Bildungsanstalt aus ihrem Theater zu machen? Haben Sie auch nur das Recht, solches von ihnen zu verlangen? — Nein! — Und warum? Die Antwort will ich Ihnen gründlich geben. Weil die gesetzgebende Versammlung des Deutschen Reiches das Theater entwürdigt und zu dem gemacht hat, was Sie heute beklagen. Nach der ruhmvollen Einigung des Deutschen Reiches war es eine der ersten Thaten des deutschen Parlaments, bei Feststellung der Gewerbeordnung das Theater dem Käsehandel gleichzustellen und die Theaterfreiheit zu dekretiren. Und das thaten die Erwählten des Volkes der Decker!! — Und heute, nachdem

die Seuche über zwanzig Jahre im deutschen Theater gewüthet, unwissende Spekulanten zu Direktoren, richtiger gesagt, zu Sklavenhaltern gemacht, eine Unsumme von schauspielerndem Proletariat aufgehäuft und das Theater entwürdigt hat — heute wollen Sie Bildungsanstalten zur Förderung der Sitte in denselben jehen? — Die Direktoren sind in ihrem Recht, indem sie nur ein Ziel kennen: Geld verdienen, gleichgiltig durch welche Mittel. Das Parlament hat ihnen dies Recht gegeben — sie sind Handelsleute und, um mit Goethe zu reden:

Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie — nicht zu trennen.

In Deutschland wie in Oesterreich hat der Staat die Wichtigkeit und große Wirkung des Theaters immer negativ anerkannt durch den Kottstift des Zensors, der jeden kühnen Gedanken sorglich strich, wenn er dem jeweiligen Staatswesen unbequem schien, aber sorglos die Bote passiren ließ, wenn sie nur lustig vorgebracht wurde.

Nein, meine verehrten Herren, das Theater hat eine gar ernste und tief eingreifende Aufgabe im Staatswesen — und ist nur dem Hofe, dem Staate oder der Stadt zu überantworten, nicht aber jedem gemeinen und gewissenlosen Spekulanten, der Geld in der Tasche hat — zuweilen auch nicht hat. Man müssen Sie sich auch die Früchte gefallen lassen, die Sie gezogen haben. Diese Zustände sind nur zu ändern, wenn die Kultur des deutschen Volkes auf diesem Gebiete eine höhere Stufe erreichen wird als die gegenwärtige.

Wien, 3. März 1895.

Jos. Lewinsky,
k. und k. Hofschauspieler.



Eine optische Reliquie von Goethe.

Von

G. von Lommel.

Schon mehrfach wurde bemerkt, daß berühmte Männer den Wert ihrer Leistungen ganz anders beurteilen, als Mit- und Nachwelt es thut, und namentlich diejenigen ihrer Werke am höchsten stellen, bei welchen sie die größten Schwierigkeiten zu überwinden hatten, und weit höher schätzen als die, welche mühelos dem unwiderstehlichen Drange des Genius entsprungen, uns zur Bewunderung hinreißen und allein den unvergänglichen Ruhm ihres Schöpfers begründen. Napoleon soll in Bezug auf das nach ihm benannte Gesetzbuch gesagt haben: „Mit diesem Buche in der Hand werde ich auf die Nachwelt kommen.“ Und Goethe äußerte einmal nach Eckermanns Bericht: „Auf alles, was ich als Poet geleistet habe, bilde ich mir gar nichts ein . . . Daß ich aber

in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der einzige bin, der das Rechte weiß, darauf thue ich mir etwas zu gute, und ich habe daher ein Bewußtsein der Superiorität über viele.“¹⁾ Wie ungeheuer hoch Goethe seine Farbenlehre schätzte, geht aus der folgenden von demselben Bericht-erstatte mitgetheilten Aeußerung hervor: „Um Epoche in der Welt zu machen, dazu gehören bekanntlich zwei Dinge: erstens, daß man ein guter Kopf sei, und zweitens, daß man eine gute Erbschaft thue. Napoleon erbt die französische Revolution, Friedrich der Große den schlesischen Krieg, Luther die Finsternis der Pfaffen, und mir ist der Irrtum der Newtonschen Lehre zu teil geworden. Die gegenwärtige Generation hat zwar keine Ahnung, was hierin von mir geleistet worden; doch künftige Zeiten werden gestehen, daß mir keineswegs eine schlechte Erbschaft zugefallen.“²⁾ Wiederholt beklagt sich Goethe bitter über den Mangel an Anerkennung bei seinen Zeitgenossen und wendet sich besonders gereizt gegen die ablehnende Haltung der Fachgelehrten, welche das Licht und die Farbe, das zarte, ätherische Wesen, auf die Folterbank mathematischer Formeln spannen wollten. Aber auch die kommende Zeit hat die erhoffte Anerkennung nicht gebracht; Goethes mehr aus ästhetischen Bedürfnissen entsprungene Farbenlehre konnte in die exakte Wissenschaft niemals Eingang finden. Er hat gar nicht die Absicht, eine eigentlich physikalische Erklärung der Farbenercheinungen zu geben, ja er hat von einer solchen, wie seine ungerechte Polemik gegen Newton beweist, nicht einmal einen Begriff; er geht nur darauf aus, eine Grundercheinung, das von ihm sogenannte „Urphänomen“, als die allgemeinste und alleinige Bedingung für die Entstehung der Farben hinzustellen und alle Farbenercheinungen damit in Beziehung zu setzen. Als Urphänomen betrachtet er die Farben trüber Mittel, nämlich die allgemein bekannte und gewiß schon von jedermann beobachtete That-sache, daß ursprünglich weißes Licht, durch eine feine Trübung durchscheinend, rotgelb erscheint, das trübe Mittel selbst aber, von darauf fallendem Lichte erleuchtet, vor dunklem Hintergrund eine blaue Färbung zeigt. Bekannte Beispiele davon, die auch Goethe anführt, sind Milchglas oder Beinglas, Rauch, durch Milch, durch weingeistige Harzlösung oder durch Seifenspiritus getrübbtes Wasser, ferner die blaue Farbe entfernter Berge, das Blau des Himmels und die prachtvollen Farben des Sonnen-Auf- und Untergangs, die Morgen- und Abendröte.

Goethe war ein feiner und scharfer Beobachter; die Thatfachen, die er anführt, sind durchaus richtig wiedergegeben, und gerade der Sachkundige wird mit Genuß seine Farbenlehre durchblättern und sich an der lebensvoll anschau-lichen Schilderung der Erscheinungen erfreuen.

So führt Goethe noch eine Reihe weniger bekannter Beispiele für sein Urphänomen an. Aufgüsse von nephritischem Holz, von Quassiaholz und von Roßkastanienrinde, welche im durchscheinenden Licht gelblich erscheinen, im auf-fallenden Licht aber mit blauer Farbe schimmern, und hiemit nach seiner Meinung

¹⁾ Edermann, Gespräche mit Goethe, 19. Februar 1829.

²⁾ Ib., 2. Mai 1824.

das Urphänomen in schönster Weise vor Augen führen. Die vollkommene Offenbarung des Urphänomens aber entdeckte Goethe bei gewissen Gläsern, die mit einer dünnen Schicht eines gelben Glasflusses überzogen sind, die er als „trüben Schmelz auf Glas“ bezeichnet. Er gibt von dieser Erscheinung folgende anmutige Schilderung: ¹⁾

„In der neueren Zeit, wo die Glasmalerei wieder sehr löblich geübt wird, habe ich auf Wiener und Karlsbader Trinkgläsern dieses herrliche Phänomen in seiner größten Vollkommenheit gesehen. Am letzteren Orte hat der Glasarbeiter Mattoni den guten Gedanken gehabt, auf einem Glasbecher eine geringelte Schlange mit einer solchen Lasure zu überziehen, welche, bei durchscheinendem Licht oder auf einen weißen Grund gehalten, hochgelb, bei aufscheinendem Licht und dunklem Grunde das schönste Blau sehen läßt. Man kann sogar durch eine geringe Bewegung, indem man das Gelbe zu beschatten und das Blaue zu erhellen weiß, Grün und Violett hervorbringen. Möge der Künstler dergleichen viele in Bereitschaft haben, damit Badegäste sowohl als Durchreisende sich mit solchen Gefäßen versehen können, um dem Physiker ernstlich an die Hand zu gehen und zum Scherz sowohl Junge als Alte ergötlich zu überraschen. Hier erscheint ein Urphänomen, setzt natürliche Menschen in Erstaunen und bringt die Erklärungssucht zur Verzweiflung.

Ferner hat man den Stranz um manche Glasbecher mit solchem trüben Mittel überzogen, woraus der sehr angenehme Effekt entspringt, daß die aufgetragenen leichten Goldzieraten sich von einem gelben, durchscheinenden, goldgleichen Grunde bald metallischglänzend absetzen, bald auf blauem Grunde um desto schöner hervorgehoben werden.“ Goethe fügt noch hinzu: „Aus der Bereitung selbst machen die Künstler kein Geheimnis; es ist feingepulvertes schwefel-saures Silber.“ Auch in den Gesprächen mit Eckermann geschieht dieser Trinkgläser, die „die Betrachtung eines Urphänomens gewähren,“ Erwähnung.

Jene Aufgüsse und diese Gläser sind nun aber gar keine trüben Mittel, wie Goethe meinte, sie sind vielmehr vollkommen klar und durchsichtig; den blauen Schimmer, den sie bei aufscheinendem Lichte, auch ohne dunklen Hintergrund, zeigen, verdanken sie der Fähigkeit, unter dem Einfluß des Lichtes, ähnlich wie die phosphoreszirenden Körper (zum Beispiel die bekannte Balmainische Leuchtfarbe) selbstleuchtend zu werden mit einer der betreffenden Substanz eigentümlichen von der des durchgelassenen Lichtes verschiedenen Farbe. Dieses nur während der Bestrahlung andauernde Selbstleuchten, welches man Fluoreszenz nennt, zeigt zum Beispiel das der Beobachtung eines jeden zugängliche Petroleum: von Tages- oder Sonnenlicht beschienen, leuchtet die schwachgelbliche Flüssigkeit mit schön violettblauem Licht, welches, von der Oberfläche und aus dem Innern der Flüssigkeit nach allen Seiten ausstrahlend, der im durchgehenden Licht völlig klaren Substanz den Anschein der Trübung verleiht.

Goethe kannte nur solche fluoreszirende Stoffe, welche, wie die bereits

¹⁾ Farbenlehre, Nachträge 9.

angeführten, im durchtretenden Lichte gelb, im auffallenden Lichte blau erscheinen, ähnlich wie die trüben Mittel; er nahm sie daher als willkommene Beispiele für sein Urphänomen. Erst später lernte man fluoreszirende Substanzen kennen, welche ganz andere Farbenpaare darbieten; so kann zum Beispiel eine im durchgehenden Licht gelbe oder rote Flüssigkeit (Fluoreszein-, beziehungsweise Eosinlösung) im auffallenden Licht hellgrün, eine rosenrote (Naphthalinrot) orange, eine grüne Flüssigkeit (Chlorophylllösung) blutrot erscheinen; ja es gibt Substanzen, die bei durchtretendem Lichte blau, orangefarbenes (Lackmusbau) oder prachtvoll rotes (Resorcinblau) Licht zurückstrahlen. Hätte Goethe die letzteren Erscheinungen gesehen, welche gerade die entgegengesetzten Farbenwirkungen darbieten wie die trüben Mittel, so würde er doch wohl an dem Urphänomen, „hinter welchem man,“ wie er einmal zu Eckermann¹⁾ äußerte, „unmittelbar die Gottheit zu gewahren glaubt,“ irre geworden sein.

Zu den wenigen Anhängern der Goetheschen Farbenlehre zählte Hegel, der auch in der Abneigung gegen die mathematische Behandlung naturwissenschaftlicher Fragen mit ihm übereinstimmte. Goethe begrüßte diese Zustimmung mit Freude und Dank. In einem Briefe Goethes an Hegel, datirt Weimar, den 13. April 1821,²⁾ heißt es am Schluß:

„Ihre werten Aeußerungen sollen mir immer vor Augen liegen und meinen Glauben stärken, wenn mich die unerfreuliche Behandlung derselben Materie, deren sich die Zeitgenossen schuldig machen, manchmal, wo nicht zum Wanken doch zum Weichen verleiten möchte. Nehmen Sie also meinen wiederholten Dank und erlauben eine von Zeit zu Zeit erneute Sendung. Da Sie so freundlich mit den Urphänomenen gebaren, ja mir selbst eine Verwandtschaft mit diesen dämonischen Wesen zuerkennen, so nehme ich mir die Freiheit, zunächst ein Paar dergleichen dem Philosophen vor die Thür zu bringen, überzeugt, daß er sie so gut wie ihre Geschwister behandeln wird. Treulichst

Goethe.“

Hierauf erfolgte die Sendung eines zierlichen, gelb gefärbten Trinkglases, worin ein Stück schwarzen Seidenzeuges steckt, welches das Gelb des Glases als Blau durchscheinen läßt. Das Glas war begleitet von einer Zuschrift von Goethes Hand: „Dem Absoluten empfiehlt sich schönstens zu freundlicher Aufnahme das Urphänomen. Weimar, Sommers Anfang 1821.“ In einem (noch ungedruckten) Briefe dankte Hegel, wie Rosenfranz³⁾ mitteilt, für die Zusendung in launigen Worten. „Der Wein,“ meinte er, (so berichtet Rosenfranz) „sei immer ein großer Verbündeter der Naturphilosophie gewesen, weil er der Welt so deutlich beweise, daß Geist auch in der Natur sei. Aber ein so instruktives Weinglas, wie das von Goethe ihm geschenkte, sei ein wahrer Weltbecher, an

¹⁾ Eckermann II, 27. Februar 1831.

²⁾ Karl Hegel, Briefe von und an Hegel, II. p. 47. Nur die Unterschrift des Briefes ist von Goethes Hand.

³⁾ Rosenfranz, Hegels Leben, S. 340.

bedeuten für Menschen und Tiere. Durch die Zeit der Entwicklung kann das Leben der Tiere nicht ungestört sein, sondern durch die verschiedenen Stadien der Entwicklung sind sie gezwungen...

Diese Entwicklung ist nicht ungestört, da es zu verschiedenen Zeiten zu verschiedenen Stadien der Entwicklung kommt. Es gibt verschiedene Stadien der Entwicklung, die zu verschiedenen Zeiten kommen...



Das Leben der Tiere ist nicht ungestört, da es zu verschiedenen Zeiten zu verschiedenen Stadien der Entwicklung kommt. Es gibt verschiedene Stadien der Entwicklung, die zu verschiedenen Zeiten kommen...

Die Entwicklung der Tiere ist nicht ungestört, da es zu verschiedenen Zeiten zu verschiedenen Stadien der Entwicklung kommt. Es gibt verschiedene Stadien der Entwicklung, die zu verschiedenen Zeiten kommen...

Die Entwicklung der Tiere ist nicht ungestört, da es zu verschiedenen Zeiten zu verschiedenen Stadien der Entwicklung kommt. Es gibt verschiedene Stadien der Entwicklung, die zu verschiedenen Zeiten kommen...



Rule Britannia.¹⁾

Ein Brief von Sir M. Grant Duff.

Geehrter Herr!

Sehr gerne entspreche ich Ihrem Wunsche, Ihnen einen Brief zu schreiben, der unter dem Titel Rule Britannia veröffentlicht werden soll. Ich möchte zunächst jedoch klarstellen, in welchem Sinne ich den altherwürdigen englischen Ausdruck auffasse und mir zu eigen mache. Was alle Engländer, die über öffentliche Angelegenheiten genugsam nachgedacht haben, um eine der Beachtung werthe Meinung zu haben, sich heutzutage dabei denken, wenn sie jene Worte aussprechen, ist etwas, was dem berühmten klassischen Aussprüche sehr nahe kommt: „Spartam nactus es; hanc exorna.“ Wir bedienen uns derselben als einer Aufmunterung, eingedenk zu sein, daß wir eine große Vergangenheit hinter uns haben, und Sorge dafür zu tragen, daß Gegenwart und Zukunft dieser Vergangenheit nicht unwürdig seien. Es hat eine Zeit gegeben, da England den Ehrgeiz besaß, eine leitende Rolle in Europa zu spielen, und ich glaube, daß man sich bei richtiger Würdigung der Zeitumstände, in Deutschland wenigstens, kaum der Anschauung verschließen wird, daß diese Rolle eine erisprießliche gewesen ist.

Die thatjächlichen Verhältnisse haben sich indes auf dem Kontinent ganz und gar geändert. Interessen und Kampfziele, für die einzutreten wir, mit Recht oder Unrecht, für unsere Pflicht hielten, sind gegenwärtig vollständig zum Siege vorgezogen oder haben doch einen so starken Rückhalt gewonnen, daß sie sich durch eigene Macht behaupten, ohne in irgend einer Weise unserer Unterstützung zu bedürfen. Das in England heranwachsende Geschlecht, das jetzt in der Mitte seiner Lebenszeit steht, ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß wir weit mehr eine kosmopolitische als eine europäische Macht sind. Unsere direkten Interessen in Australien, Indien und Amerika drängen die gleichen Interessen auf dem europäischen Kontinente mehr und mehr in den Hintergrund. Wir bescheiden uns dabei, mit einem der Hauptsache nach wohlwollenden Interesse auf alles das zu blicken, was zwischen Calais und Konstantinopel, zwischen Hammerfest und Syrakus vorgeht, wobei wir fraglos gewisse Dinge bedauern und über andere uns freuen, doch mehr als wohlwollende Freunde als an der Sache selbst Beteiligte. Unter den Dingen, die wir bedauern und die wir, wenn wir könnten, gerne ändern möchten, steht an erster und hervorragender Stelle der Einfluß gewisser sozialpolitischen Ideen, die wir für verfehlt und schädlich halten. Am schädlichsten zum großen Teil für die Länder, die unter ihrem Einfluß stehen, doch schädlich auch in hohem Grade für uns. Die Eng-

¹⁾ Anmerkung der Redaktion. — Der berühmte englische Staatsmann weicht in manchen Punkten von unseren Ansichten ab, gibt aber der Stimmung Ausdruck, welche in England in weiten Kreisen zu finden ist.

länder haben sich während der letzten fünfzig Jahre in zwei sehr ungleiche Heerlager gespalten --- in Narren und Freihändler. Während der Generation, welche dem zu Beginn des Jahres 1860 zwischen England und Frankreich abgeschlossenen Handelsvertrag folgte, war in Europa eine starke Strömung zu Gunsten der ungehemmten Bethätigung derjenigen friedlichen Einflüsse vorhanden, die Cobden „das internationale Gesetz des Allmächtigen“ genannt hat; während der letzten zwanzig Jahre trat hiergegen in den meisten Teilen Europas eine starke Reaktion auf. Wir bedauern das, denn je näher die Märkte sind, desto vorteilhafter sind sie, und wenn sie sich uns in größerem Umfange verschließen, werden wir genötigt, für entferntere und weniger vorteilhafte Märkte zu arbeiten, wobei uns die mannigfachen Vorteile entgehen, die uns erwachsen würden, wenn unsere europäischen Nachbarn wohlhabender würden und es ihnen gestattet wäre, uns mehr von dem abzulaufen, was wir gerne verkaufen möchten.

Wir haben uns indes, einstweilen wenigstens, der Hoffnung entschlagen, einen größeren Wechsel in der Handelspolitik der kontinentalen Völker eintreten zu sehen. Früher oder später, glauben wir, werden sie alle einsehen, daß Schutzzoll und Ausführprämien ein Fehler sind, und ein anderes Verhalten beobachten. Doch wir haben ein Sprichwort, daß es kein gutes Ding ist, auf des toten Mannes Schuhe zu warten, und wenden notgedrungen unsere Aufmerksamkeit anderen Weltteilen zu.

Ein weiteres, das wir gerne ändern möchten, ist die fortwährende Ruhelosigkeit Frankreichs. Dieses Land, so, wie es in den Tagen des zweiten Kaiserreichs war, als es unter dem Eindrucke stand, daß es Europa Gesetze vorschreiben könne, und so, wie es jetzt ist, von dem peinigenden Gedanken bedrückt, daß es eine durchaus üble Rolle spielte, als es zum Kriege gegen Deutschland im Jahre 1870 kam, bildet beständig ein Element der Unruhe. Wäre es anders, so könnten Sie Ihre Militärlasten ganz beträchtlich herabmindern, und wir brauchten nicht die bedeutenden Summen aufzuwenden, die wir jetzt für unsere Flotte nötig haben und wahrscheinlich noch in weit erheblicherem Maße nötig haben werden. Sie würden aus Gründen, die mit Frankreich ganz und gar nichts zu thun haben, gezwungen sein, ein ganz beträchtliches Heer und wir eine ebenso beträchtliche Flotte zu unterhalten: doch weit unter dem Umfange, wie es jetzt erforderlich ist. Hier aber machen wir in England wieder „bonne mine à mauvais jeu.“ Wir werden mit der Vermehrung unserer Flotte fortfahren, bis sie so stark ist, daß wir nicht nur alle großen Linien des Seeverkehrs schützen können, sondern auch im Stande sind, in den ersten Wochen eines ausbrechenden Kriegs Besitz von allen Kohlenstationen und Rückzugsplätzen zu ergreifen, über die Frankreich außerhalb seines eigenen Küstengebiets verfügt.

Wir verabscheuen es, Geld für so wenig erisprißliche Dinge zu verschleudern, allein, wenn Frankreich uns durchaus dazu zwingen will, gedenken wir achselzuckend der Worte des Herzogs von Wellington bei Waterloo: „Hartes Stoßen, meine Herren, aber wir werden das Stoßen am längsten aushalten.“

Ich will nicht in Abrede stellen, daß wir mit einem gemischten Gefühle der Belustigung und „Schadenfreude“ den großen Friedensstörer der Welt ständig und augenscheinlich leichtem Herzens gegen die Klippen des Staatsbankerotts zusteuern sehen. Ganz gewiß wird Frankreich, wenn es weiter Schulden auf Schulden häuft, wie es das seit dem Jahre 1870 gethan hat, in den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts bankrott sein, während wir während der letzten Generation unsere Staatsschuld ganz bedeutend herabgemindert haben.

Sie sagen in dem an mich gerichteten Schreiben, daß gewisse Leute in England von einem Bündnisse zwischen England, Frankreich und Rußland träumen!

Wenn es derartige Leute gibt, müssen es wohl sehr einfältige Gemüther sein, und ich würde mich es schon eine ordentliche Strecke Weges kosten lassen, wenn ich jemand, der etwas Derartiges behauptete, zu Gesicht bekommen könnte. Was in aller Welt könnte der Zweck einer derartigen Allianz sein? Das, was man im allgemeinen hier zu Lande Frankreich gegenüber empfindet, ist eine Art wohlwollender Neugierde. Wenn die thörichte Kammer in ihren hysterischen Anwandlungen gegen das perfide Albion deklamirt oder die Zeitungen sich in Ausfällen gegen uns ergehen, können wir uns nur fragen: Was soll das alles heißen? Sie kennen doch wohl die Geschichte des englischen Arbeiters, der regelmäßig von seiner Frau Schläge bekam und dann zu sagen pflegte: „Nun, ihr macht es Spaß und mir thut es nicht weh.“ Was wir Frankreich gegenüber empfinden, ist genau das, was jener Arbeiter empfunden haben würde, wenn seine Frau, statt ihre Fäuste zu gebrauchen, etwa nach einem Stilette gegriffen hätte. In diesem Falle würde er die liebe Ehehälfte derbe auf die Finger geklopft und ihr die Waffe entwunden haben. Genau dasselbe beabsichtigen wir zu thun, wenn Frankreich uns mit aller Gewalt zu einem Seekriege nötigen wollte.

Bezüglich Rußlands gehen die Meinungen in England ziemlich weit aus einander, und Sie müssen das, was ich jetzt sage, als meine persönliche Ueberzeugung auffassen, als eine Ueberzeugung, die zweifellos von vielen geteilt wird, die aber auch mancherlei Widerspruch findet. — Was mich anlangt, so kann ich nicht absehen, weshalb wir mit Rußland in Streit geraten sollten. Ich glaube nicht, daß es zwischen Rußland und England irgend eine offene Frage gibt oder geben wird, die sich nicht am grünen Tische schlichten ließe. Was einen Angriff Rußlands auf Indien anlangt, so ist das ein ganz und gar absurder Gedanke. Bis ganz vor kurzem war alles das, was zu dem Zwecke angeregt und unternommen wurde, etwaige Absichten Rußlands auf Indien zu durchkreuzen, nichts anderes als nutzlose Thorheit, die Verschwendung von vielem Geld und die zwecklose Veranlassung großen Elends.

Seit wir bis Quetta vorgedrungen sind und Rußland sich in den drei Khanaten festgesetzt hat, sind die Grundlagen des Problems ganz andere geworden, und alles, was seither zur Sicherung der Grenze gegen einen allseitigen Feind geschehen ist, ist gut und vernünftig gewesen. Indien ist jetzt in der Lage, es gegen jede Macht aufzunehmen, die es angreifen möchte, selbst wenn die Zügel der Regierung in Petersburg in den Händen eines Zaren liegen

sollten, der im Stande wäre, seine guten Truppen für ein so wahnwitziges Unternehmen aufzuopfern. Niemand weiß, wie stark Indien ist, der nicht selbst in dem Lande gelebt hat. Der alte österreichische Diplomat Graf Hübner wußte wohl, was er sagte, als er die Aeußerung that: „England hat in Indien nur einen Feind zu fürchten — sich selbst!“ Das ist vollkommen richtig. Nichts kann unsere Macht in Indien erschüttern, solange wir dieses Land nach den weisen Grundsätzen regieren, die uns in den Stand gesetzt haben, ihm eine Periode des Wohlstandes zu verleihen, die unvergleichlich größer ist als irgend eine vor der Zeit der britischen Eroberung.

Aus dem, was ich bereits gesagt habe, werden Sie ersehen, daß wir Engländer in keiner Weise von Feindschaft gegen Frankreich oder Rußland bejeelt sind. Wir halten es sehr wohl für möglich, daß das, was Tennyson die „toll-rote Furie der Seine“ genannt hat, sich eines Tages gegen uns kehren wird, wie das vor fünfundzwanzig Jahren gegen Deutschland der Fall gewesen ist. Kommt es dazu, so werden wir sehr wohl in der Lage sein, das Nötige zu unserem Schutze zu veranlassen, wie wir das bei ähnlichen Veranlassungen auch in früherer Zeit gethan haben. Ebenso können wir uns vorstellen, daß die russische wie auch unsere Regierung sich zu einer Reihe von Fehlern hinreißen lassen könnte, durch welche die beiden Nationen mit einander in Kollision geraten möchten, doch scheint es mir im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß es zu solchen Fehlern kommen wird. Der Schritt aber von der Hegung wohlwollender Gefühle für Frankreich und Rußland bis zum Abschlusse eines Bündnisses mit ihnen ist ein sehr weiter, und, wie Sie in dem an mich gerichteten Schreiben sagen, müssen die Personen in England, die einen derartigen Traum träumen, sehr wenig diplomatisch veranlagt sein. Soll es sich um ein Schutzbündnis handeln? Gegen wen in aller Welt sollten denn die Verbündeten sich zu schützen wünschen? Wer bedroht Frankreich? Wer bedroht Rußland? Wer hat mit Ausnahme Frankreichs je davon geträumt, England zu bedrohen?

Soll es auf eine Offensiv-Allianz herauskommen? Gegen welche Macht oder gegen welche Mächte soll dann dieie sich richten? Wir verlangen nicht nach einem Quadratzoll Erde, die jetzt einer andern Macht angehört. Frankreich natürlich will Elsaß und Lothringen wieder haben, aber warum sollten gerade wir ihm dabei behilflich sein? Es hat die Länder in offenem Kriege und in einem ihm nicht aufgezwungenen Kampfe verloren und kann etwa mit demselben Recht unsere Beihilfe zur Wiedererlangung derselben beanspruchen, mit dem wir es erfuchen könnten, uns wieder zum Besitze von Neu-England und Virginia zu verhelfen. Die ganze Idee ist zu thöricht und phantastisch, als daß sie ernsthaft von vernünftigen Leuten einer Erörterung unterzogen werden könnte.

Die Idee eines Defensivbündnisses zwischen Deutschland, Oesterreich, Italien und England ist etwas ganz anderes und eine Sache, die ernstlich in Erwägung gezogen zu werden verdient, denn sie hat vieles für sich. Es sind jedoch mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, bevor sie ausgeführt werden

könnte. Wir könnten natürlich unberechenbare Dienste leisten im Falle eines Krieges zwischen der Tripelallianz einerseits und Frankreich und Rußland andererseits. Wir könnten, einen großen Teil unserer Flotte zur Verstärkung der Flotte Italiens verwendend, dieses Land in den Stand setzen, frei über eine sehr große Armee zu verfügen, die unter anderen Umständen daheim bleiben müßte, um die ausgedehnte und äußerst leicht zu schädigende Seeküste zu verteidigen. Gleichzeitig könnten wir, mit einem andern Teile unserer Flotte in der Ost- und Nordsee operirend, einen Platanenangriff der vereinigten russischen und französischen Flotte, sei es über Dänemark oder durch direkte Landung an der deutschen Küste, unmöglich machen, ganz zu schweigen von der Durchkreuzung von Seeoperationen zu Gunsten eines russischen Vorstoßes auf Königsberg und den nördlichen Teil Ostpreußens. Was aber würden Sie im Stande sein, uns dagegen zu bieten? Sie haben doch wohl nicht vor, jeden Angriff auf unsern Handel oder unsere außereuropäischen Besitzungen zu einem *casus belli* zu machen? Hätten Sie diese Absicht, dann würde die Frage eine ganz andere Gestalt annehmen, allein ich glaube, Sie würden kaum weiter gehen als uns unter der Bedingung der Gegenseitigkeit Unterstützung in Europa zuzusagen, und es würde schwer, wenn nicht unmöglich sein, dem englischen Volke klar zu machen, daß das ein für England zufriedenstellendes Abkommen sei; unsere wundeften Punkte sind ja die großen Seestraßen, und nicht die Küsten unseres Inselreichs. Hauptsächlich zum Zwecke, diese großen Seestraßen vollkommen zu sichern, lassen wir es uns angelegen sein, fort und fort die Ausgaben für unsere Flotte zu vermehren.

Unser Bedenken, ein formelles Bündnis mit Deutschland, Italien und Oesterreich zum gegenseitigen Schutze gegen Frankreich und Rußland abzuschließen, schließt es nicht notwendig ein, daß wir in einem Kriege zwischen diesen Mächten nicht Partei für die Tripelallianz ergreifen sollten. Daß wir uns auf die Seite Ihrer Gegner schlagen würden, ist absolut unglaubwürdig, aber selbstverständlich würde es viel leichter sein, unser Volk Ihrem Lager zuzuführen, wenn Sie selbst ein freundschaftliches Gefühl für unser Land zeigen würden.

Nun ist das aber, wie Sie mir wohl zugestehen werden, nicht immer der Fall. Sie sind uns nicht so zugethan wie wir Ihnen. Es ist das auch ganz natürlich. Uns ist es seit Generationen gut ergangen, und Leute, denen es gut ergeht, sind selten populär. Es wäre am Plage, daß von den betreffenden auswärtigen Aemtern die gesamten diplomatischen Vertreter Deutschlands wie Englands ständig dahin instruiert würden, in allen Angelegenheiten, in welchen die beiderseitigen Interessen nicht kollidiren, die Politik der Gegenseite zu unterstützen. Hätten die Dinge ihren natürlichen Verlauf genommen, wäre Kaiser Friedrich einige Jahre nach Abschluß des von Ihnen mit Frankreich geführten Krieges auf den Thron seiner Vorfahren gelangt und hätte er, umgeben von den ihm gleichalterigen, damals in den besten Lebensjahren stehenden Männern regiert, so würde die entente cordiale mit England bald eine sehr innige geworden ein, allein sein Tod ist, wie sehr richtig bemerkt worden ist, nicht der Tod eines

Mannes, sondern der einer Generation gewesen, und zwar einer Generation, deren vorherrschende politische Färbung nahezu die des gemäßigten englischen Liberalismus war, der trotz allem, was einige lärmende Organe der öffentlichen Meinung dagegen sagen mögen, die stärkste Macht in Großbritannien ist. Wenn zwischen zwei Ländern eine wirkliche entente cordiale vorhanden ist, sind formale Bündnisse nicht aktueller Natur von geringer Bedeutung. Die betreffenden Länder können sich ohnehin darauf verlassen, daß sie sich auf der gleichen Seite befinden werden, wenn es zu der herben Entscheidung des Krieges kommt.

In Deutschland gibt es, wie ich glaube, Leute, die sich einbilden, daß wir neidischen Auges auf die Vermehrung der deutschen Kolonialmacht blicken. Ein größeres Mißverständnis könnte es nicht geben. Viele von uns hegen starken Zweifel daran, daß Deutschland in seinen Kolonien die nötige Leichtigkeit und Geschmeidigkeit entwickeln wird, um seine Bestrebungen von Erfolg gekrönt zu sehen; doch ist das eine Frage, die nur durch Thatsachen und nicht durch theoretische Erörterungen entschieden werden kann. Wir hoffen von Herzen, daß der Erfolg nicht ausbleiben möge. Wir freuen uns sogar, wenn auch aus ganz anderen Gründen, über die französische Kolonisation, vorausgesetzt, daß so böse Nachbarn möglichst weit von unserem Grenzgebiet bleiben. Wir freuen uns über dieselbe hauptsächlich aus dem Grunde, weil wir wissen, daß sie der Ruhelosigkeit einen Ausweg gewährt, die Frankreich zu einem Fluch für Europa macht. Daß sie sonderlich gedeihen wird, erlauben wir uns zu bezweifeln. Welche von den alten französischen Kolonien nimmt einen erfreulichen Fortgang? Nicht einmal Algier, obgleich es nur zwei Schritte von Paris entfernt liegt. Wir erblicken in unseren Kolonien ein vorzügliches Abzugsthor für die Söhne unserer mittleren Klassen. Wenn ein Franzose nach den Kolonien geht, fragt jedermann in Frankreich: Was hat er gethan? Wodurch hat er seiner Familie Unehre gemacht?

Die einzige deutsche Kolonie, die ich in meinem Leben gesehen habe, war die Niederlassung von Haifa am Fuße des Berges Karmel. Ich glaube, ihre Bewohner — die Tempelchristen, wie sie sich nennen — haben etwas eigentümliche religiöse Anschauungen; aber unter vortrefflicheren und gesitteteren Leuten habe ich mich niemals bewegt, und wenn Sie aus Ihren Kolonien im großen das machen können, was die Niederlassung von Haifa im kleinen ist, bin ich fest überzeugt davon, daß es zum Wohle der Menschheit gereichen wird, wenn sie sich ins Ungemessene vermehren.

Verstehen Sie wohl, wenn Engländer im Jahre 1895 den Trinkspruch „Rule Britannia“ ausbringen oder dieses Lied anstimmen, so denken sie nicht daran, für sich eine Superiorität über andere Völker in Anspruch zu nehmen — vielleicht so etwas wie den Prinzipat, von dem es einst Mode war, in Italien zu sprechen. Wir sind vollkommen zufrieden mit dem Stück Erdoberfläche, das uns zugefallen ist. Viele von uns möchten es noch kleiner sehen, als es ist. Ich für meinen Teil hätte nichts dagegen, vorausgesetzt, daß die Gebietsausdehnung gewisser anderen Mächte nicht darauf abzielte, diese Neuerwerbungen

allen Handelsverbindungen mit fremden Ländern zu verschließen. Ich blicke mit nicht geringem Entsetzen auf das Anwachsen der britischen Verpflichtungen seit der Zeit, da ich vor meinem vor vierzehn Jahren erfolgten Weggange nach Indien das Kolonialamt im Hause der Gemeinen zu vertreten pflegte. Einige der Neuerwerbungen, die uns durch die Nothwendigkeit, auf unserem Grenzgebiet für Gesetz und Ordnung zu sorgen, aufgezwungen worden sind, werden sich als wertvoll erweisen, doch das wird durchaus nicht mit allen der Fall sein. Das Afrikafieber hat in England ebenso wie anderwärts zu stark gewüthet. Vergessen Sie ferner nicht, daß, wenn es auch sehr schwer halten dürfte, mit Ihnen ein formales Bündnis zur Aufrechterhaltung des Friedens einzugehen, der Friede, doch bei weitem das höchste von allen britischen Interessen ist und wir in Ihnen den hauptsächlichsten Friedenshort in Europa erblicken. Sollten Sie Ihre Ansichten über die Erhaltung des Friedens über die Schranken Europas hinaus auszudehnen beabsichtigen, so würden unsere Staatsmänner Ihre Vorschläge ernst und reiflich zu erwägen haben, allein Vorschläge dieser Art sind, soweit ich weiß, noch nicht einmal andeutungsweise gemacht worden. Das einzige, worauf es aller Wahrscheinlichkeit nach hinauskommen wird, ist, daß wir unsere Lage im Hinblick auf unsere Finanzen, unsere Flotte und unser Heer zu reinen Defensivzwecken zu stärken fortfahren werden. Da aber der einzig wahrscheinliche Feind für Sie auch der einzig wahrscheinliche für uns ist, so ist von Ihrer Seite nichts weiter erforderlich als die Bereitwilligkeit, unsere Diplomatie unter der Bedingung der Gegenseitigkeit in allen indifferenten Angelegenheiten zu unterstützen, damit in unserem Lande mehr und mehr ein Gefühl zum Durchbruch kommt, welches es uns äußerst schwer machen würde, uns nicht mit Ihnen zu verbünden, wenn Sie durch irgend einen neuen Angriff von seiten Frankreichs zum Kriege genötigt werden sollten. Ich sage, von seiten Frankreichs, denn wenn ich auch weiß, daß in Rußland das Gefühl gegen Deutschland kein freundliches ist, kann ich mir doch nicht vorstellen, wie jenes Land je dazu kommen sollte, die Hand gegen Sie zu erheben, wenn nicht auf Anstiften und mit ausdrücklicher Unterstützung des belamten europäischen Störenfrieds.

Daß in Frankreich die große Masse der Bevölkerung ruhig zu leben und zu arbeiten wünscht, wissen wir alle, aber solange der Vulkan an den Seineufeln jeden Augenblick zum Ausbruch gelangen kann, vermögen wir wie Sie nichts anderes zu thun, als Dämme gegen die Lava zu errichten.

Das alte Mahnwort: „Vertrau auf Gott und halt dein Pulver trocken“, ist für unsere Denkweise genau so charakteristisch wie das „Rule Britannia“.

In größter Hochachtung

Ihr ergebenster

M. E. Grant Duff.

London, Ende Februar 1895.



Leopold von Ranke und Bettine von Arnim.

Von

Th. Wiedemann.

Die „Deutsche Revue“ wird einen bisher ungedruckten Briefwechsel Rankes mit Bettine von Arnim und mit Barnhagen von Ense veröffentlichen. Die nachstehende Einleitung bezieht sich auf diesen gesamten Briefwechsel. Wir beginnen vorläufig mit den Briefen von Leopold von Ranke und von Bettine von Arnim. Die Redaktion der „Deutschen Revue.“

Einleitung.

Es ist hinreichend bekannt, daß Leopold Ranke zu Barnhagen von Ense und dessen Gemahlin Rahel, wie zu Bettine von Arnim eine Zeit lang in einem sehr befreundeten Verhältnis gestanden hat. Wie sonst, ist auch in diesem Falle, in welchem drei, ja vier literarische Celebritäten daran teil haben, der Briefwechsel, der geführt wurde, am meisten geeignet, die persönlichen Beziehungen, welche obwalteten, zu vergegenwärtigen. Aus demselben sind bisher nur einige Briefe von Rahel an Ranke, die dieser ihr im Januar 1832 zurückgab oder, wie sie in einem Bemerk darüber sagt, schenkte, in „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde“ (3 Teile, Berlin 1831—1834) veröffentlicht worden. Ein reichhaltigeres Material steht mir zur Verfügung. In der Autographensammlung Barnhagens von Ense, die zugleich mit dessen schriftlichem Nachlaß und seinen gedruckten Büchern im Jahre 1872 auf Grund testamentarischer Anordnung an die königliche Bibliothek zu Berlin gekommen ist, sind außer drei Briefen Rankes an Bettine von Arnim, von denen einer indes nur Fragment ist, einunddreißig von ihm an Barnhagen und Rahel vorhanden¹⁾ — wohl alle, die er an die Ehegatten gerichtet hat.²⁾ Die Generaldirektion der königlichen Bibliothek gestattete mir, eine Kopie dieser Briefe anzufertigen, und erklärte, daß ihrerseits einer Publikation derselben nichts entgegenstehe. Die Erben Rankes erteilten mir nicht allein zu einer solchen mit größter Bereitwilligkeit und unter den annehmbarsten Bedingungen ihre Erlaubnis; sie übergaben mir auch Abschriften der Briefe Barnhagens und Bettinens an ihren Vater, die in dessen Nachlaß aufbewahrt

¹⁾ Die Anzahl bleibt hinter der im Schlußband der Sämtlichen Werke abgedruckten Briefe Rankes an seinen langjährigen vertrauten Freund, den Philosophen Heinrich Ritter, deren einunddreißig sind, nur wenig zurück.

²⁾ Das „Indische Gedicht“ Rankes, für welches Rahel ihm in ihrem Brief vom 15. August 1826 (Rahel III, S. 243—245) Dank sagt, findet sich nicht vor; doch ist soviel gewiß, daß das Motiv dafür dem Gita-Govinda des Jayadeva, einem damals schon in deutscher und englischer Uebersetzung zugänglichen Poem eigentlich erotischen Inhalts, der jedoch später gleich dem des hohen Liedes, das sich nach der neuesten Untersuchung als eine Vereinigung vollstümlicher Hochzeitslieder darstellt, in religiös-allegorischem Sinne umgedeutet worden ist, was zu Interpretationen und anderweitigen Aenderungen des ursprünglichen Textes Anlaß gegeben hat, entnommen war. — Darnach ist die Note, die darüber Franz von Begele in seiner Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. II. Bd. S. 1046 hat; zu berichtigen und zu ergänzen.

werden. Ihnen, wie der königlichen Generaldirektion spreche ich hiemit meinen verbindlichsten Dank aus.

Am nächsten lag die Herausgabe desjenigen Theils der Korrespondenzen, der in die Zeit der italienischen Reise Rankes fällt, weil durch diesen vornehmlich und direkt biographischer Stoff dargeboten wird. Wenn ich von dem Briefwechsel, um den es sich handelt, in der angegebenen Weise in dem Umfang, wie ich glaube, in dem er gegenwärtig noch existirt, habe Kenntniß nehmen können, so darf dieser doch nicht dem ursprünglichen Bestande desselben gleichgesetzt werden. Man vermißt unter anderem den ersten Brief, den Ranke nach seiner Abreise an Bettine schrieb, auf welchen diese in ihrem Schreiben vom 30. September bis 24. Oktober 1827 hinweist, und dessen in dem Briefe von Rahel an ihren Gemahl vom 10. September des nämlichen Jahres mit voller Präzision Erwähnung geschieht¹⁾; ebenso das Antwortschreiben, das Ranke, wie sich aus seinem Brief von 6. Februar 1828 ergibt, von ihr erhalten hat. In dem Schreiben an seinen Bruder Heinrich vom 10. Juli 1828 citirt Leopold Ranke aus einem Briefe Bettinens, der schon wegen des Abstandes der Zeit und, weil er inzwischen andere von ihr empfing, nicht wohl mit dem, von welchem soeben die Rede war, identisch sein kann, Worte, die in den vorliegenden nicht gelesen werden.²⁾ Gesehen habe ich ferner nicht den Brief Barnhagens an Ranke, den dieser durch einen vom 26. April 1828 datirten beantwortet hat, und dessen er in seinem Schreiben an Heinrich Ritter vom 30. desselben Monats gedenkt.³⁾ Die Briefe von Rahel an Ranke aus der Zeit seiner italienischen Reise fehlen mir gänzlich, ausgenommen der in dem Buche Rahel III. Teil S. 346 ff. abgedruckte, von ihr herrührende Anhang zu dem Schreiben ihres Gemahls an Ranke vom 7. November 1828. Es ist indes unzweifelhaft, daß sie vorher und nachher an Ranke auf eigene Hand geschrieben hat. Das eben erwähnte Schreiben der Barnhagenschen Ehegatten ist das letzte, das mir vorgekommen ist; aber die Briefe Rankes zeigen, daß er auch in der Folge von beiden Schreiben erhielt von Rahel bis zur Zeit seines Aufenthaltes in Rom, bis zum Frühling 1830, von ihrem Gemahl bis zu der des zweiten in Venedig, bis zum Sommer desselben Jahres.

Von einer ausführlichen Einleitung zu den beiden Korrespondenzen nehme ich Abstand, weil eine solche in den Versuch der Darstellung eines Abschnittes aus der Lebensgeschichte Leopold Rankes übergehen und außerdem in keinem richtigen Verhältnis zu dem beschränkten Umfang der mitzuteilenden Brieftexte stehen würde.

I.

Leopold Ranke und Bettine von Arnim.

Der erste Reisebrief Rankes an Bettine, den ich mitzuteilen vermag, ist aus Wien vom 21. Oktober 1828, an welchem Tage er zum erstennale an das

¹⁾ Briefwechsel VI, S. 174 ff.

²⁾ S. W. 5—354, S. 206.

³⁾ Ebenda S. 200.

Barnhagensche Ehepaar schrieb. Im Thatsächlichen ist demselben die Erwähnung seines Aufenthaltes in Dresden, besonders des Ludwig Tieck abgestatteten Besuchs, sowie manches über den in Prag und während der ersten Zeit in Wien eigentümlich. Ranke hat das Schreiben, wie schon der Stil bezeugt, in erhobener Stimmung abgefaßt. Es atmet freundschaftlich herzliche Zuneigung, der Schmerz über die erfolgte Trennung ist darin mit großer Lebhaftigkeit ausgedrückt. Aus der Bezugnahme auf die Reise Bettinens im Oesterreichischen, über die sie doch wohl selbst zu Ranke gesprochen, der Erinnerung an die Dienstbeflissenheit, mit der er sich während seiner Anwesenheit in Berlin ihr widmete; und allgemein aus der persönlich-individualistischen Färbung erhellt, daß sie bei nicht eben langer Bekanntschaft, — denn noch nicht ein Jahr vor seiner Reise hatte Ranke Bettinen zum erstenmal gesehen und während des Sommers verweilte diese meist auf dem Gute ihres Gemahls — mit einander vertraut geworden waren. Ranke äußert den Wunsch und hegt die Erwartung, daß er den Platz, den er an ihrer Seite eingenommen, bei seiner Heimkehr für sich aufbewahrt finden werde. Wenn er sagt, Bettine solle ihn während seiner Abwesenheit nicht vermissen, so liegt dabei doch, obwohl er hinzufügt, für ihn werde sich bald Ersatz gefunden haben, die Annahme und Voraussetzung zu Grunde, daß jenes Angedeutete der Fall sein werde. In den Briefen an Barnhagen verlangt Ranke mehr als einmal, über Bettine etwas in Erfahrung zu bringen, er zeichnet sie vor den übrigen Mitgliedern von dessen Zirkel durch besondere Nennung aus; er trachtet darnach, bei ihr in gutem Andenken zu bleiben. Ihre Erscheinung, seinem Geist tief eingeprägt, wird von ihm unter dem steten Wechsel verschiedenartiger Reiseindrücke in Zügen treuer Erinnerung festgehalten. — In Bettinens Briefen ist des rein Gegenständlichen nur wenig, und von diesem das meiste von untergeordneter Bedeutung, wie sie selbst andeutet und auch von Ranke bemerkt wird. Ihr charakteristisches Gepräge erhalten sie durch den Geist der Schreibenden, die der wichtigen Neußerlichkeit Leben einzuhauchen weiß. In dem energischen, aller Befangenheit baren, unmittelbaren Ausdruck der Seelenstimmung liegt ihr vornehmster Reiz. Man bemerkt vor allem den ihr innewohnenden Trieb zur Hingebung an das Naturleben, die sich beinahe zur religiösen Verehrung desselben steigert; der Bilderreichtum ihrer Sprache wurzelt darin; den Eindruck, daß Bettine sich glücklich und innerlich befriedigt gefühlt habe, empfängt man, obwohl die Umstände an sich dazu angethan waren oder doch schienen, aus diesen Briefen nicht. Ihre Heiterkeit erscheint zwar zwanglos, aber nicht ohne den dunklen Hintergrund einer Traurigkeit des Gemüths. Von Selbsttäuschung über ihr Verhältnis zu Ranke erweist sich Bettine frei. Sehr bald offenbart sie in der Korrespondenz die Voraussicht, daß bei ihm nach seiner Rückkehr „wichtigere Bekanntschaften das Interesse an ihr im Zaume halten“ würden. Bettinens spätester Brief an Ranke, den ich vorgefunden habe, ist aus dem Mai 1828. Ich vermute, daß sie an ihn zu schreiben aufhörte, als er in der ersten Hälfte des Oktober des nämlichen Jahres Wien verließ, um sich nach Italien zu begeben. Das Postskriptum in seinem Brief an Barnhagen vom 9. Juni 1829 läßt erkennen.

daß er von Bettinen geraume Zeit keine Nachricht erhalten hatte. Aus seinem vier Monate später an Bettine selbst geschriebenen Brief, dem aus Rom vom 10. Oktober 1829, — wohl nicht nur unter den erhaltenen sondern überhaupt dem letzten an sie ersehen wir, daß sie ihn — es war anderthalb Jahre vor seiner Rückkehr — hatte wissen lassen, sie wolle für ihn tot sein, — ein Ausdruck, dessen sie sich zu bedienen pflegte, wenn sie ein Verhältnis, in das sie getreten, wieder zu lösen beabsichtigte. Ohne Zweifel hatte sie nunmehr nähere Beziehungen zu dem Fürsten Hermann von Büdler-Muskau angeknüpft, der eben damals damit beschäftigt war, die „Briefe eines Verstorbenen“ — das Vorwort des „Herausgebers“ ist vom 30. Oktober 1829, aus demselben Monat, wie Ranke's Brief — druckfertig zu stellen. Er mochte Bettinen einiges von dem Manuskript zu lesen gegeben haben, wie diese später lange vor der Veröffentlichung aus ihrem Briefwechsel Goethes mit einem Kinde.¹⁾ Im März 1830 wurde der Fürst von Bettinen in einer Gesellschaft des Barnhagenschen Ehepaars, nicht ohne den Widerspruch mancher ihrer Freunde, insbesondere des Professors Eduard Gans, als der „wahrhaft geniale in unseren Tagen“ bezeichnet.²⁾

Ranke an Bettine:

Wien, 21. Oktober 1827.

Haben Sie wohl zuweilen Ihres Reisenden gedacht? Sonderbar, daß ich trotz der lebhaftesten Erinnerung doch noch nicht an Sie zu schreiben gezwungen, ich meine von ferne aus gezwungen worden bin. Nur eines liegt mir sehr am Herzen. Ich möchte wissen, wie es Ihnen geht. Es ist schon lang, daß ich weg bin. Was kann Ihnen da alles zugestoßen sein, das ich wissen müßte. Das Reisen hat große Uebel. Aus den besten Verbindungen ist man mit einemmal fort, ganz fort; und Briefe, zumal die unsern, thun's lange nicht. Es ist nun ein Jahr, daß ich Sie kenne. In diesen Monat fällt der Tag, wo ich Sie zuerst, — dunkel gekleidet, mit ihrem schwarzen Haar, an das Sophasissen gelehnt bei Barnhagens sah. Seitdem hatte ich manche freundliche Stunde bei Ihnen, obwohl Sie von so ganz anderer Art, Existenz, Bildung sind, als so ein armer Excercirer, Docent und Scribent, wie ich. Wäre unsere Freundschaft nicht noch besser, wahrer und umfassender geworden, wäre ich daheim geblieben? Gott behüte Sie indessen; vermissen müssen Sie mich nicht, weder beim Thee, noch in der Oper, noch beim Bücherverleiher, noch sonst; aber wenn ich wiedertomme, so sei mein Platz mir aufbewahrt. Nicht wahr? — Ich denke, nun werden Sie wissen wollen, was ich mache, wie mir's gegangen. Die eigentliche Reise liegt

¹⁾ Büdler an Bettine 20. März; Bettine an die Fürstin 11. April 1832. (Briefwechsel zwischen Büdler und Bettina von Arnim Nr. 5 und 8.) — Aus dem Nachlaß des Fürsten Büdler-Muskau. Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Hermann von Büdler-Muskau. Herausgegeben von Ludmilla Nising-Grimelli. Erster Band. Briefwechsel 1. Band. (Hamburg, 1873.) S. 95; S. 97 ff.

²⁾ Barnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften 8. Band. — Neue Folge 4. Band. (Leipzig, 1859) S. 627. „Der Salon der Frau von Barnhagen im März 1830“, wiederholt in dessen ausgewählten Schriften (Leipzig, 1870 ff.) Bd. 19.

schon ein Stück hinter mir, und ich sehe darauf zurück, wie man in einem Buch, das man gelesen hat, die schönen Stellen auffucht, — unter guten Freunden oder bei langer Weile. Schlag ich nun nach, so habe ich ein paar schöne Zeiten noch bei Dresden: in der Galerie, wo ich gewiß ein Kenner geworden wäre, wenn nicht so vieles Kennenswerte in hundert anderen Galerien, für die man Museen baut, oder wie hier, Deseu,¹⁾ oder die sind, wo ich nicht, zerstreut wäre: bei Tieck, wo gute Gesellschaft war und prächtig vorgelesen wurde, — und so weiter.²⁾ Dann überhüpfte ich Tepliz. In pechschwarzer Nacht sah ich die schönsten Gegenden. Was half mir mein Sitz bei dem Schirmmeister? Eins doch: ich empfing den großartigsten Eindruck von Prag, Burg und Berg, große Paläste, altertümliche Kirchen und grüne Waldung; und der Fluß mit Inseln und Brücken, und die hundert Türme der Altstadt; alle mit einemmal im Auge; nie sah ich eine schönere Welt. Auch ging mir's wohl da. Manuskripte, Bilder, gute Menschen. Denken Sie sich, der alte Dobrowsky fragte mich nach den Brentanos.³⁾ Er meinte Ihre Brüder; ich brachte ihn gleich auf die Schwestern. Es sei nicht verhehlt, daß er sagte, Frau von Savigny sei von allen Geschwistern das geschickteste,⁴⁾ aber Ihrer erinnert er sich ungemein wohl; er behauptete, mit Ihnen — ich weiß nicht wo, — Kirchen besucht zu haben. Ich habe da auch was gelernt. Da mir das Böhmisches so außerordentlich schön in die Ohren fiel, besonders von Männern laut und langsam gesprochen, so schenkte mir Hanka (Bibliothekar in Prag) eine böhmische Grammatik, die aber leider böhmisch geschrieben ist.⁵⁾ Ich fand etwas andere Lehrmeister, wo ich Berse zusammensetzte, wie folgt:

1) Vergl. Ranke an Heinrich Ritter, 9. Dezember 1827. (S. W. Bd. 53—54 S. 182 Zeile 13.)

2) Von Ludwig Tieck, der Bettine im August 1806 kennen gelernt hatte (Brief von ihm an Böttiger aus dem Jahre 1835 im Goethe-Jahrbuch Bd. XV. 1894) S. 297) und mit dem Barnhagenischen Ehepaar in Briefwechsel stand, erhielt Ranke Empfehlungsbillette an den Geschichtschreiber Josef Hormayr und die mit diesem sehr befreundete Romanschriftstellerin Karoline von Pichler in Wien. (Hormayr an Tieck, 27. September 1827; Karoline von Pichler an Tieck, 10. Mai 1828, — Briefe an Ludwig Tieck. Ausgewählt und herausgegeben von Karl von Holtei, Bd. II. S. 9 und S. 74.) — Karoline von Pichler hatte Barnhagen im Jahre 1809 gesehen. — Rahel verkehrte bei ihr im Jahre 1815. (Rahel an Barnhagen 15. Juni 1815, — Briefwechsel Bd. III. S. 120 ff.)

3) Josef Dobrowsky, der slavische Sprachforscher, war am 17. August 1753 geboren und stand also damals im fünfundstebzigsten Lebensjahr; er starb fünf Vierteljahr nach Rankes Zusammentunft mit ihm am 6. Januar 1829.

4) Ihr Vorname war Nunigunde; die Familienmitglieder bedienten sich der Form Gunda oder Gundel. Sie war am 8. Juli 1780 geboren. Ihre Vermählung mit Friedrich Karl von Savigny, einem geborenen Frankfurter, der damals Professor der Rechte an der Universität in Marburg war, hatte am 17. April 1804 stattgefunden. Gerade sie nimmt Rahel von ihrer sonstigen Zuneigung für die Brentanoschen Geschwister aus. „Die Kinder bis auf Madame Savigny lieb' ich alle,“ schreibt sie an Barnhagen am 21. Mai 1814. (Briefwechsel Bd. III, S. 358.)

5) Vermutlich war es Hankas 1822 erschienene Uebersetzung von Dobrowskys Lehrgebäude der böhmischen Sprache ins Böhmisches.

Mojá heská, mojí milá,
 Mojá dobrá, mojí malá,
 Mās mě radá

heißt: „Meine schöne, liebe, gute Kleine, — hast Du mich gern?“ — oder so ähnlich. — Mit einem Worte, gut ging es mir in Prag; ich excerpirte, — sah schöne Orte — auch den Karlstein sah ich an einem der schönsten Abende und eilte dann hierher. Es war noch September. Gleich den zweiten Tag stieg ich mit einer zahlreichen Gesellschaft, die zufällig zusammentraf, nach dem Leopoldsberg und dem Kahlenberg. Wir gingen im Nebel hinauf; wie wir oben waren, hatten wir den Nebel unter uns und sahen ihn noch in allen den Thälern umher, auf den niedrigen Höhen rauchend fluten und mit der Sonne kämpfen, bis er am Ende sich auf das Gras legte, um bis den andern Tag auszuruhen. O wie schön war es alsdann im dichten Grün der Wälder, durch die wir wanderten und von den Abhängen, da, wo wir Dörfer, Klöster und Donau sahen, und endlich dann auch an der Speisestation, die man bei der schönsten Aussicht aufrichtete, wo man nicht allein Ungar, sondern auch Champagner genoß; — das Land ist eigentlich jetzt noch schön, und ein Teil des Adels wohnt noch immer auf den Gütern. Ich bin auch in Dornbach, in der Brühl und in Schönbrunn gewesen. Sie erinnern sich gewiß an alles das. Eben darum sag' ich's. Sie wissen, was ich dann zunächst suchen mußte: Bibliothek und Archiv, und die Menschen, die dazu den Weg bahnen können. Hormayr nahm mich auf wie ein alter Freund. Er ist lebhaft; für die Geschichte von Oesterreich und Bayern, Schauspiel und Kunst, auch für den König von Bayern voll Interesse; ich habe ihn fast alle Tage gesehen; wir essen in dem nämlichen Gasthof; seine Gesellschaft ist mir sehr wert. Noch wichtiger waren mir, wie natürlich, andere Leute, die unmittelbaren Einfluß haben. Vor allem hat mir Genz außerordentlich wohl gefallen. Er zeigt einen durchdringenden Verstand, eine ganz richtige Gesinnung, ungemeine Lektüre. Er lebt hier in den blühendsten Verhältnissen.¹⁾

Mit dem vorstehenden Briefe Rankes an Bettine kreuzte sich der ihrige an ihn, den ich unmittelbar folgen lasse.

Bettine an Ranke:

Berlin. 30. September — 24. Oktober 1827.

Also nach Wien soll ich schreiben; wär' dieser Brief doch schon mit guter Adresse nach der Post abgesandt, denn bis so weit riskirt er seine Existenz. — Den Ihrigen aus Dresden erhalten und daraus ersehen, daß Ihre Buchstaben ebenso krumm und puckelicht, wie Schleiermacher; ich vermute, daß sie ebenso viel Geist enthalten. — Sie wollen wissen, wie mir's geht; darüber ließ sich viel sagen und es käme dabei nichts heraus, als daß Sie mich bewunderten, ein schlechtes Subjekt, ein schlechtes Objekt. — Heute ist der fünfte Sonntag seit meines Kindes Geburt.²⁾ Arm und Bein müde, die Augen voll Schlaf, die

¹⁾ Nur so weit ist das Schreiben in der Barnhagenschen Sammlung vorhanden.

²⁾ Die Geburt war am 29. August, am Tage nach dem Jahrestage der Geburt Goethes erfolgt.

Kehle voll Wiegenlieder, werde ich selbst zum Kinde, das sich wundert, in dieser heimvollen Welt zu sein, statt sich zu beklagen. So hat mir's der mein Genius ist, zugewendet, und wenn ich's verdaue, mag's wohl auch anschlagen; vier leere Wände, und doch weiß ich, daß der Himmel voll Sterne hängt; ich hab' ja Zeit genug gehabt, mit diesen Sternen zu konferiren, hat mir je einer was Gescheites zugerant? — Hat mir's je einer richtig gemacht? — Was suche ich? Die Wahrheit? Ist sie nicht in diesen Wänden? Warum will ich hinaus; wer wird mir begegnen, der mir's wichtig macht, daß ich ihn gesehen habe; so bleib zu Hause, und wenn es wahr ist, daß es grüne Thäler gibt, durch die sich die Bächlein murmelnd winden; daß die Herden am Bergesrand hängen, hinter dem die Sonne in Purpurgewand zu Bette geht: wenn es wahr ist, daß das sanfte Mondlicht den träumenden Schäfer beleuchtet, so öffne dein inneres Auge und genieße im Zauberpiegel der Phantasie, was dir das Leben weiß macht; träume doch, du kletterst die steile Felswand hinan, wenn du müde bist; und oben wirst du ein Paradies überichauen. Ja, ich überichauere ein Paradies in sehndem Verlangen, wie jeder Gefesselte; allein das Ueberichauen lehrt entjagen. Nur geht es langsam, und tausendmal fängt man von neuem an und ruft sich zu: „brich, Herz!“

Daß ich Sie mit nichts unterhalte, wie mit nichts, kommt daher, weil mein Dasein durch nichts gefördert wird, und ist dies allerdings das beste Mittel zur Wirklichkeit; denn wo nichts ist, muß der Mensch den Raum ausfüllen, wenn er ein Dasein haben will; und ich beehre Sie in diesen nichts jagenden Zeilen viel mehr mit meiner Wirklichkeit, als unter anderen Verhältnissen, in welchen doch zum wenigsten andere Götter neben mir Platz hätten. Was ist dies für eine Aufgabe? Leeres Papier und die Feder zur Hand. O Geist, zieh hinaus aus der Festung mit klingendem Spiel, und sprich etwas Gescheites über die Bestimmung des Menschen.

So weit, guter Rante, war ich vor vierzehn Tagen gekommen, und heute habe ich erst wieder Zeit, meine junge Briepflanzung mit etwas Tinte zu begießen. Sie sehen, wie schlecht das Feld bestellt ist; indessen ich habe für Sie gesät und Sie müssen die Ernte schon hinnehmen wie's kommt. Barrenhagens Paradies ist mir noch ein verschlossenes,¹⁾ aber unlängst waren Gäste unvermutet

¹⁾ Das war die Folge des Zwistnisses, das zwischen dem Barnhagenschen Ehepaare und Bettinen auf Anlaß des Vorfalls in der ersten Hälfte des Juli 1827 eintrat, über welchen die Herausgeberin der Briefe von Stagemann, Metternich, Heine und Bettine von Arnim mit Briefen, Anmerkungen und Notizen von Barnhagen von Enie (Leipzig, 1865) S. 278 berichtet. In der angeführten Stelle wird eine auf denselben bezügliche, vom 7. Juli 1827, „welches war der Tag, der auf den 6. Juli folgte“ datirte, auch in der Sammlung vorhandene Versöhnung Rantes und ein Entschuldigungsschreiben Bettinens an Rachel vom nämlichen Tage mitgeteilt. Mir liegt noch ein Billet Rantes an Rachel vom Morgen des 8. Juli vor, welches eben diese Angelegenheit betrifft. Eine Ausöhnung kam jedoch dadurch nicht zu stande. Die Barnhagenschen Ehegatten vermochten zwar nicht die „wundervollen Gaben der reizenden, tief sinnigen, geistprühenden Bettine“ zu verkennen; aber sie maßten ihr doch zugleich nicht nur „Unart und plumpe List“ bei, sondern warfen ihr auch „fische

in Walhalla angekommen. Da kam schleunigst ein Bote von der Barrenhagen um Butter, welchen ich auch befriedigte, und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß Wilffen und Steffens, der vierzehn Tage hier kampirt, den Abend zubrachten mit noch mehreren Schöngeistern.) Zoega habe ich gelesen,²⁾ der erste Teil mit platonischer Weisheit, die manchmal das Fieber bekommt, durchbligt; nebenbei quellen tausend kleine Quellschen der Sehnsucht und Wehmut auf und man fühlt mit ihm den Durst, an Freundesbrust das Bedürfnis der Mitteilung zu beschwichtigen; der zweite Teil ein wahrhafter Spiegel menschlichen Schicksals; so geht es den Reinen heiligen Genies: sie überwintern nicht; je mystischer, je ausländischer der Saal des Gefühls und des Geistes, je schrecklicher ist die Verheerung. Armer Zoega! Wenn höhere Geister deinem Flug ihre wollenen Fittiche untergebreitet hätten, wie ich mein kleines Kindchen pflege, wie schön wärest du groß geworden; o tausend ihr mannigfaltigen Geister in menschlichen Gestalten, wie tausendfältig müßt ihr mit diesen zu Grunde gehen.

Steffens war bei mir heute morgen; ich hatte mein Kind an der Brust; er küßte mich beim Weggehen und erzählte es bei dem Diner wieder mit dem Zusatz, er habe mich auf die reinste, unschuldigste Art geküßt; was beim Gewitter ein kalter Schlag zu nennen, das nennt ein Philosoph beim Küssen unschuldig; ich weiß es besser und Leib und Seele sind nicht oft so schön vermittelt, daß ein Kuß wie ein heiliger Blitz zündet, alles Irdische im Genuß verzehrt, daß die Unschuld in Flammen aufstrahlt; es glaube nur keiner, daß man sich eines Kusses bemächtigen könne, so wenig wie des Sterns am Firmamente, doch wenn kein Stern leuchtet; — verzeihen Sie, ich vergaß mich und wählte an einen andern Korrespondenten zu schreiben, den dies mehr interessirt — auch hat man bei jenem Diner oder Mittagessen gesagt, ich sei geistreich, und einer sagte,

und schamlose Lüge“ vor. (Nahel an Barnhagen, 4. September; Barnhagen an Nahel 9. September 1827; — Briefwechsel Bd. VI. S. 142, 155). Wie sehr ihnen das damalige Benehmen Bettinens in nachhaltiger unliebsamer Erinnerung blieb, erkennt man daraus, daß Barnhagen in einem fünf Vierteljahr nachher an Ranke geschriebenen Brief, dem vom 7. November 1828, des berührten Vorfalles mit dem lebhaften Ausdruck des deshalb gegen Bettine gefaßten Widerwillens unter der Bezeichnung der „großen Lügengeschichte“ gedenkt. — Eine Wandlung dieses Verhältnisses erfolgte in den ersten Monaten des Jahres 1829, vorbereitet dadurch, daß Bettine sich auf eine sehr schmeichelhafte Weise über Barnhagen äußerte, wogegen dieser keineswegs unempfindlich war (Nahel an Barnhagen 1. und 3. Februar; Barnhagen an Nahel 4. und 6., Nahel an Barnhagen 25. und 27. Februar; 4. März; — Briefwechsel Bd. VI, S. 196; 198 ff., 205 ff., 218, 287, 289, 320 ff.) und gefördert sodann durch die liebevolle Sorgsamkeit, mit der sich Bettine bei einer schweren Erkrankung der Nahel zu Anfang April derselben annahm. (Barnhagen, Blätter aus der preussischen Geschichte. Bd. V. S. 200 ff.)

¹⁾ Die „Wilffien“ sind die beiden Brüder Wilhelm und Adolf von Willien, von denen der erstere damals Major und Kammerherr, der letztere Premierlieutenant im großen Generalstab war. Barnhagen erwähnt diesen Besuch in den Blättern aus der preussischen Geschichte Bd. IV. S. 317, unter dem 7. Oktober.

²⁾ Friedrich Welter, Zoegas Leben, Sammlung seiner Briefe und Beurteilung seiner Werke. (2 Bände, Stuttgart, 1810.)

er halte mich für die geistreichste Person in Europa, und Steffens sagte: mein Geist sei geschichtlich; er mache Epoche in der Zeit. Sie, lieber Geschichtsschreiber, aber haben auf diesem Papier einen deutlichen Beweis, daß mein Geist ein Spielrädchen ist, und insofern können Sie ihn als ein geschichtliches Document betrachten, um den Beweis zu führen, warum Sie ihn nicht in Ihrer Geschichte mit angeführt haben; man läßt mir niemals Zeit, und glaubt mich schon zu verstehen, noch ehe ich meinem Gedanken die rechte Tendenz gegeben habe; oder man übereilt sich, um ihnen eine Tendenz zu geben, und macht mich ganz gegen den Strich geistreich; sonst wollte ich wohl beweisen, daß ich das Gegentheil von geistreich bin, ohne dumm zu sein. Der Mond schmilzt mich in Massen, die Sonne teilt mich in Strahlen. Geist ist die Vor- und Nachwelt. Der Mensch mit seiner Empfindung liegt mitten inne; was sie geistreich nennen, ist, was sich von beiden Seiten am Menschen kristallisirt; Musik ist Geist, kein Mensch kann sie deuten, Kunst ist Geist und zwar handgreiflicher, und doch können wir sie: nun leben Sie wohl; ich habe mich noch nicht besonnen, ob ich in der Ursprache oder im Modeton meine Briefe an Sie verfasse und deswegen ist alles so durch einander. Wollen Sie sich ein kleines Nebenverdienst bei unserer Korrespondenz machen, so suchen Sie in ihren Antworten allemal die Worte anzubringen, die ich unorthographisch geschrieben habe; das ist eine feine Art, mich zu corrigiren, ohne mich zu verletzen. Bei Schleiermacher wurde disputirt, ob Sie naif sind oder nicht; ich sagte, Sie seien bewußt, aber wahrhaft, und dies käme in der jütlischen Welt, wo man sich der Sprache bediene, um sich einen Anstrich zu geben, naif heraus.

Soeben bringt mir eine unsichtbare Hand diesen Brief zurück, der bereits vierzehn Tage auf die Post geschickt war; ich soll eine andere Adresse machen. Sie logiren bei dem Engel, der eine Gräfin ist,¹⁾ das ist ominös. Warrenhagens habe ich bei einer Visite angetroffen: er ging sogleich diplomatischst hinweg, ohne mich eines Blicks zu würdigen; sie gab mir ihre Geringschätzung in den mildesten Ausdrücken zu verstehen. Ich frug nach Adresse, aber Sie Unwürdiger haben mir geschrieben und nicht ihr, und dies ist unverzeilich;²⁾ ich ging sogleich nach Hause, den Brief von Ihnen besser zu verwahren, den ich auch noch richtig zwischen dem rechten Backen und der Lehne meines Großvaterstuhls fand, wo ich ihn beim Empfang hinsteckte, und nun hab ich ihn so versteckt, daß man ihn nicht finden soll, und steht alles bei dem alten. Savigny kommt heute, als am 24., zurück.³⁾ Mein Kind ist noch nicht getauft, weiß auch keinen, der seinem

1) Vergl. die Angabe der Adresse zum Schluß von Rantes Brief an Heinrich Ruer vom 4. Oktober 1827: „Jalobshof Nr. 797, erster Stock, bei der Gräfin Engel.“ S. W. 53—54 S. 173.)

2) Rabel an Varnhagen, 10. September 1827. Briefwechsel Bd. VI. S. 175.

3) Savigny hatte sich zur Stärkung seiner Gesundheit und Studien halber nahezu ein Jahr in Oberitalien aufgehalten, das von ihm gleich nach der Vermählung in Begleitung seiner jungen Frau und dann im Herbst 1825 auf kurze Zeit besucht worden war. — Varnhagen gedenkt der Heimkehr Savignys in seinem Brief an Rante vom 8. November 1827, und in den Blättern aus der preußischen Geschichte Bd. IV, S. 325.

kleinen Gesichtchen entspräche; die Schulverzweiflung lastet noch auf mir. Heute gehe ich in Abwesenheit Arnims zu Klöden¹⁾ und sehe, was ich auf eigene Faust ausrichten kann. Dabei geht es mit dem Zeichnen jetzt fixer wie je; gestern habe ich vier Feuerbestien gemacht, die den Beifall aller, welche diese Tiere kennen, haben. Die Gelehrten und Professoren kehren allmählich in ihre Stellung zurück. Hollweg²⁾ hat sich zur Rectorwürde die Haare verschneiden lassen. Dieser Fleck³⁾ kommt von einem Chokoladenplätzchen und nicht von Kinderkacka; er muß Sie daher nicht abhalten, mein Schreiben an Ihre Lippen zu drücken.

Ranke an Bettine.

Wien, 6. Februar 1828.

Fürs erste sei Ihnen kund, daß kein Brief unterwegs ist, um etwa dem Ihrigen wieder in die Quere zu kommen. Ich glaube nicht, daß Sie sich besinnen werden, was Sie mir damals geschrieben. Ich meines Theils schäme mich ein wenig, daß ich Ihnen über mancherlei Ereignisse nichts gesagt habe, und Sie mir über fast keine doch etwas. Sie kommen mir vor, wie ein an Händen und Füßen Gebundener, der aber über Himmel und Erde prächtig zu träumen weiß. War denn Homer wirklich blind, wie Beethoven taub? — Ich wünschte sehr, zu ihren Füßen bald wieder — nicht zu liegen, — nein, sondern zu sitzen, und zwar auf dem Sofa; aber wenn ich dazu nur nicht wiederkommen müßte! Sogleich wiederzukommen habe ich noch nicht große Lust. Sie glauben nicht, welche Last von Manuscripten voll der wissenschaftlichsten Sachen noch auf mich wartet. Denken Sie sich so viel, vielleicht schöne Prinzessinnen, alle verwünscht und zu erlösen. — Nicht anders als Hannibal von Italien würde ich hier abziehen. Wenn nicht etwa nach Italien; das wäre eigentlich das Schönste, und das hoff' ich auch insgeheim. — Uebrigens lebe ich hier ganz gut. Vier Fünftel meines Glücks sind in den Manuscripten. Das letzte Fünftel ist zusammengefezt aus Gesellschaft, zuweilen besterter und weißbehandeltester, zuweilen auch einer, die nach Werkstätte duftet; die erste ist aber doch wirklich die beste; aus Musik: die Symphonien und Quartetts von Beethoven habe ich hier erst kennen gelernt; Welch eine Welt von Wohlklang, mit Flüssen und Bergen, Meeren und Sternen sozusagen mein' ich; aus Theater, das Leopoldstädter reizt mich

¹⁾ Karl Friedrich von Klöden, der, am 21. Mai 1786 geboren, nur ein Jahr jünger als Bettine war, Begründer der ersten Gewerbeschule im preussischen Staat und deren Direktor, literarisch bekannt durch naturwissenschaftliche, ganz besonders aber durch historische Schriften, die sich auf die Mark Brandenburg beziehen; (Die Quisows und ihre Zeit, 4 Bde. Berlin, 1836—37; Diplomat. Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg, 4 Bde., ebenda 1844—45). Sein Sohn Gustav Adolf, geboren den 14. Juni 1814, ist der Verfasser des fünfbändigen, in mehreren Auflagen erschienenen Geographischen Handbuchs der Erdkunde.

²⁾ Der unter dem Doppelnamen Bethmann-Hollweg (Moriz August von) bekannte Jurist, der in auffallend jungen Jahren zum Rector der Berliner Universität gewählt worden war.

³⁾ Im Briefe befindet sich an dieser Stelle ein brauner Fleck.

am meisten, und ich giuge alle Tage hin, wenn es meine übrigen Glücksteile zuließen; sodann aus der Lektüre italienischer Poeten, wo mir Gutes und Böses gleich belehrend ist, endlich auch aus dem Schreiben solcher Billets und Briefe, mit denen ich mich zu denen verjese, die, wie ich hoffe, mir gewogen sind. Habe ich heute recht? Ich werde wohl sehen, ob Sie mir antworten werden.

Ihr

L. Ranke.

Bettine an Ranke.

[Berlin] 2. April 1828.

Ich würde Ihnen nicht schreiben, wenn sich nicht Gelegenheit dazu fände, es würde sich keine finden, wenn Sie den Ueberbringer dieser Zeilen nicht interessirten; sie würden ihn nicht interessiren, wenn er nicht selbst interessant wäre, und mir würde er es nicht sein, wenn er bei seiner geschichtlichen Richtung nicht auf Sie sein höchstes Augenmerk hätte. So empfangen Sie ihn denn mit all dem lebendigen Anteil, den Sie einem Lebenden schuldig sind, dessen fünf Sinne gleich Sense, Dreckslegel, Wurschhaufel, Scheffel und Streichmaß die Früchte Ihrer Forschungen zu behandeln geeignet sind. Er wird Ihnen wohl selbst sagen, daß er Herr von Stapfer ist aus Bern,¹⁾ wird Ihnen auch sagen, was Ihre Freunde von Ihnen sagen, und Sie werden dabei Gelegenheit finden, sich seiner Bekanntschaft zu freuen.

Aus mir kann nichts Gescheites werden; ich habe mich zu der tüchtigen Musik bei meinem Kinde engagirt und muß den ganzen Tag Heiderlei Bum-bumbum singen; außerdem ist mein liebstes Geschäft, auf dem grünen Sofa bei zugemachten Vorhängen in der kleinen Kammer zu lunzen;²⁾ andere Leute nennen dies Nichtsthun, ich nenne es einen Beitrag zur geheimen Geschichte meines Herzens, und nur die geheimen Geschichten sind Wahrheit und die öffentlichen Schein. So weit sind Sie auch, aber das werden Sie noch nicht zugeben, daß alle Geschichte unwahr ist, außer der geheimen; — ich möchte Ihnen noch manches schreiben und mag Sie nicht beleidigen mit Nichts sagendem, und etwas ist doch so ungeheuer viel, daß ich's von mir selbst nicht erwarten darf: daraus erklären Sie sich mein Ihnen geweihtes Stillschweigen. Da jedoch die Schleusen geöffnet sind, so mag immer das unbedeutende Bächlein meiner Klatscherei durchsickern.

Humboldt hat mit seinem brillanten Kolleg viele Köpfe, Hüte und Hauben

¹⁾ Ohne Zweifel Philipp Albert Stapfer, geboren am 23. September 1766, gestorben am 29. März 1840, der in seinen jungen Jahren als Staatsmann wirksam gewesen ist, besonders aber literarisch als theologischer Schriftsteller und durch Uebersetzungen Goethe'scher Dramen ins Französische sich bekannt gemacht hat; über ihn Alexander Vinet in der von ihm besorgten Ausgabe von Stapfer's Mélanges philosophiques, littéraires, historiques et religieux (Paris, 1840).

²⁾ „Lunzen“, das unter anderen bei Hans Sachs und Luther vorkommt, hat in den Dialekten unter mancherlei Modifikationen im allgemeinen die Bedeutung: im Halbschlummer müßig liegend ruhen.

in einen Stall vereinigt und in voriger Woche die gewitzigte Menschheit entlassen;¹⁾ ich war nicht dabei, mir grüßelt vor der Aufklärung; aber Bildung ist leider gar zu subtil, sie verbreitet sich wie der Gestank der Gaserleuchtung vor meiner Thür; so mußte ich dennoch einen Teil davon schlucken; da hab' ich erfahren, daß die Hunde aus Lappland stammen, und daß es eine Gattung Affen gibt, die sich schneuzen, und daß die Sterne rund sind und keine Sporen haben. Und so treibt der tiefste Forscher der Naturgeheimnisse sich auf öffentlicher Straße herum, und was hilft's; wenn der König aller Könige der Wisamkage auch ein Patent gibt: wenn sie ihren Wisam verschüttet, so reibt sich jeder dran, und alle stinken nach Wisam und so weiter.

Guter Ranke, die Sonne des Schiffbauerdammes ist untergegangen; die Nachtlampen der menschlichen Wohnungen entzündeten sich nach und nach, der Horizont ist grau, ich wußte nicht, was ich bei so kärglich zugemessenem noch viel prestiren könnte. Gestern las ich in der letzten Ausgabe im Goethe die Stelle, da vergiftet sie sich und er erschießt sich, was ist das Tragischste? Wenn der Großmut die Schwingen gelähmt werden, denn sie will sich auch zeigen. Nur die Gewalt aller Gewalten will nichts, bedarf keines Daseins; warum sollte ich's deutlicher sagen? Kann Gott besser erklären als mit seinem Namen, der doch nur ein Klang ist.

Ich bin nicht traurig; der Rasen wird dies Jahr wieder grünen, schon werden die ersten Beilchen zu Kauf gebothen. Es gab eine Zeit, wo ich nie ein Sträußchen kaufen konnte, ich mußte sie alle haben; jetzt kaufe ich keine mehr, aber so oft ich sie sehe, genieße ich die frühere Zeit: „Tage der Wonne, kommt ihr so bald?“ war mein freudiger Gesang dem Frühling entgegen; heute schweige ich, empfinde die menschliche Stimme in meiner Seele, denke nach, ob der himmlische Genius über diesem Gewölk, über diesen Sternen wohl so pfiffiges Gehör hat, um der Gewalt meines Gesanges in meiner Seele zu lauschen; wenn das ist, was braucht er weiter.

Sollten Sie so viel Pietät haben, Beethovens Grab zu besuchen? Nein, er steht ihnen nicht so nah! Aber mir liegt er nah, ja der Büchigkeit wegen wohnt er mir im Herzen, was die nächste Nähe ist, und darum besuchen Sie sein Grab in meinem Namen;²⁾ kein Blümchen brechen Sie von dem Rasen, der ihn deckt, keinen Seufzer schicken Sie ihm nach, aber über dem, der zu Ihren Füßen liegt, denken Sie an sich selbst, und die Todtenfeier wird seiner würdig sein. Um von Ihren Freunden zu melden: Gestern begegnete ich Barnhagen im Sonnenschein; sein schwarzer Rock war so rein gebürstet, daß er seinem

¹⁾ Barnhagen gedenkt der Vorlesungen Alexander von Humboldts in seinem Brief an Ranke vom 3. Februar 1828.

²⁾ Bettine spricht von ihrem Verkehr mit Beethoven in einem Brief an den Fürsten Büdler (Nr. 5 des Briefwechsels — Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Hermann von Büdler-Mustau. Herausgegeben von Ludmilla Assing. I. Band, S. 90 ff.). — Barnhagen schreibt an Rahel aus Prag am 24. Oktober 1811: Brentano liebt den Beethoven sehr, Bettina rechnet ihn zu ihren liebsten Menschen. (Briefwechsel I. Band S. 173.)

Gewissen alle Ehre machte . . . Wildermeth wird alle Tage größer und schöner: das lasse ich mir sagen; denn ich sehe ihn nicht.¹⁾

Leben Sie wohl, was an Freundschaft in meiner Seele angelegt hat, ist Ihnen geweiht.
Bettine v. Arnim.

Bettine an Ranke.

[Berlin, Mai 1828.]²⁾

Ich könnte Sie bedauern über Ihren katholischen Verdruß, wenn er nur der Maßstab Ihres Glückes wäre; es scheint mir, die erste Fatalität seit Ihrem Ausflug, die noch dazu als Chimäre was Reelles hat; danken Sie Gott, daß es noch ein bloßer Lärm ist, und daß Sie nicht wirklich katholisch geworden, und lernen Sie, daß ein Mann Nichtiges weder beachtet noch empfindet. Ein Geschichtschreiber braucht der Unwahrheit nicht zu widersprechen, er braucht nur wahrhaftig zu sein. Hier können Sie ein Exempel an sich statuiren, wie der Unschuldige von nichts weiß und ohne Hemd unter die Menschheit tritt, weil man im Himmel keines bedarf. So treten Sie ohne Panzerhemd unter Ihre Feinde; und die Bosheit Ihrer Widersacher wird über Ihrem Zutrauen zu Grunde gehen. — Durch Schickung Gottes kam ich in eine Gesellschaft von hundert Personen; man forderte mich auf zu bekennen, daß Sie katholisch geworden; ich gab meine Ehre, die unter Gelichter ein Muster ohne Wert ist, zum Pfand, daß es nicht wahr sei; dies alles ist schon zu viel, Strohköpfe können es glauben und solche lassen sich nicht belehren; denn sie begreifen ihre Dummheit am wenigsten. Guter Ranke, es ist alles möglich. Unlängst hat ein Reiter in der Nacht seine Reithosen verloren; er stieg vom Pferd, band es an einen Baum, und suchte und fand glücklich seine Hosen. Nicht wahr, es ist kaum möglich? Und wenn man fragt, was ist wahrscheinlicher, daß Ranke katholisch wird oder daß er seine Beinkleider beim Reiten verliert, so würde man das erstere weit eher zugeben als das letztere. Ich aber weiß, wie die Geschichte passend ist.

¹⁾ Von Wildermeth, damals Major im großen Generalstabe, war in der zweiten Hälfte des Februar 1828 aus Paris nach Berlin zurückgekehrt. (Barnhagen, Blätter aus der preussischen Geschichte, Bd. V. S. 34; 20. Februar 1828.) — Barnhagen erwähnt ihn als Günstling Bettinens in seinem Brief an Ranke vom 8. November 1827 und führt ihn als solchen in der „Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Hermann von Büdler-Muskau, herausgegeben von Ludmilla Affing.“ I. Band (Hamburg, 1873) S. 105 als Note zu dem Brief Büdlers an Bettine abgedruckten Aufzeichnung auf. Von Bettinen besaß er Briefe aus der Zeit von 1822—24. (Aus dem Nachlaß Barnhagens von Ense. Briefe von Stagemann, Metternich, Heine und Bettine von Arnim, nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Barnhagen von Ense. Leipzig, 1865, S. 264.) Herr von Wildermeth starb zu Ende des Jahres 1829 am Lazarettfieber in Adrianopel. (Barnhagen, Blätter aus der preussischen Geschichte V. Bd. S. 263; 19. Januar 1830).

²⁾ Ueber das Gerücht, mit welchem sich Bettine in ihrem Schreiben vornehmlich beschäftigt, — man ersieht aus diesem, wie verbreitet dasselbe in Berlin war — daß Ranke zum Katholizismus übergetreten sei, vergleiche man dessen mitzuteilende Briefe an Abel und Barnhagen vom 25. und 26. April 1828 und den in den S. B. Bd. 53—54 S. 199 ff. abgedruckten von ihm an Heinrich Ritter vom 30. April. — Es kann kein Zweifel sein, daß Ranke darüber auch an Bettine geschrieben hatte.

und wenn man mich über Ihren Religionswechsel fragt, so sage ich, daß Sie nicht katholisch geworden sind, aber daß einer seine Hosen beim Reiten verloren, und dann schreien die Leute und wollen beides nicht glauben; ich aber löse ihnen ganz einfach die Geschichte der Hosen, aber über Sie gebe ich keine Auflösung. Man hält uns beide für sehr gute Freunde und glaubt uns in einer sehr vertrauten Korrespondenz. Gott weiß, daß ich kein Wort schreibe, welches einer guten Feder Ehre macht und nicht eben die Reise nach Wien unterlassen könnte. Ich bin auch keineswegs geeignet, großen Vorteil von Ihrer Bekanntheit zu ziehen, ausgenommen, daß ich etwas zu Ehren komme, von einem so großen Kopfe geachtet zu sein; denn Anzilion sagt's und der Kronprinz sagt, daß Sie einer sind. Warum? Ist es denn ein so großes Wunder, daß Sie dies Buch geschrieben haben? Oder hätten Sie zufällig ein schlechteres schreiben können? Letzteres werden Sie verneinen; nun, was macht man Ihnen also für ein Verdienst daraus? — Müssen Sie sich nicht selbst zugestehen, daß es noch ganz mit menschlichen Kräften im Verhältnis.

„Unser Thun ist Stückwerk.“ Der Thau, welcher das junge Grün vom Staube reinigt, beschämt unsere Anstrengungen: in fruchtbarem Boden schlägt die Saat an, aber wer weiß, was in unfruchtbarem die Tiefe verbirgt und einstens ausbrütet. Konfuzius. „Beschatte mich mit Deinem Vorbeer, verzehre meinen Geist mit Deiner Blut,“ sagte der Weisheit liebende Tempeldiener Apollon. — Man hat Sie katholisch gemacht, ich will Sie noch zu einem höheren Grade einreihen und zum Beichtwater machen. Sie könnten sonst glauben, weil ich Sittensprüche austreue, ich glaube an meine eigene Vortrefflichkeit; wenn ich aber je Gelegenheit gehabt habe, die Untüchtigkeit menschlicher Natur gewahr zu werden, so ist es an mir selber. Alles Geschickte ist leicht, Ungeschickte schwer, doch bin ich ungeschickt. Absichtlos ist unschuldig. Absicht ist verführbar, doch bin ich voll geheimer Zwecke; ich weiß, daß das Rauichen des Windes, das Ziehen der Wolken, die ganze bewegte Natur ein heilig Gespräch mit dem einsamen Menschen führt, doch ist die geringste Zerstreuung mir lieber: ich habe keine Gewalt, mich über Geringsfügiges zu erheben; ich weiß, daß mir keiner was schuldig ist, doch mache ich Ansprüche, aber hier bin ich unterbrochen worden, sonst hätte ich Ihnen eine lange Litanei herbeten wollen, nur damit Sie sehen, wie ich unmöglich zugeben kann, daß Sie besser seien als ich; da Hopfen und Malz an mir verloren, so brauchen Sie sich nicht zu schonen, sondern können sich immer aufs Geratewohl dem Winde überlassen, er wird Sie schon in Hafen bringen.

Sie werden jetzt durch Herrn von Stapfer, Hausfreund von Savigny, ein paar Zeilen von mir in Händen haben; thun Sie an diesem, was Sie von sich erwarten, wenn Sie selbst rekommandirt würden. Sie sehen, daß Barmhagen Sie auch nach Kräften auf Ihre italienische Reise versorgt,¹⁾ und seien Sie in

¹⁾ Das bezieht sich auf die Empfehlungsschreiben, die Barmhagen, allerdings fast ein halbes Jahr später, als Einlage zu seinem Brief vom 7. November an Ranke überschiedt hat.

der Zuversicht, daß Sie sich durch Ihr Buch einen Freund an ihm erworben, recht glücklich; — kommen Sie zurück, so weiß ich gewiß, daß wichtigere Bekanntschaften das Interesse an mir im Zaum halten wird,¹⁾ und ich bescheide mich gern, Sie frischer, munterer Geselle, der in manchen hineinsieht, was nicht drin ist, und in manchem nicht sieht, was drin ist. Adieu!

B. v. Arnim.

Kante an Bettine.

Rom, den 10. October 1829.

Warum wollen Sie denn aber schlechterdings für mich todt sein, da ich doch weiß, daß Sie wohl auf sind, zuweilen zu Frau von Barnhagen gehen und da notgedrungen an mich denken und den rühmlichen Gedanken fassen, an mich zu schreiben. Für mich wird sich bald ein Nachfolger gefunden haben, ich aber muß ihnen gestehen, daß ich, soweit ich auch herumziehe, eine Frau von Arnim nirgends wieder auffinden kann. Obwohl Ihr Haar, Ihre Farbe, Ihre Augen, — für eine Italienerin muß ich Sie erklären.²⁾

Mir geht es so so. Ich armer Mensch habe eine so weitläufige Geschichte auf meine Schultern genommen, und gehe mit Wahrnehmungen so bepackt umher, daß mir nur wohl wird, wenn ich mich ganz in eins oder etwas anderes vertiefe: aber nicht, wenn ich es im Ganzen übersehe und das Lückenhafte vereinigen will. Sie sind glücklicher. Sie malen sich eine Welt im Ganzen, aus dem Ganzen. Eine neue Theorie will von Apoll und Laokoon nichts mehr wissen: sie läßt geschehen, daß der Bildhauer dem Leibe mehr Rippen gibt, als er wirklich hat, sie will nicht sowohl Richtigkeit, als anschauliche Wahrnehmung, sie erkennt ägyptische Formen an³⁾ und erbaut sich allein an den Abgüssen aus dem Pantheon.

Ich wollte gern hören, was Sie sagen würden, wenn Sie einen Kursus im Vatikan machten. Erziehen Sie ihre Kinder, und machen Sie noch einmal, wenn Sie älter sind, diesen Kursus.⁴⁾ Gott behüte Sie indes, und vorher sehe

1) Der Vater Bettinens, Pietro Antonio Brentano, war ein aus dem Mailändischen nach Frankfurt am Main eingewandeter Kaufmann (s. Achim von Arnim und die ihm nahe standen, von Reinhold Steig und Hermann Grimm. I. Band: Achim von Arnim und Clemens Brentano. Bearbeitet von Reinhold Steig. Stuttgart, 1894.) S. 10 ff.

2) Der Sinn der Worte soll doch wohl der sein, den ich oben in der Einleitung angegeben habe, obwohl die Konstruktion damit in Widerspruch steht.

3) Wenn Rahel ein halbes Jahr vorher sich über die ägyptische bildende Kunst aussprach (an Barnhagen, 15. März 1829, Briefwechsel VI. Bd. S. 357) und Kante hier dasselbe Thema berührt, so hatten sie dabei wohl den nämlichen Anlaß.

4) In Bettinen war der Wunsch, Italien zu besuchen, in ihrer Jugend vornehmlich auch durch Abbildungen dortiger Landschaften erweckt worden. Bettine an ihren Bruder Clemens am Neujahrstage [1802], Clemens Brentanos Frühlingsstranz, aus Jugendbriefen ihm gestochten. Erste Ausgabe (Charlottenburg, 1844) S. 134.) Zur Erfüllung dieses Wunsches ist es indessen niemals gekommen. — In dem von Löper verfaßten Artikel über Bettine von Arnim in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ wird gesagt, daß die Alten ihr fremd geblieben seien. Das kann im strengen Wortsinne nicht für richtig gelten. Bettine hatte viel im Homer gelesen (Frühlingsstranz S. 171), wie sich versteht, in deutscher Ueber-

ich Sie noch, und ehe ich Sie sehe, schreiben Sie mir noch. Das ist, was ich zunächst will. L. Nante.

An Herrn von Savigny und Herrn von Arnim ausdrückliche Empfehlung und Grüße.



Aus dem Leben im Harem.

Von

Kérimée-Hanoum.

Der Orient! Ein Harem! oder der Sultan in seiner Häuslichkeit!

Unter diesen Titeln treten oft geheimnisvolle Bilder vor unser geistiges Auge, Bilder, die leider zum größten Teil falsch sind, und durch die nur die Phantasie leichtgläubiger Leser angeregt und gereizt werden soll. Sie sind ebenso in das Reich der Fabeln und Märchen zu verweisen wie die meisten Haremsbilder, die von Malern ausgestellt werden, welche niemals einen wirklichen Harem gesehen, geschweige denn betreten haben oder gar darin malen durften!

Der Koran verbietet, daß ein weibliches Wesen in der Türkei den Schleier von ihrem Antlitz vor einem andern als ihrem eigenen Manne heben darf. Ein Bild von einer Türkin oder gar dem Harem muß daher naturgemäß erfunden sein.

Selbst einer Malerin würde es nur unter ganz exceptionellen Bedingungen gestattet werden, doch kommt dies zuweilen vor. Niemals jedoch wird in Wahrheit ein vornehmer Harem jene wenig bekleideten Wesen enthalten, wie die jungen Künstler sie so gerne in pikantester Weise dem Publikum zu Gesichte bringen.

Der Harem ist das Reich, wo die Frau herrscht. Ein geheimnisvoller Zauber umwebt ihn, und keines fremden Mannes Auge wird jemals dort hineinblicken dürfen!

Wenn ich heute, nachdem ich selbst viele Jahre in der Türkei leben durfte, naturgetreue, wahre Bilder vom dortigen Frauenleben zu geben versuchen will, so geschieht es nicht aus jener albernen Eitelkeit, sich gedruckt sehen zu wollen oder als Maulstrumpf gelten oder als „Emanzipirte“ für die Emanzipation der Türkinnen als deren Apostel auftreten zu wollen.

iehung. — Wenn ihr ihr Bruder Clemens die griechische Götterlehre von Philipp Moritz zum Studium übersendet (S. 38) und ihr die Lektüre von Bartholemys Reise des jungen Anacharis zur Lektüre empfiehlt (S. 109), so zeigt das, daß er bei ihr Interesse für das Altertum voraussetzte. — Man begreift auch nicht, wie Bettine, der Kenntnis desselben völlig entbehrend, in der Weise, wie es der Fall gewesen, mit den deutschen literarischen Größen hätte verkehren können. — Die Angabe Löpers, Bettine sei des Französischen unkundig gewesen, erscheint mir zweifelhaft, da man doch erfährt, daß sie Mirabeaus Briefe gelesen hat (Frühlingskranz S. 16). Allerdings lag die Stärke ihrer Bildung auf einem andern Gebiet.

Nein, ich will nur für die Wahrheit sprechen. Ich will eine Lanze brechen für die Wahrheit, für die türkischen Frauen, welche trotz ihrer Abgeschlossenheit oft auf einer höheren Stufe von Herzens- und Gemütsbildung stehen, mehr Takt, Geist und vornehmeres Empfinden haben als manche Europäerin.

Ich will versuchen, über das Leben der Frauen, von ihren Pflichten, ihren stark ausgeprägten vornehmen Charaktereigenschaften zu sprechen, ich will mit einem Worte versuchen, ihnen gerecht zu werden und jene Märchen zu widerlegen, jene ungerechten Urtheile, die von Unwissenden verbreitet werden.

Heute möchte ich vorerst mein Augenmerk auf einen Artikel richten, der mir jüngst in die Hände fiel und der betitelt ist: „Der Sultan in seiner Häuslichkeit“. Mittheilungen eines Arztes von Dr. Christaphides, aus dem Französischen von D. Schütte, und der eine solche Menge unrichtiger Schilderungen enthält, über den Sultan, dessen Hof, dessen Harem und so weiter, daß es zur Pflicht wird, solche märchenhaften Erzählungen dahin zu verweisen, woraus sie hervorgegangen sind — in das Reich der Erfindungen.

Mag es an der Uebersetzung liegen oder im Original so heißen, jedenfalls befindet sich gleich zu Beginn eine Unrichtigkeit.

Es wird von Seiner Majestät dem Sultan stets als von Seiner Hoheit gesprochen. Selbst die kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen sind „kaiserliche Hoheit“ und führen diesen Titel, was allbekannt ist. Der Sultan kann nie mit Hoheit angeredet werden. Es darf daher wohl von Anfang an angenommen werden, daß der Schreiber dem Hofleben sehr fern gestanden hat und daß die Quellen unzuverlässig sind, aus denen er diesen Titel geschöpft hat.

Ferner habe ich während der langen Dauer meines Aufenthalts in Konstantinopel niemals gehört, daß ein Derwisch dem Sultan prophezeit habe, Seine Majestät werde an der Cholera sterben, und daß nur deshalb Seine Majestät die umfassendsten Maßregeln treffen ließ, dieser schrecklichen Krankheit zu wehren. Nein, welche Krankheit auch auftreten möge, der Sultan mit seinem großen guten Herzen, seinem Wohlwollen für jeden, der leidet — an welcher Krankheit es auch sei — wird stets seine helfende Hand öffnen, wird stets zu mildern, zu heilen versuchen.

Das beweisen jetzt wieder die umfassenden Maßregeln, als die Pocken in Konstantinopel und Umgegend grassirten.

Der Hauptbeweggrund zu solchen weitgehenden Befehlen ist nicht persönliche Furcht, wie der Schreiber des beregten Artikels sagt, sondern stets nur die umfassendste Menschenliebe und der Wunsch, allüberall zu helfen und zu heilen.

Zu den falschen Schilderungen gehören auch die ferneren Erzählungen dieses Artikels. Der Sultan präsidiert einem Ministerconseil hinter einer durchlöchernten Wand, rauche Tschibuk, erzöge seine Söhne zu würdigen Nachfolgern seines Thrones.

Der Sultan raucht nie Tschibuk, und die Thronfolge geht nie auf einen der Söhne, sondern stets auf den ältesten Bruder des Sultans über.

Auch von einem Theater in Dolma-Bagdjsche, dem der Sultan, sein Harem, seine Gäste und Würdenträger beiwohnten, ist mir nichts bekannt.

Seine Majestät der Sultan befindet sich nie in Dolma-Bagdjsche, wohl aber existirt ein hübsches Theater, zu dessen Vorstellungen Seine Majestät öfter einladet, in Nildiz-Kiosk, im kaiserlichen Kiosk selbst.

Der Schluß des Artikels, wo Schreiber von den Fehlern des Sultans und wieder von seiner großen Furcht spricht, ist wie ich schon erwähnt habe, ganz zu verwerfen. Solche Beobachtungen müssen sich als erfunden erweisen, da sie unmöglich von Augenzeugen berichtet sein können. Aber genug von diesem Artikel. Er sollte nur zum Beweise für das dienen, was ich im Anfang gesagt habe, nämlich wie falsche Berichte über den Orient in Umlauf gesetzt werden und wie falsche Vorstellungen man sich daher von ihm macht.

Und nun zu dem Harem!

Ich habe mir die Mühe gegeben, die Türkinnen zu studiren, und ich habe es reichlich der Mühe wert gefunden. Nicht etwa in indiskreter Weise will ich von ihren Einrichtungen, Gebräuchen und von Dingen sprechen, die verborgen bleiben sollen; nein, gewiß nicht; aber ich will durch kleine Erzählungen und Beispiele erhärten, wie falsch die meisten Schriften sind, die darüber erscheinen.

Denn ich wiederhole: selten wird gegen ein Volk, gegen die Vorstellung von Harem und Frauentugend so gesündigt wie gegen die Türken und ihre Häuslichkeit.

Ich will mit einer kleinen Schilderung des Harems im allgemeinen, sowie der Vorgänge beginnen, die oft zu falschen Berichten führen, und dann von einer der ausgeprägtesten Charaktereigenschaften der Türkin sprechen: der Treue.

Mich haben die vorschnellen Urtheile meiner Landsmänninnen und überhaupt der Europäerinnen über den Harem oft verstimmt, denn nur zu rasch war man mit dem Urtheil fertig: War das langweilig! was soll man mit den Frauen reden?

Ja, von was redet man denn bei einer „Visite“ in zivilisirten Verhältnissen? Vom Wetter, von Gesellschaften, von den Toiletten, von Dienstboten; ist das amüsanter? Und wie kann man überhaupt urtheilen, wenn man etwas nur einmal gesehen hat, und wenn man aus Unkenntniß der Sprache gezwungen war, die Unterhaltung durch Vermittlung von Dolmetscherinnen zu führen? Dazu kommt, daß die Türkin, die vornehme Türkin, sehr schwer und ungern empfängt. In ihrem feinen Gefühl sagt sie sich: Wozu kommt man? Doch nur aus Neugierde, nur -- um uns wie eine Menagerie anzuschauen und abzuurtheilen und um dann Glossen über uns zu machen. Das macht sie still und reservirt. Wenn man wenigstens so gerecht wäre, daran zu denken, wie gastfrei eine Türkin ihren Gast stets empfängt; wie sie ihr ganzes Heim, alle ihre Sklavinnen zum Empfange schmückt, dem Gast zu Ehren! Sie ist nicht neugierig, sie ist scheu, verlegen, und es macht ihr wenig Spaß, aus ihrer harmonischen Ruhe herauszutreten: sie thut es also nur aus angeborener, nicht anezogener Liebenswürdigkeit, aus Gastfreundschaft und aus Gefälligkeit für eine sie darum bittende europäische Freundin, zu der sie Vertrauen hat.

Und wie wird ihr das oft gelohnt? Die Meisten, wie gesagt, finden es langweilig oder moquieren sich und vergessen dabei, daß die Türkin schon ohnehin und mit Recht mißtrauisch ist und daß es unter den Damen des Harems stets eine gibt, die englisch, französisch, ja sogar deutsch versteht und die nachher genau berichtet, welche Bemerkungen die Besucherinnen unter einander ausgetauscht haben. Warum schwinden die schönen Originalkostüme mehr und mehr? Weil die Europäerinnen sich staunend darüber moquirten. Jetzt läßt die vornehme Türkin zu solchen Empfängen fränkische Toiletten von Pariser Schneiderkünstlerinnen machen, sie will eben nicht, daß man sich über ihre Kostüme und Gebräuche wundern, aufhalten soll.

Uebrigens möchte ich dabei auf einen großen Irrtum aufmerksam machen. Viele, ja die Meisten, die aus dem Orient zurückkommen und erzählen, wie es in einem Harem aussieht und zugeht, waren in Wirklichkeit nie in einem richtigen Harem; sie wissen das oft selbst nicht, und daher die falschen Schilderungen.

Man muß wissen, wie das im Orient gemacht wird. Die Dragomanen und Kuriere in den Hotels wissen ganz gut, daß das erste, was eine Engländerin oder überhaupt eine Europäerin sehen will, ein Harem ist. Da machen sie dann meistens ein geheimnisvolles Gesicht und sagen: „Es geht nicht, es ist unmöglich; höchstens durch hohe Konnexionen.“ Nun bietet die Engländerin Geld. Dann heißt es: „Möglicherweise geht es durch den Doktor oder dessen Gattin; doch sind das Harems, die schon oft empfangen und vorgeführt wurden.“

Das reizt nur noch mehr, und der Wunsch, einen großen, echten Harem zu sehen, wird dringender. Dann erst kommt der Dragoman mit dem Geheimnis heraus, nämlich daß er eine Erzieherin kenne, die in einem vornehmen Harem in Stambul sei. Er wolle hingehen und versuchen, an die ein Briefchen gelangen zu lassen. Doch sei das eine gewagte und kostspielige Sache.

Nach einem Tage des Wartens erscheint dann plötzlich der Betreffende sehr vergnügt und thut ganz geheimnisvoll: es sei Antwort da. Die jungen Damen im Harem wollten ohne Wissen der Eltern die Damen empfangen, aber man müsse dem Eunuchen einen großen Bakschisch (Trinkgeld) geben. Natürlich, mit Freuden! heißt's einstimmig. Und nun thut sich eine kleine Damengesellschaft im Hotel zusammen. Im geheimen wird alles betrieben; nach Sonnenuntergang darf meistens nur hingefahren werden. Der Dragoman läßt sie jedoch nicht vor dem Hotel einsteigen, damit weder der Portier noch sonst jemand von dem Geheimnis und der außerordentlichen Erlaubnis, die er, der Dragoman, erwirkt hat, etwas erfährt.

Fort geht es über die große Brücke nach Stambul und dort durch Gassen und Gäßchen, bis man endlich vor einem großen vergitterten Hause hält.

Jetzt muß alles aussteigen, die Wagen müssen verschwinden, die Damen sich verteilen, damit kein Aufsehen erregt wird. Der Dragoman klopft mit drei Schlägen ans Thor. Geräuschlos öffnet es sich. Einzeln treten die Damen ein. Der Dragoman verhandelt im großen Vorhofe mit dem sogenannten Eunuchen, der finster mit dem Kopf schüttelt, gestikulirt und natürlich in türkischer

Sprache spricht, wovon sie keine Silbe verstehen. Endlich sagt der Dragoman, der Eunuch wolle es nicht riskiren! Er wolle mehr Bakischijch. Er verlöre seine Stellung, wenn es herauskäme. Wir müssen wieder heim. Natürlich ist die Neugierde jetzt erst recht entfesselt. Nein! nein! nein! kommt's aus aller Munde, wie viel will er? Er nennt eine hohe Summe, je vornehmer der Harem, desto höher die Summe.

Die Damen berechnen, wie viel auf jede kommt, sind erstaunt — aber die unverschämte Forderung wird bewilligt.

Das Geld wird gleich eingehändigt, damit die Damen sehen, daß der Dragoman nichts davon hat; er erhält noch sein eigenes Bakischijch — trotzdem der Pseudo-Eunuch natürlich nachher mit ihm teilt — und nun erst, nachdem alles geregelt ist, klatscht der Eunuch wie in einem wirklichen großen Harem dreimal in die Hände, und die Komödie nimmt ihren Fortgang.

Wieder öffnet sich geräuschlos ein Inuenthor, und ein verschleiertes schwarzes Frauengesicht erscheint. Der Eunuch ruft ihr etwas zu. Der Dragoman sagt den Damen, jetzt dürfe er nicht weiter mit, sie sollten der Regerin folgen, und sie verschwinden mit derselben im Innern.

Da geht es dann treppauf, treppab, durch Gänge und Korridore bei vergitterten Fenstern vorbei, durch schwere Portieren, über weiche Teppiche; immer neue, wunderbare Wesen mit offenen Haaren und Münzen und Perlen darin nehmen sie in Empfang. Endlich, endlich stehen sie vor einer seidenen Portiäre; sie treten ein. Auf der Erde, auf Divans liegen dicke, geschmückte Frauen, die rauchen und lachen; aus dem Nebenzimmer tritt eine heraus, in bunte Gewänder gehüllt, mit Diamanten bedeckt, neben ihr eine europäisch Bekleidete: die sogenannte Erzieherin und Freundin des Dragomans. Diese macht nun die Dolmetscherin, spricht den Damen die Freude aus, Europäerinnen kennen zu lernen, fragt, womit sie sie unterhalten könnte, ob sie Tänzerinnen sehen möchten, worauf gewöhnlich freudig eine Bitte darum erfolgt.

Als Tänzerinnen erscheinen die wunderbarsten Wesen, meistens solche, die herumspringen, türkisch singen und sich wie toll geberden.

Die Damen sehen sich enttäuscht an; man bringt Cigarretten und Kaffee; es wird gelacht, geschwätzt. Die sogenannten Türkinen erzählen, wie gerne sie heraus möchten, und fragen die unglaublichsten Sachen.

Plötzlich stürzt eine Alte herein. Der Pascha kommt! Der Pascha!

Die Damen werden eiligst expedirt, nachdem sie wieder und wieder gebeten wurden, nichts zu verraten, niemand, aber ja niemand etwas zu erzählen, was zwar versprochen, aber nicht gehalten wird. Nun geht es ebenso geheimnisvoll nach Hause. Stolz erzählen solche Besucherinnen von ihrem Erlebnis; wie oft ist es mir erzählt worden! Ich habe, wenn ich zweifelte, daß es ein wahrer Harem gewesen ist, doch meistens herausgeföhlt, es sei besser, zu schweigen, als aufzuklären. Zu leicht wird solche Aufklärung falsch gedeutet, und man sieht darin zu gerne nur jene Prätention, die wähnt, allein Eingang in vornehme Harems zu haben, während die Fremden für Geld und gute Worte es auch

haben könnten und natürlich weder eingestehen, noch zugeben würden, daß es zweifelhaft war. So entstehen dann die Geschichten und Berichte.

Die betreffenden Damen erzählen von solchem Harem und ahnen oft gar nicht, daß es gar kein Harem war, sondern daß der Dragoman sich die Neugierde der Damen zu nutzen gemacht, eine unwürdige Komödie in Scene gesetzt hat, um Geld zu verdienen, und sie in irgend ein armenisches Haus in Stambul geführt hat, wo Armenierinnen in Kostümen diese Komödie gespielt und sich himmlisch dabei amüsirt haben.

Aber das Urtheil über einen wirklichen Harem ist dennoch fertig und geht in alle Welt. Nach solchen Erfahrungen bilden sich die Ansichten und entstehen Erzählungen vom Harem, die von einem „Augenzeugen“ herrühren und deshalb natürlich geglaubt werden. Sie, die es erzählt, glaubt es ja selbst, sie war ja auch die Dürpirt.

Aber selbst wenn eine Europäerin wirklich in einem Harem war, wie kann sie nach einem einzigen Besuch ein richtiges Urtheil fällen? Findet sie gleich die Saite, die tönt? Gibt sie sich überhaupt die Mühe? Vernt man bei einer europäischen Visite gleich beim erstenmale die empfangende Frau und deren Charakter vollständig kennen? Hat man da gleich ein fertiges Urtheil? Ist das immer wohlwollend? Selten. Und wo nach dem ersten Eindruck geurtheilt wird, ist das immer maßgebend?

Mit dem Urtheil über einen Harem und über die Türkin ist man sogleich fertig, und man spricht's aus und trägt's hinaus in die Welt. Wie ungerecht ist das! Wie ungerecht um so mehr, als die türkischen Frauen sich nicht verteidigen können.

Hat das Sprichwort: *Les absents ont toujours tort* im allgemeinen Giltigkeit, so trifft es hier noch viel mehr zu, wo alles mit einem geheimnisvollen Zauber umweht ist, und wo der Phantasie so viel Spielraum gelassen wird.

Ich habe den Harem meist als ein liebes, freundvolles Heim gekannt, geschmückt durch treue, herzengute, natürliche Frauen, auf deren Eigenschaften und Tugenden ich später einmal näher eingehen werde. Für den Mann ist der Harem einfach das Paradies: er ist sein friedliches Heim, das meistens eine Frau, liebliche Kinder und schöne Sklavinnen schmücken. Eine vornehme Türkin, die ihren Mann liebt, hat eine gar große, herrliche Auffassung von ihrem Beruf auf Erden, von den ihr obliegenden Pflichten. Sie lebt, webt und stümt für nichts anderes als für ihr Heim, um den Harem dem Gatten so angenehm zu machen, als es in ihren Kräften liegt.

Wenn der Pascha abends müde, ärgerlich, abgespannt nach bei oft tropischer Hitze verrichteter Arbeit heimkehrt aus seinem Geschäfte, soll er in seinem Heim nur Erholung, Freude, Friede finden. Und Schmach der Frau, die es nicht versteht, ihr Heim dementsprechend herzurichten, deren Gatte gelangweilt, ermüdet und verstimmt seine Vergnügungen, seine Erholung fern vom Harem in der Außenwelt suchen muß.

Vielleicht leidet die Kindererziehung darunter, denn die Kinder werden dem

Vater am Abend der Heimkehr nur als Musterkinder von Artigkeit vorgeführt, und nie verklagt die Mutter vor dem Vater ein Kind und seine Fehler, damit er es strafe, wenn ihre Strafe nicht ausreicht: nein, der Vater soll Sorgen, Aerger, Kummer, alles Schwere draußen lassen; er soll nur Glück, Wohlbehagen, Liebe, Freude in seinem Heim finden und die Ueberzeugung, daß es nirgends, nirgends auf der ganzen weiten Welt schöner ist als bei seinem Weibe, im Schoße seiner Familie.

Heimisch will sie es ihm machen, so heimisch, daß er sich all und überall nur zurücksehnt in sein Heim, in seinen Harem. Ist es da so zu verdammen, wenn sie manchmal in den Mitteln fehlgreift? wenn sie, sich selbst verleugnend, oft alles, alles hintenansetzt, nur um den geliebten Mann an ihr Heim, den Harem, zu fesseln? wenn sie Auge, Ohr, Sinne reizen will, nur beherrscht von dem einen Gedanken, daß er es so schön, so lieb und wohl wie in seinem Hause, in seinem Harem, nirgends auf der ganzen Welt finden soll?

Betrachten wir einmal einen solchen Harem, eine solche Ehe! Leise schweben Sklavinnen in ihren schönen Trachten umher, jedes Winkes des Gebieters oder der Gebieterin gewärtig. Nie ein lautes Wort. Durch Blicke wird der Dienst geleitet, und mit seligen Augen lauscht die Gattin, jeden Abend nur für ihn frisch geschmückt, dem geliebten Mann, wenn er ihr von der Außenwelt, von seinem Leben erzählt. Sie glaubt ihm alles, eine Lüge würde sie nie verzeihen; sie bewundert ihn, sie sucht ihm die Sorgen zu verschonen, sie ruht nicht eher, als bis er wieder lächelt, wenn er traurig war, bis sie die Falten geglättet hat, wenn solche seine Stirn durchfurchten.

Und dazu ist ihr alles willkommen und recht. Sei es eine schöne Sklavin — häßliche Sklavinnen dem Manne zu bringen, verachtet sie — die sie zu Gesang oder Tanz ruft, sei es ein Tanz der Kinder, sei es selbst ein Lieblingsgericht, das sie selbst bereitet. So müde, so nachlässig sie tagsüber fast beschäftigungslos lebt, so frisch, sprudelnd, lebhaft ist sie am Abend.

In der Liebe zum Gatten, zum Kinde, zum Harem spielt sich ihr Leben ab, sie kennt nichts Höheres als diese Liebe, als ihr Heim, als den zu beglücken, zu dem sie aufschaut, den sie liebt.

Sie begehrt keine Gesellschaft als die seine, sie will keinen Fuß als nur für ihn; für ihn will sie sich putzen, schön sein, ihm gefallen, ihm ganz allein.

Das nennt sie ihre Lebensaufgabe, und das füllt ihr Leben aus. Selbst wenn die Türkin den Mann nicht liebt, leitet sie ein sehr stark ausgebildetes Pflichtgefühl. Die Erfüllung ihrer Pflichten geht ihr über alles, und deshalb versteht eine echte Türkin auch nie, warum man sie bedauert und für eingesperrt hält. Nur die Reformtürkinnen fühlen anders.

Die modern erzogenen Türkinnen sind unzufrieden, weil sie Sachen lesen, die ihre Phantasie reizen und erhitzen, weil sie ihren wahren Beruf aus dem Auge verlieren, sich nutzlosen Träumereien und Schwärmereien hingeben, wodurch sie das Gleichgewicht verlieren. Deshalb jagt der wahre Muselman auch mit Recht, diese Zivilisation taue ihnen nicht, sie zerstöre ihre Seelenruhe, verpflanze

sie in unbekanntem Boden und entferne sie von den alten muselmanischen Sitten. Dadurch rechtfertigt sich auch die Scheu der Türken vor solcher Zivilisation. Sie zerstört ihre Illusionen, ihren Frieden und ihr Paradies, den Harem. Der Harem hat viel mehr sittlichen Wert, als ihm die meisten zugestehen.

Ich möchte hier eine kleine Geschichte erzählen von einer Frau, die aus Liebe zu ihrem heimgegangenen Gatten und aus Sehnsucht nach ihm starb.

Ich habe diesen Engel von einer Frau gekannt, und niemals werde ich sie vergessen.

Sie war schön, wie ich kaum je wieder ein weibliches Wesen gesehen habe, mit Haaren und Augen von so seltener Pracht, wie sie nur ein begeisterter Kunstjünger auf die Leinwand zu bannen vermöchte. Dabei gut, von einer Herzensbildung, Reinheit und Tiefe des Gemüths, wie sie selten in unserer überbildeten Welt vorkommt, wo die Herzensbildung oft vernachlässigt wird über der Geistesbildung.

Er war Gesandter in R . . . , sie weilte in einem kleinen Städtchen an der Grenze, um, soweit es das Gesetz erlaubte, in seiner Nähe zu sein. Und alle Freitage — dem Sonntage der Türken — fuhr Suleiman zu seiner „Melek“ (Engel). In dem Vorgärtchen des kleinen Hauses, unter der duftenden Rosenlaube stand dann Melek mit ihrem schon vierzehnjährigen Töchterchen, und sehnsüchtig schauten die beiden unter dem weißen Schleier hervor, nach ihrem „Glück“, nach dem Schiff, das den geliebten Gatten und Vater bringen sollte.

Drinne im Harem glitten schöne Sklavinnen wie Schemen hin und her, es ward mit heiligem Holze geräuchert, und der feine Duft, der durch die offenen Gitter drang, webte einen Morningschein um die Häupter der beiden Frauen.

Endlich kommt das Schiff in Sicht. Ein Schrei des Entzückens, und die beiden Frauen eilen hinein, sich der Sitte gemäß vor den ankommenden Männern zu verbergen. Drinnen aber ist alles festlich geschmückt zum Empfange des Gebieters, bis auf Indje, das Hündchen.

Des Paschas Lieblingscigarretten stehen auf dem Rauchtisch neben dem schwellenden Diwan mit den weichen Kissen; sein Bad ist gerichtet. Sklavinnen stehen bereit mit dem bequemen Hausrock, alles ist des Augenblicks seiner Einteilung gewärtig. Und als er dann eintritt! Da ist kein Ende der Aufmerksamkeiten, der Liebesbeweise; die Tochter küßt seine Hände, er hält das schöne Gesicht der Gattin mit einer Hand zurückgebogen und schaut ihr in die großen, wunderbar feucht schimmernden Augen, küßt sie wieder und wieder und streicht kosend über das braune Seidenhaar, sie Djanym (seine Seele) nennend und sie fragend: *Quefiniz nass'l dir, Djanym?* (Wie geht es Dir, meine Seele?) Worauf sie beide nur eine Antwort haben: „Gut, wenn Du bei uns bist.“ Dann geht es an ein Bedienen, Essen, Erzählen ohne Ende.

Er liegt rauchend auf dem Diwan, glücklich anzuschauen; Melek sitzt zu seinen Füßen, die Tochter und eine Sklavin singen, und er erzählt in den Pausen von seinem Leben, von seiner Welt da draußen. Sie lauschen still und selig. Zwei Tage darf er bleiben, dann geht es wieder fort in sein Amt.

Im Fortgehen aber freut er sich schon wieder auf die Rückkehr in sein trautes Heim; sie zählt die Stunden, bis er wieder kommt. Kein Brief, keine Nachricht spricht ihr von seiner Treue, von seinem Gedenken da draußen! Sie glaubt an ihn, für sie gibt es nichts Lieberes auf der weiten Welt als ihn und sein Kind.

Aber der Tag kam, da das Schiff anlangte und Suleiman fehlte! Der alte Eunuch stürzte wehklagend herein und erzählte von einer bösen Krankheit, die der Pascha habe. Melek stand da wie vom Donner gerührt. Dann Bitten, Flehen von ihrer Seite, Verweigern von des Eunuchen Seite. Schließlich verschwand sie, um als Bauer verkleidet wieder zu kommen. So konnte sie es wagen, hinzureisen zum kranken, geliebten Manne.

Zaide blieb allein zurück mit Wärterinnen und Sklavinnen. Vange acht Tage vergingen für die arme Zaide in einsamem, qualvollem Warten.

Da endlich, endlich kam das Schiff. Aber weder der Vater noch die Mutter waren zu sehen. Verborgen spähte Zaide mit den Sklavinnen nach dem Landungsplatze.

Da endlich kam Hassan, der Eunuch. Finster, traurig trat er ein, und ohne auf die angstvolle Frage Zaides zu antworten, sprach er: „Vater und Mutter erwarten Dich am Schiff. Das Schiff verläßt in zwei Stunden, wenn es aus- und eingeladen hat, den Hafen und geht nach Konstantinopel. Du sollst die Kalsu (älteste und vornehmste Sklavin) mitbringen. Ich werde Dich begleiten. Die anderen Dienerinnen mit Hadji, dem zweiten Eunuchen, werden packen und in acht Tagen folgen. Geh und verliere keine Zeit!“ — „Und der Vater?“ fragte Zaide, „wie geht es ihm?“ — „Geh, beeile Dich, das wirst Du schon sehen.“

Kurze Zeit darauf war Zaide am Schiff und stand — am Sarge, der die sterblichen Reste des geliebten Vaters barg. Tot! entrißen den liebenden Herzen für immer! Die Mutter saß zusammengeskauert daneben. Der Kapitän hatte sie nicht entfernen können und wollen; sie wünschte im dunklen Raume neben der geliebten Leiche die Wache zu halten.

Auf die Fragen Zaides antwortete sie, daß er schon am Sterben gelegen, als sie gekommen sei, daß die Aerzte die Krankheit für Lungenentzündung erklärt hatten und für unheilbar, da seine Lungen ohnehin schwach gewesen seien und er an Werrem (Schwindsucht) gelitten hätte!

Dann fuhr sie fort: „Wir werden ihn jetzt begraben auf dem stillen Friedhof in Stambul, gegenüber dem Hause Deiner Tante — seiner Schwester!“

„Und dann, Mutter?“ fragte Zaide. — „Und dann?“ flüsterte Melek, „werde ich ihm folgen, bald — bald.“

„Und ich? Hast Du mich nicht mehr lieb, Mutter?“ — Melek sah die Tochter lange an, die vor ihr niedergekniet war, und jagte leise: „Du bist sein Vermächtnis an mich; ich habe Dich nächst ihm am liebsten auf der Welt, aber ich kann und werde nicht leben ohne ihn. Allah wird Dich trösten.“

Zaide, die mir später alles erzählt hat, konnte nur bittere Thränen weinen.

Sie kannte ihre Mutter, sie wußte, daß sie Waise geworden war, daß sie mit dem Vater auch die Mutter verloren hatte.

Vier Monate waren seitdem vergangen, als eines Tages ein berühmter Arzt aus Stambul zu mir kam und mich bat, zu einer Sterbenden zu kommen, die nach mir verlangte. Wohin? Wer?

„Ich werde mir erlauben, Sie heute in meiner Mouche (kleines Schiff) abzuholen und hinüber zu führen zu Suleimans Frau, Melek.“ Dann erzählte er mir, die arme Frau habe sich vollständig zu Grunde gerichtet; sie habe tagelang jede Nahrung verweigert, heiße türkische Bäder genommen und sich dem Zug ausgesetzt; sie habe die Nächte durchweint, die Tage auf dem feuchten Grabe Suleimans geseffen, und nun sei sie unrettbar verloren.

Zwei Blutstürze haben den zarten Körper so weit aufgerieben, daß sie nur noch Tage leben werde. Die Stimme fehle, das Fieber zehre sie auf, sie selbst sei glücklich, daß es bald zu Ende gehe und sie dann zu ihm kommen werde.

„Jetzt fällt's ihr schwer auf die Seele, daß sie für Zaide sorgen muß, und darum will sie Sie sprechen.“ — Mir that das Herz weh.

Am Eingang des alten Hauses verließ mich der Arzt. Weinend kam mir Zaide mit dem treuen Hündchen entgegen und hing sich an meinen Hals: schweigend begrüßte ich die alte Tante, schweigend stiegen wir die Treppen hinauf. Alles düster, traurig.

Im Mittelsaal saß, in weiße Gewänder gehüllt, Melek, die Slavine Scharpa zu ihren Füßen. Sie sah so überirdisch schön aus, daß ich, als sie mir lächelnd die mageren, abgekehrten Hände entgegenstreckte, vor Thränen kaum sprechen konnte.

Ihre großen, glänzenden Augen waren gleichfalls von Thränen verschleiert, die herrlichen Haare zu einer Flechtenkrone um das feine Haupt geschlungen; die Wangen glühten im Fieber, und dies Fieber hatte trügerische Rosen auf die durchsichtige Haut gezaubert; sie versuchte zu sprechen, doch es fehlte ihr an Luft, und die Stimme versagte ihr; sie vermochte nur schwach zu husten. Dann deutete sie auf den Stuhl neben sich, nahm meine Hände und sagte mühsam und leise:

„Bald, bald ruft mich Allah. Du begreifst: was sollte ich allein ohne Suleiman hier?“ — „Und Zaide?“ — „Um ihretwillen bat ich Dich, zu kommen. Hier!“ dabei reichte sie mir mit zitternder Hand Papiere, „hier hat Suleiman alles aufgeschrieben; schicke das seinem Bruder, der in Rom ist, er wollte es so: Zaide ist reich, sie ist gut,“ — sie hustete stärker — „sie wird glücklich werden.“ Ich sah sie wohl ängstlich an, sie zitterte und rang nach Luft.

„Geh jetzt,“ flüsterte das engelhafte Wesen weiter, „geh! Ich danke Dir, vergiß Suleiman und Melek nicht, und vergiß auch nicht unser Grab, und daß ich wieder glücklich, ach! so glücklich sein werde.“

Sie schloß die schönen Augen und atmete mühsam. „So geht's schon seit acht Tagen,“ sagte Zaide. Ich beugte mich über sie und küßte sie. Sie sah mich selig an und flüsterte: „Hast Du keine Angst? Aber mein Herz ist kränker

als die Lunge, und Du brauchst nichts zu fürchten.“ Dann schlang sie ihre Arme um mich und sagte:

„Ihr alle, alle seid arm, wißt nicht, was Glück ist, denn euch hat Suleiman nicht geliebt, und so wie Suleiman gibt es keinen zweiten im Himmel und auf Erden.“

Ich war so ergriffen, daß ich mich willig und leise von Zaide hinausführen ließ. Das arme Kind that mir so leid.

Noch einen Blick warf ich von der Thüre aus zurück. Melek saß aufrecht im Sessel und verfolgte mich mit ihren leuchtenden Augen, lächelte und winkte mit dem Schleier.

Nie, nie werde ich dies engelgleiche Wesen mit diesem überirdischen, lieblichen Ausdruck vergessen.

Ich habe sie nicht wieder gesehen.

Noch in derselben Nacht war sie heimgegangen zu ihm, den sie so über alles geliebt hatte.

Das ist Treue des Herzens, sagte ich mir, und jede Liebe ohne Treue ist doch eine Täuschung des Herzens. Bei Melek war mit solcher Treue die Wahrheit eines reinen Herzens verbunden und jene unendliche Liebe, die sie ihr eigenes Ich vergessen ließ, weil sie nur in dem geliebten Wesen lebte und leben konnte.

Zaide ist längst verheiratet, eine stille, nie frohe Frau.

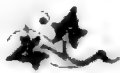
Vom ersten Sonnenstrahl geküßt, vom letzten Abendrot beleuchtet, unter süß duftenden Hecken und hohen Cypressen liegt freundlich auf bergiger Höhe Meleks Grab. Neben ihr manche dunkle, geheimnisvolle Gruft.

Vorüber, was der thörichte Wahn eines Menschen ersehnt: vorüber, was hienieden erreicht und errungen wird; vorbei jeder Kampf, alles Streben irdischen Daseins.

Lebe wohl, Melek!

Nun liegt dein Grab wohl einsam,
Wenn nicht des Vogels Lied,
Wenn nicht der Strahl der Sonne
Darüber losend zieht.

Das ist die Geschichte von Melek, einer einfachen Türkin, und ihrer Treue.



Was ist aus dem deutschen Bürgertum geworden?

Von einem Fraktionslosen.

Jahrhundertlang bestand ein Kampf um die freie Entwicklung des deutschen Bürgertums. In Kunst und Wissenschaft, im Handel und Gewerbe, in allen Rechten und Freiheiten sah sich der deutsche Bürger nur zu oft gehemmt und bedrückt. Und er kämpfte — kämpfte mit Heldenmuth für seine Befreiung!

Trotz vielseitiger Bedrückungen aber, trotz innerer Zerrissenheit und schwerer Kämpfe kamen immer wieder innerhalb der bürgerlichen Kreise Kräfte zum Vorschein, welche in Zeiten geistiger Finsternis und politischer Bedrängnis, dem deutschen Volke Licht, Leben und neuen Halt gaben. Es läßt sich nicht leugnen, daß das deutsche Bürgertum einer der Hauptträger der Kultur war, ihm verdanken wir die Buchdruckerkunst, die Reformation und die freie Forschung in den Wissenschaften.

Wie hoch stand einst auf allen Gebieten das deutsche Bürgertum vor allen Völkern da! War nicht der Heldenmut deutscher Bürger zu bewundern, welche trotz Bann und Acht Luther folgten und für die Reformation, für Glaubens- und Gewissensfreiheit in den Tod gingen? Hatte das Bürgertum die deutsche Kunst nicht zu hoher Blüte gebracht? Wir brauchen nur an die Meister Albrecht Dürer, Hans Holbein, Hans Sachs und an das deutsche Kunsthandwerk zu erinnern, welches vielfach noch unübertroffen ist. In der Wissenschaft hatten sich Kopernikus und Kepler unsterblichen Ruhm erworben, und im Handel war es die bürgerliche Hanse, welche eine Weltmacht auf dem Meere begründete, wie sie kaum eine andere Nation früher besessen hatte.

In späteren Jahrhunderten drangen die unvergänglichen Geisteswerke vieler anderer großer deutscher Bürger weit über die Grenzen des deutschen Reiches hinaus, vor allem aber waren es die Heroen in der Literatur, die Bürgerlichen Lessing, Schiller und Goethe, welche das ganze deutsche Volk begeisterten und die Freiheits- und Einheitsgedanken, die wahre Vaterlandsliebe tief in alle deutschen Herzen pflanzten!

Sind dies alles nicht erhabene Leuchten und unvergängliche Ruhmesbilder des deutschen Bürgertums und strahlen sie nicht in alle Welt hinaus und noch mächtig in unsere Zeit hinein? — Durch die große Vergangenheit, durch schwere Geisteskämpfe und durch seinen Heldenmut auf den Schlachtfeldern hat das deutsche Bürgertum seine Freiheit und die deutsche Einheit erkämpft und verdient. —

Was die Dichter gesungen, die Besten der Nation erträumt, wofür Legionen den Heldentod gestorben sind, das steht nun vor uns als ein heiliges und schwer errungenes Vermächtnis unserer Vorfahren. Wir sind berufen, auf dem Boden weiter zu bauen, welcher mit so teurem Blute errungen, wir haben die Pflicht, Großes und Edles auf deutscher Erde zu pflanzen! Uns wurde die ernste Aufgabe, das Erbe unserer Vorfahren hoch zu halten, das deutsche Bürgertum zu stärken, seine Rechte zu verteidigen, seine freie Entwicklung zum Ruhme Deutschlands und zum Wohle der ganzen Nation zu fördern. Es liegt dies nicht nur im Interesse des Bürgertums selbst, sondern auch in dem des ganzen Reiches, dessen stärkste Säule zu sein es berufen ist. Jeder weise Staatsmann wird seine Macht auf diesen Kern des Volkes stützen müssen, er wird wohl daran thun, seine ganze Kraft dafür einzusetzen, daß der Zwiespalt der Parteien, der das Bürgertum zu zerreißen und zu vernichten droht, gemildert wird, und daß es zur Eintracht, zum Frieden, zur schaffenden politischen Arbeit zurückkehrt. Denn

wie das Bürgertum jetzt zum großen Teil gestaltet ist, liegt es schwer krank darnieder! Seine Herzen schlagen nicht mehr so warm für das Hohe und Ideale, der Kampf um persönliche und kleinliche Interessen, das niedrige politische Strebertum, die Sucht nach äußerem Glanz, der Partehader, der Ehrgeiz selbstsüchtiger Parteiführer, die Charakterlosigkeit, der Mangel an Festigkeit in dem, was wahr und recht ist und der Servilismus haben das einstige charaktervolle deutsche Bürgertum tief geschwächt und leider auch zum Teil sittlich verdorben. — Wenn unsere großen Staatsmänner, Dichter und edlen Freiheitshelden, welche einst ihr Alles für das deutsche Volk geopfert haben, auf unser heutiges politisches und bürgerliches Leben hinabblicken könnten, welches trauriges Bild müßte sich ihnen darbieten!

Da folgt eine Schar von Bürgern gedankenlos einigen stets schwankenden politischen Führern, Jüngern des *Polonius* vergleichbar, welche in jedem Moment aus persönlichen Rücksichten bereit sind, sich zu jeder Ansicht bekehren zu lassen, gleichviel ob darunter das Gemeinwohl leidet. Mit Sophistik und mit allen Künsten der Dialektik wird der deutsche Michel von solchen Politikern bearbeitet, oft zum Narren gehalten und ein Teil des Bürgertums selbst zur politischen Charakterlosigkeit und Unselbständigkeit gebracht. Und weshalb geschieht das alles? Sicher nicht darum, um dem Vaterlande zu dienen, nein, sondern meistens nur, um als Volksvertreter zu scheinbaren Ehren zu gelangen, um persönlichen Einfluß zu gewinnen oder Karriere zu machen. Da ist das Junkertum doch noch charaktervoller, und jedenfalls mutiger, denn es kämpft mit bestimmten, wenn auch mittelalterlichen Grundsätzen, und verfolgt mit Festigkeit seine Ziele. Wie soll aber das deutsche Bürgertum seinen Stolz, seine Manneswürde, seine Ehre und sein Rechtsgefühl sich bewahren, wie soll es zu einem Adel der Gesinnung gelangen, welcher ihm und dem Vaterlande noththut, wenn es sich freiwillig charakterlosen Politikern ins Schlepptau gibt? — — —

Einmal war es der Stolz der Bürger, mit reinen Mitteln, mit einem wahren und edlen Patriotismus den politischen Gegner zu bekämpfen, — heute sieht man oft mit den niedrigsten Leidenschaften die untaubersten Elemente in die politische Arena treten und Schuldlose der öffentlichen Verleumdung preisgeben.

Wenn in einem Volke die Lüge und gewissenlose Selbstsucht, wenn falscher Ehrgeiz und Beschränktheit im politischen Leben zur Macht gelangen, da ist es Zeit zur Umkehr! Der einzelne achte und ehre in sich selbst den Deutschen, um damit dem Ganzen die Würde, den Begriff von nationalem Ehrgefühl zurückzugeben, der im Kampfe mit selbstsüchtiger Interessenwirtschaft, mit Servilismus und beschränktem Bürgerinn verlor zu gehen droht.

Daraufhin muß die Erziehung in jedem Hause gerichtet werden, darauf muß die Gesellschaft mit allen Kräften wirken, daß reine Sitten, eine von Fanatismus, Scheinheiligkeit und von Intoleranz freie Religion und wahre Vaterlandsliebe keine leeren Worte bleiben, sondern die Nation zu edlen Thaten erheben.

Nicht auf Aeußerlichkeiten, nicht auf scheinbare Ehren muß der Sinn der

bürgerlichen Jugend gerichtet werden; man bewahre sie vor Eitelkeiten, vor Auswüchsen der Mode und vor Nachäffen anderer Kreise in Sprache und Manieren. Es ist jetzt ein Junker- und Prokentum in die bürgerliche Jugend hineingekommen, welches oft weit schlimmer und roher als das frühere Junkertum geworden ist. Wie der Affe sich vom Menschen durch ungeschicktes Nachäffen unterscheidet, so ist aus der Nachahmung des Junkertums ein Gigerltum entstanden, welches eine wahre Schande für die Jugend geworden ist. Leider richtet sich in der Jugend der Charakter und die Moral auch nach Neußerlichkeiten. Wenn ein Jüngling oder eine Jungfrau durch Schuld der Eltern und Erzieher der Mode zum Opfer fällt, wenn die Jugend sieht, wie Vater und Mutter ohne inneren Fonds und in oft entwürdigender Weise nach scheinbaren Ehren sich sehnen oder sich gar darnach drängen, wie soll dann ein Idealismus erblühen, das Herz für alles Hohe und Schöne noch in der jungen Brust sich erwärmen, wie sollen dann solche Jünglinge selbständige Männer, solche moderne Jungfrauen verständige Gattinnen und gute Mütter werden? Eine solche bürgerliche Jugend ist ein Drohnentum und ist ein nationales Uebel ebenso wie diejenigen Eltern, welche bei allem Ueberfließen von üblichen loyalen und religiösen Phrasen oft keine Spur von wahrer Vaterlandsliebe, von Nächstenliebe, Pflichtgefühl und von wahrer Religiosität trotz ihrer Kirchenbauansammlungen und ihrer Mithilfe an wohlthätigen Vergnüungsbazars besitzen.

Eine zu Charakterlosigkeit, Scheinvornehmheit und geistiger Lede herangebildete Jugend ist eine Gefahr für Staat und Gesellschaft. Der einfache, arbeitssame Bürger, der Handwerker, der kleine Kaufmann, der fast ausnahmslos wenig bemittelte Beamte und Gelehrte, gibt seinen Kindern, mit großen Opfern, meist eine bessere und jedenfalls gediegenere Erziehung als viele reiche Leute, denen alle Mittel zu Gebote stehen. Jener gute und gesunde Kern im Volksleben muß möglichst gefördert werden. In dieser Jugend ruht oft die stärkste Kraft, die höchste Intelligenz und damit die Zukunft des Volkes. Aus diesen Kreisen sind bedeutende Männer hervorgegangen, aus ihnen stammen unsterbliche Dichter und Denker. Auch heute haben wir noch oft Gelegenheit, mit Stolz auf solche Männer zu blicken, welche, von einfachen bürgerlichen Eltern erzogen, Zierden der Wissenschaft, Kunst und Literatur, sowie der Industrie geworden sind. Wir brauchen nur auf die Namen Justus Liebig, Robert Bunsen, Helmholtz, Birchow, Richard Wagner, Kaulbach, Piloty, Lenbach, Siemens, Krupp, Vorfig und andere hinzuweisen.

Das deutsche Volk ist glücklicherweise auch jetzt nicht arm an solchen Männern. Sowohl in der geistigen wie in der wirtschaftlichen Arbeit steht die deutsche Nation auch heute noch durch den geistig und wirtschaftlich vorwärts strebenden Teil des Bürgertums an der Spitze der zivilisirten Völker. Den Hut ab vor solchem Bürgertum! Da ist ein Ehr- und Pflichtgefühl, ein unermüdlicher Fleiß, eine hohe Rechtllichkeit, wie in keiner anderen Nation zu finden. Wie erhaben steht diese festeste Säule des Vaterlandes dem Strebertum und dem Philistertum gegenüber, welches in den Salons der eleganten Welt und auf den Bierbänken

den wahren Wert des Lebens entweicht, oft geistig und moralisch versumpft und das Hohe und Ideale in den Staub zieht!

So brav und tüchtig, so unermüdblich fleißig aber auch viele Bürger in ihrem Berufe sind, so wenig wissen sie oft von dem, was unserem Vaterlande noththut; sie gehen zu sehr in ihrem Berufe auf und verlieren dadurch den Blick für die Gesamtheit. Es ist nicht selten, daß bedeutende Gelehrte, Künstler u. a. nur so viel von den öffentlichen Dingen wissen, als sie gerade flüchtig in ihren Zeitungen lesen, ohne darüber selbständig nachzudenken. Gewiß, es fehlt ihnen bei ihrer schweren Tages- und Nachtarbeit an Zeit! Zugegeben, aber ein Stündchen müßten und könnten sie täglich im eigenen und allgemeinen Interesse den Dingen weihen, welche die Welt bewegen. Man hört oft von Männern, welche Hervorragendes in ihrem Berufe leisten, politische Urteile, die über das Niveau des gedankenlosen Alltäglichen nicht hinausgehen. Dadurch werden solche Größen politische Kinder und stehen wie Schulknaben der Öffentlichkeit und ihren Anforderungen gegenüber. Das ist ein trauriges Zeichen unserer Zeit und insbesondere unseres Vaterlandes. In England beschäftigt die Politik ernstlich und eingehend jeden, Männer und Frauen jeden Alters und jeder Lebensstellung. Bei uns ist fast das Gegenteil der Fall. Wären es nur Einzelne, welche sich teilnahmslos dem öffentlichen Leben gegenüber stellen, so hätte das keine Bedeutung. Wenn aber ein großer und begabter Kreis des Bürgertums, dessen Stimmen in der Wahlurne gewichtig zu sein bestimmt sind, sich dennoch gedanken- und thatenlos in den wichtigsten Ereignissen und Krisen des Vaterlandes zeigt, was Wunder, wenn dann extreme Elemente von rechts und links an das deutsche Bürgertum mit einer gewissen Verächtlichkeit, ja mit Zumutungen herantreten, welche kaum in einem andern Lande gewagt werden könnten.

Unser Vaterland leidet daran, daß es jetzt in den Parlamenten, in der Presse und im sozialen Leben an großen, festen und edlen Charakteren mangelt. Der Interessenkampf beherrscht alles, er hat nicht nur das politische, sondern auch das ethische Leben der Nation in heftigsten Zwiespalt gebracht. Einer für alle und alle für einen, das wäre heute mehr am Platze denn je! Ist der Gedanke denn nicht fortreißend, begeisternd und tief beglückend zugleich, daß ein Morgen anbrechen soll und muß, an dem das ganze deutsche Volk die Fahne des gemeinsamen Vaterlandes wieder über die Parteiflagge erhebt? Ist denn Einigkeit nur in Kriegsgefahr möglich? Das deutsche Volk hat glänzend gezeigt, wie es ein Mann, ein Wille, ein Gedanke zu sein vermag, wenn die Brandfackel eines Krieges seinen Herd zu vernichten droht! Warum strebt, ringt und arbeitet es denn nicht im Frieden in geschlossener Reihe? Ist denn deutsche Bruderliebe, deutsche Treue nur ein Phantom, vom Schicksal als Wunderblume vor uns aufgepflanzt, um nichts als den Stachel des Unerreichbaren im deutschen Herzen zurück zu lassen?! — —

Möge das deutsche Volk im Auge behalten, daß alle Gegensätze der heutigen Parteien verschwindend klein sind im Verhältnis zu der großen sozialen Gefahr,

welche nicht nur die Freiheit der Bürger, sondern auch ihre materielle Existenz auf das bedenklichste bedroht. Zerfällt das deutsche Bürgertum durch Parteilader, durch Charakterlosigkeit, durch Servilismus, durch Interessentkampf und Uneinigkeit, so wird der Sozialdemokratie in unverantwortlicher Weise in die Hände gearbeitet! Die Zeit würde dann kommen, wo unser Vaterland in geistiger und materieller Beziehung schwer zu leiden haben würde!

Eine weise staatsmännische Politik muß deshalb ihre Hauptthätigkeit darauf richten, ein starkes und charaktervolles Bürgertum zu schaffen, denn ohne ein solches ist der Kampf gegen die Sozialdemokratie erfolglos und alle Mittel bleiben immer nur Palliativmittel. Eine schwere Krankheit sucht man durch Stärkung des geschwächten und leidenden Organismus zu beseitigen, — nur dadurch ist eine dauernde Heilung möglich. — Wenn das Bürgertum schwach und krank ist, so leidet darunter der ganze Organismus — der Staat und die Gesellschaft. Jeder Staat ist groß und mächtig zu nennen, der sich auf ein Volk von freien und edlen Bürgern stützt.

Darin liegt die Größe, der höchste Ruhm und die Zukunft der konstitutionellen Monarchien, daß sie nicht wie die despotischen Staaten, welche fast alle mit der fortschreitenden Kultur selbst in Asien zu Grunde gehen, über Unterdrückte und Sklaven, sondern über freie Männer herrschen. Wie der Römer einst sein „civis romanus sum“ mit Stolz vor aller Welt verkündete, so muß auch der deutsche Bürger wieder mit Manneswürde, Stolz und Charakterfestigkeit seinen Namen tragen.



Ein Gespräch mit José Benlliure.

Von

Germine von Preuschen.

In der Via Margutta, wo die alten Häuser stehen, mit den Atelierhöhlen und Winkeln und den malerischen Treppengärten am Pincio empor, da steht auch, fast am Eingang der alten Künstlergasse, die in allen römischen Malerromanen eine Rolle spielt, der große Palazzo Patrizi. Und darin haust nebst vielen anderen auch mein Freund José Benlliure. — Wie oft sitz' ich bei ihm, (er läßt dann sein Modell ausruhen) und wir plaudern von unserem Ehrgeiz, — ach, der seine fand schon reiche Befriedigung — von unserem Streben und Wünschen und neuen großen Bilderplänen. Wie weiß er mir zu raten, mich zu ermutigen, von seinem Leben zu erzählen. Er ist noch jung (für einen Mann) — nur zwei Jahre älter als ich — und was hat er erreicht. Freilich, was hilft mir das große Wollen ohne gleiches Können! Es bohrt den Stachel nur tiefer. Aber ist auch Benlliure der Große, ich nur ein armer Zwergerl an seiner

Seite, — etwas Gleiches haben wir — die Friedlosigkeit im Alten, Gewohnten, das Weiterstreben nach neuen, größeren, tieferen Aufgaben.

Benlliure haßt seine Verkaufsbilder, wie sie alle Kunsthändler von ihm begehren, die Kirchenintérieurs und venetianischen Genrescenen à la Gallegos und Consorten — er haßt sie fast so sehr wie ich die „Blumenbilder für den Verkauf“ — und er malt sie doch — für den Erwerb.

Aber er brütet stets über Neuem; in seinen Augen glüht manchmal ein mystisches Licht, dann erkennt man unter dem glatten Weltmann den Maler der Kolosseumsvision.

Sein Atelier, oder vielmehr seine Atelierflucht, ist herrlich und sonderbar zugleich. Es bergen sich Schätze darin, von den rhodischen Emailmajoliken, den goldgestickten Stoffen, silbernen Waffen und Geräten, Fellen und spanischen Kostümen, bis zu den malerischen Ciocciarenlumpen seiner Modelle herab, die auf den altpersischen gelben Teppichen auf perlmutterglänzenden antiken Brunkseffeln herumliegen — fast anklagend in all der Pracht.

Überall duften frische Blumen. Das Licht ist etwas gedämpft, wie in spanischen Kirchen. Man fühlt sich allem Tagesstreiben entrückt; dennoch streit' ich oft mit ihm, weil ich wenigstens einen hellen „Pleinairraum“ haben möchte. Er versichert mir dann lachend, ich wäre ihm zu modern, er liebe „geschlossene Wirkung“. Doch Benlliures Atelier allein könnte, trotz meiner Vorliebe für Farbe und Glanz und Glut, mich nicht locken. — Sind wir hier doch gewöhnt an die Prachtateliers gar mancher spanischen, italienischen und deutschen Faiseurs, die die taumelnden Fremdencharen als echte, echte Bauernfänger blenden wollen wie das Licht die Motte.

Die mir die Opposition in die Seele geschleudert und mich einen weißgetünchten, blendend hellen Raum zum Atelier erwählen ließen. Benlliure aber hat all das Schöne nur für sich geschaffen, er hat auch keine „Empfangsstunden“ bei malerischen „Arbeitsbluten“.

Man stört ihn eigentlich immer.

Und eben darum störe ich ihn so oft und freue mich an ihm und lerne von ihm — und wir schimpfen zusammen über die Not der Zeit und den Skitsch.

Dann kommt manchmal seine schöne Frau, von der er vier Kinder hat (das älteste ist schon dreizehn Jahre), und dann lachen wir zusammen — er sieht dann so glücklich aus — und vergessen allen Zorn und Groll. Benlliure beweist, daß ein großer, ringender, rastloser Künstlergeist auch vorwärts kommen kann — trotz einer glücklichen Ehe, ein Faktum, das alte Jungfern beiderlei Geschlechts so oft bezweifeln.

Im Sommer haust er mit seiner Familie in Assisi in seiner kleinen Villa und malt und malt bis in den November hinein. Herrliche Studien bringt er dann mit nach Rom.

Nach der großen internationalen Ausstellung in Venedig schickt er das Porträt eines Alten. Eine Welt von Kummer und Lebensqual lagert auf dessen vergrämten Zügen. Das Ganze hat einen wundervollen Silberton und der

Künstler ist einmal ausnahmsweise mit sich selber zufrieden. Außer diesem Bild aber sendet er noch eine Genrescene: vor einer Suppenanstalt sitzt und steht eine Reihe von Bedürftigen.

Der tote Franziskus von Assisi ist von München her bekannt, ebenso dessen Auferstehung mit dem Gefolge der Märtyrerinnen. Beide Bilder vernichtete er nach ihrer Rückkehr von der Ausstellung. Sie vermochten ihm beim Wiedersehen künstlerisch nicht mehr zu genügen.

Wie viel hängt und steht in den hohen Atelierräumen! — Wie viel aber hab' ich schon darin entstehen und in alle Welt hinaus verschwinden sehen; im vorigen Jahr noch die große Weinprobe, eines von Benlliures technisch interessantesten Werken.

Mir aber ist er trotz allem immer nur der Maler der Kolosseumsvision, als den ich ihn zuerst kennen lernte, dem ich mich bedingungslos — begeistert beugte. So rasch er arbeitet, den Plan zu diesem großen Bild, das ihn „mit einem Schlag berühmt machen sollte“, trug er trotzdem viele Jahre mit sich herum.

Von seinem diesjährigen Assisianaufenthalt hat er wieder Studien und Entwürfe zu einem gleich großen Bild mitgebracht, das ihn über den Kolosseumstraum hinausgewachsen, in seiner vollsten Kraft und Eigenart zeigen soll.

Auf dem eminent malerischen „Milieu“ des unterirdischen Domes in Assisi will er in Riesenformat uns wildbewegte Gruppen von verzückten Wahnsinnigen vorführen. Benlliures größtes, sein bestes Zukunftsbild soll heißen: „Die Flaggellanten“.

Im Entwurf liegt eine Kühnheit und Leidenschaft, die wahrhaft überwältigend sind.

Möchte das Bild alle Erwartungen, die höchsten Wünsche des Künstlers, des Freundes erfüllen!

Etwas Fortreißendes liegt im großen Streben eines großen Genies. Es gibt den vernichtenden Maßstab für die Kleinlichkeiten, das Unwürdige des Alltagslebens.

Billegas' Worte fallen mir wieder ein. „In unseren Tagen ist die Kunst (mit wenigen Ausnahmen) „affare di commercio“.

Weh uns, daß dem wirklich so ist! Wie viele von uns müssen für das Einseugericht des täglichen Brotes ihre Seele verkaufen. Aber: „Was hilft es uns, wenn wir die Schätze der ganzen Welt gewannen und nähmen doch Schaden an unserer Seele?!“ Und ist nicht die Sünde gegen den heiligen Geist der Kunst, den Gott in der Künstlerbrust, ein Verbrechen, größer als Mord und Totschlag?

Ein Verbrechen, das so viele mit sich herumschleppen, weil sie doch „leben müssen“.

Warum aber müssen wir leben, wenn das Leben uns zwingt, unser Bestes und Heiligstes zu verleugnen, wie ein jattes Tier im Staub zu kriechen und Erde zu fressen und Kitsch zu malen? — Und da Riese und Zwerg das nicht wollen, darum sind sie Freunde.

Und neulich hat mir der Niese von seinen ersten Anfängen, seinem Entwicklungsgang erzählt, und daß er fände, es stünde einem Künstler besser an, seine Stellung zur modernen Kunst durch Thaten zu beweisen, statt durch Worte. Und daß ein wahrer Künstler keines andern Kommentares bedürfe, daß nichts lauter, überzeugender von seinem Innersten, seinem Intimsten reden könne denn seine Werke.

Und wer Augen und Ohren hat, der lese also im Kolosseumstraum, und einst in den „Flagellanten“, die ganze große Künstlerseele eines Zeitgenossen von fin de siècle und décadence.

Es war beinahe dämmerig in dem kleinen orientalischen Mittelraum. Venlliere lehnte sich bequem in die blaßblauen Seidentissen mit den goldgestickten Drachen. — Fast eintönig begann er:

„Ich bin im schönen Valencia geboren im Jahr 1855.

„Auch mein Vater war Künstler, Lithograph und Maler. Ich fühlte schon früh Leidenschaft für die Kunst, fast noch bevor ich sie in Worten ausdrücken und meine wirren Ideen verständlich machen konnte. Als ich neun Jahre alt war, zeichnete ich Schlachtgetümmel, Stierkämpfe, Karnevalszenen, überhaupt alles, was ich sah. Meine Mutter, die einen Kultus treibt mit den Erinnerungen aus den frühesten Jugendjahren ihrer Kinder, bewahrte diese Blättchen auf, aus denen sich fast von Tag zu Tag die Geschichte meiner ersten künstlerischen Entwicklung verfolgen läßt. Das, was noch keine Kunstausstellung abgeben würde, ward für die von mir angebetete alte Frau ein Museum der Empfindung, aus den ersten Schöpfungen ihrer Kinder zusammengestellt. —

„Denn auch meine drei Brüder wurden Künstler.

„Zum Malen bediente ich mich der Farben, die abends auf meines Vaters Palette zurückblieben. — Ich verewigte damit meine Brüder. — So hab' ich mit diesen Andenken, die in meiner Familie noch erhalten sind, zugleich die Zeugen meiner ersten Schritte auf dem Kunstpfad und die Erinnerung an meine ersten Modelle.

„Noch heut betrachte ich sie mit Vergnügen, bringen sie mir jene glücklichen Zeiten ins Gedächtnis zurück, in denen die Kunst mir noch ganz Illusion war, mich noch keine einzige Enttäuschung hatte fühlen lassen.

„Von meinem elften bis zum vierzehnten Jahr besuchte ich das Atelier von Francesco Domingo, wo ich in Gemeinschaft vieler anderen Schüler von ihm meine ersten Malversuche unter Anleitung eines Meisters anstellte. Gleichzeitig war ich auch Schüler in der „accademia di San Carlos“ meiner Vaterstadt, in der ich die Klassen der Antike, des Naturzeichnens und Malens zugleich besuchte. Da die Mittel meiner Eltern sehr spärliche waren, mußte ich vom Beginn meiner Studien an aus der Malerei selber meine Mittel zu meiner Weiterbildung mir verdienen. Dies erreichte ich dadurch, indem ich in meinen kurzen Mußestunden kleine Bildchen malte, die ich dann für zehn bis zwölf Lire verkaufte.

„Abnehmer fand ich immer — ich malte eben einfach die Porträts von

Flickschneidern und Flickschustern, die mehr auf die Aehnlichkeit ihrer Bildnisse als wie auf deren künstlerischen Wert sahen.

„Inzwischen hatt' ich so viel von unserem Nationalmuseum, dem Prado in Madrid, gehört, daß mein Wunsch, es zu besichtigen, einfach unwiderstehlich ward.

„Endlich gab mein guter Vater mir die Erlaubnis dazu, daß ich mit einigen seiner Freunde mich auf die Reise machte. — Jedoch ging ich dahin ohne alle Mittel, außer dem knapp gemessenen Geld für die Reise und drei oder vier kleinen Bildern, die ich in Madrid zu verkaufen hoffte.

„Kaum war ich dort angelangt, so galt mein erster Gedanke den genauen Adressen sämtlicher Kunsthändler. Ich begab mich zu ihnen allen und bot ihnen meine Arbeiten an. Sie wollten aber nicht glauben, daß der vierzehnjährige Knabe, der noch bei weitem jünger aussah, sie selber gemalt habe. Da mußte ich's ihnen denn beweisen — ad oculos demonstriren, indem ich in Gegenwart dessen, der meine Eigenliebe am stärksten getränkt, ein kleines Bild malte, das ich in einem Tag aus dem Gedächtnis fertig brachte.

„So waren sie endlich überzeugt und kauften dieses Bildchen und die übrigen: für zwei davon erhielt ich dreihundert Franken, für andere noch mehr pro Stück.

„Der materielle Erfolg dieses Versuches gab mir Seelenruhe zu regelmäßigen Besuchen des Prado, in dem ich einige größere Kopien einiger der herrlichen Bilder unseres Velasquez begann, besonders die prachtvollen ‚Piccinini‘. So vergingen mir in angestrengtester Arbeit friedlich und glücklich eine Reihe von Jahren. Ich verkaufte meine Kopien, noch ehe sie fertig waren, meist von der Staffelei. In der Zwischenzeit malte ich eigene Kompositionen, die ich ebenfalls mit Glück absetzte. Ich hatte also immer Brot. Da schwoollen mir Mut und Sehnsucht. Ich hatte so viel von Rom gehört, hatte bald keinen glühenderen Wunsch, als auch dorthin zu ziehen, und all seine Wunder selber in Augenschein zu nehmen. Spanische Künstler, die von Italien zurückkehrten und von seinen Herrlichkeiten schwärmten, schürten das Feuer meiner Begeisterung bis zur unbezwinglichen Flamme. Ich mußte dahin abreißen mit dem schmalenbeutel und all der Schwierigkeiten voll bewußt, die des armen, des Italienschen unkundigen Fremden dort harrten — voll bewußt auch des um so größeren Schlachtfeldes, auf dem meine künstlerisch zu erstrebenden Siege sich künftig zu vollziehen hätten.

„Im Beginn des Jahres 1879 zog ich also arm an Geld, um so reicher an Illusionen, nach der ewigen Stadt, in der ich, um nur zu leben, anfangs das alte Leben und Malen fortsetzen mußte. Die Zeit, die mir vom Erwerb für die größte Lebensnotdurft übrig blieb, wollte ich auf ein großes Bild verwenden, das ich schon seit Jahren im Geist mit mir herumtrug. Aus jener Zeit stammt mein glühender Haß gegen die ‚Stitschmalerei‘. Mit allen Gedanken, mit allem Sehnen, mit allen Pulsen bei dem großen Zukunftsbild, das mich mit einem Schlag den ersten anreihen sollte, konnten meine Hände nicht genug thun, allen Anforderungen der Kunsthändler nachzukommen, alle Genrescenen, die man bei mir bestellte, mit Fleiß und Geschmack auszuführen. Nachts, wenn ich vor

Aufregung überhaupt schlafen konnte, träumt' ich nur von meinem Bild, dem einen, das mir auf der Seele brannte. Ich schämte mich all der, wie ich meinte, so unwürdigen kleineren Bestellungen. Doch ich führte sie aus, ich wollte ja mein Glück gründen, meine Geliebte heimführen.

„Jahr um Jahr hatte ich über all diejem meinen großen Bilderplan, ‚Die Entdeckung Amerikas‘, unausgeführt gelassen. Ich durfte ja keine Bestellung unausgeführt lassen. — Ein fremder Bilderhändler, Mr. Martin Coluaghi, hatte ein paar meiner kleinen Bildchen auf den Londoner Kunstmarkt gebracht. Sie gefielen dort so sehr, daß er mir den Vorschlag machte, ihm hundert, ja hundert, ähnlicher kleiner Motive zu liefern. Ich unterschrieb den Kontrakt, der mir einen nicht unbeträchtlichen, sicheren Gewinn brachte. Den durst' ich nicht verscherzen. Und wieder ward mein großer Bilderplan zurückgeschoben in den hintersten Winkel meiner Seele, die ich nun wieder für so und so viele Jahre an den Meistbietenden verkauft hatte. Ich malte und malte und malte, suchte noch das Beste daraus zu ziehen, zu lernen, mich frei zu machen für mein großes Zukunftswerk. — Wieder vergingen Jahre im Dämmer all der Kirchen- und Straßenleben für den Londoner Kunstmarkt. Mein Geschmack aber ward allmählich ein anderer. Unter dem Einfluß des römischen Himmels und meiner eigenen geistigen Entwicklung wandelte sich langsam die Entdeckung Amerikas zur Entdeckung meiner eigensten Seele. Aus der papierenen Realität der Historie entstieg mir die Wahrheit und Macht der Phantasie. In einer Vollmond-sommernacht im Kolosseum erstand mir mein Bild, das Bild aus meinem Wesen und Sein — die Kolosseumsvision — der Kampf des Christentums gegen die Gewalt des römischen Kaiserreichs. Endlich konnte ich mein Bild beginnen.

„In einem Jahr war es beendet. Ich schickte es zuerst in die große Ausstellung nach Madrid, dann nach München. Und der Erfolg, der geistige Erfolg, übertraf meine kühnsten Erwartungen. Ich ward dadurch wirklich mit einem Schlag berühmt, wenn ich so sagen darf, erwarb mir zwei große goldene Medaillen und Aufträge und Anerbieten jeder Art. Es ward auch angekauft für die heimische Staatsgalerie. Freilich war der Preis kaum nennenswert gegenüber meinen enormen Unkosten. — Aber auch das focht mich nicht an. Ich hatte es mir ja durch jahrelange Frohnarbeit schwer und heiß errungen, endlich einmal ein Bild nach meinem Herzen malen zu dürfen. So war ich fast froh über den rein idealen künstlerischen Erfolg. Darnach aber muß' ich mich wieder an Bestellungen und Aufträge halten, die mir schier uner schöp flich zufließen, die sich wie ein Berg vor mir türmten, der scheinbar niemals ganz erstiegen werden konnte. Aber das Glück an der Seite meiner Frau, die Geburt unserer Kinder entschädigten mich dafür. — Wir konnten uns ein kleines Haus in Assisi kaufen, und wie ich einst im Zukunftserfolg meines ersten großen Bildes schon jahrelang vorher schwelgte — so leb' und träum' ich jetzt bei Nacht und Tag vom Zukunftserfolg meiner ‚Flagellanten‘.

„Aber wenn ich mein Künstlerleben überdenke, das, wie ich wohl sagen kann,

fast mein ganzes bisheriges Leben umfaßt, — wie viel ehrliche Arbeit, wie viele durchgeführte Bilder liegen hinter mir! Die meisten davon befinden sich in Staatsgalerien und Privatammlungen von Deutschland, England und Amerika.

„Und wie ich ja schon sagte — so lang ich denken kann, hab' ich nur von meiner Arbeit gelebt, mich niemals um Staats- oder Privatpensionen beworben. Ich bin stolz hierauf, denn ohne jede Uebertreibung darf ich mir sagen: Ich verdanke mein Glück meiner Beharrlichkeit, meinem Glauben an mich und die Kunst, meiner Begeisterung für sie, der seit nun dreißig Jahren jeder Gedanke, jeder Atemzug gehören.

„Freilich muß ich hinzufügen, wenn ich nicht undankbar sein will, auch mein gutes Glück und die Gunst des Publikums haben mich treulich durch mein Leben hin, von Anfang bis heute, geleitet.

„Ich bin glücklich jetzt, zuzeiten, doch der Friede, in dem ich mit aller Welt lebe, die Freude und Seligkeit bei den Meinen, oft werden sie durch einen Schatten getrübt, der schwarz und groß mir alles Licht verdunkelt — die Angst, nicht dahin zu gelangen, wo alle Größten stehen.

„Denn dahin zu gelangen, das ist heute mein einziger Wunsch, mein glühendes Sehnen, mein verzehrender Ehrgeiz.

„Möchten meine Flaggellanten mich diesem höchsten Ziel meines Lebens ein gutes Stück näher bringen. Ich hoffe, das Bild im nächsten Jahr nach München senden zu können, um so einen Teil der großen Dankeschuld abzutragen, die ich für jene Stadt hege, die mich mit Ehren und Aufmerksamkeiten geradezu überhäuft.

„Was aber soll ich Ihnen von der Antike sagen, meine Freundin? Die Kunst dort hat eine solche Vollendung erreicht, daß die Modernen bis heute sie noch nicht zu übertreffen vermochten, sie vielleicht überhaupt niemals übertreffen können. Die antike Malerei wird nur von der Archäologie verstanden — einer Wissenschaft, die mir völlig fern steht. Und darum erlaube ich mir auch kein Urteil über diese Malerei. Aus der Zeit der Renaissance bewundere ich all die herrlichen Werke all der großen Künstler jener Epoche.

„So oft ich Gelegenheit dazu finde, studire ich mit Eifer und Begier alle Arbeiten dieser erlauchten Geister.

„Was ich aber von der modernen Kunst halte? — Die Zeit der Bewegung, des Kampfes und der ständigen Wandlung, in der wir uns befinden, reflektirt sich deutlich in den heutigen Schöpfungen. — Außer diesem einen aber, das ja alle sehen, vermag ich Ihnen nichts anderes darüber zu sagen, da es mir, dem so stark Mitbetheiligten, doch wohl kaum ansteht, ein Urteil über den jetzigen Stand der Kunst abzugeben. Uebrigens bin ich auch tief davon durchdrungen, daß ich kaum im stande wäre, ein solches Urteil zu fällen.

„Außerdem wiederhol' ich immer wieder: Ein bildender Künstler soll nicht durch Worte, er soll durch seine Thaten zu uns reden. Dann erwächst uns aus seinen Werken der Gradmesser für die Bedeutung seiner Zeit. Warten wir ab, ob meine ‚Flaggellanten‘ dazu im stande sein werden.

„Was an mir liegt, das soll dazu geschehen.“

Es war fast dunkel geworden. Wieder glomm der fanatische Schimmer aus den Augen des Visionenmalers.

So bin ich zuletzt von ihm geschieden. Warten wir es ab, ob sie uns eine Antwort geben über den Stand der modernen Kunst — José Benlliures „Flagellanten“.



Einige Aeußerungen über die Umsturzvorlage.¹⁾

Von

Theodor Mommsen, Gabriel Marx und Hans Thoma.

I.

Ein Brief von Theodor Mommsen.

Gehrter Herr!

Wenn Sie mich um einen Schutz für die Freiheit der Wissenschaft bitten, so ist die Adresse nicht recht gewählt; ich vermag darüber so wenig wie über Regen und Sonnenschein. Aber es will mir auch scheinen, daß unter den vielen bedenklichen Konsequenzen des sogenannten Umsturzgesetzes die Gefährdung der Wissenschaft mehr nebensächlich ist. Es ist wahrscheinlich, wenn es Gesetz wird, daß einem oder dem andern Professor übel mitgespielt wird, so weit es zur Anwendung kommt, und daß, soweit es abschreckend wirkt, Menschenfurcht und Heuchelei namentlich bei den Theologen dadurch noch weiter gefördert werden. Aber die Verfolgung der Entschlossenen sowohl wie die Beseitigung der Halben haben der Wissenschaft immer noch mehr genützt als geschadet. In dieser Hinsicht wird die Schande größer sein als der Schaden.

Die schlimmsten Folgen des Gesetzentwurfs liegen auf anderen Gebieten und berufenere Federn, als die meinige sein könnte, haben rechtzeitig gewarnt. Der Gesetzentwurf ist, wie Freunde und Feinde einräumen, eine verschämte, aber nicht verbesserte neue Auflage des Ausnahmegesetzes gegen die Sozialdemokratie und wird in den Umbildungsprozeß dieser gemeinschädlichen Partei in eine mit dem Gemeinwesen verträgliche, mit der Zeit vielleicht gemeinnützige Arbeiterpartei auf das störendste eingreifen. Das Gesetz wird ferner unsere Gerichte in ihrem Wert und in ihrem Ansehen deterioriren. In politischen und religiösen Fragen ist niemand unparteiisch als die Null oder der Lump, und auch der Richter kann und soll es nicht sein. Darum aber soll man diese Fragen, soweit es irgend möglich ist, aus dem Strafprozeß entfernen und, soweit es nicht möglich ist, den

¹⁾ Diese Aeußerungen werden vielleicht noch vor ihrer Veröffentlichung durch eine solche Entscheidung über die Umsturzvorlage überholt, dann würden dieselben aber auch für die Zukunft nicht ohne Wert sein. Die Redaktion der „Deutschen Revue“.

Thatbestand so formuliren, daß der gewissenhafte Richter objektiv urteilen kann. Diese Vorlage aber gibt dem richterlichen Ermessen einen solchen Spielraum, daß jeder derartige Prozeß zum Tendenzprozeß werden muß und je nach der Zeitströmung und der Individualität die Rechtspflege schwanken wird und schwanken muß. Es ist nicht bloß eine Thorheit, sondern eine ernste Gefahr, fromme Wünsche, die man als solche teilen kann, in die Form von Strafgesetyparagraphen zu bringen.

Ich habe auf Ihre Frage nicht schweigen wollen, da dies mißverstanden werden könnte; aber ich bin mir vollkommen bewußt, daß auf meine und ähnliche Reden nichts antommt. Die Geschichte unseres Volkes müssen sich eben erfüllen.

Ihr Mommen.

Charlottenburg, 14. Januar 1895.

II.

Kunst und Umsturz.

Keiner Weltweise, den man vielleicht am liebsten von allen nennt, wenn man sich auf einen Vertreter dessen berufen will, was in mannigfachem Sinn als „Idealismus“ gerühmt wird, der Grieche Plato, hat bekanntlich das Musterbild eines Staates entworfen, der ihm den Zweck des Staates, das ist nach ihm die Verwirklichung des Guten, am besten erfüllen sollte. Darin ist unter anderem die Erziehung so sehr bis ins einzelne vorgegeschrieben, daß er sogar über die Tonweisen, Rhythmen und Instrumente, die er in seinem Staat geduldet und nicht geduldet wissen will, genaue Vorschriften gibt: er verwirft zum Beispiel die Flöte und Harfe als zu weichlich und erlaubt nur die mehr kräftigen, kriegerischen Instrumente Leyer, Zither und Pfeife. Auch Homer und Hesiod mit ihren unwürdigen und unsittlichen Götter- und Heldengeschichten dürfen nicht gelesen, weder Tragödien noch Komödien dürfen aufgeführt werden, da die Tragödie die Gemüter entnervt, die Komödie Behagen am Gemeinen erweckt. Maler und andere bildende Künstler dürfen nichts Schlechtes und Unsittliches darstellen, die Jugend muß in gesunder und reiner Luft aufwachsen. Aenderungen und Neuerungen in den einmal eingeführten Dichtungen und Tonweisen, sowie in den gymnastischen Übungen, sind nur mit größter Vorsicht zuzulassen, weil mit ihnen auch Veränderungen der Sitten und der ganzen Sinnesart entstehen, welche am Ende zur Auflösung des Gehorsams gegen die Gesetze und damit zum Umsturz aller Ordnung führen. (Nach der in Schwegler-Köstlins „Geschichte der griechischen Philosophie“ gegebenen Zusammenstellung.)

Wer in unseren Tagen so theoretisirte, würde wohl ausgelacht werden: möglich, daß seine Anweisung als eine Karikatur des von diesen oder jenen geträumten Sozialstaates der Zukunft Beifall fände. Die Gründe, warum man Derartiges nicht mehr ernst nehmen mag, sind in der Hauptsache zwei. Erstens ist man heute über die frühere Schätzung sogenannter Staatsutopien oder Staatsromane hinaus; nicht durch ein Vorzeichnen noch so schöner Ideale sei die

Menschenwelt vorwärts zu bringen, sondern einzig durch ein kritisches Beobachten der Thatfachen, ein sorgsames Erlauschen ihrer Entwicklung und ein einsichtiges Fördern ihrer bevorstehenden Weiterbewegung. Zweitens aber erkennt man, daß die gesellschaftlichen Güter, die innerhalb des Staatsrahmens zur Entfaltung kommen sollen, oder wenigstens viele von ihnen und zum allermindesten die Kunst nur dann fruchtbar gedeihen, wenn sie frei aus sich selber heraus wachsen, statt von außen her, durch fremdartige Mächte gezogen zu werden. Die Musik wird schon von sich selbst aus wissen, ob sie zu irgend einer Zeit und an irgend einem Ort mehr die Flöte und Harfe als die Leyer und andere Instrumente zur Geltung zu bringen hat; die Dichtkunst wird aus eigenem bestimmen, ob ihr die Benützung oder vielmehr die Verdeckung von parties honteuses paßt; die Kunst überhaupt wird sich selber und nicht andere fragen, ob ihre bisherigen Formen noch lebensfähig oder bereits so überreif sind, daß sie anderen zu weichen haben.

Als vor mehr als zwei Jahren ein neues Stück Staatsutopie, diesmal jedoch nicht in der Theorie, sondern in der Praxis an der Tagesordnung war, als die sogenannte lex Heinze, die Gesetzesvorlage gegen die „Unsitlichkeit“ in der Literatur und so weiter, den deutschen Reichstag und das Gemüt der Öffentlichkeit beschäftigte, erhielt eine Gruppe jüngerer Dichter zu München, die sich an der Abwehr solcher Versuche beteiligten, von dem Künstler Gabriel Max folgende Worte als Unterstützung ihres Bemühens:

„Alle schönen Künste gedeihen nur in der größten Freiheit; das weiß ja jeder halbwegs gebildete Mensch.“

Fürwahr, es ist fast allzu trivial, was hier erst mit Aufgebot aller Verteidigungskunst gesagt werden muß. Und dennoch sind die Verteidiger gezwungen, es immer weiter zu wiederholen, gezwungen durch die modernen Utopisten, die das in der Theorie lang Ueberwundene in der Praxis von neuem herrschend zu machen suchen. Seit einiger Zeit sind abermals Reichstag und öffentliches Gemüt mit einer solchen Utopie beglückt, die den labilen Namen „Umsturzvorlage“ führt, und der wir durch eine Anführung ihrer authentischen Texte wohl zu viel Ehre anthun würden; vermag doch jeder ungefähre Kenner deutscher Verhältnisse die Weise, den Text und die Herren Verfasser nötigenfalls unbesehen anzugeben.

Was an dieser Vorlage auch schon ohne Rücksicht auf radikalen Unmut, selbst von besonnenster Seite her ausgelegt werden kann und in der That ausgelegt wird, ist ihre Dehnbarkeit, Unsicherheit, Labilität, ihr Umsturzcharakter, durch den sie, auf bestimmte Ziele gerichtet, in jedem Augenblick umgewendet und auf andere Ziele gerichtet werden kann. Sie soll nicht die Kunst treffen; allein ihrer jetzigen Ordnung droht in jedem Augenblick der Umsturz zu Gunsten einer anderen Ordnung ihrer Ziele und Richtungen. Wer Angriffe auf Religion, Familie, Ehe und so weiter finden will, wird sie auch in künstlerischen Darstellungen finden; in der Karikatur am leichtesten, in der Plastik und Malerei nicht schwer und zur Not auch in einer Architektur, die, zu hoch in den Himmel bauend, Gott verhöhnt, die durch Aehnlichkeiten mit dem Kirchenbau die Religion

verspottet, die vielleicht gar durch allzu viele Thüren im Innern der Gebäude dem geheiligten Institut der Ehe Konkurrenz machen läßt. Was dem antiken Plato an Homer und Hesiod nicht recht war, wird dem modernen Plato an den demokratischen Elementen der deutschen Kunst zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, zum Beispiel an dem Totentanz Holbeins oder an den gemalten Kritiken der Gesellschaft, wie sie im achtzehnten Jahrhundert aufkamen, zum Beispiel an Hogarths „Heirat nach der Mode“, kaum billig sein. Oder wenn er für die Vergangenheit gelten läßt, was er der Gegenwart und Zukunft verwehren will, dann möge er sich fragen, was aus der deutschen Kunst geworden wäre, wenn ihrer Reformation eine Art Gegenreformation durch solche „Vorlagen“, besser „Vorlagerungen“, gedroht hätte. Ohne Zusammenhang mit dem heimischen, nationalen Leben in seinem ganzen Umfang, es prüfend auf „Herz und Nieren“, wäre sie zum wenigsten keine nationale, einheimische Kunst geworden, als die wir sie heute besitzen. In diesem Sinn ist, wie wir meinen, eine Aeußerung zu verstehen, die uns anlässlich der neuesten Gegenreformation von demselben Künstler Gabriel Max vorliegt. Sie lautet:

„Da mich von den drei Zeitabschnitten Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft der Gattung Mensch die erstere weniger interessirt, so bin ich der faulste Zeitungsleser und besitze über Politik kein anderes Urtheil als jenes Schopenhauers, kenne mich also in der Umsturzvorlage wenig aus. Sollte aber die Ausstellungsdirne ‚moderne Kunst‘ in Deutschland noch mehr auf öffentliche Jahrmärkte angewiesen werden (als wie bisher) durch etwaige Folgen der Umsturzvorlage, so werden bald nur Engländer und Franzosen eine nationale einheimische Kunst besitzen. Viel darf mit dem niederflackernden Flämmchen ‚Deutsche Kunst‘ nicht mehr vorgenommen werden, ohne daß es im Fabrik- und Pulverqualm der ‚Kultur‘ auslicht.“

So verwunderlich diese Worte für den ersten Blick auch sein mögen, so selbstverständlich klar und elementar offenbaren sie sich doch dem eindringenden Verstandnis. Ihrem Sprecher war es darum zu thun, auf solche Daseinsbedingungen zu verweisen, wie sie für die Kunst schlimmer beinahe nicht mehr gedacht werden können; ist ihm schon das Ausstellen überhaupt anseheinend ein Mittel, die Kunst zu erniedrigen, so wären öffentliche Jahrmärkte gerade das, was ihr zu allerlezt taugte; ja es ist schon genug, wenn man von solchen Jahrmärkten nur spricht, um die Kunstausstellungen zu parodiren. Der Gedanke aber, daß die Kunst in dieser Richtung, in der Richtung lärmender und massiger Oeffentlichkeit dahintreiben würde, mußte gerade einem Künstler höchst abstoßend sein, dessen Werken sich das vielgebrauchte Wort „intim“ so gut anpaßt. Und der Gedanke, daß die materiellen Interessen, voran Industrie und Militarismus, unsere geistigen Anliegen überwältigen könnten, daß sozusagen der Qualm der Fabriken und Gewehre, der die Luft gegenwärtig erfüllt, das auslöschen sollte, was kaum noch als letztes Flämmchen flackert, mag wohl dem Künstler ganz besonders bedrohlich vorkommen, der wie Max vor anderen Künstlern einerseits das Geistige malerisch darzustellen liebt, andererseits unabhängig von augen-

blicklichen Interessen der Gegenwart so schafft, wie er auch zu anderer Zeit, an anderem Ort, in anderer „Kultur“ schaffen würde -- als praktischer Künstler die Gegenwart der Gattung Mensch nicht minder kühl betrachtend als in seiner theoretischen Aeußerung und in seinen theoretischen Liebhabereien.

Indessen wird ein Mag der letzte sein, der sagen würde: Die Kunst hat mit der Gegenwart nichts zu thun, kann also auch eine Umsturzvorlage mit aller Ruhe an sich herankommen lassen. Denn gerade ein Künstler, der es so erfolgreich verstanden hat, das Gebiet der Kunst zu erweitern und in diese Erweiterung auch Satirisches mit einzuschließen, wird jeder anderen Erweiterung der Kunst, möge ihre Richtung zur Zeit auch noch gar nicht abzusehen sein, die Bahn ebenso frei geöffnet wissen wollen. Für keinen Meister der Kunst ist ein Werk der Schönheit dazu da, um irgend welchen theoretischen oder praktischen Zwecken, die außerhalb der Kunst liegen, zu dienen, um, kurz gesagt, Tendenz zu machen; allein jeder darf beanspruchen, daß der Kunst keine Hindernisse vorgelagert werden, wann einmal ihre eigenen Bedürfnisse und ihre Schöpfungen, zur Befriedigung dieser Bedürfnisse geschaffen, mit etwas zusammentreffen, was außerhalb ihres Kreises die Gestalt politischer oder sonstiger Tendenzen besitzt. In unabsehbarer Weise sind Plastik, Malerei und Zeichnung mit dem praktischen Leben verbunden, heute ihm freundlich, morgen ihm feindlich; je mehr sie sich auf dieses stützen, desto besser kann es für dieses wie für jene sein. Ist es da zu verwundern, wenn sie auch einmal tiefer eingreifen und einschneiden, sei's auch nur zum Beispiel, um Christi Trost an die Ehebrecherin künstlerisch wieder aufleben zu lassen und dadurch vielleicht einem Umsturzparagraphen zu verfallen?

Unter den Umsturzparagraphen würden besonders bedeutende eigenartige Künstler zu leiden haben, deren Kunstwerke im ersten Augenblick den allgemeinen Anschauungen und dem Geschmack gänzlich zu widersprechen scheinen, später aber, wenn ihre Eigenart erst richtig verstanden ist, um so größere Teilnahme und Bewunderung erwecken. — Als ein solcher Künstler ist gewiß vielen Kunstfreunden Hans Thoma (in Frankfurt a. M.) erschienen. Für die Hingebung, mit welcher wir den anfangs oft so befremdlichen Eindruck seiner malerischen Schöpfungen überwinden, belohnt uns eine Eigenart, die zwar vielleicht unter engen eigenen Grenzen, kaum aber unter einer Beschränkung durch unselbständige Abhängigkeiten leidet. Auch von diesem Künstler liegen uns über das Verhältnis solcher Bestrebungen, wie sie in der lex Heinze und der Umsturzvorlage hervortreten, zur bildenden Kunst einige Worte vor, die nicht bloß für diese Angelegenheiten sondern auch für die Individualität dessen, der so spricht, bezeichnend erscheinen.

Thoma will sich nicht erlauben, ein allgemeines Urtheil darüber zu geben; „ich kann nur davon sprechen und daran denken, ob meinem eigenen künstlerischen Schaffen dadurch ein Hemmnis werden könnte. Da komme ich allerdings zu dem Schlusse, daß ich vergnügt weiter malen würde, wenn auch das Malen nackter Menschenkörper vollständig verboten würde. — So viel ich von dem Gesetz gehört habe, handelt es sich aber nur um Einschränkung der öffentlichen Schaustellung bei einem Teil des Publikums Aergerniß erregender, die sittlichen

Gewohnheiten verletzender Werke. — Von diesen sind ein Teil Kunstwerke, ein großer Teil davon sind keine, sondern sie sind wirklich im Dienste gewinnbringender Sinnlichkeit gemacht worden, und es läge am allermeisten im Interesse der Kunst selbst, wenn der biedere Gendarm eine Handhabe hätte, solche Schauluststellungen zu unterjagen. — Ein Bild in Lebensgröße, ich glaube es hieß „Wonne-
traum“, wurde in vielen Städten gezeigt — ich sah es in extra arrangirter Beleuchtung, daß es ja täuschend wie die Natur wirken sollte, und es war von einer ganz eigentümlichen Art von Kunstkennern umlagert. — In einer Messbude wäre die Sache nicht gestattet worden und mit vollem Recht — warum denn in einer Kunstbude?

„Ein größter Teil des Publikums sieht in der Kunst nur den dargestellten Gegenstand, kommt nicht über ihn hinaus zu einem künstlerischen Empfinden der Darstellung — die Anregung geht vom Gegenstand aus, ob der schön, häßlich, angenehm, aufregend und dergleichen ist. — Wie dieser Teil des Publikums den künstlerischen Darstellungen nackter Körper gegenübersteht, ist leicht zu denken, so daß eine gewisse Vorsicht und Einschränkung des Ausstellens solcher Sachen nicht so unbedingt als philisterhaft verworfen werden sollte.“

„Es ist ja wohl möglich, daß durch ein strenges derartiges Gesetz unschuldige, herrlich künstlerische Darstellungen auch einmal getroffen würden; das wäre wohl schlimm — aber große Angst braucht nach meiner Meinung die Kunst nicht zu haben vor einer Umsturzvorlage und lex Heinke — es gibt viel schlimmere Dinge, die ihr drohen, zum Beispiel wenn dieselbe, die das freieste Spiel des Menschengenies sein soll, sich in irgend welche Dienste begeben muß, sei dies nun gefallsüchtiger Publikumsdienst, Luxusdienst, Staats-, Erziehungs- und Erbauungsdienst, Sinnlichkeitsdienst oder sogar Schönheitsdienst.“

„Ja, ich gestehe es, wegen einer Umsturzvorlage und dergleichen mache ich mir gar keine Sorge um die Kunst; eher würde ich Befürchtungen haben vor einem Gesetz, welches die Kunst von Staats wegen fördern und in Flor zu bringen suchte.“

*

So weit Thoma. Eine Erläuterung seiner Aussprüche würde wahrscheinlich ihren scharfen Eigenklang abstumpfen. Genug an dem Hinweis auf die Freude, die gewiß sehr viele Freunde der Kunst an den schließlichen Verwahrungen dieses Künstlers haben werden, und an der doch wohl allgemeinen Ueberzeugung, daß selbst aus Thomas Unparteilichkeit noch lange kein Bedürfnis nach irgend welchen Einschränkungen rein künstlerischen Schaffens vernünftigerweise gefolgert werden darf.

Wenn uns dereinst die Neider der Kunst so weit gebracht haben sollten, daß wir statt solcher selbständigen, eigentümlichen Köpfe, wie der eben gehörte Redner es ist, staatlich gezogene Kunststöcke haben, wird der rückschauende Blick nicht ihn, sondern vielleicht gerade die unselbständigsten Köpfe unserer Zeit dafür verantwortlich machen.



Der kaiserliche Hof von Japan einst und jetzt.

Von

Alexander Freiherrn von Siebold.

Lange hielten sich auf Japan, unter einem unbekanntem Namen, Gäste aus „Dats, der Tatarei, auf; sie lebten zerstreut in den Landschaften und führten, vom Fischfang lebend, ein rohes Leben, bis Dsin-Muu-Tei, ein Zeitgenosse des „Stifters des römischen Reiches, ein Fürst, allen an Geistes- und Körpervorzügen „überlegen, unter den Seinigen ein Reich gründete.“ (Kaempferi, Amoenitatum exoticarum Fasc. II, pag. 491.) So schildert Kämpfer, einer der ersten Erforscher Japans, den Anfang der kaiserlichen Dynastie. Die japanische Geschichte erzählt die Entstehung des Kaiserhauses etwas anders: Nachdem sieben Dynastien der Götter des Himmels im Weltall aus sich selbst entstanden und das Land der acht Inseln geschaffen war, Berge, Quellen, Flüsse sich gebildet hatten, wurden von den göttlichen Ahnen Zanagi und Zunami die fünf Dynastien der Götter der Erde gegründet, von denen die Beherrscher der Menschen abstammen. Der letzte von den Göttern der Erde hatte mit der Prinzessin Iujin vier Söhne gezeugt, von denen der jüngste ebenso durch Vorzüge des Körpers als Geistes sich auszeichnete. Dieser wurde der Ahnherr der jetzt noch regierenden kaiserlichen Dynastie und erhielt nach seinem Tode den Namen „Jin mu ten no“, ins Deutsche übersezt: „Der göttliche Krieger; der himmlisch verklärte Herrscher.“ Seine Regierung fällt in die Jahre 660 bis 585 vor Chr. Geb., und der jetzt regierende Kaiser ist der 121. Nachfolger in derselben Linie; er bestieg den Thron im 2527. Jahre nach Jin mu ten no.

Die japanische Mythologie und Urgeschichte, wie wir sie aus den Ueberlieferungen und Sagen kennen, liefert das Material zu dem eigentümlichen Heroendienst, welchen wir in der Shintoreligion verkörpert finden. Während der Buddhismus das ganze Reich erobert hatte und selbst kaiserliche Prinzen zu Priestern geweiht wurden, blieb es ein consequent durchgeführtes Staatsprinzip, daß der Kaiser, der Abkömmling der alten Götter, sich vom Shintoismus nicht trennen durfte. Es war dies eine absolute Notwendigkeit, weil mit der kaiserlichen Würde auch die höchsten Funktionen des Ahnen- und Heroenkultus zusammenhingen. Wenn auch der Kaiser selbst keinen eigentlichen priesterlichen Charakter besitzt, so leitet er doch persönlich die religiösen Handlungen, welche an gewissen Gedenktagen die Verehrung der göttlichen Ahnen zum Zwecke haben. Es ist dies ein Vorrecht der kaiserlichen Geburt und der Abstammung von den Kamis, (das ist den Gottheiten des Shintoismus), zu denen der Kaiser auch nach seinem Tode heimgeht. Wir finden in der Mythologie Japans und in seinem Heroendienst unzweifelhaft Anklänge an das Religionsystem der alten Griechen. Auch in Japan finden wir die Götter mit menschlichen Eigenschaften

begabt. Als solche werden Nationalhelden verherrlicht; die Gesetzgeber der Vorzeit, die Begründer des Staats und Stifter des kaiserlichen Hauses, sowie die getreuen Mannen der dunklen Vorzeit werden sämtlich als Heroen vergöttert.

Im dem Volksmunde wird diese Verschmelzung des Ueberirdischen und des Menschlichen, welche in der Person des Kaisers zum Ausdruck kommt, durch den Titel Ten-shi, „Sohn des Himmels“, bezeichnet. In dieser mystischen Eigenschaft und Abstammung liegt eben das Geheimnis der außerordentlichen Macht der Krone in Japan und auf ihr beruht die Stabilität des Thrones, welcher allen Stürmen getrotzt hat. Es ist eine Verbindung des Cäsarismus mit einer Theokratie, welche selbst die Aufklärung nicht im Stande ist, zu erschüttern.

Der Titel Mikado, unter welchem die Europäer den Kaiser von Japan bezeichnen, ist insofern inkorrekt, als es bloß eine indirekte Bezeichnung der Würde ist. Mikado, wörtlich übersetzt, bedeutet die kaiserliche Pforte, hat also einige Analogie zu dem deutschen Ausdruck „der Hof“. Der eigentliche offizielle Titel des Kaisers ist: Tenno Heika, oder Seine Majestät der himmlische (respektive göttliche Kaiser). Es gibt jedoch noch eine Reihe von anderen Bezeichnungen, welche, weil sie sämtlich mit chinesischen Schriftzeichen ausgedrückt werden, sich wörtlich übersetzen lassen. Die Bezeichnung Kotei, welches einfach mit Kaiser sich übersetzen läßt, wird auch viel gebraucht, auch spricht man vom Kinri, dem kaiserlichen Palais, wörtlich „dem verbotenen oder unnahbaren Platz, das Allerheiligste“.

Während keine Dynastie Europas ihren Stammbaum so weit zurückführen kann wie die japanische, ist noch der Umstand bemerkenswert, daß es in Japan überhaupt nur eine Dynastie gegeben hat. Freilich finden wir in den Reichsannalen manchmal zwei, sich bekämpfende, Kaiser erwähnt, aber dies waren immer Mitglieder einer und derselben Familie, welche sich dann später wieder zu einer einzigen Linie verbanden. Es gab Zeiten, wo die kaiserliche Macht zu einem Schatten herabgesunken war, wo die Shoguns, gleich den Maires du Palais unter den Merowingern, die Regierung führten, aber die kaiserliche Souveränität wurde nie in Frage gestellt; und selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen während der Herrschaft eines Hideyoshi oder eines Iyeyasu blieb stets der Ten-shi der Born aller Autorität und der Spender aller Ehren.

Wir müssen diesen Rückblick auf die Entstehungsgeschichte des kaiserlichen Hauses vorhergehen lassen, um manches im Hofleben und der Stellung des Monarchen zu erklären.

Wenn auch im Mittelalter die Abgeschlossenheit des Mikados nicht so konsequent durchgeführt wurde wie in der Neuzeit, so brachte es die Heiligkeit seiner Person doch mit sich, daß er sich fast nie den Augen der Sterblichen zeigte. Wenn er Audienzen erteilte, so war der obere Teil der Figur durch eine herabhängende Gardine verhüllt. Gleichsam hinter einem Schleier nur konnte man das Antlitz des Herrschers mehr erraten wie erkennen, während selbst die höchsten Reichsgroßen sich nur knieend, in unterwürfiger Haltung nähern durften. Gegenüber dem in den meisten orientalischen Ländern üblichen Luxus und Ber-

ichwendungsucht herrichte fast zu allen Zeiten am Hofe der Mikados große Einfachheit und in den letzten Jahrhunderten, infolge der niederträchtigen Behandlung durch die Shoguns, fast Armut. Die Zivilliste des Mikados war vor der Restauration kaum genügend, um dem Unterhalt des Hofes und des Hofadels zu genügen. Viele Höflinge waren gezwungen, durch Malerei und andere künstlerische Nebenverdienste, für ihr täglich Brot zu arbeiten. Während am Hofe des Shoguns alles in Waffen starrte und mit Vorliebe militärische Kampfspiele getrieben wurden, war der Hof der Mikados der Pflege der Kunst und Wissenschaft gewidmet. Die japanische Nationalliteratur hat ihre Hauptunterstützung am Hofe von Kioto gefunden. Unter den Kaisern und Prinzen gab es schon frühzeitig namhafte Dichter: Musik und Malerei wurden stets am Hofe gepflegt. Im Mittelalter war auch in Kioto die strenge gesellschaftliche Scheidung zwischen den Männern und Frauen noch nicht eingeführt, die Frau hatte den gleichen Rang wie der Mann, ihre Herabsetzung trat erst später ein, infolge der Lehren des Buddhismus und der Philosophie des Konfuzius. Wenn man den alten Schriftstellern Glauben schenken kann, so muß das Leben im sonnigen Kioto zu alten Zeiten wirklich idyllisch gewesen sein. Die Frühlingstage und Herbstnächte wurden bei fröhlichem Tanz und Spiel verbracht. Die Blütezeit der verschiedenen Bäume und Blumen wurde zu Festlichkeiten und Gelagen benützt. Zuerst feierte man die Pflaumenblüte, dann folgten die Lotosblumen, die Blüte der Hagipflanze und des Chrysanthemums. Partien zu Wasser wechselten mit Spaziergängen zu Lande ab. Namentlich aber die Dichterkränzchen, von denen es nicht weniger wie vier Arten gab, je nach der poetischen Richtung, wirkten günstig auf die Entfaltung der Literatur. Auch die Tänze, wobei man nicht gerade an unsere Ballvergnügen denken muß, denn es waren darunter auch gottesdienstliche und historisch-dramatische Tänze, wurden eifrig geübt. An Gesängen und Gesangsvereinen existirte ebenfalls kein Mangel; auch gymnastische Spiele gab es wie: Fußball, Ballspiel zu Pferde und so weiter. Ferner wurde das Schachspiel und eine Reihe anderer Gesellschaftsspiele eifrig betrieben, dabei auch mitunter komische Vorträge und Kraftübungen, wie Ringkämpfe und Wettrennen ausgeführt. Wenn auch die allerhöchsten Herrschaften diesem Getreibe persönlich sich fern hielten oder höchstens von weitem zusahen, so waren doch diese gesellschaftlichen Vergnügungen für den Ton der Hofgesellschaft und des Hofadels in Kioto maßgebend. Die japanischen Schriftsteller der Militärkaste beklagen sich allerdings bitter, daß dieses Leben die Jugend verweichlicht und die Sitten und Gebräuche verdorben hätte. Ihre Partei fand in der allmählich durch den Einfluß des Buddhismus und der Philosophie des Konfuzius verursachten gesellschaftlichen Trennung der Geschlechter das einzige Remedium gegen den überhandnehmenden Leichtsinne, wie sie es zu nennen beliebte. Sie übersahen aber dabei, daß gerade das Heranziehen der Frauen an den Hof zu Kioto veredelnd und mildernd auf die Sitten wirkte und sie viel dazu beitrugen, die Nationalliteratur durch die Pflege der alten Yamatoisprache in ihrer Reinheit zu erhalten. Viele Frauen spielten damals eine große Rolle als

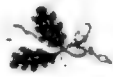
Schriftstellerinnen. Sie schrieben meistens Romane und Gedichte. Wir finden aber auch darunter Geschichtschreiberinnen wie die berühmte Murasaki, deren Werke sich bis auf die Gegenwart erhalten haben.

Doch die Bürgerkriege der Minamoto- und Taira-Periode machten bald dem friedlichen Leben zu Kioto ein Ende; das rauhe Kriegshandwerk, die Ambition der Heerführer zerstörte die Poesie des Lebens. Wiederholt wurde selbst der kaiserliche Palast in Asche gelegt, und als endlich nach langen Kämpfen im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts Ruhe und Friede eingetreten waren, da befand sich der kaiserliche Hof unter dem Druck eines mächtigen Reichskanzlers, der diese Würde in seiner Familie erblich zu machen wußte und dem Kaiser nur den Schein seiner früheren Herrlichkeit zurückließ. So dauerte es über dreihundert Jahre und trotz der patriotischen Anhänglichkeit des Volkes blieb der Monarch fast gänzlich isolirt, und erst die Ankunft der Fremden in Japan, die Eröffnung des Landes und die offenbare Unfähigkeit des Shoguns das Land zu regieren, änderte die Situation. Eine Revolution, gleichzeitig von oben und unten, fand statt und der direkte Nachkomme des Jinnu ten no, der jetzt regierende Kaiser Mutsu Hito, übernahm die Regierung als absoluter Herrscher im Jahre 1868. Wohlweislich war seine Politik nicht eine der Reaktion, sondern des Fortschritts. Von diesem Moment an begann das Werk der Konsolidation und der Reform, welches zur Begründung der nationalen Einheit mit der Abschaffung des Feudalsystems anfang, und mit der Einführung einer Verfassung und einer Volksvertretung das Werk krönte. Der kaiserliche Hof hat während dieser Zeit große Wandlungen durchgemacht. Allmählich mußte die alte Hofetikette den modernen Anschauungen weichen. Der Eintritt Japans in den internationalen Verkehr bedingte auch die Annahme von europäischen Formen des Hoflebens. Wenn man jetzt den japanischen Hof sieht, welcher so musterhaft unter der Leitung von Männern wie Hofmarschall Prinz Nabeshima und dem Zeremonienmeister Sanomiya eingerichtet ist, und dem der preussische Kammerherr von Mohl den letzten Schliff gab, glaubt man kaum im entferntesten Punkt Ostasiens sich zu befinden. Die Gesandten werden zu den Audienzen in eleganten Hofequipagen abgeholt. Die Hofbeamten und Lakaien sind in europäischen Uniformen und Livreen gekleidet, die Hofdiners sind exquisit, die Speisen nach französischer Mode zubereitet und die Weine aus den besten Kellern des Westens bezogen. Nach Tisch halten die Herrschaften Cercle wie bei uns und spielt abwechselnd die Kapelle des Garderegiments oder der Marine. In einem sind die Japaner noch nicht so weit gekommen wie die europäischen Höfe: es gibt kein Hoftheater und infolge dessen auch keinen Hoftheaterintendanten. Hofsänger und Ballet gibt es auch nicht, obgleich es in Tokio eine vorzügliche staatliche Musikschule gibt, welche nicht nur die europäische Musik vertritt, sondern sich sehr verdient gemacht hat durch die Wiederbelebung der japanischen Musik, welche, was Melodie anbelangt, viel Reiz bietet. So ist zum Beispiel die japanische Nationalhymne aus nationalen Motiven entstanden, welche ein deutscher Kapellmeister für das Orchester komponirt hat.

Das Leben des Kaisers ist höchst einfach, aber auch sehr anstrengend. Er steht früh auf und zieht bald seine Uniform an, dann präsidiert er den Sitzungen des Kabinetts, erteilt Audienzen, wobei immer der Hausminister assistiert. Jetzt, während des Krieges, soll Seine Majestät bis nachts elf Uhr ununterbrochen arbeiten und sich persönlich über alle Ereignisse Vortrag halten lassen. Die Kaiserin, welche sich bei öffentlichen Gelegenheiten europäisch kleidet, hat besonders das weibliche Erziehungswejen unter ihre Obhut genommen und übt das Patronat über mehrere Erziehungsanstalten, unter anderen auch über ein adeliges Fräulein=institut aus. Besonders für Werke der Barmherzigkeit und der Menschenliebe ist Ihre Majestät stets hilfreich bereit. Gemeinschaftlich mit dem Kaiser hat sie die japanische Gesellschaft vom roten Kreuz ganz besonders unter ihre Obhut genommen und dieselbe mit großen Mitteln ausgestattet. Seit Ausbruch des Krieges arbeitet die Kaiserin mit den Damen ihrer Umgebung an der Anfertigung von Verbandmitteln, und große Ballen von Material zur Pflege der Verwundeten werden regelmäßig vom Palais auf den Kriegsschauplatz geschafft. Die an sich nicht bedeutende Zivilliste des Kaisers (denn in Japan ist das Rechnungswejen der Staatswirtschaft streng vom Hofe getrennt) schmiltzt noch bedeutend durch die großen Opfer zusammen, welche infolge der Weigerung der Kammern genügende Mittel für die Flotte zu bewilligen, freiwillig vom Kaiser gebracht wurden; dabei erhalten die Offiziere sämtlich kaiserliche Zulage und unterstützt der Kaiser öfters hohe, verdiente Staatsmänner, welche aus politischen Gründen sich von der Staatscarrière ohne genügende Pension zurückziehen müssen. Für gewöhnlich versteht man auch am Hof Sparsamkeit mit Ordnung zu verbinden, nur bei Gelegenheit eines fremden fürstlichen Besuchs, die viel öfter, als man glaubt, stattfinden, wird die altjapanische Gastfreiheit in vollem Maße an den Tag gelegt. Der knauernden Volksvertretung gegenüber war es dem Premierminister Graf Ito eine große Satisfaktion, als er auf kaiserlichen Befehl die Mitteilung machen konnte, daß der Kaiser lieber sich einschränken wollte, und lieber einen bedeutenden Bruchteil seines Einkommens für die nationale Verteidigung, namentlich für die Flotte hergeben, als die Sicherheit des Vaterlandes bedroht zu sehen. Die Erfolge der Schlachten am Yalu und in der Mandchurei hat die Opposition tief beschämt, und es ist nicht zu wundern, wenn jetzt das Abgeordnetenhaus eine Resolution gefaßt hat, die Regierung möge nach freiem Ermessen thun und anordnen, was sie für gut halte, und in Hinsicht auf die finanziellen Bedürfnisse ganz frei und unbehindert über die Hilfskräfte des Landes verfügen.

Selten hat ein Monarch, selbst Peter der Große und Joseph II. während seiner Regierungszeit so viel Großes und Gutes ausführen können und vollziehen sehen, wie Kaiser Mutzu Hito seit der Restauration; aber die Erfolge des Fortschritts und der Aufklärung, welche die Meiji-Ära bezeichnen, knüpfen auch ein festes Band zwischen dem Ten-shi und seinem Volk, und während früher die mythische Abstammung und die historischen Rechte des Kaiserhauses die Grundlagen des Thrones bildeten, ist jetzt ein neues Band dazu gekommen, welches

das Volk und die Krone verbindet, es ist das Gefühl der Dankbarkeit, daß nicht nur das japanische Volk unter ihm einig und frei geworden, sondern daß es auch die Stellung sich errungen hat, für welche es seit der Restauration gekämpft hat.



Der Franzose.¹⁾

Ich habe die paradoxe Behauptung aufstellen hören, daß es wohl ein England und Engländer, ein Deutschland und Deutsche, ein Rußland und Russen gebe, aber nur ein Frankreich und Normannen, Provençalen, Picarden, Lothringer, Gasconner und so weiter.

Zweifelsohne hat Frankreich sich aus einer Mehrheit von Völkern gebildet, aber weil es Leute aus der Champagne gibt, Burgunder, Leute aus dem Languedoc, Bretagner, gibt es darum nicht auch Franzosen? Man sagt: französischer Wein, französisches Genie, französische Galanterie, furia francese, aber man sagt auch: französische Leichtfertigkeit. Wer hat dann aber dieses französische Genie begründet, wer diese französische Galanterie geschaffen, wer vor allem auf so und so vielen Schlachtfeldern diese furia francese bewiesen? Sind das nicht Picarden, Normannen, Provençalen und Burgunder gewesen?

Nicht minder ist man in Verlegenheit, wenn man sagen soll, was denn der Franzose eigentlich ist. Welches sind die Ursprünge dieses Stammes? Was für einen Teil haben an diesem Volke die Mischungen und Kreuzungen, was ist dem Einflusse der Eroberungen und Einwanderungen zuzuschreiben? Sind wir Iberer, Ligerer oder Gallier? Und zunächst die Gallier, sind sie Kelten? Hat die römische Eroberung oder die germanische Invasion uns das meiste neue Blut in

¹⁾ Henry Houssaye, der Verfasser dieses Artikels, wurde kürzlich mit 28 von 30 Stimmen zum Mitglied der französischen Academie erwählt; er ist am 24. Februar 1848 zu Paris geboren. Er widmete sich anfangs dem Studium des griechischen Altertums und veröffentlichte: „L'histoire d'Alcibiade“, „Athènes, Rome, Paris“, „La loi agraire à Sparte“, „Aspasia“, „Cléopâtre“, „Théodora“ und so weiter. Er war der Nachfolger Ernest Renans auf dem Präsidentenstuhl der Société des études grecques. Er ließ auch eine Reihe kritischer und kunstgeschichtlicher Artikel in der „Revue des Deux-Mondes“ und im „Journal des Débats“ erscheinen, die später in den Sammelbänden „L'art français“ und „Les hommes et les idées“ herauskamen. Was aber seinen Ruf hauptsächlich begründet hat, waren die beiden großen Werke über den Sturz des ersten Kaiserreichs „1814“ und „1815“. Diese beiden Kapitalwerke hatten einen ganz außerordentlichen Erfolg und wurden jedes in mehr als 20 000 Exemplaren verbreitet. Sie haben Houssaye in die erste Reihe der lebenden Geschichtsschreiber gestellt. Interessant dürfte sein, daß Houssaye den Krieg von 1870 als Offizier der Mobilgarde mitgemacht hat und mit dem Orden der Ehrenlegion „für bewiesene Tapferkeit“ decorirt worden ist.

die Adern gegossen? Sind wir ein nordischer oder ein südlicher Volksstamm, ein eingeborenes Volk oder als Eroberer eingewandert?

Wenn man bloß nach der Ähnlichkeit des Charakters urteilen wollte, wäre man versucht, in dem Franzosen den Gallier der alten Schriftsteller wieder zu erkennen, den Gallier Cäsars, „hervorragend gesellig und nach Neuerungen begierig“, „die eiteln Aufstände liebend“, von äußerster Beweglichkeit in seinen Entschlüssen, von schrankenloser Leichtigkeit des Charakters, „ebenso hoffnungsfreudig wie leicht zu entmutigen“; den Gallier des Livius, den beherzten Soldaten, „schlecht auf seine Haut bedacht“, „den Kriegslisten abhold“, „Berwegenheit für Mut nehmend“; den Gallier des Strabo, „kriegstoll“, „niemals zögernd, den Feind anzugreifen, wie auch dessen Zahl und Stellung sein möge“, und stets bereit, „den Unterdrückten“ beizustehen. Klingt das nicht wie später „Frankreich ist der Krieger Gottes“ und ebenso: gesta dei per Francos?

Andererseits können wir nicht verkennen, daß die Kelto-Gallier durchaus nicht die einzigen volksbildenden Elemente der französischen Volksmischung sind. Die Paläontologie deckt in Frankreich menschliche Skelette aus der Diluvialzeit auf und Menschen, die der jüngeren Steinzeit, der Bronze- und Eisenzeit angehören. Die Anthropologie weist bei den heutigen Franzosen arische Langschädel, ligurische Kurzschädel, den vorstehenden Kiefer des ural-altaischen und den aufrechten des kaukasischen Typus auf. Die Geschichte endlich weiß von einer kelto-gallischen Zivilisation, von den Kolonisationen der Phönizier und Griechen, von der römischen Eroberung, der Invasion der Franken, den Einfällen der Germanen und Normannen und den langjährigen Besitzergreifungen der Engländer und Spanier zu berichten.

Wir wissen daher wohl, daß wir zu Vorfahren eine Vielheit von Völkern haben, aber wir wissen nicht, wie die französische Nationalität sich mit ihrem Charakter, ihren Vorzügen und Mängeln gebildet hat. Ist das durch das andauernde Vorherrschen eines dieser Völker geschehen? Der eine Volksstamm vermehrt sich mit jedem neuen Geschlechte, der andere erlischt aus Mangel an Nachkommen, wie die alten Spartiaten. Dieses Volk widersteht sich dem fremden Einflusse, jenes läßt ihn über sich ergehen, ein anderes wieder verhält sich weder abweisend noch entgegenkommend, sondern nimmt ihn in sich auf, um ihn durch seinen eigenen zu ersetzen. — Oder ist das Gegenteil der Fall und hat eine Zuchtwahl stattgefunden, wie sie ähnlich bei den Tieren und Pflanzen vorkommt, welche die überflüssigen Formen und niedrigeren Varietäten abstoßen? Sollten die Völker nicht unbewußt ihre Zuchtwahl treffen, wie die Tierrassen und Pflanzengattungen?

Die moderne französische Regierung ist ein Abbild der französischen Nationalität. Zusammengesetzt aus Picarden und Hochburgundern, die so grundverschieden von einander sind, aus Bretaguern und Gascoignern, den verkörperten Gegensätzen, aus Normannen und Provençalen, die sich so fremd gegenüberstehen wie Deutsche und Italiener, bildet sie doch, wenn auch aus durchaus verschiedenen Elementen gemischt, ein vollkommen gleichartiges Ganzes. Was ver schlägt es,

daß in ihr Picarden, Bretagner oder Gascoigner der Zahl nach vorherrschen? Es ist weder eine picardische, noch eine normannische, noch eine gasconische, sondern eine französische Regierung. Ganz genau so verhält es sich mit Frankreich. Söhne der Gallier, der Latiner, der Franken, sind wir doch keine Gallier, Latiner oder Franken, sondern Franzosen. — Wenn aber die französische Bevölkerung vielleicht mehr Mischungselemente in sich aufweist als irgend eine andere der Welt, so darf man daraus nicht auf ihre Minderwertigkeit schließen. Blei ist ein reines Metall, Bronze aber eine Mischung.

Henry Housaye,
Mitglied der französischen Akademie.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Sprachwissenschaft.

Ueber die Verwendung von Fremdwörtern im Deutschen.

Ihre Aufforderung, in Ihrer Zeitschrift meine Ansicht über die Verwendung von Fremdwörtern im Deutschen darzulegen und zu begründen, ist mir natürlich sehr willkommen: aber ich habe diesen Gegenstand bereits eingehend in dem neunten und zehnten meiner „Deutschen Sprachbriefe“ (11. Auflage, S. 189—192 und S. 220—222) behandelt, so daß ich Ihrer Aufforderung nur nachkommen kann, wenn mir gestattet wird, das dort Gesagte verkürzt in einem möglichst gedrängten Auszuge zu wiederholen.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, — habe ich a. a. O. gesagt, daß unter allen Bildungsvölkern fast allein die Deutschen neben dem Wörterbuch ihrer Sprache noch ein eigenes Fremdwörterbuch bedürfen, ja daß eigentlich nur das letztere als ein wirkliches Bedürfnis von vielen Deutschen, welche sich wenigstens selbst zu den Gebildeten zählen, anerkannt wird, während sie eines deutschen Wörterbuches entraten zu können glauben. Durch die falsche Anwendung, Aussprache, Schreibweise eines Fremdwortes würden sie fürchten, sich eine Blöße zu geben und einen Mangel an Bildung zu verraten, von dessen weit stärkerem Hervortreten in dem willkürlich regellosen Gebrauch und in der Verwahrlosung der Muttersprache sie nicht einmal eine Ahnung haben.

Diese eigentümliche Erscheinung hängt — wofür ich Zeugnisse von Du Bois-Reymond und von Ernst Moritz Arndt angeführt habe — einerseits zusammen mit dem wenig ausgebildeten Sinn der Deutschen für sprachliche Formvollendung, andererseits aber ist sie in der Eigenartigkeit unserer deutschen Schriftsprache selbst begründet, die — und zwar nur allzu leicht und allzu reichlich — Fremdes in sich einströmen läßt, aber doch meist nur etwa wie Del ins Wasser, ohne sich damit zu vermischen und es in sich aufzunehmen. Die Fremdwörter bleiben zumeist in ihrem Wesen und Kern unverändert; nur in der Endung und Biegung erfahren sie eine leichte, äußerliche Umformung insoweit, daß sie sich wenigstens einigermaßen in das Gefüge deutscher Rede einordnen lassen. Aber immer bleiben sie dann für das deutsche Ohr und Gefühl etwas Fremdes und Fremdartiges und finden deshalb mit Recht keine Aufnahme in dem eigentlichen deutschen Wörterbuch, sondern erfordern bei ihrem nur zu häufigen und reichlichen Vorkommen ein eigenes „Fremdwörterbuch“. Völkern

freilich, denen in ihren aus älteren Sprachtrümmern hervorgegangenen und zusammengeschmolzenen Sprachen das Gefühl und Bewußtsein eines ureigenen Grundstocks im Wortlaut abgeht, genügt statt der innern Gleichartigkeit, welche der Deutsche für die als deutsch anzuerkennenden Wörter fordert, für die ihren Sprachschatz bildenden Wörter schon eine äußere Gleichförmigkeit in der Aussprache, Endung und Biegung. Unsere ältere Sprache, wie noch die Volkssprache in den Mundarten, setzte der eindringenden Fremdwörterflut einen härteren Damm entgegen als unsere heutige Schriftsprache, namentlich aber duldete sie nicht leicht etwas Fremdartiges in sich; vielmehr strebte sie, wenn einmal Fremdes unabweislich eingedrungen, dies in seinem Kern und Wesen umartend sich anzuzüchtigen, um es sich dann wirklich zu eigen zu machen und einzuverleiben. Solche durch anartende Umformung dem Deutschen vollkommen angeeignete Wörter erklingen nun ganz wie heimische und gelten im allgemeinen Volksbewußtsein auch für echt deutsche.

Wie ganz anders muten sie den deutschen Hörer an als die bis etwa auf einigermaßen deutliche Zustufung der End- und Bildungsilben noch unverändert übernommenen, im deutschen Volksbewußtsein immer als undeutsch und fremdartig empfundenen Fremdwörter! Dem das Gefühl für Einheit und Reinheit der Sprache nicht ganz abhanden gekommen, dessen Ohr muß durch die Einmischung des Fremdartigen, auch wenn er den Sinn vollkommen versteht, empfindlich verletzt werden. Dazu ist aber für die fremder Sprachen unkundige große Masse des Volkes zugleich alles Undeutsche auch etwas Undeutliches, Unverständenes und Unverständliches; und so entsteht durch die Einmischung des Fremdartigen nicht bloß eine das feinere Sprachgefühl beleidigende Ungleichartigkeit und Buntschichtigkeit, sondern auch geradezu ein die Volksverständlichkeit schwer beeinträchtigendes Kauderwelsch.

Ich will, weil in solchen Fällen Beispiele am anschaulichsten und eindringlichsten wirken, aus einer 1797 erschienenen Schrift von Friedrich Schlegel einen Satz hier einrücken, der unter achtundvierzig Wörtern sechzehn (also ein volles Drittel) undeutsche enthält, mehr, als Luther in seiner ganzen Bibelübersetzung gebraucht hat. Es ist das derselbe Schlegel, der später (1812) in einem Aufsatz über die Verwahrlosung unserer Muttersprache aus Selbsterfahrung und hoffentlich auch aus reinerer Selbsterkenntnis „das Ding oder Wesen, wie man es sonst nennen will“, das viele unserer Schriftsteller schreiben, als „ein unnatürliches Zwitterwesen“, „einen widerartigen Mischling aus dem Abfall aller anderen Sprachen“ bezeichnet. Der erwähnte Satz von Friedrich Schlegel lautet:

„Ehe ich diese interessante Komposition moderner Anmaßung, raffinierter Mißverständnisse und barbarischer Vorurteile in ihre ursprünglichen Elemente analysire, muß ich einige Worte über die einzigen gültigen objektiven Prinzipien des ästhetischen Tadelns voranschicken. Dann wird es nicht schwer sein, den subjektiven Ursprung der konventionellen Prinzipien dieser pathetischen Satire zu deduziren.“

Man vergleiche damit in reinem Deutsch etwa:

„Ehe ich diese geistreiche Verquickung neuzeitlicher Anmaßung, ausgeflügelter Mißverständnisse und ungebildeter Vorurteile in ihre ursprünglichen Bestandteile auflöse, muß ich einige Worte über die einzig gültigen gegenständlichen Grundsätze des Tadelns in Bezug auf das Kunstschöne voranschicken. Dann wird es nicht schwer sein, den unsachlichen Ursprung der nur hergebrachten Grundsätze dieser hochtrabenden Spottrede darzuthun.“

Allerdings mag eine solche rein deutsche Darstellung dem Schriftsteller, zumal dem bisher darin ungeübten, mehr Mühe kosten als die lotterige Weise, wonach er jedesmal das ihm zuerst in den Gedanken oder in die Feder kommende Wort niederschreiben zu dürfen glaubt, ohne auch nur darüber nachzudenken, ob nicht die reiche Fülle des deutschen Wortschatzes ihm einen vollgiltigen Ersatz für das Auszudrückende darbietet. Aber wer diese Mühe scheut, sollte auch nicht Anspruch auf den Namen eines deutsch Schreibenden, am wenigsten auf den eines deutschen Schriftstellers erheben dürfen. An der nötigen Schulung und Selbstducht in Beziehung auf die Richtigkeit und namentlich auch auf die Reinheit des

Ausdrucks haben es viele Deutsche bisher immer noch fehlen lassen. Man mache es sich nur einmal streng zum Gesetz, Fremdwörter in der Rede und namentlich in der Schrift niemals anders als mit dem vollen Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit und Unersephlichkeit zu gebrauchen, und bald wird man selbst mit Staunen wahrnehmen, für wie viele der nach der bisherigen lässigen Uebung massenweis sich zudrängenden Fremdlinge bei reiflichem Nachdenken schon der anerkannte deutsche Wortschatz bequemen und vollgiltigen Ersatz darbietet. Freilich, ganz ohne Fremdwörter auszukommen, ist in einer Bildungssprache weder möglich noch rätlich; und wohlmeinende, aber unverständige Freunde einer rein deutschen Sprache haben durch ihren das Kind mit dem Bade ausschüttenden Uebereifer der guten Sache vielleicht nicht minder geschadet als die gegen die Keinheit der Sprache Gleichgiltigen, welche aus lässiger Bequemlichkeit allem andrängenden Fremden ohne Auswahl Thor und Thür geöffnet.

Auch schon unsere ältere Sprache hat manches unverähnliche Fremdwort in sich aufgenommen, das nun trotz der undeutschen Betonung und Aussprache durch den langjährigen und häufigen Gebrauch so tief ins Volksbewußtsein eingedrungen ist, dort Wurzel geschlagen und sich in Ableitungen und Zusammensetzungen so verzweigt hat, daß man notgedrungen auf Grund der Verjährung es zwar nicht als eingetretet, doch als eingebürgert und unwiderruflich zum Wortschatz gehörig wird anerkennen müssen, zum Beispiel Natur (mit natürlich), Figur (mit figürlich), Musik (mit Musiker, Musikant), Fabrik (Fabrikant), Person (persönlich), Religion &c.

Die un- und eingedeutschten und solche ganz vollsüßlichen und volksverständlichen Fremdwörter aus dem deutschen Wortschatz streichen zu wollen, kann nur unverständigen Uebereiferern einfallen. Im Gegensatz zu diesen hat schon der bedächtige Leibniz die Nothwendigkeit erkannt, gewisse noch gleichsam zwischen deutsch und fremd hin und her flatternde Wörter ein für allemal für deutsch zu erklären; und es versteht sich ferner auch wohl von selbst, daß bei der Besprechung ausländischer, von unseren deutschen abweichender Verhältnisse die genaue fremdländische Bezeichnung nicht aus thörichter Deutschtümelei durch ungenaue oder gar durch falsche und schiefe Verdeutschungen ersetzt werden dürfen, wie denn zum Beispiel auch die über die Gleichartigkeit und Keinheit ihrer Sprache so eiferfüchtig wachenden Franzosen in solchen Fällen naturgemäß und unbedenklich die fremden Bezeichnungen anwenden.

Dazu kommen dann noch die bis auf geringe Abweichungen der Aussprache und Biegungsendungen fast in allen Bildungssprachen übereinstimmenden Kunstausdrücke, wenigstens für die streng fachmäßige und wissenschaftliche Behandlung; denn für die allgemeinere, zumal in Volksschriften, wird man wohl thun, zur Erklärung und Verdeutlichung wenigstens bei der ersten Einführung jedes Kunstwortes, soweit es irgend möglich, eine treffende Verdeutschung beizufügen und vielleicht damit auch späterhin nach Bedarf abzuwechseln.

In dem angegebenen Umfange werden meines Erachtens bedächtige, von engherziger und dumpfgeistiger Beschränktheit sich frei erhaltende Freunde der Sprachreinheit fremdherstammende und fremde Wörter als berechtigt in der deutschen Sprache anerkennen; aber auch außerhalb dieser Begrenzung wird man noch gar manches von einem feineren Ohr als störende und fremdartige Entstellung der reinen Sprache empfundene Fremdwort einweilen dulden müssen und an der gehörigen Stelle mit dem vollen Bewußtsein es selbst verwenden. Es ist eben nicht möglich, das seit Jahrhunderten auf dem Felde der deutschen Sprache wuchernde, teilweise sogar gehegte und gepflegte Unkraut mit einemmale auszuroden und die dadurch entstandenen Lücken sofort mit guten heimischen Anpflanzungen genügend und vollständig auszufüllen. Der ebenso bedächtige wie feinsühlige Lessing hatte sich bekanntlich zu eigenem Gebrauch eine Sammlung von guten, aber wenig üblichen Ausdrücken angelegt, die ihm zur Ausfüllung einer Lücke geeignet schienen und von denen er dann auch manche durch den Gebrauch in Umlauf gesetzt. In diesem Verzeichnisse finden wir denn

zum Beispiel die hergehörige sehr beachtens- und beherzigenswerte Bemerkung, daß er in seiner *Emilia Galotti* an einer Stelle statt *Kopie* hätte *Abbild* setzen können, „wenn es im Dramatischen“ (und dies gilt ebenso zum Beispiel für Romane zc.) „nicht mehr darauf ankäme, der Person eher angemessene als gute Worte in den Mund zu legen.“

Vergleichen wir mit diesem Verfahren Lessings das zweier anderen um unsere Sprache hoch verdienten Männer, die aber beide, der eine durch Mißachtung der Sprachreinheit, der andere durch Uebereifer für diese, das Richtige verfehlt zu haben scheinen.

Unser größter Schriftsteller, Goethe, von dem wir uns durch den Glanz und das Gewicht seines Namens, wie durch das von uns bereitwillig anzuerkennende und anerkannte Wahre über das Irrige und Falsche nicht blenden lassen dürfen, hat einmal geäußert:

„Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe. Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfter als geistlos; denn es ist nichts bequemer, als von dem Inhalt absehen und auf den Ausdruck passen. Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er besteht; der geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat. Wie sollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte. Es gibt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Reden sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und, sollten sie in ihrer Festigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden und die reine Welle fließt darüber hin.“

Ein Schriftsteller wie Goethe hat nur allzu reichlich Gelegenheit gehabt, aus dem nergelnden Tadel gegen viele Fremdwörter und besonders aus vielen dafür ungeschickt genug als Verbesserung vorgeschlagenen Verdeutschungen sonnenklar zu erkennen, daß mancher übereifrige Sprachreiniger von der vollen Bedeutsamkeit und Inhaltsfülle des getadelten Ausdrucks gar keinen rechten Begriff hatte und eben deshalb statt eines vollgiltigen Ersatzes einen kümmerlichen und dürftigen Notbehelf darzubieten zu können vermeinte. Erklärt sich daraus Goethes derber Ausfall gegen ungeschickte und geistlose Sprachreiniger, so hat er in seinem Unmut doch offenbar weit über das Ziel hinausgeschossen, wenn er es gleichsam als eine berechnete Eigentümlichkeit geistreicher Personen hinstellt, die Rücksicht auf die Reinheit der Sprache ganz außer Augen zu setzen und in ausschließlichem Hinblick auf den Inhalt ihren Wortstoff aus den fremdartigsten Bestandteilen zusammenzukneten, während doch zum Beispiel die geistreichsten französischen Schriftsteller ein solches Vorrecht für sich auf Kosten ihrer Muttersprache niemals beansprucht haben und beanspruchen werden.

In den entgegengesetzten Irrtum ist Johann Heinrich Campe verfallen. Er hat für manche Fremdwörter deutsche Neubildungen vorgeschlagen und in Umlauf gebracht, die — als vollgiltiger Ersatz in vielen Fällen — allgemeine Anerkennung gefunden haben und nun vollständig und unwiderruflich dem deutschen Wortschatz einverleibt sind, zu dessen verdienstvollen Mehrern er dadurch unbestritten gehört. Sein den Spott und den Widerspruch so sehr herausfordernder Irrtum bestand darin, daß er sein, des einzelnen, unbestreitbares Vorschlagsrecht zu Neubildungen mit dem nur dem gesamten Volk zustehenden Anerkennungs- und Bestätigungsrecht verwechselte, wie er denn auch die ganze massenhafte Spreu seiner nicht allgemein anerkannten Wortgebilde nicht etwa im Winde verwehen lassen wollte, sondern sie ebenso wie die als kernhaft anerkannten Fruchtkörner darunter in das von ihm veranstaltete deutsche Wörterbuch eintragen ließ. Ein neues Wort zu bilden, das ihm als eine glückliche Bereicherung des deutschen Sprachschazes erscheint, hat der Einzelne nicht nur das Recht, sondern er erfüllt damit auch eine vaterländische Pflicht und es ist ihm auch durchaus nicht zu verdenken, wenn er das von ihm neugeprägte Wort durch wiederholten Gebrauch an passender Stelle in Umlauf zu setzen, zu verbreiten und dafür nach Möglichkeit Anhänger zu werben sucht. Mehr steht aber auch gewöhnlich nicht in der Macht eines einzelnen: anders dagegen verhält es sich z. B. mit größeren Körperschaften, besonders mit Behörden, Regierungen und

gesetzgebenden Gewalten, die für die Einführung und Verbreitung neuer Ausdrücke so ganz andere, mächtigere, nachhaltigere und wirksamere Hilfsmittel besitzen als der einzelne. Man denke an das, was der Staatssekretär des deutschen Reichspostamts, Excellenz Dr. Heinrich von Stephan, auf dem Gebiete des Postwesens für die Reinigung und Säuberung der Sprache von überflüssigen Fremdwörtern geleistet hat durch Einführung guter deutscher Ausdrücke, die in gründlicher Beratung von sach- und sprachkundigen Männern mit Geschick und Umsicht festgestellt sind und daher auch so ungemein schnell in den weitesten Kreisen freudige Auf- und Annahme gefunden haben.

Ich freue mich, hieran einen Hinweis auf ein jüngst erschienenes Buch¹⁾ knüpfen zu können, infolge dessen über sechzig hervorragende Handelshäuser Hamburgs an die dortige Kaufmannschaft einen Aufruf gerichtet haben, an der Reinigung der deutschen Handelsprache mitzuarbeiten, woran voraussichtlich die gesamte deutsche Handelswelt sich rege beteiligen wird.

Auf die Wirksamkeit des allgemeinen deutschen Sprachvereins, der die Fremdwörter nicht überhaupt in unserer Sprache ausmerzen, sondern sie nur beschränken, aber da zulassen will, wo sich dafür kein vollgiltiger, allgemein verständlicher deutscher Ersatz bietet, glaube ich nicht erst noch besonders hinweisen zu müssen.

Möge jeder, der dieser Ansicht zustimmt, sie ohne Ueberstürzung mit Bedacht und Stetigkeit betheiligen.

In dem Vorwort zu meinem Fremdwörterbuch habe ich vor vierundzwanzig Jahren gesagt, was ich hier wohl wiederholen darf: „Nicht dringend genug kann das Streben nach möglichster Reinheit des deutschen Ausdrucks empfohlen werden, nicht heiß genug gebrandmarkt die Verunreinigung unserer Muttersprache durch Sudler, die namentlich beim Uebersetzen aus fremden Sprachen und in Zeitungen oft die Mühe scheuen, den richtigen, guten deutschen Ausdruck zu suchen, zuweilen aber sogar thöricht wähnen, durch den Gebrauch von Fremdwörtern in deutscher Rede sich den Schein höherer Bildung zu geben“ — und hieran möchte ich zum Schluß eine Mitteilung knüpfen als Beleg dafür, wie thöricht so manche Deutsche förmlich in Fremdwörtern schwelgen und sich darin gar nicht genug thun können.

Vor ganz kurzem ging mir von einem solchen Schwärmer für Fremdwörter die folgende Mitteilung und Anfrage zu:

„Le chrysargire“ (impôt d'or et d'argent). Vergleiche Les „Postes Romaines“ von Lucien Maury, S. 110, Z. 9 von unten. Das Wort steht nicht in dem großen französischen Wörterbuch von Sachs-Billatte.

„Kann man nicht auch im Deutschen sagen: ‚Die Chrysargire?‘“

Ich habe darauf geantwortet, daß französische Leser, wenn ihnen das Griechische bekannt ist, allerdings erkennen würden, daß es sich bei dem Worte um „Gold“ und „Silber“ handle, aber nicht, daß von einer „Steuer“ auf Gold und Silber die Rede sei; ferner, daß nach dem Griechischen, wie in der ersten Silbe, auch in der dritten ein η (nicht ein i) stehen müsse; ferner, daß kein Grund vorliege, das von dem französischen Schriftsteller als männliches Hauptwort gebrauchte Wort in ein weibliches umzuwandeln, und endlich (was die Hauptsache sei) gefragt, warum denn ein so mehrfach tadelhaft gebildetes Fremdwort ins Deutsche eingeschmuggelt werden sollte, da man doch deutsch allgemein verständlich und vollkommen richtig sagen könne: „Steuer auf Gold und Silber“.

Ob der Anfragende darnach Abstand davon genommen hat, den deutschen Wortschatz mit dem Fremdwort „die Chrysargire“ zu bereichern, weiß ich nicht; aber ich möchte es fast bezweifeln.

„So'n bißchen Französisch,
Das ist doch ganz wunderschön.“

Mitteltrelitz (Mecklenburg).

Dan. Sanders.

¹⁾ Fremdwörter der Handelsprache von F. W. Eiken in Hamburg. (Leipzig, G. W. Haffel.)

Geschichte.

Beiträge zur Charakteristik Friedrichs des Großen. Nach Breslauer Archiven.

Selten wohl läßt eine der großen Persönlichkeiten, welche einem ganzen Zeitalter den Stempel ihres Geistes aufgeprägt haben, aus jeder einzelnen Willensäußerung so deutlich den Nerv ihrer Eigenart herausfühlen wie Friedrich der Große. Bei allen Regierungshandlungen, allen Verordnungen blüht unverkennbar der Korporalstock des großen Königs durch. Besonders scharfe Umrisse zeigt seine Herrscherindividualität auf dem dunklen Hintergrunde der früheren österreichischen Verwaltungsweise in dem neugewonnenen Schlesien.

Einige besonders charakteristische Züge, die wir dem bisher — unseres Wissens — noch unbenutzten Altenmaterial des Breslauer Staats- (M. N. und P. N.) und des Stadtarchives (R. N.) entnehmen, mögen dies beleuchten.

Das Erste und Wichtigste, worauf Friedrich sogleich nach der Besetzung Schlesiens sein Augenmerk richtete, war die Regelung der Rechtsverhältnisse in der Provinz, welche unter dem früheren Regiment in arge Verwirrung geraten waren. Bereits in dem „königlich preußischen Notifikationspatent wegen Stiftung zweier zur Wohlfahrt des Landes wohl eingerichteten Kriegs- und Domänenkammern in Niederschlesien“ vom 25. November 1741 (St. P. N. III 9a vol. 1. fol. 43 fg.) heißt es: „Demnach der göttlichen Vorsehung es gefallen, Unsere gerechte und wohlgegründete Ansprüche auf einige der vornehmsten Fürstenthümer und Herrschaften in Schlesien durch Unsere siegreiche Waffen dergestalt zu segnen, daß wir nunmehr dieses Uns angestammte und rechtmäßig erworbene Eigenthum von Nieder-Schlesien in völligen und ruhigen Besitz genommen, und Uns dadurch dasjenige Recht und Genugthuung verschafft, welche Unserm Kgl. und Churfürstl. Hause so lange Jahre her, zu Unserm empfindlichsten Schaden vorenthalten und geweigert worden; Und dannenhero nichts mehr übrig ist, als diesen durch Gottes Gnade erhaltenen Landen und Unterthanen die Würdigung eben derjenigen Landes-Väterlichen Vorsorge genießen zu lassen, welche alle andere Unsers Königreichs und Landen gewohnt sind. . .“ (S. 45) so haben „Wir nun bey diesen Landes-Collegiis die hinlängliche Verfügung gemacht, daß sowol die sämmtl. Nieder-Schleischen Landes-Revenuen . . mit aller Treu, Ordnung und Richtigkeit verwaltet, die sonst wohl dabey gewöhnlich gewesene Reihe-Haushaltung, überflüssige Geldfreißende Ausgaben abgestellt . . . Hiernächst auch alle die dahin gewiedmete Geschäfte, und Sachen mit der größten Sorgfalt und Zuverlässigkeit, sonder alle Weilläufigkeit, Aufenthalt und Geldschneiderey bearbeitet, die Supplicanten und Interessenten, so dabey zu thun, ohne Unterschied des Standes oder Religion in ihren Angelegenheiten, abgefertiget und beschieden, dabey auch weder Eigennuß, Absichten, noch andere Menschlichkeiten Platz gegeben wissen wollen.“ Wenige Jahre darauf (4. Apr. 1744. R. N. XV 38 N. 47) erläßt Friedrich die Verordnung, „daß kein Inquisit ohne allerhöchste Confirmation soll torquirt werden.“ Seine nächste Rundgebung in dieser Richtung eröffnet eine Reihe von Maßregelungen, welche schließlich zu einer energischen Abstellung des gerügten Gebrechens in der Handhabung des Rechtes führen sollten. Am 20. Dezember 47 (R. N. I 37. f. 40) spricht er nämlich sein Mißfallen daran aus, „daß bei Processen die Unterthanen . . auf eine unverantwortliche Weise gedrückt und um das Ihrige gebracht werden.“ In demselben Sinne richtet sich ein Reglement vom 1. August 50 (St. P. N. III 9a vol. 2. f. 2) gegen das „interessirte Betragen vieler Advocaten und Sachwalter . . als welche nicht selten bey einer Instanz einen Proceß anfangen, und hiernächst, wenn solcher etwa zur helffte gediehen, zu Verewigung desselben solchen wieder bey einer anderen einzuleiten suchen.“

Am 22. April 54 (R. N. XV, 16 f. 40) fordert der König wieder „Beschleunigung der Prozesse“, und unter dem 2. Mai 68 (R. N. XV 62 vol. 3) wendet er sich „aus Uns angestammten Gerechtigkeits Eifer . . gegen die Pladeren und Gelderpressungen einiger gewinnstüchtiger Advocaten.“ Auch die in Accise- und Zollsachen bestellten Richter ermahnt ein Reglement (11. Juni 72. R. N. XII, 15 f. 85) „darin kurz, schleunig, ohne Ansehen

der Person mit Schärfe und nach den Gelehen, nicht willkürlich zu verfahren.“ Trotz alledem dauert das Unweien fort, die Klagen mehren sich (vgl. R. A. XII, 15. f. 69.). In einem Handschreiben Friedrichs an den Großkanzler von Fürst vom 23. Juli 77 (R. A. XII, 15. f. 179 und ebd. XV 62 vol. 4 Nr. 75) heißt es: „Da ich erlebe, daß die Proceffe wieder anfangen, gar sehr zu trainiren, so lan Euch mein Mißfallen darüber nicht verhalten.“ Er erinnert die Richter an ihre Pflicht, „sonsten Sie mit mir Händel kriegen werden . . . Es ist ja höchst unverantwortlich, daß die Sachen zehn und mehrere Jahre bei denen Richtern zum Spruch vorliegen . . . Wenn Meine wiederholten Ordres hier unter keine Parition geleistet wird, und die Richter die Proceffe dennoch fortfahren zu trainiren und zu verschleppen, so werde einen dergleichen Richter, ohne erst eine weittläufige Untersuchung anzustellen, sofort cassiren und nach der Bestung schicken, um ein Exempel zu statuiren.“ Bald darauf zeigte Friedrich, daß es ihm mit dieser Drohung sehr ernst war. Wir hören (XII, 15. f. 247) von einem „Von Sr. Igl. Maj. höchstselbst abgehaltenen Protokoll den 11. Dez. 1779) über die drei Cammer-Gerichts-Räthe Friedel, Braun und Ranzleben . . . Se. Igl. Maj. werden daher in Ansehung der . . . höchst ungerichten Sentenz, ein nachdrückliches Exempel statuiren, damit sämtliche Justiz-Collegia, in allen Dero Provinzien, sich daran spiegeln . . . Denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler, ebensowohl ein Menich ist, wie Se. Majestät sind, und dem alle Justiz muß wiederfahren werden, indem vor der Justiz, alle Leute gleich sind, es mag seyn, ein Prinz der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz, vor der Justiz, dem Bauer gleich: Und bey solchen Gelegenheiten muß nur nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehen der Person.“ Falls die Gerichte dagegen handeln, „so sollen sie es mit Sr. Igl. Maj. zu thun kriegen. Denn ein Justiz-Collegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebesbande, vor die kann man sich schützen, aber vor Schelme, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üble Passiones auszuführen, vor die kann sich kein Mensch hüten, die sind ärger wie die größten Spießbuben, die in der Welt sind, und meritiren eine doppelte Bestrafung.“ Unmittelbar darauf sagt eine „Instruktion für sämmtl. Justiz-Collegien“ vom 28. Dez. 79 (ebd. f. 251): „Se. Igl. Maj. haben . . . auch insbesondere auf die Administration einer prompten, soliden und unpartheyischen Justiz, wovon die Ruhe und Wohlfahrt aller Particuliers abhängt, jederzeit eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit zu verwenden geruht.“

Es ist ferner zu bemerken, daß bereits Friedrich die Entschädigung unschuldig Verhafteter zum Prinzip erhoben. In einer „Neuen Verordnung die Proceffe zu verkürzen“ vom 15. Jan. 76. (R. A. XII 15. f. 160 ff.) heißt es (§ 9): „Ist eine des Verbrechens verdächtige Person in Untersuchung gerathen, und ist, weil sie nicht überwiesen werden können, von fernerer Untersuchung abgestanden worden, so soll, wenn im Verlauf der Zeit, durch nachherige Begebenheiten, die völlige Unschuld dieser Person entdeckt wird, solche nicht nur vollkommene Restitution der Kosten, sondern auch aus der Sportel-Casse desjenigen Collegii, wo die Untersuchung geschwebt, eine nach Bewandniß der Umstände und der Verschiedenheit des Standes, billig mäßig zu arbitrende Vergütigungssumme erhalten, damit die nachher entdeckte Unschuld, wegen allen bey der ersteren Untersuchung erlittenen Ungemachs, schadlos gestellet werde.“ Der § 7. dieser Verordnung fordert auch „die Eidesleistungen so viel als möglich zu vermeiden.“ Selbst an dem Tone, in welchem die Landes-Collegien mit einander verhandelten, hatte der König Ausstellungen zu machen. (19. Aug. 50. St. P. A. III 9 a vol. 2), daß sie nicht, „wie wohl zeithero geschehen,“ „eine unanständige und Unserm allerhöchsten Dienst nachteilige Correspondance führen.“

Mit gleichem Eifer, wie die Ordnung der Rechtspflege, ließ sich Friedrich die Besserung der Lage der ländlichen Bevölkerung angelegen sein. Schon am 30. Mai 44. (R. A. XV 38 Nr. 57 IX.) wird „den Beamten . . . ernstlich untersaget, keinen Unterthan, wann er gleich in flagranti ertappet wird, zu prügeln.“ Stets soll der Delinquent erst „nach vorhergegangener Untersuchung mit der ordentlichen Straffe belegt werden.“ Von einem weiteren

ähnlichen „Edict vom 10. Dez. 1748“ sowie von „verschiedenen aus dem Grund desselben in der Folge ergangenen Circulair-Verordnungen“, in denen „aufs nachdrücklichste untersaget worden, daß eine Herrschaft ihren Unterthanen die Erlassung von der Erb-Untertänigkeit zur Ungebühr versagen, oder difficil machen soll,“ spricht ein Erlaß vom 12. Aug. 63 (R. N. XII. 15 f. 16). Demungeachtet, heißt es hier weiter, müssen wir dennoch zu unserem äußersten Mißfallen bemerken, daß „jezo mehr, denn sonst von einem und dem anderen Dominio fortgefahren wird, denen Unterthanen von beyderley Geschlechts“, wenn sie „sich anderwärts etabliren und ihr Glück zu machen Gelegenheit finden“, mehr als das „edictmäßige Pytrum“ abzufordern. Dadurch werden Fremde abgeschreckt, sich in Preußen niederzulassen, die von Friedrich nach Kräften geförderte „Peuplirung“ des Landes vereitelt und die Unterthanen verhindert, „ad meliorem fortunam zu gelangen“. Ein trauriges Licht auf die damaligen schlesischen Zustände wirft auch das Edict vom 29. Juni 64 (R. N. XV. 62, vol. 2. N. 17). „daß die Unterthanen in Schlesien ferner nicht an die Regimenter und Garnisons von den Grundherrschaften zur Militärbeistrafung abgeliefert werden, die Grundherrschaften aber mit ihren Unterthanen vernünftig und mit der gehörigen Moderation umgehen und über selbige nicht tyrannisiren sollen.“ Der Hebung des Handwerks, zu welchem übrigens (vgl. R. N. XII., 15 f. 35, vgl. f. 64 f.) vor dem vierundzwanzigsten Lebensjahre niemand zugelassen werden sollte, der das Militärmaß hatte, gilt der Erlaß vom 16. Juli 64 (R. N. XII. 15 f. 6): „Ob Wir zwar nicht vermutet, daß diejenige Verfügung, wodurch denen Dominiis aufgegeben worden ihre Unterthanen zu mehrere gute Professionisten im Land zu bekommen, zu Erlernung nützlicher Profession und Handwerke einiges Bedenken haben können, so vernehmen wir dennoch, daß hin und wieder in Ansehung der solchen Unterthanen zu erlassenden Unterthänigkeit, ohne welche die Städtische Professionisten solche Purische nicht aufdingen wollen, und des dafür zu entrichtenden Pytri verschiedener Schwierigkeiten und Bedenlichkeiten, welche die heilsame Intention pro bono publico und deren Befolgung an unterschiedenen Orten hemmen gemacht worden.“

Auch verlangt der König von den Domainen unter dem 1. Juli 65 (R. N. XII. 15 f. 12), „das Heyrathen ihrer Unterthanen und Hofgesindes in keiner Weise zu behindern, noch schwer zu machen“, auch dies zur „Peuplirung des Landes“. Einen andern „unverantwortlichen“ Mißstand in dem Verhältnisse der Herrschaften zu ihren Unterthanen, „mit deren Schweiß“ jene „wuchern“, „als wodurch der Endzweck der Landespeuplirung zu befördern, offenbar vereitelt wird“, will die Verordnung vom 8. Januar 66 (R. N. XII. 15 f. 22b) beseitigen. Andererseits weiß Friedrich aber auch am rechten Ort die Domainen vor Schaden zu schützen (ebd. f. 28 fg., vgl. f. 185), „da dieses Unserer allerhöchsten Intention schnurstracks entgegentläuft, und solche vielmehr dahin gehet, daß beydes Dominia und Unterthanen conserviret werden.“

Hiermit hängen auf das engste des Königs Bemühungen um Abstellung der Leibeigenschaft zusammen. In einem Circular an die Landräte vom 19. April 56 (St. P. N. II. 15a, vol. 1 f. 19) lesen wir: „Es hat Unserer allerhöchsten Verfohn jederzeit zum großen Mißfallen gereicht, daß in Schlesien noch an vielen Orten bey nahe eine sogenannte Leibeigenschaft existirt, und die Bauern so wenig als andere Unterthanen etwas eigentümliches besitzen, woraus denn für die Grundherrschaften so gewiß viel Nachteil entstehen muß, als im Gegenteil die Unterthanen davon nicht den geringsten Vorteil oder Nutzen haben.“ Diese Angelegenheit wird Friedrich nun nicht müde, mit der größten Strenge und Ausdauer zu ordnen (vgl. ebd. f. 91 127). Am 17. September 64 (ebd. f. 163) schreibt Schlabrendorf: „Es haben Seine Königliche Majestät bey dero Hiersehen abermahls, so wie vorhin jederzeit auch geschehen, mit mir sowohl privatim über das Sujet der abzustellenden Leibeigenschaft gesprochen, als auch in Hundsfield über öffentlicher Tafel sich darüber weitläufig herausgelassen, daß Sie auch nicht den geringsten Schein von dergleichen Leib-Eigenschaften in dero Landen weiter dulden, sondern alle Güter der Unterthanen durchaus erblich haben wollten.“ (vgl. ebd. f. 199, 299, 342, 357.) Die Haupt Schwierigkeit bereiteten die Unterthanen selbst,

indem sie die Liegenschaften gar nicht übernehmen wollten, bevor sie gehörig in stand gesetzt seien (ebd. f. 322, vgl. 377). Doch drang zuletzt des Königs Wille durch.

Bei alledem war es Friedrich hauptsächlich um die Erhaltung, beziehungsweise Schöpfung, eines tüchtigen Bauernstandes zu thun. So heißt es in einem Edikt vom 19. März 65 (N. A. XII. 15 f. 8):

„Es solle kein Bürger in Zukunft einen Bauernhof besitzen, inmaßen der Bürger ebenso wenig zugleich Bauer sein, als dem Bauern erlaubt werden kann, eine Profession zu treiben, weil solches schlechte Bürger oder Handwerker und schlechte Bauern geben würde.“ Ferner unterstützt der König den durch die Kriege sehr heruntergekommenen Ackerbau durch Vorschüsse zur Saat (ebd. f. 83) und anderweitige Zuwendungen (ebd. f. 203). „Zu besserer Erhaltung der Feldfrüchte“ wird ein bestimmter Preis auf den Kopf jedes erlegten Sperlings ausgesetzt (N. A. XV. 38 N. 52). Mit großer Strenge wird der „Kartoffelanbau“ eingeführt, „dieser sehr ergiebigen, und für Menschen und Vieh besonders nuzbaren Frucht“ (N. A. XV. f. 2), wofür es einen heftigen Kampf gab mit dem „Eigenjinn des Gesindes, welches die Kartoffeln zu essen sich weigert, aus dem Grunde, weil ihre Vorfahren solche nicht gegessen“ (ebd. f. 19). Besonders hatten die niederen Klassen der Bevölkerung unter der ungleichen Verteilung der Steuerlast zu leiden gehabt. „Wir haben,“ so sagt Friedrich in einem Edikt vom 23. April 43 (N. A. XV. 38 N. 10), „aus ganz besonderer vor Unserem Souverainen Erbherzogthum Schleßen hegenden Gnade und Väterlichen Vorsorge, seit dem Antritt Unserer, Gott gebe! allezeit glücklichen Regierung, hauptsächlich unsere Gedanken und Vorsorge dahin gerichtet, wie dasselbe, ohngeachtet der noch fast in ganz Europa gegenwärtig weit aussehenden Conjuncturen, dennoch beständig nicht nur in guter Sicherheit und Ruhe erhalten, sondern auch zu noch mehrerer Aufnahme und immerwährenden Flor gebracht werde. In dieser Absicht sind wir Allergnädigst geionnen, alle diejenigen Abgaben, so unsere getreue Stände, Vasallen und Unterthanen, denen natürlichen und göttlichen Rechten auch hiesigen Landes-Verfassungen nach, zur allgemeinen Sicherheit und Bestem beizutragen verbunden sind, einzig und allein zu Erreichung dieses Landeserpiesslichen Zweckes beständig zu widmen. Weil Wir aber gleich anfänglich wahrnehmen müssen, daß bishero die allgemeinen Landes-Notdurften, wider alle Billigkeit, ja gar zur offenbahren Unterdrückung eines Standes und Unterthanen für den andern, mit keinen gemeinen Schultern getragen worden, so ist unsere erste Sorge gewesen, das Contributionswesen ohne aller Zeitverlust in bessere Ordnung und billige Gleichheit zu bringen. Wir haben uns in dieser Absicht selbst, und zum Besten Unserer Schleßischen Lande gefallen lassen, unsere eigene Domänen der Contribution zu unterwerfen.“ In diesem Geiste ist auch das Marchreglement gehalten (ebd. N. 5, wodurch „eine gute Einigkeit unter dem Soldaten- und bürgerlichen Stande, welche zusammen das Wohl des Landes ausmachen, befördert werde.“ § 1. „Weil überhaupt unser vornehmstes Augenmerk bei allen Unternehmungen auf die Glückseligkeit und Zufriedenheit des Landes, und eines jeden Unterthanen insbesondere gerichtet; so ist unser ernstlicher Wille, daß unsere getreue Unterthanen allemahl, insonderheit aber auf Marchen, geichonet und die Bauern mit aller Gelindigkeit und nicht so hart, wie bishero geschehen, traktiret werden.“ § 2. „Am allerwenigsten wollen wir verstaten, daß unsere Land-Räte und Magistrate in den Städten übel begegnet, und gleichsam als unter der Nothmähigkeit der Offiziers Stehende angesehen werden, welches wir bishero oft mit dem größten Mißvergnügen wahrnehmen müssen.“ Eine Landplage war ferner das „bishero so sehr überhand genommene Betteln auf den Straßen und Häusern“ (XII. 15 f. 231, vgl. f. 301-308). Zur Beseitigung des „liederlichen Gesindels“, welches meist straflos umherlief, „weilen an den meisten Orten die Verhältnisse nicht sicher genug eingerichtet, oder auch die Bewachung der Inquisiten zu kostbar, und denen Bauerngemeinden zu beschwerlich gefallen“ (N. A. XV. 16 f. 12, wird sowohl die Polizei auf dem Lande geregelt als auch hie und da, wie in Creuzburg, ein Arbeitshaus eingerichtet (N. A. XII. 15 f. 231), wohin nicht nur landstreichende Soldaten „wegen des Unserer Armee so nachtheiligen und unanständigen Bettelns“, ferner „alle,

so auf Brand-Briefe bettelnde Studenten, bettelnde Musikanten, bettelnde getaufte Juden, sondern auch Umstürzler geschafft wurden. So heißt es in einem Edikte vom 13. Dezbr. 80 (ebd. f. 280), daß „unter denen wegen unbefugter Schriftstellerey, Aufwiegelung der Unterthanen und dabey verübten Pladereyen zur Untersuchung und Strafe zu ziehenden Personen sich öfters Leute befinden werden, welche nach ausgestandener Strafzeit zu diesem verbottenen Metier abermals greifen und solchergestalt die Absicht der Strafen an ihnen vereiteln dürften, weil sie aus Unwissenheit oder Faulheit sich auf andere erlaubte Art in der Welt nicht fortzubringen wissen. Wenn sie bei der Freilassung sich nicht zu was anderem ausweisen, sind sie ans nächste Garnisonkommando oder ins Arbeitshaus zu schaffen, ihren Kräften entsprechend.“

Andererseits war aber Friedrich auch auf die Erhaltung eines tüchtigen Adels wohl bedacht. Am 27. Dezember 65 (R. N. XV. 62, vol. 2 N. 44) wendet er sich „wider die allzu ungleichen oder schändlichen Heyraten derer von Adel, die sich zu niederträchtigen Ehen bewegen lassen; und da Wir dergleichen zu Verkleinerung und Nachtheil unseres getreuen Adels, an dessen Ehre und Wohlstand uns selbst ausnehmend gelegen ist, ein reisendes Anweisen zu dulden nicht gemeinet“ sind, so soll „keiner von Adel oder höherem Stande befugt seyn, außer seinem Stande, Bauern oder geringer Bürger Töchter oder Witwen, weit weniger solche Personen, so vorher in offener Schande gelebet, zu heyraten.“

„Ein solcher Edelmann aber soll seines Geschlechts, Schildes und Helms, auch der Fähigkeit zur Erbfolge verlustig gehen.“ Ausgenommen sind allein die Ehen „mit reichen und vornehmen Bürgerstöthern, oder wenn der Adelige sich aufhelfen will durch eine solche Geldheyrat.“ Ein Edikt vom 5. Mai 67 (R. N. XII. 15 f. 32) richtet sich gegen den Verfall des Adels und das Verschleudern der adeligen Güter. Ein anderes (ebd. XV. 62, vol. 3) besagt, „welchergestalt die Söhne adlicher Güterbesitzer, bürgerlichen Standes, der Erhöhung in den Adelstand, wenn sie Lust zu Militärdiensten bezeigen, sich gewärtigen sollten.“ „Den Auswärtigen vom Adelstande“, welche sich in Schlesien anzusiedeln gedenken, sichert ein Patent vom 5. Januar 70 (ebd. N. 25) dieselben Rechte, wie den einheimischen Vasallen, zu.

Aus dem gleichen Bestreben, jedem Stande möglichst in den ihm durch Beruf und Abstammung gezogenen Grenzen aufzuhelfen, erklärt sich auch am besten Friedrichs Verfahren gegen seine jüdischen Unterthanen. Die Juden vermittelten hauptsächlich „das polnische und russische Negotium“, und hierauf legte der König großes Gewicht.

Er befiehlt im August 50 (P. N. II. 15 a, vol. 1 f. 9) „zu Beförderung des vorteilhaften Polnischen Vieh- und anderen Handels mit selbiger großmüthigen Pohnischen Nation im Lande allenthalben willfährig und höflich umzugehen“ und alle Straßen, besonders die welche nach Polen führen, gehörig in stand zu halten (ebd. N. 3), da „ein einzig Stück böser Weg bisweilen vermögend ist, den ganzen Kreiß in des Königes Unnade zu versetzen.“

Auf ihre Verdienste um diesen Handel konnten sich denn auch die Breslauer Juden berufen, als sie die christliche Kaufmannschaft in den Augen des Königs herabzusetzen suchte. Schon am 1. August 41 (P. N. II. 45 a, vol. I. f. 1 fg.) erinnert diese in einer Petition an Friedrich an die Judenvertreibungserlasse der weiland böhmischen (im Jahr 1455) und der österreichischen (im Jahr 1738) Regierung und bittet um die Erneuerung derselben. (Vgl. f. 5, 20b, 32, 39.) Es wird nun auf königlichen Befehl ein genaues Verzeichniß der zurzeit in Breslau wohnenden Juden, ihrer Familienverhältnisse, Berufsarten und so weiter aufgenommen (f. 47, 59). Inzwischen blieben die Juden selbst nicht müßig. In einem Gesuche an den König vom 1. November 41 (f. 89) berufen sie sich darauf, daß sie „hauptsächlich das Pohnische und Russische Negotium mit ihrem Golde und Kredit auf ganz augenscheinliche Weise befördert.“ Sie wünschen Aufenthaltrecht, eine Synagoge, einen Friedhof, „überhaupt aber eben dergleichen Rechte und Freiheiten“, welche denen in Berlin und anderen königlichen Städten wohnhaften Juden „allermildest angegönnet worden.“ Dafür versprechen sie „nach dem Exempel derer Berliner Juden das ihrige zu den allgemeinen bürgerlichen Oneribus willigst beizutragen.“ Der König entschließt sich daraufhin

(f. 104. 18. Januar 42.), die Stellung der Juden ein für allemal so zu reguliren vgl. f. 109, 111, 118, 79, 145, fg. 192, 218, 247), daß nur die Schutzjuden, die jüdischen Auktionsbeamten und die polnischen und russischen Negotianten geduldet, dagegen alles läderliche Gefindel beseitigt werde. Allein damit gab sich die Breslauer Kaufmannschaft noch nicht zufrieden. Sie wandte sich mit Umgehung der nächsten Instanz, der Kriegs- und Domainenkammer, unmittelbar an die Person des Königs, was ihr sogleich in scharfem Tone gerügt wird (f. 251).

„Wir können nicht begreifen,“ so heißt es in dem Bescheide, „was die hiesige Kaufmannschaft oder vielmehr einige unruhige Köpfe unter ihnen bewegen können, Ihre königliche Majestät mit einer so ridiculen Vorstellung zu behelligen, in welcher sie nicht allein einen wunderbaren Vergleich zwischen Prag und Breslau machen, mit denen alten Privilegiis, so doch ohne Ihre königlichen Majestät Conformation so viel als nichts gelten, sehr prahlen, sondern, was das Schlimmste ist, sich gar unterstehen, Ihre königliche Majestät mit Unwahrheit zu behelligen, und werden Wir nicht unterlassen, nach Unserer Pflicht die Judensachen dergestalt zu untersuchen, daß dem Commercio und Publico kein Nachtheil dadurch zuwachse, eigennützig und eigensinnige Commercianten aber ihren Endzweck zum Nachtheil des Publici auch nicht erreichen sollen.“ Man könnte die Kaufleute zwar bestrafen, wolle aber „aus angebohrner Landesväterlicher Gnade und Huld diesen Unfug dieses Mal ungeahndet hingehen lassen“ (26. April 42 vgl. f. 263, 301, 315, 317 und N. N. XV. 1 vol. 1).

In der That verleugnet sich auch hier ebenso wenig wie sonst, die Gerechtigkeitsliebe des großen Königs, der beiden Parteien gleich sein Ohr lieh. Er bestimmte schließlich N. N. II. 45a, vol. I. f. 320, es solle den Juden „eine Synagoge“ . . . zwar erlaubt werden, jedoch nur zur Miethe, und sollten sie bei 100 Reichsthaler Strafe sich nicht unterstehen, einen Mann oder andere Actus Jurisdictionis in der Synagoge vorzunehmen, ohne vorher bey der hiesigen Kriegs- und Domainenkammer Anfrage dieserhalb gethan zu haben. Zum Begräbniß wollte man Ihnen erlauben, einen Ehrst vor der Stadt hierzu zu verkaufen, jedoch würden sie sich gefallen lassen müssen, vor die Erlaubniß von jeder Leiche . . . an die königliche Casse zu bezahlen, worüber Sie um so viel weniger Uhrsache sich zu beschweren haben würden, da es Ihnen bis dato viel mehr gekostet, weil Sie alle ihre Leichen nach Pohlen bringen müssen.“ Diese Privilegien wurden im einzelnen, trotz der ungeminderten Unzufriedenheit der Kaufmannschaft, noch erweitert; jede Prellerei der Juden auf das strengste untersagt (f. 330, 345, 371, 373, 399, 421, 447, 453, 463). Doch alles fremdländische „unnütze Judengefindel“ sollte mit aller Strenge aus der Stadt verwiesen werden, wobei aber zugleich auch die religiösen Rücksichten dieser Juden geachtet werden (N. N. XVI. 5, 16. Mai, 10. August und 22. Dezember 44). Um die Juden „in stand“ zu setzen, „über die Vergehungen, weshalb einer vor den anderen stehen muß, einander zu beobachten, und durch Anwendung gehöriger Aufmerksamkeit der sie treffenden Vertretung auszuweichen,“ wird die Einsetzung von Judenältesten angeordnet (15. Juni 47 und 13. Oktober 77, N. N. XII. 15 f. 201). Gelegentlich wird den Gerichten auch in Erinnerung gebracht, daß „die Juden wie die Christen geurtheilt werden müssen“ (Spec.-Def. 13. April 75, N. N. XVI. 5, vol. 4 f. 51.). Ferner sucht Friedrich dem Uebertritte der Juden zum christlichen Glauben aus unlaunteren Motiven zu steuern (9. August 74, vgl. N. N. XVI. 1, vol. 1 f. 19 und f. 63, 8. Oktober 78.)

Gewisse Beschränkungen werden damit begründet, daß „die in Schlesien tolerirte Juden sich lediglich mit dem Commercio und Handlung beschäftigen sollen“ (8. März 80, N. N. XII. 15 f. 270).

Selbst in die inneren Angelegenheiten der Judenschaft sehen wir hie und da des Königs Stock dreinfahren. Zur nachdrücklicheren Beitreibung der Gemeindeabgaben stellt er den Gemeindevorstehern einen Unteroffizier zur Verfügung. Den über einen Juden verhängten Bann hebt der König auf, allerdings nicht ohne das „besoffene Subjekt“ zur Strafe für den dabei erregten öffentlichen Tumult einsperren zu lassen (14. Mai 48, N. N.

XVI., vol. 1 f. 118). Als Friedrich gemeldet wird, daß Juden „mit ganz abgekehrten Bärten, um nicht für Juden zu passiren“, bei Diebstählen ertappt worden, befiehlt er, „daß künftighin kein Jude, der des Alters und geheyrathet ist, ein Baart zu tragen, sich denselben soll ganz abschneiden lassen, wie bei den Christen zu geschehen pflegt, sondern eine Marque davon behalte, damit er erkannt werden könne“ (28. Juni 48 ebd.).

Ein Erlass vom 20. Juli 67 (ebd. f. 161) befiehlt, eine Frau aus Hundsfeld, welche „unkoscheres Fleisch eingeschmuggelt und an Juden verkauft“, des „vornehmlich wieder die gesetzliche Verfassung der jüdischen Religion gröblich anlaufenden Frevels halber zu ihrer wohlverdienten Strafe und andern zur Warnung mit vierwöchentlichem Gefängnis in hiesiger Frohnveste, halb bei Wasser und Brodt zu bestrafen, nicht weniger in denen ersten beiden Wochen ihres Gefängnisses, wöchentlich zwei Mahl an der Thüre der Judenschule während des Gottesdienst, mit einer Tafel auf der Brust und der Aufschrift: Strafe gewinnüchtigen Verkaufes unkoscheren Fleisches, andern zum Abscheu auszustellen.“

So eritredt sich selbst auf eine damals nicht einmal staattlich anerkannte Glaubensgemeinschaft der Schutz unbefchränkter Glaubens- und Gewissensfreiheit, welchen Friedrich isogleich bei seinem Einmarsch in Schlessien allen Untertbanen zugesichert hatte. Noch deutlicher zeigt sich dies, wie zu erwarten, in der Regelung des gegenseitigen Verhältnisses der katholischen und protestantischen Kirche und ihrer Mitglieder, welches unter österrreichischer Herrschaft nichts weniger als friedlich gewesen. Bereits am 28. Juni 41 (R. N. XV. 37, N. 19) befiehlt der König, „bloß zur Consolation der Landesinwohner, und damit aller Zwietracht und Schein der Partheylichkeit in den Städten vermieden werde, in denen Raths-Collegiis, welche bishero bloß aus Römisch-Katholischen Subjektis bestanden, auch zwey der Augspurgischen Konfession begehthene Mitglieder beuzusetzen.“

Zur Sicherung des religiösen Friedens erläßt am 28. August des nächsten Jahres (R. N. XV. 37, N. 87) Cardinal von Singendorff folgende Verordnung: „Welchermaßen Ihre königliche Majestät zu Preußen von Anbeginn der glorreichsten Beherrschung des Herzogthums Schlessien alle dero Untertbanen, dero höchsten königlichen Schutzes und ungechränkter Gewissensfreiheit allergnädigst versichert haben, dero Sie auch besonders Ihre katholische Untertbanen bisanhero theilhaftig gemacht . . . Es ist aber Ihre königlichen Majestät allergerechteste und christliche Intention, Willensmeinung und Befehl, daß sämtliche dero Untertbanen (was sie nur vor einer Religion zugethan seyn mögen mit einander in christlichem und bürgerlichem Fried und Einigkeit leben, ihr eigenes und allgemeines Wohlfeyn, zu Ihrer königlichen Majestät und des Landes Bestem gemeinschaftlich befördern, und wie allen Werken und Worten sich enthalten mögen, wodurch einiger Zwiespalt, Haß und Widerwillen in Religionsfachen erwachsen könne. Obgleich wie nun unter diesen das Wort Keyer oder Keyererey auf eine verhängliche ja schimpfliche Ausdeutung versehet zu werden pfleget, dessen zu geschweigen, daß Ihre königliche Majestät selbst dieses Wort zu Dero höchsten Beleidigung ausdeuten, und ihre sammentlichen Untertbanen (wasirley Religion sie seyn mögen) alle Treu und Gehorsam dergestalt zu leisten schuldig seynd, daß der Unterschied der Religionen an dem Ihre schuldigen Gehorsam und Treu weder einigen Abbruch noch Unterschied machen kann. Als ergeheth hiermit unser ernstlicher Befehl an alle Katholiken christlichen Standes, daß sie sich aller schimpflichen, gehässigen und unglimpflichen Ausdrückungen gegen andere Religionsgenossen enthalten.“

Am 22. Dezember läßt sich (ebd. N. 107) Friedrich vernehmen: „Was maßen Uns der hochwürdige hochgebohrne Fürst, Herr Phil. Ludw., der Römischen Kirchen Priester Cardinal von Singendorff, unterthänigst zu vernehmen gegeben, welchergestalt dieselben zu Beförderung und Befestigung der guten Harmonie zwischen den Geistlichen von beyden in Schlessien üblichen Religionen, bey dem Römisch-Katholischen Clero die Verfügung gemacht, daß die Parochi denen im Bezirk Ihrer Pfarretheyen wohnenden evangelischen Pastoren und Predigern hinführo keine Taxam Stolae abheischen.“ Dasselbe gilt auch umgekehrt für die evangelischen Geistlichen. Ein Bericht vom 13. April 43 (R. N. XV. 38 N. 9) meldet, „daß

Ihro königliche Majestät die Herrenhutter in Ihre Spezialprotektion genommen und sie in ihren Conventiculis nicht sollen gestört werden.“ In einem Edikt vom 8. August 50 (N. N. XV. 62, vol. 1 N. 5) wird „festgesetzt, daß nach der von Ihro königlichen Majestät sämtlichen Unterthanen verliehenen Gewissensfreyheit einem jedweden, wes Standes oder Religion derselbe sey, unverwehrt bleibe, die Katholische Religion anzunehmen. Es müssen daher so wenig die weltlichen Collegia, Konsistoria und andere Richter, als auch die Geistlichkeit beyder Religionen selbst demjenigen, der sich auf eine ungezwungene Art zu einer anderen Religion bekennen will, darunter das geringste in den Weg legen, oder ihm einige Weise daran hinderlich seyn.“ Bei Ehen zwischen Mitgliedern verschiedener Konfession sollten „die Söhne in der Religion des Vaters, die Töchter aber in der Religion der Mutter die nötige Unterweisung bekommen.“ Schließlich heißt es hier: „Da sich auch die katholische Geistlichkeit darüber einen Strupel machen wollen, daß denen evangelischen Predigern bisher erlaubt worden sey, bey Begrabung derer evangelischen Leichen die katholischen Kirchhöfe zu betreten, und des Herrn Bischoffs Liebden sich ausdrücklich erklärt, daß sie darcin zu willigen vor sich nicht im stande wären, Seine königliche Majestät aber dieses alles als eine Sache, welche absolute wider die eingeführte reciproque allgemeine Gewissensfreyheit und freyes Religionsexercitium lauffet, ansehen. Als soll sowohl denen evangelischen Geistlichen die katholische, als auch denen katholischen die evangelischen Kirchhöfe bey denen Begräbnissen derer Leichen ihrer Religion zu betreten und solchen Actum darauf zu verrichten, unverwehrt seyn.“ Bald darauf, im Dezember 50 (P. N. II. 15 a, vol. 1), wird ein Patent vom November publizirt, „das allerweisseste königliche Abkommen, mit des Fürst-Bischoffs Liebden zu Breslau, wornach sich beyderseits Religionsverwandten Geistliche sowohl im ganzen Lande genau achten, als sammt und sonders auch die Einwohner differenter Religion sich billig mitsammen als Christen und Brüder in allem betragen sollen.“ Ähnlich wird in einem Spezialbefehl vom 7. Oktober 52 (N. N. XV. 62, vol. 1 26 a) von des Königs „Intention“ gesprochen, „zwischen Unseren Protestantischen und Römisch-Katholischen Unterthanen in Schlesien eine vollkommene Egalität zu beobachten.“

Einige Jahre später wird (3. März und 28. Dezember 58) „die Entrichtung des Decems an die Pfarrer oder Parochos von unterschiedener Religion“ aufgehoben (N. N. XII. 15 f. 195, vgl. f. 76). Ein anderes Edikt (N. N. XV. 62, vol. 2 N. 21) betont die ungekränkt verstattete Gewissensfreyheit in der Religion, in der ein jeder geboren, zu verbleiben, oder auch zu einer andern, jedoch aus eigener Bewegung ohne fremde Ueberredung und Anlodung, zu treten.“

Vielfach schnitt auch das neue Regiment tief in die bisherigen religiösen Verhältnisse ein. So sucht ein königliches Edikt vom Juni 53 (N. N. XV. 62, vol. 1 N. 28) den „Bermächtnissen an geistliche Stifter“ ein Ziel zu setzen, „indem bekannt ist, daß einfältige, schwache und superstitiöse Gemüther von ihren Geistlichen, insonderheit auf dem Krankenbette, durch allerhand Intrigues und Persuasiones dazu inducirt werden.“ Ein bestimmtes Maximum kann nach Friedrichs Dafürhalten den katholischen Geistlichen für die Seelenreisen genügen, „weil wir in der Vermuthung stehen, daß ihnen die Wohlfahrt der Seelen mehr als das zeitliche Interesse angelegen sey.“ Doch mildert der König nicht lange darauf diese Verordnung (12. März 54, ebd. N. 31), da „Uns Unsere bekannte höchste Tendungsart von all demjenigen, was einem Gewissenszwang ähnlich, oder selbigen nach sich zu ziehen scheinen mögte, weit entfernet.“ In einem Edikt von demselben Datum (ebd. 32) heißt es: „Nachdem aus der täglichen Erfahrung mehr als offenbahr, daß durch die große Anzahl der Feyer- und Feittage derjenige Endzweck, wozu sie eigentlich gewidmet sind, nicht erhalten, vielmehr, da selbige außer der wenigen zum öffentlichen Gottesdienst ausgelegten Zeit, mehrentheils mit Müßiggang, Spielen und Leppigkeit zugebracht, und von manchem gemeinen Manne dasjenige oft in einem Feittage verzehret wird, was er in einer Woche erwerben können; hiedurch aber einestheils so wenig die Erbauung und Vesserung der Gemüther verichast, als auf der andern Seite die Unterthanen in ihrer Nahrung durch unterlassende

Arbeit und unnöthigen Aufwand auf eine doppelte Art zurückgesetzt werden. So ist aus dieser sich durchgehends äuffernden Bedentlichkeit in verschiedenen sowohl der Römisch-Katholischen als Evangelischen Religionen zugethanen Ländern die Reduktion die Feiertage nöthig erachtet, und hin und wieder veranstaltet worden.“ und Friedrich selbst schließt sich für sein Land dieser Bewegung an.

In demselben Sinne heißt es in einem Edikt vom 28. Januar 73 (N. N. XV. 62, vol. 4): „Was maßen wir erwogen, daß so löblich auch die Absicht derjenigen gewesen ist, welche die Feinerung besonderer Feiertage in der Christlichen Kirche veranlaßet haben, doch die Erfahrung gelehret, wie die Menge dieser Feiertage, dem Endzweck ihrer Einsetzung vielmehr hinderlich geworden ist, inmaßen die allerwenigsten Menschen diese Tage dem Nachdenden über ihre Pflichten und der Religion widmen, sondern dieselbige vielmehr mit unchristlichem Müßiggang und öfters in Heppigkeit und Schwelgerey zubringen. Die öffentliche gottesdienstliche Handlungen und deren häufige Beywohnung sind auch an sich selbst noch keine Gottseligkeit, sondern nur Mittel, die Gemüther dazu zu erwecken, und sie beweisen hauptsächlich ihren Nutzen darin, wenn diese Gottseligkeit sich in den übrigen Tagen in würdlichen Handlungen der Rechtschaffenheit, des arbeitsamen Fleißes, der Menschenliebe, der Treue gegen Gott und gegen die Obrigkeit, und in einer geduldigen Ertragung der Beschwerlichkeiten dieses Lebens, äußert. Wir sind von dem Werth der Religion und ihrer Nutzbarkeit zu sehr überzeugt, als daß wir derselben Grenzen zu setzen gemeynet seyn sollten. Wir wollen nur verhindern, daß sie nicht ein Anlaß entgegenstehender Folgen werden, und da wir Uns versichert halten, daß diejenigen Prediger, die sich das wahre Beste der ihnen anvertrauten Gemeinen angelegen seyn lassen, in den eingesezten Sonntagen und übrig bleibenden Festen Gelegenheit genug haben, ihren Zuhörern die zur wahren Religion und Frömmigkeit gehörigen Belehrungen zu geben. So haben wir uns entschlossen, folgende allgemeine Verordnung deshalb zu erlassen . . . § 3. Weil aber Unsere Absicht keineswegs dahin gehet, Unseren Unterthanen des platten Landes dadurch eine neue Last aufzulegen, so setzen Wir hierdurch ausdrücklich vest, daß an denjenigen Orten, wo die Unterthanen zu angemessenen oder alltäglichen Diensten verpflichtet sind, ihnen diese abgeschafte Feiertage dergestalt zu gute kommen sollen, daß sie ihren Gutsherren . . . keine Hofdienste . . . zu leisten schuldig sind . . . § 7. Da durch diese Einschränkungen der Feiertage den Predigern eine merkliche Erleichterung verschafft wird, so erwarten Wir um so mehr, daß sie die ihnen übrig bleibende Zeit zum Besuch der ihrer Aufsicht anvertrauten Schulen, auch zum selbst eigenen Unterricht der Jugend und zur bessern Anweisung der Schulmeister dergestalt anwenden werden, damit den Kindern eine deutliche Erkenntnis von Gott und von ihren Pflichten beygebracht, und sie zum thätigen Christentum mit mehrerm Fleiß als Wir zeithero verschiedentlich bemerkt, angewiesen werden.“ Ferner heißt es (ebd. N. 6): „Nachdem in Folge der von Uns allerhöchst gepflogenen Communication mit dem Päpstlichen Stuhl in Rom“ die Anzahl der Feiertage beschränkt worden, so befiehlt der König: „Diejenigen Katholischen Geistlichen, welche darunter im geringsten manquiren sollten, habt Ihr zur ohnfehlbaren Bestrafung, und befindenden Falls zu verfügenden Remotion ab officio, bey eigener Verantwortung sofort anzuzeigen.“ Eine strenge Ueberwachung der Geistlichen hielt Friedrich auch sonst für erforderlich. In einem Erlasse vom 16. Mai 60 (N. N. XV. 62, vol. 1 N. 84) lesen wir: „So großen Einfluß die Prediger und Schullehrer in dem Staat haben, wenn solcher von redlichen und wohlgesitteten Menschen geleistet wird, so viel Uebel entstehet daraus, wenn in dergleichen Aemtern sich solche Personen befinden, welche selbst sich allerley Lastern ergeben.“ Diesen Einfluß der Geistlichkeit weiß der König auch an geeigneter Stelle politisch zu verwerten. Als er „auf mehrere Bevöllerung der Provinz“ und „auch das Land an wohlgestaltten Einwohnern volkreich zu erhalten“, die Impfung verordnet (13. April und 11. Mai 70, N. N. XI. 45 f. 14), fordert er den Clerus zur Unterstützung auf. „Ob nun wohl die Geistlichkeit hauptsächlich dazu beruffen ist, das Heil der Seelen bey den ihr anvertrauten Gemeinen zum eigentlichen Augenmerk zu haben. So wird dieselbe

es gleichwohl auch zu ihren Pflichten rechnen, der zeitlichen Wohlfahrt ihrer Kirchhinder hülfreiche Hand zu biethen, ihnen das Leben und die Gesundheit zu erhalten zu suchen, durch guten Rath, freundliches Zureden und glimpfliche Benehmung der wider die hierzu dienliche Mittel gefähte Vorurtheile der betrübten Vererbung der Eltern von ihren Kindern, und der Entvölkerung des Landes, so viel bey Ihr beruhet, vorzubeugen. Um aber die Geistlichkeit dieser ihrer Pflicht eingedenk, und zum gemeinen Wohl hierbey mitwirkend zu machen, befehlen Wir auch allergnädigst, derselben in eurem Sprengel förderksamst zu eröffnen: daß es Unser Landesväterlicher Wille und Allergnädigster Befehl sey, daß sie beyde Eltern und Kinder liebevoll belehren sollen, daß die Einimpfung der Blattern ein würdlich heilsames Mittel sey, den Kindern das Leben und einen gesunden Leib bey einer Krankheit, der nur wenig Menschen überhoben bleiben, zu erhalten. Da auch überhaupt öfters bey Menschen die Beyspiele mehr als Vernunftschlüsse vermögen, so wird in dieser Sache die Anführung der Exempel der höchsten gekrönten Häubter, Thronerben . . . nicht ohne großen Eindruck und Würdigung seyn (f. 16). Und wenn endlich hier oder da sich gar bey Eltern Gewissensscrupel darüber äußern sollten, daß sie durch Veranlassung der Blatter-Einimpfung ihren Kindern eine Krankheit selbst zuzögen, oder sich damit eines Eingriffs in die göttlichen Fügungen anmaßen, so wird hierbey das eigentliche Amt der Geistlichen es mit sich bringen, dergleichen guten aber furchtsamen Gemüthern dieses Vorurtheil zu benehmen . . . Es ist Uns nicht unbewußt, daß es seine Schwierigkeit habe, Vorurtheile und Zweifel auszurotten und zu heben, und dagegen deutliche Begriffe, Ueberzeugung und Entschlossenheit dem gemeinen Manne absonderlich beyzubringen: desto mehr aber soll sich die Geistlichkeit dieses ins Werk zu richten bemühen.“ Um sich eine möglichst ergebene und patriotische Geistlichkeit heran zu ziehen, schloß Friedrich Ausländer von den geistlichen Benefizien aus (R. A. XII. 335). Andererseits verbot er auf das strengste den Einheimischen, ausländische Schulen zu besuchen (R. A. XV. 62, vol. 1 R. 19, vgl. R. 16).

Aus demselben Motive, wie die Einschränkung der Feiertage, floß auch die Verkürzung der Trauerzeit durch Friedrich. „Was maßen Wir mitleydentlich angemerdet,“ so heißt es in einem Edikte vom 2. Mai 42 (R. A. XV. 37 R. 72), „daß in Unsern zu Niederschlesien gehörigen Herzogthümern und Landen der Aufwand und die Verschwendung bey Trauerfällen so hoch gestiegen, daß dadurch nicht so wohl das Andenden der Verstorbenen Ehrwürdig verehret, als vielmehr auf eine unzeitige eitle Pracht und Hochmuth dabey abgezielet werde, und folglich immer einer es dem andern in diesem Stück zuvor zu thun sich bemühe. Wodurch dann Viele, welche ohnedem von ihren Verstorbenen öfters in Trübsal und Armuth zurück gelassen werden, vollends verarmen, und solchergestalt ganze Familien, zumahl zu diesen annoch bellemnten und schlechten Zeiten, ruinirt werden,“ so sucht er diesem Unweien zu steuern.

Religiöse Fragen streifen ferner vielfach des Königs Erlasse in Ehefachen. Er sucht die Eheschließung auf jede mögliche Weise zu erleichtern. Am 29. April 45 erteilt er einem Arzte den Dispens, sich zu Hause „ohne geistliche Beystände copuliren zu lassen“. Jede Beeinflussung durch Eltern oder Geistliche wird entschieden untersagt (22. April 47 R. A. XV. 62, vol. 1 R. 76, vgl. ebd. XII. 15 f. 12). Ein Edikt vom 17. November 82 (R. A. XII. 15 f. 308, 317) eifert „gegen die Mißbräuche der überhand genommenen Ehescheidungen“, „da nun durch eine solche übertriebene Leichtigkeit bey den Ehescheidungen der öffentliche Wohlstand beleidigt, die Zügellosigkeit der Sitten, und der Hang der Gemüther zur ungescheuten Verlegung der heiligsten Verbindungen bestärkt, und die dem Staate so nachtheilige Ehelosigkeit noch mehr befördert“ werde.

Wiederholte Edikte wenden sich ferner mit Entschiedenheit gegen den Kindermord und ähnliche Verbrechen (R. A. XII. 15 f. 19 XV. 62, vol. 3 R. 71, 72 XV. 71). Man suchte dem ersteren Uebel durch Anlegung von Findelhäusern vorzubeugen. Friedrich sagt (30. Juli 47, R. A. XII. 125 f. 51) auf einen dahin gehenden Vorschlag hin seine Unterstützung zu, „so wie meine Umstände es leiden werden“, und am 8. März 51 schreibt er an Münchow:

„Ich gebe sehr gerne meinen Consens dazu, und wird es mir recht lieb sein, wenn Ihr in solcher sehr guten und nützlichen Stiftung reussiren werdet.“ Auch sonst sucht er das Leben seiner Unterthanen möglichst zu schützen. So gilt ein Erlass vom 25. November 75 (N. N. XV. 62, vol. 4 N. 45) „schleuniger Rettung der durch plötzliche Zufälle leblos gewordenen Personen.“ „Wie Wir nun des Endes,“ so heißt es hier, „zuvörderst die aus alten Zeiten und Gebräuchen herrührende, einer gesunden Vernunft und Religion entgegen laufende lieblose Vorurtheile des gemeinen Mannes, daß nehmlich die von einem oder andern dergleichen verunglückten Personen zu leistende Behülfe derselben Ehre einen Nachtheil verursache oder zuziehe, hiermit gänzlich abzustellen nöthig finden.“

Wie auf die Erhaltung des Lebens, war Friedrich auch auf den Schutz des Vermögens seiner Unterthanen auf das peinlichste bedacht. So sehr er redliche Arbeit und wahre Kunst zu schätzen wußte, indem er sogar den ausländischen Künstlern und Fabrikanten, die sich in Preußen ansiedeln wollten, alle Rechte der Unterthanen in Aussicht stellte, ferner „strenges Vorspann von der Schlesiſchen Grenze an bis an den Ort seines im Lande gewählten Domicilii, sowohl vor seine Familie als Effekten“ und Ersetzung der Reisetosten (N. N. XV. 62, vol. 3 N. 25), so streng verurteilte er andererseits jeden Schwindel, der den Leuten das Geld aus der Tasche lodte (vgl. N. N. XV. 38 N. 75). Um dem „übermäßigen Wucher einiger gewinnlüchtiger Gemüther“ zu steuern, wird in Breslau ein königliches Pfandhaus angelegt (6. November 43 ebd. N. 33). Das Spielen, besonders der Soldaten, welches traurige Folgen gezeitigt hatte, wird streng verboten (N. N. XV. 38 N. 75. XV. 37 N. 19).

Was die Sorge Friedrichs um das geistige Wohl seiner Landeslinder betrifft, so ist die Stiftung von Regiments- und Armenschulen (N. N. XII. 43 f. 9), sowie die Zusicherung des Königs zu erwähnen, die Gründung einer Mädchenschule in Breslau in jeder möglichen Weise fördern zu wollen (N. N. XII. 51 f. 1 13).

Nur ein Fürst wie Friedrich, dem das Wohl seines Landes über alles ging, durfte sich, gestützt auf die Liebe seines Volkes, wenn man ihm diese zu entziehen suchte, so zuversichtlich wie er an das freie Urtheil seiner Unterthanen wenden. So heißt es in einem Edikte vom 2. November 56 (N. N. XV. 1, vol. 2 f. 3): „Es ist weltbekannt und durch die untrüglichste Beweise nunmehr dargethan worden, daß Wir die Waffen gegen den Wienerischen Hoff aus keiner andern Ursache ergriffen, als um die von demselben gegen Uns geschmiedete und auf den Ausbruch gestandene gefährliche Anschläge zu hintertreiben, und denenelben zuvor zu kommen, daß Wir Uns also lediglich im Stande einer abgedrungenen Nothwehr befinden.“ Man suche ihm sogar die Unterthanen untreu zu machen. „Dieses an sich so unkräftige als geizwidrige Verfahren halten Wir zwar um so weniger der geringsten Achtung würdig, als Wir von dem getreuesten Attachment und Devotion Unserer Unterthanen ohnedem genugsam versichert sind, daß sie sich“ durch solche Frechheit „nicht abwendig machen lassen werden.“ In seiner „Anzeige der Ursachen, welche Seine königliche Majestät bewogen haben, der Römisch Kaiserlichen Majestät Hülfsvölker zuzusenden“ (N. N. XV. 38 N. 87) sagt Friedrich: „Seine königliche Majestät finden nöthig, ganz Europa bekannt zu machen, wie Sie, nach allen nur ersinnlichend doch vergebens angewandten Bemühungen zur Güte, die fortwährende, das wehrte Deutsche Vaterland zu Grunde richtende Unruhe nicht länger mit gleichgültigen Augen ansehen können. . . Diese Prinzessin, (die Königin von Ungarn) „und Ihre Mürten haben den Abjichten des Ehrgeizes keine Grenzen gesetzt, dessen verderblicher Endzweck gewesen, die Deutsche Freiheit auf ewig in Fesseln zu schlagen, worin, seit länger als einem Jahrhundert, das Hauptaugenmerk der östereichischen gefährlichen Staatslehre bestanden hat. Deutschland ist mit fremden Kriegsvölkern überschwemmet worden. Dem gesamten Deutschen Staat das Garaus zu machen, welcher aus so vielen Souverainen Ständen besteht, und sich einzig und allein durch seine Einigkeit, gegen so viele gewaltige Anfälle, die ihn so oft und vielfältig erschüttert, bishero erhalten hat, Alle diese Gewaltthaten, und alle diese Zunöthigungen, welche dem Ruhm und der Ehre des Deutschen Namens offenbar entgegen lauffen. Dergleichen wiederrechtliches

Unterfangen länger zu dulden, würde der Ehre und Würde eines jeden Churfürsten des Reichs verkleinerlich seyn. Allein indem Sie“ Maria Theresia! „die Deutsche Freiheit ansieht, erwecket Sie derselben auch Vertheidiger. Das Bluth der alten Teutschen, die Ihr Vaterland so viele hundert Jahre, und dessen Freiheit gegen die ganze Macht der ehemaligen Römischen Monarchie beschützt haben, ist noch vorhanden, und wird dieselbe auch anjeto gegen alle diejenigen, die sich daran zu vergreifen beygehen lassen, zu vertheidigen wissen. Seine königliche Majestät haben Sich zu Ihnen“ den zu Frankfurt verbündeten Kurfürsten „geschlagen, weil Sie es vor die Pflicht und Schuldigkeit eines jeden Reichsgliedes halten, die Grundfeste desselben zu vertheidigen. Seine königliche Majestät halten davor, daß der edelste und würdigste Gebrauch, der von Gott Ihnen anvertrauten Macht, in der Beschützung des Vaterlandes, welchem die Königin von Ungarn Fesseln anlegen will, und in der Rettung der Ehre und Gerechtfame aller Churfürsten bestehe. Es ist alhier von Ihrem eigenen Interesse gar nicht die Frage, sondern Sie greiffen blos und lediglich zu den Waffen, um dem Teutschen Reiche die Freiheit, dem Kaiser die oberste Würde, und ganz Europa den Ruhestand wieder zu wege zu bringen.“ Am offensten aber spricht des Königs Zuverücht zu der Treue seiner Schlesiern aus seiner Erklärung gegen ein Pamphlet der Oesterreicher (19. Dezember 44 ebd. N. 92), welche „auf eine gottlose und indigne Arth auch mit dergleichen Expreffionen, so bishero unter gekrönten Häuptern und gesitteten Völdern gang ungewöhnlich gewesen“, um sich werfen. Die Oesterreicher hätten doch einst den Schlesiern Unrecht genug zugefügt, „insonderheit aber die der Evangelischen Kirche zugethane, dem Nahren Buchstaben des Westphälischen Friedens, und der Alt-Kunstädtischen Convention schnurstracks zuwider, verfolget, und mit unendlichen Chicanen beschweret, ja öfters auf eine unchristliche und barbarische Weise mißhandelt, und Ihr Vaterland und Saabseligkeit mit dem Rücken anzusehen gezwungen . . . Dahingegen Wir Uns ohubedendlich auf Eure eigene Wissenschaft berufen mögen, ob Wir nicht, seitdem Schlesien unter Unserer Nothmähigkeit gestanden, beyderley Religionsverwandten, ohne auf den Unterschied Ihrer Meynungen einige Attention zu nehmen, überall gleichmäßigen Schutz und Schirm wiederfahren, und Uns ehfrigt angelegen seyn lassen, damit die aus der vormahligen confusen Haushaltung erwachsene Beschwerden und Gebrechen des Landes auf einen soliden Fuß renndiret, allenthalben gute Ordnung eingeführet, einem jeden ohne Ansehen der Person recht und gleich administriret, und Niemand von seinem wohl hergebrachten Eigenthum und Gerechtfamen zur Ungebühr verdrenget werden möge.“

Dr. Max Grünwald.



Literarische Berichte.

Fürst Bismarck, Neue Tischgespräche und Interviews. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Der unermüdlche und gewissenhafte Bismarck-Biograph Heinrich von Poschinger

liefert uns in diesem Buche neue und wertvolle Beiträge zur Lebensgeschichte und Charakteristik des ersten deutschen Reichskanzlers. Der erste Teil des Wertes lehnt sich an die frühere Veröffentlichung des gleichen Verfassers „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“, an und bildet gewissermaßen eine Ergänzung der-

selben. Hier wie dort lernen wir den großen Mann in seiner Häuslichkeit kennen, in seinem ungezwungenen Verkehr mit Freunden und Politikern, und zwar von dem Augenblicke seines ersten öffentlichen Auftretens an bis zur Gegenwart. Als Bundestagsgesandter, als Minister, als Kanzler und als Privatmann tritt uns Bismarck in seinem persönlichen Umgange beständig als der gleiche entgegen; liebenswürdig als Wirt, geistprühend in seinen Gelegenheitsreden, voll tiefen Ernstes, wo der Anlaß des Gespräches es fordert, neben seiner eminenten Verstandeskraft stets ein Gemüt von seltener Tiefe verratend. Sehr anziehend ist das, was wir aus dem Buche über die Beziehungen des Fürsten zu dem Amerikaner Motley, seinem alten Universitätsfreunde von Göttingen her, erfahren, ebenso die freilich schon weiteren Kreisen bekannt gewordenen Berichte über den zweimaligen Besuch Crispis in Friedrichsruh. Einen nicht minder interessanten Teil des Buches machen die Berichte über die verschiedenen „Interviews“ des Fürsten aus, die in der That recht schätzenswertes Material zur Bismarckbiographie beibringen. Wie bekannt, verhielt der Fürst, so lange er Reichskanzler war, sich durchaus ablehnend gegen die journalistischen Ausfrage-Besucher, und erst als er sich ins Privatleben zurückgezogen, wurde seine Heimstätte das „Metta der Journalisten“. Haben die Unterredungen auch nie den Charakter von systematischen Manifestationen gehabt, sondern den von zwanglosen Unterhaltungen, so konnten sie doch das politische Gebiet nicht meiden, und gerade darin liegt ihr eigentümlicher Reiz. Ihre Zusammenstellung ist jedenfalls ein Verdienst, das der Herausgeber des Buches für sich in Anspruch nehmen darf, da sie uns neue und wesentliche Züge zu dem Lebensbilde unseres großen Staatsmannes liefert. f.

Geschichte und Beschreibung der Rassen des Hundes. Unter Mitwirkung der namhaftesten Züchter und Preisrichter und in Uebereinstimmung mit den offiziell anerkannten Rassezeichen der maßgebenden Vereine des In- und Auslandes, herausgegeben von Ludw. Beckmann, Jagd- und Tiermaler in Düsseldorf. In zwei Bänden. Erster Band mit zahlreichen Holzschnitten und zwei farbigen Tafeln. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn.

Dieser erste Band des kostbaren Wertes behandelt die zum eingehenden Studium der jetzt bestehenden Hunderassen unentbehrlichen Hilfswissenschaften, wie Anatomie, Exterieur, physiologische und geistige Eigentümlichkeiten, antike Rassen etc. und geht dann über zu einer systematischen Einteilung und Klassifizierung, zunächst der heutigen Rasse-Jagdhunde des In- und Auslandes. — Erst jetzt, nachdem durch langandauernde Revisionen

die Rassezeichen der deutschen Vorstehhunde festgesetzt und auch die Uebersetzung der englischen Rassenpoints offiziell anerkannt wurden, war es überhaupt möglich, ein so umfassendes kynologisches Werk herauszugeben, das die deutschen Hunderassen als vollkommen gleichberechtigt mit den französischen und englischen darstellen konnte. Der rühmlichst bekannte Verfasser hat aber auch ein Prachtwerk geschaffen, das nicht nur äußerlich in größter Opulenz auftritt, sondern das auch durch seine durchaus gediegene textliche Fassung und Ausdehnung auf sämtliche Kulturrasen des Hundes bezüglich ihrer Geschichte und Verwandtschaft, wie ihrer jetzigen äußeren Erscheinung und Bestimmung ein „Standard-work“ bildet, dem kein ähnliches zur Seite gestellt werden kann. Der zweite Band wird die verschiedenen Rassen der Haus-, Hirten- und Luxushunde in Wort und Bild darstellen, auch die Züchtungsprinzipien und Nomenclatur, praktische Züchtung, Erziehung, Behandlung und Abrichtung, Krankheiten und so weiter eingehend schildern. Jeder praktische Züchter und Kynologe, ebenso der Liebhaber und nach gründlicher Belehrung suchende Laie wird das Erscheinen dieses schönen Wertes mit Freuden begrüßen und gewiß großen Nutzen daraus ziehen, zumal die zahlreichen meisterhaften Illustrationen und Farbentafeln das Verständnis ungemein erleichtern. Wir werden nach Ausgabe des zweiten Bandes nochmals auf das Buch zurückkommen. B.

Lehrbuch der allgemeinen Psychologie.
Von Joh. Mehnke. Hamburg, Leop. Voß.

Der von seinem erkenntnistheoretischen Schriften her bekannte Verfasser bietet in diesem Buche eine etwas unständige, aber gewissenhafte Analyse einiger psychologischen Grundbegriffe. Am raschesten thut er das Seelenleben ab (Denken, Erinnern, Handeln, Persönlichkeit), am ausführlichsten verweilt er bei dem Seelenwesen, für dessen Erklärung der Gegensatz von abstrakt und konkret zu Hilfe genommen wird, und in der Mitte stehen Betrachtungen über das, was Mehnke den Seelenaugenblick nennt. Es dürfte schwer halten, dem Buche in richtiger Weise seine Stellung innerhalb der modernen psychologischen Literatur anzuweisen: es gehört nicht in die physiologische, nicht in die experimentelle und auch nicht in die bloß beschreibende Richtung. Am originalsten sind die Abschnitte über das Zusammen von Seele und Leib und über die Gefühle. Aus ihnen, aber auch aus den anderen Partien des Wertes wird jeder Belehrung schöpfen, der eine sorgsame Lektüre nicht scheut und von der Psychologie mehr als interessante Geschichten oder physiologische Daten erwartet.

M. D.

Korea. Von W. A. Bogin, kaiserlich russischer (sic) Geschäftsträger. Aus dem Russischen von St. Ritter von Urin-Pruszniski. Mit einer Karte von Korea. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller.

Der Verfasser hat während seiner fünfjährigen Thätigkeit bei der russischen Gesandtschaft in Peking eine Reihe von Notizen über Korea gesammelt, deren Inhalt in dem gegenwärtigen Buche veröffentlicht wird. Der Stoff ist in zwölf Kapitel geteilt, die in einer annähernd folgerichtig durchgeführten Gliederung das ganze öffentliche und private Leben, auch etwas von der politischen Geographie und der Geschichte der Koreaner umfassen. Jedes Kapitel scheint für sich geschrieben zu sein, denn wenn dieselbe Materie, was oft vorkommt, in verschiedenen Kapiteln behandelt wird, so stimmen die Angaben nie scharf mit einander überein, nicht selten finden sich sogar zweifellose Widersprüche. Im allgemeinen ist das Buch nicht uninteressant, doch finden sich sehr viele gleichgültige Einzelheiten mit einer Breite behandelt, die um so unerträglicher ist, als infolge des japanisch-chinesischen Krieges sehr viele Veränderungen bevorstehen. Die beigegebene Karte ist ziemlich roh gezeichnet und stimmt nicht immer mit den Angaben des Textes überein. Die Uebersetzung ist recht schlecht. Abgesehen von sehr vielen Ausrisacismen, finden sich nicht nur manche zweifellose Sprachfehler, schiefe und falsche Ausdrücke und Redewendungen, sondern, besonders zu Anfang des Werkes, auch eine Anzahl von sinnlosen mechanischen Wortüberreibungen.

K. F.

Opfer und Rebellen. Neue Gedichte von Alfred Vaccelli. Rom, Montepelli 1894.

Schon seit mehreren Jahren ist Alfred Vaccelli, der einzige Sohn des italienischen Kultusministers, literarisch thätig. Sehr jung veröffentlichte er vor etwa zehn Jahren Gedichte, welche bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf den jugendlichen Verfasser lenkten. Diese Erzeugnisse einer Erstlingsmuse gefielen so sehr, daß der Verleger eine Volksausgabe für notwendig erachtete, die nunmehr vergriffen ist. Der Titel lautete „Anospien“. Vaccelli bewährte sich auch in der Prosa als guter Schriftsteller. In einer Preisbewerbung der jungen römischen Licentiaten bestand er als erster und erhielt die goldene Medaille; und als dieser Aufsatz veröffentlicht wurde, herrschte nur eine Stimme des Lobes über den Verfasser, der bei all seiner Jugend über eine so ausdrucksvolle Sprache verfügte und eine solche Kraft und Tiefe des Gedankens besaß. In einem Band „Literarische Eindrücke“ sammelte er verschiedene kritische Aufsätze, die sehr lesenswert sind. Bald darauf veröffentlichte er ein poetisches Drama, „Sakuntala“, und ein feltfames

Gedicht, „Legende des Herzens“, in dem der Sänger der Natur sich einer höheren Macht, der Liebe, beugt. Das Gedicht behandelt jenen Augenblick, den glücklichsten oder unglücklichsten im Leben, in dem die Seele sich dem Ideal entschleiert und eifrig die Schweitseele sucht. Schon in der Form ist das kleine Gedicht originell, und bedeutet für den Verfasser einen weiteren Schritt aufwärts; es wurde allgemein sehr günstig aufgenommen. Nicht verdorben durch seine steten Triumphe suchte Vaccelli immer neue Lorbeeren zu erringen. Es gibt Dichter, welche aus ihrem eigenen Ich heraustreten können, um mit allen und mit jedem einzelnen zu empfinden und zu leiden, Dichter, die mit der Weltenseele fühlen. Alfred Vaccelli gehört zu diesen Bevorzugten. Seine Seele vergißt sich selbst und geht in den Empfindungen anderer auf, so auch in den letzten Gedichten „Opfer und Rebellen“. Das Werkchen zerfällt in zwei Teile. Der erste umfaßt 15 oder 16 Gedichte, denen dieser Titel besonders zukommt und die einzelne packende Momente des Volkslebens schildern, wie z. B. einen Streit, das Elend der Fabrikarbeiter und anderes. Der zweite Teil umfaßt „Verschiedene Gedichte“; verschieden sind sie jedoch nur bis zu einem gewissen Grade, denn alle haben etwas Gemeinsames, die Liebe. So lohnend es auch wäre, so verbietet uns hier doch der Raum, auf jedes einzelne Gedicht näher einzugehen. Wir wollten deshalb an dieser Stelle nur auf das große und seltene Talent hinweisen. Wenn in späteren Jahren der Name Alfred Vaccelli als heller Stern am literarischen Himmel Italiens leuchtet, und wenn berufenere Federn diese Perlen der Dichtkunst ins Deutsche übertragen haben, werden wir uns durch den Gedanken belohnt fühlen, die ersten gewesen zu sein, welche Kunde von ihm in Deutschland gegeben und die literarische Welt unseres Landes auf ihn aufmerksam gemacht haben. S. Z.

Aus 'em Verche-Nescht. Gedichte in schwäbischer Mundart von Adolf Grimlinger. Stuttgart, A. Bonz u. Co. 1895.

Unter den deutschen Dichtern, die eine Eigenart pflegen, ist Adolf Grimlinger vielleicht der eigenartigste. Er, der vornehme, hochbegnadete Künstler, dem es vergönnt war, mit gleichem Erfolge auf drei verschiedenen Kunstgebieten thätig zu sein, steigt als Dichter mit Vorliebe zu dem Volke herab und singt in heimischer Mundart das, was das Volksgemüt bewegt. Freilich, den Mann des feineren Empfindens verleugnet er in seinen mundartlichen Dichtungen nicht und nähert sich darin mehr dem sinnigen Klaus Groth als dem urwüchsigen Friß Reuter oder dessen süddeutschem Geistesverwandten Friedrich Stolpe. Aber ein Volksänger ist er darum doch, ein Volksänger, wie ihn einmal

Schiller charakterisirt hat, ein Dichter, der wie Walthar Stolzing unter die Meisterjünger, so sich unter die Menge begibt, um sie durch Verfeinerung des vollstümlichen Empfindens hinaufzuführen zu der Höhe, von welcher er selbst herniedergestiegen. Ganz merkwürdig ist, mit welcher Feinheit und Grazie Grimlinger die mundartliche Sprache zu befeelen weiß; in seinen lyrischen Gedichten tritt uns der schwäbische Dialekt als der anmutigste von allen entgegen, als eine Volkssprache, in welcher die zarteste Regung der Psyche zu ihrem Rechte gelangt und ihren Ausdruck findet. Wir brauchen keine Beispiele anzuführen, denn auf jeder Seite der vorliegenden wie der früheren Sammlungen findet sich der Beleg für unser Wort. Das aber möge erwähnt sein, daß die Stücke der neuen poetischen Gabe den früheren an Schwung und Frische in keiner Weise nachstehen.

h.

Was uns die Kunstgeschichte lehrt.

Einige Bemerkungen über alte, neue und neueste Malerei von Karl Woermann. Dresden, V. Ehlermann 1894.

In dem verwirrenden Kampf der Meinungen über alte und neue Kunst, der besonders auf dem Gebiet der Malerei lebhafter wie je tobt und lärmt, muß ein Wort doppelt willkommen sein, das in den Ergebnissen der Kunstgeschichte einen kritischen Maßstab sucht und findet. Die spekulative Aesthetik hat sich seit hundertundfünfzig Jahren vergebens bemüht, feste, allgemein anerkannte Regeln zur Beurteilung des Kunstschönen zu finden. Tiefere Einblicke in die Gesetze des künstlerischen Schaffens gewährt die von den Naturwissenschaften ausgehende physiologische Aesthetik, und von ihr darf man noch eine Fülle von Aufschlüssen über das Wesen des Kunstschönen erwarten. Bisher hat sie indes nur Bruchstücke zu Tage gefördert, und diese können nur dann allgemeine Anerkennung erhalten, wenn sie durch kunstgeschichtliche Erfahrungssätze bestätigt werden. Woermann formulirt eine ganze Reihe dieser Erfahrungssätze. Vor allem betont er, daß im Gegensatz zu den ästhetischen Lehren, die von dem Grundsatze ausgehen, daß nur Eins das Schöne sein könne, der kunstgeschichtlichen Betrachtungsweise schon beim ersten Blick die ungeheure Verschiedenheit der Kunstwerke auffällt, welche von allen Völkern als die hervorragendsten anerkannt werden. Kann es größere Gegensätze geben als diejenigen zwischen Phidias und Dürer, zwischen Jan van Eyck und Michel Angelo, zwischen Leonardo da Vinci und Rubens, zwischen Holbein und Velasquez, zwischen Rembrandt und Rafael, zwischen Claude Lorrain und Ruissdael? Welches sind nun die gemeinsamen Eigenschaften der großen Meister aller Zeiten und Völker? Nach Woermann fällt es nun sofort auf, „daß sie alle aufs engste mit ihrem eigenen

Volkstum verwachsen, mit den tiefsten Wurzeln ihrem heimischen Boden entsprossen, also trotz ihres internationalen Ansehens nationale Künstler im vollsten Sinne des Wortes sind, — daß sie aber auch alle nicht nur Söhne, sondern auch Führer ihrer eigenen Zeit gewesen sind, deren technische Errungenschaften und geistige Auffassungen sie als kühne Neuerer in ihren Werken verwertet und zum Ausdruck gebracht haben, — und daß sie alle vor allen Dingen, außer in ihrem Volke und in ihrer Zeit, fest in sich selber wurzeln, selbständige Künstlerpersönlichkeiten von ausgeprägtem Eigenleben gewesen sind. Schauen wir ihnen dann noch etwas tiefer in die hellen Künstleraugen, so entdecken wir ferner, daß sie alle der Natur, die das A und O ihrer Kunst ist, gerade ins Antlitz und womöglich in die Seele geschaut, auch keinen andern Vermittler zwischen sich und der Natur als die ihrem eigensten Geiste entsprossene Anschauungsweise in Anspruch genommen oder geduldet haben, — daß sie aber auch alle die Natur mit echten Künstleraugen, d. h. mit anderen, sei es klareren, sei es feineren, jedenfalls mit tiefer blickenden und durchdringenderen Augen angesehen haben als gewöhnliche Sterbliche, — daß also Natur und Einbildungskraft sich in allen echten Kunstschöpfungen geschwisterlich zu ewigem Bund die Hand gereicht haben, wobei es von örtlichen, zeitlichen und individuellen Strömungen abhängt, ob im einzelnen Werke oder in ganzen Schulen die Naturanschauung oder die Einbildungskraft die Vorherrschaft behauptet.“ Woermann weist darauf im einzelnen nach, daß diese Eigenschaften die größten Künstler in der That zu dem gemacht haben, was sie geworden sind, und sie daher auch zur Richtschnur bei der Beurteilung lebender Künstler und Kunstwerke zu dienen haben.

-n.

Historische Zeitschrift, herausgegeben von Heinrich v. Sybel und Friedrich Meinecke. München, K. Oldenbourg. 73. Band, erstes Heft.

Das Heft enthält außer dem reichhaltigen „Literaturbericht“ und den „Notizen und Nachrichten“ drei Aufsätze, die auch den weiteren Kreis der Geschichtsfreunde interessieren dürften. In dem ersten „Friedrich der Große im Jahr 1761“ (als Festrede in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehalten) entwirft H. v. Sybel ein Bild der schwersten Zeit, die der große König je durchgemacht hat. „Je drückender Unheil und Not den König auf allen Seiten bedrängten, desto leuchtender hebt sich die Unererschütterlichkeit des einzigen Mannes von dem tiefdüstern Hintergrunde ab.“ Es ist eine der psychologischen Zeichnungen von prägnanter Kürze und feiner Abrundung, wie sie ja dem greisen Geschichtsschreiber immer meisterhaft gelungen sind.

Der zweite Aufsatz von Paul Bailen: „Karl August, Goethe und der Fürstenbund“ knüpft an das Buch von Ottolar Lorenz über denselben Gegenstand an, zeigt dessen erhebliche Schwächen und bringt aus bisher unbenutzten Archivalien eine Reihe höchst interessanter Mitteilungen über Karl Augusts und Goethes politische Thätigkeit. In dritter Stelle wird eine Denkschrift Theodor v. Bernhards über den polnischen Aufstand von 1863 mitgeteilt, niedergeschrieben auf Wunsch des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und bemerkenswert durch das drastische Bild der polnischen Zustände und durch die politischen Ratschläge mit Preußen, die genau mit Bismarcks gleichzeitigen, aber dem Schreiber offenbar damals noch nicht bekannten politischen Entschlüssen übereinstimmen.

Um die Erde. Eine Reisebeschreibung von Dr. J. Virsichberg, a. o. Professor an der Universität zu Berlin. Leipzig, Georg Thieme.

Der Verfasser ist an der Berliner Hochschule Lehrer der Augenheilkunde, der sich entschlossen hatte, vor herannahendem Alter ein halbes Jahr einer Erdumseglung zu widmen und bei dieser Gelegenheit auch einmal seine vielen japanischen Schüler aufzusuchen. Er ist dann von diesen in einer Weise aufgenommen worden, die uns vor der Lehrthätigkeit des Verfassers und der dankbaren Gesinnung des liebenswürdigen japanischen Volkes gleiche Achtung abnötigt und von dem Ansehen, das die deutsche Wissenschaft, besonders die medizinische, in jenem alten Kulturlande genießt, einen sehr hohen Begriff gibt. Er hat hier das ganze Land besichtigt, wobei ihm viele sonst versperrte Wege bereitwillig geöffnet wurden, und hat dann die Reise über Hongkong, Kanton, Ceylon, quer durch Ostindien, den Suezkanal und das Mittelmeer nach Hause fortgesetzt. Die Darstellung steht ihrer Breite nach zwischen der Erzählung und der eingehenden Schilderung, reich durchflochten von geographischen, statistischen, geschichtlichen Notizen, die schon von vornherein reichhaltiger sind, als für das Verständnis notwendig wäre, und in der zweiten Hälfte des Buches so überwuchern, daß für die Schilderung der eigenen Erlebnisse, die hier auch mehrfach zur bloßen Aufzählung herab-

sinkt, kaum noch Raum übrig bleibt. Wer das Buch nur zur Unterhaltung liest, will das alles gar nicht wissen, und wer sich mit den wissenschaftlichen Materien vertraut machen will, greift doch in erster Linie zu anderen Quellen als den Lebenserinnerungen eines Augenarztes. Wo der Verfasser sich aber selbst zu Worte kommen läßt, zeigt er sich als einen feingebildeten, empfänglichen Mann und scharfen Beobachter, vor allem aber als lehrreichen Deutschen. Die Ausstattung des Buches läßt nichts zu wünschen übrig. Eine kleine Karte läßt den Weg erkennen. K. F.

Perspektiven. Vermischte Schriften von Adolf Friedrich Graf von Schad. Zwei Bände. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894.

Das vorliegende Werk darf als das Vermächtnis des nunmehr dahingegangenen feinsinnigen Dichters und Forschers an unser Volk betrachtet werden. War es doch das letzte, womit sein reger Geist sich beschäftigte, und lag es ihm so am Herzen, daß er noch wenige Stunden vor seinem Tode die Herichtung der letzten Korrekturbogen übernahm. Wie der Name „Perspektiven“ es andeutet, gewähren uns die beiden Bände Ausblicke der mannigfachsten Art auf das weite und reiche Arbeitsfeld des Entschlafenen, auf sein Erlebtes und Erstrebtes. Geistvollen Aphorismen über das Drama schließen im ersten Bande sich Lebenserinnerungen sowie literarische und künstlerische Skizzen und Charakteristiken an, Streifzüge auf die poetischen Wirkungsfelder fast aller Völker und Zeitalter, während der zweite Band hauptsächlich die beiden bedeutenden Serien von Aphorismen über die Literatur umfaßt. Auf jeder Seite weht uns etwas von dem Geiste und der Eigenart des seltenen Mannes an, der so vielseitig war und uns doch als eine so einheitliche und geschlossene Persönlichkeit entgegentritt. Macht in mancher Arbeit sich auch insofern der Einfluß des Alters geltend, als der Verfasser weniger frohmütig als früher in die Welt sieht, so hat der größere Teil sich doch die Frische und Liebenswürdigkeit der Darstellung bewahrt, die Schad von jeher in allen seinen Hervorbringungen ausgezeichnet hat. h.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

- Bazan, Emilia Pardo,** Der Grundstein. Roman aus dem Spanischen. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3. —
- Beck, Dr. Ludwig,** Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturgeschichtlicher Beziehung. Zweite Abteilung. Vom Mittelalter bis zur neuesten Zeit. Erster Teil. Das 16. u. 17. Jahrhundert. Siebente Lieferung. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. M. 5. —
- Bedmann, Ludwig,** Geschichte und Beschreibung der Rassen des Hundes. Erster Band. Mit zahlreichen Illustrationen und zwei farbigen Tafeln. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. Broschirt M. 50. —
- Bernays, Michael,** Zur neueren Litteraturgeschichte. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung.
- Bernhardi, Theodor von,** Die ersten Regierungsjahre König Wilhelms I. Tagebuchblätter aus den Jahren 1860—1863. Leipzig, S. Hirzel.
- Bettelheim, Anton,** Deutsche und Franzosen. Biographische Gänge, Aufsätze und Vorträge. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.
- Björnson, Björnsterne,** Neue Erzählungen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von W. von Borch. Paris und Leipzig, Albert Langen.
- Bod, Annie,** Der Auserwählte. Mit Zeichnung von S. Baluschel. Berlin, Bibliographisches Bureau.
- Boetticher, Ernst,** Troja im Jahre 1894. Enthüllungen gegenüber dem Phantasiestück im Deutschen Reichsanzeiger No. 222. Berlin, E. Boetticher, Genthiner Strasse.
- Böttcher, Karl,** Wegen Pressvergehen! Gefängniß-Studien. Berlin, Bibliographisches Bureau. 75 Pfg.
- Boguslawski, A. v.,** Vollkampf — nicht Scheinkampf. Ein Wort zur politischen Lage im Innern. Berlin, Liebelsche Buchhandlung. M. 1. 50 Pfg.
- Brandes, Georg,** William Shakespeare. Erste Lieferung, mit dem Bilde des Verfassers. Paris und Leipzig, Albert Langen. M. 1. 75 Pfg.
- Briefe eines Vaters an seinen Sohn nach dessen Abgang auf die Universität.** Breslau, Schlesiſche Verlags-Anstalt (v. S. Schottlaender).
- Brine, Vice-Admiral Lindesay,** Travels amongst American Indians, their ancient Earthworks and Temples. London, Sampson Low, Marston & Co. Ltd.
- Buchhelm, C. A.,** German Classics. Volume XII. Goethes Dichtung und Wahrheit. Edited with Introduction, Notes and Index. Oxford, Clarendon Press.
- Collet, Waldemar,** Mein Vaterland. Patriotische Gedichte und Balladen. Leipzig, C. G. Naumann. M. 2. —
- Ego, Liebe.** Vier Novellen. Berlin, Bibliographisches Bureau.
- Gilpen, A. van,** Terminhandel und Börse. Berlin, Hermann Walther. M. 1. —
- Gamsun, Runt, Fan.** Aus Lieutenant Thomas Glahns Papieren. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von W. von Borch. Paris und Leipzig, Albert Langen.
- Geller, D.,** Der Weg zum Frieden. Roman. Berlin, Bibliographisches Bureau.
- Heyse Paul,** Melusine und andere Novellen. Berlin, Wilhelm Heyse. M. 6. —
- Kauffmann, Max,** Immanente Philosophie. Erstes Buch: Analyse der Metaphysik. Leipzig, Wilhelm Engelmann.
- Krauß, F. A. Karl,** Im Merker vor und nach Christus. Schatten und Licht aus dem profanen und kirchlichen Kultur- und Rechtsleben vergangener Zeiten. Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr.

- Leffler, Anne Charlotte**, Herzogin von Cajanello, Eine Sommergeschichte. Roman aus dem Schwedischen. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4. —
- Die Jonas, Niobe**. Roman aus dem Norwegischen. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3. —
- Lindau, Paul**, Die Gehilfin. Berliner Roman in drei Büchern. Zwei Bände. Zweites Tausend. Breslau, Schlesiſche Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt.
- Loewenberg, J.**, Neue Gedichte. Hamburg, M. Slogau jr. M. 2.
- Muret**, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lieferung 14. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. M. 1. 50.
- Müller, G. A.**, Die Nachtigall von Seseenheim. Goethes Frühlingstraum. Ein heitereruister Sang vom Rhein. Leipzig, Walthers Fiedler. M. 4. 50 Pfg.
- Ortleb, Gebrüder A. u. G.**, Der Petrefakten-Sammler. Nachschlagebuch für Liebhaber und Sammler, enthaltend eine Beschreibung der bekanntesten deutschen Petrefakten nebst 72 Abbildungen. Halle a. S., G. Schwetjchkeſcher Verlag.
- Quinones, Ubaldo Romero**, El Lobumano. Novela sociológica, original. Madrid, Francisco G. Pérez.
- Reuleaux, Carl**, Neue Sonette worunter Bismarcktrilogie. Mit einer Illustration. München, Max Kellersers, Hofbuchhandlung.
- Reuleaux, Carl**, Fabeln, Romanzen und Balladen. Mit einem Anhang „Widmungen“. Zweite, vermehrte, reicher illust. Auflage. München, Max Kellersers Hofbuchhandlung.
- Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge**, herausgegeben von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach. Neue Folge. Neunte Serie. Heft 201. Die Fasnſage und ihre poetische Geſtaltung. Von Dr. J. Rober. Heft 204. Ueber die ſüdſlawiſche Guſtaren-Epiſ von Conrad Thuenmel. Heft 206. Athen im Spiegel der ariſtophaniſchen Komödie. Von Dr. E. Lange. Heft 208. Luise von Francois. Von Hedwig Bender. Heft 211. Der dichterische Entwicklungsgang Shakespeares. Von Th. Marx. Hamburg, Verlagsanſtalt Richter. à 50 Pfg.
- Scherl, August**, Das Ministerium Eulenburg und das Scherliſche Spariſtem. Ein Beitrag zur Geſchichte des geiſtigen Eigentums. Berlin, August Scherl.
- Seuron, Anna**, Graf Leo Tolſtoj. Intimes aus ſeinem Leben. Herausgegeben und mit einer Einleitung verſehen von Eugen Zabel. Berlin, Siegfried Cronbach M. 2. —
- Spielbogen, Friedrich**, Stumme des Himmels. Roman. 2 Bände. Leipzig, L. Staadmänn.
- Tyndall, John**, Fragmente. Neue Folge. Uebersetzt von Anna von Helmholtz und Estelle du Bois-Reymond, Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. M. 8. —
- Tyndall, John**, Das Licht. Sechs Vorlesungen. Deutsch von Clara Wiedemann. Mit einem Vorwort von G. Wiedemann. Zweite Auflage. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn.
- Uslar-Gleichen, Edmund Freiherr von**, Geſchichte der Grafen von Winzenburg. Hannover, Carl Meyer. M. 8. —
- Viola, Max**, Blafirt, Roman. Berlin, Bibliographiſches Bureau.
- Wilhelmi, Heinrich**, Strite und öffentliche Meinung. Ethische Erwägungen zur ſozialen Frage. Güſtrow, Opitz u. Co. M. 1. 20 Pfg.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Alleinige Inseraten-Annahmestelle
 bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und dessen
 Filialen. — Insertionspreis pro zweispaltene Petit-Zeile 40 ₭

Verlag von K. Oldenbourg in München und Leipzig.



Das wichtigste historische
 Werk der Neuzeit!

Die Begründung des Deutschen Reiches
 durch
 Wilhelm I.
 von
 Heinrich von Sybel.

Fortsetzung von

Heinrich von Sybel.

Sechster und letzter Band.

Preis eines broschürten Bandes M. 7.50,
 eines elegant in Halbbranz geb. Bandes M. 9.50.

Das Werk komplett (I—VII. Band) kostet
 brosch. M. 62.50, in Halbbranz geb. M. 64.50.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Soeben ist erschienen:

**Karoline von Günderode
 und ihre Freunde.**

Von

Ludwig Geiger.

Mit dem Porträt der Dichterin.

Preis geb. M. 3. 50; eleg. geb. M. 4. 50.

Die Mitteilungen, die in dem Bande Ludwig Geiger uns über die durch ihre Dichtung nicht minder wie durch ihren selbstgewählten tragischen Tod bekannt gewordene Karoline von Günderode gibt, sind um so dankenswerter, als fast alles, was wir bisher über die Lebensumstände und den Charakter der unglücklichen Dichterin wußten, auf eine etwas trübe Quelle, das bekannte Buch der Bettina „Die Günderode“, zurückging. Geiger schöpft zumeist aus einem erst in der jüngsten Zeit zugänglich gewordenen Materiale, und das ganze Buch ist geeignet, uns nicht nur eine einzelne Dichterpersönlichkeit, sondern eine ganze, noch nicht genügend aufgeklärte literarische Epoche in sehr interessanter Weise zu vergegenwärtigen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Rasse-Hunde-Zuchtanstalt

**ARTHUR SEYFARTH,
 Köstritz, Thüringen.**

Gegründet 1864.



Lieferant vieler europ. Höfe.

Prämiiert mit höchsten Auszeichnungen.

Versand aller Spezialitäten moderner
 Renommir- Luxus- Salon- Jagd- u. Sporthunde.
 Jagd- u. Vorstehhunde, Pointer, Setter, Bracken,
 Dachshunde, Bernhardiner, Newfoundland, Wolfshunde,
 Mastiffs, Kolossal-Doggen, Dänische Doggen,
 Dalmatiner, Bulldoggen, Terrier, Pudel, Rottler,
 Affenpinscher, Mops, Zwergpudel, Spitzer,
 Malteser, Wachtelhunde, Colleys, Schäferhunde.

Illustr. Album 1 Mk. Katalog franco.

Das interessante illustr. Werk „Der Hund
 und seine Rassen, Zucht, Pflege, Dressur,
 Krankheiten“ Mark 5.

Export nach allen Weltteilen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Prachtvolles Festgeschenk für Ostern.

Leben Christi.

Zwanzig Bilder nach Gemälden berühmter Meister.

Mit einem Präludium und zwanzig Liedern

von

Ludwig Biemssen.

Großfolio. In silbvoller Mappe mit Gold- und Farbdruck. Preis M. 20. —

Seit Jahrhunderten hat die Kunst aus den Ereignissen des Lebens Jesu die Motive zu ihren herrlichsten Schöpfungen entnommen. In diesem Prachtwerk sind nun 20 Meisterwerke religiöser Malerei, welche das Leben Christi behandeln, in feinst ausgeführten Holzschnitten reproduziert, und L. Biemssens formvollendete Dichtungen begleiten und ergänzen die wunderbaren Schöpfungen der Malerei.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung**, **Ängstlichkeit**, **neurasthenischen**, **hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftl. Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.

Verlag von R. Oldenbourg in München u. Leipzig.

Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet.

Im amtlichen Auftrage von

Dr. Carl Peters,

kais. Reichskommissar.

Mit 3 Karten, 3 Vollbildern und zahlreichen Textillustrationen von R. Hellgrewe. Preis brosch. M. 17,—, in Leinwand geb. M. 18,50.

Polit. Geographie d. Vereinigten Staaten von Amerika

unter besond. Berücksichtigung d. natürlich. Bedingungen und wirtschaftl. Verhältnisse.

Von *Dr. Fried. Ratzel.*

Mit 1 Kulturkarte und 16 Kärtchen im Text. Preis brosch. M. 15,—, geb. M. 18,—.

Die Begründung des Deutschen Reiches d. Wilhelm I.

H. von Sybel.

Bd. 1—7. Preis broschirt à M. 7,50, gebunden in Halbfranz à M. 9,50.

Vorträge und Aufsätze.

Von Prof. *Dr. Aug. Kluckhohn.*

Herausg. v. Th. Heigel u. Ad. Wrede. Preis br. M. 6,50.

Historische Zeitschrift,

herausgegeben von *H. von Sybel* und *Fr. Meinecke.* Preis pro Band (3 Hefte) M. 11,25.

Deutscher Novellenschatz,

herausgegeben von *Paul Heyse*, *H. Kurz* u. *L. Laistner.* 48 Bde. Preis pr. Bd. geb. M. 1,—. (Prospekte gratis u. franko.)

Etwas für Jedermann.

Auskunftsbuch zum Gebrauche im öffentlichen Leben und Verkehr. Mit 1 Eisenbahnkarte von Deutschland. In Taschenbuchform geb. 75 Pf.

Revue des Revues

et

Revue d'Europe et d'Amérique.

Au prix de 18 francs par an, à partir du 1^{er} de chaque mois, on a un abonnement à la *Revue des Revues* qui donne *toutes les Revues en une seule.*

»Avec elle on sait tout, tout de suite« (Al. Dumas fils), »car »la *Revue des Revues* est extrêmement bien faite et constitue une des lectures des plus intéressantes, des plus passionnantes et des plus amusantes« (Francisque Sarcey); »rien n'est plus utile que ce résumé du mouvement de l'esprit humain« (Zola); »elle a conquis une situation brillante et prépondérante parmi les grandes revues françaises et étrangères« (*Les Débats*), etc.

La *Revue* paraît deux fois par mois, publie des articles des principaux écrivains français et étrangers, est *richement illustrée* et donne, entre autres, les *meilleures caricatures politiques*, etc.

Envoi d'un numéro spécimen sur demande contre 50 Pfennig en timbres-poste
Paris, 23, rue de Verneuil, dans tous les bureaux de poste et chez tous les libraires

Deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Meischer



Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Aus den ungedruckten Memoiren von Barras	129
Franz Sund-Brentano . Die persönliche Freiheit in Frankreich unter Ludwig XIV. u. XV.	147
Eugen Sallinger Professor Mack. Ein Charakterbild. I	154
Heinrich von Poschinger . Erinnerungen an Lothar Bucher I	171
Heinrich von Poschinger . Fürst Bismarck und die Parlamentarier	187
Prinz Heinrich zu Schoenaich-Carolath über die Umsturzvorlage	193
Professor J. Mähly Aus dem Leben Giuseppe Verdis	198
Heinrich Almann Zur Frage über den Ursprung des siebenjährigen Krieges	204
Alfred Kirchhoff Vom Ursprung des Kusses	216
Erig Lemmermayer Hebbels Anschauungen über Kunst und Religion	219
B. Vamberg Zur armenischen Frage	228
Berichte aus allen Wissenschaften	245
1. Zeitgeschichte: Prof. Dr. Carl Abel: Aus dem Leben König Karls von Rumänien.	
2. Astronomie: E. Fitzer: Olbers' astronomisches Wirken.	
3. Länder- und Völkerkunde: v. Erdert: Das Gebirgsland Pamir.	
Literarische Berichte	256
Württembergische Künstler in Lebensbildern. Von Dr. August Wintterlin. —	
Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. Von Benno Erdmann. —	
Niels Lyhne, Doktor Faust. Eines begabten jungen Mannes Tagebuch. Von	
J. P. Jacobsen.	



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist vollständig erschienen der erste Band von

Lexikon der gesamten Technik

und ihrer Hilfswissenschaften.

Im Verein mit Fachgenossen herausgegeben

von

Otto Lueger.

Solid in Halbfranz gebunden. Rücken und Ecken echt Saffian mit hocheleganter Vergoldung
Preis 30 Mark.

Die Namen der Mitarbeiter dieses Werkes gehören zu den klangvollsten der deutschen Technik und bürgen schon allein für die Gediegenheit, Trefflichkeit und Zuverlässigkeit der von ihnen bearbeiteten und bezeichneten Artikel, so dass in textlicher Beziehung das Werk selbst hochgespannten Erwartungen zu entsprechen wohl geeignet ist. Möge diesem vor-
trefflichen Unternehmen die Zuneigung aller Fachgenossen und Industriellen beschieden sein.

Deutsche Fabrikanten-Zeitung, München.

Ein Sammelwerk, das in leichtfasslicher Darstellung einen Ueberblick über die Erfindungen und Neuerungen der modernen technischen Wissenschaften gewährt. Zahlreiche Abbildungen und Konstruktions-Zeichnungen ermöglichen die leichtere Auffassung des reichhaltigen Textes. Wer Auskunft über technische Fragen gewinnen will, wird in diesem Handbuch einen willkommenen Ratgeber finden.

Neue Freie Presse, Wien.

Das „Lexikon der gesamten Technik und ihrer Hilfswissenschaften“, herausgegeben von Otto Lueger, erscheint in ca. 5 Bänden mit zahlreichen Abbildungen von zusammen ca. 250 Bogen Lexikonformat. — Preis pro Band in Halbfranz gebunden 30 Mark; das Werk kann aber auch in ca. 25 Abteilungen zum Preise von à 5 Mark bezogen werden. — Ergänzungsbände bleiben dem Bedürfnis vorbehalten — Bestellungen nehmen alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.

Neues photographisches, alpines Kunstwerk!

Soeben ist erschienen die erste Lieferung von

Wanderbilder aus den Dolomiten.

Naturaufnahmen von Theodor Wundt.

Aquarelle von Maler Professor G. Herdtle.

Herausgegeben von der Sektion Berlin des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins.

Vollständig in vier Lieferungen,

enthaltend

16 Lichtdrucktafeln in Imperial-Format, davon 8 in vielfarbigem Aquarelldruck

von M. Rommel & Co. in Stuttgart,

mit erläuterndem illustriertem Text.

Preis pro Lieferung 6 Mark 50 Pfennig.

Alle zwei Monate wird eine Lieferung ausgegeben.

Komplet in künstlerisch ausgestatteter Mappe 30 Mark.

Ein Werk, das nicht nur die Bergsteigerwelt fesseln wird, sondern das auch als eine Festgabe geeignet erscheint, wie sie in Inhalt und vornehmer Ausstattung nicht schöner gedacht werden kann.

Illustrierte Zeitung, Leipzig.

Ein Prachtwerk allerersten Ranges, welches das Entzücken aller Kunstfreunde, insbesondere aber der alpinen Kreise erregen wird.

Mitteilungen des Deutschen und Oesterreich. Alpen-Vereins, Berlin.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen.

Aus den ungedruckten Memoiren von Barras.

Einiges der interessantesten Werke der Memoirenliteratur, die so lange für verschollen gehaltenen Denkwürdigkeiten des ehemaligen Direktoriumsmitglieds Barras, werden demnächst das Licht des Tages erblicken. Der bekannte französische Schriftsteller George Duruy hat die Manuskripte, die nach mancherlei Schicksalen durch eine eigentümliche Verkettung von Umständen in seinen Besitz gelangt sind, gesichtet, in druckfertigen Zustand gebracht und läßt sie nunmehr, mit Einleitungen von seiner Hand versehen, in vier Bänden, zugleich in französischer, deutscher und englischer Ausgabe in Paris, Stuttgart (Deutsche Verlags-Anstalt), London und New-York erscheinen, und zwar so, daß die beiden ersten Bände noch im Mai dieses Jahres gleichzeitig an den genannten Orten herauskommen, die anderen zwei wohl noch in diesem Spätjahr erscheinen werden. Wie immer man über Barras und seinen Charakter denken mag, das wird niemand in Abrede stellen können, daß Aufzeichnungen von seiner Hand über die Ereignisse seiner Lebenszeit dem Historiker wie dem Geschichtsfreunde eine Fülle des interessantesten Materials bieten werden. So verhält es sich in der That, und der Name des Herausgebers, der einen von dem Barras'schen so verschiedenen politischen Standpunkt einnimmt, bürgt allein schon dafür, daß die Denkwürdigkeiten des einst so gefürchteten Revolutionsmannes als ein Werk von höchster Bedeutung zu betrachten sind. Wir lassen nachstehend aus den beiden ersten Bänden je ein Kapitel folgen, von dem das eine Barras' erstes Zusammentreffen mit Napoleon bei der Belagerung von Toulon und das andere seine Begegnung mit Frau von Staël zum Gegenstande hat.

Die Redaktion der „Deutschen Revue“.

Barras und Lieutenant Bonaparte.

Admiral Hood und General D'Hara, Kommissäre des Königs von England, erklärten am 20. September, ihre Verträge mit Toulon seien von ihrer Regierung genehmigt worden und ihre Eroberungen würden nach Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich gegen billige Kriegszuschädigung zurückgegeben werden: drei Tage nachher erklärten sie, da die Einsetzung einer Regentschaft eine europäische Frage sei, könnten sie dem Wunsche des Ausschusses nicht entsprechen und nicht zugeben, daß der Graf von Provence nach Toulon berufen werde, um als Regent zu funktionieren. Immer zweideutig, diese Engländer.

Carteaux wurde in Ollioules durch einen Teil der Truppen verstärkt, die ich in der Umgebung von Toulon aufgestellt hatte; die übrigen wurden nach dem Hauptquartier Lapoupe in La Balette geschickt. Die von der italienischen und Pyrenäenarmee detachirten Truppen ergänzten die zur Bezwingung von Toulon bestimmte Macht.

Ich verhehlte mir die Schwierigkeiten nicht, die es bei der Wiedergewinnung von Toulon aus den Händen der Fremden zu überwinden galt; vielerlei war vorzubereiten, vielerlei zu bedenken; eine genaue Rekognoszirung der Küsten der Provence, wo die Feinde möglicherweise Truppen ans Land setzen könnten, schien angezeigt. Ich benötigte dazu einen intelligenten Offizier und wählte einen der jüngsten; er entledigte sich seiner Aufgabe schnell und gut. Mit seinem Bericht zufrieden, sagte ich ihm: „Ich danke Ihnen, Kapitän“; er erwiderte ehrerbietig: „Ich bitte um Verzeihung, ich bin nur Lieutenant.“ „Sie sind Kapitän, weil Sie es verdienen und mir das Recht zusteht, Sie zu ernennen.“ Das war meine erste Zusammenkunft mit Bonaparte.

Ich begab mich in das Lager des Generals Lapoupe; es herrichte dort strengste Disziplin. Dagegen berührte mich die Unordnung in der Division Carteaux in Ollioules sehr unangenehm; seine Dispositionen schienen mir schlecht kombinirt; seine Batterien fügten den englischen Schiffen keinen Schaden zu. Die famose Feldschlange, die uns in der Folge so gute Dienste that, war schlecht aufgestellt und verpuffte die Kugeln ohne jeden Nutzen. Kriegsmunition und Mundvorrat wurden verschleudert. Ich sprach mit meinem Kollegen Saliceti darüber. Er war mit mir der Ansicht, man müsse Carteaux so schnell als möglich beseitigen. Wir berichteten an den Wohlfahrtsausschuß; er ernannte den Mediziner Doppet zum Obergeneral der Armee von Toulon. Die Wahl dieses sonst gewiß höchst schätzenswerten Mannes für diesen Posten schien uns keine glückliche, und wir teilten ganz offen diese Ansicht dem Wohlfahrtsausschuße mit; wir hatten an beiden Männern nichts auszusagen, als daß sie einem so schwierigen Posten nicht gewachsen seien.

Carteaux war das, was man einen braven Mann zu nennen pflegt, wenn man nicht mittelmäßig sagen will; es fehlte ihm an Kriegserfahrung. Er hatte auch eine prätentöse Frau, die sich mit Sachen der Verwaltung und selbst des Krieges befassen mochte; sie soll sogar die Tagesbefehle verfaßt und in ihrer Naivität oder Reckheit „Frau Carteaux“ gezeichnet haben. Wenigstens behaupteten es einige Militärs wie auch der junge Artillerieoffizier, der freilich damals schon nicht gern Gutes von anderen sprach, noch gern sprechen hörte, und der bei aller Artigkeit gegen Herrn und Frau Carteaux sich über sie lustig machte. Doppet war ein guter Patriot, der zuerst Arzt, dann Advokat war, schließlich zum Militär ging und General wurde. Ich will nicht behaupten, daß sein Vorleben ihn für das Waffenhandwerk untauglich machte, wenn er den Beruf dazu fühlte. Darauf kommt es vor allem an. Während ich mich in Carteaux' Lager aufhielt, unzufrieden mit diesem General, von dem ich keine genügenden Auskünfte bekommen konnte, begierig, ein klares Bild unserer Lage gegenüber dem Feinde zu

gewinnen, besuchte ich die Vorposten. Ich ließ mich von dem jungen Artillerieoffizier begleiten, der seit meiner Ankunft beharrlich meine Gesellschaft suchte. „Alles geht schlecht,“ sagte er zu mir, „ich schulde Ihnen, Bürger Volksvertreter, die Wahrheit über den Stand der Dinge; Ihre Loyalität und Ihr militärischer Rang verbürgen mir eine wohlwollende Aufnahme meiner Bemerkungen: ich bin hier die Zielscheibe der korrischen Fraktion und der Arroganz von Carteaux und seiner Frau: ich glaube als Artillerist einige Kenntnisse zu besitzen. Ich appellire nun an Ihre Einsicht: was immer ich Zweckmäßiges vorschlage -- es geschieht nicht. So wollte ich eine Batterie auf eine Anhöhe pflanzen, die der Feind zu besetzen verjäumt hat, ein sehr günstiger Punkt, um die Passage zu sperren und das Bataillon unter Victor zu überraschen -- es durfte nicht geschehen. Dazu kommt noch, daß von diesem Punkte aus das Feuer unserer Batterie den Feind hinter den Verschanzungen erreichen würde: ich bitte um Ihre Unterstützung: prüfen Sie selbst, Sie werden sehen, daß ich Ihre Unterstützung verdiene.“

Damals bot mir Bonaparte einige Exemplare einer Flugschrift an; er hatte sie verfaßt und in Avignon drucken lassen; er bat mich, zu gestatten, daß er sie an die Offiziere und Soldaten der republikanischen Armee verteile. Er hatte einen dicken Ballen und sagte bei der Verteilung: „Man soll sehen, daß ich ein Patriot bin. Kann man überhaupt revolutionär genug sein? Marat und Robespierre, das sind meine Heiligen!“ Er übertrieb nicht, indem er sein Glaubensbekenntnis aussprach; etwas Ultrarevolutionärereres als der Inhalt dieser schändlichen Flugschrift kann man sich nicht denken: heute bildet sie ein Aktenstück zu dem Prozeß, der der Weltgeschichte angehört.

Die Flugschrift, welche Bonaparte so massenhaft verteilte und für deren Druckkosten er bei den Volksvertretern die Bezahlung nachsuchte, -- sie wurden auch gezahlt und noch ein Honorar für den Verfasser hinzugefügt -- war sein berüchtigtes „Souper de Beaucaire.“ Viele Jahre später -- Bonaparte war Konsul -- verlangte die Witwe des Buchhändlers in Avignon von ihm die Druckkosten für sein „Souper de Beaucaire“: er schämte sich und zahlte; seine Einkünfte als General in Italien hätten es ihm erlaubt, die Schuld früher zu tilgen. Wenn er wirklich dieses Geld schuldig blieb -- es wurde vielfach erzählt, ist aber nicht bewiesen -- so hat er das Geld für sich behalten, das wir ihm für den Buchhändler gegeben. Die nachträgliche Forderung erinnerte übrigens den Konsul an sein Werk, von dem er annahm, es sei von den einen vergessen, von den anderen nicht gekannt. Er erkundigte sich angelegentlich, ob im Lande noch Exemplare davon vorrätig seien, und versprach einen namhaften Betrag für die Beschaffung aller Exemplare, die aufzutreiben wären. Man scheint die Nachforschung sehr eifrig betrieben zu haben, denn als ich mir ein Exemplar verschaffen wollte, war es nicht zu bekommen. Später erfuhr ich, daß die von Bonaparte korrigirten Druckbogen den eifrigen Nachforschungen entgangen waren. Dieses Exemplar befand sich durch einen wunderbaren Zufall im Besitze von Agricole Moreau, der sich durchaus nicht davon trennen wollte. Als Pandoucke 1818 die sogenannten Werke Bonapartes herausgab, wollte er die Jakobiner-

flugschrift, von der er gehört hatte, nicht vermissen; die Höslinge, die in ihrem Kaiser zu allen Zeiten nur das Ideal von Mäßigung sehen wollten, leugneten die Existenz einer solchen Schrift. Moureau vertraute dem Buchhändler sein Unicum von Exemplar an; es fand Aufnahme in die Sammlung und, von den Kompilatoren wiederholt, vielfältige Verbreitung. So genügte ein einziges Exemplar, das in den Händen des Druckers im Departement Vacluse verblieben war, um dieses Denkmal des cynischsten Jakobinismus auf die Nachwelt zu bringen; die Presse läßt nicht leicht etwas zerstören, das die Gesellschaft ein Interesse hat zu erhalten.

Zur selben Zeit, als Bonaparte so schöne Proben seines Bürger sinnes ablegte, spielte sein Bruder Lucien, Magazinaufseher in Saint Maximin, das er in Marathon umtaufte, dieselbe Komödie wie sein Bruder in dieser Stadt, deren Schrecken er als Volksredner war.

Was er dort an Exzessen aller Art, in Demagogie und Gottlosigkeit leitete, spottet jeder Beschreibung. In einer und derselben Rede wollte er alle Aristokraten und Pfaffen aufhängen und denselben Gott, den er leugnete, herausfordern und ihm Troß bieten; er that alles das, dessen man die rasendsten Demagogen jener Zeit beschuldigte: Entweihung der Hostien und allerlei Scheußlichkeiten an Monstranzen und Heiligtümern. Aber wir kommen noch auf Lucien zurück: sprechen wir von Bonaparte.

Von meiner ersten Begegnung an überraschte mich seine außerordentliche Thätigkeit. Sein zuvorkommendes Wesen im Dienste machte einen günstigen Eindruck auf mich. Inmitten eines Lebens voller Gefahren knüpften sich schnell Bekanntschaften. Ich that gern für den jungen Morjen, was er von mir wünschte, auch für ihn persönlich. Ich besänftigte Salicetis Boreingenommenheit, ich gab ihm vor aller Welt Beweise meines Wohlwollens: ich ermächtigte ihn auch, seine Batterie aufzupflanzen. Während der Vorarbeiten für die Belagerung unterhielten wir uns oft mit einander. Ich lud ihn zu Tisch, wo er an meiner Seite saß. Wir neigen im allgemeinen zu Wohlwollen, auch zu einer Art Bewunderung für Leute, die bei schwachem Körper mehr Kraft zeigen, als man ihnen zutraute: ihr Geist scheint uns ihrem Körper überlegen, und wir schätzen sie darum höher. Unabhängig davon -- und auch dieses Grundes war ich mir vielleicht damals nicht bewußt -- fühlte ich mich durch einen ganz besonderen Umstand, woraus ich kein Geheimnis machen will, zu dem jungen Artillerielieutenant hingezogen. Es war nicht allein die große Thatkraft in diesem kleinen Körper, die Energie und Lebhaftigkeit seines ganzen Wesens vom Kopf bis zu den Füßen -- es war seine frappante Aehnlichkeit mit einem der größten Revolutionäre, wenn nicht dem größten, während der ganzen Dauer der Republik. Man wird neugierig sein, den Namen zu erfahren. Mit dem Freimuth und der Naivität, die meine Memoiren beherrschen, stehe ich nicht an, ihn zu nennen. Dieser Doppelgänger von Bonaparte war Marat. Ich hatte ihn oft auf den Bänken des Konvents gesehen und auch früher; ich konnte mich aber nur insoweit von ihm angezogen fühlen, als es bei seinen Gewaltthätigkeiten und seinen Aufreizungen zum Blutvergießen

möglich war: sein System als Publizist will ich nicht verteidigen, aber das teuflische Ungeheuer, das man aus ihm gemacht hat und wohl noch machen wird, vermag ich durchaus nicht in ihm zu sehen, und da die Aehnlichkeit mit einem andern später so berühmt Gewordenen mir ihn in Erinnerung bringt, will ich, was mir gerade einfällt, von ihm, dessen Berühmtheit, wenn auch nicht eine größere, so doch eine frühere ist, erzählen.

Als Louvet gegen Robespierre auftrat, stand Marat unter der Tribüne mit gekreuzten Armen und sprach heftig gestikulirend für den Angegriffenen: „Ich liebe Robespierre nicht, er ist düffelhaft, herrschjüchtig; aber er ist ein guter Republikaner, und als solchen muß ich ihn verteidigen. Ich bin nicht mehr Dantons Freund. Republikaner müssen streng sein. Man thut nichts für das Volk, und nur das Volk kann die Revolution konsolidiren. Die Staatsmänner streiten sich um die Führerschaft, sie dienen nicht der Freiheit und der Republik, sondern nur ihren Leidenschaften und Interessen.“

Marat war Republikaner, glühender, leidenschaftlicher Republikaner; aber seine Leidenschaft kannte keine Grenze; die leiseste Andeutung, wenn gegen die Prinzipien von Freiheit und Gleichheit gerichtet, genügte ihm für die schlimmsten Verdächtigungen; sonst im gesellschaftlichen Verkehr gutmütig und als Mann von Bildung geschätzt. Wenn er den Sieg der Republik erlebte, sagte er, so würde er sich zurückziehen und nur seinen wissenschaftlichen und literarischen Studien leben, und ihm konnte man glauben, was er sagte. Er war nicht wie der andere, der vor und auch noch nach dem 18. Brumaire sagte, er habe kein anderes Verlangen, als sich nach Malmaison zurückzuziehen, Mathematik zu treiben und höchstens Friedensrichter dort zu werden.

Marat kannte kein Bedenken, keine Rücksicht, sobald es sich um das Wohl der Republik handelte oder um das, was er dafür hielt. Auf der Tribüne wie in der Presse griff er den besten Freund an oder verteidigte den Todfeind, je nachdem er einen für freiheitsfeindlich oder -freundlich hielt. So erklärt sich sein Verhalten gegen Robespierre, Danton und alle seine Kollegen im Konvent; oft bewegte er sich übrigens in Sprüngen und erlaubte sich allerlei Unarten und Seltsamkeiten, selbst dann, wenn er sich edel und großmütig zeigte.

Eines der bekanntesten Frauenzimmer im Jahre 1789, das auch nachher nicht ruhig blieb, Fräulein Théroigne, stadtbekannt in Paris, durch demokratische Gesinnung besonders, wurde des Abfalls verdächtigt, vom Pöbel ergriffen, mit „An die Laterne!“ umheult und vor den Ausschuß geschleppt. Die Menge wurde immer größer, lauter, drohender, so daß die Ausschußmitglieder nicht wußten, wie die arme Amazone retten. Da kam Marat, gerade als die Gefahr am größten war, auch für die Mitglieder des Ausschusses, die sie auszuliefern zögerten. „Ich werde sie retten,“ sagte er, nahm die Théroigne bei der Hand und wandte sich an die wütende Menge mit den Worten: „Bürger, ihr wollt an das Leben einer Frau rühren! Wollt ihr euch mit einem solchen Verbrechen beflecken? Nur das Gesetz hat das Recht, sie zu treffen; verachtet diese Puhlerin, befinnt euch auf eure Würde!“ Die Worte des Volksfreundes besänftigten die

Menge. Marat benützte die Ruhepause, um die Théroigne wegzuführen, und brachte sie in den Sitzungsaal des Konvents; sie war gerettet. Ich war einmal Zeuge eines ähnlichen Vorfalles in der Straße St. Honoré. Das Volk hatte einen Mann ergriffen, der schwarz gekleidet und nach Art des „ancien régime“ gepudert und frisirt war. „An die Laterne!“ schrie man von allen Seiten, „an die Laterne mit dem Aristokraten!“ Man wollte ihn gerade aufhängen, als Marat sich durch die Menge drängte. „Was wollt ihr mit dem elenden Aristokraten? Ich kenne ihn,“ jagte er, griff nach ihm und gab ihm einen Fußtritt auf den Hintern. „Das ist eine gute Lektion für ihn.“ Das Volk flatschte mit den Händen, und der Aristokrat lief, so schnell er konnte, davon.

Selbst den Tod, jagten seine Verteidiger, dankte Marat einer edelmütigen Regung: Charlotte Corday verlangte ihn zu sprechen; man sagt ihr, er sei im Bad und krank; sie läßt ihm sagen, eine unglückliche Dame wolle seinen Schutz und seine Humanität anrufen; darauf läßt Marat sie eintreten und begrüßt sie mit den Worten: „Das Unglück, Bürgerin, hat Rechte, die ich nie verkannt habe: nehmen Sie Platz!“ Darauf erdolchte ihn Charlotte Corday. Vielleicht wäre er einige Tage später an seiner Krankheit gestorben. Wie ganz anders war alles gekommen, wenn sie Robespierre den Vorzug gegeben hätte! . . .

Marat gab den Armen alles, was er bejaß; er war insolvent, als er starb: alles, was ihm seine Schriften und Zeitungen, die einen ungeheuren Abjaß fanden, eingetragen, ging in Wohlthaten auf. Es ist schwer zu fassen, wie derselbe Mann, zeitweilig so gut und mitleidig, Worte sprechen und schreiben konnte, die Mit- und Nachwelt schauern machen.

Die Aehnlichkeit Bonapartes mit Marat brachte mich darauf, über letzteren einiges aus meiner Erinnerung zu erzählen. Man wird später Gelegenheit finden, die Parallele fortzusetzen. Jedenfalls war Marats Grausamkeit, wenn auch heftiger oder unverhüllter, weniger persönlich und uneigennütziger als die Bonapartes; man wird, wenn man die Thaten beider zusammenzählt und einander gegenüberstellt, urtheilen können, welcher sich mehr und intensiver gegen die Menschheit versündigt, der Gesellschaft und der Freiheit am meisten geschadet hat.

Meine Vorliebe für Bonaparte brachte seine Feinde zum Schweigen. In dessen hatte der Wohlfahrtsausschuß unsere Bemerkungen gegen Carteaux und Doppet begründet gefunden und beide durch den General Dugommier erlegt. Bonaparte war zugegen, als dieser das Kommando übernahm. Dugommier war der richtige Mann für den schwierigen Posten, militärisch befähigt, außerdem tapfer, loyal und hochherzig. Meinem „kleinen Schützling“, wie er Bonaparte nannte und wie dieser sich selbst gern nennen ließ, schenkte er volles Vertrauen: Bonaparte mißbrauchte es bald und sprach in anmaßendem Tone: das mißfiel dem General. Dugommier war kein Mann, den man beherrschen konnte; er entwarf seine Pläne selbständig und ließ sich nichts dreireden. Bonaparte kommandirte provisorisch die Artillerie in Abwesenheit des Generals Leblé und des Kommandanten Donmartin, den eine schwere Verwundung gezwungen hatte.

sich nach Marseille zurückzuziehen. Dieses wichtige Kommando war ihm noch nicht genug, er mußte sich daneben mit allem und jedem beschäftigen. Seine fortwährenden Bemerkungen und Andeutungen, abwechselnd schmeichlerisch und heftig, wurden Dugommier unangenehm, so daß dieser ihm sagte, er möge sich um das ihm zugewiesene Kommando kümmern; es geschah dies in einem Tone, der jeden Widerspruch verstummen machte.

Besuch der Frau von Staël.

In dem Augenblicke, wo die Möglichkeit eines Ministerwechsels in das Publikum drang, wurde überall der Ehrgeiz der Kandidaten rege. Derjenige des Herrn von Talleyrand hatte sich seit seiner Rückkehr aus Amerika schon bei allen Gelegenheiten bethätigt. Er wußte, daß der Zufall keine Stirnlocke hat und daß man ihn im Augenblick ergreifen muß. Er hatte sich in die Akademie geschlichen, um einen Vorwand zu haben, sich zu zeigen und zu sprechen; er hatte den Cercle constitutionnel gegründet, um in demselben Reden zu halten und Reden halten zu lassen und zu agitiren. Er hatte dort mehrere wirkliche Patrioten zu seiner Verfügung, deren leichtgläubige Rechtchaffenheit in dem ehemaligen Bischof von Autun alles zu sehen liebte, was er sie sehen lassen wollte, das heißt einen großen Freund der Revolution.

Indem er in diesem Cercle jedem nach seiner Stellung und seinen Neigungen schmeichelte, sagte er den Konstitutionellen, daß er stets der erste von ihnen sei, der Bischof von Autun, der Freund Mirabeaus; den Girondisten, daß er Girondist gewesen; den Dantonisten, daß er immer noch Dantonist sei, daß er Danton in der Zeit des 10. August sein Leben zu verdanken gehabt habe; den Anhängern Robespierres sagte er nicht weniger positiv, aber vielleicht etwas leiser und ins Ohr, daß Robespierre gute, ja vortreffliche Seiten habe; daß er alles in allem der Mann sei, den er „achte“ und den man „am meisten von der Revolution achten müsse“. Unter den Personen, deren Talleyrand sich bei all seinen vertrauten Schritten bediente, hat man seit langem einen Abbé Des Renaudes gesehen, seinen früheren Generalvikar, der ihm mit dem Abbé Louis (später Finanzminister) bei der Messe gelegentlich des Bundesfestes vom 14. Juli 1790 als Ministrant gedient hatte. Dieser Abbé Des Renaudes war, wie man sagte, ein vortrefflicher Elefantenföhler, dem nur der Elefant fehlte; aber in der Politik war er schon etwas abständig geworden, er genoß aus verschiedenen Gründen kein sonderliches Ansehen und war nur in häuslichen Angelegenheiten Talleyrands zu verwenden, da er ihn politisch durch seinen Einfluß nicht unterstützen konnte. Talleyrand hatte thätigere Adjutanten nötig; er hatte eine recht gute Wahl getroffen, als er diese Funktion Herrn Benjamin Constant übertrug. Dieser junge Publizist, der infolge eines gründlichen geündeten Menschenverstandes gelegentlich mit großem Scharfsinn gar manches rasch zu erfassen vermochte, verfügte noch nicht über die durch nichts zu ersetzende Erfahrung; er glaubte an die Wahrheit des Wortes, an die Wirklichkeit des Gefühls, an die Ritterlichkeit der Gesinnung,

und bis zu einem gewissen Grade sogar an die Gemeinsamkeit der Interessen, die allenfalls ein Band sein können bei Leuten, für die das Geld ein Mittel zum Leben und nicht der Zweck des Lebens ist! Benjamin Constant besaß den ganzen Freimuth und, wie man wohl hinzufügen kann, die ganze Einfalt junger Denker. Es ist möglich, daß sogar bei seiner Freundschaft für Talleyrand ohne sein Wissen einige unschuldige Berechnungen mit unterliefen, daß er sich ganz im stillen sagte: „Wenn Talleyrand Minister des Aeußern wird, befinde ich mich naturgemäß in seinem Schlepptau;“ es ist wenigstens gewiß, daß, wenn Benjamin Constant sich das nicht selbst sagte, Talleyrand es ihm verschiedentlich ganz offen und ausdrücklich erklärt hat. Frau von Staël hatte in der möglichen Ernennung Talleyrands zum Minister einen doppelten und vortrefflichen Vorteil erblickt; ihr früherer Freund Talleyrand Minister; Benjamin Constant, ihr gegenwärtiger Freund, Unterminister! Das genügte in ihren Augen zur Rettung der Republik; das ist ja die Verblendung der Leidenschaften, daß man, wenn man ein Sonderinteresse verfolgt, sich dabei so häufig einbildet, nur für das allgemeine Wohl zu arbeiten. Frau von Staël hatte anfangs Benjamin Constant Talleyrand geliebt, jetzt vollendete sie das Opfer und — schenkte ihn ihm. Benjamin Constant hatte sich also Talleyrand mit dem naivsten Herzen der Welt schenken lassen. Er sah nur ihn und hatte mir davon ganz stolzerfüllt bei der Ernennung der Botschafter zu Lille gesprochen. Talleyrand war damals durchgefallen, aber er hatte sich nicht für geschlagen gehalten, saß Tag für Tag morgens früh vor sechs Uhr am Bette Benjamin Constants, um ihn zum Aufstehen zu treiben, ihn für sich in Thätigkeit zu setzen und ihn mit seinem Stachel anzutreiben. So erhielt ich denn in dem Augenblicke, wo die Gerüchte von dem Ministerwechsel sich verbreiteten, folgenden Brief von zwei Freunden, die ich unmöglich verkennen konnte:

„Meine Anhänglichkeit an Ihre Person ist unveränderlich. Sie allein haben mich den Entschluß fassen lassen, Ihnen nützlich zu sein.

„Ich verbinde mich mit jemand, der Ihnen nicht unbekannt ist, er ist mit meinen Schritten einverstanden. Es ist ein Mann von entschlossenem Geiste, wagmutig, aber klug; wir haben uns gegenseitig gelobt, uns ganz und gar Ihrem Schicksale anzuschließen.

„Wir verlangen weder Stellen noch Geld; nur der wirklich geleistete Dienst möge unsern Anspruch auf Ihre Erkenntlichkeit begründen.

„Zwei Leute, denen es weder an Geist noch an Mitteln gebricht, weihen sich unabänderlich Ihrem Schicksale. Möchten sie nur einmal auf die Probe gestellt werden!“

Man sieht, daß Talleyrand stets von Wohlwollen und Ergebenheit für diejenigen überfloß, von denen er etwas haben wollte. Wie vielen Leuten ist jedesmal, wenn er es nötig hatte, diese Persönlichkeit zur Verfügung gestellt worden, von der man heute ganz gut weiß, daß er sie nur sich zur Verfügung haben wollte!

Nachdem Talleyrand mich von allen Seiten, direkt und indirekt, wo er eine

Gelegenheit zu erspähen glaubte, hatte umzingeln lassen von Beamten und von Privatpersonen, die in Verkehr mit mir standen, stieg er bis zum letzten meiner Dienstleute herab, um mir in jeder Weise den Ausdruck seiner stets gerühmten Ergebenheit und Verehrung zukommen zu lassen. Ich war mehr als ermüdet von diesem ewigen Gewäsche, als Talleyrand, nachdem er aus den Männern alles herausgezogen, was er aus ihnen herausziehen zu können vermeinte, glaubte, er müsse jetzt „die Frauen aufmarschiren lassen“. (Es ist das ein Ausdruck Talleyrands, den man von ihm bei allen möglichen Gelegenheiten, so verschieden und verschiedenartig sie auch waren, immer und immer wieder hören konnte, so neulich noch, als er, von Rovigo wegen Ermordung des Herzogs von Enghien angegriffen, nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als sich wieder mit dem Hofe zu verjöhnen, und er auch bei dieser Gelegenheit zur richtigen Zeit wieder einmal die Frauen aus dem Faubourg St. Germain ausrücken ließ.) Und wirklich sah ich als eine der ersten aus der weiblichen Schutztruppe Talleyrands diejenige aufmarschiren, die sich schon durch gar manches Ungewöhnliche berühmt gemacht hatte, worunter ich nicht einmal ihre Werke anführe, die es gewiß sind und es stets bleiben werden. Frau von Staël, die sich mir schon mehr als einmal während der Sitzungen des Nationalkonvents vom 9. Thermidor bis zum 13. Vendémiaire hatte vorstellen lassen, war auf das Direktorium gekommen, sobald die Möglichkeit gegeben war, sie dort zu empfangen. Nachdem sie anfangs nur allgemeine Interessen zur Sprache gebracht und wiederholt ihre Begeisterung für die Sache der Freiheit erklärt hatte, kam sie einige Tage darauf mit dem Ersuchen, ihren Vater Necker aus der Liste der Emigranten streichen zu lassen. Damals standen allerdings befreundete Persönlichkeiten in der unsinnigsten Weise auf derselben. Bis dahin war nur von kindlicher Liebe, von allem Heiligen und Schönen die Rede, jetzt aber wollte Frau von Staël einen Minister gemacht haben, und nach dem, was man über die besondere Art des Interesses sagte, das sie an ihren Kandidaten nahm, muß sie es mit ihren ehelichen Pflichten nicht allzu genau genommen haben. Frau von Staël wurde mir also von Talleyrand zugeschickt; und man muß gestehen, er hatte sich einen recht thätigen Agenten gewählt, der vielleicht nur etwas hübscher und weniger leidenschaftlich hätte sein können. Ich wußte wohl, daß die Frauen in Gefühlsjachen des Aeußersten fähig sind, wenn das eigene Herz dabei ins Spiel kommt, aber ich wußte nicht, bis zu welchem Punkte sie sich darin hinreißen lassen können.

Frau von Staël hatte mir mehreremale von dem früheren Bischof von Autun gesprochen, von Talleyrand, der, vor kurzem aus Amerika zurückgekehrt, eine Stelle nötig habe und der, seiner Existenz wegen und mehr noch, wie sie sagte, um „die Ehre zu haben, der Republik zu dienen und seine Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit an den Tag zu legen“, mit jeder zufrieden sei. Sie hatte mich dann darum ersucht, mir ihren Schützling vorstellen zu dürfen. Ich hatte die Bitte höflich abgelehnt und ihr erwidert, das sei nicht nötig, ich sei meiner Unabhängigkeit sicherer ohne Beeinflussung durch den Gesuchsteller; die ihrige reiche schon dazu hin; sie könne, soweit die Erleichterung seiner Lage

in Frage komme, auf mich zählen, ob ich ihn vor mir sehe oder nicht: ein gewisses inneres Gefühl heiße mich vorsichtig sein gegen diesen aufs Trockene getretenen Mann und hemme mich in dem Entschlusse, ihn mit seinem Hinterfuße das Luxembourg betreten zu lassen. Frau von Staël drängte so, daß ich ihr gestattete, mir Talleyrand vorzustellen. Seine Reichhüßerin ruft, ohne eine Minute zu verlieren, aus: „Wohlan denn, wollen Sie ihn heute abend um neun Uhr empfangen.“ -- „Schön, diesen Abend, da es Ihnen angenehm ist.“

Sie ließen nicht auf sich warten, die beiden. Man meldete sie an: sie traten zusammen ein. Frau von Staël, daran gewöhnt, den Ehrenkavalier derjenigen zu machen, welche sie einführte, ging voran, Talleyrand folgte mit seinem Hinterfuße. Ich hatte bis jetzt diese Persönlichkeit nicht gesehen, die sich schon unter zwei Regierungen berühmt gemacht hatte und es noch unter vielen anderen werden sollte. Ich habe schon bei der Erzählung meines Zusammentreffens mit Robespierre vor dem 9. Thermidor darauf aufmerksam gemacht, wie viele Züge schlagender Aehnlichkeit zwischen ihm und dieser häßlichen Persönlichkeit sich mir in der Folge aufgedrängt, und versprochen, sie später den Zeitgenossen zu überliefern, denen es daran gelegen sei, sich historische Charakterköpfe zu sammeln. Ich gebe demnach hier meine Beobachtungen wieder, nachdem ich sie nochmals sorgfältig geprüft und sie mir mit peinlichster Genauigkeit vergegenwärtigt habe. Als ich Talleyrand bei mir eintreten sah mit seinem bleichen, nichtsagenden, leichenhaften Gesicht und den leblosen, starren Augen, glaubte ich, Robespierre selbst wieder vor mir zu sehen. Noch mehr frappirt wurde ich, als ich ihn genauer betrachtete: diese vorspringenden Backenknochen, dieser kurze Schädel, diese aufgeworfene Nase, dieser abscheuliche Mund mit den trockenen Lippen: und dazu das, was die Kunst den natürlichen Zügen hinzugefügt: die weißgepuderten Haare, die starre und unbewegliche Haltung, ganz wie bei ihm.

Ich wurde durch diese frappante, sich vom Kopfe auf den Schulteransatz, den Kumpf und die Beine erstreckende Aehnlichkeit so außer mir gebracht, daß ich mich nicht enthalten konnte, Frau von Staël beiseite zu nehmen und ihr meinen Eindruck mitzuteilen. Sie mußte über den Vergleich lachen, ohne seine Richtigkeit zu bestreiten, und sagte mir: „O, ich versichere Sie, die Aehnlichkeit ist keine vollständige.“ Sie begann indes ihren Mann aufmerkamer anzublicken und sagte mir, die Physiognomie Robespierres sei ihr von der konstitutionirenden Versammlung her noch vollständig gegenwärtig, auch seine gepuderte Frisur und sein trockener und hochmütiger Ton. „Da ganz gewiß, es ist etwas Aehnlichkeit mit Robespierre vorhanden, er hat sogar sehr viel von ihm, aber ich gebe Ihnen die Versicherung, wenn die Natur sich in einem unglücklichen Wechselspiel gefallen, ist das in moralischer Hinsicht nicht der Fall und Talleyrand ist weit mehr wert. Robespierre zum Beispiel hatte ganz und gar kein Gefühl für Freundschaft und kannte ebenso wenig die Empfindung der Dankbarkeit; es gibt keinen besseren und treueren Freund als Talleyrand; ich werde es Ihnen beweisen: er ist ein Mann, der das Herz auf der Hand hat, und der Ihnen persönlich ergeben sein wird: er wird durch das Feuer für Sie gehen.“

Da ich sah, daß Talleyrand uns sehr ernsthaft zuhörte, und um ihn nicht länger in Verlegenheit zu lassen, wendete ich mich wieder nach ihm zurück. Frau von Staël tritt einen Schritt vor, ergreift ihn bei der Hand und sagt, indem sie mir ihn zuführt: „Ja, Bürger Talleyrand, wir haben von Ihnen gesprochen; ich fürchtete nicht zu übertreiben, wenn ich sagte, Sie seien ein vortrefflicher Freund, ein von den zartesten Empfindungen durchdrungenes Wesen: Dankbarkeit sei nicht das, was Ihrem Herzen stummer mache.“ Talleyrand, der etwas zurücktrat, um seiner Verbeugung mehr Schwung zu verleihen, neigte sich tief und stotterte nur diese Worte hervor: „Ergebener Diener, gehorsamer Diener! Ganz Freundschaft, ganz Ergebenheit! Werde mehr als glücklich sein; aus vollstem Herzen mich erkenntlich zeigen; von tiefster Achtung erfüllt; nur das Gefühl der Bewunderung könnte dem der Ehrfurcht und Dankbarkeit gleichkommen.“ . . . Das war alles, was er in unbeholfener Weise vorzubringen wußte, und dazu schienen die Worte alle mühsam aus dem Brustkasten zu kommen, und das bei einem Mann, dem man so erstaunlich viel Geist und eine so schlagfertige Rednergabe nachgerühmt hat, der durch seine zahllosen glücklichen Einfälle eine ganze Gesellschaft zu unterhalten im Stande gewesen sein soll. Freilich, das alles hat er vielleicht selbst in Umlauf setzen helfen, wie ja bei Erwerbung von Ruf und Vermögen alles darauf ankommt, daß man die Hauptarbeit selbst übernimmt. Es ist erwiesen, daß in allen diesen Beziehungen die Ähnlichkeit Talleyrands mit Robespierre noch frappanter war, und daß von diesen beiden Diosturen der Revolution keiner den andern um etwas zu beneiden brauchte, was er selbst nicht gehabt hätte. So verlief meine erste Zusammenkunft mit Talleyrand. Frau von Staël ergriff, nachdem sie diese ersten Worte hingeworfen und damit in meiner Brust die Saat zu allen guten Ideen gelegt zu haben glaubte, deren Früchte sie gern Talleyrand zugewendet hätte, diesen bei der Hand, um sich zu verabschieden. Talleyrand, der immer noch von seinem Gefühle der Achtung und ewigen Dankbarkeit sprach, sagte mir, er wisse, daß ich früh zu Bette gehe, er wisse auch, daß ich als der erste in der Republik auf den Weinen sei, er wolle meine Ruhe nicht stören. Das Vaterland bedürfe meiner und es sei ein Vergehen, wenn man mich demselben einen Augenblick entzöge. Frau von Staël flüsterte mir beim Fortgehen mit leiser Stimme zu: „Ich habe Ihnen noch nichts von dem Bürger Talleyrand gesagt: — ich würde seine Weichheiten verletzt haben: ich kann Ihnen von ihm nur sprechen, wenn er nicht dabei ist. Ich werde morgen allein wiederkommen: ich bitte um eine volle Audienz für mich.“

Frau von Staël kommt am andern Morgen wieder, und kaum ist sie eingetreten, kaum hat sie sich gesetzt, als sie sofort von ihrem Gegenstande anfängt: sie fühlt das Bedürfnis, mir in meinem Bestreben, die volle Wahrheit kennen zu lernen, entgegen zu kommen: es darf mir nichts verhohlen bleiben über die Persönlichkeiten, für die man mich interessieren will und die es zu würdigen wissen, wenn sich die Regierung ihrer annimmt, denn nur mit Rücksicht auf das allgemeine Interesse und das meiner Person hält sie es für nötig, die am Tage zuvor begonnene Unterhaltung fortzusetzen. Frau von Staël ließ an meinen Augen

eine ganze Reihe von Scenen vorübergehen, die für mich der Beweis dessen waren, was der Ehrgeiz in seinem Uebermaß zu leisten vermag. Sie hatte mir anfangs Talleyrand als einen für die Freiheit, die Republik und sogar die Revolution leidenschaftlich eingenommenen Mann dargestellt: er sei niemals Priester aus Ueberzeugung gewesen, sagte sie mir; er glaube nicht einmal an Gott, was sie in keiner Weise billige. Sie vergebe es ihm auch kaum, aber sie entschuldige ihn doch, weil man tolerant sein müsse. Generalagent des Alerus vor der Revolution, habe er seine ganze Umgebung stets durch seine ernste Haltung, die er in seinem Bischofskleide schuldig zu sein geglaubt, irre geführt: nachdem er dann später dieses Kleid abgelegt, das bischöfliche Chorbemd und das geistliche Mäntelchen von den Schultern geschüttelt, habe er allen ein Schnippchen geschlagen. Bevor er aus der Kutte gesprungen, wie es nachher geschehen, habe er vorher noch die konstitutionellen Bischöfe geweiht, um den Anfang mit der Desorganisation der katholischen Religion zu machen. Als Mitglied der konstituierenden Versammlung sei er für alle Gesetze eingetreten, welche darauf abgezielt, die Desorganisation der Kirche zu einer vollständigen zu machen, und es sei ihm gelungen. „Was diese katholische Kirche betrifft, gegen welche ich, als Protestantin, vielleicht etwas voreingenommen bin, so sagte er einmal, als eines Tages ihre Verteidiger in meiner Gegenwart zugeben mußten, daß es Mißbräuche in ihr gebe, lebhaft: Es gibt bei dem katholischen Alerus nicht nur Uebelstände, sondern der ganze Alerus selbst ist nichts als ein einziger Uebelstand. . . . Dieses Wort, eines derer, wie ich sie ab und zu in die Gesellschaft werfe, war ziemlich glücklich, aber schließlich war es doch nichts weiter als ein Wort: Talleyrand hat es sich in außerordentlich geschickter Weise angeeignet, indem er es später so anführte, als ob es von ihm stamme. Er hat damit sein Ziel erreicht. Ich weiß recht gut, daß man ihm auch sonst vieles zugeschrieben hat, was er sich eigentlich nur selbst zugeschrieben, denn er verfügt nur über die geistigen Mittel eines vornehmen Adligen, über eine Erziehung, wie sie damals in Frankreich vorherrschend war, das heißt er besitzt keine soliden Kenntnisse, versteht wenig von Literatur und ist überhaupt von sehr mäßigem geistigem Zuschnitt; aber er hat sich an Leute gehalten, die darin besser gestellt waren, und er hat seinen Vorteil daraus zu ziehen gewußt.“ Er habe es verstanden, mit Mirabeau auf einen intimen Fuß zu kommen und sogar einer seiner Testamentsvollstrecker zu werden, nicht, weil eine sonderliche Geistesverwandtschaft zwischen diesen beiden Männern vorhanden gewesen wäre, von denen der eine aus Feuer und der andere aus Eis bestand, sondern weil Mirabeau in Talleyrand so viel Gefügigkeit gefunden, daß er seine Dienste nicht habe zurückweisen können: er habe sich von ihm die Orgelbälge treten lassen. Diese Rolle des Bälgetreters, die für Talleyrand bei Mirabeau hingereicht, biete Gewähr für das dar, was er bei einem so überlegenen Direktor, wie mir, sein werde. Frau von Staël versicherte mir, daß ich das in der That sei, wegen meines Mutes, wegen meiner Charakterstärke und, wie sie hinzufügte wegen meines so hervorragenden Rechtlichkeitssinnes und meiner militärischen Kenntnisse.

Ich wußte wohl, was ich von alledem zu halten hatte. Da ich mich nie einer Täuschung über das Wesen und die Tragweite meiner Mittel hingegeben hatte, war ich mir bewußt, daß es mir nicht an Mut, Entschlossenheit, etwas Geistesgegenwart, etwas Menschenkenntnis, wie Lebenserfahrung fehle. Ich sah daher ganz genau, wohinaus Frau von Staël mit ihrer Schmeichelei wollte. Ich sagte ihr nicht: „Sie schmeicheln mir, Sie lügen, aber fahren Sie nur fort.“ sie fuhr fort, ohne daß ich sie dazu aufforderte oder ihr Erlaubnis dazu gegeben hätte.

Nachdem sie mir alle Gründe dargelegt, aus denen es sich empfehle, Talleyrand eine Anstellung bei der republikanischen Regierung zu geben, wollte Frau von Staël vor allem, daß das wegen seiner Anhänglichkeit an meine Person geschehe: sie gab mir die Versicherung, daß er „schwärmerisch für mich eingenommen sei“. Das Gefühl, das so viele Wunder vollbringt, vermochte viel über Talleyrand, da nun aber Talleyrand nach Frau von Staël ein abgöttischer Verehrer meiner Person war, so könne, sagte sie mir, dieses übertriebene Gefühl der Zuneigung zu mir, dem Oberhaupte der Republik, ganz besonders zur Entwicklung seiner von Natur etwas beschränkten Fähigkeiten beitragen und ihn in den Stand setzen, der Republik die größten Dienste zu leisten. Er könne das um so mehr, fuhr Frau von Staël, immer wärmer werdend, fort, als er eine genaue Kenntnis von allem dem habe, was sich während der ersten Revolutionszeit zugetragen. Die Geheimnisse der Personen, Männer wie Frauen, die sich am meisten hervorgethan, kenne er auswendig. Ludwig XV. hatte ein besonderes Gedächtnis für das Aussehen und die Namen sämtlicher Jagdhunde in seinen Hundeställen bis zur Zahl von sechstausend: Talleyrand habe gleichfalls ein „Hundegedächtnis“: dann aber habe er sich in schwierigen Verhältnissen der mannigfachsten Art bewegt und habe sich immer zu behaupten gewußt; er habe immer mit der größten Leichtigkeit den Uebergang aus einer Lage zu der andern zu finden gewußt. . . Er besitze die glücklichste Geschmeidigkeit, das geschickteste Anpassungsvermögen; er ist immer das, was Sie wollen. „Er besitzt,“ sagte mir Frau von Staël in dem Tone wirklicher Begeisterung, „er besitzt alle Vaster des alten und des neuen Regimes: er hat und wird stets einen Fuß in allen Parteien haben; Sie können gar keinen geschickteren Agenten finden. Was Sie betrifft, Bürger Direktor,“ wiederholte sie mir, „so hat er für Sie stets eine derartige Verehrung gehabt und Sie stets so hoch geschätzt, daß er Sie als etwas Uebermenschliches betrachtet; Ihnen persönlich will er dienen, ich lege Ihnen alle meine Gefühle dar, weil ich sie selbst mindestens teile. Was gibt es Besseres und Größeres als Sie? Sie sind ein großer Politiker und wollen es nicht einmal sein; Sie sind ein großer Krieger, denn Sie haben es zu Toulon und zu Paris bewiesen, in Schlachten, die in ganz anderem Grade schrecklich waren als die im Grenzgebiete, und vor denen sich selbst ein Turenne und ein Condé gefürchtet hätten. Sie sind in entscheidenden Augenblicken ein mächtiger Redner gewesen; Sie sind weiter ein wirklicher Staatsmann, vor allem aber sind Sie ein einfacher und bescheidener Mann, der sich dessen nicht rühmt, was ihm

am meisten eigen ist! Barras, Sie sind nicht nur groß, sondern Sie sind schön, Sie sind wie der Apollo von Belvedere, vom Scheitel bis zur Fußsohle. . . .“ — „Wollen Sie wohl aufhören?“ erwiderte ich Frau von Staël, denn ich konnte wirklich nicht absehen, bis wie weit sie noch gehen würde. „Wo wollen Sie hinaus?“ sagte ich schließlich zu ihr, außer mir über ihre Hartnäckigkeit; „erklären Sie sich: zu was wollen Sie, daß wir den lieben Herrn Talleyrand machen sollen?“ — „Zunächst,“ sagte sie, „zum Minister, mindestens zum Minister des Aeußern, nach dem, was ich Ihnen von seinem Verufe und seiner Fähigkeit für eine derartige Stellung gesagt habe.“ — „Wohlan denn,“ antwortete ich ihr, um sie los zu werden, „ich werde das, so bald ich kann, in Betracht ziehen.“ So wurde ich Frau von Staël los, die mich gleichwohl noch nicht loslassen wollte.

Ich sprach wirklich mit meinem Kollegen darüber, ob es angängig sei, aus Opposition gegen das alte Regime Talleyrand, der von diesem wie kein anderer gehaßt und verabscheut worden war, eine Stelle zu geben.

Ich muß es meinen Kollegen zu ihrer Ehre nachsagen, daß bei ihnen nur ein Gefühl des Widerwillens und des Abscheus vorhanden war.

Frau von Staël wollte mich in zwei Tagen wieder besuchen; ich hatte es ihr gestattet, und selbst wenn ich das nicht gethan hätte, würde sie nichtsdestoweniger mich zu finden gewußt haben, denn für sie gab es unter keinem Vorwand geschlossene Thüren, und sie wußte sie, wenn diese Redewendung erlaubt ist, stets einzutreten, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Sie kommt thatsächlich nach zwei Tagen wieder und tritt mir entgegen mit einer Sicherheit, als ob es sich um eine beschlossene Sache gehandelt hätte. Ich sehe immer noch ihre großen, mit einem zärtlichen, ja fast wollüstigen Ausdrucke auf mich gerichteten Augen, denen es indes nicht an einem gewissen gebieterischen Etwas fehlte. „Nun,“ sagte sie zu mir, „wir haben jetzt ohne Zweifel einen Minister, denn De Lacroix ist kein Minister; er ist nur ein altes schwangeres Weib, wiewohl er behauptet, jüngst niedergekommen zu sein.“ (Frau von Staël spielte auf die Operation an, der sich kürzlich der Minister Lacroix wegen einer kolossalen Unterleibsgehwulst unterzogen, und die ihm das Aussehen einer mindestens im neunten Monate schwangeren Frau gegeben hatte). Ich wußte nicht, wie ich mich zu dieser lebhaften Interpellation verhalten sollte, auf deren Beantwortung Frau von Staël mit einer Ungeduld wartete, welche ich ihr aus den großen und, wie mir schien, immer größer werdenden Augen ablas. Sie trat ganz nahe an mich heran, an meinem Kamin, und es war unmöglich, ihr wie bei dem Fechten durch eine geschickte Seitenwendung auszuweichen. Ich entschloß mich, mich durch die ganz einfache Erklärung der Wahrheit zu retten. „Einmweilen haben wir noch nichts weniger,“ sagte ich, „als einen Minister nach Ihrem Wunische: derjenige, den Sie mir vorge schlagen haben, begegnet dem einmütigen Widerstand und der einmütigen Verachtung fast aller Mitglieder des Direktoriums. Ich stehe mit seiner Verteidigung zu vereinzelt da, als daß ich seine Ernennung durchsetzen könnte. Alles ist gegen ihn.“

Ich glaubte, Frau von Staël würde niedergeschmettert sein, wie ich es selbst

gewesen wäre, und ich bildete mir ein, sie würde nunmehr von einer weiteren Verfolgung ihrer Idee absehen; wer hätte auch gedacht, wer hätte auch ahnen können, daß sie das alles nur zur Weiterspinnung ihrer Pläne benützen würde! „Ihre Kollegen sagen, daß sie Talleyrand verachten,“ entgegnete sie mir, „gut denn, sei es so, sie sollen ihn nur auch hassen: desto besser sind Sie daran, Barras, denn für mich sind nur Sie auf der Welt vorhanden. Gerade weil Talleyrand mit allen Ihren Kollegen schlecht stehen wird, wird er mit Ihnen um so besser stehen. Da für ihn alles von Ihrem guten Willen abhängen wird, wird er sich in die Notwendigkeit verjagt sehen, um so mehr zu Ihnen zu halten, als Sie ihm, wie August dem Cinna, sagen können:

„Es ist um dich geschehen, zieh' ich zurück die Hand,
Zu der bisher dein Glück die einzige Stütze fand.“

Dieses Gefühl allein wird ihn veranlassen, sie unaufhörlich auszuspioniren, und Sie werden dadurch die besten Aufschlüsse über ihre geheimsten Gedanken erhalten und speziell über das, was sie in Betreff Ihrer denken. Talleyrand wird sie bewachen wie ein guter Schäferhund: er ist buchstäblich der treueste Hund, den Sie sich denken können. Er liebt Sie bis zur Unterwürfigkeit, wie eine Geliebte, auf die man eifersüchtig sein könnte, ohne den Mut zu haben, ihr je eine Scene zu machen.“ Ich sah in allen diesen Worten der Frau von Staël nichts, was mich hätte sonderlich ermutigen können, mich einem Mann anzuvertrauen, zu dessen Gunsten nichts sprach als seine Verderbtheit, sein Wankelmut und seine beständige Verrätherei. Ich sagte zu Frau von Staël, ich ersuche sie, mich für den Augenblick in Ruhe zu lassen, man müsse alles, was man für das politische Weiterkommen Talleyrands thun könne, vertagen.

Trotz allem, was Frau von Staël für Talleyrand gethan hatte, scheint ihr das noch nicht genug gewesen zu sein und sie sich zu dem Ausspruche Cäsars bekannt zu haben, der „nichts gethan zu haben glaubte, wenn ihm noch etwas zu thun übrig blieb.“ Er hatte in seiner unerschütterlichen Freundin noch nicht Unerschütterlichkeit genug gefunden und hefte sie fort und fort auf mich. Frau von Staël kommt andern Tages wieder, ganz außer sich, noch vernachlässigter in der Toilette als gewöhnlich, mit aufgelöstem Haar, wildblickenden Augen und in einem wirklich beunruhigenden Zustande, als ob sie einen Nervenanstfall gehabt hätte oder im nächsten Augenblicke einen bekommen würde. Nachdem sie eingetreten, wirft sie sich in einen Lehnstuhl, zieht mich heftig an sich und beinahe über sich und sagt dann, meine beiden Hände ergreifend, außer Atem: „Barras, mein Freund, ich zähle in dieser Welt nur auf Sie; ohne Sie sind wir verloren, ganz und gar verloren. Wissen Sie, o nein, Sie wissen es nicht, denn Sie würden mich alsdann nicht in einer so grausamen Verlegenheit lassen. Wissen Sie,“ fährt sie mit einer von Schluchzen unterdrückten Stimme fort, „wissen Sie, was er mir gesagt und was er mir soeben noch wiederholt hat?“ — „Wer denn, um was handelt es sich?“ — „Barras, mein Freund,“ wiederholte sie, mir noch stärker die Hände drückend und wie eine Epileptische die Augen verdrehend, „o mein Gott, ich spreche Ihnen von unserem armen Freunde

Talleyrand. Wissen Sie, was ihm passiert ist? — „Was denn?“ — „Ich habe ihn soeben verlassen; vielleicht befindet er sich schon nicht mehr unter den Lebenden; er hat mir gesagt, er werde sich in die Seine stürzen, wenn Sie ihn nicht zum Minister des Auswärtigen machten. Er hat alles in allem nur noch zehn Louisd'or.“ — „Hat er keine anderen Hilfsquellen? Seine Freunde?“ — „Ach, seine Freunde. Ich, die ich sicher dazu zähle, habe ihn bis jetzt unterstützt. Er hat nicht viel ausgegeben, da er sich seit seiner Rückkehr nicht einmal einen Remisewagen hält. Er fährt zu all seinen Geschäften und Besorgungen in einem Cabriolet aus, er, der unter dem alten Regime an so viele Bequemlichkeiten gewöhnt war; und heute kein Haus, immer bei mir oder bei den anderen kampirend! Wenn man nichts Zuverlässiges, wenn man kein einträgliches Geschäft und dazu noch Schulden hat, ist das eine mehr als peinliche Lage; man muß ihn daraus erretten! Mein lieber Barras, wir sind verloren; Talleyrand geht ins Wasser, es ist um ihn geschehen, wenn Sie ihn nicht zum Minister machen. Sollten Sie endgiltig über das Ministerium des Auswärtigen verfügt haben, so geben Sie ihm ein anderes, er wird sich in der gleichen Weise dazu eignen: er hat eine glückliche Geschmeidigkeit; er ist zu allem fähig; er ist übrigens, wie ich Ihnen schon gesagt habe, ein vortrefflicher Patriot, er ist ein Mann, der seiner politischen Gesinnung nach zu den Entschiedensten zählt; er wäre gern Mitglied des Nationalkonvents geworden; man hätte dort seine ganze Energie lernen lernen können; in freiheitlichen Dingen kann man ihm gar nicht weit genug gehen; er bedauert, daß er nicht in dieser Versammlung gewesen ist, um in derselben mit Ihnen zu stimmen. Hat er sich übrigens in der Zeit des 10. August nicht in einer ganz bestimmten Weise ausgesprochen, hat nicht er auf der französischen Botschaft zu London alles gethan, obgleich damals nur der Name Chauvelins genannt wurde? Hat nicht Talleyrand die Adresse an die auswärtigen Mächte über die Ereignisse des 10. August redigirt, um das Recht des Volkes und das gesetzmäßige Vorgehen der Republikaner bei dem Sturze des Thrones und der hinsichtlich Ludwigs XVI. getroffenen Entschlüssen darzuthun? Ich sage Ihnen nicht, daß ich ihm darin beigespflichtet habe oder das noch thue. Talleyrand hatte mehr als ich mit der Politik zu thun; aber wenn seine Stellung als die eines früheren Bischofs ihm schließlich nicht gestattet hat, Mitglied des Nationalkonvents zu werden, so muß man ihm wenigstens Dank wissen für die Ansichten, die er in demselben vertreten haben würde. Er hat alles, was er konnte, für die Revolution gethan; keiner hat eine bessere Gewähr geboten: keiner kann, wenn man ihn fragt: „Was hast du gethan, um gehent zu werden?“ mit dem gleichen Rechte wie er sagen, daß er „alles dafür gethan hat.“ Nun wohl denn, Barras, würden Sie einen so interessanten Mann sich heute in die Seine stürzen lassen, weil er seinem Lande nicht dienen kann? Nein, mein Freund, das würden Sie nicht zugeben; Sie müssen energisch mit Ihren Freunden sprechen, Sie müssen sich aufs hohe Pferd setzen, Sie müssen die Zähne zeigen, Sie müssen Charakter beweisen, Sie müssen Talleyrand zum Minister machen, sonst weiß ich nicht mehr, was ich anfangen soll; ich bin hin, ich bin des Todes!“

Es war wirklich ein krampfhafter Zustand, in dem sie sich befand, und es hatte den Anschein, als ob eine Katastrophe folgen sollte. Der Schaum stand ihr fast vor dem Munde, als Frau von Staël so zu mir sprach. Ich wurde von zwei ganz verschiedenen Gefühlen bewegt: zunächst fast von dem des Mitleids und der Furcht, in diesem aufgeregten Zustande eine Frau zu sehen, die man so bei mir hätte finden können, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, eine irgendwie wahrscheinlich klingende Erklärung dafür zu geben. Wer würde wohl geglaubt haben, daß eine derartige Situation eine derartige Ursache gehabt? Andererseits hätte ich hellauf lachen und dabei doch etwas wie Schreck empfinden können. Eine Frau, die bei mir in epileptische Krämpfe verfällt, weil ich einen ihr befreundeten Mann nicht zum Minister machen kann: und dieser Freund, ein Abbé, ein ruinirter ehemaliger Bischof, droht, in das Wasser zu gehen, wenn er nicht Minister der Republik, Agent eines aus fünf Königsmördern zusammengesetzten Direktoriums werde: es lag in diesem Melodrama eine Mischung von finsternem Ernste und toller Spaßhaftigkeit, an die ich heute mit ihren Einzelheiten kaum noch denken kann, ohne nur noch toller zu lachen; aber dieses Lachen kann mit Recht einen bitteren Beigeichmack bekommen, wenn wir, an das Vorhergegangene uns erinnernd, uns das vergegenwärtigen, was darauf gefolgt ist.

Die Zungenfertigkeit und das Ungestim Frau von Staëls hatten mir nicht gestattet, ihren Redestrom mit einem Worte zu unterbrechen. . . . Den Augenblick benützend, wo sie, von Müdigkeit erschöpft, mir Gelegenheit dazu gab, sagte ich: „Ich bedaure auf das höchste und bitte Sie um Vergebung, wenn ich bei der Förderung Ihres Interesses nicht mehr Erfolg gehabt habe.“ Frau von Staël, die wieder zu sich zu kommen schien und, wie sie sagte, nur noch süße Hoffnungsthränen vergoß, fuhr, mich immer noch bei den Händen haltend, fort: „Wohlau denn, mein Freund, thun Sie das; Sie werden uns alle retten. Ich mache in der Person dieses armen Talleyrand Ihnen und der Republik ein wertvolles Geschenk; ich büрге Ihnen dafür mit meinem Leben.“ Frau von Staël konnte kein Ende finden; ich war aufgestanden, um sie selbst zum Aufstehen zu veranlassen und mich von ihr zu befreien, indem ich ihr Lebewohl sagte; aber vor mir stehend, hielt sie mich immer noch derart mit beiden Händen fest, daß es mir nicht möglich war, eine Schelle zu ergreifen, um jemand kommen zu lassen. In meinem Vorzimmer war eine Menge von Leuten versammelt, die seit zwei Stunden auf eine Audienz warteten. Was werden wohl alle diese Personen sagen, wenn sie eine Frau in so aufgeregtem Zustand und in einer derartig derangirten Toilette, die sich seit ihrem Eintritt nur noch verschlimmert hatte, an sich vorbei gehen sehen? Ich glaube, wenn ich für die Beförderung Talleyrands eine persönliche Bedingung, und zwar der intimsten Art, gestellt hätte, so würde Frau von Staël, die mir alles auf der Welt und selbst das, was sie ihr Leben nannte, anbot, sich meiner Bitte gegenüber nicht spröde erwiesen haben: aber ich schwöre, daß ich nicht daran gedacht habe, irgend eine Bitte an sie zu richten, daß meine Rolle in dieser Hinsicht wohl eher eine defensive als eine aggressive gewesen sein würde, und daß alle diejenigen, welche Frau von Staël

in einer derartigen Aufregung haben von mir gehen sehen und dieser Aufregung einen gewissen Grund untergelegt haben, sich thatsächlich getäuscht und mich durchaus verleumdet haben. Niemals bin ich, wenn es sich um Dinge dieser Art handelte, aus einer ähnlichen Versuchung unschuldiger und reiner hervorgegangen . . .

Trotz des äußerlich Demonstrativen und wirklich Außerordentlichen, das in dem Schritte der Frau von Staël lag, und das man für eine einstudirte Rolle und die Scene aus einer sorgsam vorbereiteten Komödie hätte halten können, um mich noch wohlwollender zu Gunsten desjenigen, den sie meinen Schützling nannte, zu stimmen, bin ich fest überzeugt davon, daß Frau von Staël sich ihrer Erregung selbst nicht vollständig bewußt werden konnte, daß sie es aufrichtig meinte und, ohne es zu wissen, ein Opfer ihres aufgeregten Zustandes wurde. Es kommt das bis zu einem gewissen Grade ja auch bei leidenschaftlichen Schauspielern vor: sie identifiziren sich mit ihrer Rolle und erheben sich bis zu den Persönlichkeiten, die sie darstellen; sie haben den Kothurn, die Toga oder den Turban angelegt, und in der Erregung des Spiels bilden sie sich ein, daß sie das sind, was sie darstellen. Ihr Spiel durchdringt sie, berauscht sie und bringt sie außer sich: ist nicht dem großen Schauspieler Le Kain in einer Vorstellung des „Mohammed“, in der er bewundernswerter als je spielte, ein Blutgefäß in der Brust geplatzt und er daran gestorben?

Wenn Frau von Staël ein wirklich sensibles Naturell besaß, dessen sämtliche Folgen sie auf sich nehmen mußte, gab es jemand, der diese Sensibilität noch viel weniger theilte als ich. Es war das derjenige, der sie hervorgerufen hatte. Während Frau von Staël bei mir weinte, zitterte und mich mit der ganzen Gewalt ihrer Leidenschaft bestürmte, weiß ich, daß der phlegmatische Talleyrand auf sie in ihrem Wagen wartete, den sie vor meiner Hausthüre hatte stehen lassen. In dem Augenblicke, als ich sie herausbegleitete, sagte sie mir noch: „Ich werde ihn sprechen, was soll ich ihm zu seiner Beruhigung sagen? Würden wir uns je trösten können, wenn wir es verschuldet, daß er ins Wasser gegangen?“ — „Gut denn,“ antwortete ich zum Schluß Frau von Staël noch einmal, „glauben Sie nur, daß ich alles das, was Sie mir gesagt haben, nicht vergessen und außer acht lassen werde. Veranlassen Sie nur Ihren Freund, daß er nicht ins Wasser geht, denn alsdann würde es nicht mehr möglich sein, irgend etwas für ihn zu thun. Wir werden in Erwägung ziehen, wie wir seine Talente für die Republik und seinen guten Willen für uns verwerten können.“



Die persönliche Freiheit in Frankreich unter Ludwig XIV. und Ludwig XV.

Die „Lettres de cachet en blanc.“

Von

Franz Funck-Brentano.

Jedermann weiß, was man in Frankreich vor der Revolution unter einer „lettre de cachet“ verstand. Es war eine vom König unterzeichnete und von einem Minister gegenzeichnete Verfügung, durch welche ohne jede weitere prozeßualische Formalität jemand in das Gefängnis geworfen oder in die Verbannung geschickt wurde. Der mit einer lettre de cachet Bedachte blieb so lange im Gefängnisse oder in der Verbannung, bis ein anderer, unter denselben Umständen erlassener Brief des Königs seiner Strafe ein Ende machte. Der Name „lettre de cachet“ kam daher, daß der Brief mit dem königlichen Siegel verschlossen war im Gegensatz zu den lettres patentes, die offen zugestellt wurden.

So war es um die eigentlichen lettres de cachet bestellt. Es muß hinzugefügt werden, daß der König sich derselben auch noch in anderen Fällen bediente, und man kann sagen, daß das im allgemeinen stets dann geschah, wenn er im Königreiche seinen persönlichen Willen zur Kenntnis und zum Vollzug gebracht wissen wollte. So wurden im Jahr 1789 die Generalstaaten durch eine lettre de cachet einberufen. Eine interessante Bemerkung wurde in dieser Hinsicht von Malesherbes, dem berühmten Minister Ludwigs XVI., gemacht: die lettre de cachet sei für den König das einzige Mittel gewesen, seinen Willen im Königreich zur Geltung zu bringen. Nimmt man die lettre de cachet fort, so sagt er, so benimmt man dem König jedes Regierungsmittel. Wir können diese Bemerkung noch durch eine weitere ergänzen: Ludwig XIV., der absolute Monarch, den Frankreich je gesehen, konnte trotz seiner Allgewalt seinen Willen nur vollstreckt sehen, wenn die Verfügung, die er erließ, von einem Staatssekretär gegenzeichnet war, ebenso wie er eine die Regierung betreffende Entschließung nur fassen konnte „estant en son conseil“.

Wie man sieht, haben die lettres de cachet eine der wichtigsten Einrichtungen der alten französischen Monarchie gebildet, und diese Wichtigkeit erhöht sich in den Augen des Historikers noch durch die Rolle, die sie bei der Vorbereitung der revolutionären Bewegung gespielt haben, eine Rolle von höchster Bedeutsamkeit. Man kann sagen, die Abschaffung der lettres de cachet sei, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, das politische Stichwort für die Abgeordneten gewesen, welche die Generalstaaten des Jahres 1789 bildeten.

Trotz der Wichtigkeit dieser Einrichtung weiß man wenig von ihr: sie ist noch nicht Gegenstand eingehender Arbeiten gewesen, und die moderne Wissenschaft stützt sich immer noch auf die wohl sehr beredt geschriebenen, aber von der

stärksten Parteilichkeit beeinflussten Werke des berühmten Mirabeau. Und wie in allen Teilen der Geschichte, welche von der wissenschaftlichen Forschung noch nicht geklärt sind, herrschen in allem, was über die *lettres de cachet* gesagt und geschrieben wird, die Legenden vor, und wenn sie auch noch so abgeichmadt sind. Eine dieser Legenden beschäftigt sich mit dem, was selbst die Historiker die „*lettres de cachet en blanc*“ nennen.

Eines der in den gebildeten Kreisen am meisten verbreiteten Pariser Blätter, der „*Figaro*“, brachte zum 1. Januar die folgende Notiz: „Wieder ist der Augenblick des Jahres genacht, in welchem unter dem *ancien régime* die Damen des Hofes und der Stadt von den Ministern und *Grandseigneurs* zum Neujahrsgeschenke *lettres de cachet* erhielten mit nicht ausgefülltem Namen, die es ihnen gestatteten, sich gegebenen Augenblicks eines Watten oder einer beliebigen andern unbequemen Persönlichkeit zu entledigen.“

Das ist im allgemeinen die Ansicht, die man von dem hat, was die Geschichte die „*lettres de cachet en blanc*“ genannt hat. Michelet schreibt in seiner *Geschichte der Revolution*:¹⁾ „Alles das aus Gutmütigkeit! Der König war zu gutmütig, um einem vornehmen Herrn eine *lettre de cachet* zu verweigern. Der Intendant war zu liebenswürdig, um einer ihn darum bittenden Dame eine abzuschlagen. Die Schreiber im Ministerium, die Maitressen dieser Schreiber und die Freunde dieser Maitressen erhielten, verschenkten oder verliehen aus Dankbarkeit, aus Eigennutz oder aus einfacher Höflichkeit diese schrecklichen Verfügungen, durch die man lebendig begraben wurde.“ In seiner „*Geschichte der französischen Zivilisation*“²⁾ schreibt Lambaud: „Jede beliebige Persönlichkeit erhielt *lettres de cachet*, in denen die Stelle des Namens offen gelassen war, und ließ den seines persönlichen Feindes, den seines Rivalen oder den seines Gläubigers hineinsetzen. Der Minister La Brilliére ließ Handel damit durch die Gräfin Langeac treiben; er ließ sie sogar durch seine Lakaien verkaufen: man brauchte nicht mehr als fünf und zwanzig *Louis d'or* anzuwenden, um jemand verhaften zu lassen.“ Einer der hervorragendsten Geschichtsschreiber unserer Zeit, Duruy, wiederholt zu diesem Punkte in seiner „*Geschichte Frankreichs*“³⁾ nach den *Memoiren de Séguis* das pikante Geschichtchen von der Frau, die sich eine *lettre de cachet* gegen ihren Mann verschaffte; dieser aber hatte die gleiche Idee gehabt und die nämliche Summe bezahlt, „und so ließ an einem und demselben Tage jeder der beiden Watten den andern einsperren.“ Wir brauchen übrigens nur ein beliebiges Geschichtswerk über jene Periode nachzuschlagen, um das Gleiche zu finden.

Es war das die allgemein verbreitete Ansicht, als mir vor zehn Jahren das französische Unterrichtsministerium den ehrenvollen Auftrag erteilte, den Katalog der auf der Pariser Arsenal Bibliothek aufbewahrten Archive der *Vanille* anzufertigen. Es muß bemerkt werden, daß diese Archive nicht nur die

¹⁾ Band 1, Seite 79.

²⁾ Band 2, Seite 97—98.

³⁾ Band 2.

Altstücke über die in dieser berühmten königlichen Feste Inhaftirten enthalten, sondern auch diejenigen über die in den sonstigen Detentionshäusern — Gefängnissen, Festungen, Hospitälern, Klöstern und speziellen Einrichtungen der Pariser Generalität — Untergebrachten. Seit zehn Jahren sind mir sechzigtausend Altstücker durch die Hände gegangen. Ich habe sie alle, Stück für Stück, untersucht. Gewiß, es haben sich in denselben Spuren von Mißbräuchen gefunden, von denen weiter unten die Rede sein wird; — es muß nämlich bemerkt werden, daß die Archive der Bastille die Geheimarchive des königlichen Hauses und der Pariser Polizeilientenantschaft waren, die in der Bastille als dem sichersten Ort des Königreichs Unterkunft gefunden hatten. Nun hat sich aber in dieser ganzen kaum übersehbaren Menge von Briefen, wie sie zwischen den Ministern, den Polizeilientenants, den Direktoren der Detentionshäuser, den offiziellen oder Geheimagenten des königlichen Hauses ausgewechselt worden sind, in diesem kolossalen Haufen von Gesuchen um Erlangung oder andererseits um Rückgängigmachung von lettres de cachet, in den von den Gefangenen oder deren Freunden verfaßten Briefen und Denkschriften zur Wiedererlangung ihrer Freiheit nicht eine Zeile oder auch nur ein Wort gefunden, welches darthäte, daß — wir wollen nicht sagen, eine nicht ausgefüllte lettre de cachet ausgefolgt worden sei — sondern daß es sich auch nur darum gehandelt habe, eine solche zu verabfolgen.

Dagegen haben sich Altstücke über Privatleute gefunden, die zum Tod verurteilt und hingerichtet wurden, weil sie falsche lettres de cachet angefertigt hatten: woher sich folgende Bemerkung aufdrängt: „Wenn die lettres de cachet so leicht zu erlangen waren, warum hat man dann wohl falsche angefertigt? Sollten sich wirklich so verrückte Leute gefunden haben, die, um fünfundzwanzig Louisd'or zu ersparen, sich der Gefahr aussetzten, aufgeknüpft zu werden?“ Hier, nach den Akten der Bastille,¹⁾ etwas aus einem Prozesse gegen einen Jean Alexandrin Bourges de Coulong, Sohn eines Procurators, der fälschlich eine königliche Ordonnanz angefertigt hatte, um ein Fräulein Richard verhaften und nach dem Ursulinerinnenkloster zu Les Andelys bringen zu lassen. Er fand einen verwegenen Burjchen Namens Julien Prudhomme, mit dem Spitznamen Sankt Julian, der sich thatsächlich des Mädchens bemächtigte und es auf Grund der falschen lettre de cachet in das Kloster von Les Andelys stecken ließ. Bourges de Coulong wurde verhaftet und nach der Bastille gebracht in Gemäßheit einer Verfügung vom 14. Februar 1736; und am 21. Juni desselben Jahres gab die Kammer folgendes Urteil ab: „Die Kammer hat erklärt und erklärt die in Frage kommende lettre de cachet für falsch und in betrügerischer Absicht hergestellt, erklärt besagten Jean Alexandrin Bourges de Coulong in der Form Mechtens für überführt, die Unterschrift Phéliepeaux unter erwähnter lettre de cachet in betrügerischer Absicht gefälscht zu haben, wofür sowie für verschiedene andere sich aus dem Prozeß ergebende Fälle der Verurteilte aufgehängt

¹⁾ Pariser Arsenal-Bibliothek, Manuskript 11,311, Faszikel Bourges de Coulong.

werden und so lange aufgehängt bleiben soll, bis der Tod erfolgt, und zwar an einem Galgen, der zu diesem Zwecke auf dem Grèveplatz zu errichten und an seiner Vorder- und Hinterseite mit einer Inschrift folgenden Wortlauts zu versehen ist: „Anfertiger einer falschen lettre de cachet.“ Das Urtheil kam noch an dem nämlichen Tage zur Vollstreckung.

Nachdem ich sorgfältig die Geschichte der im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert nach der Bastille verbrachten Gefangenen durchgegangen, habe ich zwei Fälle gefunden, in denen erwiesenermaßen Privatleute in das königliche Gefängniß gesperrt wurden — aber nicht auf eine in blanco ausgefertigte lettre de cachet hin — sondern aus Gefälligkeit für eine hochgestellte Persönlichkeit. Am 23. Dezember 1732 schrieb der Polizeilieutenant Hérauld an den Gouverneur der Bastille:

„Ich empfangen einen Brief des Herrn Le Maître, der mir anzeigt, daß er in strenger Haft gehalten wird; da seine Verhaftung nur aus Gefälligkeit für einen hohen Herrn erfolgte, so können Sie ihm alle Freiheiten lassen, die in dem Schlosse oder von der Regierung gestattet sind, und ihm kund thun, daß sein Abenteuer nicht von langer Dauer sein wird.“¹⁾

In dem andern Falle handelt es sich um einen Pariser Bürger Namens Martin. Der Kutscher der Herzogin von Noailles hatte ihn überfahren und er war von den Hufen der Pferde übel zugerichtet worden; da wandte der Kutscher sich gegen ihn und überhäufte ihn obendrein, wie sich das ja gehörte, noch mit Schimpfworten. Allein es zeigte sich, daß Martin über ein paar kräftige Fäuste verfügte; er sprang auf den Bock und ließ dem Kutscher eine derbe Züchtigung angedeihen. „Leider,“ heißt es in einer polizeilichen Note,²⁾ „saß die Herzogin von Noailles in dem Wagen, und ihre Würde gestattete es nicht, daß ihr Kutscher ungestraft so behandelt würde, wenn an sich auch mit Fug und Recht.“ Um ihr zu einer Genugthuung zu verhelfen, mußte Herr Martin sich nach der Bastille begeben.

Aus dem Gefängnisse schrieb der wackere Mann an den Polizeilieutenant:

„Gehrter Herr!

„Ich habe mich in Gemäßheit der königlichen Verfügung zu der mir von Ihnen freundlichst bestimmten Stunde nach der Bastille begeben. Ich hätte nie geglaubt, daß eine Sache wie die meinige, in der das Recht so sehr auf meiner Seite war, mir ein derartiges Schicksal zuziehen könnte. Die Frau Herzogin von Noailles darf mit der ihr gewordenen Genugthuung zufrieden sein. Diese Haft wird meiner Ehre in den Augen der Welt keinen Abbruch thun, sobald man ihren Anlaß erfahren wird. Ich schreibe der Herzogin von Noailles, daß ich dem Befehle des Königs gehorcht habe.

1) Pariser Arsenal-Bibliothek, Manuskript 12,487, S. 244.

2) Arsenal-Bibliothek, Manuskript 10,936, Seite 56.

3) Ebenda, Seite 58—59.

„Ich bitte Sie, mir gütigst Ihren Schutz angedeihen zu lassen, damit ich wieder von hier fortkomme

gez.: Martin.“

Martin hatte sich freiwillig nach der Bastille begeben, wie ein Edelmann, ohne von einem Polizeibeamten begleitet zu sein. Er blieb einen Tag in derselben. Der Minister ordnete in derselben Verfügung, in welcher er seine Haft bestimmte, auch seine Entlassung an. In diesem kleinen geschichtlichen Zuge spiegelt sich die Physiognomie der französischen Staatsverwaltung im achtzehnten Jahrhundert recht deutlich wider: man gewahrt in demselben die Mißbräuche der Regierung, aber auch die hübsche Art, wie man sie auszugleichen suchte.

Uebrigens wäre, wenn man annehmen wollte, daß man so weit gekommen sei, eine Person auf eine in blanco ausgestellte *lettre de cachet* hin verhaften zu lassen, in diesem Falle die Haft nicht von langer Dauer gewesen. Die Inspektionen des Polizeilieutenants, die an die Direktionen der Detentionshäuser gerichteten monatlichen Berichte und die alljährlich von einer Parlamentsabordnung abgestatteten Besuche in allen Häusern, in denen sich, abgesehen von der Bastille, auf Grund einer *lettre de cachet* hin verhaftete Personen befanden, würden bald der Ungerechtigkeit ein Ende gemacht haben.

Ich behaupte indes nicht nur, daß es für eine Privatperson unmöglich gewesen ist, sich einer *lettre de cachet en blanc* zu bedienen, sondern auch, daß die Erlangung einer *lettre de cachet* an fest geregelte Formalitäten geknüpft war, welche der Polizeilieutenant Hérault in dem nachfolgenden unter dem 21. Februar 1731 an eine hohe und einflußreiche Dame, die Herzogin de Vorges, Tochter des ersten Parlamentspräsidenten Jean Antoine de Mesmes, gerichteten Briefe recht klar belegt:

„Geehrte Frau!

„Nevor ich die Verfügung zur Inhaftirung des Sohnes Ihres Intendanten, um die Sie mich ersuchen, erlangen kann, muß die Familie dieses jungen Mannes mir eine Beschwerdeschrift einreichen, in welcher sie im einzelnen alle die Gründe anführt, welche ihr Veranlassung zur Mißbilligung seiner Aufführung geben, und es muß dieselbe von dem Vater und der Mutter, oder, im Falle daß diese verstorben sein sollten, von allen Verwandten väterlicher- wie mütterlicherseits unterzeichnet sein, welche den Zustand sittlicher Verwahrlosung des Herrn Rivary zu bestätigen haben, daß er ohne alles Vermögen und sie unter sich die Mittel nicht aufbringen können, eine Pension in St. Lazare für ihn zu bezahlen; alsdann werde ich diese Eingabe durch einen Staatsbeamten in schonender Weise auf ihren Inhalt prüfen lassen und auf dessen Bericht hin dem Herrn Cardinal de Fleury Vortrag erstatten; gerne würde ich, geehrte Frau, auf Ihre Empfehlung hin Umgang von den gedachten Vorschriften genommen haben, allein die Pflichten meines Amtes und das Ansehen der Justiz binden mich an diese weisen Vorsichtsmaßregeln. Ich zweifle nicht, daß Sie dieselben billigen werden, ebenso wie Sie

von der unbegrenzten Hochachtung überzeugt sein können, womit ich die Ehre habe“ und so weiter.¹⁾

Die Förmlichkeiten, von denen der Polizeilieutenant spricht, waren vielleicht nicht unumgänglich nötig, allein sie waren herkömmlich. Eine gewisse Katharine Mandon wurde in dem Hospital der Salpetrière inhaftirt, das gleichzeitig als Gefängnis für Frauenzimmer von schlechtem Lebenswandel diente. Menjol, Auditeur bei der Rechnungskammer, reichte dagegen dem Polizeilieutenant einen Protest ein, dessen Inhalt sich in folgenden Schlüssen zusammenfaßt: 1) Bei der Untersuchung über den Lebenswandel der Inhaftirten ist Lemoine, der Hausmieter des Hauses Rue Bourtibourg, in dem sie seit achtzehn Monaten wohnte, nicht vernommen worden, ebenso keiner der Nachbarn aus derselben Straße; 2) bevor eine lettre de cachet gegen sie erlassen wurde, ist die Inhaftirte nicht vor den Pfarrer von Saint-Paul, in dessen Sprengel sie wohnte, beschieden worden; 3) die königliche Verfügung, die durch den Inspektor Bourgoin hätte ausgefertigt werden müssen, wurde es nur durch einen seiner Angestellten, ohne daß ein Kommissär zugezogen und ohne daß die für ähnliche Fälle erforderlichen Formalitäten erfüllt wurden. Infolge dieses Protestes wurde Katharine Mandon in Freiheit gesetzt. — Am 22. Juni 1721 wurde ein Fräulein Leclere in die Salpetrière gesteckt; sie war vierzehn Tage in Haft, als der Polizeilieutenant ein Gesuch erhielt, dessen Eingangsworte lauteten: „Verehrter Herr! Da es ohne Beispiel dasteht und es gegen die Vorschriften und Regeln, ja selbst gegen die Gewerbe ist, eine Frau auf die Aussage eines einzigen Privatmannes hin in Haft nehmen zu lassen, und die Verfügung (lettre de cachet) über diesen Fall Anlaß zu öffentlichem Mergerniß und zur Klage seitens der Nachbarn und selbst des Pfarrers gibt; glaubt man Sie darauf aufmerksam machen zu müssen, daß der Abbé de Maignas Sie zu einem falschen Schritte hinsichtlich der Leclere verleitet hat...“ Diese letztere wurde in Freiheit gesetzt.²⁾

Von allen Ministern, die in Frankreich unter der Herrschaft Ludwigs XIV., Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. auf einander gefolgt sind, hat ohne jede Frage hinsichtlich der Verabfolgung von lettres de cachet keiner sich eines schlechteren Rufes erfreut als Louis Phelipeaux, Graf de Saint-Florentin, Herzog de la Brilliére.³⁾ Er ist es, der durch die Gräfin de Langeac das Verkaufsgeschäft von nicht ausgefüllten lettres de cachet, das Stück zu 25 Louisd'or, betrieben haben soll. „Der Herzog de la Brilliére,“ schreibt der Graf de Voig d'Anglas in seinem „Essai sur la vie, les opinions et les écrits de M. Malesherbes“,⁴⁾ „hatte die Ueberwachung und die Herausgabe der lettres de cachet zu besorgen, und man kann nur mit Schrecken an die unermessliche Anzahl denken, die er unterzeichnete: er theilte sie zu Tausenden aus; es gab keine Person in irgendwie hervorragender Stellung, keinen Provinzialkommandanten, keinen

1) Arsenal-Bibliothek, Manuskript 11,162, Seite 603.

2) Die Thatfachen in der „Revue des Deux-Mondes“ vom 15. Oktober 1892, S. 826.

3) Minister des königlichen Hauses vom 14. April 1749 bis zum 21. Juli 1775.

4) Band 2, Seite 24.

Intendanten, keinen Bischof, der nicht so viele in blanco ausgefertigte bekommen hätte, als er hätte haben wollen, über die er dann beliebig verfügen konnte.“ Nun hat aber dieser Herzog von La Vrillière unter dem 30. August 1770 an Herrn de Blossac¹⁾ den nachfolgenden Brief geschrieben, der gewiß entscheidend ist:

„Gehrter Herr!

„Sie müssen Ihren Subdelegirten anweisen, daß er, falls es ihm gelingen sollte, denjenigen oder diejenige, die sich Äußerungen gegen die Person des Königs hat zu schulden kommen lassen, zu verhaften, sie, wenn das Gefängnis nicht darnach beschaffen sein sollte, in ein sicheres Haus bringen läßt und Ihnen auf der Stelle Nachricht gibt, damit ich auf den Bericht hin, den Sie mir erstatten werden, Ihnen eine Verfügung zur Verbringung nach der Bastille zustellen kann: es ist mir aber nicht möglich, Ihnen eine in blanco ausgefertigte zuzustellen: es würde das gegen die Regel und gegen den Gebrauch sein, an dem ich unverbrüchlich, so lange ich im Ministerium bin, festgehalten habe. Ich bin“ und so weiter.²⁾

Um dieses Aktenstück nach seinem wirklichen Werte zu beurteilen, muß man beachten, daß der Brief nicht zur Weiterverbreitung bestimmt war; der Urheber desselben hat nicht daran gedacht, in irgend einer Weise die öffentliche Meinung zu beeinflussen; es war ebenso wenig aber auch eine versteckte Abweisung eines unbequemen Gesuchs, das man sich durch einen ersonnenen Vorwand vom Hals geschafft hätte — es war einfach ein vertraulicher Brief, der von dem Minister an seinen Intendanten gerichtet wurde und diesem das Verhalten darlegen sollte, von dem er niemals abgewichen war.

Es erübrigt somit noch, darzuthun, wie die Legende von den nicht ausgefüllten lettres de cachet sich hat bilden und so tief in der öffentlichen Anschauung hat einwurzeln können. Der Hauptgrund dafür liegt jedenfalls in dem Geheimnis, mit welchem die königliche Verwaltung vor der Revolution traditionell alles die Bastille und die lettres de cachet Betreffende umgab; es geschah das bis zu einem derartigen Grade, daß es alsbald in der Vorstellung des Volkes eine andere Gestalt und ungeheuerliche Verhältnisse annahm. Für dieses Geheimnis war ganz gewiß gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts kein vernünftiger Grund vorhanden, zumal es für die königliche Regierung von den traurigsten Folgen begleitet war, von Folgen, welche die Beamten der Bastille selbst um jene Zeit nicht ermüdeten, dem Hof darzulegen. Wenn das Volk anfängt aufzuhorchen — wie es gegen Ende der alten Monarchie in Frankreich der Fall war — wird das Stillschweigen im Munde der Regierung zur fürchterlichsten aller falschen Anschuldigungen. Es muß weiter noch auf einen Umstand aufmerksam gemacht werden, der unter Verhältnissen, wie wir sie dargelegt haben, von größter Bedeutung wurde. Tocqueville hat in bewundernswerter Weise

¹⁾ Paul Esprit Marie de la Bourdonnaye de Blossac, Intendant von dem Poitou von 1750 bis 1783.

²⁾ Pariser Nationalarchiv, Register O¹ 412, Seite 593—595.

gezeigt, wie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich die königliche Regierung auf den Verwaltungsweg geraten war. Bis zu den letzten Jahren Ludwigs XV. wurden die lettres de cachet ihrer ganzen Ausdehnung nach schriftlich hergestellt. Von da an ließ die Verwaltung Formulare für die lettres de cachet drucken, in denen selbstverständlich die Stelle für den Namen des Adressaten offen gelassen war, ebenso wie die Stelle für die Unterschrift des Königs und der Minister. Im gegebenen Augenblick wurden dann die leeren Stellen schriftlich ausgefüllt. Sah man nun ein derartiges gedrucktes Formular, in welchem die Stelle für den Namen ursprünglich freigelassen und dieser Name erst später schriftlich eingetragen war, so tauchte der Gedanke an eine lettre de cachet en blanc ganz natürlich auf. Ist es uns doch selbst in der ersten Zeit, als wir an der Sichtung der Papiere der Bastille arbeiteten, vorgekommen, daß wir dem Besucher eine derartige lettre de cachet vorwiesen und dann, mit dem Finger auf die von dem Drucker für die Namenscintragung frei gelassene später ausgefüllte Stelle deutend, hinzufügten: „Da sehen Sie eine lettre de cachet en blanc!“



Assessor Mack.

Ein Charakterbild

von

Eugen Salinger.

Enwa um die Mitte dieses Jahrhunderts — zu einer Zeit also, da noch die ehrwürdige Postkutsche den Verkehr zwischen den meisten Städten und Ländern zu vermitteln pflegte — lebte in der kleinen, weltberühmten Universitätsstadt G. ein gar wunderlicher Mann, Assessor Mack mit Namen, unter den originellen Persönlichkeiten, deren es hier eine kleine Anzahl gab, vielleicht die originellste. Er war ein hochaufgeschossener, hagerer, fast dürrer Mann am Ende der sechziger Jahre, mit einem lederfarbenen, verwitterten Gesicht, bartlosen, faltenreichen Wangen und spärlichem Haupthaar, den man stets in derselben unveränderten, altfränkischen Kleidung in der Stadt umherwandeln sah. Schon diese Kleidung war es, welche den Alten, ganz abgesehen von manchen anderen seiner im Laufe der Jahre bekannt gewordenen Eigentümlichkeiten, als einen etwas absonderlichen Menschen erscheinen ließ; denn in der That — er trug sich so, daß er wohl jedem, der ihm zum erstenmale begegnete, sogleich auffallen mußte. Der lange Hals steckte in einer engen schwarzseidenen Krawatte und wurde durch diese, wie durch die steifgestärkten Watermörder gänzlich unsichtbar; den Kopf bedeckte eine Mütze von schwarzer Seide mit einem riesigen

Lederschirm. Der übrige Teil der Toilette vervollständigte das Groteske dieser Figur, vor allem der altmodische dunkelblaue Frack mit den Messingknöpfen und die weiten Hosen von derselben Farbe, die dem Assessor um die Kniee schlotterten, wenn er durch die Straßen der Stadt dahinschritt, vorsichtigen, schlurfenden Ganges, denn infolge einer Lähmung der unteren Extremitäten vermochte er sich, einen der in galoschenartigen Schuhen steckenden Füße behutjam vor den andern schiebend, nur sehr langsam vorwärts zu bewegen, wobei er ein starkes Bambusrohr mit silbernem Knopf als Stütze gebrauchte. Am liebsten promenirte er auf der, das schmucke Städtchen in seiner ganzen Ausdehnung von Nord nach Süd durchschneidenden, breiten und lustigen Hauptstraße — dem „Corso“ von G., der als solcher namentlich an schönen Tagen und Abenden auch den Rendezvousplatz der besseren Gesellschaft bildete; hier war der Assessor fast allen, die ihm begegneten, eine alte, gewohnte Erscheinung, die man sofort vermisst haben würde, wenn sie auch nur einmal gefehlt hätte. Aber wenn gleichwohl die meisten ihn kannten, ließ doch ein jeder ihn ruhig seines Weges ziehen, denn man wußte, daß er eine fast unüberwindliche Scheu vor der persönlichen Verührung mit anderen hatte; mit anderen Worten — man respektirte diese Scheu, indem man den kuriosen, alten Herrn durch keine Auredede behelligte und sich ihm gegenüber höchstens auf einen flüchtigen Gruß beschränkte.

Erschien also Assessor Mack schon durch seine bloßen Aeußerlichkeiten als das, wofür ihn alle Welt hielt, nämlich als ein alter, an gewissen Gewohnheiten hängender Sonderling, so noch viel mehr durch die Art, wie er sich sein sonstiges und besonders sein häusliches Leben eingerichtet hatte. Ueber seinen Vermögensverhältnissen schwebte zwar ein gewisses Dunkel, aber so viel wußte man, daß sie durchaus geordnete seien, und daß der Assessor sein reichliches Auskommen habe. Er bewohnte ein kleines, einstöckiges, inmitten eines etwas verwilderten Gartens und dem Friedhose gerade gegenüber gelegenes Häuschen vor einem der Thore der Stadt, aber nur wenige konnten sich rühmen, dieses Besitztum und namentlich das Innere des Hauses betreten zu haben. Assessor Mack verließ allmorgendlich sein Heim, um seine gewohnten Promenaden zu machen, verschloß die Haus- und Gartenthür und kehrte erst gegen Abend zurück; in Begleitung hatte man ihn aber nie seine Behausung aufsuchen oder verlassen sehen und Besuche empfing er nicht. Die häuslichen Geschäfte eines Dieners oder einer Dienerin verrichtete er zu Hause selbst; es war stadtbekannt, daß er Stuben und Treppen kehrte, seine Kleider reinigte, seine Schuhe wuschte, sich seinen Kaffee kochte — kurz, allen den für den Betrieb seiner häuslichen Wirtschaft unumgänglich nötigen Hantirungen sich selber unterzog; mittags speiste er in einer bescheidenen, von Studenten stark frequentirten Warküche der Stadt, und was er sonst für seines Leibes Notdurft brauchte, das kaufte er selber ein und brachte es nach Hause. Diese seltjame Art zu leben, gab den Leuten Veranlassung zu verschiedenartigen Deutungen: die einen erklärten den Assessor schlechtweg für einen alten Weizhals, der zu knauserig sei, sich eine selbst noch so bescheidene Bedienung zu gönnen; die anderen indessen meinten, im Bewußtsein eines ein-

gebildeten oder begründeten Vesserswissens, er hüte zu Hause ein Geheimniß, in das er niemand eindringen lassen wolle. Welche Auslegung die richtige sei, blieb lange unentschieden; bis vor etwa einem Jahre in einer etwas stürmischen Herbstnacht durch einen übrigens bald gelöschten Schornsteinbrand im Hause des Assessors Umstände bekannt wurden, welche denjenigen, die hinter der Lebensweise des Assessors ein romantisches Etwas suchten, recht zu geben schienen. In jener Nacht hatte nämlich die Feuerwehr gewaltiam die verschlossene Hausthür gesprengt und war in das Haus eingedrungen, um nicht nur des Feuers Herr zu werden, sondern auch um den schlafenden Assessor zu retten. Dieser aber, infolge des entstandenen Lärms alsbald erwacht, stand im bloßen Hemde in seinem Wohnzimmer, mit ängstlicher Geberde die gegen ihn anstürmenden Feuerwehrmänner beschwörend, von dem Eintritt in das anstoßende Schlafkabinet abzuziehen, da dort nichts wahrzunehmen sei, was mit dem Brande und seiner Ursache in irgend einen Zusammenhang gebracht werden könne. Nun zog sich aber der brennende Schornstein gerade an der Rückwand dieses Kabinet's hinauf, und die wackeren Leute, welche in dieser Beziehung von dem Gefüge des Hauses bessere Kenntniß hatten als sein Besitzer, ließen sich in der treuen Erfüllung ihrer Pflicht nicht irre machen, schoben den zitternden Assessor, da er nicht gutwillig den Platz räumte, beiseite und überschritten zu seinem Schrecken ohne viele Umstände die Schwelle des geheimnisvollen Sanktuariums, in das, außer dem Assessor, vielleicht noch niemand den Fuß gesetzt hatte. Hier war nun freilich auf den ersten Blick nichts Absonderliches zu sehen; nichts Absonderlicheres wenigstens, als was man sonst in einem einfachen Schlafzimmer zu sehen bekommt. Neben einer Kommode und einem alten, wurmfichigen Kleiderichrank von dunklem, fast schwarzlichem Holze, welcher schon den Generationen früherer Jahrhunderte gedient haben mochte, bildete das Hauptstück des Inventars ein ziemlich breites, massives Bett, mit dem Kopfende gegen eine der Seitenwände des Raumes aufgestellt, so daß der im Bette Ruhende — wenn er wachte und geradeaus vor sich hin sah, genau die Mitte der gegenüberliegenden Wand treffen mußte. Hier aber befand sich etwas, was dem Beschauer auffällig erscheinen mochte: eine Draperie von schwarzem Wollzeug, wie man sie etwa als düsteren Schmuck bei Aufrichtung eines Katafalks verwendet, war an der Wand befestigt, oben wie ein Baldachin eine Spanne weit in das Zimmer hineinragend, an beiden Seiten in schwarzen, mit Schnüren zusammengefalteten und zurückgebundenen Vorhängen bis auf den Boden herabfallend. Ueber die auf solche Weise an beiden Seiten flankirte Mitte dieses seltsamen Trauergerüsts hängte sich ebenfalls ein schwarzes Tuch herab, und zum Unglück für den armen Assessor — war das gerade die Stelle an der Wand, auf welche die Feuerwehrlente ihre Aufmerksamkeit richteten, denn hier zog sich der Schornstein in die Höhe. Ehe er es daher wehren konnte, hatten sich zwei an dem Baldachin zu schaffen gemacht, um die Wand zu untersuchen. Voll Entsetzen wollte sich der Assessor auf sie stürzen, um sie an ihren weiteren Forschungen zu verhindern, aber da hatte der eine schon, wie zufällig, an einer Schnur gezogen, die an der

Seite des die Wand bedeckenden schwarzen Vorhangs herabhing, der letztere rollte sich auf, und was erblickte man? Das lebensgroße Porträt eines weiblichen Wesens, eines Mädchens oder einer jungen Frau, von einer wahrhaft bestrickenden Anmut und Schönheit. Die Gestalt trug ein lichtblaues Kleid, im dunklen Haar eine blutrote Rose und um den vollen, entblößten Hals einen Schmuck aus Granaten; ihre großen, weit geöffneten Augen schauten träumerisch und wie mit dem Ausdruck einer schmerzlichen Frage gerade in die Richtung nach dem Bette hin, so daß der auf das Bild gerichtete Blick dessen, welcher dort ruhte, unfehlbar ihrem Blick begegnen mußte. Da nun die Feuerwehrmänner auf einer genaueren Untersuchung der Wand bestanden, so mußte das Bild von der Wand genommen werden. Und so geschah es denn auch; der arme, todbleiche Assessor war es selber, der es herunternahm, wie wenn er verhüten wolle, daß durch die Berührung der fremden Männer ein Sakrileg an seinem Heiligtum begangen werde.

Das also war das Geheimnis des Assessors; da und dort war es unter die Leute gekommen, aber man sprach nicht lange davon. Darin war man einig, daß es sich hier um eine teure „Erinnerung“ des Assessors handeln müsse; einige flüsterten sich etwas von einer unglücklichen Liebe, andere sogar von einer unglücklichen Ehe in die Ohren; die meisten waren aber nur auf Vermutungen angewiesen, weil sie Kinder einer neuen Zeit waren, und es nur wenige gab, welche in der Vergangenheit des Assessors besser Bescheid wußten. So kam man schließlich darin überein, daß es sich wohl auch hier um nicht viel mehr als um eine seiner zahlreichen Marotten handle.

*

Es war an einem klaren Septemberabend des Jahres 1855 also ungefähr ein Jahr nach dem hier erzählten Vorfalle — als in der gemütlichen Gaststube der „Krone“, des ersten Gasthofes der Stadt, an einem sogenannten Stammtisch einige meist jüngere und größtenteils dem Advokaten- oder Richterstande angehörende Herren, die sich um diese Stunde hier fast täglich zu versammeln pflegten, rauchend und Wein trinkend die letzten Tagesereignisse besprachen. Die Entscheidung auf dem Kriegsschauplatz in der Krim, welcher man damals mit der ungeduldigsten Spannung entgegen sah, war endlich gefallen, Sebastopol befand sich in den Händen der Allirten; und einer von den am Tisch Sitzenden trug soeben einen Bericht der zu jener Zeit in dieser Gegend Deutschlands ziemlich stark verbreiteten „Weberzeitung“ vor, welcher in lebhaften Farben die Erstürmung des Malakoff durch die Franzosen schilderte. An diesen Vortrag hatte sich dann eine Debatte über die zukünftige politische Lage Europas geknüpft und man war gerade darüber einig geworden, daß Rußland — der „Moloß auf thönernen Füßen“ — mit seiner Niederlage auch seine Rolle als erste Großmacht so gut wie ausgespielt habe, als ein sehr kleiner, beweglicher Mann in das Zimmer trat, den grauen Cylinder und den Stock ablegte und sich nach kurzer Begrüßung ohne weitere Umstände zu den übrigen Stammgästen

gesellte. Der kleine Herr war kein geringerer als der erste und am meisten beschäftigte Arzt der Stadt; wunderlicherweise trug er -- total im Gegenjage zu seiner höchst bescheidenen Körperlänge -- den Namen Niese.

„Guten Abend, lieber Niese -- willkommen, Doktor -- warum so spät heute?“ schallte es dem Kleinen vom Tisch entgegen, und er mußte, bevor er sich setzte, verschiedene ihm dargereichte Hände schütteln. Dann endlich ließ er sich nieder, fuhr mit dem farbigen seidenen Taschentuch über die Stirn, bestellte seinen Schoppen Grünlack und sagte, aus tiefer Brust aufatmend wie jemand, der sich nach einem langen Laufe verschlaufen muß:

„Ich habe eine große Neuigkeit für Sie, meine Herren!“

„Eine Neuigkeit?“ riefen mehrere Stimmen zugleich.

„Etwas Politisches?“ forschte ein junger Gerichtsassessor, der inzwischen die vorher von den anderen auf den Tisch niedergelegte Weiserzeitung an sich genommen und darin zu lesen begonnen hatte.

„O nein,“ verjette Doktor Niese und füllte sein Glas aus der flaidhe Noten, die der aufmerksame Wirt vor ihn hingestellt hatte. „Etwas ganz Unpolitisches!“ Er trank, schnalzte mit der Zunge und setzte hinzu: „Aber sagen Sie mir vor allem, ist denn niemand von Ihnen aufgefallen, daß seit einigen Tagen der alte Mack sich nirgends in den Straßen hat sehen lassen?“

„O doch, o doch,“ riefen zwei andere junge Praktikanten vom Gericht wie aus einem Munde. „Was ist's denn mit ihm?“

„Er ist krank, liegt in einem schweren Fieber und ist völlig bewußtlos,“ berichtete der Doktor.

„Oho! Wie? Was?“ erschollen am Tische die Ausrufungen des Erstaunens.

„Ja,“ fuhr der kleine Doktor fort, „völlig bewußtlos! Und wie ich den Zustand des Patienten beurteile, müßte schon ein Wunder geschehen, wenn er davorkäme! Die ärztliche Hilfe kommt zu spät, aber daran ist der kuriose Miel selber schuld! Schließt sich ein in seinem verwunschenen Schloß -- nun, Sie kennen ja seine Schrulle! Aber jetzt stehen die Dinge anders und das kam so: Als sein Nachbar in dem nebenan liegenden Gartenhause merkte, daß ein paar Tage vergingen, ohne daß der wunderliche Einsiedler sein Haus verließ, hielt er es für seine Pflicht, Anzeige zu machen. Man sprengte gewaltsam die versperrte Hausthür, und das war gut, denn -- wie gesagt -- man fand den armen Mack in einer erbärmlichen Verfassung. Nachdem man mich davon in Kenntnis gesetzt hatte, machte ich mich -- freilich vergingen darüber erst einige Stunden, denn ich war nicht sogleich aufzufinden gewesen -- auf den Weg zu dem Kranken, um -- sei es selbst gegen seinen Willen -- die für seine Behandlung und Pflege nötigen Anordnungen zu treffen. Namentlich aber gedachte ich Vorjorge zu treffen, daß er nicht mehr allein bleibe. Und nun hören Sie und staunen Sie, meine Herren, wie ich hinkomme, finde ich ihn schon gar nicht mehr allein! Denn -- werden Sie es glauben? an seinem Krankenbette sitzt eine Dame -- eine Fremde, eine mir wenigstens ganz unbekannte Erscheinung --“

„Eine Dame?! Eine Fremde?! Eine fremde Dame bei Assessor Mack!“ riefen die Stammtischler in höchster Verwunderung durch einander. „Unmöglich! Unglaublich!“

„Hum,“ sagte der Wirt und legte, wie sich besinnend, den Zeigefinger an die Stirn, „vermutlich dieselbe, die heute nachmittag hier mit der Post angekommen, bei mir abgestiegen und sich sogleich nach dem Assessor erkundigen ließ!“

„Eine Fremde! Und sie hat sich nach ihm erkundigt! Das klingt ja immer mysteriöser!“ ließen sich verschiedene Stimmen vernehmen.

„Wie sieht sie denn aus, diese Fremde?“ fragte der einzige Wejahrte in der Versammlung, ein alter Amtmann außer Dienst, indem er den Blick zugleich auf den Wirt und den Doktor richtete.

„Ja, wenn ich das sagen könnte!“ versetzte der erstere. „Sie war mit einem dichten schwarzen Schleier verummmt, als sie kam, und in dieser Verummung habe ich sie auch bald nach ihrer Ankunft das Haus verlassen und die Richtung nach dem W sehen Thore einschlagen sehen!“

„Aber Sie, Doktor, Sie werden uns doch sagen können, wie die geheimnisvolle Fremde aussieht!“ rief einer der Tischgenossen, sich mit gespannter Miene gegen den Doktor wendend, der lächelnd mit dem Kopf nickte. „Also — heraus damit! Ist sie alt oder jung? Häßlich oder schön?“

„Weder das eine noch das andere,“ antwortete der Doktor. „Sie ist eine Frau bei Jahren — vermutlich in den Vierzigern — sie muß einmal eine Schönheit gewesen sein! Ich sage: gewesen und betone das Wort, denn man sieht es dem mageren, etwas eingefallenen Gesichte an, daß die Stürme des Lebens nicht spurlos an ihr vorübergegangen sind! Aber in ihren Augen — in ihren Augen, da hat sie etwas, was noch jetzt — ich möchte sagen — verführerisch wirkt! Dieser Aufschlag — diese Weichheit im Ausdruck, besonders wenn sie vom Weinen so feucht sind, wie ich sie gesehen — wahrhaftig, sie könnte damit noch heute manchem den Kopf verdrehen! Und dann die tiefe, etwas fremdartig klingende Stimme! Sie sprang, als ich kam, hastig auf und zog rasch den schwarzen Vorhang über ein Porträt an der Wand — dem Bette gerade gegenüber — Sie wissen ja wohl alle vom Hörenjagen, daß der alte Geheimnissträmer sich da einen ganz absonderlichen Traueraltar für seine Privatandacht hat aufbauen lassen?“

Man bestätigte die letzte Frage und der Doktor fuhr fort: „Nun, ich sah eine leichte Röte über das Gesicht der Frau fliegen — anscheinend wünschte sie nicht, daß ich das Bild betrachte, und doch hatte ein flüchtiger Blick mir genügt, um mich eine gewisse Ähnlichkeit zwischen ihr und der schönen porträtirten Dame erkennen zu lassen! Uebrigens zögerte die Fremde keinen Augenblick, mir über ihre Person die ihr nötig scheinenden Ausklärungen zu geben. Sie sei eine Verwandte des Assessors, habe ihn noch einmal sehen wollen und finde ihn nun zu ihrem Schmerze in dieser traurigen Lage, die ihr selbstverständlich die Pflicht auferlege, die Pflege des armen Kranken selbst in die Hand zu nehmen. Mit ängstlicher Spannung und Sorge beobachtete sie mich, als ich diesen nun

selber untersuchte, und ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen, als sie mich die Achseln zucken sah und ich ihr die Bedentlichkeit der Situation nicht verhehlte. Ich ver schrieb ein Rezept und traf einige sonstige Anordnungen — sie versprach mit zitternder Stimme, daß dieselben auf das gewissenhafteste befolgt werden sollten, und nannte dann auch, wie mir schien, nach einem gewissen Zögern, ihren Namen — Frau von Milewska.“

„Milewska — Milewska!“ rief hier der alte Amtmann überlaut und schnellte fast von seinem Sitze empor. „Nicht wahr, ich habe doch richtig gehört Frau von Milewska, sagten Sie, Doktor?“

Der Doktor nickte und die anderen sahen voll Erstaunen auf den Amtmann, der die Pfeife wieder an den Mund gesetzt hatte und eine dicke Tabakswolke vor sich her blies. Dann nahm er die Pfeife wieder aus dem Munde und sagte: „Nun, meine Herren — wenn es so ist, so glaube ich, daß ich Ihnen über die fremde Dame nähere Auskunft geben kann!“

„Wir bitten darum!“ riefen die aufs höchste gespannten Tischgenossen wie im Chorus.

„Vor allem eines! Sie sind doch alle viel jünger als ich, und ich glaube kaum, daß der eine oder der andere von Ihnen die Vergangenheit des alten Mack so gut kennt wie ich. Oder kennt sie einer von Ihnen?“

„Wir wissen nur, was alle Welt weiß, nämlich daß der Alte kurze Zeit verheiratet gewesen und daß ihm seine Frau mit ihrem früheren Liebhaber durchgegangen ist,“ sagte einer der jüngeren Stammgäste.

„Ja — und darüber mögen nun wohl schon einige zwanzig Jahre dahingegangen sein,“ setzte ein anderer bestätigend hinzu.

„Halt,“ sagte der Amtmann, „das ist richtig und auch nicht richtig! — Richtig insofern, als der arme Mack wirklich für eine kurze Zeit verheiratet war, nicht richtig, weil ihm die Frau nicht durchgegangen ist, sondern mit seiner eigenen Zustimmung, ja auf seinen Wunsch sich mit ihrem ersten Liebhaber verheiratete! Und nun — ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, für wen ich die Fremde halte, nach ihrem Namen halten muß: Für Macks ehemalige Frau! Denn ihr erster Geliebter, ein Pole, hieß Milewski!“

Lebhafte Ausrufe des Staunens wurden wieder laut, der Amtmann aber fuhr fort: „Ja, ich bleibe dabei — die Fremde ist seine Frau! Warum sie hierher kommt und was sie bei ihm sucht — das freilich mögen die Götter wissen! Vielleicht — doch warum Vermutungen aussprechen? Wir werden es ja bald sehen! Im übrigen, meine Herren, wenn es Ihnen recht ist und da wir nun einmal bei dem Thema sind, erzähle ich Ihnen die seltsame Geschichte von dem alten Mack und zwar genau so, wie sie sich wirklich ereignete und wie ich sie, sozusagen, miterlebte! Ja, miterlebte — das kann ich schon sagen! Denn zu jener Zeit waren wir ja Kollegen beim Gericht — er und ich — und wohl niemand wußte besser Bescheid um ihn als ich, dem er sich, obwohl sonst verschlossen, noch am ehesten anvertraute! — Doch ich muß ein wenig weit ausholen — wenn Sie also Lust haben —“

Alle drangen in den Amtmann, seine Erzählung vorzutragen: nachdem derselbe abermals einen tiefen Zug aus seiner Pfeife gethan, sein Glas geleert und wieder gefüllt hatte, begann er folgendermaßen:

„Zu der Zeit, von der ich zunächst reden will — ein ganzes Vierteljahrhundert ist schon darüber hingegangen — nämlich zu Anfang des Jahres 1830 waltete Kollege Mack zugleich mit mir seines Amtes als Beisitzer beim Landesgericht in Strassachen. Er war ein stiller, ernster, in sich gefehrter Mann, pflichttreu und von einer fast peinlichen Gewissenhaftigkeit in seinem Berufe, den er übrigens, wie ich aus mancherlei Andeutungen von ihm wußte, durchaus nicht aus Liebhaberei, sondern infolge einer durch seine äußeren Lebensumstände hervorgerufenen Nöthigung erwählt hatte. Wie so manche hatte auch er sich als junger Mensch auf ein sogenanntes „Prostudium“ werfen müssen, und da er die Theologie und die Medizin haßte, beide ihm auch geringe Aussichten für die Zukunft zu bieten schienen, so war er auf die Juristerei verfallen, die seinem innersten Wesen freilich im Grunde genommen auch zuwider genug war. Wie sehr sie es war, beweist der Umstand, daß er, als ihm vor etwa vierundzwanzig Jahren eine unverhoffte, nicht unansehnliche Erbschaft zufiel, seinen Beruf an den Nagel hing und als Gerichtsassessor in einem Alter von etwa fünfundvierzig Jahren seinen Abschied nahm. Der beschämende Gedanke, daß er es bei seinen Jahren noch zu keiner höheren Charge in seinem Amte hatte bringen können, mag vielleicht dazu beigetragen haben, ihn in der Abneigung gegen eine Thätigkeit zu bestärken, die ihn — bei der eigentümlichen Beschaffenheit seines Gemüths und bei der besonderen Art seiner sittlichen und rechtlichen Anschauungen nicht nur nicht befriedigte, sondern oft genug in einen förmlichen Konflikt mit den letzteren versetzte. Es war auch für alle, die ihn und die damaligen Verhältnisse nur etwas näher kannten, sonnenklar, daß er nicht der Mann sei, Karriere zu machen; dagegen sprach schon vor allem die Meinung seiner nächsten und höchsten Vorgesetzten, die — bei aller Anerkennung seiner sonstigen persönlichen Eigenschaften — doch darin übereinstimmten, daß er ein etwas verschrobener Kopf sei. Ja, einige gingen sogar so weit, ihn geradezu konfus zu nennen. Aber die so urteilten, thaten ihm bitter unrecht, vielleicht deshalb, weil sie ihn gar nicht verstanden. Dem Mack war nur kein Altwurm, kein Jurist und Richter nach der Schablone; er war vielmehr eine etwas grüblerisch und zweiflerisch angelegte Natur, ein — ich möchte fast sagen — revolutionärer Mensch, der sich mit den starren Normen und trockenen Formeln des bestehenden Rechts nicht so schlecht und recht abzufinden vermochte wie die meisten anderen, sondern seine eigenen, geistigen Wege zu wandeln liebte, durch selbständige Gedankenübung seine eigenen rechtsphilosophischen Ueberzeugungen gewonnen hatte, sich selber seine ethischen Begriffe und Vorstellungen formulirte und dadurch bei Abgabe seiner Stimme, wo es sich um eine schwierige Urteilsfällung handelte, mehr als einmal in einen scharfen Gegensatz zu dem „toten Buchstaben des Gesetzes“ geriet. In dieser Beziehung war er seiner Zeit sogar weit vorausgeeilt; und ich erinnere mich noch aus unserer einstigen gemeinschaftlichen Praxis als jüngste Mitglieder eines Fünfrichter-

kollegiums wie sie damals noch statt der Geschworenengerichte bestanden und oft genug über Tod und Leben eines armen Sünders entschieden mit welchem Grauen ihn, den philosophischen, immer mehr der psychologischen Seite des Falles zugewandten Mitrichter, die bloße Vorstellung eines Justizmordes erfüllte, weil er von allen menschlichen Irrthümern dieien am meisten verabscheute.

„War also unser Mack,“ fuhr der Amtmann nach einer kleinen Pause fort, die er nur dazu benützt hatte, um sich wieder ein wenig die Kehle anzufeuchten, „als richterlicher Beamter ein bißchen aus der Art geschlagen, so war er es auch als Mensch in seinem Privatleben. Vor allem zeigte sich die Neigung, sich auf sich selbst zurück zu ziehen, schon in seinen jüngeren Jahren ziemlich stark bei ihm entwickelt. Nötigte ihm auch seine Stellung bis zu einem gewissen Grade die Pflege einzelner gesellschaftlichen Beziehungen auf es gab ja im Laufe des Jahres immer eine Reihe von Pflichtbesuchen und offiziellen Diners bei den vorgeetzten Herren vom Amte so suchte er sich doch in dieiem Punkte bis aufs Aeußerste zu beschränken. Im übrigen aber gab es auf der Welt außer mir wohl niemand, dem er sich etwas mehr zugesellt hätte. Fühlte er, daß ich sein innerstes Wesen besser verstand und würdigte als alle anderen, oder war der äußerliche Umstand daran schuld, daß wir als gute Kollegen auch noch in einem Hause wohnten. Thür an Thür auf einem und demselben Flur, genug, es bildete sich zwischen uns eine Art von Freundschaft heraus ich sage, eine Art, weil der Charakter unserer Beziehungen infolge der von ihm damals nie ganz aufgegebenen Zurückhaltung von einer wahren Freundschaft dem doch himmelweit entfernt war. Zudem ereignete sich gar bald etwas, was unseren Verkehr zwar nicht gerade störte, aber doch verminderte: ich stand eines Tages auf Freiersfüßen und der Löwenanteil der Mühe, über welche ich verfügte, fiel nunmehr meiner Braut zu, in deren elterlichem Hause ich von da an fast meine ganze freie Zeit zubrachte. Mack gab übrigens nicht im geringsten zu erkennen, daß er den Verlust meiner Gesellschaft besonders schwer empfinde: er beglückwünschte mich zu meiner Verlobung und zeigte aufrichtige, herzliche Theilnahme, war aber nicht zu bewegen, sich durch mich, wie ich ihm wiederholt anbot, im Hause meiner Verlobten einführen zu lassen. Ich hatte nämlich dabei einen kleinen Hintergedanken: ich wünschte, daß Mack es mir nachthue und sich um die Schwester meiner Braut ein hübsches, frisches, nur um etwa ein Jahr jüngeres Mädchen bewerbe. Aber ich hatte meine Rechnung ohne den Wirt, das heißt ohne Mack gemacht, vielleicht war es auch von vornherein ungeheichlich und unpolitisch gewesen, ihn überhaupt merken zu lassen, was ich im Schilde führe, denn bei der ersten leisen Andeutung, die ich in dieser Beziehung fallen ließ, schüttelte er energisch den Kopf, und ich erkannte sogleich, daß ich alles verdorben habe. Nun darf man nicht etwa glauben, daß Mack ein Weiberfeind gewesen sei; aber immer, wenn ich schon bei früheren Gelegenheiten einmal bei ihm das Gespräch auf das Heirats Thema gebracht und dabei sozusagen leise angeklopft hatte, ob er nicht Lust hätte, sich eine Frau zu nehmen, pflegte er zuerst zu lächeln, dann sehr ernst zu werden und die weitere Erörterung durch

die bestimmte Erklärung abzuschneiden, daß er ein Sonderling sei, den man seines Weges allein gehen lassen müsse. Dennoch geschah sehr bald, was niemand geglaubt hätte: Mack, der ruhige, stille, in sich gekehrte, weltflüchtige Mack, sollte sein Herz verlieren und von einer starken Leidenschaft erfaßt werden, die man am allerwenigsten ihm zugetraut hätte!“

Hier zog der Amtmann einigemal heftig mit den Lippen an seiner Pfeife und bemerkte, daß sie kalt geworden sei; nachdem er sie mittelst eines Fidibus wieder entzündet, hob er von neuem an: „Es war am Tage vor meiner Hochzeit — spät nachmittags — da machte ich mit meinem Kollegen Mack eine kurze Promenade um die Stadtwälle. Mack schritt an meiner Seite daher, ernst und ziemlich einsilbig wie immer; er hatte nach einigem Widerstreben aus besonderer Freundschaft für mich die Einladung zur Hochzeit angenommen. Für die Zukunft aber — darauf war ich gefaßt — konnte ich unter den veränderten Verhältnissen kaum mehr auf eine regelmäßige Pflege unserer persönlichen Beziehungen rechnen; denn Mack war nicht der Mann, Reiche zu machen. Dieser Gedanke kam mir, als wir bei einem der Thore wieder in die Stadt einbogen; und ich muß sagen, ein Bedauern beichlich mich, weil ich den einsamen und eigenartigen Menschen hochschätzte und — trotz seiner vielen Schrullen — nur ungern auf seinen Umgang ganz verzichtete. Da blieb Mack in einer der Straßen, die wir durchwandelten, plötzlich stehen, zog die Uhr und sagte lächelnd: „Es fällt mir zur rechten Zeit ein, daß mir für Deinen heutigen Volterabend und für Deine morgige Hochzeit etwas sehr Konwendiges fehlt — ein Paar weißer Handschuhe nämlich! Wäre die offizielle Neujahrsvisite nicht, so brauchte ich das Zeug das ganze Jahr nicht, denn für die wenigen Pflichtbesuche, die ich sonst mache, sind die paar alten braunen, die ich besitze, immer noch gut genug!“ — „Nun, der Not ist leicht abzuhelfen;“ versetzte ich ebenfalls lächelnd. „Komm mir mit um die nächste Ecke auf die Hauptstraße — da sind wir gleich bei der schönen Malwine...“ „Bei der“ — er wollte offenbar meine Worte wiederholen, setzte aber statt dessen hinzu: „Wer ist das?“ — „Du kennst sie nicht?“ rief ich laut auflachend. „Nun, da sieht man, daß Du erstens wenig Handschuhe brauchst und daß Du zweitens die wenigen selbst nicht einmal da kaufst, wo der Käufer die allerbeste Ware und, wenn er nur etwas für weibliche Schönheit empfänglich ist, noch extra seine Rechnung findet!“ — „Extra — seine Rechnung — was heißt das?“ sagte er fast barock. „Nun, nun;“ bemerkte ich begütigend, „ich meine — durch den Anblick eines bildhübschen Mädchens!“ Er zuckte leise die Achseln und begleitete diese Bewegung mit einem — wie soll ich sagen — wegwerfenden, verächtlichen Blick, sagte aber nichts weiter, sondern folgte mir bis zu dem kleinen, noch nicht geschlossenen Handschuhladen. „Nun, sollen wir eintreten?“ fragte ich noch etwas zögernd, „oder willst Du anderswo...“ — „Es ist mir völlig gleichgiltig;“ versetzte er, worauf ich die Glasthür öffnete, auf welcher in mäßig großen Goldbuchstaben zu lesen war: Handschuhgeschäft von Wilhelmine Dingler.

„Frau Wilhelmine Dingler war als Witwe eines jubalernen Magistrats

beamten, wie so viele Witwen von ihrer Lebensstellung, nach dem Tode ihres Mannes in Not geraten: denn die äußerst schmale Pension, welche man ihr gewährte, reichte auch nicht im entferntesten hin, um den Unterhalt für sie und ihre erwachsene Tochter selbst bei der äußersten Einschränkung zu bestreiten. Da galt es denn, durch irgend einen Erwerb das Fehlende herein zu bringen. Frau Dingler verlegte sich auf das Geschäft einer Büglerin, als welche sie von nun an in verschiedenen Bürgerhäusern der Stadt ihre mühselige und saure Arbeit verrichtete; gab es irgendwo große Wäsche, so bestellte man die fleißige Frau, die sich wegen ihrer besonderen Accurateffe bald eines gewissen Rufes zu erheben hatte. Ihre hübsche Tochter Malwine, welche nach dem Tode des Vaters gerade die Schule absolvirt hatte, trug alsbald durch ihrer eigenen Hände Arbeit dazu bei, die Einnahmen zu vermehren, indem sie sich durch Weißzeugnähen, Stickerien und dergleichen einen kleinen Verdienst zu verschaffen wußte. Wenig war der Lohn für alle Anstrengungen auch spärlich, so reichte er doch eben hin, um die beiden fleißigen Arbeiterinnen vor wirklichem Mangel zu schützen. Das ging nun so, so lange es ging: aber als nach einigen Jahren Frau Dingler von der Sicht befallen und durch eine in bedenklicher Weise sich mehr und mehr verbreitende Lähmung für immer auf das Krankenlager geworfen wurde, stellte sich die alte Notlage von neuem wieder ein. Indessen kennen Sie ja alle das gute Sprichwort: Wenn die Not am höchsten und so weiter. Und das traf hier einmal in besonders glücklicher Weise zu; denn eines Tages trat Malwine, die inzwischen zu einem blühenden Mädchen herangewachsen war, freudestrahlenden Auges vor das Bett der Mutter und sagte: Mutter, sei guten Mutes, denn wir haben Glück gehabt! Und nun berichtete sie, daß sie einen kleinen, heimlichen Sparpfennig dazu verwendet habe, in die Lotterie zu setzen, und daß ihr heute ein Gewinn von baren zweihundert Thalern zugefallen sei. Um aber das gewonnene Geld recht fruchtbringend werden zu lassen, habe sie vor, unter dem Namen der Mutter ein Handschuhgeschäft zu errichten. Gesagt, gethan! Da die Mutter sich einverstanden erklärte, betrieb das unvorsichtige, aufgeweckte Mädchen alle die zu dem Vorhaben nötigen Vorbereitungen: ein kleiner Laden mit daran stoßender, bescheidener Wohnung wurde gemietet, Verbindungen mit zwei Handschuhfabriken in den größeren Nachbarstädten angeknüpft, welche die Ware lieferten

kurz, es dauerte nicht lange, und das Geschäft war in vollem Betriebe. Ich wiederhole: in vollem Betriebe; denn es ging flouer, als Malwine es in ihren kühnsten Träumen erwartet hatte. Die Frequenz steigerte sich von Tag zu Tag und mit ihr der Gewinn, denn Alt und Jung machte im Bedarfsfalle seine Einkäufe in dem neuen Geschäft. Das Geheimnis dieses unerhörten Erfolges war aber leicht zu erklären; nicht die Ware, obwohl sie gut war, zog die Käufer allein an, sondern viel mehr die überaus reizende Verkäuferin, der zu huldigen bei der jeunesse d'orée der Universität geradezu Mode geworden war. Konnte man es denn auch den jungen Corpsburischen verdenken, wenn sie unter dem Vorwande des Handshuheinkaufs die Gelegenheit benützten, mit dem schönen und aufgeweckten Mädchen ein wenig zu plaudern und ihr dabei den Hof zu

machen? Selbstverständlich was das letztere betrifft in allen Ehren, denn Malwine achtete auf ihren Ruf und verstand es, ihre unzähligen Anbeter in den Grenzen der Schicklichkeit zu halten.

„Mack und ich“ — der Amtmann hatte sich hier, um wieder einmal einen Schluck aus seinem Glase zu thun, für einen kurzen Augenblick unterbrochen — waren also in den Handschuhladen eingetreten. Wir fanden Malwine den Kopf auf die Hand gestützt hinter dem Ladentisch, auf dem schon die Lampe brannte, ganz und gar, wie es schien, in die Lektüre eines Buches vertieft. Jetzt aber hob sie das Buch lächelnd beiseite, erhob sich und fragte mit ihrer vollen, tiefen Stimme nach unserem Begehren. „Fräulein Malwinchen,“ sagte ich, — ich durfte sie, da ich sie schon lange kannte, so vertraulich anreden — „da bringe ich Ihnen eine neue Kundenschaft — mein Freund hier, der Assessor Mack, braucht ein Paar weiße Hochzeitshandschuhe!“ „Hochzeitshandschuhe,“ wiederholte sie mit dem allerliebsten Lächeln, das ihr eigen war und das ihr Gesicht noch mehr verschönte, „will denn der Herr auch heiraten?“ Mack warf mir einen fast grimmigsten Blick zu. „Nicht doch,“ verbesserte ich mich, „er braucht ein Paar Handschuhe für meine Hochzeit.“ Malwine hatte sich inzwischen gegen die Rückwand gelehrt, zog aus einem Gefach einen Karton hervor, stellte ihn auf den Ladentisch, öffnete ihn und fing an, die darin enthaltene Ware vor uns auszubreiten. „Welche Nummer haben Sie?“ fragte sie Mack, der in sichtlicher Verlegenheit etwas in den Bart brummte, was man nicht verstehen konnte: offenbar kannte er selbst nicht die Größe seiner Hand. „Erlauben Sie einen Augenblick — Ihre Hand ...“ sie griff nach Mack's Hand, der sie, als hätte ihn ein elektrischer Schlag getroffen, fast erschrocken zurückzog — „ach, ich sehe schon, es wird wohl Nummer acht sein!“ Und nun wählte sie ein Paar von dem bezeichneten Maße aus, weitete es ein wenig und legte es Mack vor. Ich hatte indeß das Buch ergriffen, in dem sie vorher gelesen hatte, schlug es auf — es war ein Band Schiller'scher Dramen. „Lesen Sie das gern?“ fragte ich. „Ja,“ versetzte sie und ein leiser Schimmer von Röthe flog über ihr Gesicht, „wenn ich Zeit dazu habe! Ich lese es lieber als alles, was man in der Leihbibliothek bekommt — leider besitze ich nur den einen Band! Wenn ich aber für so etwas Geld übrig hätte ...“ „So würden Sie sich den ganzen Schiller anschaffen,“ ergänzte ich lachend. Sie nickte, wandte sich aber sogleich zu Mack, der mit sichtbarem Interesse und einem gewissen Erstaunen unserer Unterhaltung zuhörte und sich inzwischen vergeblich bemüht hatte, einen der Handschuhe über die ungelenteten Finger seiner etwas plumpen Hand zu ziehen. „Darf ich bitten,“ sagte Malwine, ergriff abermals die Hand des Widerstrebenden, der bei ihrer Berührung eine höchst komische Verwirrung verriet, strich, die Falten glättend, geschickt über seine Finger und hatte wie im Nu den ganzen Handschuh über seine Hand gezogen: „sehen Sie — er sitzt wie angegossen!“ Mack erwiderte nichts darauf und zog den Handschuh wieder aus: dann erst fragte er nach dem Preise, zählte das Geld auf den Tisch und nahm die gekaufte Ware an sich. In diesem Augenblick erschienen ein paar junge Studenten als Käufer im Laden;

sie waren offenbar ein wenig angeheitert, und die Galanterie, mit der sie dem schönen Mädchen begegneten, war nicht eben von der feinsten Art. Mack sah und hörte alles, warf einen indignirten Blick auf das übermüthige junge Volk und verließ nach einem kurzen, trockenen Gruß, welcher der Verkäuferin galt, mit mir den Laden.

„Mack ging schweigend neben mir her: aber sein nachdenkliches Gesicht verriet mir sofort, daß ihn irgend etwas sehr lebhaft beschäftigen müsse. Schon in jenem Augenblicke war es mir klar geworden: Malwine hatte einen starken Eindruck auf ihn gemacht. Er stand damals etwa im vierundvierzigsten Lebensjahre und schämte sich ohne Zweifel darüber, daß sich wenn auch ganz leise in ihm ein Gefühl für ein weibliches Wesen zu regen begonnen hatte, welches ja im Verhältnis zu ihm noch ein Kind zu nennen war. Mit einemmale plakte er mit der Frage heraus: ‚Wie alt ist sie?‘ ‚Wer?‘ fragte ich mit einer Art von heimlicher Schadenfreude. ‚Nun, wer?‘ brummte er, ‚sie — das junge Mädchen!‘ ‚Hum,‘ versetzte ich und schmunzelte, ‚sie wird nicht gar weit über die Siebenzehn hinaus sein!‘ Da suchte etwas um seinen Mund wahrhaftig, es sah beinahe aus wie Enttäuschung. ‚Schade um sie!‘ brummte er. ‚Schade,‘ wiederholte ich, ‚warum? Weil sie jung ist?‘ ‚Ach was,‘ rief er, ‚weil sie, wie die Dinge liegen, verdorben wird, verdorben werden muß!‘ Und nun ergoß sich eine wahre Flut von zornigen Schmähworten über die Studenten aus seinem Munde. Ich teilte ihm darauf Näheres von den Umständen Malwinens und ihrer Mutter mit, suchte ihm zu beweisen, daß er übertreibe, daß das Mädchen sich des besten Rufes erfreue, daß es seine Verehrer im Schach zu halten wisse: aber er schüttelte den Kopf und sagte: ‚So ein junges Ding sollte für Schmeicheleien nicht empfänglich sein? Sie brauchte einen Führer oder eine Führerin, jemand, der sie leitete, über sie wachte und sie beschützte!‘ ‚Sie hat ja ihre Mutter,‘ wendete ich ein. ‚Wah,‘ rief er, ‚die krank ist und nicht sieht und hört, was im Laden vorgeht! Uebrigens —‘ er warf einen mißtrauischen Seitenblick auf mich, als fürchte er, schon zu viel gesagt zu haben. ‚was kümmert das mich?‘ — Wir waren inzwischen schon bei unserem Hause angelangt und trennten uns gleich darauf, denn es war nun auch hohe Zeit geworden, Toilette für den Abend zu machen. Aber ich hatte so meine eigenen Vermutungen und konnte mich eines Lächelns nicht erwehren, wenn ich an den guten Mack, an seine sittliche Entrüstung in Betreff der Studenten und an die vergeblichen Anstrengungen dachte, die er es sich hatte kosten lassen, um sein Interesse für das Mädchen vor mir zu verhehlen.

„Mehrere Wochen später ich hatte einen längeren Urlaub erhalten — kehrte ich von meiner Hochzeitsreise wieder hierher zurück, um mein Amt beim Gericht zu versehen. Schon bei meiner ersten Begegnung mit Mack schien es mir, als wenn sich in seinem Wesen irgend etwas verändert habe. Zwar in sich gefehrt und zurückhaltend war er ja auch selbst mir gegenüber immer gewesen; aber dennoch kam es mir vor, als hätte sich seine Zurückhaltung gesteigert, als habe er eine Art von Ehen, sich auszusprechen, mit einem Wort,

als gäbe es etwas, was er vor mir zu verheimlichen wüſchte. Die alten Vermuthungen ſtiegen wieder in mir auf, aber ich war natürlich diſtret genug, nicht in ſein Geheimniß zu dringen; um ſo weniger, als ich ſehr bald von anderer Seite diejenige Erklärung des Räthſels empfing, die ich ohnehin beinahe vorausgeſehen hatte. Ich erfuhr nämlich, daß Mack in der jüngſten Zeit mehr Handſchuhe zu verbrauchen ſcheine als früher in Jahren nicht, denn man könne ihn oft bei der ſchönen Malwine eintreten ſehen, namentlich ſeit die Mutter derſelben geſtorben ſei. Das alſo war's! Und die Mutter Malwinens war geſtorben! Ich erinnerte mich unwillkürlich meines Geſprächs mit Mack, als wir vor Wochen zuſammen ihren Laden verlaſſen hatten. Jetzt ſtand ſie wirklich ganz allein, und unter den äußeren Verhältniſſen, in welchen ſie nun einmal zu leben genöthigt war, mochte dieſes Alleinſein für ein junges Mädchen wie ſie immerhin etwas Präſäres und Bedenkliches haben; ſollte da der gute Mack ohne es ſelbſt recht zu wiſſen, von ſeinem Herzen geleitet den Weiſchüger ſpielen, von deſſen moralischer Nothwendigkeit er ſo ſehr durchdrungen geweſen war?! Nam, ich wollte ihn ſelber nicht ausforſchen, ich achtete ſein zartes Geheimniß, nahm mir aber vor, bei der erſten beſten Gelegenheit ſelbſt bei Malwinen vorzuſprechen, um, wenn möglich, dort meine Neugierde zu befriedigen. Und ſo geſchah es denn auch. Eines Tages es war kurz vor Schluß der Geſchäfte und ich ging abſichtlich ſo ſpät, um ſie allein zu treffen trat ich bei ihr ein und fand ſie in ſchwarzer Trauerkleidung, die ihr übrigens ganz ausnehmend reizend ſtand. Nach der erſten kurzen Begrüßung drückte ich ihr natürlich zunächſt mein Beileid aus da füllten ſich ihre Augen mit Thränen und ſie küſpelte mit bewegter Stimme einige Worte des Dankes. Es war eine ſchwere Zeit meine arme liebe Mutter! ſagte ſie ſeufzend. Aber gleich darauf ſchien ſich ihr Geſicht zu erhellen etwas, was beinahe einer Begeiſterung nicht unähnlich ſah, leuchtete in ihren ſchönen, ſeelenvollen Augen auf und ſie fügte hinzu: Und doch bei allem Leid habe ich auch Gutes erfahren ja, ſehr Gutes! Denn ich habe in Ihrem Herrn Kollegen, dem Herrn Uffeſſor Mack, einen Freund gefunden! Welch ein herrlicher Mann iſt das wie hat er mir be- geſtanden mit Rat und That, als die Mutter ſtarb und ich in der Verwirrung und mit der ganzen Laſt des Geſchäfts auf mir Sie begreifen ... Das iſt ja recht ſchön von ihm; ſagte ich, konnte indessen nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken, aber ſagen Sie mir, beſte Malwine, wie kam denn das, daß ſie ſo gute Freunde geworden ſind? D; verſetzte ſie einfach und ohne alle Geziertheit, es war ſchon bald nach dem Tage, an dem der Herr Uffeſſor zum erſtenmale mit Ihnen bei mir erſchien er wollte wieder ein Paar neuer Handſchuhe! Da kamen wir in ein Geſpräch er fragte mich über mancherlei aus ob ich auch noch fleißig läſe, wenn ich die Müße dazu fände und als ich das bejahte, verſprach er, mir Bücher aus ſeiner Bibliothek zu leihen, und bald brachte er eine Menge, die ich mit Vergnügen geleſen habe. Dann kam er auch ſo ab und zu wieder, lernte auch die Mutter kennen kurz, er wurde uns bald ein wirklicher Freund, und als dann die Mutter ſtarb,

da zeigte es sich erst recht, was er mir geworden war — ein wahrer Schutzgeist! Denn jetzt — sie erröthete leicht und ich erriet, was sie dachte — jetzt, wo ich so mitternachtenallein in der Welt dastehe, fühle ich es erst, wie vielen Dank ich Herrn Professor Mack schulde! Aber Sie dürfen es mir auch glauben — ich bin ihm so gut, so von Herzen gut, wie man einem so lieben Manne nur sein kann! Jetzt mußte ich wirklich über ihre Begeisterung lächeln und schon hatte ich eine scherzhafte Bemerkung auf der Zunge, aber ich hielt sie noch zur rechten Zeit zurück, weil ich fürchtete, etwas Unstatthafes zu sagen. Denn die ungeschminkte Offenheit und der ehrliche Freimut, mit welchen sie sich mir gegenüber über die Natur ihrer Beziehungen zu Mack ausgelassen, ließen keine andere als eine harmlose Deutung derselben zu — was berechtigte mich also, denselben wenn auch nur scherzweise eine weniger harmlose beizulegen und dadurch die arme Kleine vielleicht in Verlegenheit zu versetzen und zu verwirren?

Ich beschränkte mich deshalb darauf, ihrem Lobe über Mack zuzustimmen, machte meinen Einkauf an Handschuhen und verließ Malwine mit dem Versprechen, ihr auch für die Zukunft meine Mundschaft zu erhalten.“

Hier ließ sich der Amtmann einen neuen Schoppen Wein geben, trank und fuhr dann fort:

„So verging fast das ganze Jahr 1830, ohne daß sich — meines Wissens wenigstens — in dem Verhältnis Macks zu dem Mädchen irgend etwas verändert hätte. Ich vergaß zu sagen, daß das Gericht ihn zu ihrem Vormund bestellt hatte und zwar auf den ausdrücklichen Wunsch ihrer verstorbenen Mutter. Er hatte sich gleich bereit erklärt, dieses Amt zu übernehmen, und so fand ja schon dadurch seine Beschützerrolle eine ganz natürliche Erklärung. Da er mir über das, was er wirklich für das Mädchen fühlte, freiwillig keine Aufschlüsse gab, so blieb ich in dieser Beziehung auf meine Vermutungen angewiesen, bis er eines Tages selber den Schleier eines Geheimnisses lüftete, welches für mich im Grunde genommen eigentlich gar kein Geheimnis war. Bevor ich aber davon spreche, muß ich erwähnen, daß ich ihn damals — außeramtlich — nur höchst selten zu Gesicht bekam; in unserem Amte dagegen ergab sich gerade zu der Zeit, von der ich jetzt rede, die Gelegenheit zu häufigem Zusammensein. Unser Richterkollegium war nämlich einmal wieder in Permanenz, um über eine ganze Reihe von Kriminalfällen abzurteilen, und einer derselben war es ganz besonders, welcher uns Richtern wegen des Dunkels der psychologischen Motive, die hierbei in Frage kamen, viel Kopfzerbrechens bereitete. Wie Kollege Mack sich zu der Sache stellte, werden Sie, meine Herren, nach dem, was ich Ihnen schon über die besondere Art seiner Rechtsanschauungen mitgeteilt, leicht erraten: ich will Sie daher auch nicht durch die Details ermüden und sage nur: Während die Majorität der Richter geneigt war, ein Schuldig über den Angeklagten auszusprechen, bäumte sich Mack mit einer wahren Leidenschaftlichkeit gegen die Zulassung eines solchen Spruches auf, den er als einen furchtbaren Rechtsirrtum bezeichnete, und es kam infolge dessen zwischen ihm und dem Vorsitzenden des Gerichts zu scharfen Auseinandersetzungen, die seine Erregung aber nur zu

einer förmlichen Erbitterung steigerten. Nach der Urteilsverkündung — das Schuldig war wirklich ausgesprochen worden — wankte Mack wie gebrochen nach Hause: die Angelegenheit hatte ihn derart mitgenommen, daß er wohl infolge seines überreizten Gemütszustandes — erkrankte und viele Wochen das Bett hüten mußte. Er überwand zwar die Krankheit, aber nicht den bis zum Ekel gesteigerten Widerwillen gegen einen Beruf, der ihn so oft schon in die peinlichste Kollision mit seinen Ueberzeugungen versetzt hatte. Und er begrüßte es daher wie eine Erlösung, als ihm gerade jetzt die unerwartete Erbschaft zufiel, von der ich schon früher gesprochen habe. Mack entschlossen sagte er dem verhaßten Amte Valet, nahm sogleich seinen Abschied, kaufte das Haus, in dem er noch heute wohnt, schloß sich darin ein und fing an wie ein Weltabgeschiedener zu leben.

„Ja, wie ein Weltabgeschiedener! Und warum? — Das sollen Sie sogleich hören, meine Herren! Denn nun komme ich auf das, was ich sein Geheimnis nannte. Eines Abends — Mack befand sich zwar schon in der Konvaleszenz, durfte aber noch nicht das Zimmer verlassen — ging ich zu ihm, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen. Ich sah es ihm gleich an, daß etwas Ungewöhnliches in ihm vorgehen müsse, denn er war von einer eigentümlichen Unruhe und Erregtheit und machte auf mich ganz den Eindruck, als wenn er mir etwas sagen möchte und doch nicht den Mut habe, es auszusprechen. Plötzlich faßte er meine Hand — ich saß neben ihm auf dem Sofa — sah mir fest ins Gesicht und seine Stimme klang seltsam bewegt, als er die Worte hervorstieß: Du — ich möchte Dir etwas anvertrauen, was ich sonst niemand anvertrauen will, aber behalte es für Dich! — Du kannst auf meine Verschwiegenheit rechnen!“ sagte ich. — Er drückte meine Hand und fuhr fort: „Sieh, ich wünschte eigentlich nur Deine Meinung zu hören — Deinen Rat — in einer Sache, die — nun, ich trage mich mit einem Gedanken, mit einem Vorhaben, das — vielleicht — eine Thorheit ist!“ — „Also heraus damit!“ sagte ich, als er zögerte weiter zu sprechen, und eine ganz bestimmte Ahnung stieg in mir auf. „Gut, gut!“ rief er lebhaft, „zu Dir habe ich immer Vertrauen gehabt und ich weiß, Du bist der Mann, mir reinen Wein einzuschenten! Also es handelt sich um eine Idee, um einen Plan, den ich schon auszuführen gedachte, als ich noch im Amte war! Aber ich zögerte immer, weil ich dachte: Ach, es ist doch vielleicht ein Unsinn! Aber jetzt, wo ich in die Lage versetzt worden bin, als unabhängiger Mann zu leben, der nicht nach rechts und nicht nach links zu sehen und sich den Teufel was um die Meinung anderer zu scheeren braucht, jetzt ist die Idee wieder über mich gekommen und läßt mich nicht los!“ — Er schwieg wieder und über sein erregtes Gesicht flog eine lebhafteste Röte: es war klar, er stand unmittelbar vor dem Geständnis. „Nun!“ redete ich ihm zu, „willst Du nicht endlich sagen, was es ist?“ — „In Gottes Namen denn!“ versetzte er, tief aufatmend, und sah mich fast verstohlen von der Seite an. „Du erinnerst Dich — Du hast mir einmal zu verstehen gegeben, daß es das Beste für mich sei, zu heiraten. Damals mochte ich nichts davon wissen. Jetzt —“

dente ich anders darüber! „Bravo,“ rief ich lachend. „Bravo, sagst Du?“ fuhr er kopfschüttelnd fort. „Aber die Sache ist doch nicht so einfach, wie Du denkst! Ich bin bald fünfundvierzig Jahre alt! „Noch jung genug, um heiraten zu können!“ beruhigte ich ihn. „Auch dann,“ hob er mit einer gewissen Hast an, „wenn die, welche ich meine, im Verhältnis zu mir noch das reine Kind ist? Bedenke nur, sie achtzehn, ich fünfundvierzig! Und dann“ wieder schoß ihm eine Blutwelle nach den Wangen und der Stirn. „da ist noch ein heikler Punkt! Wenn es sich nur um meine Neigung allein handelte! Aber ich bin nicht einmal sicher, ob sie meine Neigung erwidert“ ob sie einem Antrage von mir“ er stockte. „Wer ist es denn?“ fragte ich, obwohl ich mir die Antwort schon selbst gegeben hatte, und versuchte es, so ernst wie möglich zu bleiben. Er senkte den Blick, kämpfte einige Sekunden lang mit sich, dann sagte er halblaut: „Malwine Dingler!“ „Malwine!“ rief ich, ein großes Erstaunen heuchelnd. „Ja“ sie!“ bestätigte er und starrte mich an. „Nicht wahr, es ist eine Tollheit, wenn ein Mann in meinen Jahren“ so etwas“ er sprach nicht weiter, denn ich war in ein helles, heiteres Gelächter ausgebrochen, das er sofort ganz falsch deutete. „Ja,“ sagte er und ein heftiges Zucken um den Mund begleitete seine Worte, „lache nur! Du hast ganz recht, und ich sollte mich schämen! Aber mit Deinem Lachen hast Du mich gründlich furirt, und ich erkenne jetzt vollständig, daß nichts daraus werden kann!“ Nun aber war es an mir, mit meiner wahren Meinung nicht länger zurück zu halten. „Was fällt Dir ein?“ rief ich. „Warum solltest Du Dich schämen müssen“ warum sollte nichts daraus werden? Erst recht“ erst recht soll etwas daraus werden!“ Er starrte mich wieder an, er schien seinen Ehren nicht zu trauen. „Wie,“ rief er, „ist das wirklich und wahrhaftig Deine Meinung von der Sache?“ „Mein Wort darauf!“ beteuerte ich. Und Du denkst also, daß ich“ er hielt inne, sah mich noch immer etwas zweifelnd an und schien mich mit seinem Blicke aufzufordern, den unvollendeten Satz zu ergänzen. „Ich denke,“ sagte ich so fest und entschieden, als nötig war, um seine Zweifelsucht zu bekämpfen, „ich denke, Du machst ihr ohne weiteres Deinen Antrag, und ich wette darauf, daß sie ihn nicht ablehnen wird! Denn ich weiß, wie hoch sie Dich schätzt!“ Und nun erzählte ich ihm, wie sie sich mir gegenüber über ihn ausgesprochen habe, und ich sah, wie dabei ein Freudenstrahl sein Gesicht erhellte. „Ja,“ rief er, „ja es wäre immerhin möglich! Denn daß sie ein gutes Stück auch auf mich hält, hat sie während meiner Krankheit bewiesen! Unzähligemale ist sie an den Abenden hier gewesen, um nach meinem Befinden zu fragen, aber“ wirst Du's glauben? ich hatte den strengen Auftrag erteilt, sie nicht einzulassen, weil“ er stockte wieder und sein Gesicht rötete sich „nun, in ihrem eigenen Interesse, im Interesse ihrer Reputation und um den Leuten nichts zu reden zu geben! Du kennst ja die Menschen! Aber Gott weiß, welch ein Opfer es mich gekostet hat, denn Dir . . .“ seine Stimme klang weich und begann bei den nachfolgenden Worten zu zittern. „Dir will ich's nicht verhehlen, ich hatte doch eine recht-schaffene Sehnsucht nach dem lieben Kinde!“ „Nun,“ sagte ich gerührt und

ich fühlte, wie sich die Gemütsbewegung des wunderlichen Menschen auf mich selber übertrug, das wäre ja glücklich überstanden! Und jetzt Jetzt, fiel er mir lebhaft ins Wort, jetzt, nachdem ich mich Deiner Zustimmung sicher weiß, jetzt soll Klarheit kommen in mein Verhältnis zu ihr! Topp, rief ich und schüttelte ihm die Hand, das heiß' ich wie ein Mann gesprochen! Glück auf zur Werbung und meine Gratulation zu Deiner Wahl! Denn sie ist ein prächtiges Geschöpf, brav und lieb und über alle Maßen schön! Aber auch Du bist als tüchtiger, rechtchaffener Mann nicht zu verachten — mit einem Wort, ihr seid einander wert und werdet ein glückliches Paar werden!

(Schluß folgt.)



Erinnerungen an Lothar Bucher.

Von

Heinrich von Poschinger.

Als im vergangenen Jahre mein Werk über L. Bucher seinen Abschluß fand, war ich mir wohl bewußt, damit nur ein Bruchstück von dem gebracht zu haben, was sich über diesen hingebendsten und treuesten aller Mitarbeiter Bismarcks sagen ließ. Um eine erschöpfende Biographie desselben zu schreiben, müßte man vor allem die Akten des Auswärtigen Amts benützen dürfen, die für die Zeit von 1865–1886 das vorstellen, was für die Zeit seines Londoner Aufenthalts die Bände der „National-Zeitung“ sind: der Sammelpunkt seines amtlichen politischen Schaffens unter Bismarcks Leitung. Ergänzend müßte man noch Bismarck selbst zu Rate ziehen und die Repertorien aller preussischen Ministerien und Reichsämtler auf Bucherische Korrespondenzen hin durchsuchen, da er Hunderte von Briefen und vertraulichen Schreiben an die Behörden im Original expedirte, ohne von den Angabern eine Abschrift bei den Akten des Auswärtigen Amts zu hinterlassen. Ein bedeutames Hilfsmittel würde natürlich der gleichfalls unzugängliche literarische Nachlaß Buchers bilden, nicht zu vergessen seine Tagebücher, welche bis in die Zeit seines Londoner Aufenthalts zurückreichen, also über dreißig Bändchen umfassen. Die Durchsicht der letzteren würde noch verhältnismäßig am wenigsten Mühe machen, wenn die Einträge nicht vielfach stenographirt wären, und zwar durchsicht mit Siegeln, die selbst der geübteste Stenograph kaum zu enträtseln vermag.

Mündlichen Aufschluß über seinen Entwicklungsgang zu geben, war nicht Buchers Sache. So lange derselbe noch im Amte war, wäre man mit einer solchen Anfrage bei ihm schön angekommen. Als er aber die letzten Jahre seines Lebens nahen sah, wurde er doch mittheilbarer, und er hat mir selbst im Jahre 1889 über sein Wollen und Wirken mehr mitgeteilt, als ich bei seiner angeborenen Verschlossenheit je zu hoffen gewagt hatte. Ich erkläre mir diese Aufgelegtbeit

dadurch, daß Bucher damals zeitweise das Gefühl hatte, es wäre gut, das Bild, welches die Nachwelt von ihm erhalten sollte, wenigstens in großen Zügen selbst zu entwerfen. Ich kenne Buchers Absichten aus seinem eigenen Munde und sogar den Plan, der ihm dabei vorschwebte. Eine populär geschriebene Selbstbiographie war ihm ein Greuel, seine Aufzeichnungen sollten überhaupt nicht für das große Publikum bestimmt sein, nur an einen kleinen Kreis ausgewählter Politiker wollte er sich wenden und für diesen eine Art politischen Rechenschaftsberichts schreiben.

Meine Bemühungen, nach Buchers Tode noch einige denkwürdige Materialien über denselben von den ihm nahe Stehenden zu erhalten, sind nicht ohne Erfolg geblieben. Vor allem freue ich mich, daß es mir gelungen ist, Herrn Dr. W. Gittermann zum Sprechen zu bringen, der wie kaum ein zweiter berufen ist, uns eine Schilderung Buchers als Mensch und Politiker zu geben, denn er hat mit seinem berühmten Patienten jahrelang auf das intimste verkehrt, und er ist vielleicht während seiner letzten Lebensjahre, wo sich bei Bucher wirklich eine gewisse Menschenjenseu geltend machte, derjenige gewesen, dem er — wenn wir von Friedrichsrub absehen — das meiste Vertrauen schenkte.

Uebrigens hat sich Gittermann bereits in ein paar früheren kleineren Aufsätzen über Bucher als einen so feinsühligen Beobachter und als einen so geistvollen Erzähler eingeführt,¹⁾ daß es nicht nötig ist, noch weitere Worte zu verlieren, um für sein hier folgendes Hauptwerk Stimmung zu machen.

Dr. Wilhelm Gittermanns Aufzeichnungen über Bucher.

Am 5. Juli 1889 wurde mir vormittags gemeldet, daß der Geheime Legationsrat Bucher zur Kur in Bad Laubach eingetroffen sei. Ich war begierig, den berühmten Mitarbeiter des Fürsten Bismarck persönlich kennen zu lernen, und beeilte mich, ihn zu begrüßen. Auf einer Bank vor dem Sturhause, die recht warm von der Julisonne beschienen wurde, fand ich in hellgrauem, weitem Sommerüberzieher einen kleinen Mann, dessen Kopf von einem mächtigen Panamahut ganz bedeckt war. Er schien in Gedanken versunken, kümmerte sich nicht um die vorübergehenden Menschen und stützte das Kinn auf einen Stock. Auch mich bemerkte er erst, nachdem ich ihn angerebet hatte. Zwei scharfe, blaue Augen sahen mich prüfend einige Sekunden an, dann streckte mir Bucher mit herzlichem Lächeln seine Hand entgegen, und die Bekanntschaft war gemacht. Wir besaßen viele gemeinsame Beziehungen und kamen sogleich in ein anregendes Gespräch, weil wir über eine uns beiden befreundete Familie Erinnerungen auszutauschen hatten. Dieser Umstand trug auch wohl nicht wenig dazu bei, daß der sonst so zurückhaltende Geheimrat in mir nicht nur seinen Arzt sah, sondern vom ersten

¹⁾ Einige sehr wertvolle Mitteilungen über L. Bucher hat Dr. W. Gittermann bereits kurz nach dem Tode desselben veröffentlicht. Vergl. die „Berliner Neuesten Nachrichten“ vom 4. Dezember 1892, Nr. 615, und den Artikel Lothar Bucher. Eine Erwiderung von W. Gittermann in den „Grenzboten“ vom Januar 1893.

Tage an bei mir und meiner Familie freundschaftlichen Anschluß suchte. Im Verlauf seiner vier letzten Lebensjahre haben wir etwa zweihundert Tage fast unter einem Dache gewohnt und während dieser Zeit fast jede freie Stunde gemeinsam verlebt; es war das für mich eine glückliche Zeit, und wer den Toten kannte, wird begreifen, daß mir die Erinnerung daran unvergeßlich ist und bleiben wird.

Bucher war von kleiner, schwächerer Statur, seine Haltung damals etwas vornüber gebeugt, der Gang schleppend, aber nicht langsam. Der von Haaren fast entblößte Kopf konnte entschieden groß genannt werden und zeigte am Schädel eine walzenförmige Bildung, was schon früher dem damaligen Abgeordneten von Bismarck aufgefallen sein soll. Die Stirn war sehr hoch, kräftig gewölbt und verriet den Denker; die Nase groß, leicht gebogen. Ein starker Schnurrbart verdeckte die immer energisch geschlossenen Lippen. Das Gesicht war schmal, zeigte aber eine gesunde, leicht gebräunte Farbe. Besonders fielen die blauen, klaren Augen auf; meist wurden sie durch die Lider zum großen Teil verdeckt, waren aber von durchdringender Schärfe, sobald sie jemand ansahen. Das ganze Antlitz trug den Stempel geistiger Höheit und vornehmer, leidenschaftsloser Ruhe.

Er war zurückhaltend und suchte neue Bekanntschaften möglichst zu vermeiden. Geriet er zufällig in einen Kreis ihm bisher unbekannter Personen, dann prallten im ersten Augenblick alle Unterhaltungsversuche wirkungslos von ihm ab. Er saß vielmehr still und mit gesenktem Blick da; von Zeit zu Zeit aber hob er unmerklich die Augen und ein kurzer prüfender Blick traf die in seiner Nähe Sitzenden. Fanden sie Gnade vor seinen Augen, dann nahm er bald an der Unterhaltung teil; wenn nicht, dann wurde seine Zurückhaltung noch eifriger.

Man hat ihn einen Misanthropen genannt, und doch gab es keinen Menschen, der ein wärmeres Herz für alles Unglück besaß als er. Wo es nur anging, half er im konkreten Fall, aber die sogenannten wohlthätigen Sammlungen fanden bei ihm keine sehr reiche Ausbeute. Er erzählte mir, daß man in Berlin recht häufig von wohlthätigen Damen aufgesucht würde, die sich unter dem Deckmantel der selbstlosen Menschenliebe gern hervorthun wollten, und er hätte für solche Sammlungen keine Gaben übrig, weil man ja nie wissen könnte, zu welchen Zwecken die Gelder verwandt würden.

In Laubach hatte er an der Mittagstafel seinen ständigen Platz zwischen meiner Frau und mir, weil er nicht neben Fremden sitzen wollte. Wir kannten seine Eigenheiten und suchten ihn niemals zum Reden zu bringen, wenn er schweigen wollte. In den Gesprächen der Tafel beteiligte er sich selten und wußte Anzuspörungen ebenso höflich wie ablehnend zu beantworten. Wer eine solche Antwort bekommen hatte, versuchte sein Glück nicht so bald wieder. Kam das Gespräch auf den Fürsten Bismarck und die Politik, dann stellte er sich erst recht taub, hörte aber alles, denn sehr oft bat er mich später, irgend einem Herrn gegenüber, der vielleicht unrichtige Dinge erzählt hatte, diese Angaben zu berichtigen. Nur einmal nahm er sehr lebhaften Anteil! Man hatte taktloser-

weise geäußert, daß Fürst Bismarck gezwungen sei, wegen seiner Gesichtschmerzen Morphium zu nehmen. Sofort erklärte Bucher mit erregter Stimme, wie ich sie nie wieder von ihm gehört habe: „Das ist eine Lüge, und jeder Mensch hat die Pflicht, ihr energisch entgegen zu treten: den Herrn, welcher das Gerücht in die Welt gesetzt hat, könnte ich Ihnen übrigens nennen!“

Den Vormittag verbrachte der Geheimrat gewöhnlich allein; er nahm seine Bäder, machte kleinere Spaziergänge und erledigte Korrespondenzen. Nicht selten ging er mit einer großen Botanikertrommel, um Pflanzen zu sammeln, und auch auf anderen Spaziergängen wurde jedes ihm auffallende Blümchen genau betrachtet und mitgenommen. Nachmittags punkt 3^{1/2} Uhr erschien er bei meiner Familie zum Kaffee; der gemeinsame Kaffeetisch heimelte ihn an, weil er dadurch an die Gewohnheiten seiner pommerischen Heimat erinnert wurde. Er schlürfte mit großem Behagen sein Täßchen Kaffee, stippte nach pommerischer Manier seinen Kuchen ein und war während dieser Stunde sehr geprächig. Seine Vorliebe für Tiere habe ich schon an anderer Stelle erwähnt: sie zeigte sich auch dadurch, daß er in unserem Familienzimmer meist zwei kleine goldgelbe Deckel auf seinen Knien sitzen hatte. Ich entsinne mich bei der Gelegenheit eines sehr komischen Intermezzos. Es kam eines Tages unerwartet eine Dame zu uns, und Bucher konnte zur Begrüßung nicht aufstehen, weil er die auf seinen Knien eingeschlafenen und mit den langen Rockschößen sorgsam zugedeckten Deckel nicht zeigen wollte. Die Dame trat nun selbst zur Begrüßung an den Geheimrat heran und war nicht wenig entsetzt, als er beim Aufstehen aus seinen Rockschößen zwei Hunde zur Erde fallen ließ, die ein zorniges Gebell ob der Störung hören ließen.

Bei schlechter Witterung wurde die Kaffeestunde ausgedehnt: entweder presste man Pflanzen für das Herbarium, oder Bucher las aus Fritz Reuter vor. Er verstand die plattdeutsche Sprache vorzüglich wiederzugeben und unterließ niemals unverständliche Ausdrücke zu erklären. „Ut de Franzosentid“ und „ut mine Stromtid“ wußte er so herrlich vorzulesen, daß er auch vor einem großen Publikum reüssirt haben würde. Aber nur im engsten Familientreis gab er seine Kunst zum besten: war nur ein Gast zugegen, so mußten wir auf den Genuß verzichten. Dann beschränkte er sich auf eine sehr spärliche Teilnahme an der Unterhaltung und streichelte nur immerfort das weiche Fell seiner vierbeinigen Lieblinge, die auf seinen Schoß gewissermaßen abonniert waren. In Gegenwart mehrerer Gäste verhielt sich der Geheimrat vollständig passiv und saß regungslos mit zugetrassenen Augen auf seinem Platz, so daß Nichteingeweihte glauben konnten, er schlief. Aber bei anscheinender Teilnahmlosigkeit horchte er auf jedes Wort und griff nicht selten ganz unerwartet in die Unterhaltung ein, sobald sie ihn interessirte. Mit Vorliebe brachte man immer wieder das Gespräch auf politische Dinge, in der stillen Hoffnung, etwas von ihm zu erfahren. Eines Tages hatte die Unterhaltung wieder eine solche Richtung genommen, und Bucher blieb wie gewöhnlich ein stiller, anscheinend teilnahmloser Zuhörer, bis der Name eines damals in Süddeutschland thätigen Diplomaten genannt wurde. Da öffnete

er die Augen und jagte mit besonderer Betonung die Worte: „Der Balladen-dichter!“

Bei günstigem Wetter wurde der Nachmittag zu einem Spaziergang benutzt, der meist über die Rheinbrücke nach Horchheim führte. Jenseits des Rheines im Garten des Restaurants Holler war eine von der Nachmittagssonne warm beschienene Bank sein Lieblingsplätzchen; dort konnte er stundenlang sitzen, auf den Rhein und die gegenüber liegenden Berge blicken, schweigen oder angeregt plaudern -- je nachdem er gestimmt war. Nicht wenigen mag der kleine Herr im braunen Havelock aufgefallen sein, der von Zeit zu Zeit mit beiden gichtischen Händen vorsichtig sein Glas Bowle an die Lippen führte. Stets begleitete ihn auf diesen Wegen meine Frau, während ich erst später nachkommen konnte. Uns gegenüber war er meistens auf den Ausflügen sehr gesprächig, es kam aber auch vor, daß wir stundenlang ohne jede Unterhaltung neben einander saßen. Bucher war dann in tiefes Nachdenken versunken, oder es gab irgend etwas zu beobachten. Wir kannten ihn und störten nicht, wenn er schweigen wollte, dafür erzählte er später doppelt liebenswürdig. Einstmals ging er mit meiner Frau nach Horchheim, saß 1½ Stunde dort und hatte kein einziges Wort gesprochen. Nach Hause zurückgekehrt, bedankte er sich bei seiner Begleiterin dafür, daß sie ihn hatte schweigen lassen; es wäre ihm etwas eingefallen, das hätte er in seinem Kopf verarbeitet, und er würde sich bemühen, am andern Tag doppelt unterhaltend zu sein. Gelegentlich hatte man auch meinen damals vierjährigen Jungen mitgenommen und mit den in der Bowle schwimmenden Erdbeeren gefüttert. Die Folge war, daß der Junge berauscht wurde und keine Lust hatte, nach Haus zu laufen. Als die Gesellschaft mit Mühe und Not gerade auf der Eisenbahnbrücke angelangt war, ertönte das Signal, daß man wegen Nahen eines Eisenbahnzuges möglichst schnell die Brücke zu verlassen hätte. Erst trug meine Frau den schweren Jungen, dann aber schleppte ihn Bucher. Ich war entgegengegangen und werde das Bild nicht vergessen, wie der kleine, gebückte Geheimrat mit meinem Sprößling auf dem Rücken eiligst über die Brücke daher kam. Lachend antwortete er auf meine Vorwürfe: „Ich habe den Kurt mit Erdbeeren gefüttert und muß daher auch an der Bürde mittragen; mitgefangen, mitgehangen!“

Noch eine andere komische Geschichte ist ihm in Horchheim passiert! Während seines Aufenthaltes in Laubach Mitte der achtziger Jahre hatte sich der Geheimrat noch nicht so vollständig wie später von der übrigen Murgesellschaft zurückgezogen, er verkehrte sehr gern darin, besonders im Kreise der jüngeren Damen. Er machte auch damals die Bekanntschaft einer jungen Holländerin, welche eifrig Briefmarken sammelte, und deren bester Förderer in Zuwendung seltener Marken er bis zuletzt geblieben ist. Einst hatte er dieser Dame eine besonders wertvolle Marke geschickt und freute sich königlich über das Dank schreiben, worin ihm dieselbe mitteilte, daß sie aus Freude über die Sendung sofort ihre entsetzlichen Kopfschmerzen verloren habe. Bucher erzählte mir die Sache, um — wie er sich ausdrückte — meinen therapeutischen Arzneischatz gegen die Kopfschmerzen der Damen zu bereichern! In Begleitung dieser jungen Dame

man ging er einst nach Horchheim, um seiner Begleiterin eine gute Sorte Rotwein mit aussuchen zu helfen, welchen sie einem in Berlin lebenden Anverwandten zum Geburtstag schicken wollte. Bei dieser Gelegenheit wurde er von Berlinern erkannt und hörte dann bei seiner Rückkehr nach Berlin das Gerücht erzählen, daß er in Begleitung einer Ballettense eine Rheinfahrt unternommen und den Angehörigen seiner Dame sogar Wein zum Geschenk überhandt hätte. Bucher hat sich oft noch köstlich über diesen — wie er sagte — durchaus schmeichelhaften Verdacht amüßirt, meinte aber auch, man ersähe daraus, wie leicht der unschuldigste Mensch in einen schlechten Geruch kommen könne!

Die Abende wurden auf verschiedene Weise hingebacht: konnte ich abkommen, dann wanderten wir nach Koblenz in die Weinstube von Sebastian Tillmann, wo es guten Wein und gutes Essen gab. Dort befand sich über der Mosel eine geräumige Glasveranda, die im Angesicht der alten Römerbrücke eine herrliche Aussicht bot und von der Abendsonne warm beschienen wurde. Das letztere war dem Geheimrat besonders wertvoll, denn er suchte die Sonne auf, wo er sie finden konnte. In den Jahren 1889 und 1890 sah er es nicht ungern, wenn sich uns eine kleine auserwählte Gesellschaft von Herren und Damen anschloß; da ging es denn oft lustig her, und wenn er auch meist Zuhörer war, so konnte er doch herzlich mitlachen. Im Sommer 1890 erfreuten sich zwei Herren seiner besonderen Gunst: ein Schweizer und ein Engländer, die fast immer in unserer Gesellschaft waren. Tillmann, Horchheim und Koblenzer Maïno wurden damals abwechselnd von uns aufgesucht. In letzterem wurde mein eine sehr gute Sorte getrunken; im übrigen zeigte aber Bucher eine große Mäßigkeit. Er trank mit wahren Genuß ein Glas, dann pflegte er mit vorwurfsvollen Blicken seine gichtischen Hände anzusehen, die ihm Enthaltbarkeit auferlegten. Im allgemeinen herrschte damals in unserem Kreise eine lustige Stimmung! Der Engländer war heiter und konnte viele komische Geschichten aus dem Londoner Leben erzählen, dessen Kern so ganz anders ist wie die äußere ehrbare Schale. Bucher sekundirte ihm und berichtete auch mancherlei über Beobachtungen und Erfahrungen, die er in England hatte machen können. Ueber den „alten großen Mann“ ¹⁾ machte er sich mit Vorliebe lustig. In die damalige Zeit fällt auch ein gemeinschaftlicher Besuch des wegen seiner kolossalen Größe und des Inhalts sehenswerten Weinkellers der Firma Deinhardt in Koblenz. Der Geheimrat war entzückt von dem, was er sah! Die endlosen Reihen der gewaltigen Fässer verglich er mit Meereswogen; der alte Feuilletonist wurde in ihm wach, und er flüsterte mir zu: „Was für einen herrlichen Feuilletonartikel könnte man über diesen Keller schreiben!“

Von 1891 an zog er sich ganz zurück, verkehrte aber dafür um so mehr in meiner Familie. Hatte ich Zeit, dann gingen wir abends allein in die Weinstube an der Mosel, wo er mit Appetit Forellen verzehrte und dann träumerisch, ohne zu sprechen, in die untergehende Sonne blickte, solange sie zu sehen war.

¹⁾ Wil. Gladstone.

Gewöhnlich begann er dann bald eine lebhafte Unterhaltung, die sich um die verschiedensten Dinge drehte. Spät abends, oft erst nach 11 Uhr, wanderten wir nach Hause.

Unsere gewöhnliche Abendunterhaltung bestand in einer Whistpartie. Bucher war ein eifriger Whistspieler und konnte sehr ungeduldig werden, wenn nach dem Abendessen der Beginn des Spieles durch irgend etwas verzögert wurde. Seine stetige Partnerin war meine Frau, der er mit großem Eifer in verschiedenen Lektionen die Hauptregeln beigebracht hatte. Fand sich kein vierter Mann, dann hatte ich den Strohmann zu übernehmen. Die Auswahl des vierten Spielers war übrigens schwierig, denn der Geheimrat zeigte sich in dieser Beziehung äußerst wählerisch und acceptirte selten eine bisher fremde Persönlichkeit. Ein alter, im Ausland lebender, sehr ansehnlicher Herr bewarb sich bei mir wiederholt um die Ehre, als vierter mit von der Partie sein zu dürfen, wurde aber auf meinen Vorschlag stets mit den Worten zurückgewiesen: „Den nehmen wir nicht, ich sehe es ihm an, daß er ein Strachler ist.“ Eines Abends waren wir beide auf uns allein angewiesen, und Bucher war sehr traurig über den Ausfall der Partie. Wiederum bot sich der Herr an und wurde diesmal als Dritter angenommen. Wir hatten den Herrn, welcher einen durchaus anständigen Eindruck machte, beide nicht näher gekannt, und zu meinem Erstaunen entpuppte er sich richtig als einer von jenen Spielern, die immer recht haben und über jedes beendigte Spiel eine hitzige Debatte eröffnen wollen. Dem Geheimrat, der beim Whist überhaupt kein Wort sprach, war das sehr peinlich. Er hatte vorsichtigerweise den Strohmann übernommen und warf mir während der Rederei des andern triumphirende Blicke zu; bald aber brach er ab und flüsterte mir beim Aufstehen ins Ohr: „Sehn Sie, wie sehr ich recht hatte!“ Bei seinem enormen Gedächtnis war Bucher ein vorzüglicher Spieler und konnte ordentlich verstimmt werden, wenn er mehrere Partien hinter einander verlor. Um Geld wurde niemals gespielt! Als wir im Sommer 1892 in Elster uns zusammen aufhielten, wurde gleich wieder der Versuch einer Whistpartie gemacht; aber es ging nicht, der Geheimrat war schon zu schwach und konnte das Spiel nicht mehr vertragen, welches sonst seine größte Erholung gewesen war.

Im Sommer 1891 hat er sich nur fünf Wochen in Laubach aufgehalten, weil ihn zu Hause viel Arbeit erwartete, die auf jeden Fall fertiggestellt werden mußte. Am 21. September verließ er uns und ging vorerst nach Berlin, um dort die Rückkehr des Fürsten Bismarck nach Friedrichsruh abzuwarten. Nachdem das Weihnachtsfest vorüber war, folgte er dem Fürsten und hat sich ununterbrochen bis Mitte Mai im Sachsenwald aufgehalten. In die Zeit dieses letzten Winters fällt auch mein erster Besuch in Friedrichsruh! ¹⁾

Im April 1892 erhielt ich von Bucher nur die kurze Mitteilung, daß sein

¹⁾ Eine Beschreibung desselben befindet sich im März-Heft der „Deutschen Revue“ und in Heinrich von Poschingers „Neuen Tischgesprächen und Interviews“ S. 199—202.

Appetit andauernd schlecht geworden sei und daß er sich matt fühlte. Am 24. Juli, während ich mich mit meiner Familie in Bad Elster aufhielt, kam folgender Brief:

„Berlin, 23. Juli 1892, Derfflingerstraße 22.

„Lieber Herr Doktor!

„Sie werden sich gewundert haben, daß Ihr freundlicher Brief so lange ohne Antwort geblieben ist. Ich kann mich so leidlich darüber entschuldigen, will aber zunächst sagen, wie ich die Zeit inzwischen verbracht habe. Ich hatte in Friedrichsruh nachgerade ein lebhaftes Ruhebedürfnis bekommen und flüchtete Mitte Mai vor alle dem Trouble, der dort bevorstand: Besuch der Familie Hoyos, hundertundvierzig Dresdener Liedertafler, sechshundert Radfahrer, riesiges Waldfest der Hamburger u. s. w., zunächst nach Berlin, dann nach Baden-Baden, wo ich von einem Altersleiden befallen wurde. Da ich keinen der dortigen Ärzte kenne, so lehrte ich zurück und machte eine Behandlung im Hause durch, von der Schweningen sich baldigen Erfolg verspricht. Wenn ich von der Weichwerde befreit bin, soll ich irgend wohin in gute Luft gehen. Mit meinem Wunsch, nach Elster zu gehen, da Sie die Sommermonate dort verleben, ist Schweningen einverstanden, hält auch Moor-Stahlbäder für indiziert. Ich werde mich also seinerzeit anmelden. Mit herzlicher Teilnahme habe ich gelesen, was Sie über Mariechen (Bucher's Patentkind) schreiben, und hoffe sie wieder so zu finden, wie sie auf dem Bilde aussieht. Schöne Grüße an die Frau Gevatterin und die Bitte, zu entschuldigen, daß ich ihr nicht schreibe; ich bin sehr, sehr matt und nicht frei von Verstimmung über das Leiden und die Behandlung, mit der ich fast den ganzen Tag zu thun habe.

„Also hoffentlich auf baldiges Wiedersehen Ihr
freundschaftlich ergebener

B u c h e r.“

Schon am 1. August folgte ein Telegramm folgenden Inhalts:

„Komme morgen nachmittag 2 Uhr.

B u c h e r.“

Ich holte den Weheimrat von der Bahn ab und fand ihn zu meiner Freude äußerlich fast unverändert. Das Wiedersehen stimmte ihn heiter, und er atmete mit Behagen die kräftige, frische Gebirgsluft, welche ihn an die Hochalpen erinnerte. Im Hotel „Wettiner Hof“ hatte ich für ihn Logis bestellt, während meine Familie in einer Privatvilla wohnte. Gleich im Zimmer wurde aber seine Stimmung sehr ernst, und er machte mir nähere Mitteilung von seinem traurigen Befinden. Wenige Tage, nachdem der Brief an mich abgegangen war, trat eine Verschlimmerung ein, und er hatte nicht mehr warten wollen, sondern den Drang gefühlt, zu uns zu kommen. Kaum zwei Stunden nach seiner Ankunft erschien er schon in unserer Wohnung, um seinen gewohnten Platz am Kaffeetisch einzunehmen. Den Weg legte er zu Fuß zurück und trug unter dem Arm eine

Pappschachtel, von gut Halbmeterlänge, in welcher eine Puppe für sein Patenkind verborgen war.

Äußerlich zeigte er sich unverändert, nur die Augen hatten einen auffallenden, fast überirdischen Glanz. In den nächsten Tagen beobachtete ich ihn genau und mußte mich leider überzeugen, daß die Lähmungserscheinungen, welche ihn am meisten beunruhigten, auf zentrale Störungen zurückzuführen waren. Außerdem bestanden asthmatische Beschwerden und Mattigkeit, bei gänzlich fehlendem Appetit. Bucher selbst machte sich über seinen Zustand keine Illusionen, denn er sagte gleich im Anfang, als er Bericht erstattete: „Vielleicht müssen Sie mich hier begraben lassen.“ Durch zweckmäßige Ernährung und stetigen Aufenthalt in der stärkenden Luft hoffte ich, meinen Patienten wieder etwas hoch zu bringen, und anfangs schien das wirklich zu gelingen, denn selbst Bucher faßte etwas Hoffnung, als sich das stark heruntergegangene Körpergewicht in den ersten vierzehn Tagen um drei Pfund hob. Seine Stimmung wurde besser, und wir konnten jeden Nachmittag gemeinschaftliche Spaziergänge in die freundliche Umgebung machen. Mittags speiste er in seinem Hotel, meist in Gesellschaft der Töchter des früheren Gesandten von Ruffrow, die er zufällig in Elster getroffen hatte.

Die Besserung hielt nicht lange vor, vielmehr stellten sich bedrohliche Erscheinungen von seiten des Herzens ein. Der Kranke mußte seine Spaziergänge einschränken, und eines Tages, als er wie gewöhnlich an unserem Tisch erschien, bekannte er, daß er auch den kleinen Weg bis zu unserer Wohnung kaum habe bewältigen können. Auf meine dringende Bitte benützte er am andern Tage einen Fahrstuhl, aber er war tief betrübt und sagte wiederholt vor sich hin: „Wer hätte das gedacht, daß ich mich jetzt fahren lassen muß!“ Alle körperlichen Beschwerden, auch die zunehmenden asthmatischen Anfälle ertrug er mit großer Gelassenheit; er war eigentlich gesprächiger als sonst und sagte mir oft, wenn wir allein waren: „Fragen Sie mich, was Sie noch wissen wollen, ich weiß nicht, wie lange ich Ihnen antworten kann.“ Sein Geist lebte viel in der Vergangenheit; stundenlang konnte er sinnieren und die Bilder an seinem Gedächtnis vorüberziehen lassen. Dann begann er oft von selbst zu sprechen und erzählte irgend ein Erlebnis aus seinem reichen Leben. In Friedrichstruß dachte er oft, und er hat mir noch viel von dem großen Kanzler erzählt. Auf meine wiederholte Frage, ob ich dem Fürsten nicht einmal Nachricht geben sollte, sagte er: „Thun Sie das nicht, der Fürst darf sich nicht beunruhigen und er wird es immer noch früh genug erfahren.“ Trotzdem war er sehr verstimmt, als eines Tages aus Berlin ein Brief von Chrysjander nachgeschickt wurde, in welchem Fürst Bismarck ihn bitten ließ, doch recht bald wieder nach Friedrichstruß zu kommen. „Nun haben sie dem Fürsten überhaupt ganz verschwiegen, daß ich krank bin, denn sonst könnte er nicht denken, daß ich jetzt zu ihm reisen soll“ — so äußerte er sich.

Der Fahrstuhl blieb ihm schrecklich, eher verstand er sich noch dazu, einen Wagen zu benutzen. Wir fuhren denn auch in der näheren Umgebung viel umher, und Bucher konnte unterwegs recht heiter sein, weil er sich in der freien

Luft am wohlsten fühlte. Er hatte ein fast noch größeres Wärmebedürfnis als früher und suchte sich zu den verschiedenen Tageszeiten sein Plätzchen so aus, daß er immer den vollen Glanz der Sonne genießen konnte. Als es in dem hochgelegenen Elster anfing, schon empfindlich kalt zu werden, sehnte er sich nach einem südlicheren Klima; bei dem immerhin bedenklichen Zustand wollte ich ihn aber nicht so weit fortlassen und überredete ihn, vorläufig in meiner Begleitung bis Mitte Oktober in Thale oder Süderode am Harz Wohnung zu nehmen, weil am Nordabhang des Harzes der Herbst gewöhnlich sehr schön zu sein pflegt. Ich reiste einen Tag früher, um eine schöne, sonnige Wohnung zu suchen, während der Geheimrat nachkommen sollte. Bei meiner Abreise sagte er in der ihm eigenen bescheidenen Weise: „Suchen Sie eine recht große, sonnige Wohnung, nehmen Sie keine Rücksicht auf den Preis; ich habe kürzlich meine Vermögensverhältnisse durchmustert und finde, daß ich nicht zu sparen brauche, weil ich noch genug hinterlasse.“ Unterwegs schon traf mich eine Depesche, daß der Geheimrat von einem Blutsturz befallen sei. Ich eilte zurück und fand den Kranken in einem recht traurigen Zustand; die Gefahr des Anfalles war wohl vorüber, aber er war gleichgiltig gegen alles und machte einen benommenen Eindruck. Trotzdem erholte er sich nach wenigen Tagen, saß auf der Terrasse vor seinem Hotel im Sonnenschein und hatte wieder Interesse für alles. Nur das Gedächtnis nahm jetzt rapid ab, und es war traurig, zu beobachten, wie sich der helle, scharfe Geist vergeblich abmühte, die Bilder der Vergangenheit festzuhalten. Seine Stimmung verdüsterte sich, und wenn wir ihn aufheitern wollten, pflegte er zu sagen: „Ich fühle ja, es ist bald vorbei, man wird mich bald einscharren, aber lassen Sie mich noch einmal in den Süden fahren, wo ich warme Sonne finde.“ Er hatte früher glückliche Tage am Genfer See verlebt und sehnte sich dorthin. Da auch Professor Schweningen noch brieflich riet, den Winter im Süden zu verleben, so wollte ich von der Reise nicht abreden. Bucher trat sie am 22. September an, und zwar hatte er sich Olion als Ziel ausgesucht, wo er in demselben Hotel Zimmer nehmen wollte, in dem er vor Jahren gewohnt hatte. Meine Begleitung schlug er aus mit dem Bemerkten, daß er das Opfer nicht würde wieder gut machen können; mit Mühe und Not nur konnte ich ihn dahin bringen, daß er wenigstens einen Krankendiener mitnahm, den er aber auch schon auf der letzten Station vor Montreux zurückschickte. Ich durfte ein Stück mitfahren und hatte die Freude, ihn in Leipzig auf der Fahrt zum Thüringer Bahnhof noch einmal recht lebhaft zu sehen. Er erkannte den alten Marktplatz wieder und erzählte von dem Tage wo er vor dreißig Jahren ganz in der Nähe des Platzes in einem großen Hotel zur Schillerfeier die Festrede gehalten hatte. Die letzten Worte, welche ich von ihm beim letzten Händedruck aus dem Eisenbahnwagen heraus hörte, lauteten: „Nun will ich im Süden noch etwas die liebe Sonne genießen, dann werden sie mich dort einscharren.“ Fürst Bismarck, dem ich später einen Bericht über Buchers Krankheit eingesandt hatte, schrieb mir unter anderem: „Ich bedaure sehr, nicht eher von der bedenklichen Lage Nachricht erhalten zu haben; daß der

Verstorbene Benachrichtigung seiner Freunde verbat, steht aber im Einklange mit der Selbstlosigkeit, in der er jede Beunruhigung seiner Freunde zu vermeiden gesucht hat. Auch sein Ende ist für ihn charakteristisch.“

Man hat über die politische Bedeutung des Toten viel geschrieben, und es verdient hervorgehoben zu werden, daß die grimmigsten Feinde die Ehrenhaftigkeit und Selbstlosigkeit seines Charakters anerkennen mußten. Um so mehr hat es mich oft gewundert, von Leuten, die sich noch nicht einmal zu seinen Gegnern rechneten, den Vorwurf zu hören: „1848 und 1849 hat der liberale Bucher die Rechte des Volkes so mannhaft gegen das Ministerium Mantouffel verfochten und 1863 trat er selbst in ein Ministerium ein, welches mit der Volksvertretung im Kampf lag.“ Man vergißt ganz, daß Bucher gelernt hatte, und daß er sowohl wie sein großer Meister zu den Menschen gehören, welche alle Dinge so ansehen, wie sie wirklich sind, und gern eine Ansicht fallen lassen, wenn sie sich durch die Macht der Thatsachen als falsch erwiesen hat. Der aus England zurückgekehrte Bucher war nicht mehr derselbe wie früher; er hatte in der traurigen Zeit der Verbannung eine bittere Schule durchgemacht und sich schon längst von der „dogmatischen, formulirten Demokratie des Jahres 1848“ losgesagt — wie er sich in einem Brief Lassalle gegenüber ausdrückt. Eine so gewaltige Wandlung ist aber gar nicht nötig gewesen, und man hat vielleicht von dem alten Achtundvierziger eine zu schlimme Meinung, weil er von seinem Standpunkt als Volksvertreter konsequent handelte und das offen heraus sagte, was andere vielleicht in viel schlimmerer Weise dachten, aber nicht auszusprechen wagten. Viele, später in Amt und Würden befindliche Männer waren demokratischer als Bucher, und man darf nicht vergessen, daß für den bekannten Steuerverweigerungsbeschluß außer ihm noch zweihundertundeinundfünfzig Abgeordnete stimmten, darunter drei frühere Staatsminister. Der Name „früherer Steuerverweigerer“ paßt daher für recht viele Leute! Auch Moritz Busch nennt seinen alten Freund merkwürdigerweise einen früheren Jakobiner! Fürst Bismarck, mit dem ich über diese Bezeichnung sprach, sagte mir: „Von Jakobiner keine Spur, eher machte er auf mich in der Kammer den Eindruck eines Nordamerikaners.“

Ich weiß nicht, wodurch Bucher 1848 in den politischen Kampf getrieben wurde, und hörte nur wiederholt von ihm, daß er sich während seiner Thätigkeit am Landgericht zu Stolp, wo er als Patrimonialrichter viel auf dem Lande zu thun hatte, von dem Treiben des Adels und der Geistlichkeit sehr wenig angezogen fühlte. In einem 1886 erschienenen Buch „Am Hofe des Kaisers“ findet sich der anonyme Verfasser bewogen, allerlei, und zwar meist unwahre Dinge, von Bucher zu erzählen. Der Geheimrat las die Broschüre gelegentlich durch und gab sie mir, mit sehr drastischen Randbemerkungen versehen, zurück. Wo seine früher „revolutionäre Thätigkeit“ besprochen wird, schrieb er an den Rand: „Falsch abgeschrieben aus einer anonymen Broschüre von 1850.“ Die Besprechung seiner Persönlichkeit schließt mit den merkwürdigen Worten: „Es war die unglückliche Liebe zu einer Jüdin in seiner Heimat Hinterpommern, welche Lothar Bucher aus seiner juristischen Carrière in den Strudel politischen Lebens warf.“

Diese Behauptung darf als vollständig erfunden bezeichnet werden, denn Bucher war auch früher nicht der Mann, der sich durch rein persönliche Erfahrungen in den Strudel politischen Lebens werfen ließ. Ob überhaupt ein wahres Wort daran ist, kann ich nicht sagen, möchte aber nicht unerwähnt lassen, daß der Verstorbene niemals ein Freund des Judentums gewesen ist.

Wenn er irgend eine Zeitperiode oder Persönlichkeit näher skizziren wollte, pflegte er Anekdoten zu erzählen; folgende, welche auf die Zeit vor 1848 Bezug haben, mögen hier Erwähnung finden:

Ein adeliger Mann durfte nur dann ein bürgerliches Mädchen heiraten, wenn die Eltern derselben dem sogenannten höheren Bürgerstande angehörten. Traf das nicht zu, dann konnte nur der König den Konsens erteilen, unter der Bedingung, daß die adeligen Eltern einverstanden waren. Da der König mit solchen Gesuchen viel belästigt wurde, überließ er die Entscheidung einem Minister, und dieser betraute schließlich die Gerichte damit. In Hinterpommern existirte nun ein Dorf, dessen Höfe fast durchweg sich im Besitze deutscher Bauern befanden, während sehr zahlreiche verarmte polnische Adelsfamilien im Dienst derselben standen. Ein solcher polnischer Aristokrat war Knecht bei einem Bauern und wollte gern dessen einzige Tochter heiraten, die er auch haben sollte. Das Gericht mußte aber den Konsens verweigern, weil die adelige Mutter des Knechts nicht einverstanden war. Der unglückliche Liebhaber fragte nun einen bekannten Winkelkonsulenten, was in der Sache zu thun sei, und erhielt den Rat, einen Diebstahl zu begehen, weil er dann mit der Strafe seines Adels für verlustig erklärt würde und auch ohne Zustimmung seiner Mutter heiraten dürfte. Der Pole stahl also ein paar alte Stiefel, mußte dafür acht Tage brummen und konnte nun die Tochter seines Bauern heiraten!

Ein Aristokrat, Großgrundbesitzer in Hinterpommern, hatte seinen Sohn auf die Universität geschickt, damit er vor allen Dingen den Doktor machen sollte. Nach mehrjährigem Studium seines Sprößlings erhielt er von der Universitätsbehörde ein großes, in lateinischer Sprache abgefaßtes Schreiben, welches er für das Doktordiplom hielt, da ihm das Siegel sehr imponirte. Er war nicht wenig stolz auf seinen Sohn und beschloß, das freudige Ereignis durch ein großes Festessen zu feiern, zu welchem alle Freunde des Hauses, unter anderen auch ein alter Justizrat, der langjährige Rechtsbeistand des Gastgebers, geladen wurden. Erst während des Belages wurde die freudige Ursache bekannt gemacht und dann in doppelt gehobener Stimmung weiter gefeiert. Dem alten Justizrat kam aber die Sache verdächtig vor, er erbat sich das angebliche Doktordiplom zur Einsicht und gab es stillschweigend zurück. Als nach fröhlich durchzechter Nacht und unzähligen Hochs auf den jungen Doktor, den Stolz des Hauses, die Gäste nach Hause fuhren, nahm er den glücklichen Vater beiseite und jagte, er habe die Fröhlichkeit nicht unterbrechen wollen, müsse aber doch im Vertrauen sagen, daß das überhandte Schriftstück mit dem schönen Siegel kein Doktordiplom sei, sondern die Mitteilung von der Relegation des Sohnes enthielte.

Ein Landpastor der Nachbarichast stand in dem Rufe, abends gehörig zu

kreipen, und renommirte in einer Gesellschaft mit seiner vortrefflichen Gesundheit, die ihm niemals zu schaffen machte. Bucher fragte ihn darauf sehr höflich und mit harmlosem Gesicht: „Sollten Sie morgens noch niemals Kopfschmerzen gehabt haben?“ Er erzählte mir die Geschichte gelegentlich mit dem Bemerken, daß die Frau Pastorin infolge dieser Aeußerung seine erbittertste Feindin geworden sei.

Ueber die Erfahrungen während der Zeit seines Aufenthaltes in England pflegte sich der Geheimrat offener auszusprechen. Er hatte dort anfangs mit pekuniären Sorgen zu kämpfen und mußte sich sehr einschränken. Lange Zeit bestand sein Mittagstisch in einem Stück Rindfleisch mit Gemüse, und er pflegte später oft zu sagen, daß ihm jetzt ein Diner nicht mehr so gut schmeckte, wie in London das tägliche Stück Rindfleisch. Verkehr hatte er in den ersten Jahren so gut wie gar nicht, und daher mag der Hang zur Schweigsamkeit rühren. Es gab für ihn aber sehr viel zu beobachten, und der Wandlungsprozeß muß schon nach kurzem Aufenthalt begonnen haben und langsam, aber stetig weiter gegangen sein. Er war ein zu scharf blickender Beobachter, um nicht bald herauszufinden, daß Heuchelei und äußerer Schein nirgends mehr zu Hause sind, als in dem freien Lande der Briten.

Weiläufig möge hier erwähnt werden, daß auch der damalige Herr v. Bismarck sich nicht besonders heimisch fühlte, als er in jüngeren Jahren zum erstenmal den Boden des gastlichen Inselreiches betrat. Nach sehr stürmischer Ueberfahrt kam er Sonntags in einer kleinen Stadt an das Land und pfiß ein Lied vor sich hin, vergnügt darüber, daß er wieder festes Land unter den Füßen hatte. Sogleich trat ein Polizeimann zu ihm und sagte mit wichtiger Miene: „Mein Herr, Sie dürfen nicht pfeifen, heute ist Sonntag!“ — „Was,“ sagte Fürst Bismarck, „ich darf nicht pfeifen, wenn ich vergnügt bin? Dann fahre ich lieber gleich wieder fort!“ Sprach's und verließ wirklich gleich wieder den Ort, wo man ihm verbieten wollte, vergnügt zu sein.

Palmerston und der „alte große Mann“, Herr Freudenstein,¹⁾ waren ihm besonders widerwärtig, und eine Begebenheit, in welcher letzterer die Hauptrolle spielte, belehrte ihn, daß die Rechtsprechung in dem hochkonservativen Preußen eine viel unparteiischere war als in dem liberalen England. Englische Lebensweise und Gewohnheiten, die er für viel gesunder und rationeller als die des Festlandes schätzen lernte, hat Bucher dauernd acceptirt; seiner Abneigung gegenüber dem inneren Wesen und dem ganzen Charakter des Inselvolkes ist er aber bis zuletzt treu geblieben. Auch die englische Lady war ihm, dem Verehrer der Frauen, sehr unsympathisch. Er nannte die englischen Frauen scheinheilig und pflegte zu erzählen, daß sie in ihrem Boudoir für Berrichtung der Morgen- und Abendandacht ein sehr kunstvolles Betpult besäßen, dessen Inhalt, durch einen grünen Vorhang verdeckt, anstatt frommer Bücher nicht so selten aus wohlgefüllten Viqueursflaschen bestände. Daß er kein Freund des Parlamentarismus

¹⁾ Gladstone.

war, ist bekannt; er hatte die Cliquentwirtschaft des englischen Parlaments gründlich verachten gelernt und traute auch der Selbstlosigkeit deutscher Fraktionspolitik nicht viel zu. Wie ich schon an anderer Stelle erzählte, sagte mir der Verstorbene, daß er sich nie dazu verstanden haben würde, im Parlament zu verhandeln. Der Grund für diese Weigerung lag aber nicht allein in der Abneigung gegen parlamentarisches Wesen; seine vornehme Natur sträubte sich nur dagegen, auf persönliche Angriffe einzugehen, die ihm sicherlich nicht erspart geblieben wären. „Was meinen Sie wohl, wie Richter und andere gute Menschen über mich herfallen würden, wenn ich Bismarcksche Politik vor dem Reichstag vertreten wollte?“ — so äußerte er sich mir gegenüber!

Wenn Geheimrat Bucher bei seinem Eintritt in das auswärtige Amt mit den damals im Ministerium herrschenden Ansichten wirklich nicht ganz harmonirte, so wurde er doch sehr bald der eifrigste und treueste Anhänger seines großen Meisters. „Der Chef ist ein genialer Mann und man könnte sich für ihn tot arbeiten“ — so schrieb er an seinen Bruder. Man hat sehr unnötige Betrachtungen darüber angestellt, ob Bucher ein willenloses Werkzeug in der Hand des Fürsten war, oder ob er ihn beeinflusst hat. Wer den Verstorbenen kannte, weiß, daß er willenlos niemals gewesen ist; der alte Achtundvierziger war aber scharfsichtig genug, Bismarcks Pläne und Ideen schon zu einer Zeit zu begreifen, wo selbst der Kladderadatsch — später der größte Bismarckverehrer — das Genie des Ministerpräsidenten noch in das Lächerliche zu ziehen suchte; und er stellte ihm mit vollem Vertrauen seine ganze Arbeitskraft zur Verfügung.

Daß auch er auf den Fürsten einen gewissen Einfluß ausgeübt hat, darf wohl als zweifellos angenommen werden, denn der Kanzler war gewohnt, alles mit seinem vertrauten Rat durchzusprechen — bis Herr v. Bülow als Staatssekretär auf der Bildfläche erschien.

Bucher hing an dem Fürsten mit ganzer Seele, und gar oft, wenn wir allein waren, sprach er von ihm und dem großen Stück Weltgeschichte, an welchem er als Gehilfe des großen Kanzlers mitmachen durfte. Seine Vertrauensstellung brachte ihm viel Ehre, aber auch viel Neid, und manche Unbequemlichkeiten. Jahre hindurch war er genötigt, seinen Urlaub im Auslande zu verleben, weil er in deutschen Bädern ununterbrochen durch Persönlichkeiten belästigt wurde, die seine Protektion bei dem Fürsten gewinnen wollten. Im Auslande hatte er wenigstens in dieser Beziehung mehr Ruhe, denn die Bittgesuche erstreckten sich dort meist nur auf Erlangung eines Bismarckautographes. Wo es anging, hat er diese verschafft, auf andere Gesuche ließ er sich aber selten ein.

Als einst in Barzin ein Forstbeamter gesucht wurde, wandte sich ein Bewerber an den Geheimrat mit der Bitte um Fürsprache. Bucher kannte den Mann von früher als zuverlässig und nahm keinen Anstand, ihn zu empfehlen, worauf er die Stelle bekam. Der Beamte schlug gar nicht ein, und dieser Mißerfolg war ein weiterer Grund für ihn, Bittstellern jede Befürwortung bei dem Fürsten abzuschlagen.

Trotzdem kam er nochmals in die Lage, sich für einen ihm völlig fremden

Mann zu interessiren, der mit seiner Hilfe durch Verwendung des Fürsten Bismarck vom Kaiser einen Gnadenakt zu erlangen hoffte. Bucher erzählte mir die interessante Geschichte, von der ich hier nur Andeutungen geben kann, gelegentlich als wir auf die Freimaurer zu sprechen kamen. Nach sorgfältigster Prüfung der Sachlage hatte er seine Verwendung zugesagt und dem Fürsten die Gelegenheit unterbreitet, welcher sich nach Kenntnißnahme sofort bei dem Kaiser verwandte. Ein Jahr war darüber hingegangen, man glaubte die Sache längst erledigt, als Bucher zufällig erfuhr, daß noch nichts darin gechehen war. Auf Veranlassung des Fürsten forschte er nach dem Grund dieser Verschleppung und erlaubte sich einem Herrn gegenüber die Aeußerung: „Sollten vielleicht die Freimaurer ein Interesse daran haben, daß trotz Befürwortung des Fürsten Bismarck das Bittgesuch nicht erledigt wird?“ Wenige Tage darauf hatte der vollzogene Gnadenakt das Kabinet des Kaisers verlassen!

Der Geheimrat war kein Freund der Freimaurerlogen; er beschuldigte sie, daß sie wiederholt versucht hätten, am Hofe des alten Kaisers politischen Einfluß zu erlangen und anderen Leuten entgegen zu arbeiten.

Nicht sehr bekannt dürfte die Thatjache sein, daß er und die jüngst verstorbene Gemahlin des Altreichskanzlers schon einmal als Kinder, gelegentlich einer Tauffeier in Hinterpommern, zusammen gekommen sind. Die Fürstin, welche überhaupt niemals die Mühe scheute, den schweigsamen Bucher in die Unterhaltung zu ziehen, hat ihn oft an die damalige Begegnung erinnert.

Besonders gern sprach er von der Zeit, wo er den Kanzler auf allen Reisen zu begleiten hatte. Einst ließ ihn der Chef in Berlin zu sich rufen, um eine dringende Sache zu besprechen. Er traf den Fürsten im Begriff, für zwei Tage nach Schönhausen zu reisen, und wurde aufgefordert, mitzufahren. Im Eisenbahnwagen wurde alles besprochen, und kaum am Ziel eingetroffen, setzte sich der Geheimrat hin, um einen langen Artikel für die Norddeutsche zu schreiben. Da die Zimmer bei der unerwarteten Ankunft nicht in Ordnung waren, so nahm er Platz unter einer vor dem Herrenhaus stehenden alten Linde und schrieb seinen Artikel mit Bleistift, im Ueberzieher und Hut auf dem Kopf.

Er befand sich auch in der Begleitung des Kanzlers, als dieser zum erstenmal nach Friedrichsruh fuhr, um sein neues Eigentum anzusehen. Da noch kein Herrenhaus existirte, so stieg man in dem Hotel Landhaus ab, welches mit zu der Besitzung gehörte. Der Wirt präsentirte dann eine so horrende Rechnung, daß sich der Fürst nicht enthalten konnte, zu fragen, ob denn die Lebensmittel hier so furchtbar teuer wären. Auf die Antwort des Wirtes, daß die Hamburger gewohnt wären, alles so teuer zu bezahlen, sagte Fürst Bismarck lachend: „Das ist ja sehr schön, da sehe ich gleich, was das Hotel für einen Wert haben muß!“

In Barzin war Bucher zugegen, als der Kanzler seinen letzten Rehböck schoß. Bekanntlich ging dieser schon seit Jahren nicht mehr auf Jagd, hatte aber immer seine Freude an dem Wild, besonders in Barzin, wo die Rehe sich ungestraft in dem Park aufhalten und nicht gestört werden durften. Eines Abends sah ihn der Geheimrat eiligst durch den Park nach dem Schloß laufen und mit

einer Büchse zurückkommen. Der Fürst war ganz erhitzt und sagte: „Ich muß hier einen Bock hinrichten! Der Bursche hat Platz im ganzen Park und nun sucht er sich zum Fegen gerade eine ganz seltene, aus Amerika zugeichichte Tanne aus, und das kann ich mir nicht gefallen lassen!“ Der Bock, welcher immer noch dabei war, den wertvollen Baum kahl zu fegen, wurde durch einen Büchsen-schuß erlegt, wonach der fürstliche Schütze immer noch bedauernd sagte: „Daß der Bursche auch gerade so unverschämt sein mußte, sich den seltensten Strauch im Park auszusuchen!“

Einst begegnete ihm der Fürst im Park von Barzin, und Bucher sah sofort an seinem Gesicht, daß irgend etwas geschehen war. Auf seine Frage, ob der Fürst eine unangenehme Nachricht erhalten habe, blieb dieser sofort stehen und fragte: „Woher schließen Sie das?“ Als Bucher sagte, daß er das aus dem Gesichtsausdruck schließen zu dürfen glaubte, antwortete der Kanzler: „Da sehe ich, daß ich noch lange kein Diplomat bin, denn sonst müßte ich mein Gesicht mehr in der Gewalt haben.“ Er hatte gerade die Nachricht von der ersten Erkrankung seines Sohnes, des Grafen Herbert, bekommen, welcher in Bonn von der Kopfschmerz befallen war. Der Fürst fuhr denselben Nachmittag nach Berlin, um seinem kranken Sohn näher zu sein, er selbst konnte aber dringender Geschäfte wegen nicht mit nach Bonn reisen, sondern mußte seine Gemahlin allein fahren lassen. Sie hat damals am Krankenbett ihres Sohnes bange Stunden durchgemacht! In einer Nacht war das Eis ausgegangen; sie hatte die alleinige Nachtwache übernommen und mußte auf den ihr ganz unbekanntem Hof gehen und Wasser pumpen, da im Hause alles fest schlief.

Von einem Herrn, welcher sich früher ebenfalls viel in der Umgebung des Fürsten aufhalten durfte, hörte ich, wie der Kanzler in Barzin und Friedrichsruh mit seinem vertrauten Rat arbeitete. Morgens, während der Fürst das erste Frühstück einnahm, erschien Bucher mit einer großen Mappe unter dem Arm, welche alle eingegangenen Brieffschaften enthielt. Er sagte kurz: „Guten Morgen“, legte dem Fürsten die Mappe vor und setzte sich stillschweigend an die andere Seite des Tisches, indem er weiße Papierzettel und einen großen Bleistift hervorzog. Während nun der Kanzler las, saß Bucher regungslos mit zugetrübten Augen und that so, als ob ihn die Welt nichts angehe. Sobald Fürst Bismarck ein Schriftstück durchgelesen hatte, fing er laut an zu denken, das heißt, er sprach vor sich hin, wie er die Sache behandelt haben wollte. Diese Worte brachte nun der Geheimrat auf seine Papierblättchen, und wenn auf diese Weise alle Briefe erledigt waren, nahm er Briefe und Notizen und verschwand damit nach kurzem Gruß auf sein Zimmer, wo er alles ausarbeitete. Das zweite Frühstück ließ er sich allein serviren, weil er nicht gestört sein wollte, und abends erschien er an der gemeinschaftlichen Tafel, nachdem er gewöhnlich vorher einen Spaziergang unternommen hatte, wenn er nicht mit dem Fürsten zusammen ausgefahren war.



Fürst Bismarck und die Parlamentarier.

Von

Heinrich von Poschinger.

(Schluß.)

Julius von Hölder.

Berlin, den 29. Februar 1880. Sonntag.

Dorgeſtern konſtituirte ſich unſere Gruppe als „liberale Gruppe“, nachdem von den Bayern Schauß und Feuſtel angekommen waren. Der Wuñſch der Mitglieder war, mich zum Vorſtand zu wählen. Ich hätte damit die Aufgabe der Vertretung der Gruppe im Reichſtag in erſter Linie auf mir gehabt, der ich recht gerne ledig geblieben bin. Außerdem wird in Bayern Wert darauf gelegt werden, daß ein Bayer an der Spitze ſteht. Von Schauß weiß die Welt, daß er ehrgeizig iſt. Völk iſt nicht hier und taugt nicht recht zum Leiter einer Gruppe reſp. Partei. So wählten wir denn per Acclamation Schauß zum Vorſtand, nachdem allſeits meine Ablehnung bedauert worden war. Ich bin mit dieſem Gang durchaus einverſtanden. Schriftführer wurde Kömer. Die von der Gruppe einzunehmende Haltung, wie ich ſie darlegte, wurde genehmigt; als Name derſelben wurde auf meinen Vorſchlag angenommen: „Liberale Gruppe“. Mitglieder ſind folgende: Schauß, Kömer, Völk, Feuſtel, Zinn, Vogel, Kenzich, Fürſt Carolath, von Ohlen, Näger, Servais, Kreuz, Klein und ich; 14 wohlgezählte: 4 Bayern, 2 Württemberger, 2 Sachſen, 2 Schlefier, 3 Rheinländer, 1 Thüringer. — Mehr wird wohl wegen ſeiner Beförderung zum Reichsgerichtsrat austreten müſſen, Bauer (Hamburg) iſt ſchon ausgetreten.

Mit Sicherheit ſind Weitritte nur zu erwarten von Moſle, Löwe.

Im nationalliberalen Lager treibt es einer Trennung zu. Es müſſen ſchwere Kämpfe ſtattfinden; es finden täglich Sitzungen ſtatt und es wird Stillſchweigen darüber beobachtet. Forckenbeck geht in oppoſitionellem Sinne vor.

Geſtern wurde geſagt, Windthorſt habe eine zweiſtündige Unterredung mit Bismarck gehabt; die „Germania“ lenkt ſogar bezüglich des Sozialistengeſetzes ein. Die Situation iſt ähnlich wie im vorigen Jahr. Bismarck iſt Realpolitiker, er will unbedingt Mehrheiten haben. Dieſe können ihm die Nationalliberalen wegen innerer Zerriffenheit nicht gewähren, ſomit ſucht er ſie durchs Zentrum zu erlangen.

Geſtern hatte ich mit dem Geheimen Legationsrat von Bülow eine Unterredung wegen Unterſtützung der Schulen des deutſchen Tempels in Paläſtina, für die ich auf Anregung von Stuttgart aus im Reichſtag eingetreten war. Bülow ſtellte mir Gewährung einer mäßigen Unterſtützung in beſtimmte Ausſicht.

Berlin, den 1. März 1880. Montag.

Heute früh erhielt ich eine Einladung zum Diner bei Bismarck auf Donnerstag.

Um 10 Uhr Sitzung unserer Gruppe, der nun Moßle beigetreten ist. Ferner meldet sich Treitschke; ich habe große Bedenken gegen dessen Zulassung. Er ist entschiedener Unitarier, als solcher in Württemberg vertrieben, und würde unserer Sache in Württemberg großen Eintrag thun. Außerdem ist er mir zu einseitig bismarckisch, auch kaum mehr liberal zu nennen (s. seine entschiedene Stellung in der Judenfrage); endlich ein Professor, wie er im Buche steht, ausgeprägter individueller politischer Charakter, der nie recht in den Rahmen einer Fraktion sich einfügen, sondern stets seinen eigenen Weg gehen wird. Solche auf sich selbst stehende, hervorragende Charaktere (wie z. B. auch Mohl) sind von höchstem politischem Wert für eine Nation, nicht aber für eine Partei.

Beginn der Beratung über das Militärgegesetz. Edle, eindrucksvolle Rede Moltes. Im ganzen ist die Verstärkung der Militärmacht gewiß notwendig und unsere Gruppe hierin bis etwa auf einen einig. Für mich ist die politische Lage im ganzen nicht, wie sie momentan ist, sondern wie sie sich historisch entwickelt hat, maßgebend. Zeitungsartikel und Tagesereignisse lassen mich in dieser Beziehung kalt. Bei Rußland kommen dessen Jahrhunderte alte orientalische Politik, sein Ziel: Konstantinopel und mittelbare oder unmittelbare Beherrschung der Balkanhalbinsel, sein Panlavismus, seine Expansionskraft und innere Verworfenheit, bei Frankreich seine seit Jahrhunderten oft erprobte Aggressivpolitik und seine bisherigen erprobten Revanchegefühle in Betracht. -- Das sind Dinge, die nicht über Nacht anders werden. -- Die Balkanhalbinsel muß unter deutschem resp. österreichischem Einfluß stehen, soweit sie ihren Halt nicht in sich selbst finden kann.

Berlin, 3. März 1880. Mittwoch.

Heute Verhandlung in der Gruppe wegen der Zulassung Treitschkes. Es wird unter der Hand ablehnend bereinigt werden. Sein Unitarismus wäre besonders wegen der württembergischen und bayerischen Wähler bedenklich. Kömer meinte nachher, ich hätte mich zu scharf ausgesprochen.

Stuttgart, den 6. März 1880. Sonntag.

Letzten Donnerstag, abend 5 Uhr, Diner beim Reichskanzler. Es waren etwa 30 Abgeordnete geladen. Von der liberalen Gruppe Schauß und ich. Bismarck gab mir beim Empfang die Hand und erkundigte sich nach unserem Landtag. Bei Tisch saß ich in nächster Nähe des Grafen Wilhelm Bismarck, der sehr lebenswürdig war, von seiner Familie Sommeraufenthalt bei Kissingen und von den Geschenken erzählte, die sein Vater aus der ganzen Welt empfangen u. s. f. Ich entfernte mich etwas früher als die anderen, um noch zu dem 8 Uhr Schnellzug zu kommen, bat den Grafen Wilhelm, mich bei seinem Vater deswegen zu entschuldigen. Er fand mein Fortgehen natürlich, sagte: „Ich hoffe Sie bald wieder bei uns zu sehen“, und begleitete mich bis zur Thüre.

Berlin, den 16. März 1880. Dienstag.

Unsere Gruppe besteht aus 15 Mann: sie wird von Bismarck sehr protegirt, der gestern vor 8 Tagen 6 Mitglieder derselben bei sich zu Tisch hatte. Der Kanzler war äußerst lebenswürdig gegen Schauß. Wir müssen uns hüten, der

Aufsicht Grund zu geben, als ob wir die Partei Bismarck sans phrase seien, was man von uns mit Unrecht behauptet.

Am Sonntag Sitzung der Gruppe zu nur 5. Wir besprachen die Situation. Lasker ist aus der nationalliberalen Fraktion ausgetreten; werden Forckenbeck, Stauffenberg, Bamberger, Braun folgen? Außer denselben soll sich noch ein weiterer linker Flügel von Unzufriedenen bilden. Es rumort auch in der Fortschrittspartei und bei den Freikonservativen. Borerst und auf diesem Reichstag wird es aber schwerlich zu neuen Parteibildungen kommen, und wir haben zunächst keine Aussicht auf Zuwachs. Wenigsten ist, wie es scheint, mit Bismarck verständigt und dieser ist der Herr der Situation.

Berlin. Donnerstag, den 8. April 1880.

Schon in Hof erfuhr ich auf der Reise von Stuttgart nach Berlin von Sonnemann, der auch im Zug war, daß Bismarck wegen einer Abstimmung im Bundesrat seine Entlassung eingereicht habe.¹⁾ Preußen fiel bei der Frage über die Stempelpflichtigkeit der Postquittungen für Anweisungen u. s. w. mit Bayern, Sachsen, Waldeck durch gegen Württemberg und alle anderen Kleinen, 30 gegen 28 Stimmen. Hier in der Stadt und im Reichstag spricht alles davon. Es werden alle möglichen Vermutungen aufgestellt und Wize gemacht. Württemberg habe den Reichskanzler gestürzt, wer wird Reichskanzler? Obgleich die Preußen der Durchfall gegen die Kleinen genirt, erkennen sie doch meist an, daß es sich um eine Lappalie handelte, zudem um eine unpraktische, da die Quittungssteuer im Reichstag doch fallen wird, daß man den Bundesrat streichen könne, wenn in solchen Dingen seine Abstimmung nicht mehr frei wäre. Will Bismarck mit diesem Schritt der Einrichtung des Bundesrats irgendwie auf den Leib?

(Während der Reichstagsitzung erfuhr Hölder noch Näheres über den Vorgang. Schmid, der württembergische Bevollmächtigte zum Bundesrat, handelte genau nach Instruktion.) Bayern war im Ausschuß gegen den Quittungsstempel, und der bayerische Minister Niedel sprach in der speziellen Frage mit Schmid dagegen. In der Zwischenzeit bis zur Plenarberatung verständigte sich Preußen mit Bayern auf einen Stempel für den fraglichen Fall im Betrage von zehn Pfennig. Wahrscheinlich sicherte Preußen Bayern dagegen die Beibehaltung seines bayerischen Stempels von gewissen Quittungen bei der bayerischen Staatsfinanzverwaltung zu.

Sachliche Gründe für die Ansicht von Württemberg: Die Posteinnahmen

¹⁾ In der Sitzung des Bundesrats vom 3. April 1880 wurde ein Antrag Preußens, betreffend den Quittungsstempel, von der Mehrheit der Stimmen gegen die Stimmen von Preußen, Bayern, Sachsen und Waldeck abgelehnt. Dieser Beschluß, für dessen Ausführung Bismarck die Verantwortung nicht übernehmen zu können glaubte, gab Anlaß zu einem Demissionsgesuch desselben. Da der Bundesrat hierauf bei wiederholter Beratung den Antrag Preußens annahm, so zog auch der Kanzler sein Entlassungsgesuch zurück und beschränkte sich darauf, den Antrag auf Revision und Hervollständigung der Geschäftsordnung zu stellen. Ueber die hinter den Coullissen sich abgespielten Vorgänge erfuhr der Abgeordnete von Hölder manches Detail von einer sehr gut unterrichteten Seite. Ich lasse hier folgen, was er in seinem Tagebuch darüber schreibt.

könnten abnehmen, da der Stempel im Effekt nichts anderes als eine Erhöhung des Postportos wäre; doppelte Besteuerung des Postscheins und der nachherigen Quittung des Empfängers. Die Vertreter der kleinen Staaten seien zum Teil sehr beunruhigt über das, was sie anstellten. Der württembergische Gesandte Freiherr v. Spitzemberg sei zu Bismarck gerufen worden. Er habe sogleich erklärt, wenn es sich um eine Aenderung der württembergischen Abstimmung handle, sei nichts zu machen. Bismarck habe dies und weiter anerkannt, daß Württemberg von seinem Standpunkte recht habe. Er sei nicht böse auf Württemberg. Es scheine, Bismarck wolle die Gelegenheit nur benützen, um eine Aenderung in der Geschäftsordnung des Bundesrats durchzusetzen, die er längst anstrebe.

Geärgert habe ihn, daß 2 Vertreter kleiner Staaten 16 Stimmen geführt hätten. Es werde sich um Unzulässigkeit von Substitutionen oder Beschränkung derselben handeln, so daß etwa ein Abwesender nur eine weitere Stimme führen dürfte. Abwesende würden nicht gezählt. Bismarck wünsche, daß die Minister der Staaten selbst zu gegebenen Zeiten im Bundesrat erscheinen; er äußere sich föderalistisch, d. h. seiner Behauptung nach. Hölders Gewährsmann hielt eine solche Einrichtung für gefährlich, da dann der persönliche Einfluß zu groß würde, während Bevollmächtigte durch Berufung auf ihre Instruktion eine gesicherte Stellung hätten.

Mit dem Kanzler selbst sei immer noch leichter (im mittelstaatlichen Sinn) zurecht zu kommen als mit den anderen Preußen in der Regierung.

Berlin, 11. April 1880.

Der Präsident des Reichstags, Graf Arnim, erzählte gestern im Foyer, der Kaiser habe sich ihm gegenüber sehr erfreut über die große Majorität ausgesprochen, mit der das Militärgesetz angenommen wurde. Es sei ihm dieselbe insbesondere dem Ausland gegenüber lieb, da letzteres daraus sehen könne, wie er, der Kaiser, sich in Fragen der Machtstellung Deutschlands auf die Volksvertretung verlassen könne. Er habe ihn beauftragt, diese Freude den Abgeordneten mitzuteilen.

Die Nationalliberalen haben bei der Wahl in die Wucherkommission nicht korrekt gegen uns gehandelt und den von uns ihnen bezeichneten Völk nicht gewählt. Sie berufen sich auf ein Mißverständnis; Schausß habe ihnen gesagt, ihm sei diese Wahl gleichgiltig. Wir können uns diese Handlungsweise nicht gefallen lassen; eventuell müßten wir direkt mit dem Seniorenkonvent zu handeln suchen.

Bunjen, der voriges Jahr in einer Volksversammlung heftig gegen Bismarck gesprochen, sagt mir, er sei durch den Vertrag mit Oesterreich wieder ganz ausgeöhnt mit ihm. Er sei eben ein großer Mann. — Den Kaiser habe längst schon als Prinzen von Preußen die Abhängigkeit von Rußland gedrückt. Mit einer milden Form der Emanzipation (gegenüber der brüskten Bismarcks) wäre er auch einverstanden gewesen. Bunjen verkehrt öfter mit dem Kronprinzen.

Berlin, 12. April 1880.

Der Bundesrat hat nun mit der Stempelsteuer auch in dem beanstandeten

Punkt dem Reichskanzler den Willen gethan; Württemberg enthielt sich der Abstimmung.

Vielfach hört man behaupten, der württembergische Bevollmächtigte zum Bundesrat Schmid habe die letzte Mehrheit gegen Bismarck zusammengebracht. Ich widerspreche, doch scheint es, daß er seine Instruktion sehr energisch vertreten hat. Das war seine Pflicht, vielleicht war die Form zu schroff.

Berlin, den 14. April 1880.

Ueber die spätere entscheidende Abstimmung im Bundesrat über den Quittungstempel bemerkte ein anderer Gewährsmann Hölders, der gleichfalls Mitglied des Bundesrats war, im Bundesrat habe weder zur Sache selbst noch zur Formfrage irgend einer gesprochen. Da habe denn er (Hölders Gewährsmann) das Wort ergriffen und geäußert, wenn durch die wiederholte Beratung und abweichende Beschlußfassung konstatirt sei, daß in der Geschäftsordnung ein Mangel bestehe, so solle man doch letztere in Erwägung ziehen. Daran habe er einige Andeutungen wegen etwaiger Verbesserungen geknüpft. Nach der Sitzung sei der Chef der Reichskanzlei, Geheimrat Tiedemann, zu ihm gekommen und habe gesagt, das seien ungefähr auch die Ideen des Reichskanzlers. Letzterer habe ihn seinen diesfälligen Bericht an den Kaiser lesen lassen und ihn zum Essen eingeladen. Bismarck beanspruche aber nicht für sich die Substitutionen, sondern sei überhaupt gegen dieselben oder doch für äußerste Begrenzung der selben. Die Königreiche hätten schon bisher keine Substitutionen übernehmen dürfen, weil Preußen das sehr übel aufgenommen hätte. So hätten die Kleinen die Vertreter von Kleinstaaten benützen müssen. Nun ärgere auch dies den Kanzler. Es sei allerdings auch nicht ein gesundes Verhältnis; denn die Instruktionen gingen gewöhnlich nur dahin, für den Ausschlußmehrheitsantrag zu stimmen. Bismarck sage: die Kleinstaaten brauchten ja für ihre Vertretung im Bundesrat keinen großen Aufwand zu machen; sie sollten einen geeigneten Beamten schicken; ein solcher könnte so gut wie ein preußischer Landtagsabgeordneter mit 20 Mark pro Tag hier leben. — An eine Verfassungsänderung werde gar nicht gedacht, nur die Frage der Vertretung Elsaß-Lothringens im Bundesrat mit Stimmrecht sei immer im Hintergrund. Das sei aber nun einmal verfassungsmäßig unmöglich.

Um 8 Uhr Sitzung der Gruppe. Besprechung des Uebergehens von Bölk bei Wahl der Bucherkommission seitens der Nationalliberalen entgegen den Bestimmungen des Kartells. Hier spielt eine Intrigue.

Berlin, 15. April 1880.

Römer erzählte mir, daß Bismarck gegenwärtig mit den Freikonservativen nicht sehr zufrieden sei. Bismarck suche unsere Gruppe ganz in seinem Sinne zu beeinflussen (Besteuerung der Dienstwohnungen zc.), man müsse auf der Hut sein. Nun, es wird sich Gelegenheit geben, zu zeigen, daß wir ihm nicht ohne weiteres zu Willen sind.

Berlin, den 16. April 1880.

Heute (Freitag) Sieg der Ultramontanen im Reichstag mit Hilfe der

Konservativen, mit 10 Stimmen Mehrheit in einer zwar nicht sehr praktischen aber prinzipiellen Frage.¹⁾ Die Regierung war dagegen. Die Frage wird erörtert, wodurch dieses Resultat? Hat Bismarck insgeheim doch anders kommandirt oder war die Abstimmung mehr im Sinne des Kaisers?

Berlin, 29. April 1880.

Die Nationalliberalen jagten mir,²⁾ unsere Gruppe stehe zwischen ihnen und der Linken, während sie bisher geglaubt hätten, sie stände zwischen ihnen und den Freikonservativen. In speziellen Vertrauens- und Personalfragen stimmen wir allerdings nicht mit ihnen, sondern häufig mit dem rechten Zentrum, so bei der gestrigen Tabaksfrage und bei Samoa. Im letzteren Fall war uns ausschlaggebend, daß in einer Frage der äußeren Politik wir den Reichskanzler nicht im Stiche lassen wollten. In der Tabakmonopolfrage wollten wir uns nicht binden und keinen aggressiven Stoß gegen den Kanzler führen. In beiden Fragen unterlag er gleichwohl. Die Zahl seiner Gegner vermehrt sich überhaupt. Das Zentrum stimmt neuerdings beharrlich gegen ihn.

Stuttgart, 8. Mai 1880. Samstag.

Nach den Zeitungsberichten und einem Brief Römers ist in Berlin zunächst Frieden mit dem Reichskanzler geschlossen; er läßt sich demnächstigen Schluß des Reichstags und Vertagung seiner Steuerprojekte gefallen und machte bei der am Dienstag abgehaltenen Soirée den Liebenswürdigen. Nur gegen Hamburg tobt der Sturm fort.

Stuttgart, den 19. Mai 1880.

Am 8. Mai 1880 hielt Bismarck aus Veranlassung des Delbrück'schen Antrags zur Elbschiffahrtsakte im Reichstag seine Staub aufwerfende Rede, am Montag machte sich der Reichstag schlüssig und wies bei der dritten Lesung den Gegenstand unmittelbar vor dem Schlusse an die Kommission zurück. Der Beschluß hatte den Sinn des non liquet, und wenn ich in Berlin gewesen wäre, hätte ich auch für diesen ursprünglich Bennigsen'schen Antrag gestimmt.

Ich erfuhr aus Bundesratskreisen, Fürst Bismarck habe bei seiner Anwesenheit in den Bundesratsausschüssen die Aeußerung gethan, die Mittelstaaten (Bayerns Gesandter stellte sich im Kampf um die Freihafenprivilegien Hamburgs auf die Seite dieser Hansestadt) sollten an den 14. Juni 1866 denken. Die gleiche Aeußerung habe der Sohn Bismarck's gesprächsweise zu dem Abgeordneten Römer gethan.

Römer erzählt, Graf Wilhelm Bismarck habe ihm während der Sitzung erklärt, sein Vater sei entschieden gegen den Antrag Bennigsen, er ziehe ein einfaches Ja oder Nein vor. Nach seiner Erzählung verkehrt Fürst Bismarck auch mit Schauß, und Römer behauptet (wohl mit einiger Uebertreibung), unsere

¹⁾ Gemeint ist der Antrag, die Geistlichen von den Uebungen, welchen die Ersatzreserve nach dem neuen Militärgeieß unterworfen werden soll, zu befreien. Stenogr. Verh. S. 726—739.

²⁾ Nach der von Hölder in der 41. Sitzung des Reichstags am 29. April 1880 gehaltenen Rede, worin er sich über das Stempelsteuergesetz im wesentlichen ablehnend äußerte.

Gruppe resp. Schauß habe den Kanzler bestimmt, zu der Dienstagssoirée einzuladen. Letzterer habe am Montag darüber zu Schauß gesagt, er wisse gar nicht, woher er so schnell gutes Essen herbekommen solle, worauf Schauß erwidert habe, gute Worte seien den Abgeordneten lieber als gutes Essen. Mir wird bei diesem Verkehr der Gruppe und dieser Intimität mit Bismarck schweiß zu Mute.

Norsbach, den 22. August 1880.

In den Zeitungen, die ich hier nicht regelmäßig lese (auch eine Erholung), finde ich die Nachricht, daß demnächst der linke Flügel der Nationalliberalen mit einer Erklärung austreten und eine besondere Gruppe zwischen Fortschritt und Nationalliberalen bilden werde. Da gilt es nun Stellung zu nehmen, vorerst aber abzuwarten. Indessen wird es notwendig werden, in einer Wählerversammlung meinen Standpunkt darzulegen. Wie derselbe sich zu Bennigsen resp. Jordanbeck verhalten wird, muß die Zukunft lehren. Durch dick und dünn gehe ich nicht mit Bismarck, obgleich ich (soviel jetzt schon klar ist) mit Jordanbeck und Wenossen (Freihandel, Doktrinarismus, Zentralismus, Negation gegen Steuern überhaupt, gegen die Militärerhöhung, gegen das Sozialistengesetz u. s. f.) noch weniger als mit Bennigsen gehen kann.

Mit dem Jahre 1880 haben die Tagebuchaufzeichnungen Hölders ihren Abschluß gefunden. Den Plan der Fortsetzung, den er im Jahre 1881 noch hatte, vereitelte die Geschäftslast, die vom Herbst 1881 an infolge seiner Berufung zum Ministerposten auf ihm ruhte. Hölder hat von da an keinerlei schriftliche Aufzeichnungen über seine politischen Erlebnisse mehr gemacht. Sein Wunsch, dies in den letzten Jahren seines Lebens in ruhiger Weise zu thun und die früher gesammelten Aufzeichnungen u. s. w. zu sichten und zu verarbeiten, ging nicht in Erfüllung. Er starb mitten in der Geschäftslast, die er nie mit Befriedigung getragen und nur aus Pflichtgefühl und auf Grund politischer Erwägungen übernommen hatte.



Prinz Heinrich zu Schoenaich-Carolath über die Umsturzvorlage.

Der nachstehende Brief des bekannten Reichstagsabgeordneten unterscheidet sich von anderen Kundgebungen gegen die Umsturzvorlage zunächst dadurch, daß er von einem mitten im parlamentarischen Leben stehenden Manne ausgeht und bestimmte Vorschläge enthält, welche nicht nur in den Kreisen der deutschen Wähler, sondern auch seitens der deutschen Städte und Hochschulen volle

Beachtung und lebhafteste Sympathien finden werden. — Die Zeit drängt, soll überhaupt etwas geschehen, so muß dies bald geschehen. Allgemein gehaltene Proteste, so patriotisch sie auch waren, hatten leider bisher keinen greifbaren Erfolg, praktische Vorschläge können bei einmütigem Zusammenstehen aller nationalgesinnten Männer allein noch zum Ziele führen. — Es handelt sich hier um weit mehr als um eine noch so bedeutsame Tagesfrage, es handelt sich um eine Gefahr, welche unsere gesamte Geisteskultur bedroht, und damit um eine eminente Gefahr für das Reich selbst.

Redaktion der „Deutschen Revue“.

Geehrte Redaktion!

Was viele befürchtet, wenige geglaubt haben, scheint Thatsache zu werden. Die Kommissionsberatungen über die „Umsturzvorlage“ sind beendet, der Berichterstatter für das Plenum des Reichstags ist bestimmt, nur wenige Wochen noch trennen uns von der Entscheidung.

In der Presse wird immer wieder die Frage erörtert, ob die verbündeten Regierungen die Vorlage in ihrer jetzigen Gestalt annehmen werden oder nicht. Es ist dieses Anschauen zu den Regierungen bezeichnend für einen großen Teil des deutschen Volkes. Es erwartet sein Heil von oben. In England, in Oesterreich, in Ungarn würde das Volk selbst, die Vertretung seiner Interessen in die Hand nehmend, sein Anliegen vor den Thron, vor das Parlament bringen, um das Staatsoberhaupt, die Volksvertreter, falls dieselben nicht genügend unterrichtet schienen, von der öffentlichen Meinung, der Stimmung des Volkes in Kenntnis zu setzen. Da würde die Aristokratie Hand in Hand mit dem Bürgertum lauten Protest gegen eine Vorlage erheben, welche — wie keine andere zuvor — alle bürgerliche Freiheit und jede gesunde Fortentwicklung bedroht. Deshalb hat auch wohl in jenen Ländern Aristokratie und Bürgertum ein anderes Ansehen als bei uns. Das Volk hat sich dort durch eine lange geschichtliche Entwicklung daran gewöhnt in beiden Faktoren eine allezeit bewährte Schutzwehr, und immer bereite Verteidiger seiner Rechte zu sehen, welche freimütig nach oben wie nach unten, die Gerechtfame der Monarchie, wie diejenige des Volkes zu verteidigen bereit gewesen oder noch sind. Wie anders in Deutschland!

Wohl finden Protestversammlungen statt, wohl vereinigen sich hier Künstler, Schriftsteller, Gelehrte, dort politische Vereine, um ihre Anschauungen darzulegen, aber wo bleibt der vernehmliche Ausdruck des Unwillens der nahezu fast alle Kreise der Bevölkerung ergriffen hat?

Der Deutsche entschließt sich im allgemeinen nur schwer, aus seiner Zurückhaltung hervorzutreten: sein Arbeitszimmer, sein Geschäft, seine Familie halten ihn mehr als den Angehörigen einer andern Nation gefangen, nur ungern nimmt er aktiven Anteil an der Tagespolitik, er möchte Feindschaften, Schädigungen seines bürgerlichen Erwerbs von dieser oder jener Seite, je nachdem er Stellung zu den Tagesfragen nimmt, vermeiden, er will seine Ruhe haben.

Im grellen Gegensatz hierzu steht die Müßigkeit und Thätigkeit der sozialdemokratischen Organisation. Diese leider gegenwärtig stetig fortschreitende Bewegung, verbunden mit anderen Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens, sollte aber dem deutschen Bürgertum beweisen, daß die Zeit der Zurückhaltung vorüber ist.

Sollte der Bauernstand, der sich einstmal opfermutig um die Fahnen des Großen Kurfürsten geschart, der nicht zum geringsten Teile die Schlachten Friedrichs des Großen und Kaiser Wilhelms I. geschlagen, sollte das deutsche Bürgertum, dem wir unsere Weistesthelden, dem wir nicht zum wenigsten die ruhmvolle Erhebung 1813 verdanken, sollte unser Adel, der auf unzähligen Schlachtfeldern geblutet, der bewährt im Staatsdienste, gottesfürchtig und unerschrocken für König und Vaterland freudig seine Kräfte eingesetzt hat, stumm und geduldig eine Vorlage hinnehmen, die in ihren kautschukartigen Paragraphen jeden, auch den loyalsten Unterthanen mit ihren Strafbestimmungen treffen kann und nur denjenigen keinen Schaden bringen wird, für welche sie anscheinend ursprünglich bestimmt war -- der Sozialdemokratie und dem Anarchismus?

Diese gerade sind es, welche den Vorteil erkennen und ausnutzen werden, ihre Reihen werden durch all die Erbitterung, welche die Vorlage, einmal erst Weiz geworden, fortgesetzt hervorrufen wird, vermehrt und gestärkt werden. Die Sozialdemokratie ist der tertius gaudens bei diesem sonderbaren Schauspiel!

Auf die Einzelheiten der Vorlage, wie solche als Danaergehensent des Zentrums heute vor uns liegt, gehe ich nicht näher ein. Man lese die Vorlage, man lese aber vor allen Dingen die Kommissionsberichte, welche in den letzten Monaten regelmäßig erschienen und einen interessanten Einblick gewähren. Wahrlich, Aehnliches ist dem deutschen Volke bislang nicht geboten worden. Man glaubte, die Zeit der „Karlsbader Beschlüsse“ sei endgiltig vorüber. Und das alles geschieht in demselben Jahre, in welchem wir uns anschicken, in festlicher Stimmung die fünfundzwanzigste Wiederkehr jener erhebenden August- und Septembertage zu feiern, die uns so glänzende Siege und die heißersehnte Wiederaufrichtung des Reiches brachten! Als damals auf Frankreichs Feldern die deutsche Jugend todesfreudig den an Kriegsruhm reichen, kampferprobten Gegner heldenhaft überwand, da war es nicht zum mindesten der Herzenswunsch, Kaiser und Reich aus diesem Kampfe erstehen zu sehen, ein Herzenswunsch, welchem hingebende Pflichterfüllung, beispiellose Mannszucht und Treue bis in den Tod den Sieg erringen halfen.

Im neuen deutschen Reich aber sollte sich erfüllen, was damals der Dichter von Gottes Gaben und Gnaden, was Emanuel Geibel sang:

Die blutgetränkten Lorbeerreiser, sie windet alle Zweig an Zweig,

Zur Krone für den deutschen Kaiser, zum Freiheitsbaum fürs deutsche Reich.

Und nun im neuen deutschen Reich, nachdem es ein Vierteljahrhundert bestanden -- zum Jubiläum seiner Siege diese Vorlage!

Ob wir wohl mit derselben viel „moralische Eroberungen“ machen werden? Und doch bezeichnete einst der Freiherr vom Stein den Weg der „moralischen Eroberungen“ als den Siegeszug, den gerade Preußen berufen sei, im deutschen

Reiche zu gehen! Oder sollte das, was für Stein und für die Besten jener Zeit galt, heute seine Geltung und Wichtigkeit verloren haben?

Man kann einwenden: damals gab es noch keine Sozialdemokratie, keinen Anarchismus. Wohl, dafür gab es „Demagogen“ und Kopfbuemörder, wie heute Carnotmörder. Und was haben all die Verfolgungen der damaligen Zeit erreicht? Sie haben die Wiederaufrichtung des Reiches wohl hinausgeschoben, aber nicht verhindern können, ebenso wenig wie das konstitutionelle System der heutigen Tage. Man wird sagen: Der Gesetzentwurf richtet sich lediglich gegen diejenigen, welche die gegenwärtige Staatsordnung umstürzen, die bürgerliche Gesellschaft in ihrer jetzigen Gestalt beseitigen, geheiligte Einrichtungen beschimpfen und herabsetzen wollen. Dem gegenüber braucht man nur auf den Gesetzentwurf selbst hinzuweisen, dessen nach allen Seiten dehnbare Bestimmungen dem freien Ermessen des Staatsanwalts wie des Richters jeden beliebigen Spielraum lassen. Welche Meinungsverschiedenheiten haben sich — nach den Kommissionsberichten — über die Anwendung und Ausführung der einzelnen gesetzlichen Bestimmungen bereits bei dem Gesetzgeber selbst ergeben, wer wird sich da wundern können, wenn je nach Zusammensetzung des Richterkollegiums die Urteile auch verschieden lauten werden, ja, welcher Richter wird eigentlich genau wissen, welche Absicht bei dieser oder jener Bestimmung der Gesetzgeber wirklich gehabt hat!

Welche Männer werden die Ausführung dieses „Umsturz-Gesetzes“ einzu regeln und zu überwachen haben? Heute ist Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Lande“ verdächtig, morgen eignet sich vielleicht „Zell“, „Egmont“, „Faust“, ebenso wenig zur Ausführung, wie heute Bodensiedts Gedichte und Paul Heyjes Werke auf den Index gesetzt werden. Und was etwa wird die Frage sei erlaubt — aus den Schriften Friedrichs des Großen?

Von verschiedenen Seiten ist die „Umsturzvorlage“ in ihrer ursprünglichen Fassung als „der erste Schritt“ bezeichnet worden. Was haben wir noch weiter zu erwarten? Wer — von den Richteingeweihten — wollte dies heute zu sagen im stande sein? Schon wird die Abschaffung des geltenden Reichstagswahlrechts öffentlich gefordert und sogar als eine bald zu lösende nicht mehr aufzuschiebende Aufgabe bezeichnet! Wer will wissen, welchen Lauf die Dinge nehmen, wenn der maßvolle, einsichtige, an politischen Erfahrungen so reiche Staatsmann, der gegenwärtig die Geschäfte des deutschen Reiches zu führen berufen ist, nicht mehr an seinem Platze sein sollte?

Es handelt sich hier um keine Parteifrage. Alle politischen Parteien — das Zentrum, welches so eifrig für das Zustandekommen der Vorlage und die Verschärfung derselben in seinem Sinne eingetreten ist, kann vielleicht auch noch einmal am eigenen Leibe die angeblichen Segnungen derselben zu kosten bekommen — sind beteiligt und bei allen ist das freie Wort in Gefahr, jede Kritik bedroht. Ganz folgerichtig vereinigen daher strengkonservative Politiker und strengkonservative Organe ihre Warnungen und Proteste mit denjenigen der liberalen Parteien.

Schwer rächt sich wiederum in diesem Augenblick die Zerfahrenheit, Uneinigkeit und Schwäche des Liberalismus in Deutschland.

Wo ist eine große, geschlossene liberale Partei im Reichstag, die im Stande wäre, heute den Herrschergelüsten des Zentrums wirksam zu begegnen und eintretenden Falles eine Stütze der Reichsregierung zu sein. Nun müssen — möchte man beinahe sagen — die verbündeten Regierungen den Willen des Zentrums erfüllen, weil sie dasselbe Zentrum für Steuerpläne, gegen den Antrag Ranitz und so weiter gebrauchen.'

Indessen die Entscheidung steht vor der Thür. Ueberflüssig, zu wiederholen, um was es sich handelt. Es besteht die dringende Gefahr, daß die Vorlage Gesetz wird, wenn nicht das deutsche Volk, soweit es diese Einschränkung seiner politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen und literarischen Freiheit nicht will, laut und deutlich, selbstverständlich innerhalb seiner verfassungsmäßigen Grenzen, seine Stimme erhebt und „Nein“ sagt. „Erst wägen, dann wagen“ hatte sich der Unvergeßliche zum Wahlspruch erkoren, welcher Deutschlands Heere 1870 von Sieg zu Sieg führte. Erwogen ist genug, es gilt zu handeln.

Möchte es sich nicht empfehlen, damit die Bewegung, welche allerorten im deutschen Reich die Geister ergriffen hat, nicht zerplittert und auf nicht gangbare Bahnen gedrängt wird, folgendes anzuregen:

1. Kurz nach Wiedereröffnung der Reichstagsitzungen — in den letzten Tagen des April — tritt in Berlin eine Versammlung zusammen, welche in einer Eingabe an Bundesrat und Reichstag die wirkliche Stimmung in den deutschen Landen schildert und um Zurückziehung, respektive Ablehnung der „Umsturzvorlage“ vorstellig wird.

2. Das deutsche Bürgertum, gleichgiltig ob liberal, freikonservativ oder konservativ, entsendet hiezu durch Abgesandte der Städte, welche, da die Stadtverordnetenversammlungen sich mit Politik nicht zu beschäftigen haben, in freien Vereinigungen in jeder Stadt zu diesem Zwecke zu wählen sind, seinen Vertreter. (Etwa ein Vertreter für eine Stadt.)

3. Die Pflanzstätten deutscher Bildung und Pflanzstätten deutscher Geistesarbeit, denen, dies beweist die Einsicht in die Verhandlungen des Plenums wie der Kommission, mit in erster Linie der Kampf der Väter der letzteren gilt, entsenden ebenfalls je einen Vertreter.

4. Die deutsche Presse entsendet ihre Vertreter.

Sollten diese Vorschläge keine Zustimmung finden, so müßte in jedem Wahlkreise, dessen Vertreter seine Stellungnahme zu dieser Vorlage noch nicht klar und deutlich bekannt hat, eine Protestversammlung gegen die Vorlage seitens der Wählerschaft einberufen werden, zu welcher der betreffende Reichstagsabgeordnete einzuladen und über seine Stellung zu befragen sein würde.

Ich will nicht Rufer im Streit, auch nicht Führer sein, nichts liegt mir ferner, mir genügt es, als einfacher Soldat in Reich und Glied zu stehen. Ich will nichts anderes thun, als, die Gefahr sehend und erkennend, rechtzeitig meine warnende Stimme erheben. Das übrige ist Sache unseres deutschen Volkes.

Findet letzteres meine Warnung überflüssig — inzwischen lehrt indessen jeder Tag das Gegenteil — meine Vorschläge unpraktisch, so mag meine Warnung

unbeachtet bleiben und meine Vorschläge ruhig in den Papiertorb wandern: ich werde mich dieserhalb nicht grämen.

Das deutsche Volk steht vor einer großen Gefahr, einer ernsten Entscheidung. Und wenn ich mich auch dessen getröste, daß auf unser Volk das Goethe'sche Wort allezeit Anwendung finden wird:

„Doch gegen die obskuren Stutten,
Die mir zu schaden sich verquälen,
Auch mir soll es an Ulrich Hutten,
An Franz von Sickingen nicht fehlen“.

so weiß ich doch auch zu genau, daß auf die Hilfe Dritter warten und harren gar manchen zum Narren macht, daß jeder selbst seines Glückes ureigenster Schmied ist und daß jedes Volk die Gesetzgebung hat, die es verdient, weil es nicht rechtzeitig wachsam, einsichtig und thätig gewesen ist.

Deshalb möchte ich allen denen, welche mit mir die „Umsturzvorlage“ zum Scheitern bringen wollen, anknüpfend an die Worte jenes großen englischen Seehelden zurufen: Alldeutschland erwartet, daß jeder seine Schuldigkeit thue!

Zurzeit Wiesbaden, 6. April 1895.

Heinrich Prinz zu Schoenaich-Carolath,
Mitglied des Reichstags.



Aus dem Leben Giuseppe Verdis.

Von

Prof. J. Mähly.

Verdi gehört zu den edlen Künstlerseelen; er ist nicht bloß ein genialer Komponist, dessen Leistungen jedermann kennt und wenn sie vielleicht seinem individuellen Reichthum nicht immer zusagen, dennoch als originelle, einer reichen Erfindungsgabe entsprossene Schöpfungen anerkennen muß, sondern er ist auch, was nicht jedermann weiß, ein durch und durch nobler Charakter und ein Mann, der sein Herz sprechen läßt, ein Wohlthäter in großem Stil. In den letzten Jahren war er theils mit der Composition seiner komischen Oper „Falstaff“ und der hochtragischen des „Othello“, theils mit dem Bau eines großen Theaters in Mailand für alte Künstler beschäftigt, ein Werk, an das er einen beträchtlichen Theil seines ehelich erworbenen Reichthums wendete.

Bei diesen sehr verschiedenen „Unternehmungen“ hatte er sich der Mitarbeit eines Brüderpaares zu erfreuen, welchem er in treuer Freundschaft zugethan ist. Der eine der Brüder, Arrigo Boito, ist zugleich Musiker und Dichter, Verfasser und Komponist eines „Mephistopheles“, derselbe, der seinem Freund das Libretto

zu „Othello“ und das zu „Falstaff“ geschrieben hat. Der andere, Camillo Boito, ein ausgezeichnete Architekt, hat den Plan zu dem oben erwähnten Asyl ausgearbeitet und den Bau geleitet. Verdi, welcher wünschte, daß noch zu seinen Lebzeiten das Gebäude hergestellt und seiner Bestimmung entsprechend benützt werde, drängte auf möglichste Beschleunigung des Werkes; sein Wunsch ist heute bereits in Erfüllung gegangen.

Bei seiner hohen sozialen Stellung ist sich nicht zu verwundern, daß er förmlich belagert wird von Bitten und Bittschriften unglücklicher Künstler, die, oft dem Hunger und der bittersten Not preisgegeben, sich an seinen längst erprobten Wohlthätigkeits Sinn und sein gutes Herz wenden. Es thut ihm in der Seele weh, so vieles und oft unverdientes Unglück um sich herum zu sehen und zu wissen, daß sogar berühmte Sänger, die noch vor kurzem das Publikum durch den Glanz ihrer Stimme und ihres Spiels entzückt haben, im gewöhnlichen Spital ihre irdische Laufbahn beenden. Aus diesem Gedanken heraus keimte der Plan zu dem Werke, dessen wir Erwähnung gethan, und das jetzt als schönes Denkmal der Menschenliebe vollendet dasteht.

Anfänglich war die Sache in tiefstes Geheimnis gehüllt, denn Verdi hat es nicht gern, daß man sich mit ihm beschäftigt und von seinen guten Werken spricht. Er hatte Mailand zum Schauplatz seiner neuen Thaten erwählt, Mailand, wo gerade Camillo Boito mit dem Bau eines großen, für Privatschulen bestimmten Häuserkomplexes beschäftigt war. Diejem Architekten gab er den Auftrag, einen Bauplatz von dreitausend Quadratmetern für das zu gründende Asyl zu suchen und anzukaufen. Erst im letzten Augenblicke, als es sich um die Unterschrift unter die Verträge handelte und das Geheimnis nicht mehr gewahrt werden konnte, kam der Name des Wohlthäters unter das Publikum.

Schon der Ankaufrispreis für dieses Areal bedeutete eine respectable Summe, die Ausführung wurde auf rund eine halbe Million berechnet, der Maestro aber bestimmte des fernern eine Summe von zwei, sage zwei Millionen Lires als Dotation und Ausstattungsfonds der Anstalt, welche zur Aufnahme von hundert- unddreißig Künstlern genügen soll, und zwar sollen diese Künstler daselbst nicht bloß ein gutes Quartier und gute Nahrung, sondern auch allen Comfort finden, der unter solchen Umständen nur immer möglich ist. Ihr Wohlergehen lag dem guten Verdi so sehr am Herzen, daß er eine Zeit lang sich nur mit dem Gedanken beschäftigte, ob er jedem einzelnen ein besonderes Schlafzimmer sollte anweisen lassen, was bei alten Leuten, die oft erkranken, bedenklich sein konnte — oder ob er größere Schlaffäle von einem Duzend Betten sollte herstellen lassen — was andererseits etwas Verlegendes haben konnte, weil es an ein gewöhnliches Spital erinnerte. Schließlich entschied er sich für Zimmer zu zwei Betten.

Dies ist nun aber nicht das einzige Gebäude dieser Art, das Italien seinem edlen Maestro zu verdanken hat. Nahe bei seinem prächtigen Wohnsitz von Santa-Agata, wo er mit wahrer Leidenschaft Landwirtschaft treibt, liegt das Städtchen Villanuova, das vor einigen Jahren ihn, den Senator des Königreichs, zum einfachen Gemeinderat ernannte. Verdi lehnte die Annahme dieses „Ehren-

amtes“ ab, indem er erklärte, daß er keine Zeit übrig habe, um sich mit Gemeindeangelegenheiten zu befassen. Aber er wurde nicht angehört, man beharrte auf der Wahl.

Was thut nun Verdi? Er ließ seinen Gemeinderatssessel leer, machte aber der Gemeinde ein Geschenk von einem Spital, welches ihn 60,000 Lire kostete, ohne die Betten, die er auch noch stiftete. Und dieser „Bürger“, der „keine Zeit übrig fand“ für die Obliegenheiten eines Gemeinderats, brachte einen ganzen Winter damit zu, die Pläne für sein Spital ins reine zu bringen, und einen ganzen Sommer damit, die Ausführung mit der größten Sorgfalt zu überwachen. Er war thatsächlich, obschon er seinen Freund Frignani als Beirat zuzog, sein eigener Ingenieur, der die Pläne selber entwarf und zeichnete, thatsächlich auch der Leiter des Baues. Jeden Morgen — berichtete damals ein vielgelesenes Journal — mit dem Frühesten ist der Maestro bei seinem Spital, wo er sich als echter „Landmann“ einstellt, mit einem enormen Panamahut auf dem Kopf. Wenn er dann alles angesehen und links und rechts Rechenhaft verlangt hat, so setzt er sich ab und zu in seinen Wagen und läßt sich nach Cremona fahren; dort steigt er unwandelbar im „Albergo Capello“ ab und nimmt gleichfalls unwandelbar an dem kleinen Tisch, den die ganze Hausgenossenschaft „Tavolino Verdi“ getauft hat, sein Frühstück ein.

Aber auch damit gibt sich der großherzige Sinn dieses edlen Bürgers noch nicht zufrieden. In Fiorinzola (nicht weit von Piacenza) hat Verdi auf seine Kosten ebenfalls ein Spital bauen lassen — die Bausumme betrug 200,000 Lire — und obendrein mit einem jährlichen Zuschuß von 50,000 Lire ausgestattet. Wahrlich, eine edlere Verwendung eines durch Hilfe eigenen Genies erworbenen Vermögens ist nicht denkbar, und der Sohn des schlichten Gastwirts von Busseto darf auf sich selber stolz sein.

Einer seiner alten Bekannten schildert uns den Maestro als einen trotz seines hohen Alters — er ist jetzt ins zweiundachtzigste Lebensjahr getreten — noch ungewöhnlich rüstigen und beweglichen Greis. Auf sein Haupt und seinen Bart ist reichlicher Schnee gefallen, aber seine Züge sind fest geblieben und zeigen nichts Schlaffes; er trägt sein Haupt hoch und seine Haltung hat etwas Impo-
ponirendes, Majestätisches. Bei den letzten Proben seines „Othello“ hat er bis zu Ende ausgehalten — und einige derselben dauerten nicht weniger als acht Stunden!

Während einer Pause erzählte er einem Bekannten folgendes:

„Das Volk“ — begann er — „ist stets mein bester Freund gewesen und zwar vom Anfang meiner Laufbahn an. Einer Schar von Zimmerleuten verdanke ich eigentlich meinen ersten wirklichen und sicheren Erfolg. Das ging auf folgende Weise zu. Ich lebte lange Zeit in Busseto in recht armeligen Verhältnissen und niedergedrückt von meinen Mißerfolgen sowohl bei den Verlegern als bei den Theaterdirektoren. Nichts wollte verfangen, ich verzweifelte an meinem Talente, verlor allen Mut. Gleichwohl graute mir vor dem Gedanken, die einmal betretene Bahn zu verlassen und endlich — aber erst nach ungeheurer

Austrengung -- gelang es mir, den Direktor der Scala in Mailand zur Annahme meines ‚Nabucodonosore‘ (Nebufadnezar) zu bestimmen.

„Die Sänger machten ihre Sache so schlecht als möglich und das Orchester schien einzig darauf auszugehen, den Lärm, welchen die mit Reparatur des Gebäudes beschäftigten Arbeiter machten, zu übertäuben. Der Chor war eben im Zug, das Lied: ‚Va. pensiero‘ mit möglichster Nachlässigkeit zu singen, als nach den ersten zehn oder zwölf Taktten plötzlich und wie durch Bezauberung eine Stille eintrat, daß man sich in einer Kirche glauben konnte, nämlich die Werkleute hatten alle einer nach dem andern mit ihrer Arbeit aufgehört und standen entweder auf den Leitersprossen oder saßen auf dem Gerüst, um lautlos der Musik zu lauschen. Als das Lied zu Ende gesungen war, ertönten die lautesten Beifallsalven, die ich in meinem Leben gehört habe, wie aus einem Munde und der Ruf: ‚Bravo, bravo, evviva il maëstro!‘ wollte kein Ende nehmen: zu gleicher Zeit schlugen sie mit ihren Werkzeugen den Takt.

„Da, zum erstenmal, kam mir die Ueberzeugung, daß mir eine Zukunft beschieden war.“

Interessant ist es auch, wie Verdi zu einem Verleger seines ‚Nabucodonosore‘ gelangte. Die Oper war in Paris gegeben worden, aber die Meinungen waren geteilt. Die Herren Verleger, furchtsam wie immer und wie natürlich, wenn es sich um das Risiko eines Kapitals handelt, zögerten und hatten schöne Worte, aber das Resultat war überall: Abweisung -- außer bei dem Direktor des „Théâtre italien“ Escudier. Dieser hatte den wahren Blick in Verdis Wesen und sagte sich: „Mag ‚Nabuco‘ Erfolg haben oder nicht -- mit Verdi läßt sich jedenfalls etwas machen!“ Spricht's, nimmt Extrapost, zahlt an jeder Haltestelle ein Trinkgeld und kommt nach Mailand.

„Der Maëstro ist auf dem Lande,“ heißt es hier.

„Wo ist das?“

„In Busseto.“

„Und wo liegt Busseto?“

„Im Parmensischen, in der Nähe von Piacenza.“

„Gut, ich werde ihn dort aufsuchen . . .“

Zu jener Zeit war es mit den Straßen, besonders in Italien, noch schlecht bestellt. Der Pariser Verleger sprengt durch die Sümpfe, gerät in Morast, klammert sich an das Gezweig der Maulbeerbäume, prallt an den einen und den anderen Grenzstein und klopft -- endlich! -- an der Thüre des Komponisten, der eben mit dem Abendessen beschäftigt ist.

„Guten Abend, Signore, da bin ich.“

„Ich habe nicht die Ehre --“

„Thut nichts. Sie werden mich gleich kennen lernen.“

Und in der That, frisch weg, am Götlich, wird zwischen den beiden ein Vertrag vereinbart, zu dem sich beide Glück wünschlen durften: denn auch Escudiers Glück war damit gemacht. Tags darauf trafen die Aerbieten der Pariser Kunstgenossen in Masse ein: Verdi antwortete allen in zwei Worten: „Nereits vergeben!“

Und doch kamen wieder Tage der Zagnis für Verdi.

Eines Tages — man zählte 1863 — machte er im Konservatorium dem berühmten Nuber einen Besuch; dieser war bereits einundachtzig Jahre alt, während der italienische Tondichter deren fünfzig zählte. Die beiden Männer — nicht eigentlich Rivalen, denn Nubers Genre war ja ein anderes! — unterhielten sich lange Zeit auf das freundschaftlichste. Nuber schrieb gerade an seiner Partitur des „ersten Glückstages“, einige Blätter derselben lagen auf dem Piano zerstreut. Verdi staunte und fragte: „Wie, Sie arbeiten noch immer?“

„Ich muß wohl,“ antwortete Nuber, „die Arbeit ist das einzige, wozu ich noch taue. Und Sie?“

„O, mit mir ist es aus! Ich weiß nichts mehr zu sagen und habe keine Töne mehr auf meiner Harfe.“

„Das glaube Ihnen, wer will!“ rief Nuber; „ich wenigstens glaube es nicht und Sie glauben es selbst nicht.“

„Mein Herr, Sie irren sich; ich werde keine Note mehr schreiben, ich kann es Ihnen schwören, daß ich mit der musikalischen Produktion abgeschlossen, ein für allemal und für immer abgeschlossen habe.“

Der Zeuge, der als dritter bei dieser Unterredung zugegen war, — ein nicht bloß glaubwürdiger, sondern ehrwürdiger Zeuge — versichert, daß Verdi die angeführten Worte in einem so entschiedenen und ernsten Ton gesprochen habe, daß sein Entschluß sich als felsenfest und unwiderruflich zu erkennen gab.

Gleichwohl hat Nuber recht behalten; Verdis „Aida“, sein „Requiem“, sein „Falstaff“ und „Othello“ sind seit jener Unterredung komponirt worden.

Was die letztgenannte Oper betrifft, die neulich mit einem ungewöhnlichen Glanz in Paris in Scene ging, so ist der Komponist in seinen Forderungen gegenüber den Direktoren und Verlegern von unerbittlicher Strenge gewesen: alle Welt hat Verpflichtungen gegen ihn, während er selber niemand verpflichtet ist.

In seinem Vertrag lautet eine Bestimmung ausdrücklich dahin, daß, im Fall eine einzige der darin stipulirten Bedingungen nicht erfüllt würde, ihm eine Summe von 50,000 Franken als „Zudemmität“ zufallen und er das Recht haben solle, die Partitur zurück zu ziehen!

Was den künstlerischen Wert der Oper betrifft, so war die Aufnahme derselben in Paris eine enthusiastische, was immerhin, bei der gegenwärtigen Stimmung und Stellung der Franzosen zu Italien, etwas sagen will (denn nicht bloß die Individuen, sondern auch die Völker haben es schwer, ihren persönlichen Neigungen und Abneigungen jeden Einfluß auf ihr Kunsturtheil zu versagen). Die französischen Kritiker, die es mit ihrer Aufgabe ernst nehmen und sich nicht durch den ersten Hauch der allgemeinen Begeisterung irre führen lassen, gestehen einmütig, daß das neueste Werk des italienischen Tondichters auf der Höhe seiner früheren steht und keine Abnahme der Kraft verspüren läßt, wenn auch Verdi in soweit dem Zeitgeschmack Rechnung tragen mußte, daß er hie und da ein Stück von seiner Individualität preisgab, um auf den Spuren

Richard Wagners zu wandeln. Abgesehen davon sprudle aber der Quell seiner Originalität frisch und unvermindert, besonders in dem Gebiete lyrischer Stimmung und Gestaltung. So sollen diejenigen Szenen, wo Othello und Desdemona in der Seligkeit ihres Liebesglückes schwelgen und nicht genug Worte und Töne finden, um diesem Wohnegefühl Ausdruck zu geben, von bestrickendem melodischem Reiz sein; wo dagegen der dramatische Nerv zu seiner intensivsten Spannung gelangen sollte — zum Beispiel in der verhängnisvollen Scene, wo Iago zum erstenmal sein Gift in das Herz des leichtgläubigen Mohren träufelt, da fehle die Macht und Energie des Tones, der erschütternde, mit den Schauern des Schreckens und Mitleids durchrieselnde musikalische Ausdruck. Die Orchestration dagegen sei — wiederum Richard Wagnerscher Einfluß — ebenso charakteristisch als kraftvoll und lasse die frühere Einfachheit und bloß melodiöse Anmut weit hinter sich. Verdi zeige sich hier als wirklichen großen Symphoniker, welchem die französische Schule dormalen keinen ebenbürtigen an die Seite zu setzen habe.

Auch mit „Falstaff“ hat Verdi in Paris einen triumphalen Erfolg errungen, allerdings womöglich einen noch größeren in Mailand. Kaum ist je einem anderen Komponisten ein ähnlicher zu teil geworden. Das Libretto hat dazu so wenig als das des „Othello“ etwas beigetragen, denn beide sind schwach, sogar über die Maßen schwach, besonders wenn man bedenkt, welch reicher Schatz beidemal dem Librettisten (durch Shakespeare) zur Ausbeute gegeben war. Uebrigens war auch früher dem „Macbeth“ des Maestro kein besseres Los beschieden (was Text betrifft), kein besseres auch — wenn das ein Trost ist — ähnlichen Versuchen französischer Schriftsteller — dem „Hamlet“ und der „Mignon“ (von Ambroise Thomas) und dem „Werther“ (von Massanet); Gounods „Faust“ dürfte, wenn auch nichts weniger als ein Meisterstück, doch in textlicher Beziehung verhältnismäßig noch am besten ausgefallen sein. Dies beiläufig.

Als in Mailand sich der Vorhang zu „Falstaff“ erhob, herrschte unter den Zuhörern ein andächtiges, wahrhaft weihewolles Schweigen, und als er am Ende des Aktes niederrauichte, erschallte ein Jubel, der — wie ein Berichterstatter sich ausdrückt — die Engel des jüngsten Gerichts aus ihrem tausendjährigen Schlaf hätte aufschrecken können. Die fünftausend Anwesenden geberdeten sich wahrhaft frenetisch; auf den Sitzbänken und in den Logen sah man sämtliche Damen ihre Fächer, sämtliche Herren ihre Hüte schwenken, Tausende und Abertausende von „Evvivas“ und „Bravos“ durchtosten den Raum, aller Augen leuchteten und waren auf die Scene gerichtet, wo der ganze Chorus der Sänger seiner Begeisterung gleichfalls den lautesten Ausdruck gab. Der Komponist war von zwei Schauspielerinnen flankirt, der Librettist von zwei Sängern, und hinter den Genannten marschirte und gestikulirte der Direktor! Dieser Aufmarsch mußte dreißigmal — sage dreißigmal! — wiederholt werden; und gleichwohl haben einzelne italienische Tagesblätter am Morgen nach der Aufführung Verdi wegen seiner „Mäßigung“ beim Triumph beglückwünscht und den Darstellern volle Anerkennung gezollt, daß sie sich den stürmischen Ovationen des Publikums so „bescheiden entzogen“ hätten!

Das soll — fährt der Berichterstatter fort — ohne die geringste Malice oder Ironie gegen den großen Komponisten gesagt sein. In der That hatte Verdi, als er für den Beifallsturm dem Publikum dankte, nichts von der widerwärtigen Attitude eines ersten Matadors, der soeben seinen mit bewimpelten Speißen gespierten Stier erlegt hat; eine dem Augenblick entsprechende Nührung erklärte sein ehrwürdig schönes Antlitz, und ich begriff, daß vor diesem, man darf wohl sagen europäischen Forum einer ersten Aufführung, der alte Maestro den Genius der edlen romanischen Rasse verkörperte, welche an jenem Abend ihre eigene Apotheose feierte.

Der Enthusiasmus setzte sich noch außerhalb des Hauses fort; die Legende von den ausgespannten Pferden fand hier ihre Verwirklichung. Ich wohnte zufällig in dem Gasthof, den auch der Maestro mit seiner Gegenwart beehrte, und den ganzen Tag über bis zum Mittag des folgenden stand man gruppenweise in den Gängen, um wo möglich den Triumphator von Angesicht zu Angesicht zu sehen, oder ging vor den Fenstern auf und nieder und ließ den Ruf „Evviva!“ wie ein ununterbrochenes Rottenfeuer erschallen. Verdi war nicht mehr der große Musiker, sondern ein Nationalheld, in welchem der Instinkt des Volkes seine eigene Natur idealisirt erblickte.



Zur Frage über den Ursprung des siebenjährigen Krieges.

Von

Heinrich Ulmann,

Prof. an der Universität in Greifswald.

Hat Friedrich der Große, als er 1756 das Schwert zog, ehrlich geglaubt, durch seinen fecken Vorhieb das bereits geschlungene Netz erbitterter Gegner zerreißen zu müssen, oder ist alles Lug und Trug, was er darüber gesagt und geschrieben hat, nur erfunden, um als Mäntelchen zu dienen für seine seit Jahren politisch, militärisch, wirtschaftlich sorglich vorbereiteten Eroberungspläne? Seit Jahrzehnten hatte sich in seltener Uebereinstimmung die Auffassung der berühmtesten preussischen wie österreichischen, russischen wie französischen Forscher festgesetzt, daß er mit Zug schwer besorgt gewesen über die geheimen Verabredungen Oesterreichs, Rußlands und Frankreichs, deren Angriff spätestens 1757 mit größter Wahrscheinlichkeit hätte erwartet werden müssen. Die seither veröffentlichten Bände der politischen Korrespondenz des Königs schienen den unumstößlichen Beweis hinzugefügt zu haben, daß er ernstlich für Erhaltung des Friedens, wiewgleich

nicht stets mit glücklichen Mitteln gearbeitet habe, nur bedacht, bei seinen Lebzeiten die inneren Kräfte des noch unfertigen Staats zu entwickeln.

Da hat jüngst M. Lehmann¹⁾ die Behauptung zu beweisen unternommen, daß 1756 zwei Offensiven auf einander getroffen seien, die sich vorbereitende Oesterreichs zur Wiedererwerbung Schlesiens und die ganz spontane Friedrichs II. mit dem einzigen Zweck der Eroberung Westpreußens und Kurjachsens bezüglich eines Eintauschs Sachsens gegen das zu erobernde Nordböhmen. Lehmann neigt sehr bestimmt der Ansicht zu, daß Oesterreich gemäß der vermeinten Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen, Frankreich zum Angriff auf ein ruhig bleibendes Preußen fortzureißen, das Zeichen zum gemeinsamen Losschlagen nicht gegeben haben würde. Dem Eroberungstriebe Friedrichs siele somit die Verantwortlichkeit zur Last für einen Krieg, der, unter den damaligen Konjunkturen wenigstens, der Welt hätte erspart werden können.

Die letztere Ansicht war schon früher aufgestellt gewesen, galt aber für wissenschaftlich überwunden, bis Lehmann in der oben angegebenen Formulirung und mit umfangreicherem Rüstzeug sie erneuert hat. Er hat sie mit leidenschaftlichem Nachdruck auch gegen hervorragende Vertreter der seitherigen „Legende“ festgehalten.²⁾

Von dreifacher Art sind, zerlegt man den Aufbau der Beweisführung, seine Argumente. Einmal sind sie entnommen aus einer bestimmten Auffassung der politischen Persönlichkeit im Allgemeinen und der komplizirten Eigenart Friedrichs im Speziellen; sodann beruhen sie auf eigentümlicher Wertung und Auslegung der Quellen; endlich wird, gewissermaßen als Probe auf das Exempel, zu zeigen unternommen, daß von dem gewonnenen Standpunkt aus eine Reihe von „Schwierigkeiten“ in der Geschichte des Jahres 1756 von selbst sich lösen. Fast ausschließlich gegen die Beweise der zweiten Gattung haben bei ihrer Abwehr die spezialistischen Gegner unseres Autors bisher sich gewendet. Sie haben damit sein Siegesbewußtsein, sein Selbstgefühl nur gesteigert. Auf den beiläufigen Einwand, daß er früher selbst die friedliche Bedeutung des Westminstervertrags, dessen offensive Absicht jetzt einer der Knotenpunkte der Darstellung ist, anerkannt habe, ist die Antwort erfolgt: „Es hat eine Zeit gegeben, da Columbus noch nicht Amerika, Newton noch nicht das Gravitationsgesetz, Helmholtz noch nicht das Gesetz von der Erhaltung der Kraft entdeckt hatte. Das ist so die Art der Entdeckungen.“ *Hinc illae lacrimae!* Der verblendenden Leidenschaft des „Entdeckers“ wird man es zuzuschreiben haben, wenn eindringende Kenntnisse, wenn Scharfsinn und Wahrheitsdrang einen so angesehenen Forscher vor kritikwidriger Ueberschätzung einseitiger und irriger Gesichtspunkte nicht geschützt haben.

¹⁾ M. Lehmann: Friedrich der Große und der Ursprung des siebenjährigen Krieges. 1894.

²⁾ In der Form einer Selbstanzeige in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1895 Nr. 2 wider M. Moser (Snbels historische Zeitschrift Bd. 74) und Wiegand Deutsche Literaturzeitung 1894 Nr. 51). Seither hat als Gegner noch Baillet das Wort genommen (Deutsche Rundschau 1895, Februar). Für Lehmann ist H. Delbrück eingetreten (Preussische Jahrbücher 1895, Februar).

Der Gedankengang wurzelt in dem umfassender erbrachten Nachweis, daß Friedrich II. auch nach der Eroberung Schlesiens, durchdrungen von dem Bewußtsein der Unfertigkeit seines Staats, weitere Vergrößerungen gewünscht und zur Sicherung Preußens als unerläßlich bezeichnet habe. Daß der König in seinen geheimsten Ergüssen mit aller Deutlichkeit diese Ideen sozusagen als Zukunftsmusik behandelt, wird souverän beiseite geschoben. Friedrich lebt, mindestens seit 1752, nur in Gedanken der Eroberung, er wird vorgeführt gewissermaßen als *annexioniste de tempérament*. Um dieser Auffassung quellenkritisch die Grundlage zu sichern, wird die unbestreitbare Thatsache unaufhörlich verkündet, daß der König in der peinlichsten Verschwiegenheit, in der Verheimlichung seiner Pläne die wichtigste Bedingung wie militärischer, so politischer Erfolge erkannt habe. Daher sollen nur die Mundgebungen als unverfälschte Quelle zur Erkenntnis seiner innersten Gedanken benützt werden, die durch ihre Gattung oder durch die Personen, an die sie sich wenden, frei bleiben von dem Verdacht, Projekte dissimuliren oder Mißgunst gegen andere erregen zu sollen. Das klingt unverfänglich, weil damit nur ein unzweifelhafter Grundsatz der historischen Methode zugespitzt scheint für ein spezielles Forschungsgebiet. Aber die Anwendung macht im Großen wie im Kleinen die vorgefaßte Meinung verdeckter Eroberungsabsichten bei Friedrich zum Prüfstein der Ueberlieferung. Es bleibt auf diese Weise als glaubwürdiges Material von den vielen tausend Altentücken die durch Friedrichs Hände gegangen sind, nicht viel anderes übrig als einige politische Testamente und analoge Aufzeichnungen, sowie eine Anzahl geheimer Instruktionen.

Als unwahr verworfen oder als nichts sagend beiseite geschoben werden zahlreiche Aeußerungen des Königs an seine mithandelnden Minister, Gesandten, Generale, ja selbst als wissenschaftlich irre gelehrt, die geheimen Expektorationen der täglichen Vertrauten seiner Gemütsbewegungen und geschäftlichen Eröffnungen. In die so geschaffene Leere rücken dann Schlüsse aus einer willkürlichen Auffassung jener bevorzugten Quellenkategorie wie vollkommen einwandfreie Zeugnisse königlicher Selbstbespiegelung und Selbstenthüllung. Ihrem vermeintlichen Zeugnis gegenüber scheint unserem Autor die Unwahrhaftigkeit aller sonstigen königlichen Aeußerungen so unbestreitbar, daß er erklärt, andernfalls dafür halten zu müssen, daß wirklich und wahrhaftig zwei Seelen neben einander in Friedrichs Brust gewohnt hätten.

Die willkürliche Annahme von einer unverrückbaren Denkart, das heißt der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit von Eroberungen, gestattet ihm weiter, mit Zuversicht die Thatsächlichkeit einer bestimmten Handlungsweise in einem bestimmten Zeitpunkt zu behaupten. Das ist es wohl, was anderswo als Erfassen einer Persönlichkeit als Ganzes bezeichnet wird. In dieser Weise die Thaten aus dem Charakter abzuleiten, dürfte indeß nur zulässig sein, insoweit als zwingenderen Beweisen als hinzutretendes Moment auch die Folgerungen aus der Gesamtgesinnung sich gesellen. Nicht aber, wenn, wie in unserem Fall, die Unsumme entgegenstehender Zeugnisse erst weggedeutelt werden muß, um die Gesinnung konstruiren zu können.

Man könnte sich anheißig machen, mit nicht minder einleuchtenden Gründen zu beweisen, daß König Wilhelm I. von Preußen, um Deutschland zu annektiren, den Krieg von 1866 herbeigezogen hätte! Es muß nachdrücklich Einsprache gethan werden wider so entstellende Behandlung historischer Probleme, um so mehr, als der Vorgang Schule zu machen scheint. Ueber Lehmann hinausgehend ist Delbrück schon zu dem Satz gelangt, daß es eine Friedrich nicht zutruende Schwäche sein würde, wenn er, im Bewußtsein der Nothwendigkeit von Vergrößerungen, die Lösung der Aufgabe seinen Nachfolgern überwiesen hätte.

Sicherlich fordert der Genius und dazu noch ein so schwieriger Charakter wie Friedrich eine congeniale Würdigung als Ganzes. Aber nimmermehr darf dieselbe völlig losgebunden sein von der Schätzung der wechselnden Umstände und der Bildsamkeit des Menschen überhaupt. Die Vorstellung von der Unwandelbarkeit der dem Genie innewohnenden Triebe ist nicht anwendbar als kritisches Rezept für die Frage nach dem Ursprung politischer Vorgänge. Ueberhaupt hat Lehmann, wenn ich mich hierin nicht täusche, indem er alle wechselnden Entschliessungen Friedrichs nur als vorgebliche, als Mittel zum Zweck, würdigt, eine Einheitlichkeit des Willens als Charakterzug des politischen Genies vorausgesetzt, die wohl nur den religiösen Helden, einem Jesaias, einem Luther, eignet.

Friedrich hat 1740 wesentlich aus Vergrößerungstrieb zu den Waffen gegriffen, da er voraussetzen konnte, daß der Verlauf der österreichischen Erbverwicklung ihm Bundesgenossen, dem Gegner Schwierigkeiten in Fülle verschaffen würde. Muß durchaus derselbe Trieb 1756 politisch ihn beherrscht haben, obwohl damals alle Karten anders lagen? Wie ist denn das, ist nicht derselbe Bismark, der 1864 die Befreiung der Elbherzogtümer durchgeführt, allezeit ein Verteidiger der Politik des Zurückweichens im Jahre 1850 geblieben, weil Preußen 1850 einer gegen vier gestanden hätte, 1864 ungünstigenfalls zwei gegen drei? Auch für Friedrich konnte eine gleiche Betrachtungsweise — und er hat sich dazu bekannt — maßgebend sein, und niemand hat ein wissenschaftliches Recht aus eigenwilligen Vorstellungen heraus, ihm Kühnheit als Motiv unterzuschieben, wo er sich laut zur Vorsicht bekannt hat. Aber, wird eingewandt, hat er nicht selbst gewarnt, einen Krieg zu beginnen ohne gute Aussicht auf Eroberungen, weil jeder, auch glückliche, Krieg den Sieger schwäche, den Staat entkräfte! Der Satz stammt aus einer militärischen Denkschrift von 1755, die das Schädliche des Defensivkriegs darthun will. Es versteht sich für unsern Fall, daß Friedrich, als die Gefahr, zur Verteidigung Krieg führen zu müssen, gewaltig anschwell, ernsthaft die zur Verbesserung der fehlerhaften Gestalt des Staats thunlichen Erwerbungen ermessen und seine Entschlüsse gefaßt habe, falls er Sieger bliebe. Mehr ist daraus nicht zu entnehmen und am wenigsten eine Befräftigung des Thema probandum, daß er Eroberungskriege im Schilde geführt. Noch weniger kann ich zustimmen dem Versuche, die Politik des Königs seit der Bedrohung des Friedens durch den englisch-französischen Konflikt über die kolonialen Interessen zu deuten aus der Tendenz, die Mächte so zu gruppiren, um, gesichert vor dem Dreireden anderer, mit Oesterreich und Sachien anbinden

zu dürfen. Nach wie vor sind die Maßregeln daheim wie die diplomatischen Schritte am natürlichsten verständlich aus dem Bestreben, die Kräfte des Staats zu stählen für den früher oder später als unvermeidlich erwarteten Vergeltungsstreich der mit Grund grollenden Gegner. Der Folgen seiner eigenen Thaten sich bewußt und in der seinem Wesen, wie ich glaube, völlig entsprechenden Anschauung, daß nichts in höherem Grad vor Umkehrung jenes Grolls in thätliche Feindschaft ihn sichern könne als eine Furcht einflößende Haltung, hat er seit 1745 Tag und Nacht gleichsam auf der Wacht gestanden und gerüstet. Oderint dum metuant! Sicherlich war das unbequem für die Nachbarn und konnte ihnen Empfindungen erregen, die objektiv dem Frieden nicht dienlich waren, aber wie dürfte man hieraus schließen, auf individuelle Angriffsabsichten Friedrichs? Ich sollte doch meinen, daß eine Politik, die, ihrer Kraft bewußt, keine Entscheidung erzwingen will, sondern stets noch einen Rest von Hoffnung bewahrt auf unberechenbare Ereignisse, zum Beispiel einen Todesfall, welche die Waffen der Widersacher in den Scheiden gebannt halten könnten, daß eine solche Politik auch heutzutage aus sich selbst, und nicht aus Hintergedanken, verständlich sein müßte! Aber gerade solche Hintergedanken mutmaßt unser Gegner allerorten. Selbst die von Friedrich im voraus für kommende Jahre ausgedrückten Besorgnisse vor einem drohenden Angriff sollen nicht aufgefaßt werden dürfen aus seiner Diagnose der politischen Lage, sondern sollen ein gleichsam unwillkürliches Eingeständnis sein für die Thatsache, daß des Königs eigene Angriffsvorbereitungen fortschreitend der Vollendung sich genähert hätten. Mit Umkehrung des Wortsinns wird hier als Brandstifter angeklagt der, der nur an Löschmaßregeln denkt. „Aber,“ so fragt unser Gegner anscheinend mit Fug, „man löscht ein Feuer doch nicht dadurch, daß man ihm neue Nahrung gibt.“ Friedrich hat in der That, zum Beispiel 1755, die Franzosen zwar nicht zum Krieg, aber für den Fall desselben zur Besetzung Hannovers aufgestachelt. Aber man kann sehr wohl durch eine kühne Operation einen Krankheitsstoff von einer mortalen Stelle ableiten, oder, um im Bild zu bleiben, man kann unter Umständen einen drohenden Brand durch ein Gegenfeuer zwingen, sich in sich selbst zu verzehren. Es würde zu weit führen, darzuthun, inwiefern dem König eine solche Taktik, die übrigens aktuell keine glückliche war, damals als angemessen hätte erscheinen können. Er hat ähnlich auch später, zum Beispiel vor 1772, gehandelt.

Aus der Grundanschauung heraus, daß Friedrich längst an Herbeiführung eines gewinnversprechenden Kriegs gearbeitet, gehört es auch zur „Legende“, daß er mit peinlicher Sorge die Herannäherung der Gefahr betrachtet habe. Vielmehr habe er guten Muts ein Abenteuer ins Auge gefaßt, aus dem er als Sieger hervorzugehen glaubte. Mag Friedrich seine Friedensliebe noch so oft beteuern, mag er seinem Bruder Heinrich seinen Abscheu über den Preußen in Mitleidenschaft ziehenden „Stockfißkrieg“ zwischen England und Frankreich noch so drastisch ausdrücken, mag ein in günstigster Stellung mitwirkender Zeuge, wie der Virtuos des Maschinengehorsams, der treue Rabinetsrat Sichel, noch so kläglich im intimsten Vertrauen sich ausschütten, über die Beunruhigung des Königs in

Betracht „der fürchterlichsten und epineusesten Aspekten“, alles einerlei, Lehmann bleibt bei seiner widerlegbaren Deutung einiger Briefstellen.¹⁾

Ja, wenn es richtig wäre, daß der König in seinen Werken in „unversöhnliche Widersprüche“ sich verwickelt hätte über die Vorgeschichte von 1756! In seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges habe er ausgeführt, daß die Verschwörung der Mächte Oesterreich, Rußland, Frankreich, Sachsen-Polen wider Preußen gebildet und auf dem Punkt gewesen sei, wirksam zu werden, als er den Entschluß gefaßt hätte, angreifend seinen Feinden zuvorzukommen. Dagegen bilde in der in den trüben Monaten nach der Schlacht von Stolow verfaßten Apologie seines politischen Verhaltens den springenden Punkt seiner Verteidigung der Nachweis, daß er im Sommer 1756 unmöglich das Dasein einer allgemeinen Verschwörung gegen Preußen hätte ahnen können. Aber dieser „Ausgangspunkt“ der Untersuchung hat in die Irre geführt. Denn nicht der Angriff der Mächte war für Friedrich das Unerwartete, sondern das starke Auftreten der Franzosen, mit 150,000 statt 24,000 und zwar im Herzen des Reichs in Verbindung mit einer Reichsarmee und so weiter, kurz, der zentrale Angriff, vor dem er sich durch Deckung Hannovers seitens Englands vergeblich geschützt geglaubt hatte. Ließen der Wortlaut und der Zusammenhang noch einen Zweifel, so müßte derselbe schweigen vor einer ganz entsprechenden Neußerung in den in derselben Zeitspanne verfaßten „Raisons de ma conduite militaire?“²⁾ Der springende Punkt ist nicht das „Ob“ einer Verschwörung, sondern das „Wie“ und „Wo“ ihrer Wirkung.

Friedrich hat seine Auffassung über die zukünftige Aufgabe preußischer Herrscher niedergelegt in einer Anzahl politischer Testamente und ähnlich zu schätzender Aufzeichnungen, die zu den wundervollsten Gaben dieses schriftstellerisch so wirksamen Staatsmannes gehören. Ein wahres Prachtstück ist das leider noch immer nur verstümmelt und zum Teil nur aus Citaten bekannte Testament von 1752, aus einer Epoche also, wo die Spannung eines neuen Weltkonflikts schon sich fühlbar zu machen begann. Ist nun hier ein Verlangen nach Vergrößerung bei eigenen Lebzeiten ausgesprochen? Lehmann behauptet es. Der Sinn seiner Erörterung ist, daß der König nur deshalb, weil er sich selbst dem Tod nah' gefühlt, seinen Nachfolgern die künftige Erwerbung Sachsens, Westpreußens, Neuvorpommerns zur Aufgabe gestellt habe. Sich selbst würde er mehr zugetraut und darum auch von den Cautelen Abstand genommen haben, mit denen er vorsichtig das Projekt umgeben hatte. Aber die dafür gegebenen Beweise sind haltlos. Wenn das Testament zwei Millionen Thaler als Betrag einer inneren Kriegsanleihe hinstellt, während

¹⁾ Näheres bei Kofer, Historische Zeitschrift 74, S. 73 f. Die Briefe an den gleichen Adressaten, den Thronfolger, vom 12. und 22. Februar und der vom 26. August bestätigen seine Auffassung.

²⁾ Oeuvres 27, 3 S. 272: Presque toute l'Europe s'était liguée contre la Prusse: je ne devais point attendre, que toutes ces forces unies vissent fondre sur moi. Lehmann hat die Stelle nicht berücksichtigt.

der König selbst 1757 fünf Millionen erhoben hat, so wird ein solches Fündlein mehr als aufgewogen durch die bei Lehmann vermifste Stelle¹⁾ des Testaments, in der Friedrich gegenüber dem etwaigen Einwurf, warum er selbst gewisse gehässige Auflagen nicht beseitige, statt das seinen Nachfolgern zuzumuten, erwidert: „Ich bin nicht Meister, um zu thun, was mir gefällt.“ Wenn hier die Sicherung des Staats als Hauptsache hingestellt wird, so entspricht dem die weitere Erklärung, daß es der Krone Preußen nicht fromme, einen neuen Krieg von sich aus anzufangen. Die Eroberung Schlesiens, die er mit einem Blitzschlag vergleicht, erinnert ihn an Originale, die keine Kopie vertragen. Als Friedericianisches System wird bezeichnet, in Erwartung eines drohenden Krieges den Frieden so weit zu verlängern, als das ohne Verletzung der Majestät des Staats möglich sei. Und endlich die Hauptsache, die keine Deutung aus der Welt schaffen kann, daß der ganze Passus über zukünftige Einverleibung als „politische Träumerei“ betrachtet und an Voraussetzungen hinsichtlich der Konstellation geknüpft wird, die damals weder waren noch bei Friedrichs Lebzeiten, (teilweise dank dem Mißtrauen, das er gegen sich hervorgerufen) erwartet werden durften.²⁾ Nur wenn mehrere Generationen nach einander geschickt und verschwiegen jenes als chimärisches Projekt bezeichnete Ziel im Auge behielten, könnte es einmal wirklich werden. Mag man über Friedrichs politische Moral denken, wie man will, für den handelnden Politiker Friedrich wird sich aus solchen Spinnweben nicht ein Gewebe von Fehlern präpariren lassen, als welches ruhig Urteilende einen mutwilligen Eroberungskrieg in jenem Zeitpunkt ansehen müßten.

Aber hat Friedrich nicht im Jahr 1756 unzweifelhaft die Absicht verraten, Sachsen zu annektiren? Lehmann liest das in einem Brief des Königs an seinen ältesten Bruder, den Thronfolger, in dem es heißt: „Rechnest Du für nichts das Vergnügen, der Königin von Ungarn einen Hemmichuh anzulegen (enrayer). Sachsen zu demütigen oder, besser gesagt, zu vernichten (anéantir), Bestucher zur Verzweiflung zu bringen?“ Es ist von anderen bis zur Evidenz dargethan, daß der Zusammenhang erobersüchtige Absichten an dieser Stelle schlechthin ausschließt und daß anéantir nur in dem Sinne: politisch zunichte machen, gebraucht sein könne. Das Wort ist hier ebenso figürlich angewendet wie in demselben Satz enrayer für Maria Theresia. Und ebenso, auf diplomatischen Kampf, sind die aus der Kriegssprache entlehnten Ausdrücke zu beziehen, welche in dem Vergleich der königlichen mit der römischen Politik gewählt sind. Daß das Werk, an dem Friedrich arbeitete, der Erhaltung des Friedens und der Rettung des Staates vor der „formidablen Liga, welcher er früher oder später unterlegen sein würde“ dienen sollte, zeigen andere Briefe an den Thronfolger.

¹⁾ Droysen, Preussische Politik V, 3, S. 36. Gerade an dieser Stelle wird auch das gesamte innere Reetablisement (einschließlich des Festungsbau)s den Nachfolgern als notwendige Defensivmaßregel dargestellt. Lehmann hatte gerade auch daraus auf Angriffsstun geschlossen.

²⁾ Näheres bei Moser a. a. O.

Zur Stütze jener Auslegung soll beitragen eine geheime Instruktion aus dem Jahre 1759, nach welcher Friedrich die „Vision“ der Erwerbung Sachsens so hartnäckig festgehalten habe, daß er diesem Ziele selbst nach der Niederlage von Kunersdorf nachgegangen und demselben eigene Provinzen, wie Ostpreußen und so weiter, habe opfern wollen. Thatsächlich hat angesichts der damals sichtbaren Friedensneigung Frankreichs der sardiniische Fürst den Einfall gehabt, nicht nur zu behaupten, was ihm gehörte, sondern noch eine „Brandjalbe“ für seinen Schaden erlangen zu können. Aber eine „Vernichtung“ Sachsens hat er dabei so wenig im Auge gehabt, daß er den Kurfürsten für die Niederlausitz, an die neben Westpreußen und anderen Gebieten eventualiter gedacht war, mit Erfurt und Duderstadt entschädigen wollte. Die Lehmannsche Auffassung von der Absicht, Ostpreußen zu opfern, ruht auf irriger Interpretation. Wäre sie richtig, so wäre schwer faßbar, wie gerade Westpreußen als bevorzugtes Erwerbungsobjekt genannt werden könnte. Was sollte ihm diese „Wüste“ ohne Ostpreußen? Obendrein wissen wir durch den Kabinettsrat Sichel, daß jene Fühler überhaupt mit ausgestreckt waren, um von vornherein jeden Gedanken an Gebietsabtretung seinerseits bei Verhandlungen, die ins Auge gefaßt waren, abzuweisen.¹⁾ Konnte er darüber hinaus etwas erraffen, so war das eben im eigentlichsten Wortsinne eine Brandjalbe, das heißt eine Vinderung für den Schaden, die nach seiner früher erwähnten Aeußerung notwendig sein sollte, um eine Schwächung des kriegführenden Staats zu vermeiden.

Daß Friedrich, als er 1756 den Krieg zur Abwehr sich aufgezwungen glaubte, von vornherein an solche Indemnisation gedacht hat, halte ich für sicher. Das muß man einer Geheiminstruktion an den Feldmarschall Lehwaldt in Ostpreußen entnehmen, vom 23. Juni 1756, als der König gegenüber bedrohlichen Truppenbewegungen Rußlands seine erste Rüstung anordnete.

Sind die Waffen den Preußen so günstig, daß bei den Russen Friedenswünsche vorausgesetzt werden können, so soll Rußland bei Polen die Abtretung Westpreußens an den Sieger durchsetzen. Friedrich stellt ausdrücklich diese Landforderung deshalb, weil die Russen zur Schadloshaltung zu wenig Geld hätten. Hauptsächlich aber schärft er wiederholt als vornehmsten Preis eines Sieges die Forderung nach unbedingter Neutralität der Russen in dem Krieg ein; Landentschädigung steht also erst in zweiter Reihe. Noch ehe Friedrich etwas von der Ueberlegenheit seiner Feinde zu spüren gehabt hatte, war es also sein wichtigstes Ziel, der vornehmste Preis eines ersten Erfolgs, ihre Zahl zu verringern. Da muß man in der That fragen: Schmeckt das nach Eroberungsplänen, die von weither angesponnen sind, spricht das für einen derenthalb absichtlich herbeigezogenen Krieg? Und mit der Larve des kriegslüsternden Eroberers fällt im speziellen auch die Analogie hinweg in Betreff eines Eroberungskrieges um Westpreußen, der als Stütze herangezogen ist für das schwankende Gebäude angeblicher Pläne auf Sachsen. Ja, Friedrich wollte — rein passive

¹⁾ Vergleiche im allgemeinen Bailleu (Deutsche Rundschau 1895, Februar).

Defensive wäre ja der Tod jeder Selbsterhaltung — im Fall des Angriffs seine Feinde zwingen, das gehaßte Preußen noch stärker zu machen. Westpreußen war im Sieg ein erwünschtes Objekt. Fast möchte ich glauben, daß dadurch der Grad der Wahrscheinlichkeit noch gemindert wird dafür, daß der König zugleich an Erwerbung Sachsens (im Fall er zum Krieg gezwungen würde) gedacht haben könnte. Ich weiß zwar nicht, wie viel er „sich selber zutraute“, aber sollte er sich nicht gesagt haben, daß er, mit gutem Willen seines einzigen Bundesgenossen, des König-Kurfürsten von England-Hannover, Sachsen nicht auch noch sich würde aneignen dürfen?

Wenn es nach dem sonst Vorgebrachten weder erforderlich noch auf dem verstatteten Raum thunlich ist, die von Lehmann herangezogenen Quellenzeugnisse weiter, als geschehen, zu betrachten, so ist es unerläßlich, noch die Handlungsweise Friedrichs darauf zu prüfen, ob sie unter dem Schein des neuen Tags, den jene Hypothese verbreitet, verständlicher würde. Nach derselben sollte Friedrichs Politik seit Jahren, insbesondere die im Januar 1756 fertig gewordene Neutralitätskonvention mit England, abzielen auf Offensive wider Oesterreich und Sachsen, wobei er, in der Hoffnung, daß Frankreich ihm nicht allzu weh thun würde, siegesmuthig allen Gefahren einer Koalition entgegen gegangen wäre. Hätte man das zuzugeben Anlaß, dann, aber auch nur dann, gewänne der erbrachte Nachweis größere Bedeutung, daß Friedrich im Juni zu rüsten begonnen hat, während in Oesterreich alle militärischen Vorbereitungen noch unfertig waren und blieben. Ich will kein Gewicht darauf legen, daß seit Jahren Friedrich (auch nach jenem von Lehmann so geschätzten Testament von 1752) zur eigenen Sicherheit rüstete, und daß noch Ende Juli der angriffsscheue Minister von Podewils in der Aufstellung starker Truppenmacht einen letzten Anker des Friedens erblickte; wohl aber ist mit Nachdruck die Ansicht zurückzuweisen, daß Friedrich die Nachrichten über die Märsche seiner Feinde, der Russen, nach Skurland für nichtig hätte halten müssen. Jene nachweislich auf Oesterreichs Anreiz zurückzuführenden bedrohlichen Bewegungen haben die preussischen Rüstungen thatsächlich zur Folge gehabt. Und allzu leicht macht es sich auch unser Gegner, die in Wahrheit irrtümlichen Berichte über gleichzeitige österreichische Truppenmärsche in ihrer Bedeutung herabzusetzen. In Verbindung mit dem, was an der Düna vorging, mußten sie den König, der doch im ganzen über die Pläne der Feinde genügend unterrichtet war, zu Gegenmaßregeln herausfordern.

Jene Kundschaften gingen nicht nur von dem preussischen Gesandten in Wien und dem schlesischen Kammerpräsidenten aus, sondern zu ihnen gesellten sich solche preussischer Offiziere aus den böhmischen Bädern, zum Beispiel Schmettaus aus Karlsbad.¹⁾

In Wien war man nur vorsichtiger, gerade weil das Preußen gegenüber nicht reine Gewissen mahnte, nicht vor der Zeit sich in die Karten blicken zu lassen. Schon ehe Friedrich wirklich einen Mann einberufen, war man in Wien

¹⁾ Historische Zeitschrift 56, S. 443, Anmerkung 1.

verlegen gewesen, entweder Argwohn erregen zu müssen, oder es an nötigen Anstalten ermangeln zu lassen.¹⁾ Uebrigens bleibt es doch wohl dabei, daß die preussischen Rüstungen im Juni gegen Rußland gemeint waren; nur in Ostpreußen und, als Reserve, in Pommern wurden Aufstellungen veranstaltet, welche letztere so ausgeführt wurden, daß gerade Truppen aus den Marken, also von der sächsischen Grenze weg, dahin verlegt wurden. Als Soldat hatte Friedrich recht, wenn er so handelte, um sich die Gefahr nicht auf den Hals kommen zu lassen. Allerdings konnte daraus der Krieg sich entwickeln, dem er in sorgenvoller Erwägung als Mensch den Frieden vorgezogen haben würde. Wenn das Erfordernis der Geheimhaltung alle seine sonstigen Beteuerungen dieser Art unglaubwürdig machte, so ist doch kein Grund abzusehen, der ihn genötigt hätte, bis zuletzt vor seinem Bruder Heinrich Komödie zu spielen. Warum dieses, wenn er in derselben Zeit dem älteren Bruder gegenüber, wie Lehmann behauptet, durchaus keine Sorge vor erdrückender Gegnerchaft, sondern guten Mut und feste Erwartung des Erfolgs — verräterische Anzeichen seiner auf Krieg und Eroberung gerichteten Grundstimmung — kundgegeben hätte? Aber, wir sahen schon, eine solche Grundstimmung läßt sich historisch nicht nachweisen. Und ohne sie darf man aus der — notgedrungenen — Rüstung Preußens seit Juni 1756 keine aggressiven Pläne folgern.

Aber ergeben sich solche nicht aus dem gesamten Verhalten Friedrichs gegenüber Kurachsen, dem Land, dessen Erwerbung zur Abrundung Preußens ihm unentbehrlich dünkte?

Friedrich traute der sächsischen Politik, die unter verhängnisvollem Einfluß über den schwachen Kurfürsten durch den Grafen Brühl geleitet wurde, feindseligere Entschlüsse zu, als richtig war. Seit 1744 das bisher ihm zur Seite kämpfende Kurfürstentum die Seele eines geplanten Einfalls in die Mark geworden war, während er selbst in Feindesland stand, wurde er die Ueberzeugung nicht mehr los, daß Sachsen hinterrücks sich zu seinen Gegnern schlagen würde. Thatsächlich hatte Brühl auch nach den Friedensschlüssen von 1745 und 1748 Lust zum Anschluß an die Feinde Preußens unter Gewinn preussischer Gebietsteile gezeigt, aber aus guten Gründen der entstehenden Koalition noch sich fern gehalten. Immerhin war Friedrich doch so viel bekannt, daß nach der Occupation selbst sächsische Minister eingestanden, nicht ohne Gefahr hätte er unterlassen dürfen, so, wie geschehen, zu agiren.²⁾

Mit der bloßen Neutralität des nur wenige Meilen von Berlin damals belegenen Landes wollte sich daher der König ebenso wenig zufrieden geben, wie er eine Annexion desselben unter damaligen Umständen erstreben konnte und nach Ausweis der von uns gemusterten Zeugnisse erstrebt hat. Was also denn? Bereits in seinen Generalprinzipien vom Krieg (1748) hatte Friedrich festgestellt,³⁾ daß die beste Verteidigung Brandenburgs bestehe im Einmarsch in Sachsen.

1) Lehmann, Friedrich der Große, S. 118.

2) Politische Korrespondenz 14, 9.

3) Oeuvres 28 S. 76. (Vergl. 133.)

Den hielt er für nötig, weil von Schlessien aus gegen Böhmen, das nur von Mähren oder von der Donau her erobert werden könne, nichts auszurichten sei. Als Ziel schwebte ihm dabei entweder ein auf voller Interessengemeinschaft begründetes Bündnis,¹⁾ wobei die sächsischen Truppen auch ihm den Fahneneid zu leisten hätten, oder volle Verfügung über die Kräfte des Landes nach Kriegsrecht und für Kriegsdauer vor. Beiläufig im ersteren Fall ein Verhältnis dem ähnelnd, das die preussischen Vorschläge von 1865 dem Erbprinzen von Augustenburg in den Elbherzogtümern angeboten haben. Er bedurfte der Elblinie aus strategischen und militärisch-ökonomischen Gründen; volle Verfügung über die Streitkräfte an Menschen und Geld trat hinzu.

Da Sachsen ohne Untreue gegen Rußland und Oesterreich, mit denen es in Defensivallianz stand, auf ausreichende Garantien nicht eingehen konnte, schritt Friedrich im August 1756 zur Occupation. Diese Selbsthilfe, zu der er ein Recht nicht hatte, ist für Lehmann gleichsam der Punkt auf dem i für seine Hypothese. Nur Annexionsabsichten können nach ihm Friedrichs Entschluß und sein ganzes Auftreten in Sachsen begreiflich machen. Die herkömmliche Erklärung, daß der König seinen Feinden habe zuvorkommen, sich für den drohenden Koalitionskrieg die denkbar günstigste Position schaffen müssen, kann er selbstverständlich nicht zulassen. Auffälligerweise hat er sich dabei ein Argument entgehen lassen. Neuere Forschung hat als Irrtum es bezeichnet, daß Friedrich im Herbst 1756 durch sein Losschlagen beabsichtigt habe, die noch nicht fertigen Oesterreicher vor dem Eintreffen bundesgenössischer Unterstützung niederzuwerfen und zum Stillstehen zu zwingen. Thatsächlich scheint es mit hinreichender Bestimmtheit fest zu stehen, daß er für dies Jahr neben der Sicherung Sachsens kein weiteres Ziel sich gesteckt hatte als die Gewinnung gewisser Stellungen in Nordböhmen.²⁾

Was für einen den moralischen Nachteil ausgleichenden Gewinn durfte sich daher, so könnte man fragen, Friedrich von seinem Friedensbruch versprechen, wenn er es nicht darauf abgesehen hatte, den erbittertsten seiner Gegner für den weiteren Verlauf kampfunfähig zu machen? Unwillkürlich legt man sich die Frage vor: Hat trotz unzureichender Beweise Lehmann doch das Rechte getroffen mit seiner Ansicht, daß Friedrich den Kampf herbeigeführt, um Sachsen zu erobern und zu behalten?

Ueber den Feldzugsplan Friedrichs Oesterreich gegenüber dürfte das letzte Wort wohl noch nicht gesprochen sein. Rußland alsbald außer Kampf setzen zu können, hat Friedrich — die Geheiminstruktion an Lehwaldt beweist es — irrigerweise doch gehofft. Hinsichtlich Sachsens hätte ich dem bereits Gesagten

¹⁾ Noch im September 1756 kam er darauf zurück. Politische Korrespondenz 13, 388 (i. 381), 390, 407, 410, 421. Doch zog er die zweite Alternative vor, nach den Mitteilungen Winterfeldts an den Prinzen von Preußen. (Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte I, 258.)

²⁾ Politische Korrespondenz 13, 296 (vergl. 14, 86) und Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte I, 258.

folgendes hinzuzufügen. Die Gefahr für Preußen bestand in der Vielheit der von allen Seiten dräuenden Feinde; der Staat war verloren, wenn er sich von dem ganzen Schwarm gleichzeitig überrennen ließ. Es entsprach einer Kombination, die nach einem kaum verhüllten Eingeständnis¹⁾ Winterfeldts für einen solchen Fall wohl schon 1754 dem König vertraut war, wenn man plante, Schutzwehren gegen die hereinbrechende Flut zu errichten, durch Eindämmung der vor den Einbruchstellen gelegenen Gelände, Hannovers und Sachsens. Im aktuellen Fall schien durch die Neutralitätskonvention Hannover außer Gefahr zu sein. Sachsen als Vorwerk der Mark, den Vorteil der inneren Operationslinie gegenüber getrennt operirenden Feinden, wollte er, so glaube ich annehmen zu dürfen, sich sichern durch seine Besetzung. Zugleich hinderte er damit die Oesterreicher, sich, im stillen Einverständnis mit der Landesregierung, hier einzunisten.²⁾ und deckte seinen Rücken vor der allezeit geargwöhnten Kooperation der Sachsen mit seinen Feinden.

Nicht die mindeste Notwendigkeit besteht somit, um Friedrich für 1756 geheimer Pläne hinsichtlich Sachsens über das Eingestandene und Ausgeführte hinaus zu bezichtigen. Und nicht anders ist es mit den von Lehmann im einzelnen aus dem Verlauf der Occupation gezogenen Schlüssen, die hier nur flüchtig noch berührt werden können. Es ist nicht nötig, darüber zu streiten, ob Friedrich, wie er verheißt, Sachsen wieder geräumt haben würde, falls Maria Theresia die von ihm geforderte Zusicherung gegeben hätte. Graf Kaunitz in Wien hat es jedenfalls nicht für unmöglich gehalten, und der in Schlesien selbständig kommandirende Feldmarschall Schwerin hat noch am 6. September geschwankt, ob es zum Krieg kommen werde.³⁾ Daß Friedrich unterlassen, das sächsische Lager bei Pirna zu stürmen, weil er sich bereits als Herr von Sachsen angesehen und nicht gewollt habe, daß seine alten und neuen Unterthanen einander zerfleischten, steht nicht einmal in der dafür angeführten Stelle. Friedrich wollte nur das, wie schon bemerkt, ihm wichtige Soldatenmaterial schonen. Der Beweis für die Thunlichkeit einer solchen gewaltsamen Einnahme ist um so weniger überzeugend, als urkundlich feststeht, daß die durch Winterfeldts Schuld zu leicht vorgestellte Ausführung bis zum 17., bezüglich 18. September beabsichtigt und dann erst als unausführbar aufgegeben wurde. Ebenso scheint es mir unmöglich, auf die Gefühle eines Landesherrn aus dem Umstand zu schließen, daß Friedrich in seinen Anforderungen an die Kriegsmacht Sachsens rücksichtslos, ja hart, in denen an das Land schonender aufgetreten ist. Daß unserem Gegner das Verhalten Friedrichs gegen den Kurfürsten „bei der bisherigen Auffassung“ unbegreiflich erscheint, hat wohl die Ursache, daß er bei Deutung der Erklärungen des preußischen Königs verjäumt hat, auch die heranzuziehen, welche dieser un-

¹⁾ Immediatbericht von 1754, herausgegeben von Lehmann in der historischen Zeitschrift 64 S. 481. Damit hängt wohl die im Testament von 1752 gegebene Disposition zum Einmarsch in Sachsen zusammen.

²⁾ Politische Korrespondenz 13 S. 494, 496. Vergl. 377, 411 und so weiter.

³⁾ Lehmann: Friedrich der Große S. 127. Politische Korrespondenz 13, 359.

mittelbar vor seinem Einmarsch am 26. August hatte durch seinen Gesandten abgeben lassen. Da war mit dürren Worten gesagt, daß Friedrich nichts mehr wünsche, als nach dem glücklichen Eintritt des Friedens den Fürsten wieder in den ruhigen Besitz aller seiner Staaten zu setzen.¹⁾ Trotz aller Vorsicht gegenüber solchen Erklärungen, die auf Täuschung ja berechnet sein können, scheint es mir doch schwer, diese gewissermaßen feierliche Versicherung zu mißachten. Friedrich hat sie dem verbündeten König von England mitteilen lassen, der die Schritte Friedrichs wider Sachsen noch wiederholt am Petersburger Hof als nichtoffensiv zu vertreten versucht hat. Sollte es auf Irreführung Georgs II. dabei abgesehen sein? Aber die neuere Geschichte lehrt, wie schwer von solchen Verheißungen wieder loszukommen ist. Und endlich die Politik, die Annexion eines deutschen Kurfürstentums damit einzuleiten, daß man den gegen seinen preussischen Neffen argwöhnlichsten Kurfürsten von Hannover betrog, dürfte doch kaum als Friedericianisch gelten. Sachsen gegenüber hätte eine Lüge keinen recht faßbaren Zweck gehabt. Hätte Friedrich der zeitlichen Verfügung über Sachsen die Annexion vorgezogen, so war es günstiger, wenn der Kurfürst nicht erst durch Vorspiegelungen zur Nachgiebigkeit verleitet wurde. Als Friedrich jene Erklärung anbefahl, glaubte er noch in vier bis fünf Tagen Herr der sächsischen Aufstellung werden zu können!²⁾ Rücksicht auf die Raschheit der Operationen könnte also auch nicht als bestimmend gedacht werden. Warum also nicht wenigstens schweigen über das künftige Schicksal des Landes?

Doch was frage ich viel! Den Gegner überzeugen zu können, darf ich mir nicht schmeicheln. Mir kam es hier darauf an, zu verhüten, daß eine in Grundanschauung und Folgerungen irrtümliche Theorie über eine hervorragend wichtige geschichtliche Frage in weitere Kreise eindringe und fortwuchere.



Vom Ursprung des Kusses.

Von

Alfred Kirchhoff.

Liebe, Freundschaft, Verehrung drücken wir durch den Kuß aus. Aber wie kommen wir eigentlich gerade auf dieses Symbol? Ist es ein allgemein menschliches? Küßten alle Völker?

O nein! Schon Pechel hat das in seiner schönen „Völkertunde“ erwiesen. Die Indianer, die Buschmänner und Hottentotten, die Australischwarzen haben wohl nie vor Berührung mit den Europäern den Kuß gekannt. Ganz bestimmt wissen wir das von den beiden großen Kulturvölkern Asiens, den Chinesen und

¹⁾ Politische Korrespondenz 13, 280. Schon von Arnold Schäfer mitgeteilt.

²⁾ Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte a. a. C.

Japanern, von denen manche sogar öfters versichert haben, es erregte ihnen Ekel, wenn sie es nur mit ansehen müßten, wie sich die Europäer auf den Mund küßten.

Indessen gibt es doch weit jenseits unseres Kulturkreises, nur gerade weder in Australien noch in China oder Japan, auch nicht im amerikanischen Weltteil (außerhalb des hohen Nordens) vor Hinkommen der Weißen, eine eigentümliche Grußgewohnheit, die man den Nasengruß zu nennen pflegt.

Die Sitte des Nasengrusses reicht zunächst um alle Westade des nördlichen Eismeers, wo nebenbei auch alle eingeborenen Naturvölker, Eskimos so gut wie Lappländer oder Tschuktischen, die Haare sich glatt über die Stirn streichen und über den Augenbrauen quer abstutzen — die echte „Ponyfrisur“! In weiter Ferne von jenen polaren Völkern setzt ein neuer, noch weit umfangreicherer Verbreitungszug des Nasengrusses ein: er reicht von Hinterindien durch die ungeheuren Fernen der Südsee bis zur Osterinsel und bis nach Neuseeland. Gerade aus Neuseeland hat uns Darwin das Zeremoniell des Nasengrusses mit großer Genauigkeit nach eigener Beobachtung geschildert, und wir ersehen daraus, daß das Zeremoniell dort gerade so wie in Hinterindien oder an den Westaden des nördlichen Eismeers darauf hinausläuft, daß man den Duft der Ausatmung des zu Begrüßenden in sich aufnimmt und durch anhaltendes Einatmen dieses Geruches thatsächlich beweist oder auch durch ein behaglich gemurmelttes „gut, gut!“ es versichert, wie angenehm einem der Geruch des andern sei. Die Maoris Neuseelands üben dies Zeremoniell in ausführlichster Förmlichkeit aus, indem der an Rang Niedrigere beim wechselseitigen Begegnen sich niederkauert am Wege, der andere sich darauf zum Gruß niederbeugt und dann Nasenrücken quer über Nasenrücken drückt. Anderwärts besteht dieser ausführliche und stets in strenger Förmlichkeit ausgeführte Gruß im Reiben der beiderseitigen Nasen an einander in stehender Haltung und mit „beifälligem Grunzen“.

Immer liegt dieser Grußform der Sinn unter, daß einem der Individualgeruch desjenigen, dem man seinen Gruß entbietet, wohlgefalle. Und, ohne mit Professor Jäger im Geruch, der einem Menschen eigen ist, seine Seele wittern zu wollen, müssen wir doch zugeben, daß jeder Mensch eine individuelle, nur ihm eigentümliche, allein durch den Geruch wahrnehmbare Ausdünstung besitzt. Woher erkännte uns denn sonst in stockfinsterner Nacht unser Hund aus dichtem Menschengewühl heraus, wenn nicht an dem uns individuell eigenen Geruch? Wir Kulturmenschen sind arg abgestumpft in der Schärfe unseres Geruchssinnes; mancher unter uns besitzt gar kein Geruchsvermögen mehr. Im Naturzustand ist dagegen der Mensch auch bezüglich dieses Sinnes viel besser gerüstet. Waren es unsere Altvordern nicht auch? Woher käme denn sonst der uns seit alters vererbte Ausdruck des Abscheus — „Den kann ich nicht riechen!“

Man rümpft gern bei dergleichen hochmütig die Nase, gibt dem unter uns so weit verbreiteten Pharisäerstolz gegenüber den „Wilden“ Ausdruck, wendet sich verächtlich von solchen „tierischen“ Zügen ab. Indessen wo bleibt denn dann die ehrliche Ueberzeugung von der Einheit, der Blutsverbrüderung der ganzen

Menschheit, wie sie die heilige Schrift lehrt und die neueste Wissenschaft erhärtet hat?

Im Malaienarchipel ist Beriechen und Grüßen so vollständig eins, daß man für diese gar nicht von einander zu trennenden Begriffe naturgemäß auch nur ein einziges Wort im Sprachschatz besitzt. Wer grüßt, der beriecht eben den andern. Malaiisch kann der deutsche Satz „er hat mich begrüßt“ gar nicht anders ausgedrückt werden als mit den Worten „er hat mich berochen“. Berlassen auf den philippinischen Inseln Liebende einander für einige Zeit, so tauschen sie unter einander Kleidungsstücke aus, um während der Trennungszeit den Duft des geliebten Wesens nicht ganz entbehren zu müssen. Sage man ja nicht: Fi done, so etwas kann eben nur bei rohen Völkern vorkommen! Im Gegenteil: gerade in solchen sinnlichen Regungen zeigt sich die Gleichartigkeit unseres Geschlechts. Wissen wir es nicht aus einem brieflichen Selbstgeständnis unseres Dichtersfürsten Goethe (das freilich nicht zu indistrekter Veröffentlichung niedergeschrieben war!), daß er einst auf eine Amtreise nach dem Thüringerwald, die ihn für ein paar Tage von Weimar fern hielt, ein „Leibchen“ seiner Geliebten, der Frau von Stein, zur Erinnerung an ihren Dunstkreis, mitnahm. Ist das nicht vollkommen tagalisch-philippinisch? Aber nicht bloß die erotische Neigung, auch die innige Liebe der Mutter zu ihrem Kind drängt dazu, wenn auch nur in übertragener Form erinnerungsvoll den Duft des Wesens, an dem man mit der Seele hängt, einzuschlüpfen. Es gemahnte mich an den halb graufigen, halb rührenden Zug australischer Mütter, ihr gestorbenes Kind als verwehende Leiche mit sich zu schleppen auf der steten Wanderung unter Australiens Glutsonne, bis daß nichts mehr übrig ist als ein armelig Häuflein Knochen, — es gemahnte mich daran, als ich von einer deutschen Mutter hörte, sie könne sich nicht entschließen, die Wäsche, wie sie ihr heiß geliebtes Töchterchen noch auf dem Totenbett getragen, aus der Hand zu geben, denn der Geruch derselben sei ihr ja nun die einzige lebendige Vergegenwärtigung ihres Lieblinges, die ihr verblieben.

In solchem Zusammenhang der Gedanken, wie ich ihn im Vorstehenden darzulegen versuchte, begegnete mir im Verfolg ganz anderer Studien die Eingangsstelle des „hohen Liedes“ im alten Testament, eines sinnlich durchglühten Liebesliedes, das von Theologen unbegreiflicher Weise vielfach für eine Reihe allegorischer Voraussagen christlicher Kirchenentfaltung gehalten worden ist. Dort steht (nach Luthers Uebersetzung) geschrieben: „Er küsse mich mit dem Kusse seines Mundes — denn deine Liebe ist lieblicher denn Wein — daß man deine gute Salberieche!“ Statt Salbe setzen wir wohl sinngerechter „Duft“, und nun stehen wir, glaub' ich, vor einer anziehenden Entdeckung. Uns Europäern kam die Sitte des Küßens über Griechenland und Rom aus dem Morgenland; den ursprünglich sinnlichen Zweck des ältesten Kusses morgenländischer Liebe aber verrät uns jene Bibelstelle: Die Geliebte verlangt nach dem Odem ihres Herzensfreundes!

Nasengruß, Mundkuß, Fuß- oder Handkuß sind also gar nicht so grundverschiedene Sittenäußerungen, wie man bisher meinte. Sie wurzeln alle in dem

Begreifen des Individuellen am Menschen durch den Geruchssinn. Aus tiefen Stufen sinnlichen Empfindens ringt sich der Mensch allmählich empor zu rein seelischem Fühlen. Auch die Entwicklungsgeschichte des Kusses lehrt uns das. Schämen wir uns nur nicht unserer Vergangenheit! Aufstreben ist edler als Stillgestandensein. Der Kuß auf die Stirne der Braut kommt einem Gebet nahe; doch er läßt uns eine Ahnenreihe vermuten bis hinab in entlegene Vorzeit, als vielleicht auch unsere Vorfahren das Nasenreiben pflegten wie Lappländer oder Eskimos. Nasengruß und Mundkuß schließen sich wechselseitig auf Erden räumlich aus gleich „vikarirenden Arten“ im Pflanzen- oder Tierreich; sie dürfen in der That wohl gleich solchen gedeutet werden als Sprossen eines nun der Vergangenheit angehörenden Astes.



Hebbels Anschauungen über Kunst und Religion.

Nach teilweise ungedruckten Briefen.

Mitgeteilt von

Fritz Lemmermayer.

Noch immer tobt auf dem Gebiete der Kunst und Literatur der Kampf zwischen den sogenannten Idealisten und Realisten. Von einem triumphirenden Sieg ist auf keiner Linie etwas zu verspüren, denn die einen wie die anderen, wenn sie sonst Talent haben, behaupten sich; aber auch zu einer Klärung der Begriffe ist es bisher nicht gekommen, ja im Gegenteil, je mehr Leute ihr Licht leuchten lassen, desto dunkler wird es in ästhetischer Sache, wie in jeder andern des modernen Lebens. Auf der Weltbühne ist es geworden wie in einem menschenüberfüllten Theater, in welchem die Lichter verlöscht sind; allenthalben herrscht heillose Verwirrung, man ist erschrocken, man schreit, man stoßt, treibt und drängt, man will zum Ausgang, alles ist ein Chaos, man fordert mit erschüttertem Herzen Licht, nichts als Licht.

Licht suchen auch jene Idealisten und Realisten, oder vielmehr jeder glaubt es schon zu haben, jeder hält sein Licht für das, wonach sie alle trachten, für die Wahrheit, für die allein richtige, ausschließlich giltige Wahrheit. Aber im Grunde genommen hat sie keiner. Was ist überhaupt Wahrheit? fragt der Erkennende seufzend, und je tiefer er in der Erkenntnis dringt, desto bescheidener wird er. Er weiß eigentlich nur, was die Unwahrheit ist, und weiß auch, daß derjenige unsittlich und ungläubig ist, der die Unwahrheit mit Willen liebt. Davon sind jene nun freilich entfernt, die Ehrlichkeit der Besten ist nicht zu bezweifeln, doch sie sind entfernt auch von der Wahrheit. Idealisten wie Realisten vergessen, daß mit diesen beiden Schlagworten überhaupt keine Richtungen bezeichnet werden

können, wie oft auch der Versuch unternommen wurde, und daß noch jeder große Dichter von Homer bis Hamerling beides gewesen ist. Idealist: denn jeder Dichter wird in seinem Werke irgend eine sittliche Idee, die nicht willkürlich ausgeflügelt ist, sondern mit dem Weltganzen und den unverrückbaren Gesetzen zusammenhängt, die dieses Ganze durchdringen und nicht ohne tragische Katastrophen verletzt werden können, zu veranschaulichen suchen. Realist: denn er wird Stoff und Form, durch welche die Idee Fleisch und Blut gewinnt, unmittelbar aus dem Leben schöpfen und mit lebendiger Natur durchdringen; ja er geht im Realismus, der ihn vom Allgemeinen der Idee zum Besonderen, Intimen drängt, noch weiter, er bekleidet in den meisten und besten Fällen seine Gebilde mit dem Kostüm seiner Zeit oder mit anderen Worten, er zeigt das Leben seiner Gegenwart in allen Strahlenbrechungen, in seinen Leiden und Kämpfen, seinem Lieben und Hassen, seinen Tugenden und Lastern. Die Dichtung, besonders die oberste von allen, das Drama, ist ein Spiegel ebenso allgemein menschlicher wie zeitgemäßer Zustände und Verhältnisse. Aber das ureigenste Element der Kunst ist immer die Schönheit; sie ist die Lunge, durch welche sie atmet. Mögen die Modernen und Naturalistischen dagegen eifern, wie sie wollen, es ist so.

Nun ist es interessant, in das allgemeine Literaturchaos mit einer Fackel hineinzuleuchten, die kein Geringerer als Friedrich Hebbel angezündet hat, ein Dichter, bei dem alles aus erster Hand war, alles aus dem besten Stoff, den die Erde zu geben hat. Er war nicht allein ein großer Dichter, bis auf weiteres der letzte große Tragödiendichter der deutschen Nation, er hat uns auch in seinen Tagebüchern und Briefen ästhetische Ansichten hinterlassen, welche, unmittelbar aus dem schöpferischen Prozeß selbst herauswachsend, schwerer wiegen als dickleibige Systeme doktrinäer Theoretiker, und von ihrem inneren kräftigen Wahrheitswerte nichts einbüßen werden in allen Modeströmungen und Richtungen, in allem Wandel und Wechsel der Zeit. Es sind Gesetze, nicht der subjektiven Willkür, nicht einem republikanischen Troß entsprungen, sondern fest und sicher aus den ewigen Kunsterscheinungen, unterstützt von der genialen Intuition Hebbels, selbst abgeleitet, so wie Kepler die astronomischen Gesetze aus dem gestirnten Himmel gelesen hat. Vor allem ist hinzuweisen auf den ethischen Geist des Dichters. Wenn andere in frivolen Aeußerungen sich gefielen, so legte der einsame Tragiker den Totenschädel auf den Tisch. Er behandelte die Kunst mit dem großartigsten Ernst und der großartigsten Tiefe. Ihm genügte nur, was den höchsten Anforderungen wenigstens nach einer Richtung hin entsprach. Die Kunst war ihm die vollkommenste und reinste, von jeder banalen Zweckmäßigkeit losgelöste menschliche Aeußerung auf Erden, ein erhabenes Spiel, welches alle Höhen und Tiefen, den gesamten Komplex der Erscheinungen durchmißt und, indem sie das verdeckende Unkraut wegmäht, die sittlichen Wurzeln des Lebens in nicht zu übertreffender Weise darlegt. Und unter den Künsten hinwiederum erkannte er die Poesie als den treibenden Keim, wie auch als die letzte ihrer gesättigten Früchte. Die Dichtung war ihm Offenbarung, worin die ganze Menschheit mit allem Wohl und Weh ihren Reigen hält. Darum sah er auch

in dem wirklichen Dichter unter allen Umständen ein sittliches Subjekt. Die Decenzforderungen, welche hauptsächlich der Unreinen wegen aufgestellt werden, deren mehr sind als der Reinen, — die Decenzforderungen, welche man an den Dichter stellt, sind eigentlich, da sie von einer Mehrheit entscheidend ausgehen, nicht anzufechten. „Doch,“ so schrieb Hebbel, „ist darzuthun, daß sie den Begriff seiner Kunst aufheben und ihm das Recht auf die Existenz absprechen. Mit der Sittlichkeit kann er sich niemals im Widerspruch befinden, mit der Moralität nur selten, mit der Konvenienz sehr oft. Die Sittlichkeit ist das Weltgesetz selbst, wie es sich im Grenzensetzen zwischen dem Ganzen und der Einzelercheinung äußert; was thut der Künstler, was thut vor allem der dramatische Dichter anderes, als daß er diese Harmonie aufzeigt und sie an jedem Punkt, wo er sie gestört sieht, wieder herstellt. Die Moralität ist die angewandte, die auf den nächsten Lebenskreis bezogene Sittlichkeit; mit ihr kann der Dichter bei gebrochenen Erscheinungen, in denen die Natur und selbst die Gesellschaft experimentirt oder vorbereitet, in Zwiespalt geraten, doch wird es nur in extremen Fällen geschehen. Die Konvenienz ist, wie schon ihr Name beweist, nichts Ursprüngliches, sondern eine Uebereinkunft, die sehr viel Sittlichkeit und Moralität, ganz so viel, als davon naiv und instinktiv ist, in sich aufnehmen kann und meistens sehr viel Unsittlichkeit und Unmoralität in sich aufnimmt.“

Wie in dieser Tagebuchstelle Hebbel zwischen Sittlichkeit und Konvenienz unterscheidet, als Dichter aus demselben Geiste heraus schaffend, das Gesetz heilig haltend, aber die Uebereinkunft mißachtend, was ihm seitens der prüden Anstandsphilister den Vorwurf der Unmoralität eingetragen hat — ebenso weiß er ein anderesmal mit fester Hand die entscheidende Grenze zu ziehen zwischen Scheinrealismus und echtem Realismus, das Problem in seiner vollen Tiefe erfassend und erschöpfend. Er setzt mit Recht den Realismus in das psychologische Moment, nicht in das kosmische. Denn die Welt in ihrem wahren Wesen kennen wir nicht; doch die Menschen kennt der Mensch, weil er selbst einer ist. Daher denn auch die Gesetze der menschlichen Seele von dem Dichter ängstlich zu respektiren sind. Alles übrige aber ist Sache der Phantasie, die aus derselben Tiefe schöpft, aus welcher die Welt selbst, d. h. die bunte Kette der jetzt existirenden Erscheinungen, hervorgegangen ist. Wenn also dem Dichter, will er im guten Sinne realistisch bleiben, nach der psychologischen Seite hin Einschränkungen auferlegt sind, so darf er um so mehr nach der andern ins Grenzenlose hinaussteuern, ins Zauberische und Mystische; nur wird er sich hüten, aus der dunklen Region unbestimmter und unbestimmbarer Kräfte die Motive selbst zu entlehnen. Er wird sich vielmehr darauf beschränken, die wunderbaren Lichter und Farben aufzufangen, welche unsere wirklich bestehende Welt in einen neuen Glanz tauchen, ohne sie zu verändern. Hebbel weist darauf hin, daß die Nibelungen auch ohne Hornhaut und Nebelkappe möglich sind.

In überzeugender Weise führt unser Dichter diesen Gegenstand aus, indem er auf das Unbewußte, auf das Traumleben zurückgreift, aus welchem heraus sich der schöpferische Prozeß vollzieht. Er sagt in einem Briefe: „Man wird

überhaupt finden, daß die Lebensprozesse nichts mit dem Bewußtsein zu thun haben, und die künstlerische Zeugung ist der höchste von allen; sie unterscheiden sich ja eben dadurch von den logischen, daß man sie absolut nicht auf bestimmte Faktoren zurückführen kann. Wer hat das Werden je in irgend einer seiner Phasen belauscht, und was hat die Befruchtungstheorie der Physiologie trotz der mikroskopisch genauen Beschreibung des arbeitenden Apparats für die Lösung des Grundgeheimnisses gethan? Kann sie auch nur einen Buckel erklären? Dagegen kann es keine Kombination geben, die nicht in allen ihren Schlangengewindungen zu verfolgen und endlich aufzulösen wäre; das Weltgebäude ist uns erschlossen, zum Tanz der Himmelskörper können wir allenfalls die Geige streichen, aber der sprossende Halm ist uns ein Rätsel und wird es ewig bleiben. Sie hätten daher vollkommen Recht, Newton auszulachen, wenn er das naive Kind spielen und behaupten wollte, der fallende Apfel habe ihn mit dem Gravitations-system inspirirt, während er ihm recht gern den ersten Anstoß zum Reflektiren über den Gegenstand gegeben haben kann; wogegen Sie Dante zu nahe treten würden, wenn Sie bezweifeln wollten, daß ihm Himmel und Hölle zugleich beim Anblick eines halb hellen, halb dunklen Waldes in kolossalen Umrissen vor der Seele aufgestiegen seien. Denn Systeme werden nicht erträumt, Kunstwerke aber auch nicht errechnet oder, was auf das nämliche hinaus läuft, da das Denken nur ein höheres Rechnen ist, erdacht. Die künstlerische Phantasie ist eben das Organ, welches diejenigen Tiefen der Welt erschöpft, die den übrigen Fakultäten unzugänglich sind, und meine Anschauungsweise setzt demnach an die Stelle eines falschen Realismus, der den Teil für das Ganze nimmt, nur den wahren, der auch das mit umfaßt, was nicht auf der Oberfläche liegt. Uebrigens wird auch dieser falsche nicht dadurch verkürzt, denn wenn man sich auch so wenig aufs Dichten wie aufs Träumen vorbereiten kann, so werden die Träume doch immer die Tages- und Jahreseindrücke und die Poesien nicht minder die Sympathien und Antipathien des Schöpfers abspiegeln. Ich glaube, alle diese Sätze sind einfach und verständlich. Wer sie nicht anerkennt, muß die halbe Literatur über Bord werfen, z. B. den ‚Oedipus auf Kolonos‘, denn Götterhaine kennt die Geographie nicht, den Shakespeareschen ‚Sturm‘, denn Zauber gibt's nicht, den ‚Hamlet‘ und den ‚Macbeth‘, denn nur ein Narr fürchtet die Geister u. j. w.“

Hiermit ist die Aufgabe der Dichtung umschrieben, klar und wahr — und der gegenwärtige Streit über den Realismus könnte abgethan sein.

Bei einem Dichter, der die Kunst als die höchste geistige und sittliche Aeußerung betrachtet, deren der Mensch fähig ist, wird es nicht auffallen, wenn er sie über die Religion, oder richtiger gesagt, über die Konfession stellte. Schon Goethe hat einmal ausgesprochen, daß derjenige, welcher Wissenschaft und Kunst besitzt, auch Religion hat. Hebbel zumal war eine tief religiöse Natur. Das beweisen viele seiner Gedichte, das beweist der Schluß seiner „Nibelungen“ und besonders der Umstand, daß er seine mächtigsten Ideen an die weltgeschichtliche Erscheinung des Christentums anknüpfte und dessen tief sinnige Symbole in seinen Kreis hineinzog. Aber er stand außerhalb der Kirche. Den sittlichen Kern des

Christentums hielt er zwar hoch, doch mit seiner dogmatischen Seite wollte er nicht mehr zu thun haben, „wie mit jeder andern Mythologie“. Diese Brief-äußerung fiel dem geistreichen, wohlwollenden und streng orthodoxen Schriftsteller Friedrich Uechtritz, gegen welchen sie gethan wurde, hart ins Ohr und er zog Hebbel zur Rechenenschaft. Hebbels Antworten sind nun von wesentlicher Bedeutung. Wenn er die christlichen Symbole als Dichter verwertete, so geschah es, weil sie ihm von seinem menschlich-freien Standpunkte aus nicht, wie dem Offenbarungsgläubigen, religiös-unnahbar sein konnten. Die schöne und gerechte Stelle seiner Rechtfertigung, der weitesten Verbreitung würdig, lautet:

„Wer sich nicht einspinnt in unbestimmte Gefühle, der muß sich sagen, daß es sich bei den unberechenbaren historischen Enthüllungen auf der einen Seite und den Schwindel erregenden Fortschritten der Naturwissenschaften auf der andern in unserer Zeit gar nicht mehr um das Verhältnis der Religionen unter einander handelt, sondern um den gemeinschaftlichen Urgrund, aus dem sie alle im Lauf der Jahrhunderte hervorgegangen sind, um das Verhältnis des Menschen zur Natur und um seine Abhängigkeit oder Unabhängigkeit von ihren unerbittlichen Gesetzen. Ob der Christ oder der Jude oder der Buddhist recht haben, muß so lange unentschieden bleiben, bis ausgemacht ist, ob der Mensch die vornehme Ausnahme wirklich bildet, für die er sich hält. Die Wage und das Messer haben nun zu höchst bedenklichen, ja furchtbaren Resultaten geführt, und mit dem obligaten: ‚Der Herr sprach‘, aus Büchern entlehnt, die man seit Entdeckung der Keilschrift weit über den Berg Sinai hinaus bis zu ihren Quellen verfolgen kann, wird keiner die Männer, die sie handhaben, noch zum Schweigen bringen wollen. Wenden Sie mir ja nicht ein, der Materialismus sei alt und in den Herren Helvetius, Holbach u. s. w. längst zurückgeschlagen; er ist neu in den Gründen, und wer sich mit diesen, nicht etwa durch Molechott und Bogt, sondern durch die ernstesten und parteilossten Forscher bekannt und vertraut macht, der wird es sich nicht verhehlen können, daß von allen Faktoren der Menschennatur nur das Gewissen als unzerstörte und, wie ich glaube, unzerstörbare Burg des Spiritualismus übrig geblieben ist. Denn das Gewissen steht mit den sämtlichen Zwecken, die sich auf dem Standpunkt des Materialismus für den Menschen ergeben, in schneidendem Widerspruch, und wenn man auch versuchen mag, ihm den Geschlechtserhaltungstrieb im Sinn eines Regulators oder Korrektivs des Individuellen zu Grunde zu legen, so wird man es dadurch so wenig erklären, als aufheben, oder steht es nicht fest, daß die Faktoren sich im Produkt nur steigern, nicht verändern? Das Gewissen weiß aber nur von Gut und Böse, von Recht und Unrecht, es stellt keine einzige Glaubensforderung, nicht einmal die allgemeine, geschweige eine positive, es gewährt seinen Frieden um den Preis sittlichen Handelns und verlangt nicht, daß dies im Namen irgend einer Religion geschehe. Ich kann nicht so mißverstanden werden, als ob ich leugnete, daß das Gewissen den Menschen, dem eine bestimmte Religion anerzogen worden ist, nicht auch wegen Abweichungen von dieser zur Rede stellte; kein Türke wird mit ruhigem Gemüt Wein trinken, kein Jude Speck essen, kein Katholik die österliche

Beichte versäumen. Ich gehe von der ursprünglichen Thatsache aus, die auch der Offenbarungsgläubige als solche gelten lassen muß, wenn er nicht mit Natur und Geschichte zugleich in Widerspruch treten will, und frage: Warum ruft das Gewissen, das allen Völkern ohne Ausnahme und ohne Unterschied gebietet, das Gute zu thun und das Böse zu lassen, ihnen nicht ebenso laut und vernehmlich zu, sich ihren Gott so und nicht anders zu denken und ihn so und nicht anders zu verehren? Das thut das Gewissen aber nicht, und darum hat man nie blutige Kriege geführt, weil man Mord, Raub, Diebstahl u. s. w. in dem einen Lande für Tugenden, in dem andern für Laster hielt, wohl aber haben die Kämpfe um Bundeslade, Kreuz und Halbmond die Erde dezimirt, ohne daß ein Einverständnis zu erreichen gewesen wäre; ja, diese haben das sittliche Gesetz selbst zuweilen auf lange verfälscht und verdunkelt, indem man sich in majorem Dei gloriam gegen Andersgläubige alles erlaubte, und Mohammed nebst seinen Kalifen gewiß in ebenso fester Ueberzeugung wie Moses und Josua oder wie die Ritter der Kreuzzüge. Das ist entscheidend. Einen Ort gibt's, wo der unnahbare Urgrund der Welt, den man nach meinem Gefühl durch jeden Namen und jede Bezeichnung an etwas Endliches anknüpft und also beschränkt und begrenzt, sich deutlich vernehmen läßt, und das ist die menschliche Brust. Und hier sollte die Offenbarung unvollständig sein? Hier sollte sie nur auf die Pflicht, nicht auch auf den Glauben gehen, wenn von diesem für den Menschen nicht bloß so viel, sondern unendlich viel mehr abhinge wie von jener? Unbegreiflich, unbegreiflich bis auf den Grad, daß selbst die Ahnung, die doch nie ganz verstummt, keinen Anhaltspunkt mehr findet, wenn sie ihn nicht darin setzen will, daß dem Menschen alle Vermögen, die ihn vom Tier unterscheiden, nur zur Vegetation gegeben seien. Im Ernst kann die Frage gar nicht aufgeworfen werden, so lange man den Boden, auf dem man mit den uns allen gemeinsamen Mitteln nach Wahrheit forscht, nicht verläßt und eben jene Unbegreiflichkeit zu ihrem eigensten Kennzeichen macht. Dann aber ist das Resultat: strengste Gebundenheit des Menschen im Handeln und vollkommenste Freiheit im Glauben, denn auf der einen beruht die sittliche Welt und auf der andern die intellektuelle. Dafür, daß die Tugend, die man vorzugsweise, obgleich ohne Not, die christliche zu nennen pflegt, nämlich die Demut, nicht leidet, ist auch gesorgt: Wie käme der tiefere Mensch, eingeklemmt zwischen eine unendliche Aufgabe und den ebenso ungewissen als unerbittlichen Tod, wie er es ist, zur Selbstüberhebung? Der flache aber ist stolz auf seine Art, das Kreuz zu schlagen oder seinen Vers aus der Thora abzulesen; er spielt als Christ, Jude, Türke oder Heide die Pharisäerrolle, denn er ist überall der Auserwählte und hat das eine, was nothut, und er findet jetzt im Mormonenthum seinen letzten karrikirenden Ausläufer."

Nach dieser Auseinandersetzung, die sich vielleicht in einzelnen Punkten, besonders in der Gewissensfrage, ansprechen ließe, aber gewiß nicht im innersten anthropologischen Kern, erklärt Hebbel noch einmal, daß ihm die dogmatische Seite des Christentums nicht mehr sein kann, als eine Mythologie neben anderen Mythologien. Wer sich an diesem Ausdruck stoßt, der verkennt den Wert der

Mythologie und vergißt, daß die Mythologie die tiefste und höchste, reinste und ursprünglichste religiös-dichterische Offenbarung des menschlichen Geschlechtes ist; sie ist das Schicksal und die symbolisirte Natur eines Volkes und seiner Geschichte. Hebbel wußte es und ließ sich darüber also vernehmen: „Wir ist die Mythologie eines Volkes der Inbegriff aller seiner religiösen Anschauungen, so weit sie nicht im Allgemein-Menschlichen aufgehen, und als gemeinschaftliches Ergebnis seiner historischen, philosophischen und poetischen Prozesse das Höchste, was es überhaupt in seinem ersten Entwicklungsstadium liefert. Der Schwan der Veda gehört freilich auch mit dazu, aber doch nicht anders, wie z. B. die Tierfragen über dem Portal zum gotischen Dom. Wollen Sie mir die altnordische und die griechische nicht gelten lassen, deren jede wenigstens als großartige Natursymbolik in Schwindel erregender Majestät über alles Individuelle hinausragt, so können Sie die indische mit ihrem unergründlichen Tieffinn gewiß nicht zurückweisen.“ Eine so treffende als stolze Sprache, wie sie sich für den Dichter der Nibelungen, dem die alte Mythe und Sage eben mehr war als der Aberglaube der Nation, ziemte! Hebbel erkannte, daß ein Offenbarungsprinzip, das es gleich von vorn herein aufgibt, sich mit dem natürlichen Vermögen des Menschen in Einklang zu setzen, ja sich wohl gar im Gegensatz zur Vernunft gefällt und in dem Andersgläubigen den Verdammten sieht, allmählich zu Inquisition und Folter führen müsse. Und wenn der Kirchenhistoriker Neander die übernatürliche Zeugung und den übernatürlichen Tod Christi ganz einfach für Thatfachen des christlichen Bewußtseins erklärte und ruhig daran vorüber ging, um dann der Vernunft durch das Aufgeben irgend eines irrelevanten Behntelwunders eine scheinbare Konzession zu machen, so nannte das Hebbel einen „förmlichen Hohn“.

Daß solche aus tiefster Betrachtung und Erkenntnis der Wirklichkeit entsprungene, scharf klingende Aussprüche nicht gegen den Glauben, das Mysterium an sich gerichtet waren, bedarf keiner Versicherung bei einem Dichter, der als solcher schon kein plumper Materialist sein konnte und sich ernstlich mit der Abfassung eines Christusdramas beschäftigte. Für ihn bildeten Religion, Philosophie und Poesie drei verschiedene „Sternwarten, die sich gegenseitig in Betrachtung des Himmels und der Erde unterstützen und von einander empfangen, ohne mit einander zu hadern.“

Seine Sternwarte war die poetische.

Kaum war die Kontroverse mit Uechtrig beendet, als neuerdings ein „Bekehrungsversuch“ an Hebbel vorgenommen wurde. Diesmal von dem protestantischen Pfarrer Luch. Die Korrespondenz zwischen beiden liegt mir vor; sie ist noch ungedruckt. Ich teile aus den Briefen des Dichters die folgenden Stellen mit, welche alles früher Gesagte energisch bekräftigen.

Hebbel schreibt:

16. Oktober 1860.

An Herrn Pfarrer Luch in Wolfskehlen.

„Lassen Sie mich mit dem Allgemeinen beginnen. Sie möchten mich dem positiven Christentume näher bringen, als Sie mich ihm gestellt glauben. Seien

Sie überzeugt, daß ich Ihr Motiv auf keine Weise verkenne. Aber ich habe über denselben Gegenstand schon vor Jahren mit meinem Freunde Friedrich von Uechtritz eifrig korrespondirt, ohne daß es mehr als einen Waffenstillstand zur Folge gehabt hätte. Ich stehe durchaus in keinem feindlichen Verhältnis zur Religion, wie Sie selbst sehr richtig bemerken. Das ist auch bei einem Dichter — und Sie erklären mich für einen solchen — nicht wohl möglich, wenn er anders den Namen verdient und nicht zu der französischen Zwittergattung gehört, denn Religion und Poesie haben einen gemeinschaftlichen Ursprung und einen gemeinschaftlichen Zweck, und alle Meinungsdivergenzen sind darauf zurückzuführen, ob man die Religion oder die Poesie für die Urquelle hält. Ich muß mich nun für die Poesie entscheiden und kann so wenig in den religiösen Anthropomorphismen, wie in den philosophischen Doktrinen etwas von den großen poetischen Schöpfungen spezifisch Verschiedenes erblicken; es sind für mich alles Gedanken- trauerstücke, in denen bald der Intellekt, bald die Phantasie vorschlägt, bis beide sich im reinen Kunstwerke durchdringen und in gegenseitiger Sättigung zusammenwirken. Damit verschwindet denn für mich der christliche Gottmensch wie der griechische und persische, oder vielmehr, sie treten in die symbolische Sphäre zurück, ohne daß die neuere Bibelkritik, die Straußsche z. B., mir diese erst hätte erschließen müssen, denn sie ist der Anfang aller Kunst und dürfte auch, nur in verwandelter Gestalt, ihr Ende sein. Sollte Ihnen das zu profan klingen, so erwägen Sie, daß ich ja von der Religion nicht geringer, sondern von der Poesie, der Allumfasserin, nur höher denke; jedenfalls glaube ich nicht, daß es einen Dichter geben kann, dem die universellen Formen des Dramas und des Epos zu Gebote stehen, und der zu der positiven Religion ein anderes Verhältnis hat. Calderon werden Sie mir nicht einwenden wollen; es fehlt ihm eben das Beste, wenn man ihn in Herz und Nieren prüft. Es ist nun freilich wahr, daß auch diejenigen Dichter, die uns hier allein beschäftigen dürfen, den religiösen Anschauungen und Empfindungen nicht selten einen Ausdruck verleihen, der den Gläubigsten nicht allein befriedigt, sondern ihm sogar in seinem eigensten Wesen ganz ungeahnte Tiefen öffnet. Das rührt aber nicht daher, weil der Poet in solchen Momenten gewissermaßen mit ihm zum Abendmahl geht, sondern weil ihm das Geheimnis des Lebens anvertraut ist, weil er, immer den rechten Mann vorausgesetzt, instinktiv jede Existenz in ihrer Wurzel und jedes Moment einer Existenz in seinen allgemeinen und besonderen Bedingungen ergreift, und davon sind die religiösen natürlich nicht ausgenommen. Er ist also darum ebenso wenig Christ, weil er dem Christen seine Sehnsucht erklärt und verklärt, als er gerade verliebt zu sein braucht, weil er den Liebenden über sein Herz belehrt: er ist einfach der Proteus, der den Honig aller Daseinsformen einsaugt, allerdings nur, um ihn wieder von sich zu geben, der aber in keiner für immer eingefangen wird. Wer diesen Standpunkt festhält, der würde sich nicht wundern, wenn der Hamlet und der standhafte Prinz einen und den nämlichen Verfasser hätten; wer ihn aus den Augen läßt, der muß über die Widersprüche des Poeten außer sich geraten und ihn in gut vulgärem Sinn für charakterlos erklären. Es sind aber

die Widersprüche der Welt, die trotz ihrer des bindenden und regelnden Mittelpunkts nicht entbehrt, wenn man ihn auch auf keine Formel zurückführen kann. Hierbei muß ich es bewenden lassen. Sie werden wenigstens meinen guten Willen nicht verkennen, mich mit Ihnen zu verständigen. Ich gehe nie ohne Kampf und Widerstreben in diese Dinge ein und kümmere mich für mich selbst eigentlich ganz und gar nicht um die Pole, zwischen denen meine Existenz sich dreht; die geistige Zeugung geht, wie die leibliche, am besten im Dunkeln von statten, und auch der Dichter erfährt's erst von der Hebamme, ob seine Kinder männlichen oder weiblichen Geschlechts sind."

Indessen blieb der eifrige Seelenhirte in Wolfskehlen auf seinem religiösen Standpunkt ebenso unerschüttert, als Hebbel auf seinem ästhetischen, den vorher in seiner Art schon Schiller eingenommen hatte. Es kam zu einem vorläufigen Waffenstillstand, aber zu keinem Frieden. Lutz bemühte sich weiter, den Dichter seiner Kirche zu gewinnen — „ein Griff in Herz und Eingeweide“, wie sich Hebbel ausdrückte. Noch einmal ward er gezwungen, seine Stellung zu verteidigen. Er that es mit den beherzigenswerten Worten:

„Mein Standpunkt hat nichts Ausschließliches, ich ehre einen jeden und lasse es ganz dahingestellt, wer den besseren hat; ich will nur nicht von dem rohen Zufall der Geburt, der dem Menschen seine Religion anweist, und den er nicht corrigiren kann, ohne das allen Völkern gemeinsame und äußerst schwer ins Gewicht fallende Vorurteil gegen Renegaten hervorzurufen, sein zeitliches und ewiges Heil abhängig gemacht wissen. Die absolute Philosophie gebe ich Ihnen von Herzen preis, wenn ich es auch an ihr schätzen muß, daß sie selbst in ihren ärgsten Verirrungen nur den intelligenten Menschen ergreift, nicht, wie die absolute Religion, auch den moralischen; denn, wenn Hegel jemand das Begriffsvermögen abspriecht, so liegt in dem angeschuldigten Mangel zugleich die Rechtfertigung, wenn demselben Individuo aber die Sünde gegen den heiligen Geist vorgeworfen wird, so gibt es keine Rettung mehr, sondern der absichtlichen Verstockung muß die Verdammung folgen. Friedrich Schlegel erklärte seinem Freunde Tieck einmal, die himmlischen Gestirne würden dereinst zusammenrücken und in der Form des Kreuzes auf die Erde herabblitzen; ob er bei Tieck damit etwas ausrichtete, weiß ich nicht, aber für mich würde auch das, wenn es plötzlich geschähe, nichts weiter sein, als eine zufällige Konstellation der Himmelslichter, über die ich mir bei den Astronomen Mats zu erholen hätte. Ebenso wenig freilich kümmert es mich, wenn der Philosoph mir versichert, er habe den Ring Salomonis wieder aufgefunden und trage ihn am Finger; wie seine Diamanten auch funkeln und schwache Augen blenden mögen, ich weiß, daß kein Talisman darunter ist, weil keiner darunter sein kann. Dabei verkenne ich durchaus nicht, daß mein Standpunkt sein Gefährliches hat, denn wenn es auf der einen Seite fest steht, daß die Welt jeden großen Fortschritt nur durch Individuen macht, welche, seien es nun Religionsmister, Feldherren oder Künstler, das Gezeß aus sich selbst nehmen und mit den Zuständen und Anschauungen brechen, die sie vorfanden, so läßt es sich auf der andern Seite nicht leugnen, daß das Prinzip

scheußliche Karikaturen erzeugt, die sich wohl gar in ihrem Dünkel zu Welt-richtern aufwerfen. Aber genau beisehen, werden das immer Nachbeter sein, die, sobald sie die Theorie in Praxis umzusetzen suchen, der bürgerlichen Gesellschaft verfallen, während, wenn man ein Abjolutes für Millionen aufstellt, die schlimmsten Triebe der menschlichen Natur unter heiligem Deckmantel rasen und ungestraft von der einzelnen Ketzerverfolgung zur Befehung oder Vertilgung ganzer Völker durch Feuer und Schwert fortschreiten können, wie die Geschichte schauernd lehrt. Es steht daher ein unendlich Kleines dem unendlich Großen gegenüber, und da ist die Entscheidung leicht.“

So lautet eine Stelle aus dem Verjöhnungsbrief, den Hebbel am Dierabend des Jahres 1861 nach Wolfskehlen sandte. Jedoch der geistliche Freund ließ nicht nach, er wollte um jeden Preis einen evangelischen Bekenner aus ihm machen. Dieser aber blieb, was er immer war: der Dichter, dem nach seinem stolzen Wahrwort „das Geheimnis des Lebens anvertraut ist“, wobei er, wie er in dem zuletzt citirten Schreiben erklärend hinzufügt, allerdings „nicht aus Wissen dachte, sondern aus Können, nicht aus Erklären, sondern aus Hinstellen.“

Das ist Aesthetik; das ist die Erkenntnis eines intuitiven Dichters, für den, wie für jeden andern, der diese Bezeichnung verdient, die innerste Natur der Poesie darin bestand und besteht, „daß sie nur auf das Schöne geht und dies aus allen Anschauungsformen der Welt herauschmelzt, ohne sich selbst an eine zu binden,“ und dem sie im letzten Grund eins war mit Religion und Sittlichkeit.



Zur armenischen Frage.

Von

H. Wambéry.

Seitdem Lord Rosebery bei Eröffnung der diesjährigen Session des Parlaments im Oberhause die Aeußerung gethan: daß, falls die Grausamkeiten in Armenien sich bewahrheiten sollten — man behufs etwaiger Repressalien zum Schutze der Armenier bleibende Maßregeln treffen müsse — ist die sogenannte armenische Frage in die Reihe der aktuellen Tagesfragen getreten. Ob wir wollen oder nicht, stehen wir nun einer solchen Angelegenheit gegenüber, die eine ganz unerwartete Wendung nehmen und selbst diejenigen überraschen könnte, die die ganze Bewegung ins Leben gerufen haben. Die armenische Frage ist in ihrem Grundwesen ganz verschieden von den griechischen, serbischen und bulgarischen Fragen, die im Laufe dieses Jahrhunderts aufgetaucht und post tot discrimina rerum ihre Erledigung gefunden haben. In der europäischen Türkei war das moslimische Element zu geringzählig und zu vereinzelt, um größern und nachhaltigem Widerstand leisten zu können. In Kleinasien aber ist dies nicht der

Fall. Hier bilden die Christen eine Fraktion von markanter Minorität und können trotz der heftigen Wühlereien von außen her noch lange nicht jene Rolle spielen, durch welche Rumänen, Griechen, Serben und Bulgaren in ihren freihheitlichen Bestrebungen im Kampfe gegen die ottomanische Herrschaft sich hervorgethan. Wir sprechen von einer armenischen Frage, wir laufen aber Gefahr, daß wir eine kurdische, eventuell auch eine türkisch-arabische, d. h. eine mohammedanische Frage auf den Hals bekommen. Es ist daher keinesfalls unzeitgemäß oder überflüssig, wenn wir, dem Resultate der jetzt in Rußland tagenden Untersuchungskommission vorgreifend, den Motiven und den etwaigen Folgen dieser uns Leben gerufenen Frage einige Aufmerksamkeit schenken. Daß die von den Wehen und Leiden des Uebergangsstadiums stark heimgejuchte Türkei in den vom Zentralpunkt der Administration fern liegenden Gegenden in jeder Beziehung reformbedürftig sei, das wird niemand in Abrede stellen, denn so, wie Rom nicht in einem Tage entstanden, so kann es von einem jahrhundertlang in asiatischer Denkwungs- und Handlungsweise gelenkten Staate nicht verlangt werden, daß er mit Sturmschritten auf der Bahn moderner Reformen fortichreite. Das Beispiel Japans gehört zu den Ausnahmen, und die nach dem Naturgesetze sich fortbewegenden asiatischen Staaten werden und können nur mit großem Aufwand von Zeit und Geduld sich uns nähern. Die Leiden der Uebergangsperiode in der Türkei sind gewiß beträchtlich und werden von den Unterthanen verschiedenen Standes, Glaubens und Abstunft in gleicher Weise gefühlt. Sonderbarerweise ist unser christliches Europa nur für die Leiden seiner in der Türkei lebenden christlichen Glaubensgenossen empfänglich, und was den Gläubigen in Mohammed anbelangt, da verraten wir eine ganz auffallende Gleichgiltigkeit. Nachdem wir uns der verschiedenen christlichen Unterthanen der Pforte der Reihe nach erbarmt haben, sind wir nun bei den Armeniern angelangt, bei einem Volke, dem nicht nur die Türken und der Islam hart mitgespielt, sondern das schon früher in seiner eigenen geschichtlichen Entwicklung schweren Prüfungen ausgesetzt gewesen.

Wollte man die Leidensgeschichte des armenischen Volkes erzählen, so käme man aus der Reihe blutiger Tragödien, betrübender Schicksalsschläge und trauriger Episoden nationalen Unglücks gar nicht heraus. Die Geschichte der Juden, wenn wir von der Schlußscene der Zerstörung Jerusalems absehen, ist nichts im Vergleich zu den jahrtausendelangen harten Kämpfen und Drangsalen, welche das Volk der Armenier im Laufe seiner dreitausendjährigen Existenz zu bestehen hatte, denn während die Juden den Angriffen der kleineren stammverwandten Nachbarn siegreich widerstanden und nur Roms Weltherrschaft unterlagen, hatte das Land von Haig (Haiaşdan), wie Armenien von den Eingeborenen genannt wird, dem verheerenden Anprall sämtlicher vom Osten und vom Westen hereinbrechenden Eroberer zu widerstehen und wurde trotz zeitweiligen Sichaufrassens schließlich zerstückelt und von fremden Elementen auseinandergerissen. Daher ist es gekommen, daß die Grenzen Armeniens so oft verschoben wurden und so häufig sich verändert haben. Macedonier, Perser, Römer, Araber, Mongolen und Türken

teilten sich wechselseitig in den Besitz des vom Arur bis zum Euphrat und vom alten Atropatene bis zum Pontus sich einst erstreckenden Armeniens. Das bunte Völkergemisch, welches auf der vom Innern Asiens nach Anatolien und Griechenland gelegenen Hochstraße hereinbrach, hatte jeden Versuch zur Erstarkung des armenischen Volkselementes vereitelt, und was von den politischen Wirren verschont geblieben, das haben die mächtigen Fluten der Religionskämpfe der Parfen, des Islams und namentlich des christlichen Sektengeistes noch ärger heimgesucht und hart mitgenommen. Unter solchen Umständen ist es in der That noch zu verwundern, daß dieses Volk nicht gänzlich untergegangen, und daß es heute noch nahezu drei Millionen Armenier gibt, die, unter der Obrikeit Persiens, Rußlands und der Türkei lebend, in der Neuzeit mit ihren nationalen Anprüchen auf der Bühne der politischen Tagesfragen aufgetreten sind.

Das erste nationale Erwachen der Armenier, welches schon im vergangenen Jahrhundert begonnen, mußte nach einer langen Periode bitterer Enttäuschungen mit der traurigen Aussicht auf Hoffnungslosigkeit enden. Ja, im Gegenteil, die Armenier mußten zur Ueberzeugung gelangen, daß der Schutz christlicher Herrschaft, anstatt ihr Elend zu mildern und die tiefen Wunden zu heilen, sich in eine solche Flamme verwandelt, die ihre nationale Existenz mit gänzlicher Vernichtung bedroht. Der Islam hat der materiellen Lage geschadet, das russische Christentum hat den Geist, die nationale Seele angegriffen und im Laufe eines einzigen Jahrhunderts dem Volke der Armenier mehr Schaden zugefügt als all die rohe Gewalt des Islams in der Vergangenheit. Wenn wir nämlich in Erwägung ziehen, daß es im ganzen südlichen Rußland von der Krim bis nach Astrachan im Anfange dieses Jahrhunderts noch eine ganz beträchtliche Anzahl armenischer Kaufleute und Industrieller gegeben, die durch Annahme der verhängnisvollen Partikel oft im Russentume aufgegangen, so werden wir die Gefahr des russischen Schutzes vollauf zu würdigen verstehen. Die Absorption geht in der ganzen Länge und Breite des russischen Reiches ununterbrochen fort, und wir finden es ganz erklärlich, wenn armenische Patrioten, hierüber stußig geworden, ihre Landsleute gegen den russischen Sirenengefang ernst verwarnt und strenge Passivität angeraten haben. Dieses Prinzip einer strengen Passivität, gepaart mit aufrichtigen kulturellen Bestrebungen und unterstützt von einem sorgfältigen Studium armenischer Vergangenheit, ist auch thatsächlich bis in die Neuzeit herein von der nüchternen Mehrzahl des armenischen Volkes befolgt worden und würde wahrscheinlich auch nachher unabänderlich befolgt werden, wenn mittlerweile in der nächsten Nähe sich nicht solche Begebenheiten zugetragen hätten, die einige heißblütigere Mitglieder dieses Volkes bethört und auf eine solche Bahn verleitet haben, die absichtlich, gefährlich ist und der nationalen Sache der Armenier eher schaden als nützen kann.

Den größten Einfluß auf die Gemüter der armenischen Heißsporne hat entschieden das Gelingen der bulgarischen Selbständigkeit ausgeübt. Daß Griechen, Rumänen und Serben nach langen und harten Kämpfen und nach thatkräftiger Unterstützung seitens des christlichen Europas ihre Unabhängigkeit von der Pforte

erlangten, das hatte wohl den Mut der Armenier gehoben und ihre Hoffnung auf eine gleiche Gunst seitens der Westmächte angespornt. Doch hatten sie einerseits mit Hinblick auf die damals nur halbwegs gebrochene Macht der Osmanen mit ihren Wünschen noch nicht hervortreten gewagt. Andererseits mußte die Ungleichheit der ethnischen Konstellationen zur Vorsicht mahnen, denn Griechen, Rumänen und Serben hatten eine kompakte, von Mohammedanern nur wenig oder gar nicht untermischte Bevölkerung gebildet, und die Vereinigung zu einem nationalen Körper konnte ungestört vor sich gehen. Bei den Bulgaren war dies jedoch nicht der Fall. Hier, auf dem alten Kampfplatz osmanischer Eroberer, hatten die Türken ihre Ansiedlung schon zur Zeit Murads II. begonnen und vom Donaugelände angefangen bis zum Rhodope war die christliche slavische Bevölkerung von Moslimen derartig untermischt, daß beinahe die Hälfte der Einwohner, gewiß aber ein starkes Drittel derselben dem herrschenden Elemente angehörte und der Autorität der Sultane als eine ganz respectable Basis gedient hatte. Unerhörte Greuel des letzten Krieges, barbarische Roheit seitens der von langer Knechtschaft befreiten Bulgaren und namentlich die freiwillige oder gezwungene Auswanderung der Türken hatten dieses Zahlenverhältnis in kurzer Zeit bedeutend verändert. Fünf Jahre nach dem Rückzuge der Russen hatten die Bulgaren schon die erdrückende Majorität des Landes gebildet, das Zahlenverhältnis gestaltete sich immer mehr und mehr zu ihren Gunsten, und es darf gar nicht wundernehmen, wenn die Armenier, von Anwendung ähnlicher drastischer und grausamen Mittel träumend, sich der Hoffnung hingeben, in Armenien, das heute nur einen geographischen Begriff bildet, mit der Zeit in ähnlicher Weise vorgehen und nach gewaltiger Ausrottung von Kurden, Jezidis und Türken ein kompaktes und einiges Armenien bilden zu können.

Hierin liegt nun der erste Irrtum der armenischen Exaltados, auf den wir eben aufmerksam machen wollten. Statistische Angaben bezüglich asiatischer Länder haben bekanntermaßen von jeher mit Recht als das leicht verfängliche Motiv bei der Erörterung politischer Fragen gegolten. Die Seelenzahlen sind nach Herzenslust nach dem zeitweiligen Bedürfnis der Diskutanten herunter- und heraufgeschraubt worden und haben selbst am grünen Tisch unserer Diplomaten das größte Unheil angerichtet. Auf dem von Rußland neuesten eroberten zentralasiatischen Gebiete ist die Mär asiatischer Statistik am grellsten hervorgetreten. Dort, wo wir früher von Millionen sprachen, haben sich nun nur so viel Hunderttausende herausgestellt, und was bei Turfomanen, Dezbegen und Tschemschidis der Fall gewesen, das mag bei Kurden, Armeniern und Jezidis wieder der Fall sein.

Daß Rußland im Kaukasus und in dem angrenzenden Gebiete eine Million Armenier beherbergt, das wollen wir für echt und untastbar hinnehmen, doch daß die Türkei im Norden Kleinasien, von der armenischen Hochebene angefangen bis nach Diarbekir und Mossul, 1,330,000 Armenier aufweist, während Türken, Kurden, Jezidis, Bazas u. zusammen 530,000 ausmachen, wie dies das armenische Wittgesuch an Lord Salisbury (Berlin, 24. Juni 1878) darstellt —

das müssen wir um so mehr einem Zweifel unterziehen, da hier noch gar kein wie immer gearteter Census existirte, und als von Nichtgezählten keine bestimmte Zahl angegeben und angenommen werden darf. Auf statistische Quellen im Oriente können wir im allgemeinen uns nur wenig stützen. Einerseits ist die mangelhafte Staatsmaschine an dem Nichtzustandekommen glaubwürdiger Informationen schuld; andererseits legen die Miaten selbst derartigen offiziellen Bestrebungen die erdenklichsten Hindernisse in den Weg. Der Mohammedaner scheut es, von den weiblichen Insassen seines Hauses zu sprechen, geschweige denn deren Zahl anzugeben, während der christliche Unterthan im Zenus das Wespenst der Steuererschraube erblickt und immer aufs Verschweigen und Verstecken sich verlegt. Bis heute liegen zwei sogenannte offizielle statistische Angaben vor, die aber wesentlich von einander abweichen.

Wenn wir an der Hand Quinets (Empire Ottoman) Lynch und Kiménez (Kurds and Armenians) das betreffende Zahlenverhältnis zwischen Moslimen und Armeniern untersuchen, so wird das gegenseitige Verhältnis in den einzelnen Vilajets sich folgendermaßen gestalten.

	Moslimen	Christen
Adana . . .	158,000	97,450
Aleppo . . .	192,450	49,030
Angora . . .	763,120	94,290
Bitlis . . .	254,000	131,390
Diarbekir . . .	328,640	79,130
Erzerum . . .	500,780	134,960
Konia . . .	989,200	9,800
Mamuret ul Azir	505,440	69,020
Mossul . . .	248,380	—
Sivas . . .	839,510	170,430
Trebisond . . .	806,700	47,200
Wan . . .	241,000	80,000
	<hr/>	<hr/>
	6,427,220	962,700

während nach Kiménez die Zahl der Kurden in den Vilajets von Sivas, Erzerum, Mamuret ul Azir, Wan, Diarbekir, Bitlis, Aleppo, Angora, Mossul, Adana, Konia und Trebisond sich auf 1,644,860 beläuft.¹⁾

Nach dem türkischen Blatte „Sabah“ gibt es

in der Provinz Mamuret ul Azir	300,194 Moham.	73,178 Christen
„ „ „ Trebisond . . .	857,343	41,780 „
„ „ „ Bitlis . . .	167,054	101,358 „
„ „ „ Konia . . .	877,226	98,113 „
	<hr/>	<hr/>
Summa	2,201,817 Moham.	314,429 Christen.

¹⁾ Wenn wir hierzu die unter russischer und persischer Botmäßigkeit stehenden Kurden rechnen, so kann die Gesamtzahl dieses Volkes leicht zu dritthalb Millionen veranschlagt werden.

Mit Hinzurechnung der in den übrigen Teilen des türkischen Reiches wohnenden Armenier wird deren Gesamtzahl auf 997,369, folglich beinahe auf eine Million angeschlagen. Dieser Angabe gegenüber befindet sich der Ausweis, den Woods Pascha in seiner Broschüre „The truth about Asia Minor“ nach angeblich ganz authentischen offiziellen Quellen veröffentlicht und demzufolge

im Vilajet von Erzerum . . .	441,671	Moham.	101,119	Christen
„ „ „ Bitlis . . .	167,054	„	101,358	„
„ „ „ Van . . .	282,582	„	71,528	„
„ „ „ Diarbekir . . .	240,574	„	45,291	„
„ „ „ Mamuret ul Azir	300,194	„	37,178	„
„ „ „ Sivas . . .	735,489	„	112,649	„
„ „ „ Aleppo . . .	663,416	„	50,182	„
„ „ „ Adana . . .	336,914	„	31,876	„
Zusammen	3,167,894	Moham.	587,235	Christen

sich befinden sollen.

Dieser Ausweis umfaßt ein schon größeres Gebiet, man könnte sagen ganz Kleinasien, und so befremdend ist der Umstand, daß Woods Pascha auf der nächstfolgenden Seite seiner Broschüre behauptet, daß die Zahl sämtlicher im ottomanischen Reiche lebenden Armenier sich auf vierthalb Millionen belaufe, was doch absolut unmöglich und wahrscheinlich einem Druckfehler zuzuschreiben ist. Die vom armenischen Revolutionskomite in London veröffentlichten statistischen Angaben lauten wieder anders, und gesetzt, daß die behauptete Zahl von 2 Millionen armenisch-türkischer Unterthanen auch statthaft wäre, wie dürfte und könnte man bei denselben die ethnische Gruppierung in dem von den Armeniern beanspruchten Gebiete außer acht lassen; die ethnische Gruppierung, die eben ein Hauptmoment von größter Bedeutung in politischen Fragen bildet? Wenn wir die Distrikte von Erzerum, Erzingian, Musch, Churput, Van, Bitlis, Bajazid und Diarbekir, wo die Armenier am dichtesten wohnen, des näheren betrachten, so wird sich herausstellen, daß der westliche Teil besagten Gebietes ebenso stark von Türken bewohnt, als der östliche und südliche von Kurden und Arabern bevölkert ist. Von der persischen Grenze angefangen bis nach Sivas und Malatia wäre schwerlich eine solche Gegend hervorzuheben, auf welcher das armenische Volkselement das ausschließliche Recht des Besizes beanspruchen könnte.

Wenn die armenischen Patrioten bezüglich dieser Schwierigkeit auf Bulgarien hinweisen, wo die Einigung infolge einer gewalttamen oder freiwilligen Emigration der Moslimen vor sich gegangen, so scheinen sie bei dieser vermeinten Analogie außer acht zu lassen, daß in der europäischen Türkei die herrschende Volksklasse, die Türken, in ethnischer sowohl als in religiöser Beziehung, eine ziemlich isolirte Stellung eingenommen, auf einem fremden Boden sich befunden und von Anfang an nicht so widerstandsfähig gewesen, als dies in Kleinasien, in der alten Heimat ihres Stammes und ihres Glaubens, möglich ist. Das Türkentum Armeniens lehnt sich aber an den Kern seines Stammes, es wohnt in der unmittelbaren Nähe der Wiege seiner osmanischen Nationalität, ja, es atmet heimat-

liche Lust und wird sich keinesfalls so leicht verdrängen und seiner Jahrhunderte alten Superiorität berauben lassen, wie es die Türken in dem Balkan gethan.

Noch viel weniger ist eine solche Annahme bezüglich der Kurden berechtigt. Dieser halbnomadische, asiatische Volksstamm, dessen schon der Vater der Geschichte Erwähnung thut, und von dem Xenophon mit seinen Griechen ebenso zu leiden hatte wie die Armenier, ist zum mindesten ein ebenso alter Bewohner dieser Gegend wie der Armenier selbst, ja wenn wir Scherefeddin, dem Historiker der Kurden, Glauben schenken dürfen, war dieses Volk schon zu Zeiten Adams hier zu Hause. In der Vergangenheit sich wahrscheinlich auch auf die angrenzenden Ebenen ausbreitend, haben die Kurden heute zumeist das Gebirgsland inne, welches von Bajazid bis zur mesopotamischen Ebene und vom Urumia-See bis zum Paß von Köroglu sich erstreckt, und ihre nachbarlichen Beziehungen zum Volke der Armenier wären auch schon deshalb sehr schwer zu verändern, weil sie im Norden, im Osten und im Süden sich überall eng an ihre Stammesbrüder und Glaubensgenossen anschließen, an Kurden, die obendrein noch in ihrer Eigenschaft als persische und russische Unterthanen politische Schwierigkeiten von Bedeutung in den Weg legen dürften.

Angeichts dieser unstreitbaren Thatsache bliebe wohl nichts anderes übrig, als die Gestaltung eines einheitlichen, unabhängigen Armeniens entweder auf die Basis eines friedlichen Einvernehmens und brüderlichen Zusammenlebens von Armeniern mit Türken und Kurden zu begründen, oder die gewaltjame Entfernung oder Ausrottung letztgenannter moslimischer Völkerfragmente ins Auge zu fassen. Was die ersterwähnte Bedingung anbelangt, so wird sich kein Kenner asiatischer Zustände der Illusion hingeben, daß die gewaltige Blut des Glaubens- und Massenhasses asiatischer Menschen so leicht zu beseitigen sei, und daß namentlich die Kurden, ein rauhes, halbnomadisches, in seinen gesellschaftlichen Beziehungen noch tief im Mittelalter stekendes Volk, im Handumdrehen oder gar aus politischer Nothwendigkeit zum Aufgeben dieser seiner ihm in Blut und Fleisch gedruckenen Gewohnheiten zu bewegen sei. Nein, dies wäre absolut unmöglich! Ebenso wenig wie Feuer und Wasser sich mit einander vertragen können und im gegenseitigen Kampfe schließlich nur in der Gestalt des Dampfes aufgehen müssen, ebenso würde der par excellence friedliche, emsige und heute schon längst nicht mehr kriegerische Armenier mit dem räuberischen und abenteuerlustigen Kurden sich nur schwer vertragen können, und alle beide müßten schließlich in die schwarze Dünstwolke russischer Occupation aufgehen. Und am allerwenigsten wäre eine Einigung möglich, falls die Armenier, auf die Prärogative ihrer christlichen Verwandtschaft oder ihres höheren Bildungsgrades pochend, die Führerrolle übernehmen wollten, wie dies das bisherige Programm der armenischen Patrioten erraten läßt. Es bliebe demnach nur noch die Alternative einer gewaltjamen Beseitigung oder Ausrottung der moslimischen Bevölkerung übrig, eine Maßregel, vor welcher gewisse humanistisch-christliche Politiker wohl keinesfalls zurückschrecken würden, da sie in Ausübung dieses frommen Wertes sich schon häufig hervorgethan; ein Werk, das aber angeichts des kriegerischen Charakters der Kurden

vielleicht nicht so leicht von statten gehen würde, wie dies in Bulgarien, Griechenland und anderswo geschehen ist. Das dritthalb Millionen starke Kurdenvolk hat schon so manche Stürme im Zeitlauf von zwei Jahrtausenden mitgemacht und gehört zu den wenigen asiatischen Völkerfamilien, die trotz aller Seeresfluten, die vom Innern Asiens nach dem Westen sich gewälzt, in ihrer Gebirgsheimat immer stationär geblieben und weder in ihren Sitten und Gebräuchen noch in ihrem Habitus besonderen Veränderungen unterlegen sind. Es ist daher äußerst schwer anzunehmen, daß die Kurden, die ihr uraltes asiatisches Kostüm beibehalten und selbst im Spazierritt die bewimpelte Lanze nicht abgelegt haben und noch immer mit Leidenschaft dem Kampfe nachjagen, wie zur Zeit Herodots, nun dem Gebote der armenierfreundlichen Kabinette sich plötzlich fügen und des lieben Friedens willen das Feld räumen werden. Es wäre dies eine arge Täuschung, vor welcher wir gewisse heißblütige Politiker nicht genug warnen können.

Wenn wir daher die armenische Frage mit voller Unparteilichkeit ins Auge fassen, so werden und müssen wir zur Ueberzeugung gelangen, daß eine Lösung derselben nur mit der naturgemäßen Entfaltung der Dinge, nur mit dem Fortschritt der europäischen Kultur in jenem Winkel Westasiens engstens zusammenhängt, und daß gewaltsame revolutionäre Mittel, anstatt das erstrebte Endziel zu beschleunigen, dasselbe nur verzögern würden. Zeit, Geduld und Abwarten sind allerdings Ratschläge, die den armenischen Patrioten am wenigsten behagen. Sie hat das Los der von der Pforte unabhängig gewordenen christlichen Nationalitäten ungeduldig gemacht, sie deuten auf das ehrwürdige Alter ihrer geschichtlichen Vergangenheit hin, und wir wundern uns gar nicht, wenn der Strahlenglanz ihrer einzelnen Dynastien und die Erinnerung an ihre großen Fürsten, wie Tiridates, Leon den Prächtigen u. s. w., ihren Rechtstitel auf nationale Zukunft nur noch erhöht hat, und wenn sie in der alten Vethargie nicht mehr verbleiben wollen. Es ist nicht mehr als billig und gerecht, wenn die Armenier mit Hinblick auf dieses zukünftige Wollen und Können die Bahn der alten Passivität verlassen, an der Hand kultureller Bestrebungen auf die Verwirklichung der nationalen Idee hinarbeiten, und wenn sie ihre unter der provinzialen Mißwirtschaft und kurdischen Raubgelüsten leidenden Brüder in Schutz nehmen wollen. Ihr hierauf bezügliches Wirken und Trachten ist der ungeteilten Sympathien jedes freien und gebildeten Menschen vollauf würdig, denn die Lage des in unmittelbarer Nähe der Kurden wohnenden armenischen Landmannes und Industriellen ist in der That eine äußerst verzweifelte. Vor allem hat der in unmittelbarer Nachbarschaft Wohnende von all jener Unbill, Roheit und Bedrückung zu leiden, welche die Nachbarschaft von zwei sich diametral gegenüberstehenden Abstufungen der menschlichen Gesellschaft immer und überall nach sich zieht; ja solcher Unbill, Roheit und Bedrückung, denen übrigens auch der anfässige Türke seitens der in neuerer Zeit nach Anatolien verpflanzten halb-nomadischen Dschertessen ausgeht, ohne daß das Los der armen hartbedrängten Türken um Sinvas, Adana, Karahissar und andere Orte herum bei

uns in Europa seinen erbarmungsvollen Fürsprecher gefunden! Hierzu gesellt sich noch beim Armenier der traurige Umstand, daß sein Widersacher, Feind und Ruhestörer, durch die Wut blinden Glaubenshasses angefaßt, ihm viel ärger zu-
setzt als der Tscherkesse dem moslimischen Türken. Der Kurde ist allerdings ein laxer Befolger der Lehre Mohammeds, doch die Religion ergänzt bei ihm, wie bei allen Nomaden, wenn nötig, seinen Waffenvorrat, er ist fromm, um desto mehr rauben und plündern zu können, und wird selbstverständlich um so fürchterlicher dem ihm anwohnenden, durch jahrhundertlange Knechtschaft gebeugten, waffenlosen Christen. Wenn wir daher die seitens der armenischen Patrioten erhobenen ununterbrochenen Klagen von horrenden Grausamkeiten, Plünderereien u. s. w. für stark übertrieben halten und gar manche dieser Schreckensnachrichten als erdichtet bezeichnen müssen, so können wir doch nicht umhin, die heutige Sachlage zwischen Armeniern und Kurden für höchst unerträglich und einer dringenden Reform sehr nötig zu erklären.

Also die Pforte, die Regierung des Sultans, soll der Sündenbock werden! Wenigstens meint so die Majorität der europäischen Politiker, und doch könnten wir mit dieser Anklage nur teilweise übereinstimmen. Die Pforte hat allerdings vieles versäumt und vernachlässigt, was dem bestehenden Uebel hätte Abhilfe leisten können; doch diese Fehler und Unzulänglichkeiten machen sich nicht nur bezüglich Armeniens fühlbar, sondern sie erstrecken sich auch auf andere Zweige und Gebiete der inneren Verwaltung des osmanischen Kaiserreichs und sind zu-
meist eine traurige Folge jenes Uebergangsstadiums, welches in der Türkei infolge der alten moslimisch-asiatischen Institutionen länger anhält als bei Völkern europäisch-christlicher Besittung — und unter dessen vielseitigen Nachteilen sämtliche Unterthanen der Pforte, daher auch die Armenier zu leiden haben. Wel-
lingt es den Türken, unter dem Schutze eines langwährenden Friedens das in der Neuzeit mit vollem Ernst begonnene Werk der Bildung und Reformen fortzusetzen, was wir auch glauben, so wird der Erfolg dieser Bestrebungen den Armeniern wohl mehr zu gute kommen als den Türken und anderen moslimischen Unterthanen des Sultans, denn das armenische Element steht in kultureller Beziehung den Mohammedanern weit voraus und wird selbstverständlich kraft dieser Stellung einerseits an Wichtigkeit zunehmen, andererseits wieder sich dermaßen kräftigen, daß es bei einer hereinbrechenden Katastrophe für alle Eventualitäten gerüstet dastehen wird.

Die Zulässigkeit einer solchen Annahme findet übrigens im Vergleiche des jetzigen Zustandes der Armenier mit dem vor dreißig Jahren ihre volle Bestätigung. Beim Beginn der Ära des Tanzimat, als die nach europäischer Art und Weise geformte Administration des osmanischen Kaiserstaates moderner, dem abendländischen Geiste näher stehender Kräfte bedürftig war, mußte man in Pfortenkreisen nolens volens zu solchen christlichen Unterthanen seine Zuflucht nehmen, die, mit der Landessprache und den Landesitten vertraut, den Türken sich gefälliger und gefügiger zeigten. Trotz der Majorität und der größeren geistigen Begabung der Griechen waren es dennoch Armenier, die als Adepten

der neuen Aera die größte Verwendung fanden. Doch ihre Zahl war zu jener Zeit eine geringe. Die Armee hatte fast gar keinen armenischen Offizier höheren Ranges, und der höchste Zivilrang, den in den fünfziger Jahren ein Abru Efendi erhalten hatte, war der eines Mutemajiz; Beziersrang, d. h. einen Zivilpajcha, gab es unter den Armeniern damals noch nicht. Heute ist hierin eine ganz außerordentliche Veränderung eingetreten. An der Spitze sahen wir einen Armenier, den verstorbenen Agop Pajcha, an der Spitze der Finanzen und der Zivilliste stehen, und heute verwaltet letztere Portakal Efendi, gleichfalls ein Armenier, Artin Pajcha, ebenfalls ein Armenier, ist Staatssekretär im Ministerium des Aeußern, und in demselben Departement befinden sich der begabte Gabriel Efendi, Kiaß Efendi und viele andere in hoher Stellung. Aehnliche Wahrnehmungen können wir im Unterrichtsministerium, im Handelsministerium, in der Admiralität, im Richterstande, ja in allen übrigen Ministerien der zivilen und militärischen Verwaltung des Landes machen, und nichts ist interessanter, als die Bereitwilligkeit zu sehen, mit welcher der eingefleischte Türke und Mohammedaner diesen christlichen Würdenträgern die ihnen gebührenden Titel gibt und Ehren erweist, diesen Kajas, auf die er vor dreißig Jahren noch mit Verachtung herabjah und die er nur des Titels Tischelebi oder Tschorbadschi gewürdigt hatte. Ja, sic tempora mutantur et nos mutamur in illis! Und dennoch spricht Europa von unverbesserlichen fanatischen Türken, das christliche, zivilisirte Europa, wo die Zahl der jüdischen Minister, Staatsräte, Generale etc. noch immer eine äußerst beschränkte ist.

Außer auf dem Gebiete der öffentlichen Verwaltung haben die Armenier auch auf dem Felde der türkischen Literatur und Kunst sich rühmlichst hervorgethan. Auf dem Gebiete der eigentlichen türkischen Nationalliteratur, d. h. in der Poesie und Geschichte, ist der Armenier wohl immer fremd geblieben, denn hiezu fehlt ihm die moslimische Elementarbildung. Doch ist die Zahl der Armenier, die einen guten türkischen Stil schreiben, allerdings keine kleine Sache, heute schon bedeutend herangewachsen, und worin sie besondere Dienste gehabt haben, das ist die Vermittlung zwischen der Ideenwelt des Abend- und Morgenlandes. Armenier waren es, die so manche Produkte der europäischen Literatur ins Türkische übersetzten, Armenier haben die türkische Musik mit europäischen Noten niedergeschrieben, ja sogar türkische Operetten verfaßt, und Armenier haben den Türken eine Bühne gegründet und eine türkische Dramatik geschaffen. Letztere geht allerdings noch in Kinderchuhen, doch ist sie die erste bei den Völkern des Islams, die infolge des Haremlebens der dramatischen Kunst fern geblieben sind. Es ist ganz überflüssig, die Verdienste hervorzuheben, welche sich der Armenier auf dem Gebiete der Industrie und des Handels in der Türkei erworben, und wir können getrost zu unserer Behauptung zurückkehren, daß der Armenier dem Türken gegenüber sich schon heute unentbehrlich gemacht, daß er trotz des verurtheilten türkischen Fanatismus und Despotismus sich in den Vordergrund gedrängt, zum Faktor im türkischen Staatsleben sich heraufgeschwungen hat, und daß seine Rolle in der Zukunft an Wichtigkeit nur zunehmen muß.

Wenn dem so ist, so frage ich: wozu denn eigentlich die Armenier zum gewaltthamen Mittel einer Revolution zu greifen haben, um das Werk ihres nationalen Wiederauflebens zu beschleunigen oder gar gegen die Gefahr einer Entnationalisirung sich zu schützen? Türkischerseits droht diese Gefahr ihnen am wenigsten, denn der im Uebergangsstadium befindliche, daher naturgemäß geschwächte türkische Staatskörper verfügt schon lange nicht mehr über jenen gesunden, kräftigen Magen, der fremde Elemente absorbiren und verdauen kann. Der Staatskörper, der über einen solchen Magen verfügt, ist eher im Norden des heiligen Ararat zu suchen, und Jungarmenien handelt nicht ganz klug, wenn es in Bildung revolutionärer Komites und in der Publikation von Brandschriften und Zeitungen gegen die Türkei sich gefällt, gegen die Türkei, die der nationalen Zukunft der Armenier am wenigsten gefährlich ist; ja der Türkei, deren Fortbestand allein dem zukünftigen Armenien die sicherste Gewähr bieten kann.

Um nun auf diese armen Revolutionäre zurückzukommen, muß gleich von vornherein hervorgehoben werden, daß ihr Aufsteigen ebenso dunkel als ihr Wirken räthselhaft ist. Wenn ich genau unterrichtet bin, so hat es schon zur Zeit des Pariser Vertrages vom Jahre 1856 in den armenischen Kreisen der türkischen Hauptstadt Männer gegeben, die, von Rußland angestachelt, ihre nationale Sache vor den damaligen europäischen Aetopag zu bringen gedachten, in ihrem Vorhaben aber von nüchternen Patrioten verhindert wurden. Wozu in Paris der Mut gefehlt, oder was man damals nicht für opportun gehalten, das wurde 1878 auf dem Berliner Kongreß mit um so größerer Offenheit versucht, da diesmal die Türkei nicht als Siegerin, sondern als Besiegte aus dem Kampfe hervorgegangen war, und weil sämtliche christliche Unterthanen der Pforte mit ihren nationalen Ansprüchen hervorgetreten waren.

Die armenischen Patrioten überreichten den an der Spree versammelten Diplomaten ein größeres Aktenstück voll der Gravamina gegen die türkische Regierung, in welchem sie um Unterstützung ihrer nationalen Sache baten. Es war dies das armenische Bittgesuch, demzufolge der Art. 61 im Vertrage von Berlin inscenirt wurde, laut welchem der Pforte die Pflicht auferlegt wurde, mittelst heilsamer Reformen den Uebeln abzuwehren und den Armeniern eine friedliche Existenz zu sichern. Aber selbst in diesem Schriftstück figuriren keine Namen armenischer Notabeln als Unterzeichner. Im Schoße der armenischen Gemeinde von Konstantinopel hatte man sogar seinerzeit dieses Aktenstück desavouirt, sowie bis auf den heutigen Tag die meisten Armenier diesem gegenüber eine reservirte Stellung einnehmen, von einer revolutionären Bewegung nichts wissen wollen, ja gegen jede Gemeinsamkeit mit dem Komite von London und Paris sich strengstens verwahren. Ob diese Enthaltjamkeit ein Gebot der Vorsicht gegenüber der Wachjamkeit der türkischen Behörden oder eine innerer Ueberzeugung entsprungene Mäßigung sei, ist allerdings schwer zu entscheiden, denn in den maßgebenden Kreisen Konstantinopels werden eben die von der Türkei angestellten Armenier am meisten verdächtigt. Jedenfalls ist die Haltung der Armenier Konstantinopels, der einflußreichsten und intelligentesten Fraktion des ganzen Volkes,

sehr maßgebend, und in ihren bezüglich der armenischen Revolutionäre gemachten Bemerkungen, welche in dem Sage: „Es ist eine Utopie, wonach unsere Landsleute im Auslande streben,“ kulminiren, ließe sich sehr leicht der unterdrückte Seufzer und die verborgene Sympathie entdecken. Ich habe in meinem Verkehr mit Armeniern verschiedenen Ranges, Standes und Bildungsgrades wohl die Wahrnehmung gemacht, daß sie, insgesammt für die nationale Sache eingenommen, hinter Griechen, Rumänen, Serben und Bulgaren keinesfalls zurückbleiben wollen. Nur fehlt den meisten erstens der Mut, zweitens eine genaue Formulirung der Wünsche, und der Punkt, in welchem die besonnenen und gebildeten Armenier der Türkei sich begegnen, ist ihre Vorsicht, ja gewissermaßen ihr Abscheu gegen russische Intervention und gegen jede Gemeinschaft mit Rußland, sowie auch mit den übrigen europäischen Ländern. „Wir werden uns schon mit den Türken verständigen“, sagte mir ein einflußreicher Armenier. „Wir sind beide Völker orientalischer Abstammung und Gesittung, wir leben in einer Jahrhunderte alten Nachbarschaft, wir wissen besser, was uns weh und wohl thut. Europa hat sich in unsere Angelegenheiten gar nicht einzumischen. Wir haben ihre Hilfe nicht beansprucht und wir brauchen dieselbe nicht.“ Dies, natürlich, ist die Meinung der streng konservativen Partei, der Armenier, die im türkischen Dienste oder unter türkischem Schutze sich wohl befinden, und die selbstverständlich jeden gewaltthätigen Umsturz perhorresziren. An diese reiht sich die schon beträchtlichere Zahl der gemäßigten Patrioten, solcher Armenier, die heimlich an den Spalten des „Hajassdan“ und der „Arménie“ sich ergötzen, öffentlich aber mit ihren türkischen Sympathien paradien und urbi et orbi verkünden, sie werden und müssen frei werden, aber nur mit türkischer Hilfe und unter türkischem Schutze, denn Rußland sei ihr Todfeind, und türkisches Joch sei ihnen lieber als russische Protektion.

Als dritte Partei wollen wir die meist fortgeschrittenen, richtiger radikalen oder revolutionären Armenier hinstellen, die vorzugsweise aus den Reihen der lieben Jugend sich rekrutirt und gegenwärtig als ihre Vertreter in Europa solche junge Leute hat, die ihre Bildung auf unseren europäischen Hochschulen genossen und mit dieser Bildung jene freiheitlichen Gedanken und jene nationalen Ideale kennen gelernt haben, denen sie in ihrer Eigenschaft als wirkende Mitglieder der revolutionären Komites in ihrem Hauptorgane, dem „Hajassdan“, Ausdruck verleihen. Soweit mir aber einige dieser Herren, als Brussali, Sevaoli und Tjherasli, schriftlich oder persönlich bekannt sind, muß ich gestehen, daß diese Schriftführer Jung-Armeniens zu den jüngsten Revolutionären der Welt gehören, aus denen kaum die berühmten Barrikadenhelden in Lackstiefeln und Glacéhandschuhen zu bilden wären und die in der That nichts mit den Revolutionären anderer Länder gemein haben. So wenig revolutionär sind diese Leute, daß sie dem Sultan der Türkei immer die größte Achtung zollen, natürlich um sodann mit größerer Vehemenz über die arg beleumderten Esendis und Paschas herfallen zu können. Ja auch sie behaupten, mit Rußland nichts gemein zu haben, und — — Ein Armenien für die Armenier gründen zu wollen. Dies, natürlich, wird bloß für

das ferne Endziel angesehen, während für die allernächste Zukunft oder selbst momentan wo möglich die Erlangung einer Autonomie nach Muster des Libanons mit Errichtung eines aus Armeniern und Mohammedanern zusammengesetzten Gendarmeriecorps angestrebt wird. Was das erste dieser Desiderata, nämlich die Errichtung einer autonomen armenischen Provinz anbelangt, so stellen sich der Verwirklichung dieses Vorhabens leider bedeutende Hindernisse gegenüber, die einerseits vom türkischen, andererseits vom europäischen Standpunkt sich schwer ignoriren lassen.

1) Muß vor allem in Anbetracht genommen werden, daß die Armenier in dem von ihnen beanspruchten autonomen Gebiet kein solch einheitliches nationales Element bilden wie die Maroniten und Drusen des Libanons, daher das Erreichen dieses Zieles nur die Benachteiligung der übrigen ebenso zahlreichen mohammedanischen Bevölkerung nach sich ziehen müßte; ein Vorgehen, das ebenso ungerecht wäre, als es zu steten Wirren Anlaß geben würde.

2) Ist der Libanon ein politischer Distrikt, der ausschließlich von türkischen Gebieten umgeben ist, während eine autonome Provinz oder ein Distrikt von Armenien, im Norden an Rußland und im Osten an Persien grenzend, sehr leicht fremden politischen Einflüssen und Machinationen zugänglich wäre: eine Gefahr, welcher die Türkei sowohl als das übrige Europa im Interesse des Friedens vorzubeugen hat.

3) Angesichts der in Asien überaus strengen Scheidewand der Religionsinteressen ist es kaum denkbar, ja ganz unmöglich, daß die Maroniten als arabische Christen mit den arabischen Mohammedanern sich je vereinigen werden, während die Armenier der asiatischen Türkei mittelst des engen Bandes der religiösen und nationalen Gemeinsamkeit mit ihren Brüdern auf russischem Gebiete verbunden, eben auf eine Vereinigung hinstreben und dem Ideale eines Panarmenien nachjagen würden.

4) Was würden zu einer autonomen armenischen Provinz die an Zahl ebenbürtigen Türken und Kurden sagen, die Jahrhunderte alten Herren des Landes! Glauben etwa die armenischen Patrioten, daß diese in materieller Stärke noch imponirende Fraktion des nordöstlichen Anatolien mit Lammesgeduld sich unterwerfen und daß der Sultan und Kalife seine Unterthanen und Glaubensgenossen so leicht der Superiorität der ehemaligen Kayas überantworten wird?

Nach den traurigen Erfahrungen, die der Sultan bezüglich der Humanität und Gerechtigkeitsliebe des Christentums in Bulgarien gemacht, wo das siegreiche christliche Panier mit unvergleichlich größerer Härte und Grausamkeit vorging als die siegreiche Fahne des Halbmondes vor 400 Jahren, wird dies kaum der Fall sein, und die Türkei wird mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, die noch immer einige Beachtung verdienen, gegen die Bildung eines autonomen Armenien sich wehren. Die Türkei betrachtet die Losreißung des nördlichen Anatolien als den Anfang der Schlussscene ihrer politischen Existenz und wird keinesfalls einen politischen Selbstmord begehen.

Leider ist es eben die offizielle Welt und mit ihr zugleich das größere Publikum,

vor deren Blicken das bisherige Treiben der armenischen Revolutionäre verhüllt geblieben, was daher Anlaß zu argen Mißdeutungen und zu einer türkischfeindlichen Beurteilung dieser ganzen Frage gegeben hat. Bei einer nüchternen und unparteiischen Beurteilung der neuestens aufgetauchten „Armenian Atrocities“ (Armenische Grausamkeiten) wird es sich noch herausstellen, daß wir es hier keinesfalls mit einer von barbarischen Mordgelüsten entsprungenen Gewaltthätigkeit, als vielmehr mit einem allerdings nach asiatischem Muster bewältigten Aufstand zu thun haben. Und dieser allerneueste Aufstand, diese Auflehnung gegen die bestehende Behörde ist das Werk gewissenloser Agitatoren aus der früher erwähnten ultra-armenischen Partei, namentlich eines gewissen Hamparzun, alias Murat, der früher schon die Revolte von Skunkapu gegen den Patriarchen Nschikian ins Leben gerufen und nun schlichte armenische Landleute aus den Bezirken von Bitlis und Musch zu seinen mißverstandenen patriotischen Zwecken ins Spiel gebracht hat. Unterstützt von einem russischen Anarchisten Namens Tschimaon wurde zuerst der Aufstand in Merzifun inscenirt, hierauf folgte die Affaire von Jozgat und allerneuestens die Revolution in den weniger zugänglichen Bergen von Bitlis und Wan, wo kurdische Irreguläre und später türkische Soldaten eingriffen, um die in ihren Schlupfwinkeln verschanzten Rebellen mittelst Waffengewalt zur Besinnung zu bringen. Daß der Kampf hier nicht nach den Gesetzen der Genfer Konvention geführt und daß es beiderseits nicht an Grausamkeiten gefehlt, das wollen wir keinen Augenblick bezweifeln. Revolutionen werden nirgends mittelst Liebesworten und Zärtlichkeiten unterdrückt, und wenn die frommen anglikanischen Christen Augen verdrehend voll Entsetzen gegen türkische Barbarei und moslimischen Fanatismus donnern, so mögen sie sich an die Scenen erinnern, die in Indien nach dem Niederwerfen der Seapoy-Revolution von 1857 stattgefunden, wo graubärtige Rebellen vor Kanonen gebunden und in Stücke zerrissen wurden. Aehnliches hat sich auch anderswo ereignet. Oesterreich hat 1849 Frauen peitschen, Greise hängen und Hunderte hinrichten lassen, während Alexander III., dieser liebevolle, friedlich gesinnte Zar, bei dessen Tod ganz Europa Klagelieder anstimmte und den Kopf sich mit Asche bewarf, Hunderttausende seiner Unterthanen dem Verderben preisgab, nicht etwa deshalb, weil sie rebellirten, sondern einzig und allein darum, weil sie die Stechheit hatten, Juden bleiben zu wollen.

Na, wie gesagt, die zarten Nerven der humanen Christenwelt hätten ob der türkischen Unterdrückung der armenischen Revolte sich nicht besonders aufregen sollen, am allerwenigsten aber in England, wo die Hypokrisie den besonnenen Teil der Engländer selbst schon längst anekelt und in den Augen des Kontinentalen geradezu zu einer scheußlichen Frage geworden ist. Nicht türkisch-kurdische Rauheit sondern die steten Wühlereien der armenischen Ultra-Patrioten sind schuld am Unglück der irregeleiteten armen armenischen Landbewohner, und wer dies nicht glauben will, den bitten wir, den im „Kongregationalist“ in Boston veröffentlichten Bericht des Dr. Hamlin, des ehrwürdigen Gründers des Robert-Kollege von Konstantinopel, zu lesen. Rev. Dr. Hamlin schreibt: „Die armenisch-revo-

lutionäre Partei verursacht viel Unheil und Leiden den Missionären und der christlichen Bevölkerung gewisser Teile des türkischen Reiches. Es ist dies eine geheime Gesellschaft, die mit der nur im Osten bekannten Geschicklichkeit in Trug und Lug geleitet wird. Sie führt den Namen Revolutionäre Partei der Hintischagisten (von Hintischag = Glocke, Name eines Blattes in Nachahmung des Kolokol = Glocke von Herzen), hat ihren Hauptsitz in Athen und Zweige in den armenischen Städten und Dörfern der Türkei.

Wir fragen daher: Darf man es dem türkischen Staate verargen, wenn er gegen revolutionäre Bewegungen, die seine Autorität untergraben und die Thore des Landes dem Feinde öffnen, sich wehrt und schützen will? Oder glaubt man etwa, daß die guten Türken die Arme in den Schoß legen und zusehen werden, wie eine Provinz nach der andern sich vom Staatskörper ablöst und wie das von ihren Ahnen eroberte Land zerstückelt und sie selbst in Fesseln gelegt werden? Nein, so feig und mutlos ist das Osmanentum noch nicht geworden, und diese Wehr und energischer Widerstand muß jedem besonnenen Politiker von selbst einleuchten!

Nur die liberalen Politiker Englands, die den Humanismus dort, wo es ihren Parteiinteressen frommt, in Kleingeld einzuwechseln pflegen, wollen dies nicht einsehen. Sie sprechen vom beleidigten Humanismus, indem eine Fraktion der Gladstonianer an die Spitze des Londoner Komites sich gestellt, um mit einer ad normam Bulgarian atrocities geschmiedeten Waffe ihren konservativen Gegnern leichter beikommen zu können. Hr. Gladstone selbst hat sich nur insofern beteiligt, als er mit zeitweiligen Ausfällen gegen türkische Mißwirtschaft an die Menschenliebe der Briten appellirt, haben die Herren Bryce, Mundella, Stevenson u. a. sich thätlich beteiligt, Geldsammlungen veranstaltet und den heißblütigen armenischen Patrioten in jeder Beziehung Vorschub geleistet.

Welches die eigentliche Triebfeder zu dieser Handlungsweise sei, kann daher leicht erraten werden. Daß diesem neuen Kreuzzuge gegen die Türkei nur Humanität und Christenliebe zu Grunde liege, das wird wohl heute niemand mehr glauben. Also was denn? wird man fragen. Nun, wir vermuten in dieser Aktion Lord Roseberys vor allem eine Fortsetzung, richtiger eine Realisirung der Politik des great old man, dieses unerbittlichen Feindes der Türkei, der erst jüngst von den armenischen Emigranten einen Kelch für die Kirche von Hawarden sich schenken ließ und bei dieser Gelegenheit aufs neue gegen den unspeakable Turk loszog und seinem Lieblingsthema bezüglich der Vertreibung dieser Unholde aus Europa mit ganzem Eifer nachging.

Der zweite Beweggrund des Auftretens der englischen Liberalen gegen die Türkei ist in dem angeblicher Weise jüngstens zu stande gekommenen Arrangement zwischen den Kabinetten von St. James und St. Petersburg zu suchen, in dem die für die russische Freundschaft sich besonders ereifernden Liberalen an der Themse dem Zar um jeden Preis Beweise ihrer Liebeswärme geben wollen, um mit diesem Unterpfand der Liebe sich die Neutralität des Rivalen an den Grenzen Indiens zu sichern.

Es wird allerdings behauptet, daß ein unabhängiges Armenien mit der Zeit eben als Bollwerk gegen die russische Ambition sich bewähren und in der Rolle eines Bulgariens auf asiatischem Gebiete von Nutzen sein könnte. Doch leider ist dies nicht der Fall. Die kaum eine Million zählenden, von Türken und Kurden arg zerklüfteten Armenier Kleinasien's können mit den aus mehr als fünf Millionen bestehenden Bulgaren bezüglich der Wehrfähigkeit gegenüber der russischen Ambition noch lange nicht verglichen werden. Im selben Maße, wie ein unabhängiges Bulgarien den Interessen des Weltfriedens und der Freiheit nützlich sein kann, im selben Maße würde das schwächliche, kleine und von feindlichen Elementen umringte Armenien für Europa nur gefährlich werden, da es ein schlechtes oder gar kein Prellkissen zwischen der russischen und englischen Interessensphäre in Westasien abgeben kann. Man hätte damit den ewigen Zänkereien und Intriguen Thür und Thor geöffnet, und die Lage wäre viel schlimmer und bedrohlicher, als heute der Fall ist.

Englischerseits empfiehlt sich daher die Bildung eines freien, unabhängigen Armenien keinesfalls. Vom russischen Standpunkte aus natürlich verhält sich die Sache ganz anders. In gewissen politischen Kreisen an der Newa hat man bisher gegenüber den Bestrebungen der Armenier ein Bedenken simulirt, indem man sich den Schein gegeben, als witterte man in der Bildung eines unabhängigen Armenien Gefahr wegen der ansteckenden Bewegung, welche das neue unabhängige Gebiet bei der unter russischer Obrigkeit stehenden Million Armenier im Kaukasus hervorrufen würde. Diesem Bedenken hat man die Wortbrüchigkeit Katharinas II. und Nikolaus I. zugeschrieben, doch haben den russischen Schlaumeier ganz andere Motive abgehalten. Nicht das Geipenst einer Revolutionirung seiner armenischen Unterthanen im Kaukasus, sondern die früher und am Anfang dieses Jahrhunderts noch nicht perfekt gewordene Unterjochung besagten Gebirgslandes hat die russische Regierung von der Unterstützung einer armenischen Nationalidee abgehalten. Solange der russische Adler in den Thälern des Kaukasus nur unsichern Schrittes umhertaumelte, hätte ein unabhängiges Armenien als Verbündeter des christlichen Georgien und Mingrelien ihm recht unbequem werden können. Doch heute, wo der Doppeladler auf den Felsengipfeln und den Thälern seine Krallen festgesetzt, heute kann ein Armenien ihm nicht im mindesten mehr gefährlich werden, heute geht das philanthropisch-christliche Rußland Hand in Hand mit den politischen Narren an der Themse; denn durch Ermunterung armenischer Patrioten vermehrt es die Verlegenheiten seines lieben türkischen Nachbarn und ebnet sich mit Hilfe seines Rivalen in ganz vorzüglicher Weise die Straße seiner zukünftigen Pläne.

Und wahrlich sollte man in England sich nicht besonders ereifern, den Russen Vorjubel zu leisten, da die bisher geschaffenen Zustände in den ans Ausland grenzenden Provinzen Kleinasien's letztgenanntem Staate genug Stoff zur Intervention bieten. Infolge der neuesten Wirren und Unruhen sind die russischen Bezirke von Kars, Ardahan und Olti von armenischen Flüchtlingen überfüllt, die den russischen Behörden genug zu schaffen geben. Die Bewegung unter den

Kurden der Türkei hat zu den Kurden Rußlands hinübergeschlagen, und sollte bei steter Anfachung des Fanatismus die Verlegenheit an der russischen Grenze zunehmen, wer steht uns gut dafür, daß Rußland zur thätlichen Einmischung nicht gezwungen sein wird?

Das revolutionäre Komite in London versündigt sich daher stark an den eigentlichen Interessen des armenischen Volkes, wenn es in der Hoffnung eines wirklichen und gedeihlichen Schutzes den russenfreundlichen Engländern sich in die Arme geworfen, die Bemerkung, daß man in Ermanglung anderer Mittel so handeln müsse, ist auch schon deshalb nicht zutreffend, weil die Hilfe eines zweideutigen und gefährlichen Freundes ärger als die totale Hilfslosigkeit ist. Uebrigens sind die Zeiten vorüber, in welchen die Christen des Orients über ihre Verlassenheit und über europäische Gleichgiltigkeit angesichts ihrer von islamitischer Seite zu erleidenden harten Drangsale sich zu beklagen haben. Es geht den Christen im islamitischen Osten viel besser als den armen, unter dem alten Regime und ohne ausländische Protektion schmachtenden Mohammedanern. Für jedes Haar, welches den Christen der Türkei gekrümmt wird, erhebt unsere Presse ein Zetergeschrei, während die den Mohammedanern zugefügte vielfache Unbill gar nicht berücksichtigt wird. Dieses stete Verhäticheln der in Religionsfanatismus und Roheit hinter den Moslimen nicht zurückbleibenden christlichen Unterthanen der Türkei hat bei letzteren die Zanksucht bedeutend gehoben, und was namentlich die Armenier anbelangt, dieses fleißige, brave und arbeitssame Völkchen Kleinasiens, so haben auch sie in der Neuzeit die sie charakterisirende Sanftmut und Ruhe aufgegeben und beginnen schon eine herausfordernde Stellung einzunehmen. Dieses Reizen und Anstacheln von außen her dünkt uns aber um so schädlicher, als die jetzigen und auch zukünftigen politischen Konstellationen nur eitle Hoffnungen erwecken, nur die Eintracht stören und die Lage noch mehr verschlimmern. Bei all unserer Sympathie für das brave armenische Volk, bei all unseren Wünschen für sein Wohlergehen und bei all unserer Anerkennung der Berechtigung seiner nationalen Bestrebungen wagen wir es nicht, anzunehmen, daß Europa seinerhalb mit gewaltiamen Mitteln die endgiltige Lösung der orientalischen Frage versuchen werde. Man wird so, wie es bisher geschehen, den Prozeß der Neugestaltung seinen natürlichen Gang gehen lassen, und wenn die Armenier diese den nationalen Heißspornen unliebame Zeit des Abwartens in kultureller Beziehung ebenso gut verwerten, wie sie dies bis jetzt gethan, so werden und müssen sie schließlich aus dem Kampfe siegreich hervorgehen.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Zeitgeschichte.

Aus dem Leben König Karls von Rumänien. ¹⁾

Gleich dem ersten, ursprünglich in der Deutschen Revue erschienenen Bande des Werks beruht auch der zweite größtenteils auf Auszügen aus Briefen, die der König empfangen und geschrieben, und auf Tagebüchern, die am Hofe geführt worden sind. Diesem Material fügt der Augenzeuge seine erläuternden Bemerkungen hinzu. Sowohl durch den Freimuth der Mitteilungen wie durch den wichtigen Inhalt derselben bildet die Publikation wohl ein Unikum in der Literatur der gekrönten Häupter. Eine Offenheit, die so sicher ist, der königlichen Würde nichts zu vergeben, wenn sie uns in die Behandlung der bedeutendsten Geschäfte blicken läßt, haben wenig Souveräne besessen und sind noch weniger in der glücklichen Lage gewesen zu bethätigen. Das Bewußtsein einer sorgfältigen, sachlichen und selbstlosen Politik ist sichtlich die Grundlage, der Wunsch, sich nicht nur in seinen Entschlüssen, sondern auch in seinen Beweggründen zu zeigen, der Anlaß der Veröffentlichung gewesen. Vielleicht trat die Absicht, gewisse ungeordnete Elemente der neuen Heimat gerechter und gelehriger urteilen zu machen, oder, falls dies unmöglich sein sollte, in ihren wahren Farben zu schildern, hinzu. Wie dem sein mag, eine dankenswertere Gabe hat der politische Leser nicht oft empfangen.

Die inneren rumänischen Angelegenheiten, deren Erörterung naturgemäß einen beträchtlichen Teil des Buches einnimmt, gipfeln in einer Episode von gleichzeitig internationalem Interesse, der im Herbst 1870 beabsichtigten Abdankung des damaligen Fürsten. Ungeachtet von ausländischen Agenten, die eine feste staatliche Bildung zwischen Pruth und Donau nicht wollten aufkommen lassen, hatten anarchische und absolutistische Faktoren dem neuen Regiment als Fortsetzung früherer Untriebe eine Opposition gemacht, die bald wirre politische, bald nur allzu klare persönliche Zwecke verfolgte, stets aber mit der zügellosen Preß- und Redefreiheit des Landes sich dem Fürsten persönlich entgegenstellte. Im Bewußtsein, das Beste zu wollen und mit Hilfe der gemäßigten und verständigen Leute ernstlich zu fördern, hatte der Fürst die Kränkungen, die ihm Landtag und Journalismus reichlich zu teil werden ließen, gelassen ertragen, bis der 21. August 1870 die Proklamation der Republik in Plojeſchte und der 29. Oktober 1870 die Freisprechung der Verschworenen durch das Schwurgericht von Tirgoveſchte brachte. Gegenüber dieser exzentrischen, von der Kammer in den extremsten Formen beistimmten Herausforderung beschloß der Fürst die Abdankung. Die unamendirte Erhaltung der Konstitution für ebenso unmöglich ansehend als ihre einseitige Reform durch ihn, der den Wortlaut beschworen, gelangte er zu der Folgerung, daß, wenn er das unumgänglich Notwendige nicht mehr zu thun vermöchte, die Rückertattung seiner Gewalt an die Garantiemächte mit Angabe der durch sie zu bessernden und von seinem Nachfolger durchzuführenden Punkte das einzige sei, das für ihn übrig bliebe. Die Antwort der garantirenden Souveräne, denen er gleichlautende Briefe geschrieben, war kalt, weil, wie sein Vater sich ausdrückt, „jede einzelne Macht seiner Stellung feindlich gesinnt ist, jede aber diese Stellung aus Mißgunst gegen die Mitmächte augenblicklich nicht zerstören lassen möchte.“ Selbst Deutschland eröffnete ihm freimütig, daß man zunächst nichts für ihn thun könne.

Es war das Ende des Jahres 1870, wo wir fürchten mußten, daß das Auftauchen einer rumänischen Frage Oesterreich und Rußland in Gegensatz und damit ersteres an die Seite Frankreichs bringen könnte, Frankreichs, zu dessen Stützung durch ein österreichisch-

¹⁾ Aufzeichnungen eines Augenzeugen. Zweiter Band. Stuttgart 1895. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger.

rumänisches Bündnis der Wiener Hof dem Bukarester am Anfang des Krieges sogar Subsidien hatte bewilligen wollen. Die Besorgnisse, welche jede Macht in Bezug auf alle anderen hatte, erwiesen sich indes, gerade weil sie allgemein waren, ungegründet. Wenn niemand helfen wollte, was doch auch nur eine Variante des Interessenkampfes gewesen wäre, so wollte es auch niemand opportun finden in jener Stunde, die mit dringenderen Entscheidungen schwanger ging, an der unteren Donau selbständig einzugreifen. So mit seinen ungeberdigen Unterthanen allein gelassen, hielt es der Fürst für eine Pflicht, die er sowohl sich selbst als dem Lande schuldete, dieses von seinen Abdankungsabsichten zu unterrichten. Ehe er am 23. Dezember 1870 eine Kammeradresse über die „bedingungsweise Ergebenheit des Landes“ entgegennahm, verfaßte er am 22. ein Schreiben für die „Augsburger Allgemeine Zeitung,“ in welchem er diese Adresse als ein „Meisterstück phanariotischer Vertheidigung“ bezeichnete, den Rumänen, die ihren selbstgewählten Fürsten nicht zu ehren wußten, obenein alle republikanischen Eigenschaften absprach und seinen Rücktritt nach Ordnung der bedrängten Finanzlage deutlich durchblicken ließ. Letztere war durch die mittlerweile erfolgte Einstellung der Stroussbergischen Eisenbahncouponzahlung eine so schlimme geworden, daß der Fürst, verließ er jetzt das Land, den Bankerott desselben und damit auch die Schädigung seiner ausländischen, zumal seiner deutschen Gläubiger, voraussehen mußte. Was ihn mit der Ausführung seines Vorhabens zögern ließ, brachte auch die Kammer einigermaßen zur Vernunft. Man sagte sich, daß man beim Staatsbankerott der kontrahirten Eisenbahnen, an denen der Wohlstand des Landes hing, verlustig gehen würde, und fürchtete überdies bei den Territorialveränderungen, die der bevorstehende deutsch-französische Friedensschluß herbeiführen konnte, als Tauschobjekt zu dienen, wenn der Fürst sich empfahl. So votirte die Kammer denn eine leidlich loyale Adresse, während die Opposition weiter wütete, den „fremden“ Fürsten weiter beleidigte und das siegreiche Deutschland aus französischer Sympathie mit anhaltenden Schmähungen überschüttete. Der Verbindung dieser beiden Strömungen entsprechend, kommt es am 21. März zum Angriff auf eine deutsche Festgenossenschaft, die sich unter dem Vorsitz des Generalkonsuls von Radowiß versammelt hatte, um Kaisers Geburtstag zu feiern, und gleichzeitig zu einem republikanischen Putz in den Straßen. Militär und Ministerium benehmen sich kläglich. Am 23. morgens erklärt der Fürst zwei Mitglieder der ehemaligen, von ihm abgelösten Statthalterchaft, die so gut sind, sich auffinden zu lassen, daß er aus dem Lande gehen werde, wenn ihm nicht sofort ein neues lokales Ministerium präsentiert würde, das die Mehrheit der Kammer für die Genehmigung der Finanzgesetze hinter sich habe. Die Stadt ist im Aufruhr, die Polizei unthätig, und die Vertreter der Garantiemächte eilen ins Palais, um die Person des Fürsten zu schützen. Als die Kammer endlich Raison annimmt und sich zur Unterstützung eines gemäßigten, acceptablen Ministeriums schlüssig macht. Als das Militär unter neuem Kommando wieder Halt bekommt, die Türkei auf deutsche Veranlassung mit sofortiger Occupation droht und der erschrockene, respectable Teil der hauptstädtischen Bevölkerung dem ausreitenden Fürsten am 28. März eine Ovation bereitet, ist die Lage mit einem Schlage geändert und die Bañs für eine weitere Entwicklung gewonnen. Die durch den nahen orientalischen Krieg vollzogene Konsolidirung der Armee hat seitdem Wiederholungen dieser Ausbrüche vorgebeugt, obgleich die vulkanischen Elemente, die sie veranlaßten, gelegentlich noch Pech und Schwefel um sich schleudern. Person und Politik verbanden sich nunmehr zu günstigem Effect. Hatte die ruhige Würde, mit der der Fürst die Krise überwand, der animus at utrumque paratus, mit dem er die nötigste Forderung stellte und gleichzeitig seine Abreise vorbereitete, ihre Wirkung nicht verfehlt, so hat die Unabhängigkeit Rumäniens und die Einsetzung des Königtums, der Preis für Plewna, sie erhöht. Selbst die Radikalen konnten diesen von König Karl für das Land gewonnenen Erfolg nicht leugnen.

Auch Rußland und Oesterreich waren schließlich zufrieden damit, die rumänische Opposition, die sie so lange gefördert hatten, in den kritischen Tagen von 1870 sich selber überlassen zu haben. Der Eintragung des excerptirten Tagebuchs vom 26. Februar 1870, daß der deutsche Botschafter in Petersburg es ablehnte, auf die verspäteten russischen Freundschafts-

versicherungen für den Fürsten eine Silbe zu erwidern, folgt die ergänzende Notiz vom 28. Februar, daß der österreichische Botschafter in Konstantinopel alles thue, um den Fürsten bei der Pforte in Mißkredit zu bringen, und in dem Weggang Karls I. eine Revanche für Königgrätz erblicke. Durch die Armee dieses selben Fürsten wurde aber Rußland wenige Jahre darauf zur Fortsetzung des Orientkrieges befähigt und Oesterreich somit in den Stand gesetzt, den für die Zulassung des Krieges bedungenen Lohn, Bosnien und die Herzegowina, einzuheimsen.

Nicht weniger kennenswert als diese Episode sind die zwischen dem König und seinem Vater gewechselten Briefe über die spanische Erwählung seines Bruders und den dadurch verursachten deutsch-französischen Krieg. Wir sehen in ihrer unverhohlenen Aufrichtigkeit die Ereignisse sich stufenweise gebären, verwickeln und lösen. Wie in König Karls eigenem Leben erscheint hier in seiner Familie derselbe schlichte Wunsch, das Rechte zu thun, die Geneigtheit, zur Begründung einer gesetzlichen Autorität beizutragen, und selbstlos zu resigniren, wo Herkunft und Selbstachtung es rathsam machen. Nichts kann verständiger, nichts mit einer redlicheren Bürgerlichkeit verhandelt werden als dieser Antrag, ein Königtum zu begründen; nichts wird selbstverständlicher und gewissenhafter aufgegeben, sobald der geliebten alten Heimat Gefahren daraus zu entspringen drohen. Der Krieg, der sich trotzdem entspannt, wird doppelt glorreich durch diesen reinen Ursprung.

Bei der Fülle der behandelten Materien läßt sich der reiche Inhalt des Buches und seine außerordentliche Wichtigkeit für den Geschichtschreiber, Diplomaten und Politiker nur andeuten. Aber selbst diese Skizze wäre allzu unvollkommen, erwähnte sie nicht das innige Familienleben, das den König und die Königin und beide mit ihren heimatlichen Häusern verbindet und in den schweren geschilderten Tagen tröstete und schadlos hielt.

Prof. Dr. Carl Abel.

Astronomie.

Olbers' astronomisches Wirken.

Endlich erfüllt die Nachwelt gegen einen großen Mann die Ehrenpflicht, seine sämtlichen, auf die Wissenschaft so überaus einflußreichen Werke gesammelt herauszugeben. Diese Ehrenpflicht lag in erhöhtem Maße seiner Vaterstadt ob, namentlich aber seinen zahlreichen, teilweise in glänzender Lebenslage befindlichen Leibesnachkommen. Was Olbers geschrieben, mußte man in anderthalb Duzend mathematisch-astronomischen Fachzeitschriften, in jeder von ihnen in einem halben Hundert Jahrgängen aufstöbern. Ein vollständiger „Olbers“ war gar nicht vorhanden. Der Briefwechsel zwischen Olbers und Bessel ist zwar 1852 im Druck erschienen; mit dem dritten des Dreigestirns großer deutscher Astronomen und Mathematiker der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, mit Gauß, hat Olbers einen noch reicheren, eingehenderen Briefwechsel gepflogen, und er ist bis heute noch nicht veröffentlicht, der wissenschaftlichen Welt noch nicht zugänglich gemacht. Und neben diesen beiden Männern standen wohl die meisten, wenn nicht alle Astronomen seiner Zeit mit dem sternkundigen Arzte in Bremen in Briefwechsel; viele dieser hin und her gerichteten, oft für die Wissenschaft bedeutungsvollen Schreiben sind erhalten, fast alle jedoch ungedruckt geblieben. Jetzt endlich, mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem Tode des Entdeckers der Pallas und der Vesta, erscheint diese ganze literarische Lebensarbeit im Druck. Die Familie hat einen jüngeren Gelehrten, den Navigationslehrer Doktor C. Schilling in Bremen, gewonnen, der die gedruckten Werke in geordneter Reihenfolge herausgibt (Wilhelm Olbers, sein Leben und seine Werke, Band I, Berlin, Julius Springer), den bisher ungedruckten Briefwechsel mit Gauß in einem zweiten Band folgen lassen wird und einen dritten Band einer Auswahl aus dem vielgestaltigen sonstigen Briefwechsel, soweit er wissenschaftliches Interesse hat, sowie einer Lebensbeschreibung vorbehält. Der erste Band ist erschienen, hoffentlich lassen die anderen nicht zu lange auf sich warten.

Kein geringerer als Bessel sagt von Olbers: „Von nun an wurde Olbers der Gegenstand meiner innigsten Verehrung; ich betrachtete ihn als meinen zweiten Vater, und so habe ich ihn bis zu meinem Ende verehrt. Erst hat diese Verehrung mich zu der weiten Reise von Königsberg nach Bremen veranlaßt, zum letztenmal sieben Monate vor Olbers' Tode, im August 1839.“ Olbers war es, der das Genie des jungen Bessel im Jahre 1804 erkannte, ihn der kaufmännischen Laufbahn entriß und für die Astronomie gewann, die ihn zu einem der hellsten Sterne am funkelnden Himmel der deutschen Wissenschaft machte. Bessel hat dies in seiner Selbstbiographie anmutig geschildert. Er war aus Minden gebürtig, wegen mangelhafter Liebhaberei für alte Sprachen und guter Begabung für das Rechnen als Handelslehrling nach Bremen gesandt, wo das wissenschaftliche Leben durch Männer wie Olbers, Albers, beide Treviranus, Mertens und so weiter in schöner Blüte stand. Auch Bessel, der über tüchtige selbsterlernte mathematische Kenntnisse verfügte, erfuhr davon den Wellenschlag. Er beabsichtigte eine Seereise als „Cargadeur“ mitzumachen, studirte auf eigene Hand nautische Mathematik und Astronomie und lernte hierbei auch die 1797 erschienene berühmte Olbers'sche Abhandlung „Ueber die leichteste und bequemste Methode, die Bahn eines Kometen zu berechnen,“ kennen. Olbers' Ruhm war schon damals, im Jahre 1804, groß, denn außer der genannten Schrift verdankte man ihm schon die Wiederauffindung der Ceres und die selbständige Entdeckung der Pallas. Bessel griff ältere Beobachtungen über den Hallenschen Kometen auf, berechnete sie nach der Olbers'schen Methode und legte die Arbeit Olbers vor, den auf der Straße anzureden er sich ein Herz faßte. Olbers schickte ihm schon am folgenden Tage einen äußerst auerkennenden Brief, versah ihn mit astronomischen Büchern und nahm sein Anerbieten, ihm bei mathematischen Arbeiten behilflich zu sein, an. Nach und nach gewann er ihn ganz für die Wissenschaft, veranlaßte, daß er erst als Assistent auf die Privatsternwarte des Amtmanns Schröter in Lilienthal kam, von wo aus er schon 1810 als dreißigjähriger Mann als Direktor der neuen Sternwarte nach Königsberg gerufen wurde. Olbers nannte bescheiden die Gewinnung Bessels für die Astronomie sein bestes Werk, und Bessel sagte von ihm: „Er war mir der edelste Freund. Mit klugem, väterlichem Rat leitete er meine Jugend: 151 Briefe, die ich von ihm besitze, sind schriftliche Beweise meines Rechts, meine Verehrung über die Grenzen meiner Wissenschaft auszudehnen; an jede Stunde, die ich mit ihm verlebte, knüpft sich die Erinnerung einer edlen Aeußerung, eines lichtvollen Urtheiles über Gegenstände, eines nachsichtigen über Menschen.“ Die edle Bescheidenheit, die Olbers auszeichnete, hat freilich die Nachwelt nicht zu dem Fehlgriff verführt, seine eigenen Leistungen als gering anzuschlagen. Daß er auch Gauß ein ungemein fördernder Freund gewesen, daß er auch ihn in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der Fachgenossen gerückt hat, werden wir weiterhin berühren.

Wie Bessel so ist auch Olbers nicht zum Astronomen bestimmt gewesen. Ihm war die Himmelskunde Liebhaberei, Erholung in freien Stunden. Sein Geburtsort Arbergen liegt an der Weser, etwa eine Stunde oberhalb Bremens. Sein Vater, nach Geburt und Familie zu Bremen gehörig, war hier Prediger und siedelte schon zwei Jahre nach seiner Geburt als Comprediger wieder nach der alten Hansestadt über. Pastorenfamilien sind nicht selten reich mit Kindern gesegnet; Vater Olbers hatte ihrer sechzehn; der am 11. Oktober 1758 geborene Astronom Heinrich Wilhelm Mathias war sein achttes. Trotz dieses reich sprießenden Nachwuchses ist die männliche Linie ausgestorben, nur die Spindelreihe blüht noch fröhlich fort. Während seiner Knabenzeit trieb der zukünftige Astronom neben den üblichen Gymnasialfächern höhere Mathematik, worin er sich während seiner Göttinger Studentenzeit bei Kästner weiter ausbildete, so daß er es war, der als Dilettant 1781 auf der Wiener Sternwarte den kurz zuvor entdeckten Uranus auffand. Sein Hauptstudium galt der Medizin, und als er 1781 sich in Bremen als Arzt niederließ, fand er rasch eine ausgedehnte Praxis, die ihm treu blieb, bis er sie im Jahre 1820 aufgab, um sich für den Rest seines Lebens ausschließlich der Sternkunde zu widmen. Zwei vom Ende der achtziger Jahre erhaltene medizinische Abhandlungen über in das Kapitel des Mesmerismus gehörige Vorfälle zeigen ihn auch auf diesem Gebiete als Beobachter von klarem Geiste. Wichtiger noch ist seine Doktordiffer-

tation de oculi mutationibus inter eis, weil sich hier bei ihm die Mathematik mit der ärztlichen Wissenschaft verband. Er wies nämlich die damals noch unbekannte Thatsache nach, daß eine Muskelthätigkeit die Linse der Netzhaut nähern oder sie von ihr entfernen muß, je nachdem das Auge nahe oder entfernte Gegenstände erfassen soll.

Seine astronomischen Liebhabereien gab Olbers auch jetzt nicht auf; weder eheliches Glück noch angestrengte Berufsthätigkeit am Tage hinderten ihn, nachts an seinen Fernrohren zu stehen und mit bewundernswerter Sorgfalt mikrometrische Messungen zu machen, oder bei dunklem Himmel das rechnerische Ergebnis aus seinen Beobachtungen zu ziehen. Die nächtliche Ruhe war ihm eine Erholung, vier Stunden wirklicher Schlaf genügten ihm. Seine ersten astronomischen Schriften sind von 1787 und 1789 und betreffen Kometen. Neben der Herschelschen Entdeckung des Uranus waren die Beobachtungen an Kometen damals das interessanteste Kapitel der Sternkunde. In früheren Zeiten hatte man mit diesen wunderbaren Weltreisenden gar nichts anzufangen gewußt. Die Astrologie hütete sie als Beweise des Uebernatürlichen, die Wissenschaft hielt sie für Ausdünstungen der Erdatmosphäre. Ein deutscher Prediger, Dörfel in Plauen, ist der erste gewesen, der von ihrem Wesen und ihrer Bahn eine Vorstellung gab und schon 1681 lehrte, daß sie Weltkörper seien, die sich in einer Parabel, deren Brennpunkt die Sonne sei, bewegten. Dörfel kannte Kepler, Newton hatte sein großes Schwerkraftsgesetz noch nicht bekannt gemacht. Später zeigte Newton, ohne von Dörfel zu wissen, daß die Kometen, wie alle Weltkörper, sich in Kegelschnitten um den Schwerpunkt ihrer Bahn bewegen, daß also auch gewisse Bahnen die Gestalt von Parabeln und Hyperbeln haben können, in welchem Falle sie nur einmal auf Nimmerwiedersehen erscheinen. Von wiederkehrenden Kometen wußte man zu Newtons Zeit noch nichts. Halley, Newtons Schüler, fand zuerst aus, daß Kometen in elliptischen Bahnen vorkämen, also ihre Besuche bei der Sonne wiederholten. Er fand, daß der Komet von 1682 sich in den Beobachtungen von 1531 und 1607 nachweisen lasse. Er sagte die Wiederkehr für das Jahr 1759 voraus und sie trat ein, was uns heute gar nicht überrascht, damals aber ungeheures Aufsehen machte. Ähnlich war die Erregung in der wissenschaftlichen Welt, als Laplace nachwies, daß der Messiersche Komet von 1770 durch die Anziehung des Jupiter aus seiner früher parabolischen Bahn abgelenkt war und nun eine Ellipse beschrieb, also geradezu für unser Sonnensystem eingefangen war. 1779 ging dieser Komet mitten durch das Mondsystem des Jupiter hindurch und erhielt nun durch dessen Anziehung eine neue Bahn, die von der Erde zu fern liegt, als daß man das kleine Gebilde beobachten könnte. Die Kant-Laplacesche Himmelsmechanik war dadurch gleichsam vor den Augen der Astronomen experimentell nachgewiesen.

Newton hatte nun gelehrt, wie man die Bahn der Kometen berechnen könne. Man muß, um diese genau nachweisen zu können, sechs Elemente haben, nämlich 1) die Lage der Sonnennähe, 2) die Entfernung des Punktes der Sonnennähe von der Sonne, 3) die Neigung der Bahn gegen die Ekliptik, 4) die Lage der Knotenlinie, in welcher die Kometenbahn die Ekliptik schneidet, 5) die Epoche oder den Ort des Kometen in seiner Bahn zu irgend einer gegebenen Zeit, und endlich 6) bei Kometen in elliptischen Bahnen die Umlaufszeit, ein Element, das bei Kometen in parabolischen und hyperbolischen Bahnen als unendlich groß wegfällt. Diese Elemente waren außerordentlich schwierig zu erlangen. Newton bedurfte dafür mindestens dreier vollständigen Beobachtungen, deren mittlere nach der Zeit genau in die Mitte der beiden anderen fallen mußte. Das klingt einfach, der Fachmann weiß, daß es eine überaus schwierige, leicht fehlschlagende Arbeit ist, zumal man von einer Kometenbahn fast stets nur einen ganz kleinen Bogen beobachten kann. So gingen denn damals die Bahnberechnungen oft weit aus einander.

Olbers war noch Student in Göttingen, als ihn die Aufgabe, eine bessere Methode zu erfinden, woran die berühmtesten Mathematiker des achtzehnten Jahrhunderts gescheitert waren, beschäftigte. Am Krankenbette eines Freundes sitzend, sann er darüber nach und entsann sich des Lambertischen Lehrsatzes, daß bei einer parabolischen Bahn die Zeit, in der ein gewisser Bogen beschrieben wird, nur von der Sehne desselben und von der Summe der beiden Radien vektoren abhängt. Damit verband er den glücklichen eigenen Einfall, die in

der That der Wahrheit ganz außerordentlich nahe kommende Lambert'sche Annahme, daß der mittlere Radius vektor die Sehne der Kometenbahn von der ersten zu der letzten Beobachtung im Verhältnis der Zeiten teile, auch bei den drei Stellungen der Erde in ihrer Bahn zu machen. Die Durchführung dieser mathematischen Aufgabe erforderte eine Arbeit, die jetzt auf dreiundsechzig großen Druckseiten vor uns liegt und mit so erstaunlichem Scharfsinn geleistet ist, daß sie im Augenblick ihres Bekanntwerdens alle Fachleute zur Bewunderung hinriß und ihren Verfasser mit einem Schlage zum berühmten Mann machte. Olbers ließ sie aber nahezu zwanzig Jahre in seinem Pult liegen. Erst 1797 sandte er sie seinem Freunde von Zach, dem Leiter der herzoglich Gothaschen Sternwarte, zur Einsicht und dieser würdigte ihren Wert derart, daß er sie ohne weitere Rücksfrage drucken ließ. Die Methode hat sich so bewährt, daß sie noch heute auf allen Sternwarten im Gebrauch ist; ihr verdankt man überhaupt die Möglichkeit, auch bei Kometen von kurzer Sichtbarkeit die Bahn mit Sicherheit berechnen zu können.

Von nun an ist Olbers ein fleißiger Mitarbeiter an den verschiedensten astronomischen Zeitschriften. Mehr als zweihundert astronomische Abhandlungen hat er herausgegeben, darunter allein hundertunddreiundzwanzig über Kometen, die sein Spezialfach blieben. Er beobachtete und maß mit außerordentlicher Schärfe und erledigte die rechnerischen Aufgaben zur Bewunderung der Zeitgenossen. Mehrere Kometen fand er mit seinen nach heutigen Begriffen bescheidenen Instrumenten selbst, unter ihnen einen der wenigen mit elliptischer Bahn. Ebenso groß war seine Kunst, die Identität oder Nichtidentität von Kometen älterer Beobachtung nachzuweisen. Die Nitrophylit lag zu seiner Zeit noch in den Windeln, doch streift auch er gelegentlich dieses Gebiet. So hat er betreffs der repulsiven Kraft, die den Kometenschweif vom Kerne weg in eine der Sonne abgewendete Richtung treibt, den erst in unserer Zeit recht gewürdigten und zur herrschenden Theorie gemachten Gedanken ausgesprochen, daß hier abstoßende Elektrizität die Ursache sei.

War er nach 1797 ein hochgeschätzter Fachgenosse der berühmtesten Astronomen geworden, ja nächst Laplace und Herschel ohne Frage der berühmteste, so wurde wenige Jahre später in der ganzen gebildeten Welt sein Name bekannt und verehrt. Die Auffindung der vier ersten Asteroiden stand gleichsam im Bannkreise seines Geistes. Die mittleren Entfernungen der alten Planeten folgen einander in runden Ziffern dieser Art: Merkur 7,8 Millionen Meilen, Venus 14,6, Erde 20,0, Mars 30,6, Jupiter 104, Saturn 192. Schon oft hatte man die große Lücke zwischen Mars und Jupiter bemerkt und dort einen unbekanntem Planeten vermutet. Piazzi in Palermo fand am 1. Januar 1801 durch Zufall ein schwaches Wandelsternchen, das er erst für einen Kometen hielt. Nur bis zum 11. Februar konnte er es beobachten, dann verschwand es im Strahlenkranz der Sonne, in späterer Jahreszeit war es nicht wieder aufzufinden. Piazzi hatte die Beobachtung Bode in Berlin mitgeteilt, dieser bekräftigte den Entdecker in der Vermutung, daß das Sternchen kein Komet, sondern der gesuchte Planet sei; die Beobachtungen waren aber zu dürftig, um Berechnungen zu begünstigen, man kam zu den verschiedensten Ergebnissen. Da ermutigte Olbers den damals noch wenig bekannten, erst vierundzwanzigjährigen Mathematiker Doktor Gauß in Braunschweig und forderte ihn auf, seine neue Methode zur Berechnung von Planetenbahnen auf die Piazzi'schen Daten anzuwenden. Olbers selbst hielt im Gegensatz zu den meisten Astronomen daran fest, daß man einen Planeten vor sich hätte, und machte sich an das methodische Suchen an der Hand der Gauß'schen Ephemeriden. Es gelang ihm, am 1. Januar das Sternchen, die Ceres, wiederzufinden. Am 15. Januar schrieb er: „Zunmer ist es bewunderungswürdig, wie genau die elliptischen Elemente des Doktor Gauß zutreffen, die jetzt etwa $\frac{1}{2}^{\circ}$ mehr Rektascension und 12' weniger Declination geben. Dies gereicht sowohl den Rechnungen des Doktor Gauß, wie auch den Beobachtungen des Herrn Piazzi zur höchsten Ehre.“ In seinen weiteren Veröffentlichungen spricht er fortdauernd mit der größten Verehrung von dem jungen Braunschweiger Mathematiker. Der schöne Erfolg, die Anerkennung eines Olbers verhalfen Gauß rasch zum Ruhme und 1807 zur Stellung eines Professors und Direktors der Sternwarte in Göttingen. Zwischen Gauß und Olbers entstand ein durch eifrigen Briefwechsel gepflegtes

Freundschaftsverhältnis fürs ganze Leben. Gauß und Bessel standen mit einander etwas auf gespanntem Fuße. Olbers war das nach beiden Seiten veröhnende Mittelglied.

Olbers selbst sollten alsbald größere Erfolge beschert sein. Er suchte nach Kometen und fand am 28. März 1802 die Pallas, ein Schwestergestirn der Ceres, das zu allgemeiner Ueberraschung fast dieselbe mittlere Entfernung von der Sonne besaß (55,8 Millionen Meilen gegen 55,5 Millionen), also sich mit jener um den Platz im Planetensystem vertragen mußte. Das erregte das größte Staunen in der wissenschaftlichen Welt; man versuchte die Laplace'sche Weltbildungstheorie darauf anzuwenden. Olbers selbst war es, der die lange Zeit fest gehaltene, jedoch unbestätigt gebliebene Vermutung aussprach, daß „Ceres und Pallas nicht immer so getrennt in feindlicher Nachbarschaft ihre jetzigen Bahnen durchlaufen haben und vielleicht nur Trümmer, nur Stücke eines ehemaligen größeren Planeten sind, den irgend eine große Katastrophe zersprengte;“ daß man also bald noch mehr Trümmer entdecken werde. War diese schon im Juni 1802 ausgesprochene Vermutung richtig, so mußten die Bahnen dieser Trümmer gemeinsame Schnittpunkte haben. Olbers machte sich also an das methodische Suchen an den beiden Schnittstellen der Bahnen von Ceres und Pallas im Walfisch und in der Jungfrau; dasselbe that Harding auf der Sternwarte im nahen Lilienthal, der zu den Vertrautesten des Olbers'schen Kreises gehörte. Harding war schon am 1. September 1804 so glücklich, die Juno zu finden, was Olbers der wissenschaftlichen Welt bekannt gab; Olbers selbst fand am 29. März 1807 die Vesta. Bis 1845 kannte man nur die bis jetzt genannten vier Asteroiden. Seitdem ist das Suchen eine Massenarbeit mit Hilfe großer Instrumente geworden, und so kennt man jetzt über dreihundert.

Der Ruhm des sternkundigen Bremer Arztes hatte nach der Entdeckung der Asteroiden seinen Gipfel erreicht. Neue Entdeckungen von gleicher Bedeutung waren ihm nicht mehr beschieden, doch blieb sein Ansehen bis zu seinem Tode unvermindert. Er war in seiner Lieblingswissenschaft eifrig literarisch thätig. Bis hoch in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts veröffentlichte er alle Jahre mehrere Abhandlungen oder kleinere Mitteilungen für Fachzeitschriften, teilweise auch englische und französische. Sehr selten begab er sich auf andere astronomische Gebiete als die der Kometen und Asteroiden. In seinen Briefen umfaßt er dagegen alles.

Seine kleine Sternwarte hinter der Domkirche zu Bremen hat er sich selbst erbaut; sie enthielt eine astronomische Pendeluhr von Carstens in Bremen, einen neunzölligen Spiegelsextanten von Throughton und ein sehr gutes Dollond'sches astronomisches Fernrohr von 3 $\frac{1}{2}$ Zoll Objectivöffnung, das mit mehreren Vergrößerungen und Mikrometern ausgestattet war, später auch noch einen kleinen, aber trefflichen Frauenhofer. Mit diesen außerordentlich bescheidenen Instrumenten errang Olbers die Unsterblichkeit zu einer Zeit, als schon Wilhelm Herchel mit seinen Riesenteleskopen den Himmel durchforchte. Die Unsterblichkeit ging von dem Geiste aus, nicht von den technischen Hilfsmitteln, deren er sich bediente.

Olbers erreichte ein Lebensalter von zweiundachtzig Jahren; seine Mitbürger haben ihm ein Denkmal von Steinhäuser's Hand aufgerichtet. Länger als der Marmor dieser Statue werden die Werke seiner Forschung und seiner Schrift dauern, die jetzt endlich der Welt in einer geschlossenen Ausgabe vorgelegt werden. E. Fitger.

Länder- und Völkerkunde.

Das Gebirgsland Pamir.

Das erst in ganz neuester Zeit bekannter und interessanter gewordene Gebirgsland, oder der Gebirgsstock, das Pamir, war bereits im Altertum von Bedeutung und zwar als Karawanenstrassengebiet für Waren aus China, Sogdiana und Bactriana nach Indien.

Das Pamir liegt hingestreckt zwischen dem hohen Gebirgsstamm von Trans-Alai im Norden und dem Hindukusch im Süden, an welche Gebirge russisches, englisches und indisches Kulturland grenzt.

Die Hochfläche des Pamir, über 4000 Meter sich erhebend, erstreckt sich in der angeführten Grenzen in einer Ausdehnung von etwa 300 Kilometer von Norden nach Süden, in ähnlicher Ausdehnung zwischen dem Karakorumkamm und dem Amu-Darja von Osten nach Westen. Unbedeutende Höhenzüge durchziehen in der Richtung von Westen nach Osten dies Plateau, Thäler bildend, welche Quell- und Zuflüsse des Amu-Darja durchfließen. Trotz des Wasserreichtums ist die Vegetation arm infolge des steinigen Bodens dieses „Daches der Welt“. Nur an den Rändern, mit Ausnahme des nördlichen, ist der Boden fruchtbar, kulturfähig und mit Ansiedlungen bedeckt; aber selbst hier bietet die Gegend nichts in ökonomischer Beziehung, denn die Bewohner haben alles in Besitz genommen, besonders was Nutzen bringt, und ist die weitere Entwicklung der Gegend ausgeschlossen.

In militärgeographischer Hinsicht teilt sich das Pamir durch den ein wenig östlicher als der 73. Längengrad verlaufenden Meridian des Sees Kara-Kul in zwei Teile, einen östlichen und einen westlichen. Im ersteren liegen die von Norden nach Süden führenden Wege, auf welchen die Völker im Altertum auf beiden Seiten des Pamir mit einander verkehrten; dies Gebiet ist unkultiviert und fast unfruchtbar; das andere dagegen mehr kultiviert und im Stande, wenn auch nur in beschränktem Maße, Futterstoffe zu liefern. Für die Gegenwart ist natürlich besonders der östliche Teil von Interesse. Hier findet sich auf 300 Kilometer Entfernung kein einziger Baum, und nur in beschränktem Umfange gedeiht nach den Ueberschwemmungen der Gewässer und Sümpfe hier und da etwas Gras, welches durch die Pferde selbst der einzelnen passirenden Reiter zerstampft wird. Nur in einer Entfernung von etwa 25 Kilometer seitwärts und von 260 Kilometer vom Altai liegt an dem Pfade für Packpferde die Ortschaft Tagarma und die Stadt Tash-Kurgan (Steinhügel), wo Weideplätze, Heizungsmaterial und Ackerland vorkommen, welches zu Sary-Kol (gelber See) gehört, einem unabhängigen Gebiet, das aber das Protektorat von Chudajar Khan (dem letzten Herrscher von Kolan) angerufen hatte. Außer diesen genannten Punkten findet sich Futter für Vieh in hinreichender Menge nur noch am Oberlauf des Al-ssu (weißes Wasser) und Amu-Darja, das heißt ganz am Ausgange des Weges aus dem russischen Gebiete. Für die Wege oder Richtungen, welche durch dies Gebiet führen, kommt nicht deren Länge in Betracht, sondern die verhältnismäßig geringeren Anstrengungen, die nötig sind, um die vorhandenen Hindernisse zu überwältigen; daher sind die Wege, welche in früherer Zeit benützt wurden, geebnet, und diese müssen auch gegenwärtig gewählt werden. Solcher Wege gibt es zwei, der eine führt von Fergana nach dem Altai, dem Paß von Kysyl-Art, dem See Kara-Kul (schwarzes Wasser), längs des Flusses Al-Bajtal, dem Al-ssu, an der Ortschaft Babat Al-Tasch vorbei und den Amu-Darja aufwärts, zu den Pässen Jonow oder Baraschil, je nachdem, ob man nach Kaschmir oder Tschitral gelangen will. Der andere Weg führt aus Kaschgar über Tash-Kurgan nach Rabat Al-Tasch, wo er mit dem ersteren zusammenfällt. Beide Wege führen nach Indien zum fast unzugänglichen Schneekamm des Hindu-kusch, der dessen nördliche Grenze bildet, aber über diesen Kamm oben genannte beide Pässe, deren einer erst kürzlich von dem Chef des Pamirdetachements Jonow entdeckt worden ist und dessen Namen führt. Beide Pässe stellen Spalten im Kamm dar und sind sehr leicht zu benützen, hinter ihnen liegt fruchtbares Gebiet. Zur Zeit der Herrschaft von Chudajar-Khan von Kolan gehörten beide Pässe zu seinem Gebiet, dann aber dehnten die Chinesen ihre Herrschaft über Sary-Kol aus, während die Afghanen sich anschickten, Roschan, Schugnan und Wachan zu besetzen, und zwar infolge des Rates der zukünftigen Nachbarn der Russen, das heißt der Engländer. Beide Wege sind an und für sich gut und bieten sie keine Hindernisse sogar für Fuhrwerke dar; während sie in militärischer Hinsicht verschieden sind: die Straße, welche vom Altai herführt, ist bedeutend schlechter als die von Kaschgar kommende; sie hat längs ihrer ganzen Ausdehnung keinen einzigen Fleck, auf welchem man einen festen Punkt errichten könnte, der mit lokalen Erzeugnissen zu unterhalten wäre; ein solcher findet sich erst am Ausgange, welcher an die Quellgegend des Amu-Darja angrenzt; außerdem ist diese Straße Plankenangriffen von Sary-Kol her ausgesetzt, wohl aber kann auf dem andern Wege ein fester Platz geschaffen werden, ohne Zufuhr aus Kaschgar nötig zu haben.

Hieraus ergibt sich, daß die Möglichkeit, das Pamir militärisch zu benützen, sehr bedingt ist und davon abhängt, in welchem Zustande sich der einzige Weg befindet, welcher in die Pamir-Khanate von Schugnan, Koichan und Wachan vom Alai her führt, und der auf diese Weise als Lebensader des Pamir angesehen werden muß.

Es ist unbedingt notwendig, daß dieser Weg nicht allein als Heeresstraße, sondern auch wie jeder andere Weg im Innern des russischen Reiches in dessen Besitz sein muß; die politische Grenze mit der englischen Interessensphäre muß eine natürliche sein, daher die Wasserscheide des Stammes des Hindukusch dieselbe bilden. Andererseits erfordert die ökonomische, mit der militärischen Hand in Hand gehende Erwägung, daß Sary-Kol unter russischem Einfluß stehe. Ohne diese Forderungen verliert der Weg vom Alai her jede Bedeutung, denn jedenfalls würde er nicht mehr gesichert sein als irgend eine Operationslinie in feindlichem Gebiete, und ohne diese Anforderungen verliert der Besitz des Pamir für Rußland fast jeden Wert, und obwohl es keinen Grund dafür gibt, ihn völlig aufzugeben, so dürfte doch die Wiederherstellung seiner militärischen Bedeutung viel Geld erfordern.

Was den westlichen Pamir betrifft, so kommt hier Afghanistan in Betracht, welches, wie alle asiatischen Reiche, langsam herabgeht und in naher Zukunft in den Besitz eines der beiden in Betracht kommenden europäischen Staaten gelangen wird. Vorläufig hat es die Bedeutung eines ungeordneten, unbotmäßigen Reiches, gegen welches, zum Schutz der Pamir-Khanate auf dem Pamir selbst militärische Streitkräfte bereit gehalten werden müssen.

Wenn nicht nur im Süden des Pamir, sondern in Westasien überhaupt von einer natürlichen Grenze gesprochen werden kann oder soll, so ist es der Nordrand von Iran, der Hindukusch mit seiner westlichen Fortsetzung bis an die Südoestecke des kaspischen Meeres. Allerdings ist diese Gebirgswand bei Herat nach Osten zu wenig bedeutend und hier ein natürliches Eingangsthor gegeben, dessen weiter führender Weg südöstlich nach Kandahar hinführt, welches den strategischen Mittelpunkt Afghanistans bildet, sowohl weiter südöstlich nach Quetta zu, der englischen Machterweiterung entgegen, als auch nach Nordosten, nach Kabul hin. Immerhin hat der Hindukusch ferner eine ebenso große nationale als politisch-ökonomische Bedeutung, in sofern als er, vom Quellgebiet des Amu-Darja beginnend, dessen ganzes Stromgebiet nach Süden zu abschließt, so daß dasselbe ein geschlossenes, in sich homogenes Ganzes bildet, dem gegenwärtig freilich die politische Harmonie noch fehlt, da vor mehr als einem Jahrzehnt die Afghanen auf Anstiften Englands die national fremden und mit ihren Interessensphären zu Turkestan gehörenden kleinen tatarischen Khanate im Süden des oberen Laufes des Amu-Darja, der hier die Nordgrenze mit Buchara bildet, politisch mit Afghanistan vereinigten. Die Zukunftsfrage dieser Gebiete dürfte im ganzen gemeinschaftlich mit der sogenannten Pamirfrage gelöst werden müssen, das heißt, sie werden naturgemäß an Rußland fallen, und dann, soweit eine neue, begründete und fest bezeichnete Grenze einen Dauerzustand darstellt, der Hindukusch oder, mit anderen Worten, das Stromgebiet des Amu-Darja als russischer Besitz, die Grenze mit englischem Besitz und englischer Machtphäre bilden. Interessen und Logik fallen selten zusammen, aber wenn etwas logisch ist, dann hat es eben Begründung und damit mehr Berechtigung für Dauer für sich. Der gegenwärtige Zustand auf dem Pamir aber kann entschieden keine Dauer haben, und es wird von Interesse sein, wie sich die beiden großen Gegner in den vorauszu sehenden oben begründeten natürlichen und somit auch berechtigten Grenzen festsetzen und sichern werden. Dem Vordringen Rußlands wird und muß das Vordringen Englands in Kaschistan und sein Festsetzen dort folgen. Am Hindukusch sich Auge in Auge schauend, werden beide Gegner sich Streitmittel bereit halten müssen, da ein Vordringen von Süden her ebenso erfolglos als das von Norden her erfolgreich wäre.

Die großen Entfernungen im russischen Reich und die ungeheure Ausdehnung seiner Grenzen lassen es als notwendig erscheinen, möglichst gesicherte Grenzen zu haben, damit solche von geringerer Truppenzahl beschützt werden können, welche zugleich die Möglichkeit bieten, empfindliche Stöße dem Gegner zuzufügen. Aus diesem Grunde hat das Pamir ein besonderes militärisches Interesse sowohl für Rußland als für England. Aber außerdem

garantirt es den Kirgisen von Fergana den ruhigen Besuch des Alai zur Sommerzeit, was bei unsicheren Grenzverhältnissen unmöglich ist, weil dann einige Zehntausende der Bewohner zu Grunde gerichtet würden. Andererseits müßte das Prestige der russischen Macht, welches in Asien eine besondere Bedeutung hat, wesentlich leiden, wenn die Erbschaft von Chudajar Khan in fremde Hände gelangte.

In Asien hat eben Prestige, aggressives Verhalten, eine ganz besondere moralische und politische Bedeutung, was sich selbst im Kleinen, im einzelnen deutlich ausdrückt; dazu kommt noch ein gewisses Flair, ein gewisser Machtschnupper, der den Asiaten nach der Seite hinzieht, von wo der Machthauch, das aggressive Verhalten, die politische Offensive kommt. Eine europäische Truppenabteilung, so klein sie im Verhältnis zu asiatischem Feinde sein möge, wird nie geschlagen, nie besiegt werden, so lange sie steht oder gar vorgeht; dann zerfallen an ihr alle Angriffe, gleich wie das Atom einen ganzen Körper, einen Organismus, eine Truppe nicht niederwirft, so zahlreich das Atom auch vorhanden sein mag und so lange es eben nur Atom bleibt. Asiaten bringen es nicht zu einer Organisation, dazu, was man eine Truppe, einen festen Körper nennt. Der asiatische Krieger ist und bleibt eben nur der einzelne, das Individuum, das sich mit unglaublicher Schnelle an einzelne hervortretende Persönlichkeiten kristallisiert, aber mit derselben Schnelle bei Mißerfolg, meist von Panik begleitet, zerfällt. Eine europäische Truppe, auf dem Rückzuge befindlich, würde unbedingt ihren Untergang durch Asiaten finden, die wie Heuschrecken sich über sie ergießen würden. Daher haben auch Pufferstaaten in Asien keine Bedeutung, sie sind ein Unding, da sie das nicht erfüllen, was sie sollen, und daher thatsächlich immer nur der schwächere Teil der beiden Gegner solche wünscht und erstrebt.

Das oben in militärischer Hinsicht Gesagte möge hier durch zwei Episoden aus den Kämpfen der Russen in Turkestan seine Begründung finden.

Vor mehreren Jahren befand sich eine sehr kleine Abteilung russischer Kosaken (kaum 100 Mann) mit einigen Gebirgsgeschützen in dem Gebiet des Jijyt-Kulices. Die feindlichen Kirgisen hatten kein festes Oberhaupt, aber wie es in Asien überhaupt der Fall ist und auch bei kleinen Nomadengruppen für ihre Bildung und ihr Zusammenhalten zur Erscheinung gelangt, wo nicht die Machthaber ihre Herrschaft werben, sondern Völkerteilchen ihren Chef wählen, der dann durch Einsetzen von Verwandten oder tüchtigen ergebenen Persönlichkeiten seine Macht über Nachbarn ausdehnt — so kristallisierten sich plötzlich zu Tausenden, wie aus der Erde gestampft, bewaffnete Reiter der Kirgisen an einzelne Führer, um die kleine russische Abteilung unter einem Kosakenoffizier zu vernichten. Der Offizier war mit dem Charakter und der Art seiner Feinde wohl bekannt, und als auf allen Seiten die feindlichen Scharen plötzlich auftauchten, um ihn zu vernichten, befahl er, die Geschütze zu laden und dann im sauienden Galopp zusammen mit der schwachen Kosakensotnie zu fliehen. Nun jagten die Kirgisen, sich immer mehr in der Richtung der Fliehenden zusammenschließend, nach, und als sie dicht gedrängt verflammt waren, ließ der Kosakenoffizier plötzlich Halt machen und eine Salve aus den Geschützen geben, die Hunderte von Menschen und Pferden, noch mehr durch Ueberreiten als durch Schüsse, niederwarf und welche die Tausende von Kirgisen in eine dermaßen panikartige Flucht jagte, daß nach kurzer Zeit überhaupt niemand mehr vom Feinde auch nur von weitem sichtbar war. Unter ähnlichen Gesichtspunkten muß die Expedition unter Skobelev in der Turkmeneisteppe aufgefaßt werden, und das Niederschmettern durch Kanonen der fliehenden Männer und Weiber. Das russische Prestige war gerettet, und für die Zukunft waren von dem Feinde sozusagen nur Prozente genommen, statt des ganzen Kapitals. Die besonders durch den Charakter der Gegend und die Wege des Mariches in der Turkmeneisteppe ungünstigen Verhältnisse für die Russen, denen Ueberfälle in ihre Flanke und Vernichtung der Telegraphenstangen sehr hinderlich hätten werden können, kamen durch das Verhalten der Turkmene nicht zum Austrage; wie naiv diese verfahren, ergibt sich auch daraus, daß sie, statt die Telegraphenstangen zu nehmen oder die Drähte durchzuschneiden, sich damit begnügten, die eingebrannte Nummer der Stange auszutragen, das Teufische deren Leistungen hierdurch beseitigen zu können glaubend.

Vor dreißig Jahren eroberte der durch seine militärischen Erfolge in Turkestan hervor-
ragende, ebenso energische als umsichtige und mit den dortigen Verhältnissen bekannte General
Tschernajeff mit einer Sturmkolonne von 1100 Mann die gegen 100 (100) Einwohner zählende
und sehr ausgedehnte Stadt Taschkent (Steinstadt) in Turkestan.

Der Sturm dauerte einen ganzen Tag hindurch, das Schießen ging die ganze Nacht
ununterbrochen fort. Die Verteidiger machten in der Dunkelheit Ausfälle, die aber stets
zurückgewiesen wurden. Mit Anbruch des 16./28. Juni erschien ein Parlamentär vor Tschernajeff
mit dem Anerbieten, die Stadt zu übergeben; gegen die Mittagsstunde kamen alle
Akjafale (Weißbärte, das heißt die Ältesten, die Gemeindevorsteher) und boten Unterwerfung
an, während dabei noch laute Bewegung aus der Ferne sich hörbar machte. Es war klar,
daß in den entfernter liegenden Stadtteilen viele noch gegen die Uebergabe auftraten; obwohl
die Abgesandten sich bereits im russischen Lager befanden und die militärischen Operationen
seit dem Morgen eingestellt worden waren. Der General Tschernajeff schickte nun einen der
Akjafale in die Stadt, um anzuzeigen, daß er noch vor Sonnenuntergang dorthin in das
städtische Bad kommen würde. Er war überzeugt, daß sein Erscheinen unter der aufgeregten
Menge, bei vollstem Vertrauen in dieselbe, endgiltig die Uebergabe im russischen Interesse
entscheiden würde: wie es sich auch thatsächlich zeigte. Er nahm nur einen Adjutanten, zwei
Kosaken und zwei einheimische Führer mit, durchritt mit diesem kleinen Gefolge die engen,
krummen Straßen, zu deren beiden Seiten sich die ganze so zahlreiche Bevölkerung Tasch-
kents auf den flachen Dächern der Gebäude aufgestellt hatte, um den Einzug des Uruß-Bai
(russischen Häuptlings) zu erwarten.

Vor dem Abreiten aus dem Lager traf Tschernajeff nicht die geringste Anordnung für
sich, ja er gab nicht einmal den Befehl, die sich bereits halb ergeben habende Stadt zu zer-
stören, um ihn im Falle des Verrates zu rächen, wie hätte man auch einen so großen Ort
durch eine so überaus kleine Truppenzahl zerstören können, die sich unmittelbar in der
Sturmkolonne befand. Aber den Orient aus Erfahrung kennend, und besonders Mittel-
asien, war Tschernajeff vollkommen von dem Erfolg seiner Absicht, das städtische Bad zu
benützen, überzeugt, ganz ebenso, wie er wußte, daß seine kleine Truppe die Stadt mit einem
Umfange von 25 Kilometer nehmen würde. Der Sieg, sei er ein militärischer oder irgend
ein anderer, liegt eben in erster Linie im moralischen, seelischen Element.

Tschernajeff wurde in der Stadt durch das Anerbieten der Bewohner aufgehalten, um
den Dostarhan (die Bewirtung mit verschiedenen Süßigkeiten) entgegen zu nehmen. Die
Dämmerung war bereits der Finsternis einer südlichen Nacht gewichen. Die Truppen wurden
durch sein lauges Ausbleiben besorgt; man schickte 30 Kosaken ab, welche Tschernajeff beim
Verlassen der Stadt begegneten.

Alle Akjafale hatten ihn begleitet: die Einwohner den Weg mit brennenden Holzstößen
erleuchtet. „Wenn er uns nicht fürchtet,“ sagten die Einwohner, „so heißt das, daß er nichts
Böses im Herzen gegen uns trägt,“ und mit aufbrechendem Morgen rannten sie ins russische
Lager. Sofort wurden Feuerherde errichtet, Hammelschnitte gebraten, ein Bazar eröffnet.
Massenhaft umschritten die Bewohner das Lager, betrachteten die Soldaten und Offiziere
und sprachen mit ihnen. Ein vollständiges gegenseitiges Vertrauen war hergestellt.

v. Erdert,
Generallieutenant a. D.



Literarische Berichte.

Württembergische Künstler in Lebensbildern. Von Dr. August Winterlin. Mit 22 Bildnissen in Holzschnitt. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Wie sehr die deutsche Kunst dem Boden Württembergs verpflichtet ist, beweisen die vierzig Lebensbilder, die der Verfasser uns in diesem hübsch ausgestatteten und mit reichem Bilderschmuck versehenen Band vorführt. Mit dem sechzehnten Jahrhundert beginnend, berücksichtigt das Werk doch vorzugsweise die Neuzeit und vor allem diejenige Periode des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, in welcher die württembergische Kunst in lebendigem Zusammenhange mit allen großen Strömungen und Wandlungen der deutschen Kunstentwicklung stand. Die Mehrzahl der hier vereinigten Skizzen ist der allgemeinen deutschen Biographie entnommen, für welche der Verfasser gleich anfangs die Bearbeitung der württembergischen Künstler übernommen hatte. Doch ist alles, was bereits früher erschienen, für das vorliegende Werk einer gründlichen Neubearbeitung unterzogen worden, wie auch die meisten der Lebensbilder in erweiterter Gestalt erscheinen. Was dieselben vor vielen ihresgleichen auszeichnet, ist der frische, lebendige Ton, in dem sie gehalten sind. Winterlins Werk ist eines von den wenigen, die thatsächlich zu gleicher Zeit Unterhaltung und Belehrung bieten. Daß der Verfasser sich hinsichtlich der Zeit ein gewisses Ziel gesetzt und die noch lebenden Künstler von seiner Darstellung ausgeschlossen hat, ist nur zu billigen. Dem Buche bleibt auf diese Weise jeder polemische Zug fern, es wahrt sich seinen objektiv-historischen Charakter und wird in diesem hoffentlich all das Gute stiften, das wir ihm wünschen.

Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. Herausg. von Bennó Erdmann. Heft 1—4. Halle, Max Niemeyer 1893—94.

Die bisher vorliegenden Schriften, augenscheinlich Doktordissertationen, zeichnen sich durch Kürze und Genauigkeit aus. In dem ersten Heft behandelt Hr. Paul Richter David Humes Kausalitätstheorie und untersucht namentlich ihre Bedeutung für die Begründung der Theorie der Induktion; indem nämlich Hume mit der überlieferten Annahme

eines analytischen Zusammenhanges zwischen Ursache und Wirkung brach, und das Kausalproblem von dem entgegengesetzten Standpunkte aus beleuchtete, schuf er gleichzeitig die allgemeine Grundlage für die selbständige Stellung des Induktionsproblems. Die zweite Abhandlung stammt von Hrn. Wilh. Carls und betitelt sich: Andreas Rüdigers Moralphilosophie. Der Verf. schildert mit guter Literaturkenntnis — Dessoirs Geschichte der neueren Psychologie hatte er wohl noch nicht benützen können — die verschiedenen Gedankenkreise in Rüdigers Ethik. Die metaphysische Grundlage des Sittlichen, die Güterlehre, das allgemeine Naturrecht sind die Hauptthemata. Nach Rüdiger ruht der letzte Grund aller Sittlichkeit in Gott, aber die Erfahrung allein ist die Quelle unserer sittlichen Begriffe; das Ziel moralischen Handelns ist zunächst die Glückseligkeit, schließlich aber Gott. Die beiden übrigen Abhandlungen führen uns wieder nach England. Hr. Eugen Meyer erörtert Humes und Berkeley's Philosophie der Mathematik, wobei er Gelegenheit nimmt, geschichtliche Zusammenhänge von allgemeinem Interesse zu erläutern; und Hr. George Francis James schildert die Ethik des 1882 verstorbenen Thomas Hill Green mit besonderer Rücksicht auf den Militarismus. Wir empfehlen dieses Heft besonders, da Greens Einleitung zu Humes Werken eine der bedeutendsten philosophischen Leistungen des modernen Englands ist, der neuerdings Bradley mit seinem Buche „Appearance and Reality“ sich würdig an die Seite gestellt hat.

M. D.

Niels Lyhne, Doktor Faust. Eines begabten jungen Mannes Tagebuch. Von J. P. Jacobsen. Aus dem Dänischen von W. Mann. Mit dem Bildnis des Verfassers und einer Vorrede von Theodor Wolff. (Paris und Leipzig, Albert Ahn 1895.)

Niels Lyhne ist eine psychologisch sehr fein ausgeführte Erzählung, die auch zarter Stimmungsbilder nicht entbehrt; doch löst sich die Poesie nicht selten in Verschwommenheit auf. Auch die Technik läßt manches zu wünschen übrig; die eingestreuten Reflexionen stehen nicht in organischem Zusammenhange mit dem Ganzen. Die dieser Erzählung beigegebenen zwei literarischen Kleinigkeiten sind ganz unbedeutend.

Th. v. S.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Alleinige Inseraten-Annahmestelle
 bei **Rudolf Mosse**, Stuttgart, Leipzig,
 Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und
 dessen Filialen. — Insertionspreis pro zweispaltene
 Petit-Zeile 40 \mathcal{L}



Des deutschen Volkes
ENTRÜSTUNGS-AUSDRUCK
 an die **GEGNER** der
BISMARCK-EHRUNG.
 Zeitgemässer Scherz in höchst origin.
 Ausstattung. Gr. Zug-Art. Must. gegen
 35 Pf. in Briefm. fr.
C. H. Glesen, Cassel.

Gedächtnis

gestärkt durch wissenschaftlich
 begründete Lehre: **keine mnemotechnische Phantasie-
 verdrehung.** Leichtes Erlernen von Sprachen, Wissenschaften etc.
 = Prospect gratis. =

E. Voehlmann, Weinstraße 6/1, München, N. 2.

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: **Georg-Viktor-Quelle**
 und **Selenen-Quelle**
 sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei Nieren-, Blasen- und Steinleiden,
 bei Magen- und Darmkatarrhen, sowie bei Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut**,
Bleichsucht u. s. w. Versand 1894 über 767000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze
 gewonnen; das im Handel vorkommende **angebliche Wildunger Salz** ist ein künstliches, zum
 Teil **unlösliches** und nahezu wertloses Fabrikat. Schriften gratis. Anfragen über das Bad und
 Wohnungen im **Vadelogirhause** und **Europäischen Hof** erledigt:
Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen-Aktien-Gesellschaft.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neue Illustrierte Prachtwerke!

Lustiges aus'm Schwarzwald.

Mit einundzwanzig Illustrationen in fünffachen Farbendruck
 und zahlreichen farbigen Initialen und Schabvignetten

von
Fritz Reich.

Text von **J. J. Hoffmann** und **H. Domich.**

In Original-Einband Preis \mathcal{M} 10. —

Wie schon der Titel verrät, ist dem Künstler der Schwarzwälder vor allem eine lustige Person, ganz einseitig, ob Mann,
 ob Weib; und ob sie nun **Wibiane** oder **Rütheri**, **Frieder** oder **Paula**, **Schollenbauer** oder **Mullertobias** heißen, es sind in der That
 meistens komische Käuze, die wir hier kennen lernen. Aber sie treten nie aus dem Rahmen ihrer Umgehung fremdartig hervor, sie
 sind alle Kinder der Natur- und Menschenwelt des Schwarzwaldes und ergötzen deshalb um so mehr. Das Werk ist nicht nur
 künstlerisch, sondern auch ethnographisch von höchstem Wert; und jeder, ob er den Schwarzwald kennt oder nicht, wird sich in ihm
 nicht nur mit Lachen und Genuß, sondern auch mit Gewinn an Wissen und gegenständlicher Anschauung vertiefen.

Idylle aus der Vogelwelt.

Achtzehn Originalzeichnungen
 von

G. Giacomelli.

Mit Gedichten von **Jul. Sturm**. Randzeichnungen von **D. Franz**.
 Dritte Auflage.

Prachtvoll gebunden Preis \mathcal{M} 10. —

Aus den Umgebungen Wiens.

Schilderungen und Bilder
 von

Eduard Petsche.

Mit 90 Voll- und Textbildern.

Elegant in Leinwand gebunden Preis \mathcal{M} 5. —

Nilfahrt.

Von

E. v. Gonzenbach.

Mit 203 Illustrationen im Text, 40 Lichtdruckbildern
 und vielen Randzeichnungen

von
Rafaello Mainella.

In Original-Einband Preis \mathcal{M} 20. —

Der Verfasser schildert hier anmutig und fesselnd das alle
 Pharaonenland, wie es sich ihm und dem Künstler bei der Fahrt
 auf eigenem Schiffe darbot. Das Werk ist ohne alle gelehrte
 Präention, für Jeden verständlich und anziehend geschrieben und
 durch echt künstlerische Ausstattung bei nicht hohem Preis ein
 Prachtwerk von ausgezeichneter Eigenart.

Abenteuer und Reisen

des

Freiherrn von Münchhausen.

Neu bearbeitet.

Mit zahlreichen Original-Illustrationen

von
Gustav Doré.

Ausgabe in Oktav: Eleg. geb. mit reicher Pressung Preis \mathcal{M} 5. —

Wer lauschte nicht gern den wihigen Aufschneidereien des
 edlen Freiherrn von Münchhausen, die er mit so liebenswürdiger
 Bonhomie, mit so leichter Paune vorträgt und deren Verbild-
 lichung durch Doré in so trefflicher Weise gezeichnet? Der quiza-
 grämigste Hypochonder muß durch die Lektüre in die heiterste
 Stimmung versetzt werden.

Chinesische Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Meischer



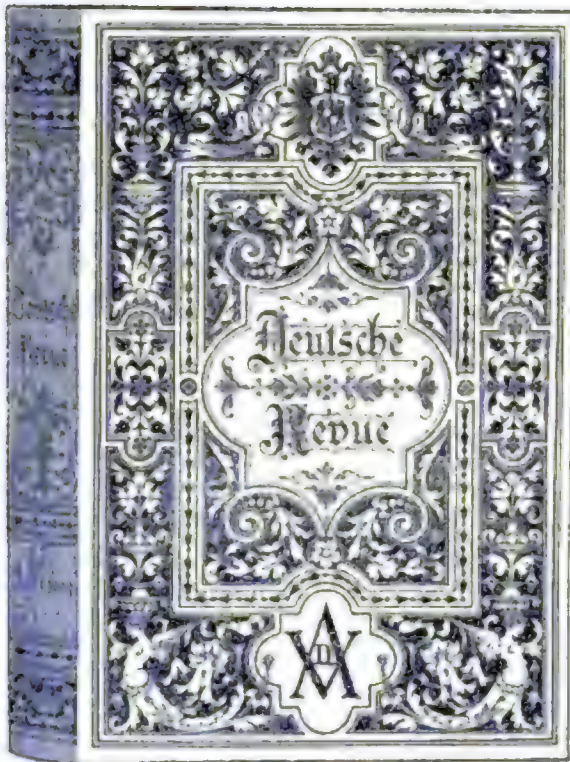
Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Reinhold Werner Einige Worte über den Nord-Ostseeanal	257
Wilhelm Gittermann Erinnerungen an Lothar Bucher II.	260
Eugen Salinger Uffessor Mack. Ein Charakterbild. II.	279
Berthold Litzmann Zur Entwicklung des modernen deutschen Romans	293
Sürst Escherlaffi. Ein Beitrag zur inneren Geschichte des russisch-türkischen Krieges von 1877—1878	308
Paola Lombroso Die Ursachen der Launen der Erwachsenen und besonders der Frauen	318
Dr. M. Schmitz Die spanische Thronkandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern und die von Sybelsche Darstellung	326
Charakterstizzen aus der neuesten englischen Geschichte. III. Gladstone	334
Dr. Anton Schlossar Hamerling-Erinnerungen	343
Berichte aus allen Wissenschaften	359
1. Landwirtschaft: Prof. Dr. Feiß: Besseres und billigeres Brot.	
2. Zahnheilkunde: Dr. med. Carl Jung: Die Entwicklung des Gebisses und seine Pflege im Kindesalter.	
3. Physik: Dr. B. Weinstein: Ueber Erdströme.	
Literarische Berichte	375
Der Kaslatter Gesandtenmord vor dem Karlsruher Schöffengericht. Von Arthur Böhltingl. — Jugenderinnerungen aus Kroatien. Von Dr. E. J. von Malac. — Fürst Bismarck und seine Zeit. Von Dr. Hans Mum. — Encyclopädisches Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch. Von Prof. Dr. Ed. Muret. — Das Ganze der Philosophie und ihr Ende. Von Rich. Wahle. — Die Vereinigung der Kunstfreunde für amtliche Publikationen der königl. Nationalgalerien, Berlin W. — Dämon Kleist. Novellen von Georg Hirschfeld. — Abriß der Logik und die Lehre von den Trugschlüssen. Von D. Flügel. — Soziale Streiflichter. Von Simon Lehr.	
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	379

Original-Einband-Decken

zu

Deutsche Revue.



Den geehrten Abonnenten
auf unsere

Deutsche Revue

empfehlen wir zum Einbinden des Journals
die in unserer Buchbinderei auf das geschmack-
vollste hergestellten

Original-Einband-Decken

(nach nebenstehender Abbildung)

in brauner englischer Leinwand mit Gold-
und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel und
Rücken.

Preis pro Decke 1 Mark.

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum zweiten Band des Jahr-
gangs 1895 (April- bis Juni-Heft) kann sofort bezogen werden. Der billige Preis
der Decken ist nur durch die Herstellung in großen Partien ermöglicht.

Die Decke zum ersten Band des Jahrgangs 1895, sowie diejenigen zum Jahr-
gang 1894 können auf Bestellung auch noch nachgeliefert werden.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an,
ebenso vermitteln sämtliche Kolporteurs und Boten, welche die Hefte ins
Haus bringen, die Besorgung.

Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte ein Be-
stellschein bei, welcher gefälligst mit deutlicher Unterschrift ausgefüllt derjenigen Buch-
handlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden wolle, durch welche unser
Journal bezogen wird.

Die verehrlichen Postabonnenten wollen sich an die nächstgelegene Buch-
handlung wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden
können. Gegen Franko-Einsendung des Betrags (in deutschen oder österreichisch-
ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarten) werden jedoch die Decken auch
direkt von der Verlagshandlung in Stuttgart geliefert.

Einige Worte über den Nord-Ostseefanal.

Von

Reinhold Werner, Contreadmiral a. D.

Nur wenige Tage noch trennen uns von dem Zeitpunkte, wo ungezählte Tausende an dem prachtvollen Hafen von Kiel zusammenströmen werden, um Augenzengen eines Schauspiels zu sein, wie es Deutschland noch nicht erlebt hat, und welches für dasselbe von weittragendster Bedeutung ist.

Mit der Eröffnung des Nord-Ostseefanals wird die Vollendung eines Werkes gekrönt, das, in der verhältnismäßig kurzen Zeit von acht Jahren und mit einem Kostenaufwande von 156 Millionen Mark geschaffen, zu den großartigsten in der Welt gehört, und auf das unser Vaterland mit berechtigtem Stolze schauen darf.

Es hat dieses Recht im Hinblick auf die Tüchtigkeit seiner Wasserbaumeister, welche den Plan des gewaltigen Durchstichs erdachten, deren hohes technisches Wissen und Können die großen Hindernisse und Schwierigkeiten, welche die Natur des Bodens der 100 Kilometer langen Strecke entgegenstellten, siegreich zu überwinden wußten, durch die sorgsamste Ausführung des Baues diesem eine Festigkeit und Dauer für Jahrhunderte gaben, sich dadurch mit Ruhm bedeckten und sich ein Ehrenkmal im Herzen des deutschen Volkes setzten.

Es darf stolz sein auf die bewunderungswerten Erzeugnisse vaterländischer Industrie, die in den beiden Hochbrücken von 156 Meter Spannweite eines einzigen Bogens mit 42 Meter Höhe über dem Wasserpiegel, unter dem auch die schwersten Panzerschiffe glatt hindurchfahren können, sowie in den mächtigen Schleusenthoren, welche die Endpunkte des Kanals in einer Breite von 60 Meter bei einer Tiefe von 9 Meter schließen, sich ähnlichen Werken des fortgeschrittensten Eisenbaues ebenbürtig an die Seite gestellt hat.

Zeit fast 500 Jahren sind die verschiedensten Projekte für Schaffung eines schiffbaren Wasserwegs zwischen Ost- und Nordsee aufgetreten, da dessen große Wichtigkeit allgemein anerkannt wurde. Wallenstein, Oliver Cromwell, welcher zu diesem Zwecke Wismar von den Schweden kaufen wollte, mehrere Herrscher Dänemarks verfolgten den Plan, aber er scheiterte theils an politischen, theils an finanziellen Verhältnissen, zum großen Teil aber auch an der Mangelhaftigkeit damaliger technischer Hilfsmittel, um das schwierige Werk durchzuführen.

Christian VII. schuf zwar im Jahre 1784 den Eiderkanal, der, von Holtenu bei Kiel ausgehend, bei Rendsburg in die Eider mündete, eine Route, die

schon 1571 vom Herzog Adolf von Schleswig in Aussicht genommen war, aber er entsprach nur mangelhaft den wirklichen Bedürfnissen. Bei 31 Meter Breite und $3\frac{1}{2}$ Meter Tiefe gestattete er nur kleinen Fahrzeugen die Durchfahrt, und wenn auch seine jährliche Frequenz sich trotzdem auf 4500 Schiffe belief, mußten 35000 andere wegen zu großen Tiefganges den Weg um die dänische Halbinsel wählen. Erst einem mächtigen Reiche wie Deutschland war es vorbehalten, die Miesenarbeit in einer allen Anforderungen der Jetztzeit entsprechenden Weise zu unternehmen und durchzuführen.

Die Worte, mit denen Kaiser Wilhelm I. in seinem 90. Lebensjahre im Juni 1887 die Grundsteinlegung des Kanals weihte: „Zur Ehre des geeinigten Deutschlands; zu seinem fortschreitenden Wohle; zum Zeichen seiner Macht und Stärke!“ sie erfüllen sich herrlich. Mit der Vollendung des staunenswerten Baues hat das Reich hohe Ehre eingelegt; mit der Eröffnung des Kanals, der unsere beiden Meere einander so nahe rückt, wird unsere Schifffahrt einen lebhaften Aufschwung nehmen und damit das Wohl des Landes gefördert. Nicht nur wird der bisherige Wasserweg bis zu 100 deutschen Meilen gekürzt, damit Zeit und Kosten erspart, sondern man vermeidet auch die gefährlichen dänischen Gewässer, in denen jährlich durchschnittlich 200 Schiffe, ja in einzelnen Jahren, wie zum Beispiel 1872, 423 strandeten oder Schiffbruch litten, damit viele Millionen dem Nationalvermögen und Hunderte von Menschenleben verloren gingen, während bei Wahl des neuen Weges diese erschreckenden Zahlen auf einen geringen Bruchteil beschränkt werden.

Endlich ist der Kanal ein Zeichen unserer Macht und Stärke, indem er unsere Seestreitkräfte verdoppelt und uns in den Stand setzt, zum wirksamen Schutze unserer Küsten und unserer Schifffahrt je nach Bedarf innerhalb eines Tages unsere gesamte Flotte unbehelligt von einem deutschen Meere in das andere zu führen, feindliche Blockaden und Landungen abzuwehren und dadurch dem Reiche Hunderte von Millionen zu ersparen, die wir sonst zur Erreichung dieses Zweckes noch für Kriegsschiffe aufwenden müßten. Trotzdem ist er aber ein Friedenswerk ersten Ranges und vor allem zur Förderung des Friedens geschaffen.

„Unsere Zeit steht unter dem Zeichen des Verkehrs!“ lautet ein Ausspruch Kaiser Wilhelms II., und der Erleichterung des Verkehrs und damit dem Frieden dient der Kanal in erster Reihe.

Je vielseitiger und lebhafter der Verkehr unter den verschiedenen Völkern sich gestaltet, desto näher werden sie einander gebracht. Sie lernen sich besser kennen, allmählich schwinden Vorurteile und irrige Ansichten, und es knüpfen sich Bande gegenseitigen Interesses, die feindselige Zusammenstöße in immer weitere Ferne rücken.

Daß dies allseitig anerkannt wird, geht daraus hervor, daß alle Mächte von seefahrender Bedeutung, welche von unserem Kaiser zur Eröffnungsfeier eingeladen wurden, zugesagt haben und größere oder kleinere Geschwader zum 19. Juni nach Kiel entsenden werden.

Nicht weniger als dreizehn fremde Nationen mit 53 Schiffen, teilweise geführt von fürstlichen Personen, mit 12 Admiralen, über 800 Offizieren und 16500 Mann Besatzung werden bei der Feier vertreten sein, und zu ihnen gesellen sich, abgesehen von Torpedobooten und kleineren Fahrzeugen, sechsundzwanzig unserer eigenen großen Schiffe, welche eine Besatzung von 364 Offizieren und 9047 Mann haben.

Wahrlich, das ist eine Flottenschau, wie sie noch nie dagewesen ist. Sie ist eins der imposantesten Schauspiele, die sich darbieten können, und bekunden, welche große Wichtigkeit dem Akt allgemein beigelegt wird. Dadurch gestaltet sich die nationale Feier zu einer internationalen, und dies verdient sie auch mit Recht zu sein. Wenn auch Deutschland den größten wirtschaftlichen Nutzen vom Kanal ernten wird, kommt er auch in hohem Grade den übrigen seefahrenden Nationen zu gute. Die bedeutende Kürzung des Weges zwischen Ost und West, die Vermeidung so viel drohender Gefahren in unseren stürmischen Meeren ist auch ihr Vorteil, und von den 20 000 Schiffen mit elf Millionen Tonnen Gehalt, auf deren Durchfahrt man zunächst rechnet, werden mehr als zwei Dritteile fremden Flaggen angehören.

Nun, Deutschland wird seine Gäste aufrichtig willkommen heißen und mit Herzlichkeit begrüßen. Sie werden sich überzeugen, daß die Freude über ihr Erscheinen zu dem schönen Friedensfeste eine wahrhafte und ungeteilte ist, und auch nicht die leiseste Disharmonie wird das Zusammensein stören.

Sie werden uns näher kennen lernen, viele falsche Ansichten über Deutschland und sein Volk berichtigen; sie werden sehen, daß wir besser sind, als man uns mehrfach im Auslande schildert, daß wir nicht nach kriegerischem Ruhme dürsten, sondern daß wir vom Kaiser bis zum letzten verständigen Arbeiter ein friedlich gesinntes Volk sind, das nichts sehnlicher wünscht, als in Ruhe dem friedlichen Wettbewerb nachgehen zu können.

Andererseits werden sie sich aber auch der Wahrnehmung nicht verschließen, daß wir gewappnet und bereit sind, diesen Frieden wirksam zu schützen, und daß unsere junge Flotte, wenn auch noch nicht an Zahl, so doch an Tüchtigkeit sich den älteren, größeren Marinen ebenbürtig anreihen kann und im stande ist, unberechtigte Angriffe von unseren deutschen Meeren fern zu halten.

Alles dies wird dazu beitragen, uns den fremden Nationen näher zu bringen, wo Differenzen sein sollten, versöhnend zu wirken und damit das höchste Gut der Menschheit, den Frieden, zu befestigen. In diesem Sinne ruft Deutschland den fremden Schiffen nochmals ein herzliches Willkommen zu. Mögen nur freundliche Gefühle, wie wir sie selbst ihnen entgegenbringen, ihre Besatzungen beim Scheiden aus unseren Gewässern erfüllen, dann wird die Eröffnungsfeier des Kanals auch nach der ideellen Seite reichen Segen stiften.



Erinnerungen an Lothar Bucher.

Von

Wilhelm Gittermann.¹⁾

(Schluß.)

An seinen Aufenthalt in Versailles und die dort mit erlebte große Zeit pflegte Bucher sich gern zu erinnern. Man hatte ihn nahe bei der Wohnung des Kanzlers in einer Villa untergebracht, deren Besitzer, ein junges Ehepaar, vor dem Einrücken deutscher Truppen Versailles verlassen hatten. Drei prächtige Zimmer standen ihm zur Verfügung, während die Bedienung durch eine zurückgebliebene alte Haushälterin besorgt wurde. Schmunzelnd erzählte er, daß er das mit sehr schönen, interessanten Bildern ausgestattete eheliche Schlafgemach benützt und in dem mächtigen Ehebett vorzüglich geschlafen habe. Fürst Bismarck, welcher ihn einmal besuchte, um zu sehen, wie er untergebracht war, habe herzlich gelacht, besonders über ein prächtiges Benußbild, das sich gerade über dem Bett befand.

Auch von Abeken, mit dem er in Versailles wohl öfter zusammentam, wußte er viel zu erzählen. Als ältester vortragender Rat hatte jener die Absicht, an der Seite des Kanzlers mit in Paris einzuziehen, und machte bei seiner bekannten Eitelkeit schon lange vorher großartige Pläne, in welchem Aufzug das am wirkungsvollsten geschehen könnte. Namentlich über die Schabracke seines Pferdes konnte er nicht recht mit sich einig werden und erhielt dann von dem Grafen Bismarck-Wohlen sehr ernsthaft den Rat, eine recht große himmelblaue Satteldecke mit goldener Kante zu wählen. Bucher, welcher bei dieser Beratung zugegen gewesen war, hatte sehr viel Mühe gehabt, ernsthaft zu bleiben.

Daß sich Abeken jeden Montag zu der kaiserlichen Tafel einladen ließ, um Majestät den schleunigst nach Ankunft occupirten Kladderadatsch vorlesen zu können, und daß der Kaiser das Blatt immer schon gelesen hatte, — habe ich schon an anderer Stelle erzählt, ebenso wie das komische Intermezzo zwischen ihm und Bucher, die sich in dem gemeinschaftlichen Arbeitszimmer nicht über die Temperatur einigen konnten.

Auch an der gemeinsamen Tafel in Versailles war Bucher sehr schweigsam, wie uns schon Moritz Buch erzählt hat; um so mehr hat er aber gearbeitet und als vertrautester Rat seines Kanzlers in den Verhandlungen die Feder geführt, welche zur Gründung des Deutschen Reiches notwendig waren. Meist arbeitete er in demselben Zimmer mit seinem Chef, der ihn in der Nähe haben wollte, um Dinge von Wichtigkeit jederzeit besprechen zu können. Diese Beratungen dauerten oft viele Stunden, und der Geheimrat erzählte mir, daß er bei solcher

¹⁾ Durch ein Redaktionsversehen wurde im vorigen Heft die Ueberschrift gewählt „Erinnerungen an Lothar Bucher von Heinrich von Poschinger“. Da Herr von Poschinger nur auf Wunsch des Verfassers die Aufnahme der Arbeit in die „Deutsche Revue“ vermittelt und die Einleitung dazu geschrieben hat, so möge der Irrtum hiermit richtig gestellt werden.

Gelegenheit einmal fast gebraten sei, weil ihn Bismarcks Vortrag so gefesselt hatte, daß alle anderen Empfindungen nicht mehr für ihn existierten. Um die Gedanken des Kanzlers, der, im Zimmer auf und abgehend, seine Ideen entwickelte, auf dem Papier zu fixieren, hatte sich Bucher niedergesetzt, und zwar — da es schon dunkelte — in der Nähe des Fensters, ohne daran zu denken, daß dicht hinter ihm der stark geheizte eiserne Ofen stand. Er fühlte wohl im Rücken eine abnorme Hitze, achtete aber noch nicht einmal darauf, als der Fürst, seine Rede unterbrechend, die Aeußerung that, daß im Zimmer ein höchst brandiger Geruch zu merken sei. Als er endlich nach vier Stunden sich erhob, machte er die Entdeckung, daß der Rückenteil seines Rockes zu Zunder geworden war.

Fürst Bismarck hatte nicht nur das Reich zu gründen, er wollte es auch für immer fest zusammen fügen. Die Schwierigkeit lag nach Bucher darin, daß jedem einzelnen Bundesstaat die Sache mundgerecht gemacht werden mußte; jeder sollte die Empfindung haben, daß er nur gewinnen konnte, keiner sollte verlieren und in seinen Eigenheiten gekränkt werden. Daher die noch jetzt bestehenden verschiedenartigen Reservatrechte! Als alles glatt schien, wäre die Sache noch beinahe an dem bayerischen Haupenhelm gecheitert, den die Bayern nicht missen und einige sehr hohe preußische Generale in der deutschen Armee nicht dulden wollten. Die Herren ließen ihre Abneigung erst fallen, als Fürst Bismarck zu ihnen sagte: „Nun, dann bleiben Sie bei Ihrem Widerspruch, dann wird man aber einmal in der Weltgeschichte lesen: Das Deutsche Reich konnte 1871 nicht gegründet werden, weil die Generale . . . den bayerischen Haupenhelm nicht leiden konnten.“ Immer, wenn Bucher auf dieses Stück Weltgeschichte zu sprechen kam, schloß er seufzend: „Ich will nicht wünschen, daß noch einmal ein deutscher Kanzler mit den Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die Bismarck überwinden mußte!“ Er würde bitter gelacht haben, wenn er den klassischen Ausspruch des Herrn Dr. Lieber hätte erleben dürfen, welcher den Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrages den Errungenschaften des großen Krieges gleich stellte!

Bekanntlich machten die Pariser während der Belagerung ihrem Herzen dadurch Luft, daß sie in den Zeitungen allerlei Schmähartikel gegen die Deutschen schrieben, die Sauerkraut essende Barbaren genannt wurden. Bucher hatte gerade von einem Verehrer aus seiner pommerischen Heimat Gänsebrüste und ein Fäßchen Sauerkraut erhalten, als Jules Favre zum erstenmal von Paris nach Versailles kam. Nach Rücksprache mit dem Fürsten beschloß er, die Sendung für den gemeinsamen Mittagstisch zu opfern, damit den Pariser Bevollmächtigten Sauerkraut vorgesetzt werden konnte. Herr Favre, welcher neben dem Kanzler saß, hatte jedenfalls einen leeren Magen mitgebracht und speiste mit riesigem Appetit von den als ersten Gang servierten pommerischen Delikatessen, so daß der Fürst auf seine öfter wiederholte Frage, ob es auch wohl schmeckte, stets die befriedigendsten Zusicherungen erhielt. Schließlich sagte er dem Franzosen, der sich nach Namen und Herkunft des vorzüglichen, ihm bisher nicht bekannten Gerichts erkundigte: „Sehen Sie, das war das berühmte Sauerkraut!“ Der arme Herr Favre soll später in Paris noch Vorwürfe gehört

haben, weil er an dem Tisch des bösen Kanzlers so viel Appetit entwickelt hatte.

Wenn der Geheimrat von seinem Fürsten erzählt hatte, dann setzte er oft noch hinzu: „Bismarck darf nicht mit dem Maße anderer Menschen gemessen werden, er ist körperlich und geistig ein Riese.“ Die Arbeitskraft des ersten Kanzlers soll ungeheuer gewesen sein, und dieselbe rastlose Thätigkeit verlangte er auch von seinen Beamten. Diesem letzteren Umstand ist es nach Buchers Worten besonders zuzuschreiben, daß verschiedenen Herren des auswärtigen Amtes der Kanzlerwechsel ein sehr angenehmes Ereignis war.

Fürst Bismarck hat früher in der Zeit seines größten Schaffens eine merkwürdige Tageseinteilung eingehalten. Er begab sich erst lange nach Mitternacht zur Ruhe und arbeitete oft noch bis gegen Morgen im Bett, mit der Durchsicht von Aktenstücken beschäftigt, die ihm, nebst dem langen Bleistift, stets zur Hand liegen mußten. Gegen Mittag stand er auf, nahm Thee mit sehr wenig Backwerk und speiste eigentlich nur einmal am Tage, abends gegen sieben Uhr, aber dann auch mit ungewöhnlichem Appetit. Es ist das Verdienst des Professors Schweningen, den Fürsten zu einer andern, rationelleren Lebensweise bekehrt zu haben. Anfangs konnte sich der Kanzler nicht gewöhnen, abends pünktlich zu Bett zu gehen. Da war der Professor konsequent genug, längere Zeit hindurch jeden Abend zehn Uhr bei dem Fürsten zu erscheinen und nachzusehen, ob er sich wohl hingelegt hatte. In den Berliner Gesellschaften, welche Schweningen besuchte, wußte man das schon; war er gegen zehn Uhr einmal verschwunden, dann hieß es: „Er bringt erst den Fürsten zu Bett.“ Bekanntlich rauchte der Kanzler auch sehr viel und schwere Cigarren. Daß er mit der Zeit die Cigarren ganz gelassen hat und nur noch Pfeife raucht, das ist den Bemühungen des Herrn von Dieze-Barby zu verdanken, welcher ihm gelegentlich zuredete, es doch einmal mit der Pfeife zu probiren.

Fürst Bismarck, der überhaupt die kräftigen Speisen bevorzugt, soll eine besondere Vorliebe für das in den Knochen enthaltene Mark haben. Bei dem Versuch, den Hinterlauf eines Hasen durchzubeißen, büßte er einst einen Zahn ein. Zufällig hatte Bucher einige Tage später bei dem französischen Gesandten von Courcel zu thun und erzählte ihm die Geschichte, als sich dieser nach der Gesundheit des Kanzlers erkundigte. „O mon Dieu!“ — soll er wiederholt ausgerufen haben, als er von dem durchbissenen Hasenknochen und dem dabei abgebrochenen Zahn hörte!

Für den alten Kaiser Wilhelm empfand Bucher die innigste Verehrung und wußte von seiner Herzensgüte manche Geschichte zu erzählen. Wo der alte Herr eine Freude machen konnte, that er es gern, und er pflegte schon lange vor Weihnachten gewissenhaft Erkundigungen einzuziehen, was einzelne Herren von seiner Umgebung oder kommandirende Generale, denen er gern Geschenke machte, wohl am besten gebrauchen könnten, und worüber sie sich am meisten freuen würden. Bei aller Sparsamkeit für seine Person pflegte der Kaiser solche Wünsche anderer gern zu berücksichtigen.

Einst hatte ein Adjutant irgend eine Meldung zu machen und fand den Kaiser nicht in dem Arbeitskabinet, obwohl er sich in demselben befinden mußte. Nachdem er überall mit seinen Augen ängstlich gesucht hatte, sah er ihn schließlich ganz erhitzt unter einem großen Sofa hervorkriechen. Auf seine Frage, ob Majestät wohl nichts zugestoßen sei, sagte der Kaiser lächelnd: „Nein, mir ist nur mein Bleistift unter das Sofa gefallen, und da habe ich ihn mir gesucht; weshalb soll ich deswegen immer einem Bedienten klingeln, die Leute werden schon genug zu thun haben, und das kann ich noch allein besorgen.“ Auch in seinen letzten Lebensjahren hatte sich der greise Monarch immer noch eines sehr guten Appetits zu erfreuen, der aber doch nicht mehr ausreichend war, um alle Diners und Frühstück zu kosten, die ihm auf Reisen von Städten und Provinzen angeboten wurden. Einst reiste der Kaiser — wenn ich nicht irre — von Danzig nach Berlin zurück und erhielt während seines Aufenthaltes in Bromberg von der Stadt auf dem Bahnhof ein Frühstück servirt, während er schon kurz vorher in Danzig ein solches eingenommen hatte. Biewohl auch die Lieblingsspeise des Kaisers, frische Hummern, nicht fehlten, so mußte er doch den Stadtvätern erklären, daß er mit dem besten Willen noch nichts wieder genießen könnte. Da steckten sich die Herren hinter die Adjutanten, und diese redeten dem Kaiser zu, doch wenigstens einmal zu kosten, um die guten Leute nicht zu beleidigen, welche über seine Weigerung schon ganz traurig wären. Seufzend stieg der greise Herr aus und aß noch ein Stück Hummer, nur um seinen guten Willen zu zeigen.

Fürst Bismarck hat einmal erklärt, daß die Ernennung Buchers zum Staatssekretär an dem Widerstande des Kaisers gescheitert sei, der mit dem früheren Steuerverweigerer nicht direkt verhandeln wollte. Dasselbe jagte mir Bucher, aber mit dem Zusatz, daß er selbst jedes weitere Avancement ausge schlagen haben würde. Trotzdem ist er aber doch verschiedenemale als vertrautester Mitarbeiter seines Kanzlers mit dem Kaiser in direkte Beziehungen getreten. Einst übersandte Fürst Bismarck nebst einem Bericht seinem kaiserlichen Herrn drei sehr wichtige Depeschen zur Einsichtnahme mit der Bitte um Rückgabe. Zwei Depeschen erfolgten zurück, die wichtigste fehlte. Der Kanzler schickte einen Boten an Majestät, mit der gehorjamsten Bitte um Rückgabe der dritten Depesche, doch der Bote kam zurück mit der Meldung, daß Majestät nur zwei Telegramme erhalten hätte. Im Auftrag des Fürsten fuhr nun Bucher zum Kaiser, wurde gleich vorgelassen und bat Majestät, noch einmal nach dem Verbleib der dritten Depesche forschen zu wollen, da der Fürst gerade auf die fehlende großes Gewicht legen zu müssen glaubte. Der Kaiser erklärte zwar nochmals, sich nicht auf die dritte Depesche besinnen zu können, räumte aber seinen vollständig mit Schriften bedeckten Schreibtisch ab und fand schließlich ganz unten das vermißte Telegramm. Er übergab es dem Geheimrat, legte die Hand an den Kopf und sagte: „Sehen Sie, das sind noch die Folgen von dem Attentat! Alles habe ich gut überstanden, aber ich bin seit meiner Verwundung manchmal recht vergeblich und mache mir große Sorgen, ob das wohl noch einmal wieder besser wird.“ Bucher jagte mir, es hätte ihn sehr gerührt, wie der greise Herr sich

wegen der kleinen Bergeslichkeit zu entschuldigen gesucht und mit traurigem Gesicht immer die Hand an den Kopf gelegt hätte, als wollte er sagen: „Wie kann mir nur so etwas passieren!“

Daß die Fassung des früheren Sozialistengesetzes von Bucher herrührte, dürfte bekannt sein. Er hielt übrigens die Sozialdemokratie für nicht gefährlich, vertrat aber den Standpunkt, daß Staat und Gesellschaft nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet wären, die bethörte Masse durch Ausnahmegeetze in den nötigen Schranken zu halten. Das liberale England sei gegen die Femei noch ganz anders vorgegangen!

Gefährlicher als die Sozialdemokratie erschien ihm das Zentrum, wenigstens insoweit die Existenz eines protestantischen deutschen Kaiserthums in Frage kam!

Ueberhaupt war ihm der ganze Kulturkampf und die liberale Aera, welche ihn entfacht hatte, recht wenig angenehm; für Herrn Laster, der damals im Reichstag das große Wort führte, hatte er gar nichts übrig. Wenn Bucher wirklich in der Zeit des Kulturkampfes gegen Rom mit die Feder geführt hat, so stand er doch der Veranlassung desselben völlig fern. „Ich wußte,“ — so sagte er mir gelegentlich — „daß bei der Sache zum mindesten für uns nicht viel herauskommen würde!“ Als Friedrich Wilhelm III. einmal mit der katholischen Kirche in Konflikt kam, da steckte er die ungehorjamen Bischöfe einfach ein, denn er brauchte mit keinem Parlament abzurechnen. Wir hatten aber ein neugegründetes Deutsches Reich und hätten den innern Frieden nötig gehabt; wir mußten auch noch andere Rücksichten nehmen und mit dem deutschen Reichstag rechnen, in welchem viele Katholiken saßen.

Buchers Einfachheit und persönliche Anspruchslosigkeit ist bekannt, und das Wort: „Je weiser jemand ist, um so bescheidener pflegt er zu sein,“ paßt auf niemand mehr als auf den Freund und Genossen des Fürsten Bismarck. Seine vielen Orden hat er wohl kaum getragen, und er pflegte sich gern über die Leute lustig zu machen, die bei jeder Gelegenheit mit allen Orden und Ehrenzeichen einherstolziren. Ihm, dem vertrautesten Rat des großen Kanzlers, waren ja die Orden von allen Seiten zugeslogen, nur einen dänischen besaß er nicht, weil er sich niemals veranlaßt gesehen hätte, den Dänen einen Gefallen zu erweisen. Am meisten hatte er sich — wie er mir einmal sagte — über das Eiserne Kreuz gefreut; er hielt es hoch als ein Erinnerungszeichen an den großen Krieg und trug es gern bei passenden Gelegenheiten, weil es so vielen tapferen Männern verliehen sei, die sich wirklich um das Vaterland verdient gemacht hätten. Wenn wir einmal auf Orden zu sprechen kamen, pflegte der Geheimrat stets zu bemerken, daß in keinem Lande die Sehnsucht nach Dekorirung so groß sei wie in dem republikanischen Frankreich. Ein Orden gelte dort sehr viel, und wer keinen besitzt, suche wenigstens den Gipfel seines bunten Taschentuches so zu placiren, daß er von weitem für irgend ein Ordensbändchen angesehen werden könne.

Einst konsultirte mich wegen ihres Sohnes eine vornehme Engländerin, die natürlich zu stolz war, um außer der weltbeherrschenden englischen irgend eine

andere Sprache zu verstehen. Sie sprach kein Wort deutsch oder französisch, verlangte aber, daß jeder fertig englisch sprach, was bei mir leider nicht zutraf. In meiner Verlegenheit ging ich zu Bucher, der an unserem Kaffeetisch saß und fragte, was zu machen sei. Er stand sofort auf und sagte vergnügt: „Ich werde Ihnen dolmetschen, Vorstellung wird ja wohl nicht nötig sein.“ Der kleine Herr, welcher sich dann als Dolmetscher vorstellte, wurde erst von der hochaufgeschossenen Engländerin sehr herablassend mit einer mächtigen Vorquette gemustert, dann aber in Gnaden acceptirt, und die Sache ging zur allgemeinen Zufriedenheit vor sich. Wir haben beide oft über diese Scene gelacht!

Der Geheimrat ging niemals in die eine halbe Stunde von Laubach entfernte Stadt, ohne in meiner Familie zu fragen, ob er nichts besorgen könnte. Einst benützte mein vierjähriger Junge diese Gelegenheit und sagte ihm: „Bring mir doch eine Peitsche mit.“ Gegen Mittag erschien der alte Herr mit einer eigenhändig getragenen großen Peitsche, die von dem mißtrauischen Jungen mit den Worten acceptirt wurde: „Was hat denn die gekostet?“ Als er meine Frau eines Tages zu dem gewohnten Spaziergang abholen wollte, konnte sie eine Hutnadel nicht gleich finden; am andern Vormittag erschien er mit einer großen Auswahl von Hutnadeln, die er selbst gekauft hatte. Sobald er bei uns eingetroffen war, brachte er aus Koblenz Melkenöl und Fliegenpapier mit. Allen Mücken und Fliegen wünschte er nämlich den Tod, und sehr empört konnte er sein, wenn sich so eine unverschämte Fliege gerade auf seinem kahlen Schädel niederließ. „Es ist so manches räthelhaft, aber ich möchte nur wissen, warum die Fliegen und Mücken erschaffen sind“ — so hörte ich ihn oft sagen.

Wie der greise Kaiser Wilhelm, so konnte auch er sich schwer von alten Kleidungsstücken trennen, an die er sich gewöhnt hatte. Seit zwanzig Jahren besaß er einen mächtig großen Panamahut, allerdings von bester Qualität, der in jedem Frühjahr gewaschen und den Sommer hindurch wieder getragen wurde. Seine Freunde werden auch den alten dunklen Gehrock mit den langen Rockschößen kennen, welcher schon Jahrzehnte in Gebrauch war, und dessen Knöpfe von ihm immer eigenhändig wieder angenäht wurden. Seit vielen Jahren befand sich in seinem Besiz ein altes, grün farrirtes Plaid, — er wußte selbst nicht mehr genau, wie alt es war — das er bei seinen Spaziergängen stets über dem Arm trug. Schon als er während seiner Amtsthätigkeit den Urlaub am Genfer See verlebt, fiel das Plaid wegen seiner Altertümlichkeit auf, und einige befreundete Herren machten sich das Vergnügen, mit der Cigarre zahlreiche Löcher in dasselbe zu brennen, während gleichzeitig von den Damen ein prachtvolles neues Plaid überreicht wurde. Den Geberinnen zu Gefallen machte der Geheimrat Gebrauch von letzterem so lange er sich dort aufhielt; kaum nach Berlin zurückgekehrt, ließ er aber die eingebrannten Löcher sehr kunstvoll stopfen, legte das kostbare Tuch beiseite und benützte bis an sein Lebensende das alte. Eines Abends kamen wir von einem Spaziergang zurück und trafen im Park von Laubach eine sehr nervöse Dame, die, von der Abendkühle überrascht, heftig froh. Bucher kannte sie kaum, bot ihr aber in seiner Herzensgüte sein Plaid an.

Später wurde ich noch zu der Dame gerufen und fand sie im Bett liegend, wobei sie sich zu meinem Entsetzen in das sorgsam gehütete grünfarrirte Tuch gewickelt hatte. Ich bat mir dasselbe sofort aus und gab es dem Geheimrat zurück, indem ich möglichst schonend den davon gemachten Gebrauch andeutete. Er war aber ganz entrüstet über diese Entweihung und bürstete stundenlang eigenhändig mit Essigwasser daran herum.

Was schön war, hielt er in seiner Bescheidenheit für zu gut, um es in Gebrauch zu nehmen. Gelegentlich schenkte ihm meine Frau eine selbst gearbeitete und warm gefütterte Decke, die er besonders nach Tisch, wo er sich auszustrecken pflegte, benützen sollte. Als wir ihn später in Berlin besuchten, fanden wir sie als Tischdecke im Gebrauch. Auf unsere Vorwürfe sagte er: „Ach, die war ja viel zu schön für mich; wenn ich die Decke auf dem Tisch sehe, freue ich mich mehr darüber.“

Eines Tages war er von Koblenz nach Bassenheim zu Herrn von Rufferow gefahren und kam mit der traurigen Mitteilung wieder, daß er unterwegs seinen alten Sommerüberzieher verloren hätte. Es war kalt geworden, Herr von Rufferow hatte ihm für die Heimfahrt einen Wintermantel aufgenötigt, und der Ueberzieher war während der Fahrt aus dem Wagen gefallen. Er wäre zu verstimmen gewesen, aber in einer Tasche desselben steckte ein kostbares Andenken, nämlich eine Cigarrentasche aus Krokodilhaut. Mit derselben hatte es folgende Verwandtnis:

Ein Krokodil in Aegypten hatte einen Engländer aufgefressen und wurde für diese Frevelthat natürlich schlemmigst hingerichtet. Ein höherer englischer Offizier, welcher sich an der Jagd beteiligt hatte, ließ aus der Haut des erlegten Tieres Cigarrentaschen arbeiten, die er an Bekannte, unter anderen auch an Bucher, verteilte.

Der Geheimrat pflegte die Geschichte öfter zu erzählen und steckte sich selten eine Cigarre an, ohne die Tasche einen Augenblick zu betrachten. Trotz ausgelegter Belohnung hat er Ueberzieher und Etui nicht wieder bekommen.

Bucher besaß eine außerordentlich scharfe Nase und konnte nichts weniger leiden als starkriechendes Parfüm. kamen wir in die Nähe einer parfümirten Dame, dann zog er die Nase kraus und pflegte sarkastisch zu äußern: „Die muß etwas zu verbergen haben!“ Natürlich war er auch nicht frei von kleinen Eigenheiten, und er konnte sehr schnell ein Vorurteil fassen, wenn sich ihm gegenüber bei der ersten Bekanntschaft jemand gleich recht gesprächig zeigte. Ein echter Frankfurter fand wohl kaum jemals Gnade vor seinen Augen, denn die Frankfurter Sprache war ihm am verhaßtesten von allen deutschen Dialekten. Allen menschlichen Fehlern und Schwächen gegenüber war er tolerant, aber renommiistisches Wesen und Selbstüberhebung waren ihm ein Greuel. Das Unterstreichen von Worten oder gar ganzen Sätzen in Briefen war ihm ein Zeichen von Gedankenschwäche, denn man müsse die Sätze so aufbauen, daß auch ohne Unterstreichen der Leser gleich die Pointe herausfindet. Er erzählte mir, daß er gelegentlich den Brief einer sehr hohen, infolge von Gehirnkrankheit verstorbenen Persönlichkeit geleien

hätte, in welchem fast jedes Wort unterstrichen gewesen sei. Gegenüber der meist sehr geringen Geprächigkeit des Geheimrates und der Antipathie, die er gegen geschwätzige Menschen im allgemeinen hatte, möchte ich hier beiläufig die von ihm gehörte Thatsache erwähnen, daß Moltkes Schweigsamkeit doch nicht so weit ging, wie vielfach angenommen wird; der große Stratege soll vielmehr in kleinen Gesellschaften ein sehr liebenswürdiger und geistvoller Unterhalter gewesen sein!

Buchers Lieblingsbeschäftigung bildete bis zuletzt das Studium der Geschichte, und ich glaube, daß sich besonders in der Kenntniß der Geschichte des Papsttums wenige Forscher mit ihm messen konnten. Auch für Musik interessirte er sich, und ich vermissе in allen Nekrologen, wo von seinen Freunden die Rede ist, die Erwähnung der Thatsache, daß er auch mit Richard Wagner näher bekannt gewesen ist. Wie ich von ihm hörte, hat er sich sogar einmal einige Zeit zu Besuch in der Familie des großen Komponisten aufgehalten. Er war aber kein „Wagnerianer“, liebte vielmehr die klassische und neuere italienische Musik.

Eines Nachmittags unternahmen wir beide allein einen Spaziergang und unterhielten uns während der ganzen Zeit über ein Thema aus der römisch-katholischen Kirchengeschichte, bis wir abends zu Hause an unserem Whisttisch saßen. Es erwartete uns schon der dritte von der Partie, ein biederer Rheinländer, den wir besonders gewählt hatten, weil er gut spielte und wenig sprach. Da meine Frau noch fehlte, setzte der Geheimrat das bisherige Gespräch noch fort, und ohne an die Gegenwart des Herrn zu denken, kamen wir schließlich auf die Jesuiten — ein Lieblingsthema Buchers — zu sprechen und auf den Einfluß, welchen sie zu verschiedenen Zeiten auf das Papsttum ausgeübt hatten. Sehr bald brach aber Bucher das Gespräch ab und bemerkte, er möchte einmal wieder recht guten Hochheimer Rotwein trinken, worauf ich erwiderte, daß ein Pfarrer in der Nähe vorzüglichen selbstgekelterten Rotwein liegen hätte und vielleicht ein paar Flaschen ablassen würde. Da sagte plötzlich der biedere Rheinländer, welcher bisher stillschweigend zugehört hatte: „Ja wartet, ihr Halunke, erst räsonnirt ihr auf die Pfaffe und dann wollt ihr ihre Wein saufe!“ Bucher lachte, daß ihm die Thränen aus den Augen liefen, dann aber entschuldigte er sich sehr höflich, weil wir im Eifer unser Gespräch allein noch fortgesetzt hätten.

Er sah und hörte alles, was in seiner Umgebung vor sich ging; es gab auch nicht leicht irgend etwas, das er nicht kannte, oder worüber er nicht Auskunft geben konnte. Jede Pflanze, jedes Tierchen wußte er mit Namen zu nennen, und wenn in Barzin oder in Friedrichsruh auf Wald und Flur irgend etwas Bemerkenswerthes gefunden wurde, dann mußte der Geheimrat Auskunft geben. Gab es schwerverständliche Dinge zu enträtseln, dann suchte man bei ihm Rat.

Einst hatte der verstorbene König von Holland an den alten Kaiser Wilhelm einen langen Brief in französischer Sprache geschrieben, der nicht zu entziffern war. Der Kaiser gab den Brief an Bismarck, welcher auch nichts damit anfangen konnte und ihn an seinen vertrauten Rat weitergab. Bucher sah nun, daß der Brief allerdings nicht zu lesen war, weil Vokale und Konsonanten mit

fast gleich langen Strichen geschrieben waren. Er entsann sich, gehört zu haben, daß man eine solche Schrift noch am besten lesen könnte, wenn man den Brief nicht in gleicher Höhe vor das Auge, sondern bedeutend tiefer hielte, so daß der Blick fast senkrecht von oben herab auf die Schrift fiel. Wirklich gelang ihm auf diese Weise die Entzifferung des Briefes, und der Kaiser bekam die gewünschte Abschrift.

Eines Abends wurde bei Tisch in Laubach die Frage erörtert, woher der Name „Silo“ komme. Ein Herr erklärte, daß man darunter große Getreidespeicher verstehe, in welchen das Korn durch Maschinen umgeschüttelt und gewissermaßen immerfort von einem Ziel zum andern geworfen würde. Also „Silo“ wäre wahrscheinlich aus „ziellos“ entstanden. Da diese Etymologie aber schließlich doch zu gewagt erschien, so wurde Bucher gefragt, welcher dann prompt erklärte: „Silos sind eigentlich unterirdische flaschenförmige Gruben; das Wort ist arabisch.“ Er mußte über die vorher versuchte Erklärung lächeln und flüsterte mir zu: „Da sehen Sie, auf welche Weise sich das Volk die Worte zurechtlegt, die es nicht versteht.“

Verjagte ihm einmal in irgend einer Sache das Gedächtnis, dann konnte er recht verstimmt sein. Eines Morgens kam er schon früh zu mir und fragte mich, wie die bekannten Linien im Sonnenpektrum hießen; er hätte am Abend vor dem Einschlafen, als er über die Sonne nachdachte, sich nicht darauf besinnen können und infolge dessen schlecht geschlafen.

Daß er Tiere und besonders Hunde sehr gern hatte, habe ich schon bemerkt. Speziell die letzteren konnte er in ihrem Thun und Treiben sehr andächtig beobachten, und wenn zwei Kinder mit einander Bekanntschaft machten, dann pflegte er spasshafterweise zu äußern: „Jetzt bechnüffeln sie sich erst, dann werden sie mit einander spielen.“

Nach Friedrichstruß wurde zum Geburtstag des Fürsten ein tropischer Singvogel, sogenannter „Kardinal“, mit leuchtendem Gefieder gesandt. Das Tier war außerordentlich unruhig in seinem Bauer, so daß Verlegenheit entstand, wo es bleiben sollte. Sowie jemand ins Zimmer trat, flog es gegen die Stäbe des Käfigs und war nicht zu beruhigen. Da in den fürstlichen Zimmern gerade damals in der Festzeit viel Verkehr war, so wäre der hübsche und seltene Vogel zu Grunde gegangen, wenn nicht Bucher sich erboten hätte, ihn auf sein Zimmer zu nehmen. Dort gelang es ihm bald, ihn zu beruhigen, ja, nach einigen Tagen begann der früher so scheue Vogel zu singen, erst einen zaghaften Ton, dann immer lauter und schöner. Einmal, als man den Geheimrat morgens nach seinem eigenen Befinden fragte und wie er geschlafen habe, sagte er: „Ganz gut, nur wurde ich schon um sieben Uhr geweckt, Seine Eminenz haben heute recht früh die Messe gelesen.“ Der Vogel pflegte ihm morgens früh besonders schön vorzusingen. Bucher hatte in Berlin Kanarien und verstand sich meisterhaft auf die Behandlung dieser Singvögel.

Interessant war mir die Beobachtung, daß er sich sehr gern über räthelhafte Dinge unterhielt. Er sprach oft von den indischen Fakiren, über deren Kunst, sich

lebendig für längere Zeit begraben zu lassen, wovon er von englischen Offizieren mancherlei gehört hatte. In Zaubervorstellungen ging er ungern, so sehr er sich auch dafür interessirte, weil er lange über das Gesehene nachdachte und sich dann innerlich ärgern konnte, wenn ihm die Lösung des Rätsels nicht gelang. Die Wirkung der Gifte war ein Lieblingssthema von ihm, und er sprach oft von der sagenhaften „aqua Tofana“, die im siebenzehnten Jahrhundert in Italien eine große Rolle spielte und zu den Giften gehören soll, welche später nicht nachweisbar sind. Die Herstellung derselben galt als Geheimnis, Bucher erzählte aber, folgendes darüber gelesen zu haben: „Ein Ferkel wird schwebend an den Hinterläufen aufgehängt, nachdem ihm eine starke Dosis Arsenik eingegeben ist. Sobald das Gift wirkt, fängt das Tier an zu schäumen, und dieser in Schalen aufgefangene Schaum soll aqua Tofana sein.“ Auch über die Jesuiten unterhielt er sich gern; er konnte sie natürlich nicht leiden und hielt sie für sehr gefährlich, bewunderte aber ihre in der Geschichte so oft bewiesene Klugheit.

Von der Zeitungsschreiberei hielt er nicht viel, obgleich er früher selbst Korrespondent gewesen war und in seiner amtlichen Stellung unzählige Artikel für die „Norddeutsche“ geschrieben hatte. „Wenn in den Zeitungen eine Neuigkeit zum drittenmal gedruckt ist, erst dann dürfen Sie dieselbe für glaublich halten“ — so pflegte er mir zu sagen. Seit Jahren las er die „Berliner Vörsenzeitung“ und brachte mir jeden Nachmittag, wenn wir zusammen waren, sein Blatt, nachdem er alles Wichtige unterstrichen und erklärende Zusätze gemacht hatte. Wie sein großer Meister, so las auch der Geheimrat mit dem Meißtift in der Hand, und kein Wort entging dabei seinem kritischen Geiste. Einst bekam er bei mir den „Antinous“ des Professor Hausrath in die Hand. An einer Stelle, wo von den Kamelien in der verwüsteten Villa ad pinum die Rede war, hatte er an den Rand geschrieben: „Die Kamelien hat ja erst ein Jesuit aus Japan nach Europa gebracht.“

Noch in anderer Beziehung hatte er eine gewisse Ähnlichkeit mit dem großen Altreichskanzler. Wie bekannt, spricht Fürst Bismarck langsam; er bringt im Anfang seiner Sätze die Worte fast stoßweise und zögernd heraus, weil er jedes Wort so lange festhält, bis er sich in seinem Geist dasselbe noch einmal überlegt hat; gegen Schluß pflegt er seine Sätze sehr schnell und fließend zu beenden, weil er sich dann den Sinn klar gelegt hat. Auch Bucher sprach langsam und kein Wort ohne vorherige sorgfältigste Ueberlegung. Wollte er sich auf irgend etwas scharf besinnen, dann sah er einen Augenblick starr in die Höhe; wurde er gefragt, so pflegte er erst einmal zu schlucken und dann zu antworten. Ich konnte das fast immer beobachten und war lange zweifelhaft, ob es sich nicht um eine bloße Angewohnheit handelte; schließlich aber mußte ich mich überzeugen, daß der Geheimrat nur schluckte, um Zeit zu gewinnen für sorgfältigste Ueberlegung seiner Antwort.

Ich habe schon erwähnt, daß Bucher während seiner Amtsthätigkeit den Urlaub meist im Auslande verlebte. Das hinderte ihn aber nicht, an Sonn- und Festtagen, wenn er abkommen konnte, kleinere Ausflüge zu machen und mit

der Wandertasche auf der Schulter schöne Gegenden zu durchwandern. Bei einer solchen Gelegenheit passirte ihm eine sehr komische Geschichte, die für ihn charakteristisch genug ist, um erwähnt zu werden. Er hatte sich Ende der siebziger Jahre zur Pfingstzeit einige Tage frei gemacht, um in den Wäldern des Harzes seine politischen Sorgen zu vergessen und frische Luft zu schöpfen. Um die Nachmittagszeit traf er Sonnabends vor dem Fest in Ballenstedt ein und wanderte noch an demselben Tage durch das Seltenthal über Alexisbad bis zur Viktorshöhe, wo er abends zehn Uhr anlangte und ein Nachtquartier zu finden hoffte. Aber die wenigen Betten der Försterei waren schon besetzt, und der müde Wanderer sollte noch eine Stunde weitergehen, um sich ausruhen zu können. Da fiel ihm Blick auf den alten Aussichtsturm der Viktorshöhe, welcher aus Holzbalken aufgeführt und im unteren Teil durch Holzgitter so abgeschlossen ist, daß er zwar die Luft frei durchstreichen läßt, aber doch einen gewissen Schutz verleiht. Bucher war zu müde, um noch weiter zu gehen, die Zimmer der Försterei waren voll von rauchenden und zehenden Menschen, er ließ sich also den Stellner kommen und fragte, unter Beifügung eines sehr guten Trinkgeldes, ob er ihm nicht für die Nacht eine Matratze in den unteren Teil des Turmes schaffen und diesen abschließen könnte. Der Stellner brachte seine eigene Matratze und schloß den Turm ab, nachdem der Geheimrat in sein Plaid gehüllt sich ausgestreckt hatte. Gerade wollte er einschlafen, als gegen zwölf Uhr eine große Gesellschaft junger angetrunkenen Leute eintraf, die vor dem alten Turm einen Höllenlärm aufführten, der ziemlich lange anhielt. Endlich zogen sie ab, und der Bewohner des merkwürdigen Quartiers glaubte Ruhe zu finden. Da hörte er — es mochte ein Uhr geworden sein — eine immer näher kommende Musik und sah sehr bald hellen Lichtschein aufblitzen. Es war irgend ein Turnverein, der mit Fackeln und unter Vorantritt einer Musikbande, die einen schmetternden Marsch spielte, zwölfmal um den alten Turm herum marschirte und dann wieder verschwand. Nachdem er auch das noch mit einigem Gleichmut ertragen hatte, schloß er wirklich ein. Eine Stunde mochte der müde Mann geschlafen haben, da wurde er wieder von einem mächtigen Geräusch geweckt. Als er die Augen öffnete, begann der Tag zu dämmern, und rings um den Turm herum stand im Halbkreis ein Gesangsverein, dessen zahlreiche Mitglieder mit andächtigen Mienen und sehr gefühlvoller Stimme das schöne Lied sangen: „Dies ist der Tag des Herrn.“ Das war aber selbst dem gelassenen Bucher zu viel; da er befürchten mußte, man könnte ihn vielleicht noch liegen sehen und verhöhnen, so nahm er seine Decke und stieg bis oben in den Turm, wo er, auf der Treppe sitzend, den Tag erwartete. Er hat mir dieses Erlebnis öfter erzählt; als wir im September 1892 die Absicht hatten, noch vierzehn Tage in Thale oder Suderode zu verleben, sagte er mir: „Dann fahren wir aber auch einmal nach Viktorshöhe, denn ich will sehen, ob der alte Turm noch steht.“

Ich möchte zum Schluß noch einige Briefe Buchers veröffentlichen, die, zum Teil von allgemeinem Interesse, jedenfalls den Beweis liefern werden, daß der Verstorbene in seinen letzten Lebensjahren nicht so ganz der menschenscheue Ein-

siedler gewesen ist, für den man ihn vielfach gehalten hat. Er pflegte am liebsten mit Damen zu korrespondiren. Auch von den in meinen Händen befindlichen Briefen sind mehrere an meine Frau gerichtet, die sich besonders für die Veröffentlichung eignen, weil sie am besten das lebenswürdig-harmlose Gemüt des Verfassers zeigen, der immer wieder -- auch wenn es ihm selbst schlecht geht -- an kleinen spaßhaften Bemerkungen Gefallen findet.

Der erste, an mich gerichtete Brief lautet:

Berlin, 9. September 1889, Derfflingerstraße 22.

Geehrter Herr und Freund.

Meine Rückreise ist bei prächtigem Wetter ohne Zwischenfall verlaufen. Doch habe ich eine unbequeme Veränderung zu erwähnen: in Gießen gibt es kein table d'hôte mehr und der Aufenthalt ist so verkürzt, daß ich keine Zeit hatte, ein Stückchen Fleisch und Kartoffeln hinunter zu würgen. Wenn Sie einmal die Linie in derselben Richtung befahren, so werden Sie gut thun, Mundvorrat mitzunehmen.

Meine Bekannten finden, daß ich in Laubach ganz dick geworden sei, ein Grund mehr, das Regime so viel wie möglich fortzusetzen. Der Massieur wird in den nächsten Tagen antreten.

Ich schicke die „Alytia“ mit vielem Dank zurück und benutze die Gelegenheit, um einiges Handwerkszeug für die langen Winterabende beizulegen.

Herzliche Grüße an Ihre beiden Damen und meine Empfehlung an die Savaner. Dem Oberjägermeister wünsche ich, daß es ihm gelingen möge, einen feisten Grimmbart zu erlegen. Mein Bruder hat sich sehr über die Grüße des Amtsgerichtsrats gefreut, den er als „blonden Referendarius“ gekannt hat.

In freundschaftlicher Ergebenheit

B u c h e r.

Als Reiselektüre hatte sich der Geheimrat Professor Hausraths „Alytia“ mitgenommen und legte derselben eine ganze Anzahl von Whistkarten und Zubehör bei, als Handwerkszeug für die Winterabende. Der Oberjägermeister ist der spätere Hähner- und Schlangentöter.

Der folgende, an meine Frau gerichtete Brief lautet:

Berlin, 19. September 1889, Derfflingerstraße 22.

Verehrte Gönnerin.

Obwohl ich eigentlich nichts zu melden habe, so erfordert doch Ihr lebenswürdiger Brief eine Antwort, und ich hätte umgehend geschrieben, wenn ich nicht erst noch eine bestimmte Nachricht von dem Gatten hätte abwarten wollen, die jetzt eingetroffen ist, und zwar ganz, wie ich erwartet hatte.

Was Sie über F. schreiben, ist räthelhaft. Ich vermutete im ersten Augenblick gemäß der Regel „cherchez la femme“, daß er einer Verlobung entlaufen sei, mußte mir dann aber doch nachher sagen, daß er das billiger haben konnte. A. kultivirte die Kunst, aus der Handschrift den Charakter zu entziffern, und hat mir zwei überraschend richtige Proben gegeben; aber bei der Wahl seines Perjo-

nals hat ihn seine Kunst in der Regel im Stich gelassen. Und sie kann auch nicht weit her sein; seitdem ich die kranke Hand habe, muß ich die Feder anders halten, habe also eine ganz andere Schrift und doch schwerlich auf meine alten Tage den Charakter geändert.

Der Masseur besteht darauf, mich reichlich mit Provencer Del einzureiben und dann mit Malmuspiritus abzuwaschen. Ich lasse ihm um so lieber seinen Willen, als der Spiritus besser riecht als Ichthyol und mir angenehme Erinnerungen an Pfingsten erweckt. Nach der Abwaschung läßt er alle Gelenke von der Schulter bis zu den Fingerspitzen die zweckmäßigen Bewegungen machen. Verzeihen Sie, daß ich über etwas schreibe, was nicht zu Ihrem Ressort gehört!

Da also Ihr Besuch in Berlin zu erwarten ist, so bestimme ich mich um die Sehenswürdigkeiten, um mich zum Cicerone auszubilden; bin im Panoptikum und ein paar Theatern gewesen. Nach ein paar kalten Tagen ist das Wetter wieder schön.

Schöne Grüße an den Doktor und Tante Emma, für die ich einen Mönch suche.

In freundschaftlicher Ergebenheit

B u c h e r.

Zur Erklärung dieses Briefes möge folgendes dienen:

J. war ein Buchhalter in Bad Laubach, welcher ohne jeden Grund plötzlich verschwand; Bucher sagt seiner Gewohnheit gemäß gleich *cherchez la femme* und knüpft daran einige Bemerkungen über Graphologie, für die er sich interessirte. Die Schlußandeutung mit dem Mönch betrifft meine Schwester und hat folgende komische Geschichte: Als der Geheimrat eines Tages mit meiner Familie einen Ausflug nach dem in der Nähe von Koblenz gelegenen Wallfahrtsort Arenberg unternahm, gefiel es dort meiner Schwester so gut, daß er wiederholt lachend sagte: „Nehmen Sie sich in acht, sonst gehen Sie noch in Arenberg unter die Nonnen.“ Eine Woche nach Empfang des Briefes kam von ihm eine große Kiste, auf welcher neben der Adresse geschrieben stand: „Vorsicht, der Mönch ist gebrechlich!“ In der Kiste lag ein großer, dicker Mönch aus Majolika, dessen Oberkörper abgehoben werden konnte, während sein mit Süßigkeiten gefülltes Inneres folgenden Zettel enthielt:

Da Sie sich doch einmal nach Arenberg zurückziehen wollen, so schicke ich Ihnen wenigstens zur Gesellschaft einen Mönch, der Sie begleiten kann.

B u c h e r.

12. November 1889, Derfflingerstraße 22.

Lieber Herr Doktor.

Meinen Dank für Ihren freundlichen Brief kann ich nicht besser ausdrücken, als indem ich sofort antworte. Mit meinem Befinden geht es so gut, wie ich mir erwarten kann. Der anhaltende Regen in der zweiten Hälfte des vorigen Monats brachte mir zuweilen Stiche in der Hand. Seit einigen Tagen haben wir blauen Himmel und mittags + 5° Réaumur, ein Wetter, was dem Körper und

der Seele wohl thut. Die Gymnastik setze ich fort; mit der Arm- und Handmassage habe ich nach zwei Monaten eine Pause gemacht, weil der Künstler, eine sehr komische Figur, selbst den Rat gab, einmal zuzusehen, wie die Sache sich machen würde, wenn sie sich selbst überlassen wäre, geholfen haben mir nämlich keine Bemühungen gar nicht. Eine Zeit lang habe ich schwer einschlafen können, weil ich angefangen hatte, Ihre Verordnung zu vernachlässigen und abends zu arbeiten. Durch Schaden klug gemacht, lese ich nur leichte Sachen, wenn ich nicht Gelegenheit habe, einen Kobber zu machen oder ins Theater zu gehen. Der Appetit ist sehr rege. Mit herzlicher Teilnahme lese ich, daß die Gesundheitsverhältnisse bei Ihnen nicht so gut gewesen sind. Was eine dicke Wacke zu bedeuten hat, habe ich als junger Mensch oft erfahren, und ich stecke heute noch, wenn es windig ist, Watte in das rechte Ohr.

Damit Sie sehen, was wir im Dezember unternehmen können, lege ich ein Zeitungsblatt bei. Dabei sind die zahlreichen Bierpaläste noch außer acht gelassen.

Mit vielen Grüßen an Ihre Damen und in freundschaftlicher Ergebenheit
B u c h e r.

Dem Briefe lag ein großes Zeitungsblatt bei mit der Ueberschrift: „Wohin geht man heute?“ Bucher ist dann später tagelang in Berlin überall mit uns umher gelaufen und erklärte dabei oft lachend, daß er von der Reichshauptstadt bisher so viel überhaupt noch nicht gesehen hätte.

Derfflingerstraße 22, 16. April 1890.

Lieber Herr Doktor.

Als ich Ihre Handschrift und den Poststempel Koblenz sah, hatte ich eine Regung von schlechtem Gewissen; denn Sie thun sich unrecht, indem Sie sich der Lässigkeit im Briefschreiben beschuldigen. Im Gegenteil, ich bin mit einer Antwort im Rückstand und hätte auch längst geschrieben, wenn mich nicht die öffentlichen Vorgänge der letzten Monate sehr erregt und verstimmt hätten. Ich habe die Anhänglichkeit an den alten Kanzler nicht so leicht abgeschüttelt wie viele Leute hier und werde immer dabei bleiben. Ohne mich auf die Sache jetzt näher einlassen zu wollen, will ich Ihnen doch einen sehr guten Witz erzählen, der hier umläuft. Jemand fragt den Fürsten, ob er von dem Titel Herzog von Lauenburg Gebrauch machen werde. „Ja,“ antwortet er, „wenn ich infognito reise.“

Seitdem die Bäume sich vor meinem Fenster in Grün, freilich noch sehr dürftig, gekleidet haben, mache ich Reisepläne. Wenn nichts dazwischen kommt, werde ich nächsten Monat mit Freunden in Baden-Baden zubringen, um endlich einmal, das erstemal in meinem Leben, den Mai in einer schönen Gegend zu verleben. Baden-Baden ist wirklich, wie man gesagt hat, un pezzo del cielo cadato in terra — und nun erst im Mai! Von dort denke ich mich etwas im Reichslande umzusehen und dann nach Laubach zu kommen, wo ich wieder nur

gebrauchen will. Denn mein Knie- und Fußgelenk fangen an wieder steif zu werden, wenn ich mich auch übrigens wohl befinde. Ich bemühe mich, für Laubach eine Dame anzuwerben, die in ihrer Jugend auf dem Hütkopf mit den Koblenzer Lieutenants getanzt hat.

Ihre Schwester wird also wagen, wieder in die gefährliche Nähe von Arenberg zu kommen?

Mit herzlichen Grüßen an die Gattin und in freundschaftlicher Ergebenheit
B u c h e r.

Aus seiner beabsichtigten Reise wurde nicht viel; ob er überhaupt noch damals nach dem ersehnten Baden-Baden gekommen ist, weiß ich nicht. Jedenfalls opferte er seine Pläne sehr bald dem Wunsche des Fürsten Bismarck, welcher ihn zu sich nach Friedrichsrub einlud.

Friedrichsrub, 2. Juli 1890.

Verehrte Gönnerin.

Obwohl ich in den nächsten Tagen abreise, schreibe ich noch von hier, weil manche Leute ein Couvert mit dem Posttempel Friedrichsrub als eine Merkwürdigkeit aufheben. Was hier Interessantes vorgegangen ist, werden Sie durch die Zeitungen erfahren haben; das Interessanteste ist aber noch nicht veröffentlicht, nämlich:

Vor etwa vierzehn Tagen wurde mir während des zweiten Frühstücks ein Billet hereingebracht von — raten Sie — Fräulein W., sie sei vor dem Thor und wünsche zu wissen, wie sie es anfangen sollte, um den Fürsten zu sehen. In das Empfangszimmer konnte ich sie nicht führen lassen, weil ich als Gaik keine Verfügung darüber hatte, auf mein Zimmer auch nicht, weil es uns beide kompromittirt haben würde. Ich ging also hinaus, fand sie am Thor, in elegantem Reisetostüm, doch ohne Felleisen, und sagte ihr, sie möge sich um vier Uhr, wenn der Fürst auszureiten oder auszufahren pflegt, oder um sechs Uhr, wenn er zurückkehrt, an dem Thor aufhalten, wie täglich eine Unmasse von Menschen, namentlich Damen, thun, um den Fürsten mit Hurra, Tücherichwenten und Blumen zu begrüßen, zuweilen auch mit Singfang. Ob sie ihren Zweck erreicht hat, weiß ich nicht; hoffentlich ja.

Ich bin hier recht wohl gewesen, nur seit vierzehn Tagen ist mir der anhaltende Regen in die rechte Hand geschlagen, wie meine Schrift verrät. Ich weiß heute noch nicht, wann ich zu Ihnen kommen werde, kann mich darüber erst in Berlin schlüssig machen, werde mich vorher anmelden. Daß dieses Jahr fast nur männliche Kurgäste in Laubach sind, ist betäubend; kein Vergnügen ohne Damen.

Herzliche Grüße an den Gatten

Ihr ergebener

B u c h e r.

Die Erzählung aus Friedrichsrub betrifft eine junge Dame, welche er in Laubach kennen gelernt hatte.

Berlin, 13. September, Derfflingerstraße 22.

Verehrte Frau Gevatterin.

Von meinen Erlebnissen, seit ich Laubach verlassen habe, mag Sie allenfalls interessiren, daß ich einem Tischleindeckedich begegnet bin, das auch vielleicht Ihnen einmal zu statten kommen wird. Der Zug, der Köln um zwölf Uhr verläßt, macht keine Mittagspause; ich hatte mich also darein ergeben, mit dem Frühstück, das ich in Köln eingenommen, bis Berlin auszuhalten zu müssen, und war angenehm überrascht, als mir ein Zettel überreicht wurde, der besagte, daß, wenn ich dem Schaffner den Auftrag gebe, mir ein Diner in Dortmund zu bestellen, mir dort ein solches würde in den Wagen gereicht werden. Natürlich gab ich den Auftrag. In Dortmund wurde mir eine große Platte von Nickel in den Wagen gebracht, auf der in Vertiefungen die nötigen Geschirre standen, alle von Nickel und spiegelblank gepuzt; ein Terrinchen mit Suppe, die ich nicht aufaß, eine verdeckte Schale mit Gemüse und Beilage, eine andere mit Braten, eine dritte mit Kompott, dazu eine Drittelflasche rechten guten Weines. Ich speiste mit gutem Appetit und ohne durch das Schütteln belästigt zu werden. In Hannover nahm ein mitfahrender Kellner das Geschirr und das Geld in Empfang. Bei der vortrefflichen Beschaffenheit der Speisen und den Umständen, welche der Restaurateur von dieser Einrichtung hat, ist der Preis von zwei Mark fünfzig Pfennig sehr billig zu nennen.

Je mehr ich mich Berlin näherte, desto wärmer wurde es, und es ist seitdem zwar nicht das normale, aber doch ein erträgliches Wetter, klarer Himmel und mittags 15 bis 16°. Ich bin denn auch den Rest meiner Erkältung los geworden.

In Barzin haben sich nicht so viele Papiere gefunden, wie man vorausgesetzt hatte, und mir wird die lange Reise dahin wohl erspart bleiben. Wie lange der Fürst dort bleiben, welche Abstecher er etwa zu seinen Verwandten in Pommern und in der Priegnitz machen wird, ist noch ganz ungewiß und wird sich wohl erst am Abend vor der Abreise entscheiden, wie es bei dem hohen Herren üblich ist.

Da ich jetzt wieder über meinen Büchern sitze, kann ich Ihnen zur allgemeinen Beruhigung sagen, daß die Kreuzotter keine Eier legt, sondern lebendige Junge gebiert. Ich stelle anheim, auch den Haher- und Schlangentöter davon in Kenntnis zu setzen. Schade, daß die fünf und zwanzig Mattern vernichtet sind; sie sollen ganz gut schmecken, und es wird berichtet, daß Friedrich II. sich Pasteten daraus machen ließ.

Herzliche Grüße an die Ahrigen, besonders an die Hauptperson (Patschen).
In freundschaftlicher Ergebenheit

B u c h e r.

Am 2. September hatte der Geheimrat noch Patenstelle bei meinem Töchterchen übernommen, schon am 3. mußte er abreisen, weil Fürst Bismarck ihn brieflich gebeten hatte, recht bald nach Barzin zu kommen. Er ging nicht gern nach Barzin, dessen Klima ihm unzutraglich schien; seine Hoffnung, daß ihm die Reise

dorthin erspart bleiben würde, erfüllte sich aber nicht, wie aus dem folgenden Brief zu ersehen ist. Der Bemerkung über Schlangen liegt folgende Thatsache zu Grunde: Anfang August brachte ein bei uns verkehrender Jüngling — der Häher- und Schlangentöter wurde er genannt — fünfundzwanzig Schlangeneier, die er unter Laub gefunden hatte. Auch Bucher konnte sich nicht klar darüber werden, ob es sich um die Kreuzotter oder um harmlose Nattern handelte. Da die Tierchen, kaum dem Ei entnommen, sofort zu beißen suchten, war er dafür, sie töten zu lassen. Wir dachten schon längst nicht mehr an die Sache: der Geheimrat hatte sie aber auch nach vier Wochen noch nicht vergessen, sondern suchte sich zu informiren, sobald er nach Hause zurückgekehrt war.

Berlin, 19. Dezember 1890, Derfflingerstraße 22.

Lieber Herr Doktor.

Ich muß doch wieder einmal etwas von mir hören lassen. Ich ging 23. September in die pommerischen Hinterwälder nach Warzin, in der Voraussetzung, daß wir etwa bis Ende Oktober dort bleiben würden. Krankheiten der Fürstin und der Entel verzögerten aber die Abreise von Woche zu Woche, so daß ich erst am 15. dieses Monats bei meiner Kanarienfamilie eingetroffen bin. Die Witterungsverhältnisse waren sehr ungünstig; von der Mitte Oktober Regen, Regen, Nebel und der Zustand, von dem man sagt: es fällt naß, der verderblichste von allen für einen Rheumatiker. Ich hatte denn auch einen recht schmerzhaften Anfall in der rechten Hand, den Dr. Chrysauder durch Einwicklung in Guttaperchapapier mit Erfolg bekämpfte. Er setzte denn auch diese Wicklung abwechselnd der einen und der andern Hand bis zu meiner Abreise fort, und die Schwellung auf dem Rücken der rechten ist beinahe verschwunden, die auf der linken wenigstens viel weniger geworden.

Im Dezember hatten wir bis zu 16° Frost, der mir sehr gut bekam, obwohl ich im Zimmer von Kälte zu leiden hatte. Mein großes, hohes Zimmer des im siebenzehnten Jahrhundert erbauten Hauses war durch den Ofen nicht zu erwärmen, ich konnte nur dicht am Kamin ausdauern und nur, wenn ich das prasselnde Holzfeuer nie ausgehen ließ. Trotzdem ist mein Allgemeinbefinden immer gut geblieben. Im Januar werde ich wahrscheinlich auf einige Zeit nach Friedrichsruh gehen, wo ich ein wärmeres Zimmer finden würde.

Wie ist es Ihnen ergangen? Was macht das Patches? Treibt es noch die kräftige Lungengymnastik wie bei der Taufe? Haben Sie die Laubacher Idylle auf dem Klavier gespielt? Ich habe Sie der Warziner Bibliothek einverleibt und mich mit dem Komponisten durch fünf Mark abgefunden.

Mr. D. wird Ihnen geschrieben haben, daß er die Aussicht hat, nach Cypern versetzt zu werden. Diese Insel war ein Hauptsitz des Kultus der Liebesgöttin und wird ihm Gelegenheit zu interessanten Altertumsstudien geben, die er vielleicht durch Studien der Gegenwart auf demselben Gebiete beleben wird.

Mit herzlichen Grüßen an die Frau Gevatterin
der Ihrige

Bucher.

Nachdem er Taufpatenstelle bei meinem Töchterchen übernommen hatte, bediente sich Bucher uns gegenüber meist der Anrede „Gevatter und Gevatterin“, wie es in seiner pommerischen Heimat Sitte sei. Mr. D. ist der uns beiden gemeinsame Freund, ein sehr lebenslustiger Engländer.

Berlin, 2. April 1891, Derfflingerstraße 22.

Verehrte Frau Gevatterin.

Ihr freundlicher Brief hat mich nicht mehr in Friedrichsrub getroffen. Ich wollte mich doch wieder einmal in Berlin umsehen und wählte für meine Abreise den Vorabend des Osterfestes, weil es in der nächsten Zeit dem Fürsten nicht an Gesellschaft fehlen wird. Der Winter war sehr böse, besonders weil ich mir keine Bewegung machen konnte. Die Waldwege waren abwechselnd mit hohem Schnee und mit tiefem Schmutz bedeckt. Am schlimmsten waren für mich die Nebel- und Regentage, die sich in meinen Händen fühlbar machten. Der Ihnen wohl dem Namen nach bekannte Dr. Chrysanther hatte mir mehrmals eine recht schmerzhafteste Massage zu verabreichen, und auf Schweningers Verordnung wickelte ich die linke Hand in Guttaperchapapier. Ich möchte gern für einige Zeit ein wärmeres Klima aufsuchen, hätte aber sehr weit darnach zu reisen; am Genfer See, in Oberitalien ist noch strenger Winter, ich müßte schon nach Aegypten gehen, wogegen sich meine Faulheit sträubt. Ich werde also einstweilen hier bleiben, wo ich wenigstens auf gefegten Trottoirs spazieren gehen kann, und abwarten, ob der heilige Petrus, der in der katholischen Mythologie das Wetter unter sich hat, nicht endlich Vernunft annehmen wird.

Ich freue mich herzlich, zu hören, daß das Schwarzköpfchen gedeiht, und vermute, daß Sie sich schon nach einem Schwiegersohn umsehen.

Mit vielen Grüßen an den Doktor und die Schwägerin
in freundschaftlicher Ergebenheit

Bucher.

Friedrichsrub, 10. Juli 1891.

Verehrte Frau Gevatterin.

Herzlichen Dank für die Photographie, die dem Künstler alle Ehre macht: er kann nichts dafür, daß Kurt gewackelt hat. Ich bin seit längerer Zeit damit umgegangen, Ihnen zu schreiben, zögerte aber, um erst zu wissen, was in diesem — wenn man eine so nichtswürdige Jahreszeit Sommer nennen kann — aus mir werden wird. An demselben Tage, an welchem ich Ihren liebenswürdigen Brief erhielt, kam ich endlich ins reine. Der Fürst geht nächste Woche über Schönhausen nach Kissingen, sehr widerwillig; ich bleibe einige Tage in Berlin und folge ihm dann, auch widerwillig. Da sich meine Beschwerden wieder gemeldet haben, besonders in der Hand, was Sie an meiner Schrift sehen, so wäre ich am liebsten nach Laubach gegangen, wo mir erfahrungsgemäß geholfen wird, während es doch noch dahinsteht, ob Schweninger recht hat, daß die Kissingener Väder ebenso wirksam sein werden. Aber es war nicht zu ändern. Dem Patchen, dessen gesticktes Kleid ich bewundere, werde ich also zu seinem Geburtstag

nicht persönlich gratuliren können: ich hoffe aber, eine kleine Nachkur nicht in Barzin, sondern bei Ihnen machen zu können, freue mich recht auf die Kaffeestunde, die Whistpartie und einen gelegentlichen Ausflug nach Horschheim und zu Tillmann.

Verzeihen Sie, daß ich abbreche; ein stürmischer Regenwind macht gerade heute die Hand sehr schmerzhaft.

Herzliche Grüße an den Vatten und Tante Emma, die also noch immer vor den Fallstricken der Priester bewahrt ist.

Der Ihrige

B u c h e r.

Wir hatten dem Geheimrat unsere Familienphotographie zugesandt: der Künstler, welcher sie gemacht hatte, ist ein auch ihm näher bekannter Herr von W. Der gewackelt habende Kurt ist mein Junge, den er einst über die Horschheimer Brücke geschleppt hatte. Am Schluß findet sich wieder die Hindeutung auf Arenberg und den Mönch.

Bad Kissingen, 6. August 1891.

Verehrte Frau Gevatterin.

Ich habe Schmerzen in der Hand und bitte, es damit entschuldigen zu wollen, daß dieser Brief sehr kurz gerät. Ich kann es aber doch nicht aufschieben, Ihrer Fräulein Tochter zum Geburtstage zu gratuliren und einen kleinen Beitrag zu der Aussteuer zu schicken. Kissingen hat mir bis jetzt nichts geholfen, und wenn die Bäder in der zweiten Hälfte der Kur nicht besser wirken, so werde ich zu Ihnen kommen, um mich in Ordnung bringen zu lassen. Ungefähr am 20. muß sich die Sache entscheiden.

Herzliche Grüße an die Ihrigen.

In freundschaftlicher Ergebenheit

B u c h e r.

Schon am 16. August traf der Geheimrat bei uns ein, heiter und äußerlich unverändert. Zum erstenmal waren aber deutlich die Symptome einer stärkeren Erkrankung der Blutgefäße zu konstatiren.

Derfflingerstraße 22, 20. Oktober 1891.

Verehrte Frau Gevatterin.

Es ist abgemacht, daß ich dieses Jahr nicht nach Barzin gehe, was praktisch darauf hinauskommen wird, daß ich bis Neujahr hier bleibe. Der Fürst hat zwar noch den Gedanken, Ende dieses Monats abzureisen, aber es wird wohl so werden wie voriges Jahr, die Fürstin wird nicht wollen und er wird nachgeben — ce que femme veut, Dieu le veut — Ich habe einen guten Masseur gefunden, der einen Tag um den andern kommt, mache jeden Morgen Bergsteigen, habe Sonnabend ein türkisches Bad genommen und mache meine mancherlei Besorgungen zu Fuß. Am Tage meiner Ankunft war hier ein furchtbares Gewitter gewesen, von dem Sie wohl gelesen haben; während der folgenden Tage war es kühl und regnerisch, seit einer Woche aber bekommen wir das Sommer-

wetter nachgeliefert. Da ich Horchheim leider nicht erreichen kann, so gehe ich oft in den zoologischen Garten, sitze im Freien ohne Ueberzieher und denke zuweilen, wie Kurt sich über all das Getier amüsiren würde, besonders in dem Affenhaus. Eine Whistpartie ist noch nicht zusammen gebracht, wird sich aber finden. Mehrere meiner bekannten Familien haben sich das Wetter zu nuhe gemacht und sind noch in die Schweiz und nach Italien ausgeflogen, ich aber bin sehr zufrieden, wieder einmal in meinen vier Pfählen zu sitzen.

Ich hoffe, daß Sie wieder Piep jagen können und daß auch sonst alles gut steht, besonders mit der kleinen Hauptperson.

Mit herzlichen Grüßen an die Ihrigen

Ihr ergebener

Bucher.

Der komische Schluß bezieht sich darauf, daß meine Frau kurz vor Buchers Abreise heiser gewesen war. Er begrüßte sie täglich mehreremale mit den Worten: „Bitte, jagen Sie erst einmal Piep.“



Assessor Mack.

Ein Charakterbild

von

Eugen Salinger.

(Schluß.)

Was nun so ziemlich unmittelbar auf diese Unterredung folgte,“ fuhr der Erzähler nach einer Pause fort, „ist bald gesagt. Der arme Mack sollte eine bittere Enttäuschung erleben! Ich hatte ihn an jenem Abend in einer überaus glückseligen Stimmung verlassen; ja, er war wirklich selig in dem Bewußtsein, daß er, wie er nun selber glaubte, nur nach einem Glück zu greifen brauche, um es auch wirklich zu haben. Wir waren übereingekommen, daß er so bald als möglich Malwinen seine Absichten mitteile, ich aber — so versprach er — sollte als erster und einziger Eingeweihter sofort das Resultat seiner Bewerbung erfahren. Ein paar Tage vergingen; da erhielt ich von Mack ein lakonisches Schreiben etwa folgenden Inhalts:

„Lieber Freund! Es ist nichts damit! Es ist vorbei — für immer! Ich hätte es voraussehen sollen, aber Du weißt: Wer gern tanzt, dem ist leicht aufgespielt! Dummes Zeug das! Wir haben uns eben beide geirrt! Aber keine weiteren Vorwürfe! Es ist eine Lehre — für Dich und für — mich!“

„Ich war sprachlos und hielt nicht für möglich, was ich doch schwarz auf weiß vor Augen hatte. Was konnte geschehen sein? Mit einer so knappen

Erklärung — ließ ihr Sinn auch nur eine einzige Deutung zu — konnte und wollte ich mich nicht zufrieden geben; ohne Verzug machte ich mich daher auf den Weg zu Mack, um von ihm alles zu erfahren.

„Ich fand ihn wie immer allein in seinem Studirzimmer; er saß an seinem Schreibtisch — die Lampe brannte — und hatte vor sich, aufgeschlagen, einen Schulatlas. Als ich näher zu ihm herantrat, bemerkte ich, daß es die Karte von Russisch-Polen sei, mit der er sich beschäftigt hatte. Ich sollte bald erfahren, warum. Er bot mir mit einem traurigen Lächeln die Hand, forderte mich auf, neben ihm Platz zu nehmen, und jagte mit einer Art verdrießlichen Galgenhumors: Ich hatte vermutet, daß Du kommen würdest, um aus meinem eigenen Munde zu hören, welche Thorheit ich begangen habe! Und es ist auch gut so! Denn wenn ein so alter Narr wie ich sich lächerlich gemacht hat, so thut er am besten, sich das immer und immer wieder vorzuhalten — es ist eine bittere Medizin, aber sie schützt vor der Wiederholung dummer Streiche! — Ich sah ihn kopfschüttelnd an und wollte schon eine Frage an ihn richten, in dessen fuhr er sogleich fort: Um es kurz zu sagen — sie hat mir einen regelrechten Korb gegeben! — Wie?! rief ich jetzt in höchstem Erstaunen, das in ja kaum möglich! — Mein lieber Narr, sagte er voll Bitterkeit, Du verstehst Dich eben schlecht auf die jungen Dinger! Sie sind auf einen Alten nicht erpicht, wenn sie einen Jungen haben können! — Und nun begann er mit einer erkünstelten Ruhe, welche aber nicht im stande war, seine innerliche Erregtheit zu verhüllen, seinen Bericht über das, was sich ereignet hatte. Er habe sich nach unserer jüngsten Unterredung wirklich mit so froher Hoffnung getragen, daß er im stande gewesen sei, seine Absichten vor dem Mädchen freimütig und ohne alle Scheu zu enthüllen. Um so peinvoller sei für ihn gewesen, was er nun habe erleben müssen! Malwine sei zuerst in Thränen ausgebrochen und eine Zeit lang überhaupt nicht fähig gewesen, sich zu erklären. Ratlos habe er vor ihr gestanden — nicht wissend, ob er diese Thränen als ein günstiges oder ungünstiges Zeichen für sich deuten solle. Endlich — seine Erregung kam bei der Berggegenwärtigung der Scene, die er jetzt, anscheinend mit innerlichem Widerstreben, berührte, immer mehr zum Durchbruch, endlich griff sie nach meiner Hand, drückte sie heftig, schluchzte laut, versicherte mit halb erstickten Worten, wie gut sie mir sei und — doch — er unterbrach sich hier unmutig, warum das alles wiederholen? Der kurze Sinn von all dem langen Simulacrum war schließlich, daß von einer Heirat zwischen uns keine Rede sein könne, weil schon ein anderer inzwischen von ihrem Herzen Besitz ergriffen habe! — Was sagst Du, fiel ich ihm hier in die Rede, ein anderer? Und sie hätte vor Dir, ihrem Freunde, verheimlicht, was schon lange . . . — Halt, unterbrach er mich mit seltsamer Gereiztheit, Du bist im Begriff, ihr unrecht zu thun! Aber sie hat sich durchaus nichts zu Schulden kommen lassen, auch mir gegenüber nicht! Die Sache hat sich sehr einfach gestaltet. Während ich krank lag, lernte sie ein junger Pole kennen, verliebte sich bis über die Ohren in sie — nun, das ist ja sein gutes Recht! Sie erwiderte seine Liebe — was willst Du dagegen ein-

wenden? Das ist eben ihr gutes Recht! Zudem handelt es sich hier, wie Du gleich hören sollst, nicht etwa um eine bloße Liebelei — o nein, der junge Mann hat die ernstesten, besten Absichten, und daß ich von dem ganzen Handel erst jetzt Kenntnis erhalte, darf ich ihr nicht zum Vorwurf machen, denn wie oft — ich sagte es Dir ja schon einmal — versuchte sie es, mich während meines Krankseins zu sprechen, allein ich selbst, ich selbst war es ja, der ihr den Zutritt zu mir verwehrte! — Er senkte hier fast unmerklich und schwieg einen Augenblick; dann ließ er den Blick über die Landkarte schweifen, die noch aufgeschlagen vor ihm auf dem Schreibtisch lag. 'Siehst Du,' sagte er mit einem melancholischen Lächeln, 'ich war, kurz bevor Du bei mir eintratest, damit beschäftigt, Lage und nächste Umgebung von Malwinens zukünftiger Heimat zu studiren, denn wenn sie auch für mich verloren ist, so ist es doch für mich ein beruhigendes Gefühl, zu wissen, wo sie lebt und wo man sie, sollte sie eine Gefahr bedrohen, finden kann, um sie zu schützen!' — Seine Stimme zitterte und bebte, als er das sagte, und mich reichlich ein inniges Mitleid; um ihn indessen zu trösten, fehlten mir die richtigen Worte und ich schwieg deshalb. Nach einer Pause wandte er sich aber wieder zu mir und sagte: 'Ja, man kann wirklich nichts gegen die Sache einwenden. Es geht alles ordentlich und rechtchaffen zu, sie haben sich in aller Form verlobt; Malwine hat mir ihren Verlobten auch schon vorgestellt, und daß ich's nur gleich sage — er ist ein durchaus einnehmender, hübscher, junger Mann, dessen ganze Erscheinung mir erst recht wieder zu Gemüte führte, wie schlecht es einem alten Ejel wie mir ansteht, seine Hand auszustrecken nach — doch lassen wir, was nun leider einmal geschehen ist und nicht wieder ungeschehen gemacht werden kann! Der junge Mann hat sich mir gegenüber frank und frei über seine Verhältnisse ausgesprochen, wie er denn überhaupt den Eindruck der Redlichkeit macht. Er heißt Adalbert von Milewski, ist der Sohn eines polnischen Magnaten — (Du siehst also, schaltete er hier mit einem eigentümlich müden und trüben Lächeln ein, 'sie heiratet sogar in eine sehr vornehme Familie); er hat sich zum Zweck nationalökonomischer Studien eine Zeit lang in Deutschland aufgehalten und zuletzt die hiesige Universität besucht, will aber im nächsten Jahre nach Polen zurück, um die Einwilligung seines Vaters — die Mutter lebt nicht mehr — persönlich zu erbitten. Schau einmal her — er forderte mich auf, die Karte zu betrachten, und tippte mit dem Finger auf dieselbe — hier ungefähr, ein paar Stunden in nordöstlicher Richtung von Warschau entfernt, da muß das Ding liegen, dessen Namen er mir auch genannt hat — es heißt — er fing an nachzusinnen — hum, hum, Kubi — Kubi — der Teufel mag die polnischen Namen im Kopfe behalten! Kubrik — richtig, Kubrikolewsta heißt es! Ja, ja — schloß er, wie in einer Träumerei verloren, 'dort wird ihr zukünftiges Heim sein — weit, weit von hier! Aber es ist alles schön und gut, alles! Ich kann als ihr Vormund, als ihr Freund nur meinen Segen dazu geben und sagen: Gott schütze sie und lasse sie glücklich werden!' — Er schwieg, und ich hatte Mühe, meine Rührung zu verbergen; denn ich sah es wohl, der Schmerz darüber, daß er sie für immer verlieren sollte, war wieder

mit ungeheurer Gewalt über ihn gekommen. Und als ich, um nur etwas zu seinem Troste zu sagen, mit der vielleicht unklugen Bemerkung herausplatzte, daß sie ihm eigentlich gar keinen Storb gegeben habe, daß ihm nur ein anderer zuvor gekommen sei und daß ihre Thränen ihm beweisen müßten, wie teuer und wert trotz allem auch er ihr sei, da verfinsterte sich sein Gesicht und er legte mir die Hand auf den Mund und rief heftig: „Kein Wort mehr davon! Das will ich nicht denken! Sie kann nur einen lieben, und daß ich dieser eine nicht bin -- er brach in ein rauhes und fast wildes Lachen aus, bevor er den Satz vollendete -- „daran zu zweifeln hieße der Tollheit die Krone aufsetzen!“

Der Amtmann hielt hier wieder inne, räusperte sich ein wenig und trant aus seinem Glase. „Ich habe,“ fuhr er dann fort, „Ihre Geduld schon auf eine harte Probe gestellt, aber ich komme jetzt bald zum Ende meiner Geschichte. Nach der Ihnen soeben geschilderten Begegnung zwischen mir und Mack vergingen Wochen über Wochen, ohne daß ich ihn wiedergesehen hätte. Er verschloß sich in dem Hause, in dem er noch heute wohnt, lebte wie ein Einsiedler und mied jede Berührung mit der Außenwelt. Da ich ja den Grund kannte, welcher ihn zu einer so absonderlichen Lebensweise bestimmte, so hielt ich es, so viel Anteil ich auch an seinem Schicksal nahm, doch für angemessen, ihm meine Gesellschaft nicht aufzudrängen und sein stilles Leid gewissermaßen dadurch zu ehren, daß ich ihm gegenüber nun auch mir eine gewisse Zurückhaltung aufzuerlegen begann. Wenn er mich brauchte — mein Haus stand ihm ja immer offen, so sagte ich mir; aber er suchte mich nicht und gab damit zu verstehen, daß auch ich ihm fern bleiben möge. Schien er doch sogar die Verbindung mit einer andern Person, die seinem Herzen noch viel näher stand -- die Verbindung mit Malwinen nämlich — fast ganz abgebrochen zu haben. Sie klagte mir darüber einmal, und die Thränen, die ihr dabei in die Augen traten, zeigten mir deutlich, wie nahe es ihr ging, von ihrem alten Freund und Beschützer so sehr vernachlässigt zu werden; indessen war zu jener Zeit — man kann wohl sagen: verzeihlicherweise — ein anderes Gefühl zu mächtig in ihrem jungen Herzen, als daß sie ihrer sonst gewiß aufrichtigen Betrübniß über Mack's Verhalten für die Dauer ernstlich hätte nachhängen können. So kam das Frühjahr und der Sommer des Jahres 1831 heran, und eines Tages — es war schon im August -- als ich wieder einmal bei Malwinen vorsprach, hörte ich von ihr, daß ihr Verlobter schon vor Wochen nach Hause gereist sei, um, wie er ihr vor dem Abschied gesagt, seine Angelegenheiten zu ordnen und alle nötigen Vorbereitungen für ihre demnächstige Hochzeit zu treffen. Ich weiß nicht — bildete ich es mir nur ein oder hatte ich richtig gesehen — es war mir, als sei das junge Mädchen in einer sehr gedrückten Stimmung, als quäle sie etwas wie eine geheime Sorge. Und es dauerte denn auch nicht lange, da erhielt ich aus ihrem eigenen Munde eine Erklärung dessen, was ich wahrgenommen hatte: Ihr Verlobter hatte ihr versprochen, täglich zu schreiben, aber bis auf einen einzigen Brief, der seine glückliche Ankunft in der Heimat meldete, hatte sie keine weiteren Nachrichten von ihm empfangen. Sie versandte Schreiben auf Schreiben an

ihn, aber alle waren bis jetzt unbeantwortet geblieben. Schreckliche Ahnungen quälten sie — wenn ihm ein Unglück zugestoßen wäre! Das war der Gedanke, der ihr bei Tag und Nacht keine Ruhe ließ. Ich versuchte, sie zu beruhigen und ihr begreiflich zu machen, daß bei den dormaligen Zuständen in Milewskis Heimat an einen sicheren Postdienst kaum zu denken sei. Es war nämlich gerade zu der Zeit, da die berühmte polnische Revolution in den letzten Zügen lag; der russische Feldmarschall Paskewitsch stand mit einem großen Heere schon in unmittelbarer Nähe der polnischen Hauptstadt, deren Fall man jeden Augenblick erwartete. Aber mein Trost, weit entfernt ihr Herz zu erleichtern, goß mir Del ins Feuer, und unter lautem Schluchzen sprach sie ihre Befürchtung aus, daß ihr Bräutigam infolge der politischen und kriegerischen Wirren vielleicht selbst in irgend eine Lage geraten sein könne, welche ihn hindere, ihr Nachrichten zu geben; ja, daß sie davor zittere, noch etwas Schlimmeres fürchten zu müssen — sie deutete dabei an, daß sie seinen Tod meine, infolge seiner möglichen Beteiligung an den Kämpfen gegen die Russen. Weil das arme Kind mich herzlich dauerte und weil mir ihre Sorge selbst nicht ganz ohne alle Begründung erschien, so versprach ich ihr für meinen Teil einmal Nachforschungen anzustellen und mich dabei so weit, als es unter den damaligen Verhältnissen thunlich war, des amtlichen Weges zu bedienen. Es verging eine lange Zeit, wir warteten und warteten, aber es erfolgte keine Auskunft. Malwine war in heller Verzweiflung. Da — Polen war längst niedergeworfen und befand sich in den Händen der Russen — erneuerte ich noch einmal meine Versuche in Betreff der Ausforschung Milewskis und erhielt endlich von der preußischen Konsularbehörde in Warschau ein Schreiben des Inhalts, daß der Vater Milewskis in einem Gefecht mit den Russen, welches er als polnischer Offizier mitgemacht, gefallen sei, daß aber über den Verbleib seines Sohnes, der gleichfalls in die polnischen Kämpfe verwickelt gewesen, mit Sicherheit keine Auskunft gegeben werden könne und in dieser Beziehung nur die Vermutung bestehe, daß derselbe nach der Niederwerfung seines Vaterlandes wie so viele andere polnische Flüchtlinge auf preußisches Gebiet übergetreten sei. Ein böser Argwohn stieg in mir auf, nachdem ich diese Auskunft nach allen Seiten hin überdacht hatte. Wenn der junge Milewski lebte — und daß er wie sein Vater gefallen sei oder sonstwie seinen Tod gefunden hätte, schien mir unglaublich, da das ja bald festzustellen gewesen wäre — wenn er also lebte, in Sicherheit war und dennoch nichts mehr von sich hören ließ, welche Deutung blieb dann noch in Betreff seines Schweigens übrig? — Ich schrak selber davor zurück, sie zuzulassen, aber — wie die Dinge nun einmal lagen — ließ sie sich ja nicht so ohne weiteres zurückweisen. Wie — wenn der junge Mensch ein frevelhaftes Spiel mit dem armen Mädchen getrieben und es betrogen hätte! — Das war's, was ich fürchtete. Natürlich konnte ich vor Malwinen nicht verheimlichen, was ich erfahren hatte. Es war eine schreckliche Scene. Entsetzen malte sich in ihren abgehärmten Zügen, sie brach, halb ohnmächtig, zusammen und ich hatte Mühe, sie wieder zu sich zu bringen.

„Wochen und Monate vergingen. Der Herbst war gekommen. Milewski ließ nichts von sich hören. Nun glaubte ich meiner Sache gewiß zu sein — er hatte sie verlassen. Was das aber für das Mädchen bedeutete, sollte ich bald erfahren. Es war an einem unfreundlichen Oktoberabend, da begegnete mir zufällig Mack, der wenige Tage vorher seit langer Zeit einmal wieder eine kurze Unterredung mit Malwine gehabt hatte. Er erzählte mir, wie er sie gefunden, trostlos und aufgelöst in Schmerz, und er fügte auch hinzu, daß sie selbst sich betrogen glaube. Wir waren inzwischen in die Nähe seiner einiamen Behausung gelangt und er forderte mich auf, bei ihm einzutreten. Er war sehr bewegt — offenbar hatte er das Bedürfnis eines Gedankenaustausches mit mir — und ich folgte gerne seiner Einladung. ‚Ja,‘ sagte er, nachdem er in seinem Zimmer die Lampe entzündet und wir neben einander Platz genommen hatten, ‚wer das hätte vorhersehen können! Das arme, arme Kind! Einem Schurken in die Hände zu fallen! Und ich fürchte, ich fürchte...‘ — ‚Was fürchtest Du?‘ fragte ich, da er schwieg und wie in quälender Sorge den Kopf mit beiden Händen stützte. — ‚Ich fürchte — ich stehe für nichts,‘ murmelte er dumpf vor sich hin. ‚Ich glaube, sie wäre im Stande, sich aus Verzweiflung ein Leid anzuthun!‘ — Ich schwieg und beobachtete ihn; er hatte den Kopf wieder erhoben und mir zugewandt, in seinen unruhigen Blicken konnte man deutlich die Angst vor der traurigen Eventualität lesen, die er soeben angedeutet hatte. Der arme, gute Mensch! Er liebte sie noch immer, er verblutete sich förmlich an seiner Liebe! Wie glücklich hätten beide werden können, dachte ich, wenn dieser unselige Dritte nicht so verhängnisvoll zwischen sie getreten wäre! Da kam mir mit einemmale ein wunderlicher Gedanke: Wäre es denn überhaupt zu spät für beide, glücklich zu werden? Nein, rief es in mir, es ist vielleicht noch nicht zu spät! — Und nun legte ich ihm die Hand auf die Schulter und sagte endlich, das Schweigen brechend und an das anknüpfend, was er ausgesprochen hatte: ‚Es wäre doch schrecklich, wenn Du recht hättest! Aber, weißt Du — nach meinem Dafürhalten gäbe es noch immer ein Mittel, einer solchen Gefahr vorzubeugen!‘ — Er durchbohrte mich fast mit seinen angstvollen Blicken. — ‚Was meinst Du?‘ fragte er hastig. — ‚Ich meine, Du selbst könntest ihr Retter werden!‘ — ‚Ich?‘ rief er, auffahrend, ‚wie könnte ich...‘ Aber ich fiel ihm sogleich in die Rede. ‚Die Sache ist viel einfacher, als Du glaubst,‘ sagte ich lächelnd. ‚Erneuere bei der armen Verlassenen Deinen Antrag — denn leugne es nicht, Du liebst sie ja noch! Ich bin aber überzeugt, daß sie Dich diesmal nicht zurückweisen wird, denn, abgesehen von allem anderen — sie muß erkannt haben, wie viel mehr wert Du bist als der, dem sie ihre Neigung schenkte!‘ — Er starrte mich an — er zitterte und es war, als wenn ein heftiger Frost ihn schüttelte. — ‚Ja, ja,‘ murmelte er, ‚ich kann es nicht leugnen, ich liebe sie noch!‘ — ‚Aber nein,‘ fügte er, laut aufschreiend, sogleich hinzu, ‚das kann ja nicht sein, das ist ja nicht möglich, das ist vorbei — für immer, für immer!‘

„Wieder bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen, und ich hörte ihn schwer aufseufzen. Da wurde draußen auf der Treppe ein Gepolter vernehmbar,

dann ein Klopfen an der Thür, die sich gleich darauf öffnete. Auf der Schwelle erschien eine junge Magd, bleich, verstört, atemlos. Mack fuhr erschrocken empor, er hatte das Mädchen sofort erkannt, es war Malwinens Hausmagd. ‚Was gibt's?‘ herrschte er sie mit Festigkeit an. — ‚Ach, Herr Assessor,‘ stammelte das Mädchen mühsam hervor, ‚kommen Sie so bald als möglich! Fräulein Dingler — o, das Unglück!‘ — ‚Neden Sie,‘ schrie er, als sie nicht sogleich weiter sprach, ‚was ist geschehen!?' — ‚Mein Fräulein hat sich ins Wasser gestürzt, man hat sie herausgezogen und soeben nach Hause gebracht!‘ lautete die Antwort. Mack suchte wie vom Blitz getroffen zusammen, sein Gesicht entfärbte sich, er sah kreidebleich aus. ‚Tot?‘ fragte er und wiederholte das Wort, wobei ihm die Lippen zitterten. ‚Nein,‘ verkündigte die Botin, ‚aber man weiß nicht, was werden mag! Sie war noch ohne Bewußtsein, als man sie brachte — endlich, nachdem sich der Doktor, der bei ihr ist, lange umsonst bemühte, hat sie wieder ein Lebenszeichen von sich gegeben! Sie rief nämlich zweimal ganz deutlich Ihren Namen aus, und darum befahl mir der Doktor, Sie sogleich zu holen!‘ — Mack hatte mit weit aufgerissenen Augen zugehört — jetzt, als das Mädchen geendet, wandte er sich gegen mich und jagte zu mir tonlos: ‚Komm — begleite mich!‘ — Und gleich darauf waren wir alle drei auf dem Wege nach Malwinens Hause.

„Wir betraten ihr kleines, einfaches, durch eine Lampe nur matt erleuchtetes Wohnstübchen, welches unmittelbar an ein anderes Zimmer, ihr Schlafgemach, stieß. Das Mädchen pochte leise an die Thür desselben, da öffnete sie sich und ein Mann, Hut und Stock in der Hand, trat heraus. Ich erkannte in ihm sofort einen alten guten Freund, einen damals sehr beliebten, jetzt längst verstorbenen Arzt der Stadt. Er kam auf uns zu und legte den Finger auf den Mund, als wenn er uns dadurch zum Schweigen verhalten wolle. Dann sagte er mit gedämpfter Stimme, indem er mir die Hand reichte und einen sonderbar zweideutigen Blick auf Mack warf: ‚Sie schläft — das arme Ding, und wir thun jetzt am besten, sie schlafen zu lassen! Es war eine harte Aufgabe, sie wieder zu sich zu bringen, und es fehlte nicht viel, so wäre sie —‘ er machte eine bezeichnende Handbewegung. ‚Herr Assessor Mack — nicht wahr?‘ wandte er sich dann gegen Mack und zwar mit einem eigentümlichen Lächeln, während Mack sich kurz verbeugte. ‚Nun, Sie wissen ja schon, warum ich nach Ihnen schickte — die Kleine schien zu wünschen, daß man Sie...‘ — ‚Ich weiß,‘ unterbrach ihn Mack etwas brüsk, ‚und deshalb bin ich hier! Kann ich sie sehen?‘ — ‚Ich sagte Ihnen schon, daß sie eingeschlummert sei und daß man gut thue, sie ruhen zu lassen,‘ versetzte der Arzt. ‚Gut,‘ sagte Mack, ‚so werde ich später wiederkommen! Nur —‘ er richtete seinen Blick nach der Thür — ‚ansetzen möchte ich sie — ich werde ganz leise auftreten und sie nicht erwecken!‘ — Der Doktor nickte zustimmend, lächelte dabei auf seine Weise, und Mack verschwand hinter der Thür des Schlafzimmers.

„Kaum war ich mit dem Doktor allein, als dieser mich beim Arm nahm, in eine Fensternische zog und, mit dem Daumen seitwärts nach der Schlafzimmer-

thür deutend, mir leise die Worte zuflüsterte: ‚Weiter — das ist doch eine kuriose Geschichte! Ich kenne zwar nicht den Charakter seiner Beziehungen zu ihr, aber — aber —‘ er lächelte wieder und diesmal malitiös, ‚mir scheint, er hat ein großes Unrecht an ihr gut zu machen!‘ — ‚Ein Unrecht?‘ fragte ich verwundert. — ‚Na, na —‘ hob der Doctor wieder mit gedämpfter Stimme an, ‚verstellen Sie sich nur nicht so! Ich weiß — Sie sind sein Freund und die Diskretion verbietet Ihnen vielleicht, mir gegenüber offen zu sein! Meinetwegen — es geht mich ja auch nichts weiter an, und die beiden mögen mit einander fertig werden, so gut es geht! Aber wenn es wahr sein sollte, wenn meine Vermutung richtig und er wirklich der alte Sünder wäre, für den ich ihn . . . : — ‚Alter Sünder!‘ fiel ich ihm im höchsten Staunen in die Rede. ‚Bei meiner Ehre, ich verstehe kein Wort von dem, was Sie sagen!‘ Er schüttelte den Kopf, dann aber faßte er meine Hand, beugte sich zu meinem Ohre und flüsterte noch leiser: ‚So will ich noch deutlicher sein. Sie hat sich offenbar aus Verzweiflung den Tod geben wollen — aus Scham über die natürlichen Folgen eines Fehltritts! Du lieber Gott — Jugend hat keine Tugend! — Indem man ihr Leben rettete, rettete man noch ein zweites — verstanden? — Aber dem zukünftigen Papa sollte man ins Gewissen reden!‘ — Nun fiel es wie Schuppen von meinen Augen und ich stand zuerst sprachlos da. Alles, alles schien mir klar geworden: die arme Malwine war das Opfer eines Elenden, Milewski war ihr Verführer! — Ich faßte mich übrigens und gab dem Arzte einige hastige Erklärungen, um ihn darüber zu belehren, daß er Mack ohne jeden Grund im Verdacht gehabt habe, da öffnete sich die Schlafzimmerthür wieder und der, von dem die Rede war, trat heraus und ging auf uns zu. Ich verstummte und Mack sagte, finster vor sich hinblickend: ‚Sie schläft, aber ich bleibe hier, denn sie kann erwachen und nach mir verlangen!‘ — Der Doctor nickte lächelnd und verabschiedete sich von uns mit einigen Worten: als er fort war, wandte sich Mack zu mir und sagte: ‚Wenn Du auch gehen willst, nimm keine Rücksicht auf mich — ich kann hier ganz gut allein bleiben und warten! Dem Mädchen, das an ihrem Bette wacht, habe ich den Auftrag gegeben, mich sofort herbeizurufen, sobald sie . . . : — ‚Lieber Freund,‘ unterbrach ich ihn, denn mir war das Herz zu voll von dem, was ich erfahren hatte, ‚dem armen Kinde ist schmäählich mitgespielt worden!‘ Und nun deutete ich ihm kurz an, was ich soeben erfahren hatte, und fügte hinzu: ‚Ich will keinen Stein auf sie werfen, aber nun ist sie auch für Dich verloren und Du kannst unmöglich ihr Retter werden auf die Art, wie ich es im Sinne hatte!‘ — Mack war bei meiner Eröffnung auf einen Stuhl gesunken und hatte das Gesicht mit beiden Händen verhüllt; bei den letzten Worten aber, die ich sagte, stöhnte er auf — es war wie ein Schmerzenslaut aus einer todwunden Brust. Da trat das Mädchen aus dem Schlafzimmer und rief: ‚Herr Professor — ich bitte, kommen Sie! — Sie ist wie rasend und verlangt zu sterben! Helfen Sie, helfen Sie!‘ — Jetzt sprang Mack auf seine Füße; ich sah ihm in das bleiche Gesicht — er hatte geweint. ‚Geh,‘ sagte er mit zitternder Stimme, ‚und laß mich allein — morgen, morgen sollst Du mehr von mir hören!‘ —

Nachdem er dann noch dem Mädchen einen Wink gegeben, ihm nicht zu folgen, verschwand er hinter der Thür des Schlafzimmers.

„Eine Weile lang stand ich unentschlossen da. Sollte ich, trotz seiner Aufforderung, doch bleiben und seine Wiederkehr erwarten? — Ich war gespannt auf den Ausgang dieses Dramas; aber es war nicht die gewöhnliche Neugierde, die mich festhielt, sondern wirkliche herzliche Teilnahme für ihn und das Mädchen. Es vergingen mehrere Minuten; da erscholl aus dem Nebenzimmer ein schmerzliches Wimmern. Ich erkannte sofort ihre Stimme. Eine eigentümliche Beschämung befiel mich und — nein, dachte ich, es ist doch nicht recht, gewissermaßen den Forscher zu spielen und sich in eine Sache zu mischen, die ihn allein angeht! Und so entschloß ich mich denn, zu gehen. Aber daß ich auf dem Heimweg und während der ganzen Nacht — ich konnte kein Auge zuthun — an nichts anderes als an mein heutiges Erlebnis dachte, brauche ich wohl kaum zu versichern. Mit Ungeduld erwartete ich den Morgen, und als derselbe endlich gekommen war, horchte ich bei jedem Geräusch auf, in dem Glauben, Mack oder irgend ein Bote von ihm werde bei mir eintreten. Nachträglich war mir die eigentümliche Betonung aufgefallen, mit der er am Abend vorher die Worte ausgesprochen hatte: ‚Morgen — morgen sollst Du mehr von mir hören!‘ Mehr — was hieß das in diesem Falle? — Wollte er mich auf eine große Entscheidung vorbereiten? — Ja, auf eine große, auf eine überraschende sogar; denn nach Ablauf einiger Stunden empfing ich ein Schreiben Macks, etwa aus folgenden kurzen Sätzen bestehend:

„Lieber Freund! Alles wird noch gut werden! Ich habe, was ich gewollt, und bin glücklich! Das weitere mündlich. Ich erwarte Dich heute abend bei mir!“

„So lakonisch diese Zeilen lauteten, so wenig konnten sie mich in Zweifel darüber lassen, was geschehen war. Mack hatte den Schritt gethan, den ich nach allem, was vorhergegangen, nicht mehr gutheißen konnte! Denn so viel Anteil ich auch an dem Schicksal des armen Mädchens nahm und so milde ich auch ihren Fehltritt beurteilte — daß Mack, von dem starken Gefühl seiner Liebe verleitet, sich — wie es den Anschein hatte — sogar über den Mafel hinwegzusetzen vermochte, der ja nun einmal nach den landläufigen Moralbegriffen Malwinens Ehre besleckte, das vermochte ich nicht sogleich zu fassen. Und doch hätte ich mich über seine Handlungsweise eigentlich gar nicht wundern dürfen; denn ich wußte ja, daß er die Dinge in der Welt nicht betrachtete wie die meisten anderen Leute, daß er seine besonderen sittlichen Vorstellungen hatte, daß er nach seinen eigenen Moralgesetzen über Recht und Unrecht zu richten pflegte. Das alles fand ich bestätigt, als ich ihm am Abend meinen Besuch machte. Er war in einer äußerst starken, aber — wie ich gleich bemerkte — höchst freudigen Erregung, drückte mir nach meinem Eintritt mit großer Wärme die Hand und sagte bewegt: ‚Komm — laß uns niedersitzen — Du sollst alles hören! Du wirst aus den wenigen Worten, die ich Dir schrieb, schon erraten haben, was sich ereignet hat! Ja, Freund, ich bin glücklich! Malwine wird die Meine werden

— ich heirate sie!“ — Und nun begann er, nachdem wir uns neben einander auf sein Sofa niedergelassen, zu erzählen. Er schilderte, in welcher Gemüthsstimmung er abends vorher an das Lager der Verzweifelnden getreten sei, das Herz von Qualen zerrissen bei dem Anblick so vielen Jammers. Malwine habe auf ihrem Lager gekniet, die Hände ringend und unter unzähligen Thränen flehend, daß man sie doch sterben lassen möge. Da habe er ihre eiskalten Hände ergriffen und gefragt: „Warum wollen Sie sterben, Malwine?“ — Ein Schauer habe sie bei diesen Worten gefaßt, sie habe ihn wie geistesgestört angeblickt und sei dann in den Weheruf ausgebrochen: „Ich will -- ich muß ja sterben!“ — Nun hätte er nicht länger mehr an sich halten können. „Malwine,“ habe er gesagt, „ich weiß alles! Und dennoch, dennoch bitte ich Sie: Leben Sie — mir zu liebe!“ — Da sei sie zusammengezuckt, habe sich von ihm losgerissen und mit gellender Stimme gerufen: „Nein, nein — nimmermehr! Ich kann nicht leben in Schande!“ — „Ich sage Dir,“ fuhr er tief aufatmend in seinem Berichte fort, „das war ein Augenblick, der sich für immer der Seele einprägt. Sie kniete, die Hände gefaltet und leise wimmernd, noch immer auf ihrem Bette; ihr zuckender Körper verriet, was sie innerlich marterte. Wie mir dabei zu Mute war — ich kann es nicht beschreiben; ich sage nur, es kam mit einemmale über mich mit unsäglicher Gewalt, ich schlang meine beiden Arme um die Schultern der Widerstrebenden und außer mir vor Schmerz und — warum soll ich's leugnen? — vor heißer, inbrünstiger Liebe brach ich in die Worte aus: „Bei dem allmächtigen Gott, Malwine, Sie sollen leben — ohne Schande, denn ich selbst will Ihre Ehre wiederherstellen! Wenn Sie den Unwürdigen, der Sie betrog, vergessen können, wenn Ihr Herz nur ein wenig für mich fühlt, wenn Sie die Hand, die ich Ihnen biete, nicht zurückweisen!“ Sie stieß einen Schrei aus, fuhr mit Hefigkeit empor und wollte sich meinen Armen entwinden; ich aber hielt sie fest, wiederholte ihr, was ich für sie fühle, und beschwor sie, die Meine zu werden. „Niemals,“ rief sie schauernd, „niemals!“ Dieser Ausruf erregte in mir eine außerordentliche Empfindlichkeit; ich fühlte mich bis ins Innerste verletzt, ließ sie frei und sagte: „Ich sehe es, Malwine — Sie wollen lieber sterben als mir angehören!“ — Was darauf folgte, ist mit wenigen Worten gesagt: Sie warf sich selber an meine Brust, umschlang meinen Hals, drückte mich an sich und rief, indem ihr die Thränen unaufhaltjam aus den Augen rannen: „Erbarmen, Erbarmen! Ich bin Ihre Liebe nicht wert! Ich bin nicht wert, daß Sie mich zu sich erheben!“ — Nun, was soll ich Dir noch sagen? — Ich trug endlich in diesem schmerzlichen Kampfe den Sieg davon und jetzt habe ich nur den einzigen Wunsch, sie glücklich zu machen! — Und was ihr Verhältnis zu ihrem Verführer betrifft — er sagte die nachfolgenden Worte mit etwas gedämpfter, aber entschiedener Stimme, wobei er mich durchdringend ansah — „so brauche ich Dir nicht auseinanderzusetzen, wie ich darüber denke! Ich hoffe, Du denkst nicht anders, denn sonst würden sich unsere Wege scheiden — für immer! Ja, für immer! Was die anderen meinen — die sogenannte Welt — seine Miene drückte hier etwas wie Verachtung aus — kümmert mich nicht und läßt mich

vollkommen gleichgiltig. Ich aber glaube an Malwinens Ehre und werde sie mit meinem Namen decken!“

In diesem Augenblick trat der Kellner an den Stammtisch und flüsterte dem kleinen Doktor einige Worte ins Ohr. Dieser schüttelte den Kopf, erhob sich rasch, nahm Hut und Stock und sagte, gegen den Amtmann gewendet: „Wie schade, daß ich Ihre Erzählung nicht bis zum Ende anhören kann! Aber man ruft mich eiligst und — denken Sie nur! — zu dem Helden Ihrer Geschichte! Also auf Wiedersehen! Den Rest derselben bleiben Sie mir schuldig!“ Damit war er schon zur Thür hinaus, und der Amtmann begann von neuem:

„Es ist eigentlich nur wenig, was ich noch zu erzählen habe, und ich will es kurz zusammenfassen. Mack heiratete Malwine. Nach der Hochzeit, die in aller Stille gefeiert wurde, ging das Paar auf Reisen und kehrte erst nach Monaten zurück. Als ich Mack zum erstenmale wieder sah, vertraute er mir an, Malwine sei unterwegs eines totgeborenen Kindes genesen. So war also auch vor der Welt jede Spur des Matels, der ihre Ehre hätte beflecken können, verwischt. Die beiden bezogen nun das Gartenhaus vor dem Thore und lebten dort einige Jahre lang in großer Zurückgezogenheit. Aber das stille und, wie es den Anschein hatte, vollkommene Glück ihrer Ehe, die übrigens kinderlos blieb, sollte nicht allzu lange dauern; ja, es sollte durch das Dazwischentreten eines Dritten gänzlich zerstört werden! Und dieser Dritte, meine Herren, war kein anderer als — Milewski!

„Er war wiedergekehrt, und — was meinen Sie? — aus welchem Grunde?! — Um seine Rechte auf Malwine geltend zu machen! — Rechte, die man ihm wenigstens insofern nicht einmal absprechen konnte, als er nun selber den Beweis lieferte, daß man ihn völlig ungerrecht beurteilt habe. Denn er war nicht der Schurke und Verräter gewesen, der einen schmähhlichen Treubruch an dem Mädchen geübt, das sich ihm ergeben hatte! Was sie um ihn, das hatte er um sie gelitten. Kaum in der Heimat angelangt, wurde er, wie alle seine Freunde und Verwandten, in den Strudel der politischen und kriegerischen Verwicklungen hineingerissen; als Spion von den Russen gefangen, verurteilte man ihn zum Tode, begnadigte ihn aber und verhängte über ihn wie über viele andere seiner Landsleute die Strafe der Deportation nach Sibirien. Nun schien sich sein Geschick für ewig entschieden zu haben. In ohnmächtiger Wut knirschte er in den Ketten, die er trug; aber aus den sibirischen Kertern gab es kein Entrinnen. Da schlug ihm unverhofft die Stunde der Erlösung; dank der Fürsprache eines Mächtigen gewann er die Freiheit wieder. Sein erstes war, so rasch als möglich Deutschland wieder zu erreichen; Tag und Nacht reiste er, um das Ziel seiner Sehnsucht zu gewinnen. Und so war er eines Tages da, hörte, was inzwischen geschehen war, und trat — ein an Leib und Seele gebrochener Mann — vor Malwine, vor Mack hin; sie erfuhren schauernd, was er erduldet, vermochten aber auch nachzuempfinden, wie viel er jetzt erst — bei ihrem Anblick — leiden mochte! Aber war es denn möglich, das Geschehene ungeschehen zu machen? — Nein, Malwine schien für Milewski verloren und es galt, sich dem Spruch des

unerbittlichen Schicksals zu unterwerfen. Wie aber das anstellen? — Sollte man den Unglücklichen einfach gehen heißen? — Ihm die Thür weisen? — Ihm sagen, daß seines Bleibens hier nicht länger sei? — Ja, meine Herren, viele, die meisten vielleicht, wären in einer ähnlichen Lage so verfahren. Nicht so Mack! Und warum? — Nun, Sie haben ihn ja schon aus meiner Geschichte genügend kennen gelernt und gesehen, daß er anders zu denken, zu sehen, zu fühlen und zu urteilen pflegte wie der große Haufe. Er erblickte in seinem ehemaligen Rivalen einen Menschen, den er ungerecht verdammt und um sein heiliges Anrecht auf den Besitz seiner einstigen Verlobten gebracht habe, und es schien ihm billig, dem Bedauernswerten den Verlust, den er ihm gewissermaßen selber zugefügt zu haben glaubte, auf irgend eine Art zu ersetzen. Und so entsprang denn aus der warmen und edlen Empfindung seines Herzens der Entschluß, den ein Mensch, welchen man mit dem gewöhnlichen Maßstabe messen muß, in einem gleichen Falle wohl kaum gefaßt haben würde, der Entschluß, dem um sein Glück Betrogenen, ganz Vereinjanten Freundschaft und eine Freistatt im Hause anzubieten. Sie staunen, meine Herren, wie ich damals gestaunt habe: aber der gute Mack war ja nun einmal aus einem besonderen Holze geschnitten, und eigenwillig, wie er sich stets gezeigt, hätte er sich auch hier nicht von dem abbringen lassen, was er einmal für recht erkannt hatte. So zärtlich er auch Malwine liebte — Eifersucht seinem Nebenbuhler gegenüber mochte er offenbar keinen Einfluß auf sich gestatten; ja, die Thränen, welche Malwine nach ihrer ersten Wiederbegegnung mit Milewski vergossen, erschienen ihm nur als der natürliche Ausdruck eines Mitleids, von dem er sich ja selber bewegt fühlte. Kurz, es geschah das Außerordentliche: die Drei, welche das Schicksal durch einander gewirbelt, zusammengeführt, getrennt und wieder zusammengeführt hatte, vereinigten sich zu einem seltsamen Bunde, zu einem Bunde, der freilich nicht haltbar bleiben konnte!

„Jetzt bin ich am Schluß meiner Geschichte. Milewski schlug in die ihm dargebotene Freundeshand ein — wie hätte es auch anders sein können? — Seine Leidenschaft für Malwine, weit entfernt davon, abzunehmen, hatte sich vielmehr in ihm bis aufs höchste gesteigert und zwar ganz besonders bei der Vorstellung der Kluft, die ihn jetzt von ihr trennte. Ich will ihn nicht gradezu beschuldigen, daß er die Absicht gehabt habe, das Vertrauen, welches der treuherzige Mack ihm geschenkt, durch Undankbarkeit und schmähhlichen Verrat zu lohnen; nein, in dem Augenblicke, da ihm Mack die Aufnahme in seinem Hause anbot, mochte ihn nur der einzige Gedanke beglücken, daß er die einstige Geliebte und Braut, welche er selber als Weib heimzuführen gedacht hatte, nun doch wenigstens täglich werde sehen und sprechen dürfen! — Und Malwine? — Nun, sie verriet durch nichts, daß sie seit dem Wiedererscheinen des ehemaligen Verlobten einen furchtbaren Kampf mit sich selber kämpfte, sie bemühte sich, wenigstens äußerlich ruhig zu erscheinen; aber was half alle Berstellung einem Gefühl gegenüber, welches sie immer heftiger bedrängte, je mehr sie versuchte, es zu unterdrücken? — Sie und Milewski mochten sich bewußt sein, daß es eine

Pflicht gab, welche nicht verletzt werden durfte — die Pflicht gegenüber dem Manne, der in ruhiger, ernſter Seelengröße unter ihnen wandelte; und um gegen die beiden Liebenden — daß ich ſie, denn ſie waren ja nichts anderes, mir gleich ſo nenne! — gerecht zu ſein, könnte ich die heikle Lage, in welche ſie durch ihr ſonderbares Zuſammenleben verſetzt worden waren, vielleicht nicht beſſer charakteriſiren, als indem ich ſage: Sie hatten wohl die Erkenntniß, daß ſie einander entſagen müßten, aber nicht die Kraft dazu! — Das ging nun, ſo lange es ging; aber daß es nicht bleiben konnte, wie es war, weiß jeder, der die Geſchichte ſolcher ‚Ehen zu Dreien‘ kennt. Man kann es in unzähligen Romanen nachleſen. Kurz, eines Tages geſchah auch hier, was man hatte vorausſehen können: Der Schleier fiel, die verſchwiegene Leidenschaft der beiden enthüllte ſich und wurde auch dem ſichtbar, der hierbei am meiſten in Mitleidenſchaft gezogen wurde. Ich brauche nicht zu ſagen, wen ich meine. Es mag, nach den Andeutungen, die mir ſpäter darüber zu Ohren kamen, eine jener Scenen geweſen ſein, wie ſie ſich aus ſo komplizirten Verhältniſſen faſt von ſelbſt ergeben: Malwine war, was oft genug ſchon der Fall geweſen, mit Milewſki allein; darin lag an ſich nichts Außerordentliches. Sie ſprachen, wie ſo oft ſchon, von gleichgiltigen Dingen, dann ſchwiegen ſie plötzlich und lange. Und gerade in dieſem langen Schweigen lag die Gefahr. Er blickte ſie an mit traurigen Blicken — eine ſtumme, aber beiden doch ſo verſtändliche Forderung auf den Lippen, dann jah ſie ihn an, zitterte, ſeuſzte, und nun war es auch geſchehen! Er hielt ſie, heiße Liebesſchwüre hervorſammelnd, in ſeinen Armen, ſie gab durch Thränen die biß jezt von ihr mit dem lezten Reſt ihrer Kraft zurückgehaltene Empfindung des eigenen Herzens preis. So fand ſie Mack, in dem kurz vorher ſchon die ſchreckliche Erkenntniß aufgedämmert war, daß das Verhältniß zu Dreien, wie er es geſchaffen, unfehlbar das Band zu zerreißen drohe, welches ihn mit der eigenen Frau verknüpfte; denn Malwinens Weſen, ihre ſtille Trauer, ihr ſchweigjamer Ernſt und die Bläſſe ihres Geſichts mußten ihm endlich auffallen. Nun fand er beſtätigt, wovor er — freilich ſeit wenigen Tagen erſt — gezittert hatte. Was nun folgte, erzähle ich Ihnen genau nach der Beichte, die er ſpäter ſelber vor mir abgelegt hat: Malwine riß ſich aus Milewſkis Armen los, ſtürzte vor Mack zu Boden und umklammerte ſeine Kniee; der aber machte ſich frei von ihr, wankte, ohne ein Wort zu ſagen, zur Thür hinaus und verſchloß ſich in ſeinem Zimmer. Dort blieb er mehrere Stunden — die fürchtbarſten Stunden ſeines Lebens — allein, um über den unwiderbringlichen Verluſt nachzudenken, der ihn betroffen. Und in dem vollen, troſtloſen Bewußtſein dieſer Unwiderbringlichkeit entſchied er ſich, ohne jeden Aufſchub ſo zu handeln, wie es ihm ſeine Anſchauungen, ſeine ſittlichen Ueberzeugungen und ſeine Gefühle geboten. Ja, meine Herren, auch durch dieſen Entſchluß, der an jenem Unglückstage in ſeiner Seele gereift war, zeigte er ſich wieder von ſeiner beſonderen Seite! Er ließ noch ſpät am Abend Malwine zu ſich berufen, reichte ihr die Hand und ſagte: Ich vergebe Dir — ich trage keinen Groll gegen Dich, Malwine! Wer kann euch deſhalb anklagen, weil ihr euch noch

liebt? — Und soll ich darum auf ein Recht pochen, an das ich selber nicht mehr glaube — auf mein Recht als Gatte? — Nein, ich glaube nicht mehr daran, und weil es so ist, müssen wir von einander scheiden, Malwine! — Sie geriet außer sich, beteuerte ihm unter heißen Thränen, nur ihm angehören zu wollen, und beschwor ihn, Milewski gehen zu heißen, aber — mochte er an der Wahrheit ihrer Empfindung zweifeln oder glauben, daß sie sich selber über ihre Gefühle täuschte — genug, er blieb fest und fügte hinzu: „Es ist unmöglich, Malwine — wir müssen uns trennen! Ich kann das Opfer nicht annehmen, welches Du mir bringen willst! Denn bedenke nur — auch ich würde nicht glücklich sein, wenn Du bei mir bliebest! Nein, Malwine, nicht glücklich! Weil mich Tag und Nacht der entsetzliche Gedanke martern müßte, daß Du Dich an einer heimlichen, tiefen Herzenswunde langsam verblutest! Gott weiß, welcher Kampf es mich gekostet hat, auf Dich für ewig verzichten zu sollen, aber es muß sein und nichts wird mich darin wankend machen! Ich werde in aller Form die Scheidung beantragen — nicht in Born und Haß, nein, weil ich Dein Glück will, weil ich Dich noch immer liebe. Alles soll in Ruhe und Ordnung geschehen, und dann — wenn alles vorüber ist — magst Du Deinem früheren Verlobten angehören! Zieh hin in Frieden, meine Wünsche — meine guten Wünsche, Malwine, sollen euch begleiten!“ —

„So etwa, meine Herren, sprach der arme, unglückliche Mack. Was half es, daß Malwine, in Thränen aufgelöst, neuen, heftigeren Widerspruch erhob — er war von seinem Vorsatz nicht mehr abzubringen. Unererschütterlich betrieb er die nötigen Vorbereitungen für die Scheidung, und als dieselbe ausgesprochen war, verschwand er plötzlich. Es hieß, er habe eine längere Reise nach dem Süden unternommen. Und Malwine? — Nun, sie folgte Milewski nach Polen. Aber so heiß sie auch für ihn fühlte — die schmerzliche Erinnerung an den Mann, der ihr das höchste Opfer entjagungsvoller Liebe gebracht, dürfte sie wohl nie dieser Wiedervereinigung mit dem ersten Verlobten haben froh werden lassen, und wenn mich nicht alles täuscht, so bedeutet ihre gegenwärtige Wiederkehr nichts anderes —“

Da wurde hastig die Thür der Gaststube geöffnet und der kleine Doktor stürzte, fast atemlos, herein. „Meine Herren,“ sagte er, an den Stammtisch tretend, tief Atem holend und mit einem gewissen feierlichen Ernste, „ich habe zwar den Rest der Geschichte nicht anhören können, aber den Schluß, den allerletzten, bringe ich Ihnen. Mack ist tot und mit ihm die Fremde. Als ich hinauskam, fand ich sie noch lebend am Lager des Toten, aber in konvulsivischen Krämpfen. ‚Was ist Ihnen?‘ fragte ich, aber sie machte eine abwehrende Bewegung und sagte mit leiser, ersterbender Stimme: ‚Versuchen Sie nicht, mir zu helfen — es ist unmöglich! Ich habe Gift genommen — ich will ihm folgen! Dort‘ — sie wies auf einen Tisch am Fenster — ‚die Erklärung!‘ — Dann wandte sie sich gegen den Entschlafenen um, faßte seine auf der Bettdecke ruhende Hand, sank neben ihm auf das Kissen zurück, röchelte leise und — war tot. Auf dem Tisch am Fenster aber fand ich eine Briefftasche und ein beschriebenes

Blatt — beides habe ich bereits der Polizei überantwortet. Die Briefftasche enthielt eine bedeutende Summe in Banknoten, auf dem Zettel aber war zu lesen:

„Ich bin Witwe und gekommen, um noch einmal den zu sehen, den ich nie vergessen konnte! Nun er verschieden ist, wünsche auch ich nicht länger zu leben. Ich folge ihm in den Tod und erkläre meinen Nachlaß an Geld und Gut als das Eigentum der Stadt, unter der Bedingung, daß man mir als ewige Ruhestätte den Platz neben dem Verstorbenen nicht versage.

Malwine von Milewska.“

*

Der Doktor schwieg, und die Versammelten trennten sich bald darauf in ernster Stimmung. Zwei Tage später begrub man die beiden Toten. Die städtische Behörde hatte sich zur Annahme des Vermächtnisses der Frau bereit erklärt und man bestattete dieselbe — im Sinne ihres letzten Wunsches — an der Seite ihres ersten Freundes und Gatten.



Zur Entwicklung des modernen deutschen Romans.¹⁾

Von

Berthold Litzmann.

Der Literaturhistoriker, der zu einer die Literatur der Gegenwart bewegenden Frage das Wort ergreift, befindet sich in einer eigentümlichen Lage. Die zünftige Kritik ist leicht geneigt, ihm die Fähigkeit und damit das Recht abzusprechen, über diese Dinge mitzureden, nach dem Grundsatz: Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz von. Und im eigenen Lager ist auch manch einer, der über das Wagnis dieser Neuerung den Kopf schüttelt. Daß es ein Wagstück ist, wer möchte das bestreiten! Alle Hilfsmittel und Stützen der bewährten und gewohnten wissenschaftlichen Methoden versagen hier den Dienst oder scheinen ihn wenigstens zu versagen. Man geht wie im Urwald. Keine Fußspur leitet den Weg, kein Meßinstrument hat zur bequemen Abschätzung der Längen und Höhen vorgearbeitet; und keine Wegmarke früherer Wanderer verrät die Nähe von Aussichts- und Ruhepunkten, die aufklärenden Ueberblick, Auschau und Umschau gewähren könnten. Wer sich in dies unwegsame Dickicht begibt, der muß bereit sein, wie Robinson sich aus freier Faust das Gerät zu schaffen, das der Augenblick heischt, und er darf sich nichts daraus machen, wenn er nach heißer Tagesarbeit sich an dem Punkt wieder angelangt sieht, von dem er morgens ausgegangen.

¹⁾ Vortrag, gehalten im Verein für Kunst und Wissenschaft zu Hamburg am 11. März 1895.

Gleichwohl, so frevelhaft das Wort ist: Nur der Lebende hat recht, so verkehrt ist es, wenn der Literaturhistoriker von Beruf seine Aufgabe allein unter dem Gesichtspunkte betrachtet: Nur die Vergangenheit hat recht! Wer über die neuere deutsche Literatur ein selbständiges Urteil sich bilden will, darf nicht bloß sinnenden Auges verweilen auf Grabsteinen und in weicher Resignation sich einspinnen in Sehnsucht und Erinnerung; sondern für den gilt es ebenso die Augen offen halten, vorwärts gerichtet und gespannten Ohres lauschen, wo sich etwas verkünden will an lebendiger Poesie. Gerade der Literaturhistoriker soll suchen die neuen Töne zu verstehen, die anklingen und darnach streben, besonnen und ohne Vorurteil die Zeichen zu deuten, wo gärende Jugend mit neuen Formen und Idealen ringt.

Es kann mir daher auch nur willkommen sein, Ihrem Wunsche entsprechend, in diesem Kreise über die Entwicklung des modernen deutschen Romans einige Beobachtungen und Ansichten vorzutragen, obwohl ich mir über die Schwierigkeiten meiner Aufgabe gerade bei diesem Thema vollkommen klar bin. Die Schwierigkeit liegt nicht so sehr in der Sprödigkeit als in der Vielseitigkeit des Stoffes; in der Notwendigkeit, ein Thema, das, wenn man es auch unter tausenderlei Gesichtspunkten betrachtet, nicht zu erschöpfen ist, im engen Rahmen eines Vortrags zu behandeln. Aus diesem Grunde sei es mir gestattet, mich in meinen folgenden Ausführungen vornehmlich auf die Beantwortung einer Frage zu beschränken. Ich darf das vielleicht um so eher, als diese Frage heute, wenn vom modernen Roman geschrieben und gesprochen wird, fast ausnahmslos den Ausgangs- und Endpunkt aller Erörterungen bildet. Ich meine die Frage: Welche Rolle spielt in der Geschichte des modernen Romans die sogenannte naturalistische Bewegung?

Die heutige Form des Romans ist der jüngste und zugleich kräftigste Sproß am Baum der Weltliteratur. Seine Anfänge gehen kaum übers sechzehnte Jahrhundert zurück, die heute noch lebendigen Typen nicht übers achtzehnte Jahrhundert. In Deutschland war es Gellert, der vor rund 150 Jahren (1747) mit seinem Roman „Leben der schwedischen Gräfin von G.“ den Roman als Kunstform für die deutsche Literatur gewann. Aber erst Goethe blieb es vorbehalten, den deutschen Roman als Kunstwerk in die Weltliteratur einzuführen. Keine Dichtungsart hat in verhältnismäßig so kurzem Zeitraum so bedeutende Wandlungen durchgemacht wie der Roman, und bei keiner hat man so sehr den Eindruck, daß die Massen noch im Fluß sind, daß zahllose Entwicklungskeime noch in der Tiefe verborgen liegen, die der Befruchtung durch den schöpferischen Genius harren. Eine Technik des Dramas zu schreiben ist eine verhältnismäßig leichte Aufgabe; denn es liegt im Wesen des Dramas, daß seine Grundformen unverrückbar sind. Jede wesentliche Abweichung davon rächt sich unerbittlich. Wer aber für den Roman ähnliche Zeit überdauernde technische Grundgesetze festzustellen sich die Mühe machte, oder sich gar vermessen wollte, auf einer Reihe von in einer gewissen Zeit lebendigen Typen des Romans eine die Entwicklung des Romans in diese bestimmten Formen und Bahnen zwängende Technik

aufzubauen, der würde damit nur beweisen, daß er vom Wesen des Romans keine Ahnung hat.

Im Drama ist die Perspektive immer dieselbe. Der Dramatiker darf seinen Gestalten nicht zu nahe rücken, weil sich dann ihre Umrisse leicht zur Karikatur verzerren, er darf sich auch nicht zu weit von ihnen aufstellen, weil dann die weichen ausgleichenden Töne und Farben sich verwischen, die Linien leicht zu scharf, die Formen zu starr erscheinen. In den ersteren Fehler verfiel zum Teil das Drama der Stürmer und Dränger, an letzterem krankt zum Beispiel ein Drama wie Goethes „Natürliche Tochter“. Der Romandichter aber hat völlige Freiheit, sich seinen Standpunkt zu wählen, ja er kann sogar während der Handlung ihn unter Umständen noch wechseln. Er kann als unparteiischer Beobachter sich nüchtern auf eine objektive Schilderung und Erzählung geschener Thatfachen beschränken, während er selbst ganz außen verbleibt.¹⁾ Er kann aber ebenso gut mit beiden Füßen mitten in die Geschichte als handelnder Held hineinspringen — in der Form des Ichromans — als Ich aus seiner Seele heraus zu Personen und Ereignissen Stellung nehmen, Licht und Schatten vertheilend in Liebe oder in Haß.²⁾ Und weiter kann er, um die Einseitigkeit der Beleuchtung auszugleichen, in der Form des Briefes mehrere Ichs als Helden einführen.³⁾ Ja er kann auch in die vom Standpunkt eines von außen hereinsiehenden Beobachters gegebene objektive Erzählung so ein subjektives Stück als Intermezzo einschalten — sei es in Briefen, sei es in einem Tagebuch.⁴⁾ Ebenso ist es ihm unbenommen, dem objektiven Bericht dadurch eine ganz neue Färbung zu verleihen, daß er gelegentlich in der Erzählung einzelne Charaktere und Situationen einmal mit den Augen der dabei Beteiligten gesehen und von ihrem Standpunkt beleuchtet vorführt, und ein andermal in derselben Erzählung wieder uns das Bild so wiedergibt, wie es sich ihm zeigen würde, sähe er von außen zum Fenster hinein.⁵⁾ Und schließlich kann er auch den Mittelweg zwischen dem objektiven Bericht, der nur die Silhouette der Personen und Ereignisse festhält, und der Identifikation mit dem Helden in körperlicher Mundung wählen, dadurch, daß er sich gewissermaßen wie ein Freund und Vertrauter neben den Helden stellt und durch die Art der Schilderung, durch die Art, wie er seine Figuren ihre Gefühle äußern läßt, seine persönliche, menschliche Teilnahme an dem, was

¹⁾ Goethes „Wahlverwandtschaften“ und von den Neueren Konrad Ferdinand Meyer in der Mehrzahl seiner Novellen können hierfür als Muster gelten. In dieselbe Kategorie gehören Zolas und Fontanes Romane.

²⁾ Klassische Typen sind: Hippels „Lebensläufe in aufsteigender Linie“, Goethes „Werther“, Dickens' „Copperfield“, Kellers „Grüner Heinrich“, Spielhagens „Hammer und Amboss“.

³⁾ Die Lieblingsform der Familienromane des achtzehnten Jahrhunderts, vor allen Richardsons, Rousseaus Novelle „Héloïse“ u. a.

⁴⁾ Man denke an das Tagebuch Ottiliens in Goethes „Wahlverwandtschaften“, das Tagebuch der Gräfin Irma in Auerbachs „Auf der Höhe“ u. a.

⁵⁾ Welche starken und eigentümlichen künstlerischen Wirkungen damit zu erzielen sind, lehrt uns zum Beispiel Sudermanns neuester Roman: „Es war“.

er schildert, hervortreten läßt. ¹⁾ Alle diese und noch unzählige Variationen stehen dem Romandichter zur freien Verfügung und Entwicklung, und mag auch die literarische Mode bald diese bald jene Form bevorzugen, keine Theorie und keine Aesthetik hat das Recht, für ihre Lieblingsstechnik die Alleinherrschaft in Anspruch zu nehmen.

In diesem Reichtum der Formen, der Uner schöpfllichkeit der technischen Hilfsmittel, der Elastizität des künstlerischen Gefüges ist wohl vor allem die Erklärung zu suchen für den dämonischen Reiz, den der Roman vor allen anderen Dichtungsformen auf die modernen Dichter ausübt. Mitbestimmend ist für diese Bevorzugung des Romans natürlich aber auch die Beobachtung, welche für die Klasse der Schriftsteller, die ohne höheren künstlerischen Ehrgeiz nur der Unterhaltung dienen wollen, den Ausschlag gibt: daß nämlich der Roman, entsprechend der Entwicklung des modernen Lebens überhaupt, diejenige Dichtungsart ist, welche den weitesten und tiefsten Einfluß auf die Geschmacksbildung hat. Auch in den Kreisen, wo man sich sonst in bemitleidenswerter Genügsamkeit allem, was mit Kunst und Dichtung zu thun hat, verschließt, ist dem Stück Dichtung, was unter der Flagge Roman segelt, bereitwillig Thür und Thor geöffnet. Die Beweggründe dafür sind freilich nicht gerade sehr vornehm.

Am letzten Ende ist es nämlich die Neugierde, jene dem Menschen angeborne, durch Kultur wohl der Verfeinerung, Veredelung fähige, aber nicht abzuschwächende Freude an der Kunde seltsamer, die Phantasie freudig oder traurig erregender Ereignisse. Diese Neugierde aber, die den Gebildeten wie den Ungebildeten, den Arbeitsamen wie den Müßiggänger, die Salondame und das Fabrikmädchen, den gewöhnlichen Zeitungsleser wie den ästhetischen Feinschmecker gleicherweise beseelt, ist in keiner andern Form so leicht und so ausgiebig zu befriedigen wie durch den Roman. Der moderne Mensch entschuldigt sich ja gerne wegen seines mangelnden Interesses für die Literatur seines Volkes damit: Ich habe keine Zeit, mich damit zu beschäftigen. Das klingt gut, ist auch vielleicht in einzelnen Fällen kein Vorwand. Jedenfalls ist für den Menschen, der nicht etwa in der Lyrik seine gemüthliche Erholung sucht, was aber bei einem ausgewachsenen modernen Menschen entschieden nicht mehr normal ist, der Roman dasjenige geistige Erfrischungsgetränk, dessen Genuß den geringsten Zeitaufwand erfordert. Er kann jeden freien Augenblick zur Hand genommen und ebenso schnell wieder beiseite gelegt werden, er kann in den homöopathischen Dosen unserer Tagesblätter und Wochenschriften genippt, er kann auch bei verlöschender Lampe in schweigender Nacht verschlungen werden. Und schließlich und vor allem, alle diese Genüsse kosten verhältnismäßig am wenigsten Geld. Die liebe Leihbibliothek sorgt ja — jedenfalls in Deutschland — dafür, daß auch die Frau eines Millionärs den stärksten Legehunger ohne merkliche Vermögensbeschädigung Tag und Nacht stillen kann. Diese Faktoren sind nicht zu unterschätzen, sie er-

¹⁾ Diese Technik ist vor allen Dicens eigentümlich, Spielhagen in den „Problematischen Naturen“, Freitag in „Soll und Haben“ haben sich ihrer bedient. Fast ausschließlich verwendet sie Wilhelm Mabe.

klären zum Beispiel, warum hinsichtlich der Tiefe und der Ausdehnung des Einflusses das Drama nicht mehr mit dem Roman wetteifern kann. Die Zahl der Menschen, die ein Drama nur aus der Lektüre zu würdigen im Stand sind, ja auch nur Lust dazu haben, ist verschwindend. Im andern Falle aber, welche Summe an Zeit und Geld muß aufgewendet werden für einen Theaterabend! Und während hier die unerfreuliche und ungesunde Entwicklung zu beobachten ist, daß durch die Erhöhung der Eintrittspreise der gebildete und kunstsinige Mittelstand mehr und mehr vom Theater und damit von der Berührung mit dem lebendigen Drama abgeschnitten wird, bringt für den Romanleser fast jeder neue Tag eine Erleichterung.

Selbst der ödeste Philister, der außer für seine Berufsgeschäfte nur Zeit für die zwei oder drei lärglichen Erholungsstunden am Stammtisch und für die sein Gemüt am wenigsten aufregende Zeitung hat, wird fast wider Willen eben durch die Zeitung gezwungen, insofern von der modernen Literatur Kenntnis zu nehmen, als er den Roman unterm Strich, wenn auch nur der Vollständigkeit halber, mitliest. Ob das einen Gewinn bedeutet? Ob auf diese Weise etwas von dem elektrischen Fluidum, was in den schöpferischen Geistern der Nation lebt, hinübergeleitet wird in die trägen, rein rezeptiven Massen? Ich möchte es weder unbedingt bestreiten, noch weniger unbedingt bejahen.

Jedenfalls ist das eine sicher, daß, während literarische Moden, Richtungen und Prinzipien, die innerhalb der Technik des Dramas eine Rolle spielen, nur in einem kleinen Kreise von Fachleuten Beachtung finden, durch Moden und Richtungen auf dem Gebiet des Romans hervorgerufene Veränderungen selbst in den entlegensten, sonst von keinem Hauch modernen Lebens gestreift Winkeln und Ecken mit Interesse, wenn auch meist ohne Verständnis erörtert und verfochten werden.

Gerade, wenn ich mich jetzt anschicke, über den Einfluß der modernen naturalistischen Bewegung auf den deutschen Roman der Gegenwart zu sprechen, drängt sich mir diese Beobachtung auf. Die Schlagworte „Experimentaroman“, „Menschliche Dokumente“ und vor allem das zu Tode gehegte „Milieu“ sind heute im Munde eines jeden Zeitungslesers, dergestalt, daß es einige Ueberwindung kostet, sich in einer ernsthaften Erörterung mit ihnen zu beschäftigen. Aber gerade eben deshalb ist es notwendig, wenn wir die Entwicklung des modernen Romans verstehen wollen, uns über ihren Ursprung, über ihre eigentliche Bedeutung und Berechtigung als Grundlagen einer neuen Technik des Romans klar zu werden.

Einige allgemeine Bemerkungen möchte ich vorausschicken.

Die Literaturgeschichte lehrt, daß literarische Revolutionen mit einer gewissen Regelmäßigkeit im Leben der Völker eintreten. In bestimmten Zeiträumen drängt sich, bald unter dem Einfluß politischer oder sozialer, bald auch auf verwandten künstlerischen und wissenschaftlichen Gebieten sich vollziehender Wandlungen der Anschauungen, einem einzelnen oder einer Gruppe die Ueberzeugung auf: Wir sind auf falschem Wege. Alles ist verpfuscht. Wir müssen ganz von vorn anfangen. Meist ist dann auch thatsächlich etwas nicht in Ordnung und das

Gefühl: Es muß anders werden, nicht unbegründet. Ähnlich wie bei den politischen handelt es sich auch bei den literarischen Umwälzungen entweder um eine Revolution im engeren Sinne oder um Restauration. Im ersten Fall ist das Schlagwort: Zurück zur Natur! Im andern: Zurück zur Ordnung, Respekt vor ästhetischen Grundgesetzen, Unterordnung unter das Gesetz der Schönheit. Beide Forderungen sind, richtig verstanden, ja gar keine einander ausschließende Gegensätze. Nur wenn sie übertrieben werden, geraten sie in Konflikt. Sie mit einander auszugleichen, nicht sie gegen einander auszuspielen wird immer die höchste Aufgabe des Künstlers wie des Dichters sein, und die Epochen, in denen dieses am reinsten gelingt, sind eben diejenigen, die man die Blüteepochen nennt. Aber es ist nicht jeder Zeit gegeben, diesen Ausgleich zu finden, und nicht jede Zeit hat daher das Recht, die unbedingte Erfüllung dieser Forderung dem Dichter zur Aufgabe zu stellen. Ein derartiger Kompromiß ist allemal der Abschluß einer Periode des Kampfes, der notwendig war, weil die Gegensätze nach der einen oder andern Richtung sich zu sehr verschärft hatten, da dann entweder die einseitige Pflege des Wahrheits- oder des Schönheitsideals zu einer Empörung zu Gunsten des vernachlässigten Kunstprinzips führt.

Die von Epiz im siebenzehnten Jahrhundert eingeleitete literarische Reform war eine typische antinaturalistische Bewegung, eine Restauration zu Gunsten gewisser überlieferter Gesetze und Formen, die allerdings in Neufßerlichkeiten stecken blieb. Dagegen war die Bewegung des Sturmes und Dranges in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts recht eigentlich eine naturalistische Revolution. Von einer naturalistischen Revolution ist ja nun auch in unseren Tagen die Rede — gewesen kann man sagen — denn die Flut ebbt schon stark zurück. Ein Vergleich zwischen beiden liegt deshalb verhältnismäßig nahe, und ich habe auch selbst gelegentlich auf eine Reihe von auffallenden Parallelen zwischen damals und heute hingewiesen,¹⁾ auf die ich aber hier nicht näher eingehen kann. Dagegen möchte ich heute auf einen scharfen Gegensatz, der zwischen dem Naturalismus des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts besteht, hinweisen, weil er für die Entwicklung des naturalistischen Romans von entscheidender Bedeutung ist. Wenn die Naturalisten des achtzehnten Jahrhunderts die Parole ausgaben „Zurück zur Natur“, so thaten sie dies als Kinder des Zeitalters, das mit Recht das philosophische genannt wird. Es waren in erster Linie pädagogische Gesichtspunkte im weitesten Sinne, die Rousseau und dann Herder bei der Formulierung ihres Programms leiteten: Zurück zur Natur, dort ist die Wahrheit, dort ist die Reinheit, dort ist die Kraft.

Und wenn auch die naturalistischen Aesthetiker jener Zeit nirgendwo im Einzelfalle moralische Forderungen gegen ästhetische ausspielen, so ist doch das Problem der Erneuerung der Literatur durch die Rückkehr zur Natur ihnen am letzten Ende ein ethisches. Die literarische Wiedergeburt ist in ihren Augen nicht ein Ding für sich, sondern von dem Verhältnis der Nation und des einzelnen Indi-

¹⁾ Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart, S. 115 ff.

viduums zur Literatur hängt das Wohl und Gedeihen des Volkes ebenso ab, wie von einer verständigen Pädagogik oder einer weisen Staatsverwaltung.

Das Problem „Zurück zur Natur“ für die Literatur, gestellt am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, aber erscheint, entsprechend der Wissenschaft, die unserer Zeit den Stempel und die Richtung gibt, zunächst nicht als ein ästhetisches, sondern als ein naturwissenschaftliches. Die Erfolge der Naturwissenschaft lassen die Poeten nicht schlafen. Die Beobachtung des geistigen Prozesses, der den Physiker, den Mathematiker, den Chemiker zum Herrn und Meister über die Natur macht in einem früher nie für möglich gehaltenen Umfange, weckt die Lust, die Hoffnung, den Glauben, auf demselben Wege nicht nur den Geisteswissenschaften, sondern auch der Dichtung neue Wahrheiten zu erschließen. Warum soll nicht dem Historiker, dem Dichter unter Anwendung derselben Methode gelingen, was jenem gelingt, die *encheiresis naturae*, wie's im Faust heißt?

Warum, fragt Taine, ist es nicht möglich, wenn ich mir eine historische Persönlichkeit, wie der Chemiker seinen Stoff in der Retorte, in ihre einzelnen Bildungssteine und Bestandteile zerlege, indem ich alle Einflüsse der natürlichen Abstammung, der Erziehung, der gesellschaftlichen Stellung, der Berührung mit anderen Persönlichkeiten, der allgemeinen Bestrebungen der Zeit buche, wäge und messe, die Essenz dieser Persönlichkeit aus diesem ihrem Milieu so rein ohne Rest und Saß zu destillieren wie der Chemiker sein Element? Und warum, fragt sich Zola, soll ich mit dieser Methode, die von der Chemie die Physiologie, von der Physiologie die Anthropologie, von der Anthropologie die Soziologie übernahm, und mit der sie zu absoluten Wahrheiten kamen, nicht einen Experimentalkroman schaffen, dessen Persönlichkeiten und Handlungen in ihrer Art ebenso mit absoluter Notwendigkeit sich aus dem Milieu entwickeln, wie eine bestimmte chemische Verbindung oder Trennung aus einer bestimmten chemischen Mischung! Ehe wir über die Möglichkeit einer derartigen Uebertragung der Methode urteilen, vergegenwärtigen wir uns zunächst einmal die natürlichen Folgen, welche diese Auffassung der Thätigkeit eines Romandichters unter dem Gesichtspunkt eines die absolute Wahrheit zu Tage fördernden naturwissenschaftlichen Experimentes haben muß.

Zunächst steht hienach der Veranstalter des Experiments zu den einzelnen Elementen, aus denen sich die Lebensatmosphäre, das Milieu seines Helden zusammensetzt, in einem ganz andern Verhältnis als der gewöhnliche Romandichter zu seinem Stoff. Bei dieser Analyse spielen auch die winzigsten Thatfachenpartikeln, die überhaupt beobachtet werden, eine Rolle, sie müssen gewogen, gemessen und gebucht werden. Sie dürfen im Aufsatz nicht fehlen, ihre Unterdrückung würde einer Fälschung gleichkommen. Es hängt also nicht von dem Geschmack, der Willkür des Erzählers ab, ob er dieses oder jenes in der Entwicklung des Helden eine Rolle spielende Element für dessen Charakteristik mit verwerthen will oder nicht, sondern was zum Milieu gehört, ist auch existenzberechtigt, ja notwendig in der Wiedergabe. Das Häßliche, das Ekelhafte, das Unsittliche, wenn

es im Milieu gegeben ist, muß daher mit derselben Ausführlichkeit und Anschaulichkeit analysirt werden, mit der es in der Wirklichkeit, bei dem zur Veranschaulichung des Experiments gewählten Objekt, eine bildende oder zerstörende Rolle gespielt hat. Denn es handelt sich hier ja nicht mehr um die Darstellung persönlicher oder gesellschaftlicher Zustände zum Zweck einer künstlerischen oder moralischen Wirkung auf einen bestimmten Leserkreis, sondern lediglich um den überzeugenden Nachweis der Notwendigkeit psychologischer und biologischer Vorgänge unter bestimmten gegebenen Bedingungen. Daraus folgt dann weiter, daß der, um dessentwillen und an dem das Experiment angestellt wird, — der Held des Romans — mehr und mehr zu der Rolle eines Versuchstieres herabsinkt, bei dem es nur darauf ankommt, zu beobachten, wie es auf gewisse Reize, Einflüsse und Eingriffe reagirt. Es ist also ganz überflüssig, ihn mit Eigenschaften auszustatten, die ihn um seiner selbst willen dem Leser interessant machen. Eine von Stufe zu Stufe sinkende Dirne, ein Säufer, ein mit Monomanie behafteter Verbrecher, ein Stetlin, der, ohne jede Spur menschlichen Gefühls, nur tierischem Instinkt gehorcht, sind vom Standpunkt des Milieufanatikers durchaus tadellose, zweckentsprechende Helden des Experimentalromans.

Als Zola vor etwa zwanzig Jahren begann, diese Theorie in Praxis umzusetzen, glich die Wirkung seines Auftretens dem Platzen einer Bombe. Ein Schrei des Entsetzens, maßlose Entrüstung, Sturmläuten, Rufe nach der Polizei auf der einen Seite, auf der andern Seite ein starres, dumpfes Staunen nicht nur über die maßlose Verwegenheit, sondern auch über die dämonische Kraft, die sich in der Ausführung befundete. Man glaubte es ihm aufs Wort, wenn er selbst auf die Frage, wie er einen Roman mache, antwortete: „Ich mache ihn überhaupt nicht, ich lasse ihn sich ganz allein machen. Ich kann keine Handlung erfinden, diese Art der Phantasie fehlt mir völlig . . . An Stelle der Einbildungskraft rufe ich die Logik zu Hilfe . . . Irgend eine bestimmte Persönlichkeit begeht irgend eine bestimmte Handlung. Was folgt nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge aus einer Handlung von solcher Natur? Es folgt daraus irgend eine andere Thatsache. Kann diese andere Thatsache, diese andere zweite Person interessiren? Sicherlich. Es ist deshalb logisch, daß diese andere Person in dieser bestimmten Weise reagire.“ Man fand hier aus seinem eigenen Munde das Merkwürdige bestätigt, was sich dem aufmerksamen Leser seiner Romane aufdrängte: daß bei diesem Mann ein ganz auffallender Mangel an Intuitionskraft durch eine ganz außerordentliche Anspannung zweier sekundären Eigenschaften des schöpferischen Dichters: Auffassungsvermögen und Gedächtnis, ausgeglichen sei. Freilich erhellte daraus auch, daß er, wenn er sich so einen Romantypus schuf, in dem die beiden letzten Eigenschaften zur Geltung kommen mußten, er sich instinktiv sein Romanideal nach dem ganz individuellen Charakter seiner Begabung zugeschnitten, also aus der Not eine Tugend gemacht habe. Immerhin stellt er doch durch die virtuose Verwendung dieser seiner Fähigkeiten sich als ein Phänomen dar, das in der Literatur kaum seinesgleichen hat. Und es ist demnach wohl begreiflich, daß es der ernsthaften Kritik und gerade den

selbständigen, schöpferischen Geistern viel Zeit und Mühe kostete, sich mit dieser Erscheinung abzufinden und sie innerlich zu überwinden.

Schnell fertig waren nur die unliterarischen Leute, deren Urteil in der Regel auf Hörenjagen beruht und wesentlich beeinflusst wird von der Stoffwahl; die für das, was der Künstler aus und mit seinem Stoff macht, nur insoweit Sinn haben, als dadurch ein gewisses grobes Gerechtigkeitsgefühl befriedigt wird; die sagten rund heraus: Das ist ja einfach scheußlich. Kein Kraftwort war stark genug, ihre sittliche und ästhetische Entrüstung mit genügender Deutlichkeit auszudrücken. Und nicht minder schnell waren mit ihrem Urteil, das nun aber ganz anders lautete, jene literarischen Wigerln fertig, die alles was neu, ungewöhnlich ist, mit Jubelgeschrei begrüßen und mit blöder Inbrunst nachzumachen suchen, einerlei, ob es sich um einen neuen Schnabelschuh, oder um die Laune eines Künstlers handelt.

So standen wir zwischen den beiden Extremen. Hier schallte es: Das ist der Anfang vom Ende aller Poesie; und auf der andern: Mit dieser Technik fängt die Kunst erst an. Ich spreche in der Vergangenheit. Denn, wenn auch heutzutage die blinden Verdammer und die gedankenlosen Lobredner und Nachahmer noch keineswegs ausgestorben sind, so darf doch in den Kreisen, die mit der Literatur wirklich Fühlung haben, die Meinung als geklärt gelten.

Es besteht heutzutage selbst bei den wärmsten Bewunderern Zolas wohl kein Zweifel mehr darüber, daß der Fundamentalsatz seiner Theorie des Experimentalromans auf einer irrigen Voraussetzung, auf einer Verkennung nicht so sehr der Aufgaben als der Mittel der Dichtung beruht. Es ist ein schlechterdings fruchtloses Bemühen, aus einer Sammlung von einigen hundert, tausend, zehntausend in und aus einer bestimmten Atmosphäre beobachteten Thatsachen und ursächlichen Zusammenhängen von Thatsachen und Thatsachenreihen das Experiment auf den durch dies Milieu bedingten Menschen zu machen, wie dies der Chemiker, der Physiker, der Mathematiker mit seinen Stoffen, Kräften und Zahlen kann. Denn deren Zahlen, Kräfte und Stoffe arbeiten von selber, sobald sie in ein gewisses Verhältnis, in eine gewisse Mischung zu einander gebracht, im Ansatz einer Gleichung geordnet sind. Der Dichter aber, wenn er sein Versuchsobjekt in sein Milieu gesetzt hat, kann nicht fortgehen und nach ein paar Stunden oder Tagen nachsehen, was inzwischen daraus geworden ist, wie der Chemiker; er kann auch nicht wie der Physiker oder Mathematiker logisch folgern: Weil diese beiden Größen sich unter bestimmten Verhältnissen so und so verhalten, so müssen sie unter ebenfalls bestimmten Verhältnissen zu einer dritten Größe sich so verhalten. Er kann nur auf Grund seiner an einer Reihe ähnlicher Thatsachen gemachten Beobachtungen, die unter ähnlichen Umständen, wie er sie im Sinne hat, sich abgespielt haben, sagen: Höchst wahrscheinlich wird jetzt diese Person ihrer Erziehung, ihrer Umgebung, ihrem Temperament und ihren sonstigen mir bekannten Verhältnissen entsprechend so und so handeln und dadurch eine zweite Person wahrscheinlich zu der und der Handlung veranlassen. Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit ist also das Höchste, was auf diesem Wege erreicht werden kann.

Und das ist auch auf dem bisher gebräuchlichen Wege mittelst der Intuition unter Zuhilfenahme von Erfahrung und Gedächtnis erstrebt und von den Berufenen erreicht worden!

Sind aber hier dem Dichter unübersteigbare Grenzen gezogen, so folgt daraus, daß die fanatischen Bestrebungen, nach einer annähernd photographischen Treue des Lebensbildes doch nur einen sehr bedingten Wert haben. Es folgt vor allem daraus, daß das naturalistische Dogma, welches eine auf bestimmte künstlerische Wirkungen hinarbeitende Anordnung der Begebenheiten, eine nicht aus der thatsächlichen Folge, sondern aus der ordnenden Willkür des Dichters sich ergebende Komposition in der modernen Kunst und Dichtung ein für allemal abgethan erklärte, in der Theorie ebenso anfechtbar wie in der Praxis undurchführbar ist.

Dem entsprechend sinkt der Wert des Milieu als allein ausschlaggebenden Faktors, und in demselben Maße taucht aus dem Milieu die Persönlichkeit des Helden, als ein Ding für sich, ungleich kräftiger wieder auf, und diejenigen Eigenschaften, die nicht nur den chemisch-analytischen Beigeschmack des Milieu haben, sondern die den Menschen eben von seinem Milieu abheben, beginnen in der Zeichnung und Farbengebung wieder ihr Recht zu fordern; die Eigenschaften meine ich, die den Charakter machen, welchen die Persönlichkeit ihrem Milieu zum Trotz — im Guten wie im Schlimmen — entwickeln kann. Und in demselben Maße treten jene unheimlichen Gestalten, die das Hetären-, das Säufer-, das Verbrechermilieu geboren, wieder mehr in den Hintergrund. Sie und mehr noch die anderen durch die Milieutheorie für den Roman eroberten Menschentypen brauchen aber damit nicht als Mittel- und Hintergrundfiguren ganz gestrichen zu werden.

Im Gegenteil, hier kommen wir auf den Punkt, wo der gesunde und berechnete Kern der naturalistischen Bewegung zu Tage tritt, nämlich die große Bewegungsfreiheit auf einem erweiterten Stoffgebiet, die die moderne Dichtung, der moderne Roman dem Naturalismus, wie er am stärksten in Zolas Romanen sich geäußert hat, verdankt. Es ist als ein Gewinn zu betrachten, daß, gegenüber einer in ihren innersten Beweggründen keineswegs lauterer Brüderie, einer flachen, Moral und Aesthetik mit einander vermengenden Schönfärberei, diese Schule sich mit großem Ernst und großem Nachdruck zu dem Grundsatz bekannte: An sich ist kein Problem unkünstlerisch und unsittlich. Alles, was ist, kann auch Objekt der Kunst sein. Sie hat sich, wer will das leugnen, in der Verfechtung dieses Grundsatzes ihrerseits nun starker Uebertreibungen schuldig gemacht, indem sie die Objekte, welche die konventionelle Aesthetik gerade als unschön und damit unkünstlerisch perhorreszirte, mit herausfordernder Ausschließlichkeit behandelte. Aber die ganz ausschließliche Rücksicht auf die Frauen oder richtiger das junge Mädchen, welche unsere Literatur beherrschte, war ein Hemmschuh für jede freie künstlerische Entwicklung. Diesen Hemmschuh abgestreift und dadurch freie Bahn geschafft zu haben, ist das Verdienst der naturalistischen Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts. Für die Ausschreitungen,

die dabei vorgekommen sind, sind weniger ihre Führer als die einseitigen Gegner verantwortlich zu machen. Ernsthafte Besorgnisse, daß sie zur Regel werden könnten, braucht deshalb niemand zu hegen.

Derartige durch künstliche wie unnatürliche Stauungen hervorgerufene Ueberschwemmungen reguliren sich ganz von selber, sobald die Stauung beseitigt und das Strombett wieder frei ist.

Freilich zunächst gewährt ja eine derartige Ueberslutung einen unheimlichen Anblick. Und nicht sehr festwurzelnde Persönlichkeiten, und vor allem der junge Nachwuchs, laufen Gefahr, in eine ziellos treibende Masse sich zu verwandeln, die, von der Strömung fortgerissen, es dem Zufall zu danken hat, ob sie, in einer stillen Bucht angetrieben, wieder Wurzel faßt oder, von der zurückflutenden Woge aufgesogen, spurlos im Ozean verschwindet.

Und sicher ist auch, daß für den gedanken- und physiognomielosen Nachahmer die Technik des Naturalismus ein Gift ist, wie es die Stoffe für den gedankenlosen, nach phantasiereizender Lektüre verlangenden Leser sein können — ebenso Gift, wie es seinerzeit „Goethes Werther“ für dieselben Kategorien unter seinen Zeitgenossen war.

Aber andererseits lehrt die Erfahrung, daß jede Erweiterung des Stoffgebiets nicht nur durch die Zufuhr neuer Probleme auf die Schaffenskraft des Künstlers anregend wirkt, sondern daß durch sie auch die in konventioneller Behandlung erstarrten und scheinbar verbrauchten Motive plötzlich mit frischem Blut durchströmt, belebt, verjüngt werden.

Dieser Verjüngungsprozeß vollzieht sich natürlich verhältnismäßig langsam, er fällt auch nicht jedem gleich so in die Augen, ja es kommt vielleicht nicht einmal denen, die ihn selber durchmachen, klar zum Bewußtsein, welchen Quellen er entstammt. Um so nachdrücklicher muß auf ihn als auf eine erfreuliche Folgererscheinung einer in den Augen vieler so unheilvollen Bewegung hingewiesen werden.

Gewiß ist viel Zeit und Talent und Kraft vergeudet worden mit pedantischen Tüfteleien über die dem wahren Naturalismus gemäße Technik, gewiß haben literarische Modegecken und Ismenfanatiker durch die freudige Selbstgenügsamkeit, mit der sie die Früh- und Fehlgeburten einer künstlich verschrobeneu Phantasie sich und anderen als Normalfinder anpriesen, viel dazu beigetragen, den gesunden Kern der naturalistischen Bewegung unverdienter Lächerlichkeit preiszugeben; und manche haben sich thatächlich in theoretischen Schrullen so verfangen, daß sie nicht wieder herauskommen. Aber die starken und eigenen Persönlichkeiten, die im Augenblick, wo diese Krise eintrat, reif genug waren, um besonnen zu prüfen, und jung genug, um neue Eindrücke aufzunehmen und sie zu verarbeiten, ohne sich selbst darüber aufzugeben, die haben gerade in dieser Berührung ihre besten Kräfte entdeckt und entwickelt. Ich brauche nur Namen zu nennen wie Fontane, Sudermann, Ebner-Eichenbach, Ilse Frapan, alle scharf ausgeprägte Individualitäten, die nicht mit dem Schlagwort einer Richtung erklärt oder bekämpft werden. Und doch, was wäre ihre Dichtung ohne das Ferment des Naturalismus!

Vor allem Fontanes und Sudermanns Entwicklungsgang ist in dieser Beziehung interessant. Sie möchte ich daher als typische Beispiele herausgreifen, wenn ich mich auch dabei auf einige Andeutungen beschränken muß. Schon der Umstand, daß ein Fünfundsiebenzigjähriger und ein Siebenunddreißigjähriger auf demselben Wege sich finden, beweist, daß die „Richtung“, die, nach der Ansicht vieler Gutesinnter, zu bekämpfen, eine Art staatsbürgerlicher Pflicht sein soll, doch etwas mehr ist als ein Mauth in unklaren Köpfen, und daß andererseits auch die jungen Richtungsfanatiker sich täuschen, wenn sie die Parole ausgeben: Grün ist Trumpf.

Gustav Freytag hat vor Jahren in der Vorrede zu „Soll und Haben“ das Wort ausgesprochen: „Dem Schönen in edelster Form den höchsten Ausdruck zu geben, ist nicht jeder Zeit vergönnt, aber in jeder soll der erfindende Schriftsteller wahr sein gegen seine Kunst und sein Volk.“ In der schlichten Ausführung dieses Satzes mit den Mitteln der naturalistischen Technik beruht das Geheimnis der Wirkung der Fontaneschen Romane, in denen der Sechzigjährige Schulter an Schulter mit der Jugend erschien. In jungen Jahren war er als Wanderer in die Mark hinausgezogen, nichts anderes im Sinn, als das Bild der geliebten Heimat so treu und charakteristisch wie möglich wiederzugeben, und er hatte sie nach seinem eigenen Geständnisse „reicher gefunden, als er sie zu hoffen gewagt. Jeder Fuß breit Erde belebte sich und gab Gestalten heraus:“ und so ist er als Greis unter die Gesellschaft, mit der und in der er lebte, der er jeden Tag begegnete, von der er jeden Tag hörte, getreten und hat über seine Beobachtungen und Erfahrungen sich Rechenschaft zu geben, das Gesehene in Bildern festzuhalten versucht, die eben, weil sie mit unbestechlicher Ehrlichkeit und tiefem Respekt vor der Wahrheit aufgenommen, einen Reichtum der Motive, eine Mannigfaltigkeit der Typen aufweisen, die ihn selbst und mehr noch den Leser in Erstaunen setzen. Denn thatsächlich handelt es sich um hundertmal anders gestaltete Typen und fast bedenklich verschliffene Motive.

Ein Beispiel für viele: In „L'Adultera“ handelt es sich um eine Ehebruchsgeschichte, für deren Mitspieler zunächst jeder Berliner die wahren Namen aus der Wirklichkeit einsetzen konnte. Und die Wendung, die der Dichter dem Konflikt gegeben hat, die Läuterung, die er die Heldin durchmachen läßt, ist ebenfalls nicht überwältigend originell. Aber der Hintergrund! Das Leben und Treiben dieser in Neugierlichkeiten aufgehenden Gesellschaft, die einzelnen Typen, die da dem vielstimmigen Orchester eine charakteristische Tonfärbung geben, das Milieu, aus der diese im Herbstlicht leiser Ironie getönte Ehebruchsintrigue sich entwickelt, das kommt mit einer Schärfe und Lebendigkeit, mit einer Anschaulichkeit und Beredsamkeit zum Ausdruck, daß, wer überhaupt Sinn für dergleichen hat, für mangelndes Interesse am Hauptkonflikt und den Hauptpersonen reichlich entschädigt wird. Am glänzendsten offenbart sich diese Virtuosität wohl in dem 1892 erschienenen Roman „Frau Jenny Treibel“, deswegen weil hier das Motiv noch alltäglicher, von einer eigentlichen Fabel, einer durch die Entwicklung bedingten Spannung kaum mehr die Rede ist. Was sich begibt, begibt sich in der sogenannten

guten Gesellschaft, deren Leben und Treiben ja, je mehr sie ihrem Namen Ehre macht, um so weniger, in den Augen unserer Neuesten, einen geeigneten Vorwurf für unsere Romandichter abgibt. Die Typen und Ansichten, denen man überall begegnet, mit denen man rechnen muß und unter denen man leidet, spielen hier mit und gegen einander in demselben Tempo wie im Leben selbst. Das gilt vor allem von der Titelheldin, Frau Kommerzienrat Jenny Treibel geborenen Würstenbinder „dem Typus einer Bourgeoise“, wie sie ihr alter Verehrer, Professor Schmidt, charakterisiert. „Es ist eine gefährliche Person“, meint er, „und um so gefährlicher, als sie's selbst nicht recht weiß und sich aufrichtig einbildet, ein gefühlvolles Herz und vor allem ein Herz fürs Höhere zu haben. Aber sie hat nur ein Herz fürs Ponderable, für alles, was ins Gewicht fällt und Zins trägt.“ Dieser erbauliche Charakter, der bis in die Fingerspitzen von herausfordernder Naturtreue ist, und der sich auf dieser Basis jeder Probe gegenüber immer als derselbe Typus verlogener Niedertracht, die selber nichts davon weiß, bewährt, gibt der Erzählung den Mittelpunkt und Charakter. Der Dichter hat weiter nichts gethan, als diese Figur in ihrem Milieu fröhlich plätschern zu lassen. Sie, die das Wort im Munde führt: „Kleine Verhältnisse, das ist das, was allein glücklich macht“, verwandelt sich in ein wütendes, propziges Ungetüm, als ihr Sohn sich in ein geistreiches, liebenswürdiges, von ihr selbst verhätscheltes Mädchen, die Tochter ihres Jugendfreundes, verliebt, denn: sie ist arm! Die trivialste Situation von der Welt! Aber was hat die diabolische Ehrlichkeit des Dichters daraus zu machen verstanden, wenn er sie nun so ohne Pathos und auch ohne aufdringliche Satire in ihrer ganzen Hohlheit und Nacktheit darstellt und sie zwingt, wider Willen Farbe zu bekennen: Gold ist Trumpf und weiter nichts.

Gleichwohl läßt sich eins nicht verschweigen. So sehr und so nachdrücklich man unsere jungen deutschen Romandichter dazu ermuntern soll, ihre technischen Studien nicht bei Zola, sondern bei Fontane zu machen, so nachdrücklich muß man doch davor warnen, die Handhabung dieser Technik nun als das wesentliche Erfordernis der modernen Romandichtung hinzustellen. Wenn wir die Fabel bei Fontane immer dünner werden sehen, so erklären wir uns das bei ihm nicht aus einer allgemeinen Kunstforderung, sondern aus seiner individuellen Begabung und Entwicklung: er folgt da dem Zuge seiner Natur und erst indirekt literarischen Einflüssen und Strömungen. Es würde aber der moderne Roman auf bedenkliche Abwege geraten, wenn das Beispiel dieses großen Talents die kleinen und die werdenden Talente verführte, auf die Erfindung einer lebenskräftigen, das Interesse spannenden, folgerichtig fortschreitenden Fabel zu verzichten. Nur wenn hierauf gleichmäßig Sorgfalt und Kraft verwendet wird, wird der Romantypus, den die moderne Dichtung unter dem Einfluß der naturalistischen Bewegung herauszuarbeiten sich bemüht, das werden, was seine Verteidiger von ihm hoffen: der Romantypus der Zukunft.

In dieser Beziehung setze ich besondere Hoffnungen auf Hermann Sudermann. Sudermann ist ja mit seinen Romanen ebenso wie mit seinen Dramen zwischen

zwei Feuer geraten. Den Jungen geht er nicht weit genug und den Alten viel zu weit. Die Jungen schelten ihn einen flachen Routinier, der im Grunde gar kein Neuer ist, und für die Alten ist er das Urbild des verwegenen Umstürzlers, gegen dessen alle Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft bedrohende Thätigkeit sich mit Gesetzesparagraphen zu schützen an der Zeit ist. Ich will nicht sagen, daß es immer ein gutes Zeichen für einen Künstler ist, wenn die Meinungen von rechts und links so auffällig in einem Verdammungsurteil zusammenklingen, ich glaube aber, daß es in Zeiten wie die, in denen wir uns befinden, nicht das schlechteste Zeugnis für einen in der Vollkraft schaffenden Künstler ist, wenn er den Ultra-reaktionären und den Ultraradikalen gleicherweise mißfällt. Ich muß aber zugleich gestehen, daß mir die Opposition, die ihm die Zionswächter, die durch seine Motive verletzten zarten Seelen machen, viel sympathischer und verständlicher ist als die, die von der andern Seite kommt. Denn diese Opposition wurzelt in einer grundsätzlichen Meinungsverschiedenheit über die Aufgaben des Dichters. Die Haltung des linken Flügels dagegen kann ich als innerlich berechtigt nicht anerkennen. Und ich muß sagen, daß der rüde Ton, der dort gegen Sudermann neuerdings beliebt wird, mich an der Ehrlichkeit und Lauterkeit der dieser Opposition zu Grunde liegenden Motive etwas irre macht. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß in den Augen gewisser Leute das Hassenswerteste an Sudermann der Erfolg ist, den er gehabt hat. Sudermann besitzt eine Eigenschaft, die bei einem deutschen Schriftsteller verhältnismäßig selten und, wie Figura zeigt, sogar für ihn gefährlich ist: ein großes technisches Geschick. Vor allem trat das in seinen Dramen hervor und hat ihm infolge dessen den Ruf eines Routiniers verschafft; denn wer mit den Neußerlichkeiten als Anfänger so glatt fertig wird, der hat bei der deutschen Kritik die Vermutung gegen sich, daß er wirklich etwas leisten kann. Ich glaube aber, gerade wenn man seine Thätigkeit als Romandichter verfolgt und bei der letzten Station, die der Dichter erreicht hat, dem Roman „Es war“, Halt macht, dann ist dieses absprechende Urteil nicht aufrecht zu erhalten. Ich habe häufig den Vorwurf gelesen und gehört, der beste Beweis dafür, daß an Sudermann nichts dran sei, liege in der That- sache, daß er dieselben Motive immer wieder variire. Diese That- sache ist richtig und in gewissem Sinn auch richtig die Schlußfolgerung, daß das eine gewisse Beschränktheit seines Talentes verrät. Zugleich aber offenbart sich darin doch auch ein Drang nach Vertiefung, nach Verinnerlichung der seine Phantasie beschäftigenden Probleme, der nicht das Merkmal eines lediglich mit technischen Mitteln geschickt operirenden Routiniers ist. Sudermann scheint mir deswegen vor allen berufen zu sein, dem deutschen Roman der Zukunft Anreger und Bahnweiser zu sein, weil er, der, wie seine Stoffwahl beweist, in seinem Herzen, seiner Weltanschauung nach ein Gegner der absoluten Milieutheorie ist, es gleichwohl verstanden hat, sich der technischen Vorteile, die die Beobachtung des Milieu gewährt, mit großem Geschick zu bedienen. Beherrscht der Mensch durch seinen Willen die Einflüsse des Milieu, oder ist dieses mächtiger als die menschliche Willenskraft? Das ist das Problem, das Sudermann immer wieder und wieder

zur Bearbeitung lockt. Darum dreht es sich in seinen Dramen, darum dreht es sich in seinen Romanen, wenigstens in denen, in denen er zuerst als selbständige Persönlichkeit aus dem Kreise der übrigen sich abhob; ich meine „Frau Sorge“, „Der Stakensteg“ und „Es war“. Und ich meine, es ist interessant zu beobachten, wie er sich damit abgefunden hat, wie er sich in Zickzacklinien seinem Ziele zu nähern versucht. Im ersten Roman klingt, wenn ich den Dichter recht verstehe, die Lösung, auf die er hinarbeitete, und die er durch seine Führung des Helden auch erreicht zu haben glaubt, in den Worten des Märchens von der Frau Sorge aus, wo die Mutter für ihren Sohn, dem sie keine Seele, keine Freude und keine Jugend schaffen kann, die Frau Sorge bittet: „Liebe Frau Sorge, laß ihn doch frei. Aber die Sorge lächelte und sie sagte: Er muß sich selbst befreien.“ Das Wort wirkt hier nicht, wie es müßte, weil innerlich der Dichter diese Lösung nicht erreicht hat: die Lösung ist nicht überzeugend. Im „Stakensteg“ scheint er von seinem Ziel noch weiter zurückgeworfen — Zickzack —: hier geht der Held im fruchtlosen Kampf mit dem Milieu zu Grunde, er unterliegt zwar nicht innerlich, er bleibt, was er ist, aber er kommt doch gegen seine Vergangenheit und gegen seine Umgebung nicht auf. Der letzte Roman „Es war“ ist wieder ein energischer Stoß vorwärts. Das Problem, das er sich stellt, hat er gleich im Titel angedeutet. Wird Leo, der wüste Gejell, schuldbeladen, der mit dem Programm „nichts bereuen“, aber zugleich mit dem Vorsatz: „Du wirst mit deinem dicken Schädel mitten in alle Widerwärtigkeiten hineinrennen und ein verdammt tüchtiger Kerl werden“, in die Heimat zurückkehrt, um mit den Genossen und Mitwissern seiner schuldigen Vergangenheit zu leben, als wäre nichts geschehen, wird er der Einflüsse und Erinnerungen Herr werden, die aus diesem Boden aufsteigen? Der Kampf mit ihnen ist das Problem, der Kampf auf Tod und Leben. Es scheint, als ob auch diesmal der Kampf mit einer Niederlage des Menschen endigen soll. In der letzten, entscheidenden Stunde aber drückt der in der Seele seines Helden diesen Kampf mit durchlebende Dichter diesem das Messer in die Hand, das ihn aus den Schlingen befreit, in die ihn die alte Schuld zu neuer Schuld verstrickt hat. Es gibt einen gewaltigen Ruck, einen Augenblick scheint es, als breche nun erst recht die Katastrophe herein, Gerechte und Ungerechte unter den Trümmern begrabend; als sich aber die Staubwolken zerteilen, sehen wir mit den Augen des Dichters den befreiten Helden rüstig und mutig ausschreiten, „hohen Feiertag im Herzen,“ einer reineren, glücklichen Zukunft entgegen. Er ist zuletzt doch Sieger geblieben, und das Bewußtsein dieses letzten Sieges gibt ihm die Kraft und die Zuversicht auch für kommende Tage und Stürme. Auch hier wird mancher Leser ein Fragezeichen setzen und trotz der vom Dichter aufgewandten Kunst zweifeln, ob damit wirklich dieser Mensch der Vergangenheit Herr geworden ist. Und ich glaube allerdings, daß auch diese Lösung, so ungleich viel tiefer sie ist und so ungleich energischer hier zugefaßt ist, noch nicht eigentlich die Lösung ist. Ich bin überzeugt, Sudermann wird über kurz oder lang wieder dazu zurückkehren und nochmals mit anderen Gestalten und Konflikten diesen Kampf in der Dichtung ausfechten. Daß aber dieser

lepte Roman sowohl hinsichtlich der Vertiefung des Problems wie hinsichtlich der Technik einen großen Fortschritt bedeutet, wird, glaube ich, niemand bestritten, der einmal unter diesem Gesichtspunkt die drei Romane betrachtet. Eine Neigung, die Farben zu grell und zu dick aufzutragen, ist zwar immer noch vorhanden, in der Verwendung von Mitteltönen und der Zeichnung von Mittelfiguren ist Fontane Sudermann bedeutend überlegen, vor diesem aber hat Sudermann voraus die Federkraft der Handlung. Das ist für den jungen aufstrebenden Dichter die Hauptsache, und da er bewiesen hat, daß es ihm an Ernst und Selbstzucht nicht fehlt, so dürfen wir, glaube ich, die Hoffnung hegen, daß jeder neue Roman ihn auch immer näher dem Ziele bringen wird, mit allen Kunstmitteln der modernen Romantechnik ein Kunstwerk zu liefern, das durch Kraft der Intuition, Tiefe des Problems und Reife des Urteils dem Ideal des deutschen Romans der Gegenwart entspricht.

Vor allem aber dürfen wir angesichts dieser Früchte der naturalistischen Bewegung zum Schluß das Ergebnis unserer Erörterungen wohl in die Worte fassen:

Die vielgeschmähte Milieutheorie, so lähmend sie in ihrer Einseitigkeit auf die Phantasie unreifer, unselbständiger Geister gewirkt hat, sie hat ihr Gutes gehabt. Denn der Phantasie der Verufenen hat sie neue Schwungkraft und damit ihrer Dichtung neue Stoffe und neue Formen gegeben.

Damit breche ich ab. Möge es mir gelungen sein, durch diese sehr fragmentarischen Erörterungen über die Entwicklung des modernen deutschen Romans Ihnen auf einem engbegrenzten Felde ein Bild davon zu geben, welche Kräfte auf dem Gebiete der modernen Dichtung lebendig sind.



Fürst Tscherkasski.

Ein Beitrag zur inneren Geschichte des russisch-türkischen Krieges von 1877—1878.

Zeitgenössischer Kenntnis von den Umständen, welche den Beginn des russisch-türkischen Krieges von 1877 begleiteten, ist eine neue, nicht unwichtige Quelle erschlossen worden. Einer der bekanntesten Teilnehmer an den damaligen Ereignissen, der am Tage des Friedensschlusses von San-Stefano verstorbene Fürst Tscherkasski, hat einen gefälligen Freund hinterlassen, der mit der Veröffentlichung von athenmäßigen Denkwürdigkeiten aus dem Leben des einstigen Zivilgouverneurs von Bulgarien vorgegangen ist, die auf Geschichte und Vorgeschichte des Krieges von 1877—1878 ein neues Licht werfen. Als vertrauter Genosse des Verstorbenen ist dieser Freund, Herr Anutschin, in der Lage gewesen, seine amtlichen Informationen durch Tagebuchnotizen zu vervollständigen,

die er zur Zeit seiner bulgarischen Mission und seines täglichen Verkehrs mit Tscherkasski aufgenommen hatte. Trotz unverhohlener Parteinahme für Person und System des vielangefindeten Fürsten machen die Anutschinische Aufzeichnungen den Eindruck einer Zuverlässigkeit und Unbefangtheit, die ihnen Anspruch auf Beachtung auch da sichern wird, wo man seinen Standpunkt nicht teilt. Verständlich werden diese Aufzeichnungen freilich nur unter der Voraussetzung sein, daß man über die Personen und Verhältnisse des Rußlands der siebenziger Jahre einigen Bescheid weiß. Schon aus diesem Grunde haben dem nachstehenden Bericht über das Anutschinische Werk einige den Helden desselben betreffende Bemerkungen vorausgeschickt werden müssen. Vor achtzehn Jahren war Fürst Tscherkasski auch in Deutschland nicht ganz unbekannt -- heute ist dieser merkwürdige Mann bei uns vergessen -- in Rußland selbst nur noch denen erinnerlich, die an der Geschichte der Jahre 1860--1878 in einer oder der andern Weise Anteil genommen haben.

Der Ausbruch des letzten russisch-türkischen Krieges war von der Bewältigung des polnischen Aufstandes durch kaum drei Lustren getrennt, die Erinnerung an die zur Zeit desselben geführten Partiekämpfe vielfach lebendig. Die Methode, nach welcher die Vorgesessenen der russischen Nationalpartei bei Neuordnung der Agrarverhältnisse Polens vorgegangen waren, die Rücksichtslosigkeit, mit welcher sie ihren tief gewurzelten Haß gegen Aristokratismus, Katholizismus und Westeuropäertum in Thaten umgesetzt und das Programm in Ausführung zu bringen versucht hatten, auf welches bei der russischen Bauernemanzipation hatte verzichtet werden müssen -- diese Reorganisationsmethode war von den konservativen Elementen der russischen Gesellschaft leidenschaftlich verurteilt und mit einem Unwillen aufgenommen worden, der sich trotz des Wechsels der Zeiten und Verhältnisse in kaum verminderter Frische erhalten hatte. Da der Urheber dieses Systems brutaler Vergewaltigung, der Geheimrat und Staatssekretär N. Miljutin (ein Bruder des Kriegsministers der Jahre 1862 bis 1881) bei Ausbruch des Krieges längst verstorben war, haftete das Odium desselben auf seinem vornehmsten Gehilfen, Fürsten Tscherkasski, der von 1864 bis 1867 die „inneren Angelegenheiten“ Polens geleitet und den Ruin des polnischen Adels grundsätzlich betrieben hatte. Sein im Jahre 1864 gethaner Ausspruch, „daß ein russisch-rechtgläubiger Atheist immer noch mehr taue als ein katholischer Gläubiger“, -- daß „der Einsturz einer katholischen Kirche vielleicht ein événement, aber niemals ein accident bedeuten könne“, und daß „das russische Staatsinteresse die Fortdauer und Nahrung feindlicher Beziehungen zwischen Gutsbesitzern und Bauern Polens so unbedingt erfordere, daß das Zustandekommen eines billigen Gesetzes über die Servitutenablösung verhindert werden müsse“ -- diese Aussprüche klangen im Jahre 1876 noch in den Ohren derjenigen wider, die die Miljutinische Politik zwölf Jahre zuvor vergeblich bekämpft hatten. Zu diesen Gegnern Tscherkasskis und seiner Doktrinen gehörten nicht nur die sämtlichen St. Petersburger Würdenträger nicht-russischer Herkunft, sondern zahlreiche Vollblutrussen vom Rang und der Stellung des Reichskanzlers

Fürsten Gortschakow, des Chefs der „dritten Abteilung“ Grafen Peter Schuwalow, des Fürsten Suworow und anderer mehr. Selbst so entschiedene Nationale wie Tscherkasski ehemaliger Kollege im polnischen Staatsrate, der Slavophile Solowjew, waren auf den Fürsten schlecht zu sprechen, der sich als hochmütiger, selbstzufriedener und trotz alles Radikalismus despotischer Fanatiker allenthalben, wo er öffentlich thätig gewesen, verhaßt zu machen gewußt hatte. Auch mit dem Kaiser stand der ehemalige Direktor der „inneren Angelegenheiten des Königreichs Polen“ nicht zum besten. Den Monarchen hatte die brüske Art verletzt, in welcher Tscherkasski den Abschied genommen, als er bei Besetzung des durch die Erkrankung Miljutins vakant gewordenen polnischen Staatssekretariats übergangen worden war; später hatte der Fürst sich durch oppositionelles Verhalten als Oberbürgermeister (Stadthaupt) von Moskau die Unzufriedenheit des Kaisers zugezogen und während einer längeren Reihe von Jahren (1869—1876) bei den verschiedensten Gelegenheiten den mißvergnügten Mabile gespielt.

Desto größer war die allgemeine Ueberraischung, als Alexander II. im Herbst 1876 mit dem Entschluß hervortrat, der Slavophilenpartei durch Reaktivirung des mißliebigen ihrer Häuptlinge ein Vertrauensvotum zu erteilen. Niemand zeigte sich überraischter als Tscherkasski selbst. Mit der in den leitenden Kreisen herrschenden Stimmung genau genug bekannt, um sich als „unmöglich“ geworden anzusehen, hatte er seine Wünsche darauf beschränkt, an dem bevorstehenden Feldzuge als Agent der Gesellschaft des roten Kreuzes teilnehmen zu dürfen, und sich zu diesem Behuf an den Bruder und Gesinnungsgenossen seines ehemaligen Gönners Miljutin, den damaligen Kriegsminister, gewendet. Zwei Tage nach Einreichung des bezüglichen Gesuchs am 30. Oktober wurde ihm bei Gelegenheit eines zu Moskau gegebenen Balles durch den Kaiser persönlich eröffnet, daß er zum Generalbevollmächtigten des roten Kreuzes ernannt worden sei, und daß Seine Majestät ihm das Amt eines Ziviloberverwalters des zu occupirenden Bulgariens zu übertragen gedente! Das Gewicht dieser Entschliekung wurde dadurch noch erhöht, daß im Oktober 1876 der Krieg weder erklärt noch formell beschlossen war, und daß Fürst Gortschakow unentwegt an der Hoffnung festhielt, denselben vermeiden zu sehen. Gortschakows Friedenswünsche wurden von einer großen Zahl der sachkundigsten und angesehensten Staatsmänner Rußlands geteilt, von denen die einen weittragende internationale Verwicklungen, die anderen Verwirrungen der inneren Lage und Schürung der Volksleidenschaften fürchteten. Mit besonderem Nachdruck wurde der letztere Gesichtspunkt von dem Finanzminister von Neutern und dem Botschafter in London, Grafen Peter Schuwalow, geltend gemacht. Neutern, der das russische Finanzwesen mühsam geordnet und dem Ziel der Wiederherstellung des Pariwertes der Kreditbilletts nahe gekommen war, sah eine abermalige Zerrüttung des Staatskredits und des Wirtschaftslebens voraus, indeffen Schuwalow als ehemaliger Leiter der dritten Abteilung über die weite Verbreitung revolutionärer und nihilistischer Ideen genau genug unterrichtet war, um von etwaigen ungünstigen Ereignissen auf dem Kriegsschauplatz die schwersten politischen Gefahren zu erwarten. Außerdem standen

diese Männer zu dem chauvinistischen Kriegstreiben der Nationalpartei (wie bereits erwähnt) seit den sechziger Jahren auf dem denkbar schlechtesten Fuß. Das bedingte eine Verwirrung in den Hof- und Ministerialkreisen, wie die Welt sie nur selten gesehen hatte und die im Herbst 1876 ihren Höhepunkt erreichte. Indessen Gortschakow durch die amtlichen Organe der St. Petersburger Diplomatie hatte verkünden lassen, daß Rußland die Erhaltung des Friedens wünsche und das kriegerische Vorgehen Serbiens mißbillige, waren Scharen russischer Freiwilliger nach Belgrad gezogen und dabei von Mitgliedern der kaiserlichen Familie und der Hofgesellschaft unterstützt worden. Von gewissen „Allerhöchsten Personen“, deren nächsten Freunden und Damen und einer Anzahl Hofkavaliere und Generaladjutanten war notorisch, daß sie mit den Moskauer Chauvinisten in Verbindung standen und für den Krieg eiferten; der bereits damals häufig genannte Journalist des Hof- und Landjunkertums Fürst Meischtscherski wurde an Kriegseifer selbst von den Skatow und Aljakow nicht übertroffen und hatte dazu mitgewirkt, daß zahlreiche jüngere Gardeoffiziere nach Belgrad gezogen waren. Die Stimmungen des Kaisers wurden als schwankende bezeichnet; Gortschakow durfte sich rühmen, für seine Friedenspolitik die kaiserliche Zustimmung erhalten zu haben — vermochte aber nicht zu verhindern, daß die Belgradfahrer sich gleichfalls auf die Allerhöchste Zustimmung beriefen, und daß seine eigenen Beamten, die russischen Generalkonsuln in Bucharest und Belgrad, diese kriegerischen Wallfahrer unterstützten und denselben Reden hielten, die mit den ihnen amtlich erteilten Instruktionen schlechterdings nicht in Uebereinstimmung zu bringen waren.

Tscherkasski, der als Abkomme eines alten Adelsgeschlechtes zahlreiche Verbindungen in der höheren Gesellschaft besaß und außerdem davon unterrichtet sein mochte, daß sein Vönnner, der Kriegsminister, nicht allzu kriegslustig dachte, über sah auf den ersten Blick, um was es sich handelte. Im ersten Augenblick war er über die Durchführbarkeit der von dem Kaiser ausgesprochenen Absicht so zweifelhaft, daß er in einem an den Kriegsminister gerichteten ferneren Memoire seine Bedenken zur Sprache brachte. Er warf zunächst die Frage auf, ob es nicht zweckmäßig sein würde, einen in der Hofsphäre besser angesehenen Mann, etwa den Botschafter Ignatjew, mit dem wichtigen Amte zu betrauen, für den Fall aber, daß auf seiner Ernennung bestanden werden sollte, trat er sofort *medias in res*, indem er einen förmlichen Organisationsplan vorlegte. Davon ausgehend, daß der Zweck des Krieges darauf gerichtet sein müsse, einige der südslavischen Stämme von der türkischen Herrschaft zu befreien und den übrigen eine wesentliche Verbesserung ihres Loses zu sichern, sprach er die Meinung aus, daß der militärischen Occupation der südslavischen Länder eine den Erwartungen derselben entsprechende russische Neueinrichtung derselben parallel laufen müsse. Diese Einrichtung könne allein durch eine Zivilverwaltung ins Werk gerichtet werden und auf wirklichen Erfolg nur rechnen, wenn sie in streng einheitlichem Sinne und von einem Punkte aus geleitet werde. Darnach werde erforderlich sein, bei dem Oberkommando der Armee eine selbständige Zivilabteilung zu organisiren, und dem Chef desselben nicht nur die Korrespondenz mit den Slaven-

komites in Rußland, sondern auch die dem Oberkommando beigegebene diplomatische Kanzlei und die in den occupirten Ländern thätig gewesenen Konsularbeamten unterzuordnen.

Sinn und Absicht dieser Vorschläge lagen deutlich auf der Hand. Tscherkasski wollte sich, wenn er wirklich in Aktion trat, zum möglichst uneingeschränkten Beherrscher der Geschichte des Südslaventums und zum spiritus rector der in chauvinistischem Sinne agitirenden Slaventkomites in St. Petersburg und Mostau machen. Wurde ihm die Korrespondenz mit diesen „zur Unterstützung der nothleidenden slavischen Brüder“ gegründeten Bergesellschaften übertragen, so kam er in die Lage, seinen Freunden, den Askow, Illowaiski, Dreß Müller, die zur Erhaltung des Kriegsfeuers und zur Leitung der öffentlichen Meinung geeigneten Ordres erteilen und gegebenen Falls auf den Gang der politischen Dinge entscheidenden Einfluß üben zu können; was dazu noch fehlte, ließ sich unschwer fertig bringen, wenn der Herr Ziviloberverwalter zugleich Chef der diplomatischen Kanzlei des Höchstkommandirenden und der in den occupirten Ländern accredited gewesenen russischen konsularisch-diplomatischen Agenten wurde. Selbst die Entscheidung darüber, welche slavischen Stämme „vollständig zu befreien“ und welche einer verbesserten Organisation theilhaft zu machen seien, konnte auf solche Weise in die Hände des Mannes gespielt werden, der über die Slaventkomites, über das Verhältnis des Hauptquartiers zum Auslande und über das Beamtentum der occupirten Stände zu verfügen hatte. Und dieser Mann war bei Hoch und Niedrig, bei Freund und Feind als rücksichtslos, selbstherrlicher, zum Despotismus geneigter Charakter bekannt!

Einige Wochen nach Einreichung seines Memoires begab Tscherkasski sich nach St. Petersburg, wo er, von dem Kaiser in huldvollster Weise empfangen, über das Geschick seiner speziellen Vorschläge indeß im unklaren gelassen wurde. Seine Majestät begnügten sich mit der allgemein gehaltenen Andeutung, „es solle jenseits der Donau etwas in der Art dessen gethan werden, was seinerzeit in Polen gemacht worden“, und wiesen im übrigen auf die Notwendigkeit einer Verständigung mit dem Fürsten Gortschakow hin, „der noch an der Hoffnung auf Erhaltung des Friedens festhalte“. Der von Tscherkasski ausgearbeitete Plan sei einer besonderen Kommission zur Prüfung übergeben worden.

Die bloße Nennung des Namens Gortschakow wirkte auf den thatenlustigen Ziviloberverwalter wie ein kalter Wasserstrahl. Trotz der Beflissenheit, mit welcher er sich als echt-nationaler Staatsmann gerirte, war der Reichskanzler nicht nur Gegner der Kriegspartei, sondern geschworener Feind der russischen Ideologie (des Slavophilentums) und des kulturfeindlichen Nationalismus, der in dem besiegten Polen sein Wesen getrieben hatte; Tscherkasskis intimster Gegner, der (inzwischen verstorbene) Statthalter von Polen, Graf Berg, war zudem mit Gortschakow eng verbunden gewesen. Als Mann des Friedens und der Vermittlung verabreichte er in der Person Tscherkasskis den Dränger zum Kriege, als westeuropäisch gebildeter Aristokrat den nationalen Fanatiker, als eiferfüchtiger Gebieter des russischen auswärtigen Amtes den Eindringling, der sich der diplo-

matischen Abteilung des Oberkommandos hatte bemächtigen wollen! So hatte Tscherkasski in der zur Prüfung seines Projekts niedergesetzten Kommission außerordentlich schweren Stand: den einzigen Kriegsminister und den — ziemlich bedeutungslosen — Oberkommandirenden Nikolai Nikolajewitsch ausgenommen, standen ihm lauter prinzipielle Gegner gegenüber. Der Finanzminister von Reuters war Deutscher und Eiferer für Erhaltung des Friedens, der Stabschef des Großfürsten-Oberkommandeurs, General Nepokoitschizki, geborener Pole, der Großfürst selber ein Mann der Bequemlichkeit und der Routine, der mit Gortschatow in gutem Vernehmen zu bleiben wünschte, Gortschatow schon in seiner Eigenschaft als Präses der Kommission von überwiegendem Einfluß. Ohne Rücksicht darauf, daß die Einsetzung einer „Ziviloberverwaltung der zu occupirenden Länder“ der eigenen Initiative des Kaisers entsprungen war, ließ der Reichskanzler durchgehen, daß er dieses Institut, wenn nicht für überflüssig, so doch für verfrüht halte, daß der Krieg noch keineswegs beschlossen sei, daß er den Urheber des vorliegenden Projekts für einen „Utopisten“ ansehe, daß von Unterstellung der diplomatischen Kanzlei unter denselben nicht die Rede sein könne und so weiter. Dadurch ermutigt, hielten auch Nepokoitschizki und der Großfürst mit der Meinung nicht zurück, daß es zunächst militärische Aufgaben gelte, daß nach glücklicher Lösung derselben immer noch Zeit genug übrig sein werde, auf eine organisatorische Thätigkeit Bedacht zu nehmen, und daß die Diplomatie erst nach Beendigung des Krieges an die Reihe kommen werde. Tscherkasski begnügte sich mit einer kurzen Replik, indem er seine förmliche Antwort der nächsten Kommissions-sitzung vorbehielt. Sein Hinweis darauf, daß die prinzipielle Frage bereits entschieden und zwar durch den Willen Seiner Majestät entschieden sei, machte den Großfürsten indessen stuhen, und als dieser sich in einlenkendem Sinne ausgesprochen hatte, hielt auch Gortschatow für geboten, dem schonungslos herausgeforderten Gegner mindestens nach Beschluß der Sitzung ein höfliches Wort zu sagen: *Je sais bien, mon Prince, que vous êtes riche, et que vous n'aspirez à rien personnellement.* In der zweiten Sitzung kam man überein, daß die Leitung der diplomatischen Kanzlei des Oberkommandirenden mit Rücksicht darauf, daß eigentlich diplomatische Entscheidungen erst nach Beschluß des Krieges zu fällen sein würden, — dem Bottschaftsrat Melidow (dem gegenwärtigen Botschafter in Konstantinopel) unterstellt werden, dem Ziviloberverwalter indessen das Recht erteilt werden solle, einen Spezialkommissär nach Serbien zu entsenden. Rücksichtlich der übrigen Punkte wußte Tscherkasski seinen Willen nahezu vollständig durchzusetzen; besondern Eindruck machte er mit der Erklärung, daß die in Bulgarien thätig gewesenen Konsuln nicht als diplomatische Agenten, sondern als Sach- und Landeskundige, durch das Vertrauen des Fürsten Gortschatow ausgezeichnete Administratoren in den Dienst der Ziviloberverwaltung gezogen werden sollten, und daß diese Verwaltung unter dem Höchstkommandirenden stehen werde, zu dessen Verfügung die bisher in Bulgarien thätig gewesenen Beamten bereits gestellt worden seien.

Die einige Tage später getroffene Entscheidung erfolgte wesentlich im Sinne

der Kommissionsbeschlüsse. Ein kaiserlicher Ukas vom 16./28. November regelte die Etat-, Rang- und Gehaltsverhältnisse des neu creirten „Dienstzweiges“, erteilte dem Chef desselben das Recht, seine Beamten selbst auszuwählen, alle auf statistische Erhebungen, Verwaltungs- und Steuerverhältnisse des zu occupirenden Gebiets bezügliche Aenderungen zu treffen, sich mit örtlichen Vertrauenspersonen zu umgeben, für Ruhe und Sicherheit des Landes zu sorgen und so weiter. Von besonderer Wichtigkeit waren zwei Punkte der in dem erwähnten Ukas enthaltenen „Instruktion“: Der Ziviloberverwalter wurde dem Höchstkommmandirenden direkt und mit der Befugnis zu persönlichen Vorträgen (einem Rechte, das sonst nur dem Chef des Generalstabs zustand) unterstellt und außerdem ermächtigt, als Vermittler zwischen den Nothleidenden seines Bezirks und den Slaventomites in Moskau und St. Petersburg zu fungiren. Die Wichtigkeit dieses letzten Umstandes wurde in der Folge dadurch erhöht, daß zwei politische Freunde Tscherkasski, Iwan Atjakow und Wassiltschitow, an der Spitze der genannten Komites standen, und daß Tscherkasski an der „Reorganisation“ dieser in „slavische Wohlthätigkeitsvereine“ umbenannten Gesellschaften hervorragenden Anteil nehmen durfte. Bezeichnenderweise war diese Reorganisation dadurch veranlaßt worden, daß die „dritte Abteilung“ (politische Polizei) das Treiben der Slaventomites als anstößig bezeichnet und strikte Unterordnung derselben unter das Ministerium des Innern verlangt hatte.

So schien alles zum besten zu stehen, als der Kaiser in die Arim, der Höchstkommmandirende in das nach Bessarabien verlegte Hauptquartier abreiste (19. 31. Oktober 1876); zum Ueberfluß hatte Alexander II. bei Gelegenheit einer Abschiedsaudienz dem Fürsten nochmals den Auftrag erteilt, „wie in Polen zu verfahren“. Eines gewissen Rückhalts an seinem Monarchen glaubte Tscherkasski demnach versichert sein zu können, — der Unterstützung durch die sogenannte öffentliche Meinung war er im voraus und unter allen Umständen sicher. Die seit Beginn der Krisis auf den Gipfel von Popularität und Einfluß gelangte Slavophilenpartei sah in der Ernennung des „Reorganisations von Polen“ einen Erfolg ihrer Sache, und ein der nationalen „Idee“ gemachtes großes und wichtiges Zugeständnis. Mit vollen Waden verkündeten Iwan Atjakow und die übrigen Hauptthäne der Moskauer Presse (einschließlich des großen Skatow) den Ruhm des großen Volksmannes, dem die Zukunft des Slaventums anvertraut sei, der dafür sorgen werde, daß auch die Widerstrebenden unter den Beamten des Kaisers ihre nationale Schuldigkeit thäten, und daß die Diplomatie daran verhindert werde, das „Volk“ noch einmal zu belügen und zu betrügen. Darüber freilich, daß die maßgebenden Elemente der Armee und des Beamtentums ihm abgeneigt seien und daß dieselben nicht müde werden würden, ihm und der „Sache“ Schwierigkeiten zu bereiten, konnte der trotz seiner Leidenschaftlichkeit kalte und skeptische Fürst sich keine Illusionen machen. Von den Männern des kaiserlichen Vertrauens war nur einer, der Kriegsminister Miljutin, ihm gewiß. Ob das aus voller innerer Uebereinstimmung oder aus Pietät gegen den verstorbenen Bruder und dessen polnisches „Werk“ geschah, mochte zweifelhaft sein

— auf den General Miljutin durfte Tscherkasski immerhin rechnen. Was aber wollte die Gunst dieses überhäuften, hundertfach in Anspruch genommenen Mannes bedeuten, wo der direkte Chef des Fürsten, der Oberkommandirende Großfürst Nikolai, als Soldat und Lebemann allen sogenannten höheren Interessen fern stand, und wo Nepotoitschizki zuamt den übrigen militärischen Ratgebern des Großfürsten dem Chef der Ziviloberverwaltung ebenso abgeneigt waren wie Fürst Wortschatow, die meisten Minister und Generale und zahlreiche Tonangeber der vornehmen Gesellschaft? Hat es überall und unter allen Umständen damit seine Schwierigkeit, daß ein Zivilist sich in Kriegszeiten den Militärs gegenüber behauptet, so traf das in dem militärisch-absolutistischen Rußland doppelt zu, zumal für einen Zivilisten, der seine Popularität mit ausgesprochener Unbeliebtheit bei der höheren Gesellschaft hatte bezahlen müssen. Dazu kam noch ein anderes: Tscherkasskis Ernennung zum Generalbevollmächtigten des roten Kreuzes war auf kaiserlichen Befehl und ohne die Mitwirkung der (damals unter der Leitung eines Generallieutenants von Baumgarten stehenden) Gesellschaft erfolgt. Hatte von einem Widerspruch der Gesellschaft gegen diese kaiserliche Entschließung gleich nicht die Rede sein können, so blieb doch übrig, daß die Direktoren derselben dem ihnen octroyirten Generalagenten nicht eben geneigt waren, und daß sie ihm das zu verstehen gaben. Tscherkasski, dem die Uebernahme des Ziviloberverwaltungspostens geeignete Veranlassung zur Niederlegung des in Rede stehenden Ehrenamts geboten hätte, war unflug und hochmütig genug, in seiner Doppelstellung zu beharren und es auf einen stillen Krieg mit dem roten Kreuze ankommen zu lassen, dessen Unkosten begreiflicherweise von seinen Schutzbefohlenen, den frankten und verwundeten Soldaten, bezahlt wurden. — Zunächst blieb er in St. Petersburg, um seine Kanzlei einzurichten und Herrn Anutschin, den Verfasser unseres Berichts, zu seinem Ablatus zu machen. Die Beziehungen beider Männer datirten von Warschau, wo Anutschin die Kanzlei des damaligen Generalpolizeimeisters von Polen, späteren Stadtpräsidenten von St. Petersburg, Treptow, geleitet und dem Fürsten unerwartetes Wohlwollen bewiesen hatte. Wie erwähnt, war Tscherkasski mit dem Statthalter Grafen Berg tödlich verfeindet und demzufolge mit dem gesamten diesem unterstellten Beamtentum in eine Fehde verwickelt gewesen, an welcher auch Treptow teilnahm. Nichts desto weniger hatten die im Auftrage Treptows erstatteten, von Anutschin redigirten Jahresberichte den Fürsten Tscherkasski so freundlich behandelt, als die Umstände irgend erlaubten. In dem begreiflichen Wunsche, sich eines wohlgesinnten Gehilfen zu versichern, und außer stande, einen brauchbaren höheren Beamten oder einen seiner näheren Freunde für Uebernahme des zu besetzenden Vertrauenspostens zu gewinnen (wer Tscherkasski kannte, vermied Abhängigkeitsbeziehungen zu dem unliebenswürdigen Manne), hatte der Fürst sich an Anutschin gewendet und diesen gewonnen.

Inzwischen vergingen Monate über Monate, ohne daß Tscherkasski in das Hauptquartier berufen wurde; absichtlich oder unabsichtlich schien man in Mischinew vergessen zu haben, daß der Chef der Ziviloberverwaltung zur nächsten

Umgebung des Höchstkommandirenden gehören und im Verein mit diesem die Vorbereitungen zu der in Aussicht genommenen Organisationsarbeit treffen sollte. Mit zunehmender Deutlichkeit trat zu Tage, daß die Militärs des großfürstlichen Hauptquartiers den unbequemen und anspruchsvollen „pekin“ als unvermeidliches Uebel ansahen, das man sich so lang wie irgend möglich vom Halse halten müsse. Für Tscherkasski war das um so empfindlicher, als seine Erwartung, in St. Petersburg ausreichendes Material zum Studium der Verhältnisse Bulgariens zu finden, nur sehr unvollständig erfüllt wurde. Der größere Teil der ihm vorgelegten russischen Druckschriften über das Land jenseits der Donau erwies sich als so nichtig, daß er zu der bezüglichen Literatur des Auslandes seine Zuflucht nehmen und zu seinem Kummer erfahren mußte, daß die „slavenfeindlichen“ Heiden des Westens über die Zustände der unterdrückten „Bruderstämme“ häufig sehr viel besser unterrichtet seien als die stamm- und glaubensverwandten Beschützer derselben. Ebenso traurig sah es um die dem Fürsten aus dem Ministerium des Auswärtigen übermittelten diplomatischen Korrespondenzen aus. In der ihm eigentümlichen absprechenden Weise behauptete Tscherkasski unter den sämtlichen auf Bulgarien bezüglichen Konsulats- und Gesandtschaftsberichten nur einen, denjenigen des ehemaligen Generalkonsuls zu Rusichuf, Moschin (vom Juli 1873), lehrreich und brauchbar gefunden und aus den ihm von Aljakow mitgeteilten Papieren des Slaventomies mehr erfahren zu haben wie aus der gesamten diplomatischen Berichterstattung. Auch die brauchbarste aller in seinen Besitz gelangter Karten Bulgariens war ausländischen Ursprungs, — die Aufnahmen des Oesterreichers Stanig, welche der Generalstab durch ethnographische Einzeichnungen vervollständigt hatte.

Tscherkasskis St. Petersburger Aufenthalt zog sich bis zum 10. (22.) April 1877 hinaus. Die auf die Abreise nach Kischeneu bezüglichen Anfragen an den Generalstabschef Nepokoitschizki hatte dieser nur zögernd und mit einem Hinweis darauf beantwortet, daß des Fürsten Eintreffen von dem Reichskanzler nicht gewünscht werde, so lange die auf Erhaltung des Friedens gerichteten Verhandlungen fort dauerten! Kein Wunder, daß Tscherkasski schließlich von der Empfindung erfüllt war, rings von Feinden umgeben zu sein und niemand mehr volles Vertrauen schenken zu dürfen. Gortschakow war sein Gegner, Nepokoitschizki machte aus seiner ungünstigen Gesinnung kaum ein Hehl — auf den Großfürsten war gleichfalls nicht recht zu rechnen — das rote Kreuz chicanirte seinen Generalagenten auf Schritt und Tritt, und da dieser nicht der Mann war, seinen Gegner durch kluges und maßvolles Verhalten zu entwaffnen, so hatten die Verhältnisse sich bereits unheilbar verwirrt, bevor die eigentliche Aktion auch nur ihren Anfang nehmen konnte. Anutichin (der Tscherkasskis Verhalten mehrfach tadelt und unter anderem bemerkt, daß ein besseres Verhältnis zu dem nüchternen und einsichtigen General Nepokoitschizki bei richtiger Behandlung desselben möglich gewesen wäre) berichtet, daß die Spannung zwischen dem Fürsten und den übrigen Verwaltungsressorts daran schuld gewesen sei, daß sein Chef sich vornehmlich mit Offizieren und Militärbeamten umgeben habe, welche von

bürgerlicher Verwaltung nicht viel gewußt hätten; andere Leute als Untergebene des ihm befreundeten Kriegsministers habe Tscherkasski nicht heranziehen wollen, weil ihm daran gelegen gewesen, seinen Beamten „Kompromittirungen“ bei den Vorgesetzten zu ersparen, zu denen sie nach beendetem Kriege zurückkehren sollten! Ende März (1877) wurde ihm endlich eröffnet, daß seiner Abreise nach Kiichinew nichts mehr im Wege stehe; jetzt aber begann er Schwierigkeiten zu machen. Der Großfürst war erkrankt und wurde während der Dauer seiner Verhinderung von Nepofoitschizki vertreten. „Unter“ diesem zu dienen hatte Tscherkasski keine Neigung, und so verschob er seine Abreise bis zur Wiederherstellung des Höchstkommmandirenden — ein Umstand, der begreiflicherweise zur Verbesserung der Beziehungen zwischen Hauptquartier und Ziviloberverwaltung nicht beitragen konnte.

Fast unmittelbar nach Tscherkasskis Eintreffen in Kiichinew nahm der längst angekündigte Krieg zwischen den verschiedenen Ressorts seinen Anfang. In seiner Eigenschaft als Generalagent des roten Kreuzes verlangte er Mitte Mai die rechtzeitige Uebersendung von Pelzen und warmen Kleidungsstücken für die verwundeten und kranken Soldaten, sowie die Anwerbung von Zivilärzten für den Spitaldienst. Der ersteren Forderung kam die Gesellschaft nur so unvollständig nach, daß Tscherkasski unter Verletzung der reglementarischen Formen durchgreifen und sich direkt an zwei hochgestellte Damen der Verwaltung, die Hoffräulein von Rahden und Pillar von Bilhau wenden zu müssen glaubte — ein Vergehen, das in den weitesten Kreisen Aufsehen erregte und zu einer ärgerlichen, schließlich dem Kaiser zur Kenntnis gebrachten Zeitungs polemik Veranlassung gab. Gegen die Heranziehung von Zivilärzten erhob wiederum die Militärmedizinalbehörde Bedenken, indem sie sich auf angebliche Gefährdung der Ordnung und Sicherheit des „Dienstes“ stützte und zu einer endlosen, nicht eben freundschaftlich geführten amtlichen Korrespondenz Veranlassung gab. Tscherkasski setzte seinen Willen schließlich durch und durfte sich (wie der Erfolg lehrte) rühmen, der Sache der Krankenpflege einen wichtigen Dienst erwiesen zu haben — persönlich hatte er bei diesem Erfolge aber nicht gewonnen, sondern die Zahl seiner Gegner und Feinde abermals vermehrt.

Der Hauptkampf stand ihm aber noch bevor, und diesen sollte Tscherkasski direkt mit dem Oberkommando auszufechten haben, dem er dienstlich untergeordnet war und dessen Mitwirkung er als Hauptbedingung für die Erfüllung seiner Hauptaufgabe der „Organisation der occupirten Länder“ ansehen mußte.



Die Ursachen der Launen der Erwachsenen und besonders der Frauen.

Von

Paola Lombroso.

Nach der Veröffentlichung meines Artikels über die Launen der Kinder¹⁾ forderte mich der Herausgeber der „Deutschen Revue“ auf, etwas über folgendes interessante Thema zu schreiben:

Welches sind Form und Ursache der Launen Erwachsener beiderlei Geschlechts?

*

Wenn wir die kindlichen Capricen mit denen Erwachsener vergleichen, so finden wir, daß sie einander im Grunde sehr ähnlich sind und aus derselben Quelle hervorgehen.

Was ist es, das die Menschen zu Capricen und Bizarrieries treibt? Es ist das Bedürfnis zu herrschen, anderen zu imponiren und etwas zu thun, was noch nie jemand gethan hat; oft ist es eine plötzliche, impulsive Idee, der sie unbedingt, sofort, ohne Ueberlegung nachgeben müssen, weil dieselbe ähnlich, wie wir es bei Kindern gesehen haben, ihren Geist vollständig einnimmt. Viele von diesen Extravaganzen tragen einen ganz unschuldigen, wenn auch abgeschmackten Charakter, so der bizarre Einfall von Cardan, während einiger Stunden am Tage enge Stiefel zu tragen, um beim Ausziehen das angenehme Gefühl des Befreitseins zu genießen; so die vielen sonderbaren Capricen Baudelaire's, den die Sucht, öffentlich aufzufallen, so sehr beherrschte, daß er vor keinem Mittel zurückschreckte.

„Eines Sonntags,“ erzählt Maxime du Camp,²⁾ „trat er mit grüngelbten Haaren bei mir ein. Ich that, als ob ich nichts bemerkte; er stellte sich vor den Spiegel, betrachtete sein Ebenbild und that alles mögliche, um meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; als nichts half, fragte er mich schließlich: ‚Sehen Sie denn nichts Abnormes an mir?‘ — ‚Nein.‘ — ‚Ich habe doch aber grüne Haare, das sieht man nicht gerade häufig.‘ Ich antwortete: ‚O, im Gegentheil, alle Welt hat mehr oder weniger grünes Haar; ja, himmelblaues Haar, das wäre allerdings überraschend, aber grünes Haar findet man unter gar sehr vielen Hüten in Paris.‘ Fast gleich darauf empfahl sich Baudelaire und sagte zu einem Bekannten, den er unterwegs traf: ‚Gehen Sie ja nicht zu Maxime du Camp, er ist heut in fürchterlicher Laune.‘“

„Ein andermal,“ erzählt derselbe Autor, „kam Baudelaire zu mir und verlangte etwas zu trinken; ich bot ihm Thee, Bier, Grog an, aber er wies alles zurück mit dem Bemerken: ‚Ich trinke nur Wein.‘ Ich ließ ihm die Wahl

¹⁾ „Deutsche Revue“ 1895. März-Heft.

²⁾ M. du Camp. Souvenirs littéraires, Band VI.

zwischen Burgunder und Bordeaux, und als er sich für alles beides entschieden hatte, ließ ich die zwei Flaschen Wein, ein Glas und eine Flasche Wasser hereinbringen. „Haben Sie die Güte, die Wasserkaraffe wieder fortnehmen zu lassen,“ bat mein Gast, „der Anblick von Wasser ist mir unerträglich.“ Im Verlaufe einer Stunde leerte er nun diese zwei Flaschen in langen Zügen, und ich setzte bei dem allem eine um so gleichgiltigere Miene auf, als ich sah, daß er mich ab und zu verstohlen beobachtete, um sich an dem Eindruck zu weiden, den sein sonderbares Verhalten auf mich machte.“

Aehnlich exzentrisch war der berühmte französische Schriftsteller Gauthier, der sich weigerte, Uniform anzulegen, und zwar aus ästhetischen Gründen; er ließ sich lieber gefangen nehmen und einsperren, als nachzugeben, und antwortete seinen Bekannten, die ihm zuredeten, sich doch zu fügen, um all den Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen: „Ich habe nicht das Recht, die Schönheit meiner Formen zu verunstalten, indem ich sie in eine lächerliche Kleidung sperre. Es ist schon demütigend genug, einen Sackpaletot tragen zu müssen, und ich will mich nicht noch mehr herabwürdigen, indem ich mir eine Tunika mit Epauletten anziehe und einen Tschako mit Ponpons aufsetze.“

Aehnlichen Marotten begegnet man auch bei Balzac, der, obgleich tief verschuldet, sich eine fürstliche Wohnung einrichtete, und während er kaum Geld genug besaß, um sich Kaffee zu kaufen, doch nicht im Stande war, auf den Besitz eines eleganten Service von Meißner Porzellan zu verzichten.

Auch die Launen Verliebter treten oft in Form plötzlicher, heftiger Impulse auf, die eine augenblickliche Befriedigung verlangen. So erzählt de Goncourt von sich selbst, daß, als er eines Abends mit seinem Freunde in einem der Vororte von Paris spazieren ging, an einem der Fenster eine junge Dame sichtbar wurde, die sie kannten, eine Schauspielerin vom Theater der Folies dramatiques. „Unter Lachen fingen wir an, an dem Gitterwerk, das fast bis zu dem betreffenden Fenster reichte, hinaufzuklettern. Mein Freund gab es bald auf, da die Sache nicht allzu sicher schien, aber ich, einmal unterwegs, kletterte ernsthaft weiter. Wie ein Peitschenhieb hatte mich plötzlich das Verlangen befallen, dieses Weib zu besitzen; es war gewissermaßen ein zweites Ich in mir, das sie liebte, begehrte, sich nach ihr sehnte; und so stieg ich in der fieberhaften Aufregung eines Geisteskranken weiter und kam endlich oben an . . . Ich war fünfzehn Fuß lang verliebt gewesen.“

Hier kommen wir indessen schon zu den Capricen erwachsenen Charakters, die, obgleich aus denselben Motiven hervorgegangen wie die kindlichen Launen, doch eine ganz andere Tragweite besitzen als diese. Ein Kind mag noch so eigensinnig und capriciös sein, es mag um sich schlagen und beißen, seine Schläge und Bisse werden nicht gefährlich, da es über keine nennenswerten Kräfte verfügt, während der Erwachsene, indem er seinen Marotten nachgeht, oft das Geschick einer Familie, eines ganzen Landes in seinen Händen hält, und Reichthümer, ganze Armeen zur Disposition hat.

So mußte die Frau Carlyles, infolge einer der Capricen ihres Mannes,

täglich mit eigenen Händen sein Brot backen, obgleich sie zart und kränzlich war, und sie wurde von ihm für jeden Hahnenjchrei in der ganzen Umgebung verantwortlich gemacht.

Ein Berliner Bankier, der Hunderte von Familien ins Elend gestürzt hat, ließ sich während eines Badeaufenthaltes in Heringsdorf täglich seinen Barbier von Berlin kommen, um sich von ihm rasiren und frisiren zu lassen. Ein junger Italiener, der in Amerika ein großes Vermögen gemacht hatte, brachte es fertig, im Laufe eines Jahres zwei Millionen auszugeben, und zwar auf die phantastischste Weise. Er durchreiste das Land in einem Expreszug, in einem ganz mit einer bestimmten Sorte von Blumen decorirten Wagen, und alle zwei bis drei Stunden hielt der Zug auf einer Station, wo ein neuer, voraus bestellter Wagen, der mit anderen frischen Blumen geschmückt war, auf den sonderbaren Reisenden wartete. Ein übrigens noch lebender französischer Schriftsteller Lebaudy hat sich einen eigenen Zirkus bauen lassen, in dem für ihn allein Stiergefechte aufgeführt werden, und ein von seiner Regierung in diplomatischen Missionen nach Europa geschickter Brasilianer — übrigens ein Mann von hoher Intelligenz — war von allem, was er hier sah, so entzückt, daß er ohne Wahl alles kaufte, was ihm angeboten wurde, unter anderem ein Biergespann, für das er natürlich weder einen Stall, noch geeignetes Dienpersonal besaß.

In der „Histoire curieuse et véritable des enrichis de la révolution“ findet man geradezu unglaubliche Sachen über die Ansprüche, die Thorheiten solcher plötzlich zu enormem Reichthum gelangten Individuen.

„Die größten, prächtigsten, über und über mit Gold und Skulpturen geschmückten Paläste des Faubourg Saint-Germain sind einem plötzlich reich gewordenen Lafaien kaum gut genug; dem früheren Winzer von Corbigny ist nicht eher wohl, als bis sich statt des Eingangsthors zu seinem Palast ein Triumphbogen über seinem Haupte wölbt, und er kauft mit einem Schlage das Palais, ein Gespann von zwölf Pferden mit allem Zubehör und die Gunit der Mademoiselle Lange . . . Ihre Feste feiern sie in riesigen Spiegelsälen, in denen Blumen von den Wänden nickten und Vögel zwitschern, wo Fliederbüsche plötzlich wie durch Zauber aus den Tischen herauswachsen und ihre duftenden Tolden über die Köpfe der Gäste neigen. Sie müssen Diners zu 200000 Franken, Westentkнопfe zu 18000 Franken haben, und auf ihren Bällen muß es zum mindesten eine kleine Lotterie von Diamanten und anderen Kostbarkeiten geben.“

Je höher man hinaufsteigt in die Sphären der Macht und des Reichthums, desto unwahrscheinlicher, abenteuerlicher werden die Marotten: Kaiser Nero läßt, um sich den Genuß eines großen Feuerwerks zu gestatten, eine Riesenstadt anzünden. Claudius, der die Zeit der hundertjährigen Spiele nicht erwarten kann, läßt sie früher, als es eigentlich Zeit ist, aufführen unter dem Vorwande, schon Augustus hätte sie eigentlich früher geben müssen. Caligula verehrte seinem Pferde Incitatus Sklaven, Freigelassene und eine ganze Hauseinrichtung, lud im Namen desselben die Edelsten Roms zu großen Gastmählern ein und hatte sogar die Absicht, das Tier zum Konsul zu ernennen. Derselbe Kaiser ließ sich von seinen

Senatoren die Füße küssen, und um nach dem Vorbild des Xerxes einen sichtbaren Beweis seiner Herrschaft über das Meer zu geben, ließ er alle vorhandenen Schiffe in der Meerenge von Baji auffahren, so daß er dann wie über eine Brücke im Triumph über sie dahinschreiten konnte. Ein andermal ließ er ohne allen Grund eine Armee von 200 000 Mann zusammenberufen, und schließlich ließ er sich, ohne irgend einen Kriegszug unternommen oder eine Schlacht geschlagen zu haben, siebenmal zum Triumphator ernennen.

Hierher gehört auch der Größenwahn Napoleons, der den frühzeitigen Tod von Millionen Menschen verschuldete und sein Vaterland so tief ins Elend gebracht hat, daß es sich jetzt noch kaum davon erholt hat. Handlungen wie diese haben natürlich eine sehr viel größere Tragweite als gewöhnliche Capricen, wenn sie auch denselben Ursprung haben, nämlich den Eigenwillen, die Freude am Herrschen, am Ausüben seiner Macht: je stärker man diese Macht fühlt, desto mehr läßt man seinen Launen die Zügel schießen.

*

Aber die Skala der Capricen ist bei weitem größer und reichhaltiger, als man auf den ersten Blick glauben sollte.

Was wir gemeinhin Caprice nennen, ist eine impulsive, bizarre, wunderliche Idee, die sich dem Geiste aufdrängt, die aber in stetem Wechsel begriffen ist: daneben gibt es aber eine andere Menschensorte, bei denen die Launen sich sozusagen in stabilem Gleichgewicht befinden. Hierher gehören die Sammler, die Mattoiden, bei denen eine bizarre Idee ein für allemal Platz gegriffen hat.

Dejeuret berichtet interessante Fälle von solcher verschrobenen Sammelwut; so verbrachte jemand dreißig Jahre seines Lebens damit, sich eine Sammlung von mehr oder weniger geschichtlich berühmten Pfropfenziehern anzulegen; ein anderer war Mumienjammeler und befahl, man solle ihn, wenn er gestorben sei, mit seiner schönsten Mumie zusammen begraben. Ein pensionirter Marineoffizier sammelt mit Leidenschaft Uniformknöpfe und Bohnen: von letzteren hat er ganze Schachteln voll: rote, weiße, graue und gemischte, runde, lange, eckige, ovale und mikroskopisch kleine, und nichts geht ihm über den Genuß, diese Bohnensammlung zu betrachten.

Eines Tages nun sieht er vor seinem Fenster einen schlecht gekleideten Mann vorüber gehen, an dessen Beinkleidern er einen Uniformknopf entdeckt, der seiner Sammlung fehlt. So schnell er kann, eilt er nun die Treppe hinab und hinter dem Betreffenden her; er erreicht ihn und bietet ihm große Summen für den ersehnten Gegenstand, und als der Unbekannte sich hartnäckig weigert, den Knopf herzugeben, reißt er ihn ihm unversehens ab und macht sich aus dem Staube.

Ich habe selbst verschiedene solche Individuen gekannt, die hart an der Grenze des Irreseins standen, und die mein Vater mit dem Namen *Mattoid* bezeichnet. Einer von diesen hatte die fixe Idee, einen Planeten entdeckt zu haben, den er „*Scoppiato*“ (der Explodirte) nannte, und der aus all den kleinen

abgesplitterten Stücken der anderen Planeten entstanden sein sollte. Ein anderer war ganz von der Idee erfüllt, daß das Erdinnere einen Buckel haben müsse: da es Erdbeben gibt, bei denen das Innere nach außen getrieben wird, so ist es klar, daß der Erdkern einen Buckel haben muß.

Für diese Art von bizarren Einfällen und fixen Ideen genügt keine psychologische Erklärung mehr; sie spielen schon in das Gebiet des Pathologischen hinüber, und wir haben es hier offenbar mit einer bestimmten Art von Anomalie zu thun, mit einer Geistesstörung geringeren Grades, die sich sozusagen auf eine einzige Idee beschränkt und im übrigen ziemlich unschädlich ist, sowohl für das Individuum selbst, das neben seiner fixen Idee ganz gut seinen Geschäften nachgehen kann, wie auch für die Umgebung.¹⁾

*

Wenden wir uns jetzt zu der Frage nach der speziellen Form der Launenhaftigkeit beim weiblichen Geschlecht.

Ist die Frau überhaupt launischer als der Mann?

Es ist dies eine prätere Frage, die wir jedoch, glaube ich, bei aller Unparteilichkeit mit nein beantworten können. Die Frauen mögen vielleicht anscheinend capriciöser sein, im Grunde sind aber ihre Launen viel weniger verhängnisvoll als die der Männer, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde. Die Frauen stehen in gewissem Sinne hinter den Männern zurück, sie sind weniger verbrecherisch, weniger genial und weniger bizarr; zur rechten Launenhaftigkeit gehört ein starker Eigenwille, Einbildungskraft und Eigensinn, alles Dinge, die beim Mann in stärkerem Maße vertreten sind. Außerdem stehen die Frauen nicht wie die Männer mitten im Geschäftsleben, so daß ihre capriciösen Einfälle nicht die Tragweite haben wie beim männlichen Geschlecht.

Selbst in seinen Capricen bewegt sich der weibliche Geist auf einem beschränkten Gebiet.

Ein altes Fräulein von siebenzig Jahren, intelligent und wohlwollend, hinterläßt zum Beispiel den größten Teil ihres Vermögens (500 000 Mark) unverheirateten Beamtentöchtern im Alter von über vierzig Jahren, deren jeder eine Rente von 300 Mark ausbezahlt werden soll.

Man vergleiche hiermit das Testament eines kürzlich verstorbenen italienischen Gynäkologen, des Dr. Giordano. Er hinterließ 500 000 Franken und bestimmte ein Hundertstel davon für ein jährliches Banket, welches den Gewinnern des Preises Viberi (um den er selbst sich einmal vergeblich beworben hatte; gegeben werden sollte; von zwei weiteren Tausendsteln sollte eine Fontäne gebaut werden, der er schon im voraus den Namen einer seiner Geliebten gab. Ein Tausendstel setzte er als Preis aus für denjenigen Bauern, dem der Anbau einer besonderen Art von Rübe — seinem Lieblingsgericht — am besten gelänge. 30 000 Franken vermachte er dem Pfarrer seines Heimatdorfes, weil

¹⁾ Auch die deutschen Psychiater so Professor Bernice anerkennen wieder die Existenz derartiger isolirter Anomalien, die sie lange Zeit bestritten.

sich derselbe niemals vor ihm sehen lassen und ihn nie gelangweilt hatte; für weitere 3000 Franken sollten die alten Büsten von Akademikern, die sich in der Akademie befanden, erneuert werden, denn „es wäre eine Schande, solche Gips-
vifagen zu haben,“ sagte er; schließlich setzte er noch einen Preis aus für den Sieger in einem Boyergesecht, „um den kriegerischen Geist der Nation zu beleben“, wie er sagte, und so weiter.

So gibt es auch viel weniger weibliche als männliche Mattoide; ich für mein Teil kenne deren nur zwei: eine Amerikanerin, die gleich Rustin für die Gracifizierung der Menschheit schwärmt, und die zu diesem Zweck ein ganzes System der Gymnastik mit bestimmten Arm- und Beinbewegungen erfunden und ausgearbeitet hat; die andere, eine mir persönlich bekannte Italienerin, Mutter mehrerer Kinder, hat die kriminelle Anthropologie zum Gegenstand ihrer Verschrobeneheit gemacht und verfeindet sich mit all ihren kleinstädtischen Mitbewohnern, indem sie ihnen ohne Umschweife sagt, der und der müsse ein Schuft sein seiner absteigenden Ehren wegen, ein anderer habe Kinnladen wie ein Dieb und so weiter.

Die Frauen, könnte man sagen, besitzen das Kleingeld der Caprice, sie bewegen sich auch hierin immer auf den untersten Stufen der Leiter, das muß jedem Beobachter auffallen.

So gibt eine Dame meiner Bekanntschaft jedem Dienstmädchen, das Marie heißt, sofort einen andern Namen, weil sie es unwürdig findet, daß ein Dienstbote denselben Namen trägt wie sie; eine andere hat oft die wunderliche, übrigens von recht schlechtem Geschmack zeugende Laune, plötzlich von einem Tage zum andern ihr ganzes Mobiliar zu wechseln. Goncourt erzählt von einer Dame, die so und so viele Stunden täglich in einer Niesenbadewanne mit eiskaltem Wasser verbrachte, und noch wunderlicher ist die Marotte der Sarah Bernhard, der es Vergnügen macht, in einem Sarge zu schlafen.

Das Hauptgebiet weiblicher Laune ist die Toilette mit all ihren kleinen und großen Künsten. Der Wunsch, zu gefallen, bildet das Hauptinteresse der Frauen, das sich in der Caprice kristallisiert, und die Mode ist sozusagen die kanalisirte und legalisirte weibliche Caprice.

Man denke nur an den Kopfsputz des achtzehnten Jahrhunderts in Form von Schiffen mit Masten, Segeln und Matrosen oder in Gestalt ganzer Landschaften mit Bäumen, Wiesen und Hirten, zu dessen Herstellung mindestens vier Stunden erforderlich waren: an die weiten Röcke mit ihrem ganzen komplizirten System von Reifen, Fischbeinen und Wändern, an die nach Frankreich übertragene griechische Mode, die hier sehr bald zu einer dürftig verschleierte Nacktheit wurde, und deren Auswüchse de Goncourt in seinem Buche „De la société pendant la révolution et le directoire“ so gut charakterisirt.

Nach seinen Angaben soll ein Arzt jener Zeit mit Bestimmtheit versichert haben, zur Zeit jener lustigen Griechemode wären innerhalb eines Jahres mehr junge Mädchen gestorben als in den vorhergehenden vierzig Jahren.

Charakteristisch für die Launenhaftigkeit des Weibes ist die Flüchtigkeit ihrer

Neigung. Ein paar junge Russinnen meiner Bekanntschaft, sehr intelligente, hübsche Mädchen, führten aus reiner Laune das Leben des ewigen Juden, hielten es an keinem Orte lange aus und waren immer überzeugt in dieser oder jener andern Stadt, diesem oder jenem andern Lande würde es ihnen besser gefallen.

Ich kenne eine andere Frau, die die Marotte hat, jedesmal, wenn sie einen neuen Hut mit größter Sorgfalt ausgewählt, ausprobiert und schließlich gekauft hat, denselben, sobald er ihr zugeschickt wird, entsetzlich häßlich zu finden, ihn bis auf den Grund aufstrennt und mit eigener Hand ganz von neuem garnirt. Aber warum hat sie nicht eine Stunde früher gemerkt, daß der Hut unkleidlich und häßlich ist? Und wenn sie geschickt genug ist, warum hat sie sich den Hut nicht von vornherein selbst garnirt?

In diesen „Warum“ liegt das Wesen der weiblichen Caprice, in dieser Unbeständigkeit des Willens, diesem Verlangen nach Dingen, die auf den ersten Blick als so sehr begehrenswert erscheinen, um dann sofort an Reiz zu verlieren.

Ein Beweis dafür, daß das Gebiet der weiblichen Caprice nur darum so eng ist, weil ihr ganzes soziales Leben auf einen kleinen Kreis beschränkt ist, liegt in dem Umstand, daß, wo sich einmal zufällig das weibliche Leben in größerem Umfange ausdehnen kann, die Launen auch sofort in größerem Maßstabe auftreten.

Man denke zum Beispiel an Katharina II. von Rußland und die groteske, phantastische Art, mit der sie an einem ungetreuen Liebhaber Rache nahm: man denke an die unerfättlich phantastische Marie Antoinette, die Millionen dafür ausgab, die Gärten von Trianon in Pachthöfe umzugestalten, mit Mühlen, kleinen Häuschen und Kühen, die von ihr selbst und ihrem Hofgesolge, alle in eleganter Schäfertracht, gehütet und gemolken wurden.

Das beste Beispiel hierfür sind jedoch die großen Courtisanen: „Das Leben der Madame Dubarry,“ sagt de Goncourt, „ist eigentlich nichts als die Geschichte ihrer Rechnungen. Die einfachste ihrer Toiletten kostete mindestens 5—10000 Franken. Die wahnsinnigen Träume einer galanten Dame werden hier zur Wirklichkeit: Tausende, Hunderttausende werden den Modethorheiten, Juwelen, Spitzen und sonstigen überflüssigen Dingen geopfert, und der ganze königliche Schatz rollt wie ein Strom von Gold und Silber durch die Hände einer schönen Frau.“

Eine durchaus capriciöse Natur ist auch die berühmte russische Künstlerin Marie Bashkirtseff, die ihre kostbare Taschenuhr ins Wasser wirft, einzig um ihrer Mißstimmung Luft zu machen, die mit Vorliebe die Nacht mit ihren Hunden zubringt, und diese Tiere allen Menschen vorzuziehen behauptet, und die beständig umherreist, von einem Ende Europas zum andern, aus keinem andern Grunde, als weil sie nirgends Ruhe findet.

*

Die Ursache aller dieser Capricen liegt, wie wir leicht sehen, einmal in der Veränderlichkeit des weiblichen Geschlechts, in der Sucht nach etwas Neuem,

dann aber auch in dem Wunsche, ihrer Umgebung aufzufallen, von ihr bemerkt zu werden, sie zu beherrschen; wenn wir nun aber noch tiefer in das pinchische Leben eindringen, so finden wir einen für alle gemeinjam geltenden Ursprung, nämlich die Unthätigkeit oder doch wenigstens den Mangel der den Frauen so notwendigen und natürlichen körperlichen, materiellen Arbeit. Die unthätig verträumten Stunden sind es, in denen die capriciösen Einfälle Wurzel schlagen und wuchern; der Mangel an geregelter, das Leben ausfüllender Arbeit ist es, der all die verschrobenen Bedürfnisse, den Wunsch nach Veränderung, nach Herrschaft über die Umgebung, nach allem Neuen und Ungewöhnlichen erzeugt.

Hat man schon jemals von den Launen der niederen Klassen, der Arbeiterbevölkerung gehört? Nein, denn das Leben dieser Menschen ist ganz mit Arbeit ausgefüllt, so daß sie keine Zeit haben, ihren Einfällen nachzugehen, und wenn das Volk wirklich einmal unbegreifliche, bizarre, widersinnige Handlungen begeht, wie es zur Zeit der französischen Revolution häufig genug vorgekommen ist, — man denke nur an die völlig aus der Luft gegriffene, neugeschaffene Religion, an die Verehrung der Göttin der Vernunft, an die Verhimmelung höchsten Wesens in Gestalt einer Tänzerin, an die in den Kirchen abgehaltenen Orgien und so weiter — so haben wir es hier weniger mit Capricen und Marotten, als mit einer Art von Geistesstörung zu thun, die wie eine Seuche ein ganzes Volk befallen hat, und die so um sich greifen konnte, weil mit den Unruhen der Revolution die geregelte Arbeit aufhörte, so daß dem Volk zur Ausübung seiner extravaganten Einfälle Zeit und Muße blieb.

Das beste Gegengift gegen Verschrobenheit und Launenhaftigkeit Erwachsener ist die Arbeit; für Frauen wäre vielleicht noch ein wirksames Korrektiv die Mutterchaft oder ein Ersatz derselben. Im Grunde ist nämlich die Eitelkeit der Frauen, ihre Neigung zu spielerischen Tändeleien, ihre Veränderlichkeit und Neuerungsjucht nichts als der unbestimmte Wunsch, zu gefallen, zur Gattin und Mutter gewählt zu werden. Die Mutterchaft ist das wirksamste Heilmittel gegen alle weiblichen Grillen, und wenn die wahre Mutterchaft ihnen nicht beschieden ist, so muß ihr Interesse auf etwas hingelenkt werden, was dieselbe möglichst ersetzt, zum Beispiel die Beteiligung an Wohlthätigkeitswerken aller Art, Kindererziehung, Waisenfürsorge, Krankenpflege, wie es ja jetzt in zivilisirten Ländern überall angebahnt wird.



Die spanische Thronkandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern und die von Sybelsche Darstellung.

Von

Dr. M. Schmitz.

Mit welcher Spannung man allseitig die beiden letzten Bände des von Sybelschen Werkes über die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. aufgenommen hat, bezeugen die bald nach der Herausgabe in zahlreichen Zeitschriften erscheinenden Anzeigen und Besprechungen. Ein ganz besonderes Interesse aber beansprucht aus der Geschichte der behandelten Jahre (vom Herbst 1866 bis in die denkwürdigen Julitage 1870) die Frage nach der Entstehung des deutsch-französischen Krieges, welcher der Verfasser daher auch eine sehr eingehende und behutsam erörternde Darstellung widmet. Dieselbe hat denn auch manche Vorstellungen geändert, berichtigt oder wenigstens in andere Beleuchtung gerückt. Doch konnte von Sybel für diese so wichtige Frage noch nicht den zweiten Band des Buches „Aus dem Leben König Karls von Rumänien, Aufzeichnungen eines Augenzeugen“ (Stuttgart 1894) benützen; er kannte die Aufzeichnungen nur, soweit sie in der „Deutschen Revue“ (bis 1869 reichend) erschienen waren.¹⁾ Dadurch ist ihm aber eine in ihrer Bedeutung noch keineswegs hinreichend gewürdigte Quelle allerersten Ranges mit den schwerstwiegenden Nachrichten entgangen, und das hat denn auch bereits Delbrück in den Preussischen Jahrbüchern (Februarheft 1895, Seite 341—348) veranlaßt, daraufhin einen kurzen Aufsatz „Zum Ursprung des Krieges von 1870“ erscheinen zu lassen. Doch verfolgt derselbe hauptsächlich die Absicht, über Bismarcks Ansichten und Pläne nach den bisher feststehenden Thatfachen Klarheit zu schaffen; ich möchte im folgenden dagegen einen andern Umstand, soweit dies auf Grund der genannten Publikation möglich ist, erörtern, nämlich die Frage nach der Stellung des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, beziehungsweise seines Sohnes, des Erbprinzen Leopold, in der ganzen Angelegenheit. Denn von Sybels Darstellung wird ihnen nicht gerecht, spricht er doch (VII. 256, 259 f. 265) die, wie sich ergeben wird, durchaus unrichtige Behauptung aus, die vierte und letzte Verhandlung Primz mit dem Fürsten von Hohenzollern und seinem Sohne sei hinter dem Rücken König Wilhelms erfolgt, und Karl Anton habe, ohne vorher König Wilhelms Meinung eingeholt zu haben, dem spanischen Abgesandten Salazar am 20. Juni seine Zusage gegeben, sowie auch der Erbprinz Leopold den Antrag ohne Befragung des Königs, obgleich dessen entgegengesetzte Ansicht ihm längst bekannt war, angenommen: Die spanische Thronkandidatur des jetzigen Fürsten von Hohenzollern würde demnach als ein reines Privatunternehmen des fürst-

¹⁾ Die Benützung der Akten des Auswärtigen Amtes aber, durch welche die fünf ersten Bände eine so unübertroffene quellenmäßige Grundlage erhielten, war dem Verfasser, wie er in der kurzen Vorrede zum sechsten Bande bemerkt, einige Monate nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck entzogen worden.

lichen Hauses erscheinen, das von Sybel (S. 259) auch noch als solches durch die billige Anekdote zu charakterisiren sucht, in Berlin habe man erzählt, Fürst Karl Anton sei schließlich doch zu der Ansicht gekommen, ein König von Spanien habe eine schönere Stellung in der Welt als ein preußischer Stabsoffizier.

Sehen wir uns demgegenüber nunmehr die die spanische Angelegenheit betreffenden Briefe und Mitteilungen des oben genannten Augenzeugen aus dem Jahre 1870¹⁾ an, der, wie sich aus dem im Buche Mitgetheilten ergibt, in der allernächsten Umgebung des Königs Karl von Rumänien, des jüngeren Bruders des Fürsten Leopold von Hohenzollern, gesucht werden muß. Sie geben in chronologischer Reihenfolge die dem damaligen Fürsten von Rumänien aus seiner Heimat, hauptsächlich von seinem Vater, dem Fürsten Karl Anton, berichteten einzelnen Umstände im Verlauf der ganzen Angelegenheit. Unter dem 1. März lesen wir: „Aus der Heimat gehen dem Fürsten weltbewegende Nachrichten zu: Don Salazar ist wiederum von General Prim nach Deutschland entsandt worden, diesmal aber direkt nach Berlin. Er überbringt dem König von Preußen, dem Erbprinzen von Hohenzollern und dem Grafen Bismarck Briefe der spanischen Regentenschaft, in denen die eindringliche Bitte ausgesprochen wird, daß Erbprinz Leopold die Krone Spaniens annehmen möge. Der Fürst und der Erbprinz von Hohenzollern sind der Ansicht, daß das Anerbieten abzulehnen sei; besonders der Erbprinz fühlt eine fast unüberwindliche Abneigung dagegen, und auch der Fürst ist nur dann geneigt, die Sache in ernsthafte Erwägung zu ziehen, wenn ein höheres Staatsinteresse es erheischen sollte.“ Das ist der gleich zu Anfang auftretende und bis zum schließlichen Ausgang aller Verhandlungen festgehaltene und maßgebend gebliebene Grundsatz. Und Bismarck war es, welcher dieses besondere Staatsinteresse behauptete und immer wieder betonte; hören wir die diesbezügliche (S. 66 f.) gebrachte Nachricht: „Fürst Karl erfährt, daß sein Bruder, der Erbprinz Leopold, sich nach Berlin begeben hat, wohin in einigen Tagen sein Vater ihm folgen wird. Dann soll die spanische Frage endgiltig entschieden werden, da Don Salazar nicht länger zuwarten kann. Graf Bismarck plädirt mit großer Wärme für die Annahme der Krone durch den Erbprinzen; er hebt in einer Denkschrift an König Wilhelm die große Bedeutung hervor, welche die Verufung eines Hohenzollernprinzen auf den spanischen Thron für Deutschland haben würde: politisch unschätzbar würde es sein, im Rücken Frankreichs ein freundlich gesinntes Land zu haben, und auch wirtschaftlich würde es für Deutschland wie für Spanien selbst die größten Vorteile nach sich ziehen, wenn dieses entschieden monarchisch gesinnte Land unter einem König aus deutschem Stamme seine Hilfsquellen zur Entwicklung brächte, und sein Handel sich auf die Höhe höbe, die der Ausdehnung seiner havenreichen Küsten entspräche.

Erbprinz Leopold vermag sich aber nicht über das Bedenken hinwegzusetzen,

¹⁾ Die früheren Verhandlungen übergehe ich als für die Zwecke des Aufsatzes unwesentlich. Vergl. darüber meine Schrift: Fürst Karl Anton von Hohenzollern und die Bedeutung seiner Familie für die Zeitgeschichte (Neuwied 1893, 4. Aufl.), S. 73 ff.

daß so viele Zweige der entthronten Königsfamilie ihre Ansprüche auf die ihm angetragene Krone noch geltend machen. Auch König Wilhelm teilt die Auffassung seines Ministers nicht und spricht die schwersten Bedenken gegen die Annahme aus; die Entscheidung selbst überläßt er aber einzig und allein dem Erbprinzen, den er in keiner Richtung zu beeinflussen wünscht. Der Kronprinz warnt den Erbprinzen, sich darauf zu verlassen, daß die preussische Regierung, wenn sie auch jetzt, vielleicht zur Erreichung eines bestimmten Zweckes, auf dieses Projekt einginge, ihm später ihre Unterstützung wirklich gewähren würde!

(15. März). In Berlin findet im Schlosse eine Beratung statt, bei welcher Graf Bismarck von neuem mit großer Wärme für die Annahme der spanischen Krone durch den Erbprinzen Leopold eintritt. Kronprinz Friedrich Wilhelm sieht dagegen viele Schwierigkeiten voraus und hält die Lage in Spanien für sehr unsicher.

(16. März). Erbprinz Leopold erklärt dem Chef seines Hauses, daß er die Krone ablehnen müsse! Graf Bismarck besteht darauf, daß die Hohenzollern die spanische Kandidatur nicht fallen lassen dürften; so telegraphirt denn Fürst Karl Anton seinem dritten Sohne, dem Prinzen Friedrich,¹⁾ daß er seine italienische Reise abbrechen und nach Berlin zurückkehren solle, da nach der Ablehnung seines Bruders die Entscheidung nunmehr an ihn herantrete.

In einem Briefe des Fürsten Karl Anton an seinen Sohn vom 20. März finden wir dann eine Zusammenfassung des bisherigen Verlaufs mit folgenden Worten: „Ich bin seit vierzehn Tagen in höchst wichtigen Familienangelegenheiten hier: es handelt sich um nichts Geringeres als um Annahme oder Ablehnung der spanischen Krone für Leopold, welche, allerdings unter dem Siegel eines europäischen Staatsgeheimnisses, von der spanischen Regierung offiziell angeboten worden ist.

„Diese Frage präoccupirt hier sehr. Bismarck wünscht die Annahme aus dynastischen und politischen Gründen, der König aber nur dann, wenn Leopold dem Rufe gern folgt. Am 15. war hier eine sehr interessante und wichtige Beratung unter Vorsitz des Königs, bei welcher der Kronprinz, wir beide, Bismarck, Moos, Moltke, Schleinitz, Thile und Delbrück zugegen waren. Der einstimmige Beschluß der Ratgeber lautet auf Annahme, weil die selbe eine preussische patriotische Pflichterfüllung sei. Aus vielen Gründen, nach schweren Kämpfen hat Leopold abgelehnt. Da nun aber in Spanien avant tout ein katholischer Hohenzoller gewünscht wird, so habe ich Fritz, im Falle seines Einverständnisses, vorgeschlagen . . . und ich hoffe, daß er sich dazu bestimmen lassen wird. Doch ist alles erst im Werden, und das Geheimnis muß vorläufig gewahrt bleiben. Deiner lieben Mutter wird es einen ungeheuren Kampf kosten, allein sie wird schließlich nicht in den Gang der Weltgeschichte eingreifen wollen. Auch dieses sind ja unbegreifliche Fügungen der Vorsehung.

„Don Salazar, den Du auf der Weinburg gesehen hast, war mit Schreiben von Prim nach Berlin gekommen; er ist wieder zurückgereist, weil es sonst hätte

¹⁾ Derselbe ist jetzt Kommandeur des sechsten Armeecorps in Breslau.

bekannt werden können, daß ein spanischer Abgeordneter hier ist, der viel mit Bismarck verkehrt und so weiter. Auch für Deine politische Stellung ist die Lösung der spanischen Frage nicht gleichgiltig.“

Prinz Friedrich lehnte übrigens, wie wir weiter hören, den Antrag sofort ab und erklärte, daß er sich nur einem bestimmten Befehl des Königs fügen würde. Fürst Karl von Rumänien aber gab in einem vom 1. April datirten Antwortschreiben der Hoffnung Ausdruck, daß der Erbprinz sein letztes Wort in der spanischen Angelegenheit noch nicht gesagt habe, der gewiß dieser großen Mission gewachsen sein würde; doch müßte man im Falle der Annahme der Krone entschieden einige Bedingungen bezüglich des Meeres und der Verfassung stellen.

Unter dem 3. April erfahren wir dann weiter, daß Fürst Karl Anton aus Berlin vernommen, „daß Graf Bismarck die Annahme der spanischen Krone durch einen der Prinzen von Hohenzollern wiederholt und mit der größten Entschiedenheit für eine politische Nothwendigkeit erklärt hat.“ Wohl daraufhin stellte der Fürst drei Bedingungen, „die die Öffentlichkeit nicht aufwählen, wie es zum Beispiel diejenige der Auflösung der Armee thun werde,“ schreibt er am 16. April nach Bukarest. Die Bedingungen sind folgende: „Garantie gegen den Staatsbankerott, Durchbringung aller antiklerikalen Gesetze, damit das Odium nicht auf den Namen des neuen Souveräns fällt, und Zweidrittel- bis Dreiviertelmajorität bei der Wahl durch die Cortes. Dies sind die einzig möglichen Bedingungen, weil außerordentlich rasch gehandelt werden muß; alles andere würde große Weitläufigkeiten hervorrufen und am Ende zu wechselseitigem Abjagen führen . . .“ Interessant ist aus den folgenden für uns gleichgiltigen Bemerkungen noch, daß der spanische Botschafter in Paris, Cózaga, von der schwebenden Angelegenheit zu jener Zeit nichts wußte. Inzwischen waren Lothar Bucher und Major von Bersen, vom preußischen Generalstab, nach Spanien geschickt, um die dortige Lage zu studiren. Am 20. April wurde der Fürst telegraphisch von König Wilhelm in der spanischen Frage von Düsseldorf nach Berlin berufen, und er berichtet zwei Tage später an seinen Sohn, den Fürsten Karl, hierüber: „Es war abermals die einer nahen Entscheidung zutreibende spanische Frage, die mich hieher geführt hatte. Nachdem Leopold aus gewichtigen Gründen hatte ablehnen müssen, war die Kandidatur von Fritz in ernsthafte Aussicht genommen. Die Entscheidung stand bevor, denn aus Madrid drängte man; da erklärt Dein Bruder auf das entschiedenste, daß er die Aufgabe nicht übernehmen könne! Man muß die Sache also fallen lassen, ein großer historischer Moment für das Haus Hohenzollern ist verloren gegangen, ein Moment, wie er noch niemals dagewesen, wohl niemals wiederkehren wird! . . . Hätte der König in der letzten Stunde befohlen, so würde Fritz gehorcht haben; da er ihm aber freie Entschließung anheimgestellt hat, so lautet seine Entscheidung auf Nichtannehmen!“

„Hiermit wäre diese Sache abgethan, und die äußerst interessanten Verhandlungen können bei den Akten ruhig schlafen, bis in ferner Zukunft einmal ein Historiker die Geschichte unseres Hauses schreiben wird.“

Man hört aus den Worten des Fürsten, der sich bekanntlich durch eine große Energie und rastlose Arbeitskraft auszeichnete, das Bedauern, daß sein Haus nicht bestimmt sein sollte, auf dem Throne von Spanien für die Entwicklung dieses Landes Unvergängliches zu leisten, und fast möchte man seine Hoffnung, daß doch noch eine günstige Wendung eintreten könne, aus den Worten zum Schlusse seines Briefes herauslesen: „Das Geheimnis von Spanien ist wunderbar gewahrt worden, und es ist von höchster Wichtigkeit, daß es auch ferner, wenigstens von unserer Seite, gewahrt bleibe.“ Und hatte er schon früher auf die Möglichkeit einer Einwirkung der spanischen Angelegenheit auf die Stellung seines Sohnes in Rumänien hingewiesen, so klingt dieser Gedanke auch jetzt wieder durch in einem Briefe vom 12. Mai, wenn es heißt: „Sehr gespannt ist man, was mit Spanien, das wir verschmäht haben, werden wird. Man fürchtet, Republik. Das wäre für Italien eine große Gefahr, weil dort die geheimen Gesellschaften schon alles vorbereitet haben. Aber auch für Rumänien wäre das nicht gleichgiltig, denn bei den Völkern romanischer Rasse wirken solche Staatsumwälzungen doppelt epidemisch.“ Am 26. Mai berichtet Fürst Karl Anton, daß Bismarck sehr unzufrieden mit dem Fehlschlagen der spanischen Kombination sei; dann heißt es weiter: „Doch ist die Sache noch nicht vollständig aufgegeben! Sie hängt noch an einigen schwachen Fäden, die aber wie Spinnweben sind.“ Genaueres hierüber erfahren wir nicht; nach v. Sybel (S. 255) wäre es Bismarck gewesen, der, Ende Mai nach längerem Unwohlsein nach Berlin zurückgekehrt, an Prim tröstend und auf eine vielleicht bessere Zukunft verweisend, geschrieben habe, die Kandidatur sei eine treffliche Sache, die man im Auge behalten müsse.

Nun heißt es in dem Bericht des Augenzeugen weiter (Anfangs Juni): „Fürst Karl erfährt, daß sein Bruder, der Erbprinz Leopold, neuerdings nicht mehr auf dem früheren, rein ablehnenden Standpunkte zur spanischen Thronfrage steht, sondern sich mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, unter ganz bestimmten Bedingungen die Krone anzunehmen. Die seit dem ersten Auftreten der Frage verflossene Zeit hat den Erbprinzen gelehrt, die schwierige, kaum einen Ausweg freilassende Lage richtiger zu würdigen, in welche das spanische Volk durch die endgiltige Beseitigung der Kandidatur Hohenzollern veretzt werden würde; er scheut vor der ungeheuren Verantwortung zurück, seine Mitwirkung einem großen Volke zu verjagen, das nach langem Siechtum eine mannhafte Anstrengung gemacht hat, um seine nationale Kultur auf eine höhere Stufe zu heben! Von dieser Sinnesänderung hat Fürst Karl Anton den preußischen Kronprinzen brieflich in Kenntnis gesetzt und ihm anheimgestellt, auch den Grafen Bismarck davon zu benachrichtigen.

„Graf Bismarck hat infolge dessen an den Fürsten von Hohenzollern ein Schreiben gerichtet, worin er darauf dringt, daß die spanische Frage wieder aufgenommen werde. Er rät dem Fürsten Karl Anton, ungesäumt auf den Erbprinzen einzuwirken, daß dieser sich aller Bedenken entichlage und im Interesse Deutschlands sich für die Annahme der spanischen Krone entscheide.

Uebrigens hat General Prim — wohl auf Bismarcks Brief hin, s. o. — die vom Fürsten Karl Anton telegraphisch an Geheimrat Bucher über sandte Ablehnung nicht angenommen, sondern seine Hoffnungen aufrecht erhalten.

„Geheimrat Bucher und Major v. Berjen haben sehr zufriedenstellende Berichte über die Aussichten der Kandidatur Hohenzollern in den Cortes und im Lande zurückgebracht; man hat sie in Spanien außerordentlich herzlich aufgenommen. König Wilhelm meint, daß sie ihre Berichte durch die ihnen erwiesenen großen Aufmerksamkeiten unwillkürlich hätten rosiger färben lassen, als es sonst der Fall gewesen sein würde!“

Wie, unter welchen Eindrücken sich der Umschwung in der Gesinnung des Erbprinzen vollzogen hat, wird nicht gesagt. Wir müssen aber nach dem Früheren annehmen, daß der Vater auf Drängen Bismarcks nochmals und wiederholentlich seinen Sohn auf die Bedeutung seines Entschlusses für das Wohl des Staates hingewiesen hat, wie ja auch nach der eben angeführten Stelle der preußische Ministerpräsident wieder die Einwirkung des Fürsten auf den Erbprinzen dringend erbittet, daß dieser sich „im Interesse Deutschlands“ für die Annahme entscheide. Und dem völlig entsprechend heißt es unter dem 4. Juni weiter: „Der Erbprinz von Hohenzollern hat sich bereit erklärt, die spanische Krone anzunehmen, da ihm von der berufensten Seite vorgestellt worden ist, daß das Staatsinteresse dies erheische! Er hat sich entschlossen, alle persönlichen Bedenken fallen zu lassen und sich der höheren Notwendigkeit zu fügen; in diesem Sinne hat er dem König von Preußen geschrieben, er nehme die ihm angetragene Krone an, da er hoffen dürfe, seinem Vaterlande hierdurch einen großen Dienst zu erweisen. König Wilhelm hat ihm sogleich geantwortet, daß er mit seinem Vorhaben einverstanden sei.“ Demgegenüber läßt v. Sybel den König die Nachricht erst nach dem 20. Juni (S. 260) in Ems erfahren, und er fährt dann fort: „Der König war völlig überrascht, verhehlte in seiner eigenhändigen Antwort sein Befremden nicht, erklärte aber, daß er einem inneren Verufe des Prinzen keinen Widerspruch entgegensetzen könne.“

Am 23. Juni war Don Salazar nach Madrid zurückgekehrt, um der spanischen Regenschaft zu melden, daß der Erbprinz bereit sei, die Krone anzunehmen. Dieser hatte außerdem das von General Prim im Februar an ihn gerichtete Schreiben nunmehr in bejahendem Sinne beantwortet. Wenige Tage später fing die europäische Presse an, von der Thronkandidatur des Hohenzollernprinzen zu sprechen.¹⁾ Da trat in Madrid ein unerwartetes Ereignis ein: „Ein Mißverständnis bei der Decodierung einer von Berlin nach Madrid geschickten Depesche, welche das Datum der Rückkehr Don Salazars mitteilte, hat zur Folge gehabt, daß die Cortes, welche versammelt bleiben sollten, um sogleich die Wahl vorzunehmen, am 24. Juni geschlossen und bis zum 31. Oktober vertagt worden sind. — So ist durch einen Zufall alles wieder in Frage gestellt! Die Wahl

¹⁾ Aus dem Leben König Karls von Rumänien II, S. 96.

wird nun erst im Spätherbst stattfinden können, und das Ausland hat vollauf Zeit, in Spanien gegen die Kandidatur Hohenzollern zu intrigieren und zu wühlen.“ Nachdem am 3. Juli die Agence Havas die Meldung von dem Beschlusse des spanischen Ministeriums, dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern die Krone anzubieten, gebracht hatte, schlägt am folgenden Tage „die ganze europäische Presse den größten Lärm über die Nachricht aus Madrid“, und die beunruhigte französische Regierung, die noch am 1. Juli durch den Kriegsminister in der Kammer hatte erklären lassen, Bismarck sei für die Erhaltung des Friedens und bezwecke keine Ruhestörung, wies ihren Vertreter Le Sourd in Berlin an, beim Auswärtigen Amte wegen dieser Kandidatur vorstellig zu werden und der hierdurch hervorgerufenen „peinlichen Ueberraschung“ Ausdruck zu geben. Der Herzog von Gramont eröffnete dem preussischen Botschafter in Paris, Freiherrn von Werther, daß Kaiser Napoleon die Hohenzollernkandidatur für den spanischen Thron niemals dulden werde, und dieselbe Erklärung gab Olivier, der dieser Unterredung beiwohnte, ab. Als daraufhin der Botschafter am 5. Juli nach Ems zu König Wilhelm abreiste, bat Bismarck den König telegraphisch, „sich eine möglichst kühle Auffassung der Lage zu wahren“. König Wilhelm schrieb am 6. Juli dem Fürsten Karl Anton, „daß er nicht begreife, warum General Prim, noch ehe die Cortes befragt seien, dem französischen Botschafter Mitteilung von der Zusage des Erbprinzen gemacht habe. Der König hält es noch für möglich, daß die französische Erregung sich wieder lege, bedauert es aber, daß man der früher geäußerten Meinung des Fürsten von Hohenzollern, man müsse sich der Zustimmung Frankreichs versichern, keine Folge gegeben habe,¹⁾ weil General Prim die Geheimhaltung gewünscht und Graf Bismarck geltend gemacht habe, daß jede Nation sich ihren König wählen dürfe, ohne andere zu befragen.“ — „In Madrid betonen die offiziellen Blätter, daß die Wahl der spanischen Regentenschaft auf den Erbprinzen gefallen sei, nicht weil er ein preussischer Prinz sei, sondern weil er durch seine Verbindung mit dem Hause Braganza — seine Gemahlin ist eine portugiesische Königstochter — in Beziehung zur Iberischen Idee stehe.“

(10. Juli.) „König Wilhelm sendet dem Fürsten von Hohenzollern den Oberst Stranz, damit dieser ihm zur Klarlegung der Lage von allen bisher ausgetauschten Notizen Mitteilung mache; außerdem hat er demselben einen Brief für den Fürsten mitgegeben, worin er schreibt, daß Frankreich augenscheinlich den Krieg wolle, und daß, falls Fürst Karl Anton den Rücktritt des Erbprinzen von der spanischen Kandidatur beschließen sollte, er, als Chef des Hauses, jetzt ebenso damit einverstanden wäre, wie er vor einigen Wochen zur Annahme sein ‚Einverstanden‘ ausgesprochen hätte.“²⁾

¹⁾ Diese Stelle zeigt deutlich, daß sowohl König Wilhelm wie der Fürst von Hohenzollern jede nur etwa denkbare Verwicklung mit Frankreich vermeiden wollte.

²⁾ v. Sybels Deduktion (VI, 349 f. und VII, 245), die einen wesentlichen Faktor bei seinen Ausführungen bildet, daß der König von Preußen als Familienoberhaupt gar nicht das Recht gehabt habe, den Mitgliedern des hohenzollernschen Fürstenhauses die Annahme einer angebotenen fremden Krone zu verbieten, erscheint darnach als unrichtig. Das zeigt sich

(12. Juli.) Der Erbprinz von Hohenzollern hat offiziell seine Kandidatur zurückgezogen, um Frankreich jeden Vorwand zum Kriege gegen Deutschland zu nehmen. Fürst Karl Anton hat heute mittag dem spanischen Botschafter in Paris, Clozaga, den Wortlaut der Depeche, die er an den Marschall Prim gerichtet hat, telegraphisch mitgeteilt.

Der Wortlaut dieser Depeche ist allgemein bekannt, ebenso die nun folgenden Ereignisse, deren Darstellung hier überflüssig ist. Von Interesse ist jedoch noch der Umstand, daß Frankreich sich infolge der spanischen Thronkandidatur des Erbprinzen mit der rumänischen Opposition in Verbindung setzte, weil man glaubte, der Fürst Karl habe „hinterücks mit den sogenannten Feinden Frankreichs konspirirt.“ Es kostete den rumänischen Agenten in Paris, Strat, die größte Mühe, das Lügengewebe zu zerstören, „welches von der rumänischen Umsturz- und Oppositionspartei in der französischen Hauptstadt gegen den Fürsten verbreitet worden sei.“ Eine letzte Beleuchtung erhalten diese Verhältnisse, sowie der Verzicht des Erbprinzen auf die spanische Krone in einem Briefe des Fürsten Karl Anton nach Bukarest vom 10. August, aus dem ich folgende Stelle hervorhebe: „Deinen Strat muß ich entschieden in Schutz nehmen, denn er hat sich als einen anhänglichen und treuen Diener Deiner Person und sonach auch Deiner Familie gezeigt. Er kam nach Sigmaringen in dem Momente der höchsten Exasperation der französischen Regierung. Von ihm erfuhr ich die wahrhafte Stimmung und Absicht in Paris — er trug dazu bei, daß ich die Renunciation Leopolds vielleicht vierundzwanzig Stunden früher bekannt machte, als es ohne seinen dringenden Rat geschehen wäre. Dadurch, daß ich im richtigen Augenblick den französischen Kriegsvorwand durch die Veröffentlichung der Entjagung neutralisirt habe, ist vielleicht der preussisch-französische Krieg populär, das heißt ein deutscher Krieg geworden. Durch einige Verzögerung meinerseits hätte der Krieg eine dynastische Färbung bekommen, und ganz Süddeutschland hätte Preußen im Stich gelassen. Ich bitte daher, Strat nicht zu tadeln, sondern seiner guten Absichten wegen um so mehr zu loben, als ihm bewußt war, daß Deine Gegner in Rumänien den Krieg herbeigewünscht haben, um Dich zu stürzen. Strat wollte daher den Krieg à tout prix vermieden wissen, denn auch er, wie niemand in ganz Frankreich, hatte nur die entfernteste Ahnung von der ekrasanten Superiorität unserer Waffen.“

Eine lückenlose Darstellung der Vorgänge, der Pläne und der Maßnahmen Bismarcks¹⁾ ist freilich auch durch die außerordentlich wichtige Quelle, die uns

noch klarer in der Denkschrift des Fürsten Karl Anton an König Wilhelm, als seinem Sohne Karl die rumänische Krone angetragen war: „... habe ich selbstverständlich nur erwidern können, daß eine bejahende oder verneinende Beantwortung mir aus dem Grunde nicht zutehe, weil Eure Majestät als Allerhöchster Haus- und Familienchef allein und ausschließlich hierüber Entschließung zu nehmen und Verfügung zu treffen haben.“ (Aus dem Leben König Karls 2c. I. S. 5; vergl. auch S. 23, 27, 58.)

¹⁾ Vgl. die (von Delbrück wohl übersehene) Aeußerung des Fürsten Karl Anton in einem Briefe vom 8. März 1872 an seinen Sohn, den Fürsten von Rumänien: „Ich bin

in dem Buche des Augenzeugen über den König von Rumänien vorliegt, nicht gegeben; es bleiben vielmehr noch manche Punkte unaufgeklärt, auf die bei den vorstehenden Mitteilungen gelegentlich hingewiesen ist. Die völlige Aufklärung könnte nur dadurch gegeben werden, daß der Fürst Leopold sich entschliesse, seine bisherige, auf zartfühliger Rücksichtnahme begründete Zurückhaltung aufzugeben und die übrigen, in seinem, bezüglich dem Besitze des Königs von Rumänien befindlichen Briefe und Aktenstücke zu veröffentlichen. Aber so viel ergibt sich mit absoluter Gewißheit, daß die spanische Thronkandidatur keineswegs ein Privatunternehmen des hohenzollernischen Fürstenhauses, sondern ein vom preussischen König und seinem Ministerium, insbesondere von Bismarck mit größter Bestimmtheit und außerordentlicher Zähigkeit, geforderter und mit dem Wohle des Staates begründeter Schritt war; daß ferner König Wilhelm ausdrücklich seine Zustimmung zu der Annahme gleich nach dem 4. Juni (vgl. dagegen v. Sybels oben angegebene Behauptung zum 20. Juni!) erteilt hat. Und wenn damals die deutsche Presse einmütig den Erbprinzen Leopold wegen seiner hochherzigen und patriotischen Haltung beglückwünschte, so hat sie, wie die vorstehenden Ausführungen erweisen, damit durchaus das Richtige getroffen.



Charaktereskizzen aus der neuesten englischen Geschichte.

III. William Ewart Gladstone.

Ein merkwürdigen Gegensatz zu Lord Beaconsfields Laufbahn bildet die seines großen Gegners und Nebenbuhlers Gladstone. Geboren am 23. Dezember 1809 als Sohn eines reichen Kaufmanns und Plantagenbesizers in Liverpool, zeichnete er sich schon in Oxford durch sein Talent für die Debatte aus, ebenso aber durch seine hochkirchliche und torystische Richtung, der zufolge er heftig gegen die Reformbill sprach, „welche die Form unserer Regierung untergräbt und die Grundlagen der sozialen Ordnung zerstört.“ Durch den Einfluß des Herzogs von Newcastle wurde er bereits im dreiundzwanzigsten Jahr ins Unterhaus gewählt, wo er die Interessen seiner Partei namentlich gegen die von Lord Grey beantragte Sklavenemanzipation als eine „überstürzte Maßregel“ vertrat. 1838 erschien sein Buch „Der Staat in seinen Beziehungen zur Kirche“, in welchem er die engste Verbindung beider Mächte verlangte, und das die glänzend scharfe Kritik Macaulays hervorrief. Sein Talent war schon damals so anerkannt, daß, als Peel an die Stelle von Melbourne trat, er ihn zum Präsidenten des

kein unbedingter Lobredner Bismarcks, allein er ist für Deutschland und Preußen unentbehrlich und geht nur nach großen Zielen und Zwecken. Er schreitet mutig über alle Schranken hinweg; so ist er ja auch in der spanischen Frage über uns hinweggedrungen.“

Handelsamtes berief, und hier zeigte er eine Kenntnis wirtschaftlicher Fragen, die ihn später zum bedeutendsten Schatzkanzler Englands erhob; er setzte die Zahl der zollpflichtigen Artikel von 1200 auf 450 herab, half Peel die Aufhebung der Kornzölle und der Navigationsakte durchführen und ward 1853 der Schöpfer des jetzigen englischen Tarifs, welcher den reinen Finanzzoll auf einige zwanzig große Artikel einführte. In seinen konfessionellen Anschauungen ward er toleranter, aber blieb persönlich hochkirchlich, brach andererseits mit früheren Freunden, die zum Katholizismus übertraten. Mit Lord Palmerston konnte er sich nicht vertragen, er griff in der Pacificofrage 1850 dessen „Civis Romanus sum“ als einen heidnischen, dem heutigen Völkerrecht widersprechenden Grundsatz an, weil der Römer einer privilegierten Klasse und erobernden Nation angehörte, während der Engländer kein anderes Recht auswärts habe als jeder Angehörige anderer Staaten. Vorzüglich, wie diese Rede war, zeigte sie doch schon Merkmale seiner Kleinmütigkeit in der auswärtigen Politik; er widersetzte sich beim Heranziehen des Krimkrieges den energischen Maßregeln, die Palmerston befürwortete, und half eben dadurch den Bruch herbeiführen. Anfangs verteidigte er denselben, wandte sich aber bald gegen die Fortsetzung des Krieges und blieb eine Zeit unabhängiges Mitglied, bis er 1859 wieder ins Kabinet trat und half den Handelsvertrag mit Frankreich durchzuführen. Nach Palmerstons Tod wurde er unter Russell Führer des Hauses der Gemeinen, erlitt aber 1866 als er, der die erste Reformbill so hart verdammt, eine neue Wahlreform einbrachte, durch den Abfall der konservativeren Whigs Schiffbruch und mußte dann zusehen, wie Disraeli ihn durch seine radikalere Bill übertrumpfte. Um seine Partei wieder zu einigen, brachte er, der die irische Staatskirche so warm verteidigt, Resolutionen ein, dieselbe als einen Schmarotzerbaum (upas tree) abzuschaffen, siegte damit und trat 1868 an die Spitze des Ministeriums. Nach Durchführung jener Resolutionen setzte er die irische Landbill durch, welche dem Pächter Sicherheit für seinen Besitz und Entschädigung für gemachte Verbesserungen gewährte, verbesserte das Finanzsystem, beseitigte den Stellenkauf in der Armee und führte die geheime Abstimmung bei Parlamentswahlen durch.

Um so unglücklicher war seine auswärtige Politik: im Gegensatz zu den meisten seiner politischen Freunde hatte er im amerikanischen Sezessionskrieg offen für den Süden Partei ergriffen. Am 7. Oktober 1862 erklärte er in einer Rede in Newcastle, daß, wie man auch über die Frage der Sklaverei denken möge, „so, denke ich, kann darüber kein Zweifel sein, daß Jefferson Davis und die anderen Führer des Südens eine Armee geschaffen haben, im Begriff sind, eine Flotte zu schaffen, und, was mehr als beides ist, eine Nation geschaffen haben. Wir können mit Sicherheit den Erfolg des Südens voraussagen, soweit es dessen Trennung vom Norden betrifft, ich wenigstens kann nur glauben, daß dies Ereignis so sicher wie irgend ein künftig bevorstehendes ist.“ Fünf Jahre später mußte er zugeben, daß er sich vollständig geirrt und Amerika nicht gekannt habe, es fiel ihm zu, die Sühne für den Fehler zu bezahlen, welchen die schwache Politik Russells durch die neutralitätswidrige Zulassung des Baues von süd-

staatlichen Kreuzern in englischen Häfen begangen, aber er that dies in einer würdelosen Weise. Statt sich mit den Vereinigten Staaten über eine Entschädigung zu einigen, ließ er mit großem Apparat eine gemischte Kommission in Washington zusammentreten, welche die Frage einem Schiedsgericht unterbreiten sollte, aber für dasselbe Grundjätze feststellte, nach denen im voraus die Verurteilung Englands sicher war, die denn auch mit 3 Millionen Pfund Sterling erfolgte. Das ganze Schiedsgericht war ein feierliches Schaugepränge, das niemand über die Niederlage Englands täuschte. Hiermit nicht zufrieden, zog Gladstone die Garnisonen aus Kanada und Halifax zurück, und als der Einbruch der Feinde aus den Vereinigten Staaten in Kanada erfolgte, überließ er es letzterem, sich der Feinde zu erwehren, und hatte nicht den Mut, die Regierung von Washington für die Zulassung dieses völkerrechtswidrigen Unternehmens auf ihrem Gebiet zur Rede zu stellen. Gladstone bezeichnete sich selbst als Mann des Friedens, aber es fehlte ihm gänzlich die Erkenntnis, daß derselbe nur dann zu erhalten ist, wenn man bereit ist, denselben zu erzwingen. England hätte den Ausbruch des deutsch-französischen Krieges verhindern können; der Herzog von Gramont hatte dem Botschafter in Paris bestimmt erklärt, wenn der Erbprinz von Hohenzollern seine Kandidatur zurückziehe, sei die Sache aus; als Gramont nun seine neue unverhämte Forderung stellte, hätte sicher eine energische Depesche der englischen Regierung den zögernden Kaiser zurückgehalten, aber dieselbe ließ den Ereignissen stumm ihren Lauf, selbst der Doppelvertrag für Belgien wurde ihr nur durch die Königin aufgenötigt, Gladstone, der Premierminister, entschädigte sich dafür, indem er einen Artikel in die „Edinburgh Review“ schrieb, in dem er selbstzufrieden die insulare Lage Englands pries, die es vor allen Gefahren sichere, dagegen sehr anzügliche Bemerkungen über König Wilhelm machte. Die Strafe folgte auf dem Fuße. Rußland, die Günst der politischen Umstände benützend, jagte sich am 30. Oktober 1870 einseitig von der Neutralisation des schwarzen Meeres los, welche ein Hauptergebnis des Krimkrieges gewesen. Diesem Vertragsbruch gegenüber führte die Regierung zuerst eine sehr drohende Sprache, aber als Rußland, das seinen Gegner kannte, sich dadurch nicht einschüchtern ließ, desavouirte sie ihren Bevollmächtigten wegen Ueberschreitung seiner Instruktionen, die nie stattgefunden hatte, und Rußland setzte sein rechtswidriges Beginnen im Londoner Vertrage vom März 1871 durch. Ebenso nahm er es ruhig hin, als dasselbe 1873 entgegen dem feierlichen Versprechen des Kaisers Alexander II., welches Graf Schuwalow in spezieller Mission überbrachte, bei dem Feldzug gegen Chiwa dessen Unabhängigkeit zu respektiren, einen Teil desselben einverleibte und den Rest des Chanats unter seine Botmäßigkeit brachte. Die Schwäche dieser Politik rief steigenden Unwillen hervor. man stimmte allgemein den Worten Russells bei, daß „die Regierung durch ihre auswärtige Politik die nationale Ehre befleckt, die nationalen Interessen geschädigt und den nationalen Charakter erniedrigt habe.“ Gladstones Majorität schmolz immer mehr zusammen, er glaubte sie durch einen großen Schlag wiedergewinnen zu können, indem er das Parlament auflöste mit dem Versprechen, die Einkommensteuer abzuschaffen. Diese

hatte er selbst mit Peel eingeführt, und sie hatte sich als sichere Basis der Finanzen bewährt, jetzt nannte er sie eine inquisitorische und entzittlichende Steuer, welche die Gefahr in sich trage, zur Konfiskation des Eigentums mißbraucht zu werden; aber der gesunde Sinn der Wähler sah, daß die Durchführung dieses Planes die Finanzen in hoffnungslose Verwirrung stürzen würde, und er unterlag in den Wahlen mit 46 Stimmen. Bald darauf zog er sich von der Politik zurück und warf sich auf kirchliche Studien, indem er post festum die Unfehlbarkeit in verschiedenen Schriften bekämpfte, dagegen mit dem romanisirenden Ritualismus liebäugelte. Erst die orientalische Frage führte ihn auf das politische Feld zurück. 1853 hatte er am Vorabend des Krimkriegs erklärt: „Es ist eine Nothwendigkeit, die Machtverteilung in Europa zu regeln; die Machterweiterung Rußlands, die aus dem Falle des ottomanischen Reiches folgen würde, müßte gefährlich für den Frieden der Welt werden, es ist die Pflicht Englands, einem solchen Ergebnis sich um jeden Preis zu widersetzen.“ Jetzt erhob er nicht nur ein Wehegeschrei über die bulgarischen Greuel der Türken, sondern verlangte, daß diese „unsagbare Nation mit Sack und Pack das Land räumen müsse, das sie verwüster“. Die bulgarischen Greuel waren sicher nicht zu verteidigen, aber er überjah dabei vollständig, daß Rußland die angreifende Macht war und daß seine Reden deren Zwecke nur fördern, jowie die schon an sich so schwache Politik Disraelis nur hemmen konnte. Dem Mißlingen derselben und dem folgenden afghanischen Kriege, die im zweiten Artikel dargelegt sind, verdankte Gladstone es, daß der parlamentarische Feldzug, den er 1879 gegen die Regierung unternahm, mit Erfolg gekrönt war. Die geistigen und rednerischen Anstrengungen, denen der siebenzigjährige Mann sich dabei unterzog, waren erstaunlich; während vierzehn Tagen sprach er der Reihe nach vor nicht weniger als fünfundsiebzigtausend Zuhörern und stets mit unverminderter Kraft. Ganz anders stand es freilich mit dem Wert dieser Reden, sie waren nicht nur vom bittersten Hass gegen Disraeli erfüllt, den er „einen Fremden ohne einen Tropfen englischen Blutes in seinen Adern“ nannte, sondern Gladstone griff in seiner maßlosen Heftigkeit Oesterreich an, indem er behauptete, daß man auf keinen Ort der Karte den Finger legen könne, wo dasselbe Gutes geschaffen, weil es der unverföhnliche Feind der Freiheit in jedem Lande Europas gewesen, und rief ihm für die Balkanhalbinsel ein drohendes „Hände weg!“ zu, das durch die Blüte, zu der Oesterreichs Verwaltung Bosniens und Herzegowinas diese Provinzen gehoben, später eine eigentümliche Illustration erhalten hat. Vor allem aber versprach er den Wählern das Blaue vom Himmel herunter für den Fall, daß sie wieder eine liberale Majorität ans Ruder brächten. Seine Agitation hatte Erfolg, gegen die allgemeine Erwartung siegten die Liberalen, und Gladstone ward zum zweitenmale Premier. Die fünfjährige Dauer seiner Herrschaft darf als eine der traurigsten der neueren englischen Geschichte bezeichnet werden, jowohl in der äußeren wie der inneren Politik. Was die erstere betraf, so hatte sich auf dem Berliner Kongreß ein näheres Einverständnis zwischen den leitenden Staatsmännern Deutschlands, Oesterreichs und Englands gebildet, und das epoche-

machende deutsch-österreichische Bündnis von 1879, mit dem der deutsche Kanzler auf die unverhohlene Feindschaft Rußlands antwortete, war von Salisbury als „gute Botichaft großer Freude“ begrüßt. Grund genug für Gladstone, eine entgegengesetzte Politik einzuschlagen. Zwar mußte er, als der österreichische Botichaftler sich weigerte, wegen jener seinen Souverän beleidigenden Neußerungen in Beziehung zu ihm zu treten, sich zu einem demüthigen Widerruf verstehen, aber er war darum nicht weniger entschlossen, andere Wege zu gehen, die England nur Niederlagen brachten. Die Entfremdung Deutschlands, Oesterreichs und der Pforte gelang ihm nur zu gut, seine geplante Blockade Smyrnas fiel vor dem Widerstand der anderen Mächte, und Englands Einfluß am goldenen Horn sank auf Null, das Einverständnis mit Frankreich und Rußland, das er dagegen erstrebte, wurde von diesen Mächten nur benützt, um ihrerseits rücksichtslos vorzugehen. Ferry that dies sowohl in Tonkin wie Madagaskar und behandelte England als non-valeur: während Palmerston einst bei dem Fall Brichard in Tahiti von Frankreich durch Stellung der Kriegsfrage volle Entschädigung durchsetzte, behandelte Gladstone ähnliche Mißhandlungen britischer Missionare in Madagaskar als „kleine Mißverständnisse“. Rußland aber, von dem er 1878 behauptet hatte, daß die Anschuldigung, es wolle durch die weiten Wüsten Ostasiens gegen Indien vordringen, nicht besser sei als altes Weibergewäch (a set of old wives fables), beeilte sich, Heu zu machen, so lange der Vertrauensselige am Ruder war. Nach dem erfolgreichen Feldzug von 1878 gegen Afghanistan hielten die Engländer Kandahar besetzt, lediglich aus Opposition gegen Beaconsfields Politik räumte Gladstone diese wichtige strategische Position gegen den Protest des Bizekönigs und des Oberkommandirenden, General Roberts, was in den Augen der Asiaten nur als ein Beweis der Schwäche gelten konnte. Inzwischen drangen die Russen von der Ostseite des schwarzen Meeres vor, unterwarfen die Ahal-Turkmenen nach blutigen Kämpfen und befestigten diese Eroberungen succesive durch den Bau der transkaspischen Bahn. Der wichtigste Punkt dieses Gebietes war Merv, der Knotenpunkt der nach Turkestan und nach Westen laufenden Straßen. Die Ältesten dieser Gasse, welche die russische Gefahr heranziehen sahen, boten dem Bizekönig von Indien an, sich unter Englands Protektorat zu stellen, aber Gladstone lehnte dies ab und vertraute auf die Versicherungen des Herrn v. Giers, daß Rußland nichts gegen Merv beabsichtige, der indische Staatssekretär, Herzog von Argyll, spottete über die „mervousness“, bis am 14. Februar 1884 der russische Regierungsanzeiger die Nachricht brachte, daß Merv dem Zaren freiwillig gehuldigt habe, ein Ereignis, das, wie der russische Gesandte in London versicherte, seiner Regierung gänzlich unerwartet gekommen, aber welches diese, um ihres Ansehens in Asien willen, nicht rückgängig machen könne. Lord Granville wußte dem nur mit dem Vorschlage einer gemeinsamen Regelung der afghanischen Westgrenze entgegen zu treten. Rußland ließ die englischen Kommissäre monatelang warten, rückte inzwischen immer vor und brachte unter ihren Augen den Afghanen eine Niederlage bei. Dies schien selbst Gladstone zu viel, da England durch den Vertrag von Gundamak 1878 die Integrität Afghanistans garantiert hatte; er erklärte im Parlament, einen solchen

Angriff auf Englands Verbündeten nicht dulden zu wollen, forderte einen großen Kredit und begann fieberhaft zu rüsten, um schließlich vollständig nachzugeben und das afghanische Penjdeh in Rußlands Händen zu lassen. Was er als altes Weibergewäsch verspottet, war zur Wahrheit geworden. Rußland war Grenznachbar von Afghanistan geworden und stand nur wenige Tagmärsche von Herat, der wichtigsten Festung des Landes, welche indische Truppen bei der weiten Entfernung gegen einen Angriff zu verteidigen nicht im Stande waren. Nicht minder traurig war Gladstones Politik in Afrika, die Einverleibung des Transvaals hatte er früher mit Recht angegriffen, als Minister wollte er indes einen dort ausgebrochenen Aufstand niederwerfen, aber nach der Niederlage, welche die Engländer bei Majuba-Hill erlitten, telegraphirte er dem Statthalter des Kaplandes: „Wir haben den Boers unrecht gethan, machen Sie Frieden“, ein Befehl, der den größten Unwillen in England hervorrief. Was Aegypten betrifft, so hatte Gladstone sich 1877 aufs bestimmteste gegen jede Intervention ausgesprochen und den glücklichen Streich Disraelis, den Ankauf der Suez-Aktien, eine „schlecht erfommene und unnütze Maßregel“ genannt, da England an dem Kanal nur geringes Interesse habe, während nach Eröffnung desselben vier Fünftel der denselben passirenden Schiffe englische waren. Gleichwohl zwang ihn die hochgradige Erregung des Landes zur Intervention als Arabi-Pascha seine Revolution ins Werk setzte. Aber welche Kette von Fehlern bildet dieselbe trotz des leicht errungenen Sieges von Teb-el-Kebir! Kopflos, ohne Landungsstruppen ward Alexandria in Schutt und Asche gelegt. Den Zug von Hicks Pascha gegen die Scharen des Mahdi, die Gladstone „people struggling to be free“ nannte, ließ er seiner Vernichtung entgegen gehen, gab den Sudan preis, ohne irgend welches Recht dazu zu haben, gleichwohl sandte er Gordon nach Khartum, ließ ihn aber monatelang ohne Hilfe, die erst kam, als es zu spät war. Dann wollte er ihn plötzlich rächen und den Mahdi vernichten, wenige Monate darauf wurde das ganze Unternehmen aufgegeben, für das Millionen und Tausende von Menschenleben zwecklos geopfert waren. Um den finanziellen Wirren, welche diese kopflose Politik zur Folge hatte, zu entgehen, mußte er sich an die anderen Mächte wenden, aber obwohl er, um Frankreich zu gewinnen, den Abzug aus Aegypten in gegebener Zeit versprach, endete die Londoner Konferenz im Sommer 1885 mit einem schroffen Bruch; England mußte sich zum Abschluß einer Finanzkonvention mit den übrigen Großmächten verstehen, wodurch dieselben auch formell das Recht erwarben, in ägyptischen Angelegenheiten mitzusprechen, wovon Frankreich und Rußland in Zukunft ausgiebig Gebrauch machten, um selbst nützlichen Reformen zu widersprechen, die unter dem folgenden Ministerium der begabte Sir Evelyn Baring, jetzt Lord Cromer, in die Hand nahm.

Aber auch auf dem Gebiete der inneren Politik ist nichts während dieses Ministeriums geschehen, was ihm zur Ehre gereichte. Die gemäßigten Liberalen und die Radikalen hatten sich bei den Wahlen von 1880 dahin geeinigt, ihre Meinungsverschiedenheiten ruhen zu lassen, um Beaconsfield zu stürzen. Diese Verbindung vertrat Gladstone, aber die Partei mußte ihn mit seinem ganzen

unausführbaren Programm des Feldzuges von Midlothian nehmen, und dies brachte ihn bald in das Schlepptau der Radikalen und der Irländer. Bis zu den Resolutionen gegen die irische Staatskirche von 1868, die ein reines Parteimanöver waren, hatte sich Gladstone nie um Irland gekümmert, ja Lord Hartington erklärte später, daß derselbe ihn als irischen Staatssekretär niemals bei seinen Bestrebungen für die Verbesserung der Verwaltung des Landes unterstützt habe. Seine Hoffnung, Irland durch die Entstaatlichung der Kirche und die Landbill zu versöhnen, erfüllte sich nicht; im Gegenteil, die von den amerikanischen Feniern geschürte Agitation wuchs. Um die irische Partei im Parlament zu gewinnen, deren Unterstützung er nicht entbehren konnte, verpflichtete er sich in seinen Wahlreden zu neuen Reformen, die er bisher ausdrücklich verworfen; 1870 erklärte er, Irland habe jetzt alles erhalten, worauf es berechtigten Anspruch erheben könne, eine gesetzliche Herabsetzung der Pachten sei Konfiskation, die nur zur Demoralisation führen könne, 1880 aber führte er seine zweite Landbill ein, wonach alle Pachten bis £ 15 von einer besonderen Behörde festgesetzt werden sollten und die Austreibung der Pächter wegen Nichtbezahlung (eviction) zeitweilig suspendirt wurde. Diese Massenherabsetzung der Pachten, welche die Folge dieser Maßregel war, schädigte die Grundbesitzer schwer und befriedigte doch die Pächter nicht, welche fortfuhren, die Zahlung zu verweigern, die Zahl der agrarischen Verbrechen nahm so zu, daß Gladstone selbst eine irische Verbrechenakte einbringen mußte, die aber durch die Obstruktion der irischen Mitglieder so lange verschleppt wurde, bis der liberale Premier mit der hundertjährigen Freiheit der Debatte brechen und den Schlusantrag durchsetzen mußte. Die Verwirrung und Mißstimmung, welche diese Politik hervorrief, war so groß, daß Gladstone einjah, das Ministerium werde geschlagen werden, wenn es so vor die Wähler trete, deshalb sann er auf einen großen Schlag der ihm die Majorität wieder geben solle. Seine Absicht war, neue Wahlkörper zu schaffen, in welchen die hinzutretenden Wähler, welche ihr Wahlrecht dem Ministerium verdankten, die alten Wähler überstimmen sollten. Gladstone hatte einst selbst erklärt, kein Parlament werde die Hand dazu bieten, den arbeitenden Klassen die Mehrheit in den Wahlkörpern zu geben, und eben dies that er durch seine Bill von 1883, welche die Wähler um 1½ Millionen vermehrte. Allerdings hatte Disraeli schon durch seine Parteimaßregel von 1868 das Haushaltswahlrecht für die Städte eingeführt, aber die Ausdehnung desselben auf das platte Land, mit welcher Gladstone jetzt seine Mißerfolge decken wollte, war noch verhängnisvoller, weil die ländlichen Arbeiter nicht die geringste Erfahrung in der Ausübung der politischen Rechte hatten, nach denen sie außerdem gar kein besonderes Verlangen gezeigt; sie wurden daher lediglich das Werkzeug demokratischer Agitatoren, und dabei hatte Gladstone, um die Bill durchzubringen, den irischen Mitgliedern eine Vermehrung ihrer Sitze versprechen müssen, englischen Stadtflecken sollte ihr Wahlrecht genommen werden, um die loyale irische Bevölkerung des Nordens mundtot zu machen. Trotz aller dieser Zugeständnisse erklärte Parnell, der „ungekrönte König Irlands“, sich gegen ihn. Gladstone erwiderte mit dem Auf-

das Land möge ihm eine Mehrheit gegen die vereinigten Konservativen und Irländer geben; es geschah nicht, die Stimmen der Iren blieben nach wie vor ausschlaggebend und jetzt sah man das Unerhörte, daß er, welcher eine Majorität gegen Parnell gefordert, den er 1881 als einen der Männer bezeichnet, „die durch Raub die Zerstücklung des Reiches anstrebten“, mit fliegenden Fahnen zu demselben überging und die bisher von ihm aufs äußerste verdamnte Home-Rule mit einem irischen Parlament und Exekutive annahm. Dies ging selbst seinen ergebensten Freunden zu weit, nicht allein die gemäßigten Whigs, auch Chamberlain und Bright, die radikalen, aber warmen Unionisten, trennten sich von ihm. Die Home-Rule Bill fiel. Gegen die dringenden Mahnungen der Königin setzte Gladstone eine nochmalige Auflösung durch, aber das Ergebnis war, daß seine Anhänger von 333 auf 190 zusammenschmolzen, und er mußte zurücktreten. Gegenüber dem folgenden Ministerium Salisbury, in dem der irische Staatssekretär Balfour die Ordnung mit fester Hand wieder herstellte, war seine Haltung die einer faktischen Opposition, er widersetzte sich der Erneuerung seiner eigenen Verbrechenakte, ohne die der irische Vizekönig seines früheren Ministeriums, Lord Spencer, erklärt hatte, nicht eine Woche regieren zu können, klagte die Regierung einer unerträglichen Tyrannei an, als sie sich bevollmächtigen ließ, die Nationalliga zu verbieten, die er selbst als eine „ungefährliche und verbrecherische Verbindung“ unterdrückt hatte, billigte die systematische Verweigerung der Zahlung der Pachten nach Parnells Feldzugsplan und ließ sich von denselben Männern, die er einst „in Verrat getaucht“ (steeped in treason) genannt, als „ihren verehrungswürdigen Führer“ feiern. Der Wankelmuth der englischen Wähler brachte ihn noch einmal bei den Wahlen von 1892 ans Ruder, er setzte jetzt im Unterhaus die Home-Rule durch, aber das Oberhaus verwarf dieselbe unter allgemeinem Beifall des Landes, und der Versuch, eine Agitation gegen die Lords in Scene zu setzen, schlug vollständig fehl. Gleich darauf mußte er aus Gesundheitsrücksichten sein Amt niederlegen, und damit war seine politische Laufbahn geschlossen.

Daß ein Mann, der eine so große Rolle in der neueren Geschichte Englands gespielt, Gaben ersten Ranges besitzen muß, ist selbstverständlich. Sie liegen vor allem in der Beherrschung wirtschaftlicher Fragen, deren er im Gegensatz von Disraeli in all ihren Einzelheiten vollständig Meister war. Wer eine seiner Budgetreden gehört, in denen er ohne andere Unterstützung als einer kurzen Niederschrift von statistischen Notizen die ganze Finanzlage zu entwickeln und in den trockensten Fragen durch lichtvolle Darlegung zu fesseln wußte, mußte ihn als den ersten Geschäftsredner des Parlaments bewundern. Gleich als Peels Handelsminister erstaunte er das Haus durch die Ueberlegenheit, mit der er den Tarif beleuchtete und seine Vereinfachung empfahl. Von seiner ersten Budgetrede 1853 schrieb Greville in seinen Memoiren: „Er sprach fünf Stunden, und die Ansicht war allgemein, daß dies eine der großartigsten Leistungen und fähigsten finanziellen Auseinandersetzungen war, die jemals im Hause gehört wurden, sein Plan war klar, kühn und geschickt angelegt und die Ausführung

deselben wahrhaft vollkommen.“ Ebenso war er ein Meister der Debatte, in der er die verwickeltesten Rechtsfragen klar stellte; unübertroffen war er in der Taktik, die Fehler seiner Gegner zu benützen, eigene zu verdecken und durch Ueberraschung zu siegen. Dabei nahm er es freilich mit der Wahrheit nicht sehr genau. Niemand wußte besser die Dialektik zu brauchen, um unbequeme Thatfachen zu leugnen, sich Hinterthüren offen zu lassen, seine Gedanken mit einem Wortschwall zu umgeben, aus dem sich die Wahrheit kaum enträtseln ließ, und Worte gegen den Sprachgebrauch zu brauchen. Er verteidigte den irischen Boycott damit, daß es doch niemand verboten sein könne, mit gewissen Leuten ausschließlich zu handeln (*exclusive dealing*), obwohl es klar, daß das Weien des ersteren ist, andere durch Zwang oder Drohung zu hindern, dies zu thun. Er verneinte bestimmt, daß Gordon in Khartum belagert sei, „es seien nur in seiner Nachbarschaft feindliche Truppen, die mehr oder weniger eine Kette um dasselbe bildeten“. Diese Beispiele ließen sich leicht durch zahlreiche andere vermehren, so leugnete er, daß die Regierung jemals die geringste Vereinbarung mit Parnell getroffen, mußte aber es hinnehmen, daß am 15. Mai 1882 ein Brief des letzteren verlesen wurde, wodurch seine Verhandlungen mit demselben und dessen Versprechen, unter gewissen Bedingungen die liberale Partei zu unterstützen, bewiesen wurden.

Daß Gladstone seine politischen Ansichten vielfach geändert hat, daß er vom „steifen, unnachgiebigen Tory“, wie ihn Macaulay in der Kritik des Buches über Kirche und Staat nannte, zu liberalen Anschauungen überging, wird ihm an sich niemand vorwerfen, im Gegenteil, die Zeit, wo er an Peels Seite focht, ist seine beste und die Begründung des jetzigen Finanzsystems sein dauerndes Verdienst. Anders aber steht es mit seinen späteren Wandlungen, die er mit überraschender Schnelle durchmachte und die mit seinen persönlichen Zwecken zu offenbar zusammenfallen, um nicht den Schluß zu ziehen, daß ihm jedes Mittel recht war, um zur Macht zu gelangen und Premierminister zu bleiben. Gladstone hat eine neue Methode in die britische Politik gebracht, nicht seine Maßregeln nach ihrer Bedeutung zu verteidigen und die Gründe seiner Gegner, welche nur seine eigenen früherer Zeiten waren, zu widerlegen, sondern auf Stimmenfang auszugehen. Deshalb scheute er sich nicht, von den *classes* an die *masses* zu appelliren. Damit hat er die Grundlagen des Parlamentarismus untergraben, denn wie der sicherlich liberale J. St. Mill sagt: „die weisesten politischen Denker haben einmütig die Demokratie der Zahlen als die endgiltige Entartung aller Regierungen betrachtet.“ Unzerstörbar bleibt in allen diesen Wandlungen nur seine Selbstergerechtigkeit und Unfehlbarkeit, niemals hat er unrecht gehabt, seine Niederlagen fallen stets dem Unverstand und der Bosheit seiner Gegner zu, gegen die er kein Mittel scheut, das er selbst laut verdammt, wenn es gegen ihn selbst angewendet wurde. Der amerikanische Gesandte Lowell sagte deshalb treffend von ihm: „Gladstone hat eine einzigartige Gabe, lebenslängliche Ueberzeugungen zu improvisiren, die aber, wenn er sie improvisirt hat, so intensiv sind, daß er auf keine Gründe dagegen hört.“ Mehr und mehr hat sich dabei bei ihm der

Doktrinäre Grundzug entwickelt, welcher die organischen, rechtsgeschichtlichen Grundlagen der englischen Verfassung, die er einst so lebhaft verteidigte, zu Gunsten abstrakter Prinzipien verächtlich beiseite schob, selbst seine hochkirchliche Theologie, die er beibehalten und die er, wie Tulloch sagte, als Kette in allen politischen Fragen hinter sich herschleppt, ist mit Scholastik durchtränkt.

Ueber seine auswärtige Politik bleibt nach dem oben Gesagten kaum etwas zu bemerken; jedes seiner Ministerien ist durch eine Reihe von Niederlagen bezeichnet. Für die Bedeutung des britischen Kolonialreiches, für die Aufrechterhaltung des Ansehens Englands im Räte der Mächte hat er nie Sinn gehabt, sondern im Gegensatz zu Disraeli, wenn er in der Opposition war, nur gesucht, die auswärtige Politik seiner Gegner herabzusetzen.

Palmerston, der Gelegenheit genug hatte, ihn kennen zu lernen, jagte von ihm, als dem kommenden Premier, voraus: „Dieser Mann wird sein Land ruiniren und seine Partei zerstören.“ Bismarck bemerkte, wie Th. von Bunsen mitteilt: „Wenn ich so viel Unheil über mein Land gebracht hätte wie Gladstone über das seine, hätte ich mich längst erschossen.“¹⁾ Am drastischsten war das Urteil Carlyles über ihn, der Froude sagte, seine Ansicht sei, „Gladstone sei eine jener verhängnisvollen Gestalten, welche der böse Genius Englands schaffe, um uncinbringliches Unheil zu stiften, das niemand als er hätte durchführen können.“ Die letzte Zeit seiner Macht hat diese scharfen Urteile nicht widerlegt, er hat, als er sich endlich zurückziehen mußte, die englische Politik in der schlimmsten Verwirrung seinen Genossen hinterlassen.



Hamerling-Erinnerungen.

Neue Mitteilungen über den Dichter, nebst ungedruckten Briefen von demselben und von Berühmten seiner Zeitgenossen.

Von

Dr. Anton Schlossar.

Gegen Ende der sechziger und zu Anfang der siebenziger Jahre fiel in der damals noch nicht so reich wie heute bevölkerten Hauptstadt der Steiermark Graz die Gestalt eines Mannes auf, welcher ernst und sinnend durch die Straßen oder Anlagen schritt, bei kühlerer Jahreszeit in einen blauen Ueberrock gehüllt, mit leicht geschlungener Strawatte und mit einem Kopfe, welcher sofort die Aufmerksamkeit des Begegnenden erregte. Ein edel geschnittenes Antlitz, dessen Farbe

¹⁾ Nineteenth Century. Sept. 1887. Von den neueren Biographien Gladstones bietet die G. W. E. Russell's 1892 umfassendes Material, hat aber einen einseitig apologetischen Charakter und gleitet über alle Schwächen leicht hinweg, während Jennings in seinem Buche „Mr. Gladstone, a political study“ dieselben scharf betont.

einen olivenfarbigen Stich hatte, eine kühn vorspringende Nase, tieferliegende Augen, die von Zeit zu Zeit in seltsamem Feuerglänze leuchteten, waren umrahmt von dunklem, langem Haare, welches, nach rückwärts zurückgekämmt, fast bis zum Nacken hinabfiel. Dieses Antlitz machte beinahe einen orientalischen Eindruck, welcher durch ein dunkles Schnurrbärtchen, das rechts und links nach abwärts gerichtet war, noch vermehrt wurde. Der Mann, anfangs wenig bekannt, wurde den Bewohnern der Stadt bald vertrauter, seine Erscheinung bildete in wenigen Jahren nicht mehr den Gegenstand müßiger Neugierde, sondern wurde als diejenige einer hochbewunderten Persönlichkeit mit den Blicken der Verehrung betrachtet. Hatte doch um diese Zeit eine großartige Dichtung „Ahasver in Rom“¹⁾ die Aufmerksamkeit der gesamten literarischen Welt auf deren Verfasser Robert Hamerling gelenkt, und der Literaturkreis in der freundlichen Murstadt fühlte sich nicht wenig geehrt, das geniale Talent, welches ein poetischer Stern erster Größe am deutsch-österreichischen Dichterkimmel werden sollte, zu den Seinen zu zählen.

Auch wir Studenten waren von des Ahasver großartiger Anlage, von den kühnen Bildern, von der Farbenpracht dieser Dichtung, von dem melodischen Tonfall der, wenn auch ungerimten Verse hingerissen und weihten dem Verfasser die ganze volle Begeisterung unserer Jugend; Kollegen, welche dem Dichter begegneten, stießen sich oder jüngere, noch weniger in der Stadt bekannte Freunde an und flüsterten ihnen zu: „Das ist Hamerling, der Dichter des Ahasver.“ Und das Auge manches jungen Musenjohnes blickte verehrend der Gestalt nach, die da vorübergeschritten. Es war aber auch lange nicht vorgekommen, daß eine Dichtung so gewaltiges Aufsehen gemacht hätte wie jener Ahasver, trotz aller Ausstellungen und kritischen Bedenken, welche diesem Werke natürlich auch nicht ausblieben, ihm aber gerade neue Bewunderer zuführten. Ein ganz bemerkenswertes Urteil über die Dichtung finde hier in dem Briefe ihren Platz, welchen der damals schon dem Greisenalter nahe Karl Egon Ebert an Hamerling gerichtet. Ebert, welcher im Jahre 1882 starb, hat als der zur Zeit der Abfassung seines Schreibens vielleicht bedeutendste österreichische Poet dem jüngeren Musengenossen darin ein Zeugnis ausgestellt, das wert ist, der Vergessenheit entrißen zu werden, und dies um so mehr, als der Brief damals gar nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war; derselbe lautet:

„Geehrtester Herr Professor! Da haben wir denn endlich wieder einmal einen echten Dichter, und Oesterreich darf sich dessen erfreuen, ihn zu den Seinigen zählen zu können; dies äußerte ich schon mehrmals, seitdem ich Ihren Ahasver in Rom gelesen. Was ich gegen andere geäußert, das spreche ich nun auch gegen Sie aus. Ihr Werk hat mich entzückt; ich halte es für sehr bedeutend und für einen Vorboten noch bedeutenderer Leistungen. Einigemal schon habe ich es ganz, einige Partien noch öfter gelesen. Auch durch zwei Vorlesungen

1) Ahasver in Rom. Epische Dichtung in sechs Gesängen von Robert Hamerling. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) Hamburg.

(wobei freilich wegen der anwesenden Damen große Lücken gemacht werden mußten) habe ich den Zuhörern einen so hohen Genuß verschafft wie mir selbst.

„Allerdings ist der Stoff Ihres Gedichtes ein furchtbarer, hier und da sogar fast abstoßender; aber er trägt gewaltige Gedanken in sich, und diese Gedanken konnten nicht tiefer erfasst, die Schilderungen nicht prachtvoller gemacht werden, als Sie es thaten. Sehr klug haben Sie sich des reimlosen Jambus bedient; eine beschränktere Form wäre für die Behandlung dieses Stoffes eine unerträgliche Fessel gewesen.

„Einiges wüßte ich wohl rügend zu bemerken; allein es wäre ganz gegen meine Natur, durch Befrittung von Einzelheiten mir und vielleicht auch Ihnen die reine Freude an dem schönen Ganzen zu trüben.

„Darum keine Schatten dahin werfen, wo so viel helles, glänzendes Licht ist.

„Warum ich Ihnen das alles sage, warum ich Ihnen überhaupt schreibe? Die Antwort darauf lautet einfach: weil ich mich dazu gedrängt fühlte, und weil ich weiß, daß eine Anerkennung, wie ich sie Ihnen hier aufrichtig zolle, dem echt und edel Strebenden, den das große Publikum selten versteht, wohl thut und ihn aneifert. Man kann den Beifall des lauten Marktes heutzutage wohlfeiler haben, wenn man eben gangbare Fragen, landläufige Modgedanken oder politische Schlagwörter zum Stoff wählt. Allein der wahre Dichter verschmäht diese ebenen glatten Sandwege und geht oft auf steilen und rauhen Wegen festen Schrittes dem Parnass zu. Daß Sie auf diesen Wegen rüstig vorwärts gehen, habe ich erkannt, und werde Ihrem Fortschritt fortan mit dem lebhaftesten Anteil folgen.

„Mit aufrichtiger Hochachtung Ihr ergebenster

Prag, am 30. Dezember 1865.

Karl Egon Ebert.“

Also schrieb der betagte Poet der „Wlasta“, jener glänzenden Balladen und anderen dichterischen Schöpfungen, durch welche er damals schon längst als Haupt und Chorage der deutsch-böhmischen Dichtung und als eines der besten Talente Oesterreichs überhaupt anerkannt war, dem jungen, in genialer Kraft aufstrebenden Hamerling, mit welchem er auch seitdem im brieflichen Verkehr verblieb.

Noch ein anderes unbekanntes Urteil eines ausgezeichneten Mannes, das wenige Jahre nach dem obigen niedergeschrieben wurde und den Mhasver betrifft, ist von hohem Interesse. In Triest hatte wohl gelegentlich Hamerling den berühmten Diplomaten Anton Grafen Prokeisch-Esten kennen gelernt. Der Graf aber war, und dies ist nicht allgemein bekannt, selbst als Dichter hervorgetreten; er besaß stets ein feines Gefühl und das tiefste Verständnis für die Schönheiten echter Poesie, worüber dessen alter Freund Adolf Friedrich Graf von Schack in seinen Memoiren „Ein halbes Jahrhundert“ ¹⁾ so manches mitteilt. Prokeisch hat es dem auch trotz seiner viel in Anspruch genommenen staats-

¹⁾ „Ein halbes Jahrhundert“. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Ad. Fr. Graf von Schack. 3 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

männlichen Thätigkeit nie unterlassen, sich mit den bedeutendsten Erscheinungen der Literatur stets auf dem Laufenden zu erhalten. Er war im Jahre 1867 österreichischer Votschaster an der Pforte in Konstantinopel, und von dort aus ist auch der folgende Brief vom 14. Mai 1867 datirt. Derselbe ist eine Kundgebung über Hamerling von einem Manne, der, wie Schack bemerkt, „an mannigfaltiger geistiger Bildung und lebhafter Teilnahme für höhere Bestrebungen fast alle, die ich gekannt, überragte“:

„Berehrtester! Ich habe Zeit und Stimmung endlich gewonnen, um die zweite Auflage¹⁾ durchzulesen. Sie hat mir den Eindruck der ersten erneuert. Es ist eine gewaltige Arbeit, eine Dantische Schöpfung in Dantischer Sprache. Für die schwachen Magen unserer Zeit ist die Speise wohl zu derb, aber warum sollen Sie eine Ausnahme machen von der Regel, daß erst die Toten mit nie welkendem Lorbeer gekrönt werden.

„Die Farben bei Nero sind dick aufgetragen, was ich nicht tadle. Da auch eine edle Seite in ihm ist, so hätte ich vielleicht gewünscht, daß er den Genuß nicht bloß auf den Wegen des frechsten und rohsten Lasters suche, sondern auch auf denen schöner Täuschungen und des Mißbrauchs derselben. Der Lebensdrang in einer so begabten Natur muß alle Wege wandeln. Selbst der Tod der griechisch-römischen Zivilisation war nicht ein völliges Sterben dessen, was in ihren Heldenschöpfungen Leben hatte.

„Daß Ahasverus der ewige Mensch, diese Auffassung ist die allein verständliche, berechtigte und würdige. Der Abschluß mit dem Christentum wäre allerdings ein Widerspruch und Fehler gewesen, eine Unwahrheit. Er wandert noch und wird immer wandern. Ruhem kann er nur in kurzen Hoffnungen, die selbst wieder eine Täuschung sind. Nil humani und so weiter darf er auch sich selbst sagen und muß es sogar.

„Das Wort an die Kritiker war, nach meiner Ansicht, ganz und gar notwendig.

„Ihre Dichtung ist eine Perle der Zeit — und eben als Perle aus der Krankheit der Zeit geboren. Auch das sichert ihren Wert und ihre Dauer. Sie ist selbst ein Stück Ahasverus.

„Ich hoffe, Sie wohl diesen Sommer oder Herbst zu sehen.

Herzlichst

Proteich-Dsten.“

Graf Proteich verfolgte eifrig und mit wärmster Teilnahme Hamerlings weitere poetische Thätigkeit, in welcher er den reinsten und idealsten Standpunkt des echten Dichters so glänzend gewahrt sah. Es wird von Wert sein, des geistvollen Staatsmannes Urtheile auch über einige andere Schöpfungen des Poeten zu vernehmen. Als im Frühling des Jahres 1868 das ostpreußische Gebiet von schwerem Nothstand heimgesucht war, machte sich bei der deutschen Bevölkerung überall bis tief zum Süden hinab die wärmste Teilnahme geltend,

¹⁾ Des „Ahasver in Rom“.

und man wetteiferte den vom Unglücke Heimgesuchten zu helfen. Nun warf allerdings der traurige Feldzug des Jahres 1866 noch seinen Schatten auf die österreichischen Länder. Um so ehrenvoller erschien das Vorhaben eines zu Graz zusammengetretenen Komites durch ein großes zu veranstaltendes Konzert eine Summe hereinzubringen, welche jenen hungernden deutschen Stammesbrüdern gewidmet sein sollte. Das Komite bestand zumeist, wenn ich nicht irre, aus Studenten. Und die Studirenden beschloßen an den schon hoch gefeierten Dichter Hamerling heranzutreten und ihn um Abfassung eines Festprologes zu dem Konzerte zu bitten. In der That willfahrte der Poet, und es entstand jene herrliche Dichtung:

„Je weiter der Weg, den er wandern muß,
Um so wärmer zu sein pflegt ein Liebesgruß“ u. s. w.

welcher in den Tagesblättern allüberall so hohe Beachtung geschenkt wurde und in der Hamerling seinen echt deutsch-nationalen Standpunkt so glänzend manifestirte. Mit Jubel wurde der Vortrag dieser Dichtung am 8. März 1868 aufgenommen, einer Dichtung, welche insbesondere den deutschen Geist, den deutschen Gedanken und das deutsche Herz auch an den Hängen der Alpen pries. Es ist bezeichnend für den österreichischen Diplomaten in Konstantinopel, der ja auch eine hohe Generalwürde in der österreichischen Armee bekleidete, wie er diese glänzenden Verse begrüßte, die er wohl in einem Blatte gelesen hatte, denn erst die Gedichtsammlung: „Blätter im Winde“ (1887) enthielt das Poem authentisch gedruckt. Datirt von Konstantinopel 21. Mai 1868, schreibt Profesch an den Dichter:

„Seit Monaten gehe ich mit dem Entschlusse um, Ihnen, verehrter Herr Hamerling, für den schönen Prolog zu danken, zum Besten der Nothleidenden in Ostpreußen von Ihnen gedichtet. Es ist ein prächtiges, wahrhaft deutsches Wort, das Sie da dichteten, und eine treue deutsche Gesinnung gab es ein. Die Gelegenheit auch war ein glücklicher Wurf, denn der Haß, von der Oier nach falscher Ehre und Besitz, von oben gestreut, was geht er das Volk an, das sich eins fühlt und in diesem Gefühle an Wahrheit, Würde und Einsicht hoch über denen steht, die es zu spalten bemüht sind? Ihr Gedicht sollte zum Volksliede werden.“

Kennzeichnen solche Worte nicht den Freund und Kampfgenossen Theodor Körners, denn ein solcher war der junge Profesch im Jahre 1813, wie vielleicht wenigen bekannt ist.

Endlich sei noch der Worte des Grafen über den „König von Sion“ gedacht. Graf Profesch-Diten, eben auf einer Reise in Aegypten begriffen, schrieb den nachfolgenden schönen Brief auf einem Nilschiffe: derselbe ist ebenfalls wert, der Vergessenheit entrissen zu werden.

„Auf dem Nil, 23. Januar 1869.

„Verehrter Herr!

„Ich habe soeben Ihren König von Sion¹⁾ gelesen. Mit wahrer Achtung

¹⁾ Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen von Robert Hamerling. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. F. F. Richter) Hamburg.

erfüllt mich die Macht und Reinheit der Sprache, sowie auch der homerische Baustil im einzelnen wie im ganzen. In Ihrem Helden konnten Sie nur ein Bild geben wollen von jugendlicher Schönheit und edler Schwärmerei. Er hält das Wort für die That und glaubt, daß er wirklich sei, was er zu sein wünscht und denkt. Daß er mit den Elementen, die er unter den Händen hatte, ein Reich der Reinen zu gründen strebte, war ein Irrtum, worüber ihn diese Elemente bald belehrten. Sein Urtheil ist nicht von dieser Welt, und sein ganzes liebliches Wesen schwimmt wie ein leichter Nebel über der Wirklichkeit. Daß Sie ihn scheitern machen an dem, was sich Volkswille nennt, dafür muß Ihnen unsere Zeit dankbar sein; denn sie liegt noch im Wahne, in der Wahrheit ruhe die Begabung, die selbst bei der Minderheit selten ist. Wohin dieser Wahn führt, haben Sie trefflich geschildert. Großes ist in der Welt, so lange sie besteht, nur durch einzelne geschehen, welche den Volkswillen zu beherrschen verstanden.

„Es reiht sich diese Dichtung würdig an Ihren Nero. Mich freut, daß die Welt sie würdigt.“

„Ich schreibe diese flüchtigen Zeilen im Angesichte der Pyramiden, die seit Jahrtausenden das Werden und Stürzen der Reiche überdauerten, obwohl sie gleich ihnen Werke von Menschenhand und die Zeugen der Lebenskraft sind, die einer großen Idee innewohnt.“

In achtungsvollster Ergebenheit

Proteisch-Diten.“

Nachdem auf den bereits zu den hervorragendsten Dichtern Oesterreichs zählenden Verfasser des *Alhasverus* in Graz die Aufmerksamkeit aller und zwar nicht nur der deutschen literarischen Kreise gerichtet war, und Hamerling in poetischen Dingen nun wohl eine hohe Autorität genannt werden konnte, blieb es nicht aus, daß junge poetische Talente ihre Dichtungen vorlegten und ihn um ein gütiges Urtheil baten. Wie es schon der jugendlichen Anschauung entspricht, mochte wohl so mancher daran denken, seine literarische Laufbahn sei begründet, wenn Hamerlings Urtheil günstig ausfalle. Und der zwar still und zurückgezogen lebende, aber mit der höchsten Feinfühligkeit ausgestattete Poet kam jedem mit der größten Liebenswürdigkeit entgegen, es war ihm nicht gegeben, jemand, der sich ihm anvertraute, zu verlegen. Manche bemerkenswerten Autoren führte er denn auch in die Literatur ein und bot ihnen freundliche, schriftliche Worte, die sie ihren Erstlingswerken vorsetzen durften. Einer dieser Autoren, dem später Hamerling Jahre hindurch bis zum Tode die wärmste Freundschaft weihete, ist heute der berühmteste unter den Volksschriftstellern. Ich meine Peter Mosegger. Auch er hatte sich an Hamerling zuerst schriftlich gewendet und sodann persönlich vorgeprochen und diesem seine Dialektgedichte vorgelegt. Der ältere berühmte Poet erkannte in den Jugenddichtungen Moseggers die Spuren des Genies und stand nicht an, mit besonderer Wärme für den jugendlichen Steirer einzutreten. Im Jahre 1870 erschien die erste Auflage der Sammlung: „Züher und Hackbrett. Gedichte in obersteirischer Mundart von P. M. Mosegger mit einem Vorworte von Robert Hamerling,“ im Verlage von Josef Pock in Graz.

Aus dem nahezu verschollenen Mücklein seien von den empfehlenden Worten der Einleitung nur die Bemerkungen angeführt: „Dieser Mitteilung (einer kurzen Biographie Roseggers aus dessen eigener Feder) ist nur hinzuzufügen, daß das lyrische Manuscript des jungen obersteirischen Sängers in die Hände eines Mannes kam, der zwar nicht volkstümlich geartet als Poet, aber wie Rosegger aus dem Volke hervorgegangen, alles ländlich Volkstümliche empfindend verwebt mit dem Zauber seiner ersten Jugenderinnerungen aus dem niederösterreichischen Waldlande, und der die Lieder seines jüngeren Sangesbruders aus den steirischen Bergen mit Sympathie und Freude durchgelesen hat. Es ist undenkbar, daß nicht jeder Leser in dieser Sammlung auf Lieder stoße, die ihm zu den frischesten und lieblichsten Blüten volkstümlicher Alpenlandespoesie zu gehören scheinen.“ Hamerling schließt seine Empfehlung mit der Andeutung, die Gestaltung der Zukunft Roseggers hänge davon ab, „daß die Legitimation seiner dichterischen Geltung nicht länger hinausgeschoben wird.“ Wie richtig Hamerlings tiefer Blick gesehen, hat die Zukunft und die Entwicklung Roseggers gelehrt. Als 1875 dessen Zeitschrift „Heimgarten“ zu erscheinen begann, war bald Hamerling, welcher sonst überaus ungern Aufsätze in Zeitschriften veröffentlichte, dessen getreuester Mitarbeiter, bald auch des Steirerpoeten vertrauester Freund. Roseggers: „Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling“ (Wien 1891), welche nach des genialen Poeten Tod herausgegeben wurden, erweisen Blatt für Blatt die Beziehungen der beiden Dichter. Und Rosegger war es auch, dem Hamerling mehrmals seinen letzten literarischen Herzenswunsch auf die Seele band: eine volkstümliche Ausgabe von Hamerlings gesammelten Werken im Auge zu behalten. Der berühmte Verfasser des *Abasver* in Rom wäre gern auch den Geistern der wenig Bemittelten näher getreten, seine Lage war immer, daß seine Werke für weitere Kreise zu teuer seien. Trotz aller Bemühung des ihn überlebenden Freundes ist dem Toten dieser Herzenswunsch bis heute noch nicht erfüllt worden.

Auch der Verfasser dieser Zeilen hatte sich damals — es war in der ersten Hälfte der siebziger Jahre — das Herz gefaßt und dem gefeierten Dichter eine Dichtung zur Durchsicht überreicht, die schon mehrere Jahre vollendet im Kulte ruhte. Mein Gott, wer denn, der in Graz halbwegs erträgliche Verse schrieb, hätte nicht wenigstens ein bescheidenes Wort der Anerkennung von Hamerling als hohes Glück angesehen. So nahm ich denn mein Manuscript — es war die 1877 bei Wagner in Innsbruck erschienene „Cornelia, eine Herzengeschichte in Versen“ — und begab mich zagend damit zu dem verehrten Manne. Er nahm mich in seinem dunkel gehaltenen Zimmer, in dem Hause der Realchulgasse (heute Hamerlinggasse), welches nun eine Marmorgedentafel schmückt, freundlich auf und versicherte:

„Sie können überzeugt sein, ich werde Ihr Manuscript genau und gewissenhaft durchsehen.“

Ich bat um offenes Urteil.

„Das sollen Sie haben, schon in der nächsten Woche.“

Als ich zur bestimmten Zeit wieder erschien, hatte er wirklich das Ganze durchgelesen. Seine erste Bemerkung war eine Frage:

„Warum haben Sie diesen Stoff nicht novellistisch in Prosa bearbeitet. Es wäre eine gute Novelle geworden.“

Ich konnte natürlich nichts anderes sagen, als daß es mir darum zu thun gewesen, eine Novelle in Versen abzufassen, welche ein kleines psychologisches Problem durchführen sollten.

„Ich habe manche hübsche Stelle darin gefunden, gewandte Verse, auch manches, was ich beanstanden möchte,“ sagte der Dichter, „aber,“ und sein stolzes Auge sah mich ernst, doch freundlich an, „Sie haben ein förmliches kleines Epos schaffen wollen, zu einem solchen aber gehört ein Held, eine gewaltige, kraftvolle Persönlichkeit, welche die Blicke der Welt auf sich zieht oder gezogen hat. Versuchen Sie später einmal einen solchen Helden zu finden, Sie sind ja noch jung. Doch ich kann Ihnen meine Anerkennung nicht versagen, daß Sie gleich eine größere Arbeit in Angriff genommen und nicht ohne Geschick und warmes poetisches Gefühl durchgeführt haben. Wollen Sie diese Dichtung dem Druck übergeben?“

Auf meine Bemerkung, falls ich einen Verleger fände, hätte ich allerdings die Absicht, meinte Hamerling wohlwollend:

„Warten Sie noch eine Zeit damit.“

Es vergingen einige Jahre, bis 1877 meine Dichtung erschien, die dem Verleger gefallen hatte, und sich auch nachher bei der Kritik, so weit diese ihr überhaupt Beachtung schenkte, freundlicher Aufnahme erfreute. Heute denkt allerdings kaum mehr jemand an das Büchlein, nur hatte vor einigen Jahren ein Literaturflegel es hervorgesucht, um mir anlässlich dieses Jugendwerkes Grobheiten an den Kopf zu werfen. Wie herzlich gedachte ich damals des edlen Hamerling, und seiner Zartheit und Freundlichkeit und seines milden Ernstes.

Der Dichter besuchte zu Anfang der achtziger Jahre öfters die Grazer Universitätsbibliothek, er hatte damals die Einladung an Meyers Konversationslexikon mitzuarbeiten angenommen und behandelte darin die moderne italienische Literatur, wie dies für ihn, den vortrefflichen Kenner dieser Literatur und ausgezeichneten Leopardiübersetzer ja auch passend erschien. In der genannten Bibliothek, in der ich angestellt war (und heute noch bin), fiel aus dem Munde des Dichters manch geistvolles Wort, wenn er anlässlich des Studiums italienischer Werke und Zeitschriften die Leserräume betrat, wo ich meines Amtes waltete. Einmal kam das Gespräch auf die „Gartenlaube für Oesterreich“, ein Blatt, das H. Penn, Sacher-Masoch und andere begründet hatten, welches von 1866 bis 1869 in Graz herausgegeben, sich anfangs eines ganz hübschen Leserkreises erfreute, und unter anderem Originalbeiträge von Adelbert Stifter, Fr. Marx, F. Nissel, Alda Christen brachte, die ihm zu gutem Ansehen verholfen. Natürlich wurde auch die Mitarbeiterschaft Hamerlings erbeten und - - - - - gewährt.

Dieses Blattes gedachte Hamerling im Gespräche. „Ich habe,“ meinte er, „mit großem Interesse die Gründung dieses Blattes und seine Weiterführung

verfolgt. Schade, daß es später in wenig gewandte Hände gekommen. Es war durchaus kein gewöhnliches Provinzialunternehmen und in der belletristischen Zeitungsliteratur höchst geachtet.“ Hamerling kam auch auf die Provinzblätter zu sprechen und brachte mich, da ich gerade verschiedene bibliographische Arbeiten in Angriff genommen, welche Steiermark betrafen, auf eine bemerkenswerte Idee.

„Sehen Sie,“ sagte er beiläufig, „es wäre ein guter Gedanke, alle im Lande erschienenen Zeitungen und Zeitschriften zu verzeichnen und ganz kurz deren Geschichte zu skizziren, das heißt die Dauer des Bestehens eines jedenattes, die Redakteure und Herausgeber, die Hauptmitarbeiter, bei politischen Zeitungen etwa die Tendenz und dergleichen. Eine solche Zusammenstellung bietet eine gute Grundlage für den Verfasser einer Geschichte nicht nur unseres Zeitungswezens, sondern der Literatur und Kultur überhaupt. Hätten wir dergleichen Arbeiten aus verschiedenen Ländern, man würde schon beim bloßen Durchsehen derselben staunen, welche Summe von Arbeit da niedergelegt ist, was für Männer, die möglicherweise später weit berühmt geworden sind, sich daran beteiligt, welche Wandlungen im Geschmack und in der Auffassung der Verhältnisse erfolgt sind.“

Ich teilte des Dichters Ansicht so vollkommen, daß ich in der That daran ging, eine derartige Arbeit abzufassen, welche ich heute noch fortführe, ohne daß ich sie bisher veröffentlicht habe.

Eine Zahl von Jahren hindurch hat Hamerling eifrig die beiden Grazer Bibliotheken besucht, nämlich die Universitätsbibliothek und die große Bücherei am Joanneum. Seine Aufmerksamkeit für dieselbe und zugleich Genauigkeit, welche seine eigenen Werke betraf, zeigte sich, nachdem er gestorben war. Jede der beiden Sammlungen erhielt eine genau und sorgfältig zusammengestellte Kollektion aller Schriften des Dichters legirt, und zwar war jedes seiner Werke durch alle Auflagen und Ausgaben vertreten. Da Hamerling in jeder Neuauflage Verbesserungen anbrachte, so kann man den Wert dieser Zusammenstellung, zumal für den Literaturforscher, beurteilen. Noch bei Lebzeiten setzte der Dichter alle Mühe daran, daß ja nicht eine einzige Auflage in der für sein Legat bestimmten Doppelsammlung fehle.

Es mögen nun einige Mitteilungen über die Beziehungen des Dichters zur Kunst und über seinen Verkehr mit einem Künstler folgen, welcher in vortrefflicher Weise uns die Züge Hamerlings in der von ihm modellirten Büste überliefert hat. Dieser Künstler ist der von der Wiener Akademie ausgebildete Bildhauer Hans Brandstetter, ein Steiermärker, einer der wenigen Landsleute Rosjeggers, welche sich auf dem Gebiete der Plastik hervorragend bemerkbar gemacht haben. Brandstetter hat die Büste Rosjeggers selbst, jene des Dichters C. Gottfried N. von Leitner und seitdem eine ganze Reihe anderer Porträtbüsten angefertigt, die sich durch sprechende Aehnlichkeit auszeichnen, in jüngster Zeit ist ihm die Ausführung des Brustbildes jenes edlen Grafen Hartenau, des einstigen Fürsten von Bulgarien und späteren österreichischen Generals gelungen, der ein so frühes Ende in Graz gefunden hat.

Im Jahre 1881 wurde Brandstetter mit Hamerling bekannt: nachdem es schon längst des Künstlers Wunsch gewesen, das charakteristische Haupt des berühmten Dichters zu modelliren, bat er diesen um die Bewilligung hierzu und um einige Sitzungen. Dieselben fanden im Jahre 1882 statt. Brandstetter ersuchte den Dichter, sich das lang herabfallende Haar nicht kürzen zu lassen, und einige Zeit darauf wurden Tag und Stunde einer Sitzung bestimmt. Der Bildhauer hatte aber längere Zeit vorgearbeitet, und der wohlmodellirte Kopf in grauem Thon ließ die Züge schon ganz gut erkennen.

Hamerling empfing den Künstler eine Zeit vorher in seinem Sommeraufenthalte im Stiftinghause, wo er so gerne weilte, mit den Worten auf sein Haar weisend: „Sehen Sie, daß ich nicht vergessen habe.“ Als die Sitzung selbst im Kupferstichkabinet der Bildergalerie hätte stattfinden sollen, erschien der Dichter pünktlich, aber er sagte: „Ich komme heute nur um mich zu entschuldigen, zu einer Sitzung fühle ich mich nicht wohl genug, vielleicht morgen.“ Da bemerkte er jedoch das begonnene Bildwerk und wendete sich demselben mit Interesse zu. „Sie ist ja schon zu erkennen,“ sagte er, nahm seinen Platz ein und vergaß ganz auf das vorgekühtete Unwohlsein; Brandstetter konnte zwei Stunden lang an seinem Werke arbeiten. Hamerling kam nun in der That öfter. Einmal sagte er: „Das Gesicht wird gut, nur die Augenbrauen, Bart und Fliege sind etwas zu stark gehalten.“ Auf die Bemerkung des Künstlers, daß dieser es in der Natur so sehe, wurde Hamerling still, Brandstetter erkannte aber das nächste Mal, daß Bart, Fliege und Brauen gekürzt worden seien. „Vergleichen Sie noch einmal,“ sagte nun der Dichter, und da es offenbar dessen Wunsch war, verkleinerte Brandstetter die erwähnten Dinge.

Einmal ersuchte Hamerling den Bildner: „Darf ich eine mir befreundete fein gebildete Dame herführen, an deren Urtheil mir sehr gelegen ist und welche die Büste schon gern sähe?“ Natürlich war dies dem Künstler nur sehr angenehm, und am nächsten Tage erschien mit Hamerling Frau von Stirner, „Winona“, die treue edle Freundin des Professors, den sie heute noch hoch verehrt. Auch sie fand das Bild gelungen und Hamerling bemerkte: „Frau von Stirner kennt mich schon lang und genau, ihr Urtheil kann Ihnen maßgebend sein.“ Die Porträt-sitzungen wurden damit beendet; „wenn auch nicht langweilig, so sind sie doch sehr anstrengend für mich,“ sagte der oft sehr leidende Dichter zum Bildhauer. „Sie sind wohl der letzte, welchem ich als Modell gedient, zumal Ihr Werk so gut ausgefallen ist.“

Als später einmal Brandstetter mit Hamerling vor dem im Grün des waldigen Stiftingthales anmutig gelegenen „Stiftinghause“ stand, wies der Dichter auf ein durch Läden markirtes Blindfenster des Gebäudes: „Sehen Sie, dort möchte sich ein Relief gut machen: hinter jener Wand schrieb ich die Aspasia; dort wäre eine Gestalt aus jener Dichtung gewiß passend, vielleicht die Kora.“ Der Bildhauer machte einen Entwurf der Figur Koras in Wachs, und auf die Frage Hamerlings, wie hoch das Ganze in Stein ausgeführt kosten könnte, nannte Brandstetter etwa hundert Gulden. „Das ist zu viel für meine Ver-

hältnisse, aber auf siebenzig Gulden könnte ich mich einlassen, denn ich muß für die Meinigen sorgen.“

Am 2. Oktober 1882 schrieb Hamerling dem Bildhauer die nachstehenden Worte ins Album, welche wohl verdienen, einem weiteren Leserkreise bekannt zu werden:

„Der Künstler muß die Natur nachahmen, um Großes zu leisten. Aber das Größte leistet er dann, wenn er die Natur nicht bloß nachahmt wie ein vor ihm und außer ihm stehendes Modell, sondern wenn ihm die Natur, ihre Schaffensfreude, ihr Formensinn, im Innern, im Gemüte selbst lebendig wird, und sie aus seinem Geiste noch bedeutender, sinniger, ergreifender wiedergeboren wird, als in der vergänglichen Wirklichkeit.“

Robert Hamerling.“

Seitdem blieb Brandstetter mit dem Dichter des Ahasverus in steter Verbindung. Es war im Jahr 1887, als der Bildhauer in Wien weilend ein Medaillon mit dem Reliefporträt des greisen Bauernfeld gefertigt hatte, welches der Porträtirte selbst wie dessen Freunde für ganz vortrefflich ausgeführt erklärten. Um dieselbe Zeit wurde Kundtmanns edles Standbild Anastasius Grüns aus weißem Marmor im Grazer Stadtpark zur Aufstellung gebracht. Darauf beziehen sich die nachfolgenden Zeilen des Dichters, welchem Brandstetter eine Photographie des erwähnten Reliefs von Wien aus übersendet hatte:

„Etwas spät, aber herzlich danke ich Ihnen, sehr geehrter Herr und Freund, für die übersandte Photographie des trefflichen Bauernfeldmedaillons. Gestern schleppte ich mich zu unserm Gründendenkmal. Dem Ausruf der Bewunderung muß sich leider der des Bedauerns anschließen, daß ein so schönes feines Werk nicht in Erz, sondern in gebrechlichem Marmor ausgeführt ist. Auch mit dem abgelegenen, eingeengten Plaze, auf dem es steht, kann ich mich nicht befreunden. Aber das Werk an sich ist, wie gesagt, reizend schön. Mit bestem Gruß

Ihr

Graz, 11. Juli 1887.

Robert Hamerling.“

Am Jahre 1888 weilte Brandstetter in Rom, er hatte die Thermen des Titus besucht, wo noch Steinreste von Neros goldenem Hause sich vorfinden, das Hamerling im Ahasver so prächtig geschildert, und dem schon sehr kranken Dichter einen Lorbeerzweig aus dem alten Gemäuer nebst herzlichem Briefe gesendet. Dieser antwortete:

„Sehr geehrter Freund! Ich erwidere Ihr liebes und inhaltreiches Schreiben nur mit einem Weihnachtsgruß, welcher dazu beitragen möge, Sie in diesen Tagen der Weihe des Gemüths in die Heimat und zu den Befreundeten zurückzuversetzen. Der übersandte römische Lorbeer befindet sich unter Glas und Rahmen; empfangen Sie meinen besten Dank dafür! Wir alle — mit Einschluß

Berthas, die mich nur bittet, Ihnen zu sagen, daß sie nicht ‚Paula‘ heißt ¹⁾ — bleiben Ihrer mit besten Gefinnungen und Wünschen eingedenk.

„In freundlicher Ergebenheit

Ihr

Graz, 22. Dezember 1888.

Robert Hamerling.“

Noch sei eines Schreibens aus der Feder des Dichters gedacht, das uns den schwer Leidenden, vielleicht darum aber um so milder Denkenden vorführt. Ein sehr bekannter Wiener Schriftsteller und Kritiker, der Rom genau kannte, hatte seinerzeit bei einer Besprechung des Ahasverus tadelnde Worte über verschiedene Schilderungen von Dertlichkeiten in dem Gedichte ausgesprochen, Schilderungen, welche der topographischen Wirklichkeit nicht entsprächen. Hamerling war sehr gekränkt, fast erbittert, und er suchte jede Berührung mit dem erwähnten Kritiker, der auch Graz zu besuchen pflegte und mit Brandstetter befreundet war, zu vermeiden. Der Bildhauer, eine liebenswürdige versöhnliche Persönlichkeit, suchte Jahre hindurch vergeblich eine Vermittlung herzustellen. Aber endlich hatte der Dichter in seinen Leiden auch das Ganze vergessen. Darauf und auf die Schilderung des Eindrucks, welchen der eben erschienene „Homunkulus“ auf Brandstetter ausgeübt, bezieht sich die Antwort Hamerlings an diesen vom 26. Dezember 1887 datirt:

„Bin so elend, sehr geehrter Freund, daß ich Ihnen nur kurz antworten kann. Was den Herrn betrifft, der mich vor siebenzehn Jahren beleidigt haben soll, so weiß ich nicht, wen Sie meinen; wer immer es aber sein mag, er kann versichert sein, daß all mein Leben und Erleben abgeschlossen und abgethan hinter mir liegt und ich über Groll und Feindseligkeit vollständig hinaus bin.

„Also ein ‚großer Zug‘ geht durch den Homunkel? Wenn nur die Rezensenten nicht das ‚Reißen‘ bekommen von diesem ‚Zug‘! Gern hätte ich Ihnen ein Exemplar geschickt, aber leider ist's für den Augenblick nicht möglich; ich hoffe es später thun zu können. Alles Schöne zum Jahreswechsel. Herzlich ergeben Ihr

Robert Hamerling.“

In der Zeit zurückgreifend, glaube ich auch mit dem folgenden Schreiben des Dichters einen Beitrag zu seiner Charakteristik liefern zu können. Dieses Schreiben zeigt uns des Poeten eigenes Urteil über seine lyrische Thätigkeit. Es ist als Begleitbrief der neuen Auflage der Gedichtsammlung: „Sinnen und Mienen“ an einen Wiener Kritiker gerichtet, welchem Hamerling darin seine eigene Ansicht über diese Gedichte mittheilt, selbstverständlich ohne irgend eine Beeinflussung damit in Verbindung bringen zu wollen. Der Name des Adressaten thut hier nichts zur Sache. Der Brief aber lautet:

„Hochgeehrter Herr! Immer gleich lebhaft wünschend, mein literarisches Streben durch Ihre Kenntnissnahme beehrt zu sehen, übersende ich Ihnen wieder ein Buch, das unter altem Titel wenigstens zur Hälfte Neues bringt. Freilich

¹⁾ Hamerlings Mündel, deren Namen Brandstetter irrig angeführt.

nicht in dem Sinn Neues, daß es ein neues Element in die Sammlung brächte: nur das, was an das Alte sich verwandt angeschlossen, habe ich aufgenommen, und es stammt das meiste davon aus den Jahren, welche der ersten Ausgabe (1859) zunächst folgten, aus einer Zeit also, in welcher meine poetische Jugendepoche noch lange nicht ihren Abschluß durch den Ahasver in Rom gefunden hatte. So vertritt die Sammlung nach wie vor das jugendliche ‚Sinnen und Müssen‘ — vielleicht eine sehr monotone Lektüre, die aber in dieser Monotonie wenigstens eine Bürgschaft wahrer Empfindung tragen dürfte, da schwerlich jemand es für denkbar halten wird, daß man einen so wenig pikanten Stoff mit bewußter Absicht wählt. Kann man übrigens nur echt lyrische Melodie in dem Bändchen finden, so bin ich stolz darauf und schäme mich der einfachen Klänge nicht, durch welche ja das Gedankenhafte in meinen größeren Dichtungen sich zum Eindruck einer poetischen Individualität ergänzen könnte. Auch glaube ich, daß ich vieles in dieser Sammlung, namentlich die reimlosen Stücke in freien Rhythmen, niemals durch reifere lyrische Leistungen zu überbieten im Stande sein werde. Ich denke, mit diesen Zeilen keineswegs Sie zu einem öffentlichen Richterspruche herauszufordern; sollten Sie aber zu einem solchen sich angeregt fühlen, so bedarf es nicht der Versicherung, daß ich ihn mit herzlichem Dank entgegennehmen werde.

„In aufrichtigster Hochachtung verharre ich Ihr ergebenster

Graz, 4. Januar 1868.

Robert Hamerling.“

Nachdem in den siebenziger Jahren Hamerling zu Mosegger in engere Freundschaftsbeziehungen getreten war, suchte er dem jüngeren Steirerpoeten so oft er konnte, eine Freude zu machen und ihn weiteren Kreisen immer mehr und mehr vorzuführen. Hamerling stand auf der Höhe seines Ruhms. So kam es denn auch, daß Ansuchen um Autographen, Photographien und dergleichen gar reichlich einliefen. Der Herausgeber der „Neuen illustrierten Zeitung“ in Wien, Herr K, welcher eben auf einer Reise durch Graz begriffen war, suchte den Dichter Hamerling ebenfalls einmal auf und wollte ihm die Bitte um poetische Beiträge für das genannte, damals vortrefflich geleitete, leider später eingegangene Blatt vortragen, traf ihn aber nicht zu Hause. Die Redaktion bat darauf zum Zwecke der Wiedergabe in dem Blatte um Hamerlings Photographie. Es erfolgte nachstehende bezeichnende Antwort des Dichters:

„Hochgeehrter Herr! Ich bitte Herrn K mein herzlichstes Bedauern darüber auszudrücken, daß er den Weg zu mir vergebens machte. Ihrem Wunsche nach einer Photographie von mir entspreche ich gern und fühle mich geehrt durch Ihre freundliche Absicht, glaube aber, daß Sie zunächst mit Moseggers Bild Ihren Lesern eine größere Freude machen würden, da dieses, weil noch nirgends veröffentlicht, den Reiz der Neuheit für sich haben würde. Wenn es Ihnen noch möglich ist, bitte ich Sie sehr, Mosegger voranzuschicken: ich für meine Person bin gerade in letzter Zeit ein wenig zu oft biographirt worden. Mißgünstige Leute sehen da gerne voraus, daß man selbst die Hand dabei im Spiele hat,

daß man Reklame für sich macht. Also, wenn es Ihnen möglich, erfüllen Sie meine Bitte: bringen Sie vorerst Rosegger.

„Als Beitrag sende ich Ihnen ein Gedicht, das ich eben heute geschrieben; ich habe nichts anderes zur Hand: meine Papiere sind noch in der Stadt, ich auf dem Lande. Ich sende noch weiteres. Sie wünschen auch einen Autograph; ich erlaube mir daran zu erinnern, daß die Neue illustrierte Zeitung einen solchen bereits von mir gebracht hat.

„Zu früherer oder späterer Benützung, falls Sie darauf bestehen, mein Bild mit biographischer Skizze zu bringen, teile ich Ihnen mit, daß ich nicht, wie bisher meist angegeben wurde, am 24. März 1832, sondern 1830 zu Kirchberg am Walde in Niederösterreich geboren bin.

Hochachtungsvoll ergeben Ihr

Graz, 15. Juni 1874.

Robert Hamerling.“

Nahm auch Hamerling die erste Kritik des dazu Verufenen gern entgegen, so stand er doch nicht an, die eigenen Ansichten in Dingen, welche seine Poesie betrafen, gegen jedermann zu verfechten. Ich kann hier ein hübsches Beispiel anführen, das zugleich mit einigen kurzen charakteristischen Versen Hamerlings bekannt macht, welche an dieser Stelle zum erstenmale gedruckt vorliegen. Im Jahre 1887 erschien die neue Gedichtsammlung des Poeten: „Blätter im Winde“. Es findet sich daselbst auf Seite 6 folgender xenienartige Spruch:

„Was soll doch nur die Poesie?
Sie kommt zu spät, sie kommt zu früh,
Hat schönsten Lohn für edle Müh',
Was sie gewollt, erreicht sie nie.“

Der Dichter erhielt einige Zeit nach dem Erscheinen der „Blätter im Winde“ von einer jungen Dame, welche selbst ganz hübsche Verse machte, anonym ein Gedicht zugesandt, das sich auf den obigen Spruch bezog und, mit der Ueberschrift: „An die Poesie“ versehen, in mehreren Strophen der in dem Xenion enthaltenen Ansicht des Poeten entgegentrat. Zum besseren Verständnis teile ich die erste Strophe des Gedichtes dieser Dame mit:

„Was will doch nur die Poesie?
Sie leimt empor, du weißt nicht wie,
Sie schleicht sich sacht ins Herz hinein
Und macht es besser, macht es rein
Von aller Erden sorgen Last,
Die ist uns ein gar lieber Gast.
Sie bringt dir Seligkeit und Glück
Und ruft die Jugend dir zurück;
Und kommt sie früh und kommt sie spät,
Wenn dich ihr süßer Hauch umweht,
So blüht der Lenz dir neu empor,
Und zaubert Lieb' und Glück dir vor.“

Hamerling entwarf auf ein Blatt datirt vom 3. März 1889 eine Art poetischer Zurechtweisung. Es ist mir nicht bekannt, ob er dieselbe der betreffenden Dame, deren Name ihm mitgeteilt worden sein soll, überschickte, doch liegt mir das von seiner Hand mit Bleistift geschriebene Gegengedicht vor, es lautet:

„Dichterworte muß man ehren,
Wenn man selbst noch jung an Jahren
Und der Dichter ein belagter Mann.
Besser, statt ihn zu belehren,
Eignet man, was er erfahren,
Sinnend, dankend still sich an.“

Zum Schlusse mögen noch einige Angaben folgen, die allerdings hätten eingangs dieser Skizze ihren Platz finden sollen, da sie die Jugendzeit unseres Dichters betreffen; da jedoch der vorliegende Aufsatz nur in Erinnerungen besteht, welche überhaupt nicht rein der Zeitfolge nach geordnet sind, so werden sie auch an dieser Stelle willkommen sein; sie werfen manches Streiflicht auf den schon in ganz jungen Jahren edlerem Dichterdrange Folgenden.

Es ist aus der Selbstbiographie Hamerlings, aus den so wahrheitsgetreu entworfenen „Stationen meiner Lebenspilgerchaft“ bekannt, daß der Dichter frühzeitig sich mit poetischen Entwürfen trug, Gedichte verfaßte und in der ersten Hälfte der vierziger Jahre insbesondere mit dem ihm gleichgesinnten poetischen Freunde Anton Bruckner ein förmlich kontraktlich festgesetztes Freundschaftsbündnis schloß. Den bezüglichen „Kontrakt“ veröffentlichte später Rosegger in seinen „Persönlichen Erinnerungen von Robert Hamerling“. Der Bund trug den Namen der „Herakliusbrüder“, weil der erwähnte Vertrag vom 11. März 1846, dem Tage des heiligen Heraklius, datirt war.

Aus dieser Zeit liegt ein Brief des jungen sechzehnjährigen Hamerling an einen dritten poetisch thätigen Freund in Krems vor. Das Schreiben mag als interessantes Dokument dieser poetischen Bestrebungen hier seinen Platz finden:

„Wertester Kollege! Pruggner¹⁾ jagt mir, Du seiest ein Dichter. Was braucht es mehr als Dichter zu sein, um sich in der Freundschaft musterhaft zu bewähren? Der Dichter vermag aufzustehen und den Ruchlosen, der der Freundschaft spottet und seinen Scherz damit hat, niederzuschmettern. Er ist's, der da sagen kann:

„So gelt' es denn, Sieg gelt' es oder Tod!
Denn wisse, keinem Anaben sprichst du Hohn,
Der seine ersten Waffen schwankend prüft;
Des Fernhintreffers Silberbogen weiß
Ich wohl zu spannen, treffe scharf das Ziel,
Mein Köcher raffelt goldner Pfeile voll . . .
Wer mag einher in meiner Rüstung gehn?“

Daß ich so lange die angenehme Pflicht, Deinen Brief zu beantworten, vernachlässigte, wurde durch folgende Umstände bedingt:

¹⁾ Bruckner.

„Erstens hoffte ich mit Pruggner, Du würdest uns ganz gewiß in den Pfingstfeiertagen besuchen.

„Zweitens konnte ich mich selbst lange nicht von dem freudigen Erstaunen erholen, das Dein Brief mir verursachte. Er ist ebenso voll von tiefer Herzlichkeit als hoher Gelehrsamkeit. Ja, in diesem Briefe erkenne ich den Jüngling wieder, an dem ich als Knabe mit so inniger Liebe gehangen! Freilich trennten uns später die Fügungen des Himmels, aber wenn wir auch durch Berg und Thal geschieden sind, wir bewohnen doch beide den Donaustrand; hauche Scufzer der Freundschaft in den Strom, ich will am Ufer stehen und lauschen, wie aus den Wogen Deine Grüße mir entgegenrauschen! Es wäre mir lieb, wenn Du mit diesem Brief beantwortetest und mir zugleich kundgäbest, ob ich Dich nicht etwa in den Ferien sehen kann.

„Ich brenne vor Begierde zu sein

Dein

Am 25. Juni 1846.

Kup. Joh. Hammerling, ¹⁾ Phil.“

Um diese Zeit besuchte Hammerling die in Oesterreich sogenannten „philosophischen Studien“ in Wien. Im Jahre 1847 finden wir ihn, wie er selbst in den „Stationen“ erzählt, als Mitglied der „Dichtergilde Teutonia“, welcher unter anderem als Hammerlings Kollege auch der spätere Generaldirektor der österreichischen Staatsbahnen und jetzige Geheimerat und k. k. österreichischer Sektionschef Alois Freiherr von Czedit Excellenz angehörte, derselbe, welcher in dem Brünnener Blatte „Moravia“ den ersten Abdruck eines Gedichtes von Hammerling vermittelte und selbst poetisch thätig war. Der Liebenswürdigkeit dieses hochgestellten einstigen Kollegen Hammerlings verdanke ich die nachfolgende Bemerkung über die Beziehungen der beiden damals poetisch Strebenden: „Unsere persönliche Berührung fand eigentlich nur im Schuljahre 1846/1847 statt. Er war auch als junger Mann eine fränkliche, allzu bescheidene, fast scheue Natur. Ich mußte sehr energisch auftreten, bis er mir gestattete, den Druck eines seiner Gedichte in der Moravia zu vermitteln. Im Jahre 1848 hatte ich als Legionsoffizier viel zu schaffen, wir sahen uns weniger, und dann brachte uns das nüchterne praktische Leben immer mehr aus einander, obwohl wir eine Anzahl Jahre hindurch beide dem Lehrerstande an Mittelschulen — er in Triest und ich in Teschen und Wien — oblagen.“

Als junger Aushilfslehrer weilte Hammerling im Jahre 1853 in Wien. Er betrieb zu jener Zeit eingehende Studien in den klassischen Sprachen, auch das Gebiet der Philosophie, insbesondere der Metaphysik, beschäftigte seinen Geist. Unter den neuern Dichtern, welche er gern las, steht — und dies ist sehr bezeichnend — Wilhelm Waiblinger obenan. Der merkwürdige, leider jung verstorbene Poet mit seinem klassischen Schönheitsgeföhle, mit der dichterischen Kraft der Wiedergabe jener herrlichen Eindrücke, welche Rom und Italien auf seinen

¹⁾ Also schrieb zu jener Zeit der Dichter seinen Namen, auch in dem erwähnten „Kontrakt“ ist er in dieser Art unterschrieben.

Geist ausübten, mit dem Hange zur Sinnlichkeit und mit der glühenden Phantasie hat jedenfalls auf den jungen Dichter Hamerling einen bedeutenden Einfluß ausgeübt, im „Ahasver in Rom“ ließen sich Spuren davon finden. Hier sei nur noch zum Schlusse eines eigentümlichen Schriftstückes gedacht, das von Hamerlings Hand geschrieben und vom 18. März 1853 datirt, sich unter des Dichters Papieren fand. Es kam als ein Tagebuchblatt betrachtet werden und weist immerhin auf die Denkweise Hamerlings zu jener Zeit. Das Blättchen lautet:

„Ich hatte vor dem Einschlafen Waiblingers Biographie von Canitz gelesen. Hierauf träumte ich und zwar gegen Morgen, daß ich mit Waiblinger vor einem Bücherkasten stand und daß jener plötzlich begann, einen tiefsinnigen metaphysischen Sermon zu halten. Ich erwachte mitten in seiner Rede und hatte davon nichts als die folgenden Aussprüche behalten, aber diese mit vollster Klarheit, so daß ich sie hiermit wörtlich wiedergeben kann: Gott ist nicht der Schöpfer des Universums, sagte Waiblinger, denn er bleibt in sich; weshalb auch schon Zoroaster und Platon die Welt durch Gehilfen Gottes erschaffen lassen. Ferner: Der Zweck des Universums ist, schön und gut zu werden, also ein endlicher Zweck; es ist nur ein Komma (sic), welches der unendliche Geist in der Reihe seiner Selbstbestimmungen macht. — Das Interessante bei diesem Traume ist, daß die Gedanken Waiblingers, der überhaupt nicht Metaphysiker war, auch nicht im entferntesten solche Traumgedanken veranlassen konnten, und daß mir selbst nie etwas Aehnliches, wie jene Ideen aussprachen, in den Sinn gekommen ist. Es ist also keinerlei Reproduktion in jenem Traume; woraus denn zu schließen ist, daß der Geist im Traume oft sehr selbständig und produktiv verfähre.

Robert Hamerling.“

Die Wiedergabe dieses eigenartigen, von philosophischen Gedanken durchgezogenen Traumbildes mit des Dichters eigenem Worte möge den Abschluß der Erinnerungen an eine der bemerkenswertesten Dichterererscheinungen bilden, welche Deutschösterreich je besessen.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Landwirtschaft.

Besseres und billigeres Brot.

Neue Vorschläge zur Hebung der Landwirtschaft.

Die Landwirtschaft leidet unter dem zu großen Eifer und unter unausführbaren und übertriebenen Forderungen ihrer Freunde und Vertreter. — Mit leidenschaftlichen Parteidämpfen und mit Mitteln, welche im besten Fall Palliativmittel bleiben, wie zum Beispiel die künstliche Preissteigerung des Getreides, wird der Landwirtschaft auf Dauer niemals geholfen werden. — Die nachstehenden Vorschläge eines hervorragenden Fachmannes halten sich von allem Parteitreiben fern und eröffnen einen neuen, an einzelnen Stellen schon mit

Erfolg betretenen Weg, um die Gesamtlage der Landwirtschaft mit der Zeit wesentlich zu verbessern. Es verdienen deshalb diese Vorschläge die allgemeinste Beachtung und Prüfung der gesetzgebenden Faktoren, um so mehr, als alle Parteien diesen Vorschlägen zustimmen könnten.

Redaktion der „Deutschen Revue“.

Offener Brief an den Herausgeber der „Deutschen Revue“.

Hochgeehrter Herr!

Ich bitte Sie, den nachfolgenden Zeilen die Aufnahme in Ihre geschätzte Zeitschrift zu gewähren. Sie enthalten, in die Form eines Antrages an den Reichstag gekleidet und mit der nötigen Begründung versehen, neue Vorschläge zur Hebung der ökonomischen Lage der Landwirtschaft.

Der Reichstag wolle beschließen:

Art. 1.

Die Reichskasse gewährt den einzelnen Bundesstaaten zu Gunsten von landwirtschaftlichen Genossenschaften, welche den gemeinschaftlichen Betrieb von Getreidemühlen und Bäckereien, eventuell von Lagerhäusern für Getreide und Hülsenfrüchte beabsichtigen, Unterstützungen zum Erwerb der hierzu notwendigen Gebäulichkeiten.

Art. 2.

Die Reichskasse leistet je nach den Verhältnissen auf Antrag der Landesregierung 50 bis 80 Prozent der Anlagelkosten; die Landesregierung ihrerseits ist befugt, vom Art. 4 des Genossenschaftsgesetzes vom 20. April 1892 in dem Sinne zu dispensieren, daß die erste Einlage des Genossenschafters 200 Mark nicht zu übersteigen braucht, aber binnen fünf Jahren auf den vollen Betrag von 500 Mark gebracht werden muß. Außerdem bestimmt sie die regionale Abgrenzung der einzelnen Genossenschaften, wobei in der Regel nicht unter 5000 und nicht über 8000 Hektar Ackerland als Wirtschaftsbasis einer Unternehmung gelten sollen.

Art. 3.

Auf den Bericht des von der Landesregierung bestellten Aufsichtsbeamten, der übrigens mit den technischen Prozessen der Müllerei und Bäckerei betraut sein muß, entscheidet die Landesregierung über die von der Genossenschaft in Vorschlag gebrachte Anlage respektive den Erwerb und Umbau bereits vorhandener Betriebe. Der Aufsichtsbeamte seinerseits entscheidet über die Ansätze für Brot- und Mehlpreise im Verhältnis der am offenen Markt und der in dem genossenschaftlichen Betriebe zur Verwendung kommenden Qualitäten. Im Falle stark steigender und schwankender Getreidepreise bestimmt endlich das Reichsamt des Innern den Maximalbetrag des in Rechnung zu bringenden Herstellungskostensatzes.

Art. 4.

Von dem Genossen, welcher außer den nach Art. 1 gegebenen Vorschriften bezüglich der Stammeinlage die Verpflichtung übernommen haben muß, mindestens zehn metrische Zentner jährlich zu liefern, kauft die Genossenschaft das Getreide bei guter äußerlicher Beschaffenheit und Haltbarkeit bar ab, unter Abzug von 10 Prozent des Verkaufspreises; doch ist sie befugt, auf Grund des letzteren, insofern er sich auf gute kaufmännische und ortsübliche Ware bezieht, eine Staffellung in dem Sinne vorzunehmen, daß sowohl hervorragende als minderwertige Waren entsprechend abgeschätzt werden. Diese Staffellung wird jährlich nach dem Ernteaussfall erneuert und unterliegt der Genehmigung der Landesregierung.

Außerdem soll die Genossenschaft von den kleinen Landwirten ihres Bezirks verkäufliche Posten nach Maßgabe des Marktpreises und der besonderen Beschaffen-

heit ihrer Ware abnehmen; ebenso ist sie befugt, aus anderen Kreisen Brotgetreide zu erwerben. Ausländisches Getreide darf sie nur kaufen, wenn und insoweit solches auf Antrag des Aufsichtsbeamten im Interesse guter Mehl- und Brotware gebilligt wird; über ein Mischungsverhältnis von 1:3 darf jedoch keinesfalls hinausgegangen werden.

Art. 5.

Zur Erledigung von Streitigkeiten über Maß und Beschaffenheiten der von den einzelnen Genossen gelieferten Waren bestellt die Genossenschaft aus ihrer Mitte ein ständiges Schiedsgericht. Dasselbe besteht außer dem Aufsichtsbeamten als Vorsitzendem aus fünf Mitgliedern und fünf Ersahmännern und wird alle drei Jahre frisch gewählt.

Dasselbe verfügt auch den Ausschluß von Mitgliedern, welche ohne triftige Gründe den versprochenen Lieferungen nicht nachgekommen sind oder sich sonst gegen die Genossenschaft verfehlt haben. Ein Rekurs an die Landesregierung oder eine von derselben bezeichnete obere Verwaltungsbehörde ist nur im Falle des Absatz 2 zulässig.

Art. 6.

Der von der Reichsstaffe gelieferte Kapitalbeitrag, welcher nur unter bestimmten Voraussetzungen, also zum Beispiel wesentlichen Erweiterungen des Betriebes, durch Nachschüsse vermehrt werden darf, wird jährlich zu drei vom Hundert an die Reichsstaffe verzinst und durch Annuitäten im Mindestbetrage von 1 Prozent getilgt.

Zur Sicherheit dieser Schuld dienen

- 1) die Gebäude und baulichen Anlagen, welche vor erfolgter Tilgung nicht an Dritte verpfändet werden dürfen;
- 2) die Vorräte und
- 3) ein durch jährliche Einlagen zu bildender Reservefonds.

Im Falle der Auflösung der Genossenschaft behält sich das Reich das Recht vor, die Etablissements zu übernehmen und die bezüglichen Unternehmungen auf eigene Rechnung weiter zu führen.

Das Aufsichtsrecht des Staates und seine Mitwirkung in den nach den vorhergehenden Artikeln genauer bestimmten Entscheidungen wird durch die Tilgung der Schuld nicht beseitigt.

Art. 7.

Der Reingewinn, welcher nach der erfolgten Zins- und Annuitätenzahlung, sowie nach der statutarisch festgesetzten Einlage in den Reservefonds (Art. 6) und nach einer Verzinsung der Stammanteile mit 3 Prozent übrig bleibt, wird jährlich nach Maßgabe ihrer Lieferungen unter die Genossen verteilt, nachdem Rechnung und Bilanz die obrigkeitliche Genehmigung erhalten. Ueber besondere Reserven, wozu die Jahresüberschüsse verwendet werden sollen, entscheidet die Generalversammlung, in welcher der Aufsichtsbeamte den Vorsitz führt.

M o t i v e.

Immer bedrängter wird die Lage der Landwirtschaft, immer lauter ertönen die Rufe um Hilfe, und trotzdem ist zu Gunsten der agrarischen Bevölkerung nur wenig geschehen. Es ist eine gewaltige Aufgabe, die es zu lösen gälte; wird man sie lösen oder doch eine erträglichere Entwicklung einleiten können? So viel scheint mit der Zeit klar zu werden: von gewaltsamen Mitteln wird man absehen müssen. Gewaltsam und gefährlich sind Vorkehrungen, durch welche dem Staat Aufträge von großem finanziellem Risiko aufgegeben oder Leistungen zugemutet werden, welche seine ohnehin stark in Anspruch genommenen Mittel auf unabsehbare Zeit festlegen. Gewaltsam und gefährlich sind aber auch die Vorschläge im Interesse einer künstlichen Preissteigerung, einer Absperrung gegen das Ausland.

Sind uns also in mehrfachem Sinne die Hände gebunden, so ist es wiederum verfehlt,

eine Besserung aus der eigenen Kraft der Landwirte zu erwarten. Ihre ökonomischen Mittel sind viel zu sehr geschwächt und — es gibt Schwierigkeiten, über welche kein Beruf aus eigener Kraft Meister wird. Man darf auch nicht übersehen, daß sie sich überall geregt haben, unsere Landwirte, und so ist auch sehr vieles besser geworden in den letzten zwanzig Jahren. Unter solchen Verhältnissen ist es gewiß Ehrenpflicht der Gesamtheit, da die Hilfsband zu bieten, wo sie nachweisbar unentbehrlich ist.

Der charakteristische Punkt des vorstehenden Antrages besteht nun darin, daß er eine Kooperation von Staat und Stand auf dem Boden der Genossenschaft herbeiführen will. Der nahe liegende Einwand, daß damit die gewünschte sofortige und allgemeine Besserung nicht erreicht wird, trifft ihn nicht, da nicht der Krieg oder die einseitige Verfolgung beruflicher Interessen, sondern einzig und allein ein Verfahren, welches zugleich den anderen Klassen Vorteile verspricht, dauernde Erfolge haben wird.

Von den Genossenschaften, die sonst bestehen, würden sich die hier geplanten Verbände dadurch unterscheiden, daß ihnen staatliche Mittel und staatliche Aufsicht zugeführt werden. Jenes ist notwendig, weil es sich um die kostspielige Fundierung neuer gewerblicher Anlagen handelt, dieses, weil dafür Garantie gegeben sein muß, daß die Unternehmungen nicht einseitig ausgebeutet werden.

Die Fassung der Art. 1 und 2 beruht auf folgenden Erwägungen:

a) Wenn eine laufende Aufsicht derartiger wirtschaftlichen Unternehmungen in Frage kommt, so wird das öffentliche Interesse am besten durch die einzelnen Bundesstaaten vertreten, während umgekehrt der rascheren und allgemeineren Verbreitung dieser Institutionen die Dotierung aus der Reichskasse besser entspricht.

b) Es liegt wohl kein Bedürfnis vor, dem Reiche die Lieferung sämtlicher Mittel, welche zu Bau oder Ankauf von Mühlen, Bäckereien und Lagerhäusern nötig werden, ausschließlich aufzuerlegen. Außerdem wird der Grundgedanke einer Korporation durch die Verbindung von öffentlichen und privaten Mitteln ausgedrückt. Damit entsteht jedoch die Frage der rechtlichen Behandlung dieser Genossenschaften, welchen man doch die Vorteile des Gesetzes vom 20. April 1892 nicht wird versagen können. Der schwierige Punkt ist für die Forderung des § 4, daß der einzelne Stammanteil mindestens 500 Mark betrage. Dieser Satz ist zu hoch für ziemlich viele unserer mittleren und kleinen Landwirte. Die letzteren würden ausgeschlossen, wenn man jene Bestimmung nicht modifizierte; damit wäre aber zugleich die Maßregel wertlos für diejenigen, welche unter den bestehenden Verhältnissen der Berücksichtigung nicht zum wenigsten bedürfen. Zieht man dem gegenüber die unvermeidlichen Unterschiede in den Anlagelosten in Betracht, so dürfte die doppelte Bestimmung gerechtfertigt sein, daß die Reichskasse bis zu 80 Prozent des Gesamtbetrages beitragen kann, daß aber auch den Bundesstaaten das Recht gewährt wird, die erste Einlage der Genossen auf 200 Mark zu beschränken, von dem gelieferten Getreide aber auch besondere Prozente (10 Prozent), sowie Gewinnanteile so lange zurückzubehalten, bis der Normalbetrag von 500 Mark erreicht ist.

c) Als Ziele der genossenschaftlichen Unternehmung sind ins Auge gefaßt: die Anfertigung von Mehl und Brot, sowie der gemeinschaftliche Verkauf von Getreide und Hülsenfrüchten durch das Mittel eigener Mühlen, Bäckereien und Lagerhäuser.

Wer mit den heutigen Marktverhältnissen, insbesondere denen eines stärker geteilten Grundbesitzes bekannt ist, wird vielleicht den dritten Punkt vorausstellen — mit Rücksicht auf den nachteiligen Einfluß des kleinen Zwischenhandels und den Vorzug, welchen beim Müller und Großhändler die größeren, einheitlichen Posten genießen. Nun ergibt jedoch die genauere Ueberlegung, daß damit nur unter günstigen Verhältnissen ein befriedigendes Resultat erreicht werden wird. Die Schwierigkeit besteht darin, den Abzug in die Kanäle der Getreideverwertung zu finden, und so ist man denn auch schon wiederholt an der Koalition jener anderen Berufsinteressen gescheitert.

Eben deshalb empfiehlt es sich, zwei Probleme auf einmal zur Lösung zu bringen.

Es leidet nicht nur der Landwirt, weil sein Getreide im Preise unverhältnismäßig niedrig steht und außerdem vielfach den Käufer nicht findet, sondern es sind die Getreideprodukte Mehl und Brot relativ zu hoch: Bäcker und Müller verkaufen zu teuer, selbst dann, wenn sie, was durchaus nicht überall der Fall ist, wirklich gute Ware liefern.

Die Thatsache ist längst erwiesen. Nach A. Schneider¹⁾ zum Beispiel betrug die Differenz zwischen dem Verkaufspreis und den Herstellungskosten

	beim Roggenmehl (100 kg.)	beim Roggenbrot (1 kg.)
1880	— ¼ Mark.	+ 0,7 Pfennig.
1881	— ¾ „	+ 0,6 „
1882	+ 1 „	+ 4,2 „
1883	+ 1¼ „	+ 3,9 „
1884	+ ¼ „	+ 4,4 „
1885	+ 1 „	+ 3,0 „
1886	+ 1¼ „	+ 3,5 „
1887	+ 1¾ „	+ 3,9 „
1888	+ 1½ „	+ 3,1 „
1889	+ 2 „	+ 4,6 „
1890	+ 3 „	+ 5,7 „

Man braucht hinter solchen Differenzen nicht lauter Eigennuß zu wittern. Was den Gegenseit aber vielfach verstärkt, ist der Umstand, daß das Publikum nicht so bedient wird, wie es sein sollte, lediglich aus dem Grunde, daß in der Müllerei und Bäckerei unzweckmäßige Einrichtungen bestehen, welche das Produkt verteuern und verschlechtern. In den kleinen Städten und auf dem Lande draußen sind die Backöfen noch heute so ziemlich in dem Zustand, der vor 100 und 150 Jahren erreicht worden war. Und wie sieht es in den kleinen Mühlen aus!

Daraus ergibt sich aber eine doppelte Folge: Es sind die Marktpreise des Getreides unnatürlich gedrückt, und erst wenn das Getreide in die richtigen Hände kommt, respektive wenn der Landwirt die weitere Verarbeitung übernimmt, erhält er den ihm gebührenden Betrag. Wir wissen auch nachgerade, daß wir den Stand des Getreidepreises auf dem Weltmarkte nicht beliebig ändern oder uns auch nur von dem letzteren losmachen können. Also müssen jene Glieder ausgeschaltet werden, welche die regulären Beziehungen zwischen Produktion und Konsumtion stören, jedenfalls einen unberechtigten Anteil beanspruchen. In zweiter Linie eröffnet aber auch der damit erzielte technische Fortschritt die qualitative Besserung von Nahrungsmitteln, die wie kein anderes den unentbehrlichen Bedürfnissen jeder Familie dienen.

d) Was übrigens die Grundabsicht anbelangt, so dürfte der verwandteste Vorgang die Konsumvereinsbäckerei sein, nur mit dem Unterschiede, daß dort der Kundenkreis noch viel weniger geschlossen sein kann. Und Konkurrenzanstalten werden die genossenschaftlichen Unternehmungen nur so lange sein, bis in jenen Sägen wieder ein vernünftiges Maß erreicht ist, wie das seinerzeit bei den Spezerei- und Kurzwaren die Konsum-Vereine bewirkt haben. Von der Feinmüllerei wird übrigens hier so wenig die Rede sein als von der Feinbäckerei.

Zu Artikel 3. Die wesentliche Aufgabe dieses Artikels besteht darin, die Kompetenzen der einzelnen staatlichen Organe festzustellen und gegenüber der Genossenschaft selbst abzugrenzen, wofür letzterer man immerhin möglichst viel Spielraum wird lassen müssen. Es wäre nun freilich nicht unerwünscht, wenn übereinstimmende Maximen zur Geltung kämen, und ist dabei auch der letzte Satz in dem Sinne zu verstehen, daß durch zeitweilige

¹⁾ Statistische Untersuchungen über den Zusammenhang des Preises von Roggen und Roggenmehl im Großhandel etc. Berlin 1891.

Zusammenkünfte der Aufsichtsbeamten größere Gleichmäßigkeit in der Behandlung angestrebt würde.

Zu Artikel 4. Der erste Gesichtspunkt ist hier die Abgrenzung nach unten. Daher einmal die Bestimmung des Minimums, zu dessen Lieferung der einzelne Genossenschaftler sich verpflichtet und andererseits die Ermächtigung das von den kleineren Landwirten angebotene Getreide anzukaufen. Wenn nach dem Text des Artikels der Genossenschaftler durch die Einhaltung von 10 Prozent benachteiligt zu sein scheint, so darf wohl darauf verwiesen werden, daß eine ähnliche Bestimmung sich bei den Genossenschaftsmolkereien durchaus bewährt hat. Auf die Hereinziehung sämtlicher Betriebe läme es übrigens nur dann an, wenn es sonst keine Mittel gäbe, den kleinen Leuten beim Absatz ihrer Produkte behilflich zu sein.

In zweiter Linie steht die Abstufung des Preises nach der Qualität. Die Vorschrift guter Beschaffenheit ist von vornherein unentbehrlich; die Genossenschaft hat aber, wie jeder Abnehmer, das doppelte Interesse, die Lieferung besserer Ware zu begünstigen und sich gegen die zu geringe Ware von vornherein sicher zu stellen. Ist es doch gerade die stabile Anwendung des einen Marktpreises auf verschieden geartete Ware, respektive die Mißachtung besserer Ware, welche die Beziehungen zwischen dem Händler und dem gewissenhaften, strebsamen Landwirt vielfach so unerquicklich gestaltet hat.

Der Vorbehalt des letzten Satzes hängt damit zusammen, daß gelegentlich, das heißt nach den einzelnen Jahrgängen die Beimischung von fremdem Getreide fast unentbehrlich erscheint, doch versteht sich hier die quantitative Beschränkung, wenn auch daraus unter Umständen den genossenschaftlichen Unternehmungen gewisse Schwierigkeiten erwachsen können.

Zu Artikel 5. Dem autonomen Prinzip der Genossenschaft entspricht die schiedsgerichtliche Behandlung innerer Streitigkeiten; man wird aber auch einer ständigen Einrichtung den Vorzug geben müssen. Für die Fernhaltung rein persönlicher Konflikte ist durch das Präsidium der Aufsichtsbeamten und durch den Rekurs im Ausschlussfalle gesorgt.

Zu Artikel 6. Der ganze Antrag geht von der Vorstellung aus, daß der Staat nur deshalb die ersten Gründungskosten mit Beiträgen versehe, weil dieselben ohne Heranziehung fremden Kapitals von den Genossen nicht immer würden aufgebracht werden können. Konsequent ist nun aber ebensowohl die mäßige Verzinsung als die rasche Abtragung durch jährliche Annuitäten, aber auch die Fortdauer der staatlichen Aufsicht, sowie die Möglichkeit des Regiebetriebes. Diese Bestimmungen sind nicht etwa Vereinerungen der genossenschaftlichen Freiheit, sondern nur deren Ergänzung für den Fall einer übel geleiteten genossenschaftlichen Aktion.

Zu Artikel 7. Daß für solche Unternehmungen gelegentlich außerordentliche Maßregeln vorgekehrt werden müssen, ist wohl sicher zu erwarten. Der Antrag überläßt wiederum, von dem Reservefonds abgesehen, diese Seite der Initiative der Genossenschaft selbst. Kann doch nur von dieser Stelle aus die schwierige Frage über das richtige Verhältnis von Jahresgewinn und dauernder Konsolidation des Ganzen befriedigend gelöst werden.

Das sind in kurzen Zügen die Grundgedanken und Ziele eines Vorschlages, von dem ich immerhin glaube sagen zu können, daß er nicht nur in der Sache selbst zu helfen befähigt sein sollte, sondern auch einem in der Luft liegenden Gedanken, nämlich der beruflichen Organisation einigen Vorschub leistet. Denn diese kommt und wird auch denen Vorteile bringen, welche aus zufälligen Gründen nicht direkt ihr angehören. Hat ja doch auch die Landesjunktur mit ihren bestimmten Rechten und Pflichten auch diejenigen geschützt, denen man nicht mehr gestatten konnte als das Recht, „geschlossener“ zu arbeiten.

Vor dem andern Vorwurf aber, daß es sich um Staatsindustrie oder gar um eine Art von Staatssozialismus handle, dürfte der vorstehende Antrag sicher sein. Mit der

Lassalleschen Idee hat er nichts gemein, wohl aber sollte er gerade denen willkommen sein, welche, ohne direkte Bindung des Verkehrs, an der Arbeit, das Volk vor Schädigungen sicher zu stellen, mithelfen wollen. Der Plan läßt sich auch nicht verwirklichen, wenn er nicht von den Beteiligten freudig aufgenommen und mit aufrichtigem Willen durchgeführt wird.

Hohenheim in Württemberg, Anfangs Mai 1895.

Hochachtungsvoll
Professor Dr. Heiß.

Zahnheilkunde.

Die Entwicklung des Gebisses und seine Pflege im Kindesalter.

Wenn wir die Mundhöhle eines neugeborenen Kindes betrachten, so ist daran eigentlich nicht allzu viel zu bemerken; sie präsentiert sich ja zur Zeit der Geburt nur als ein einfacher, von muskulösen Gebilden (Lippen, Wangen, Schlundgebilde) umschlossener Hohlraum, in dem die Zunge liegt und in dem sich Ober- und Unterkiefer als leichte Erhabenheiten (Leisten oder Wälle) darbieten.

Mit dem Wachstum des Kindes sehen wir diese Erhabenheiten an Ausdehnung zunehmen; so recht in die Augen fallend wird diese Größenzunahme aber erst, wenn die Zähne zum Durchbruch gelangen.

Wir kommen damit nun zur Betrachtung unserer ersten Frage: Wie entstehen die Zähne, und wie haben wir uns den Prozeß ihres Erscheinens an der Kieferoberfläche vorzustellen?

Ähnlich wie alle drüsigen Organe, die wir als sogenannte epitheliale Gebilde bezeichnen, entstehen die Zähne in der Weise, daß sich in einer frühen Entwicklungsperiode des Individuums Einsenkungen des Epithels (äußeren Bezuges) der Mundschleimhaut in die (bindegewebige) Masse der Kiefer bilden. Diese Einsenkungen stellen sich auf dem Kieferdurchschnitt demnach dar in Form einer Verdickung (Leiste) der nach dem Kiefer hin gerichteten Zellenlagen des Schleimhautepithels; wo ein Zahn entstehen soll, schnürt sich vor dieser Leiste ein glodenförmiges Gebilde ab, die spätere Schmelzkappe des Zahnes. Der Glode entgegen, respektive in sie hinein wuchert dann das Bindegewebe, aus welchem zu dieser Zeit der Kiefer noch besteht, und bildet damit die Matrix für das spätere Zahnbein und die sogenannte Zahnpulpa (Zahnerv, Zahnmark).

So sehen wir denn in einer etwas späteren Entwicklungsperiode die Zähne, welche vorerst nur in ihrem Kronenteil ausgebildet sind, gleichsam wie weiche Knospen in einer ebenfalls weichen Umhüllung (dem Kiefer) liegen; durch Aufnahme von Kalksalzen werden sowohl sie als auch die Kiefer später zu festen Gebilden, und wieder etwas später finden wir deshalb dann nicht mehr weiche Knospen in einer weichen Umgebung, sondern harte Zahnkronen in einer knöchernen Lade, die nach der Mundhöhle zu durch die Schleimhautbedeckung abgeschlossen wird. Auch jetzt sind nur erst die Kronen der Zähne fertig gebildet; der Wurzelteil bildet sich erst dann, wenn der Zahn allmählich seine Wanderung nach der Mundhöhle hin ausführt.

Zur Zeit der Geburt finden wir so im Ober- wie im Unterkiefer die verschieden weit in der Verkalkung vorgeschrittenen Kronen von je zehn Milchzähnen eingebettet. Etwa im sechsten bis siebenten Lebensmonat beginnen die ersten derselben in der Mundhöhle zu erscheinen, bis im Laufe der folgenden sechzehn bis zwanzig Monate, also zu Ende des zweiten, respektive Beginn des dritten Lebensjahres der Gesamtdurchbruch vollzogen ist. Eine feststehende Norm für Zeit und Reihenfolge, in welcher die einzelnen Zähne oder Zahngruppen durchbrechen, kann man dabei nicht immer beobachten; zumeißt erscheinen die beiden unteren mittleren Schneidezähne zuerst (beide zugleich oder in kürzerer oder längerer Pause hinter einander), dann folgen die beiden oberen mittleren Schneidezähne (mit neun Monaten), diesen die beiden

oberen seitlichen und beiden unteren seitlichen Schneidezähne (ersten bis zwölften Monat), die ersten Milchbackenzähne (je einer rechts und links, oben und unten; etwa um den vierzehnten Monat), die Eckzähne (achtzehnten Monat), und endlich die zweiten Milchbackenzähne (vierundzwanzigsten bis sechsundzwanzigsten Monat).

Zumeist wird dieser Durchbruchmodus und die dafür bemerkten Zeiträume bei normaler Entwicklung des Kindes annähernd eingehalten; Abänderungen machen sich bemerkbar zuweilen in der Weise, daß die Zahnung (Dentition) sich langsamer und in größeren Zwischenräumen vollzieht und so erst mit Ende des dritten Lebensjahres und noch später komplet wird. Es braucht dabei gar nicht einmal eine Störung in der Entwicklung des kindlichen Organismus vorzuliegen, wenschon auf der andern Seite solche Störungen (allgemeine Ernährungsstörungen, mangelhafte Entwicklung des Knorpelsystems u.) vielleicht häufiger die Ursache des verzögerten Erscheinens der Zähne sind.

Auch vor der angegebenen Zeit können Zähne erscheinen; ja, es kommen Fälle genug vor, wo schon zur Zeit der Geburt solche nachweisbar sind. In wie weit allerdings Shakespeare (Richard III, Akt II, Scene IV) recht hat, wenn er York sagen läßt:

Er, wie sie sagen, wuchs mein Ohm so schnell,
Daß er, zwei Stunden alt, schon Riuden nagte;
Zwei volle Jahre hatt' ich keinen Zahn,
Großmutter, beißend wär' der Spaß gewesen! —

mag dahingestellt bleiben; für gewöhnlich handelt es sich hier jedenfalls um das Vorhandensein einzelner, meist dazu noch recht loser Zähne, die der Ernährung mitunter mehr schaden als nützen. Durch die Reibung der Brustwarze an der scharfen Zahnkante wird das Sauggeschäft zu einem recht qualvollen, und man hat deshalb vorgeschlagen, solche Zähne lieber gleich zu entfernen, was aber nur deshalb seine großen Bedenken hat, weil ein Blutverlust in den ersten Lebenstagen nur zu leicht einen unangenehmen, selbst tödlichen Verlauf nach sich ziehen kann, und auch durch Verschlucken von Blut, selbst bei kleineren Blutungen, wiederholtes Erbrechen und dadurch bedingte Ernährungsstörungen verursacht werden können.

So wird es sich denn, namentlich wenn ein solcher Zahn nicht lose ist, meist mehr empfehlen, ihn ruhig stehen zu lassen und zu suchen, eine Verletzung der Brust durch Anwendung von Gummisaugern zu umgehen. Zuweilen fallen solche Zähne auch nach einiger Zeit von selbst aus.

Den Müttern meist viel unerwünschter als das frühzeitige Erscheinen von Zähnen (vorausgesetzt, daß Komplikationen damit nicht verbunden sind) ist der verzögerte Zahndurchbruch, wenn er sich dadurch kennzeichnet, daß die einzelnen Zähne anscheinend nur mit Mühe ihren Austritt aus dem Kiefer vollziehen. Zwar variiert die Zeitdauer des Durchbruchs bei den einzelnen Zähnen mitunter recht beträchtlich, und wird gerade diese Unbestimmtheit dann leicht der Grund zu irrigen Annahmen und Schlüssen. Keine Mutter wird dem langsamen Hervorkommen eines Zahnes, auch wenn die normale Zeit (einige Tage bei den Schneidezähnen, bis zu mehreren Monaten bei den Eck- und Backenzähnen) beträchtlich überschritten werden sollte, eine besondere Bedeutung beimessen, wenn das Befinden des Kindes dabei normal ist. Weitauß die größte Mehrzahl, wenn nicht alle Mütter, ist aber sehr wohl geneigt, ein solches „schweres Zahnen“ ohne weiteres als ursächlichen Faktor anzusehen, wenn gleichzeitig Störungen im Allgemeinbefinden des Kindes sich bemerkbar machen.

Es kann ja nicht geleugnet werden, daß auch der Zahndurchbruch als solcher Störungen bedingen kann und oft auch bedingt. Der Reiz, welchen der gegen das Zahnfleisch andrängende Zahn auf dieses ausübt, verursacht oft eine entzündliche Rötung und Schwellung, und wohl ein unbehagliches, ziehendes, prickelndes Gefühl, welches nicht gerade immer als schmerzhaftes bezeichnet werden kann. Aus diesem Zustande entspringt dann das Bestreben der Kinder,

sich durch Beißen auf harte Körper (Elfenbeinringe), die ihnen zur Hand sind, Erleichterung zu schaffen. Daß hierdurch eine Erleichterung bedingt wird, ist wohl anzunehmen; wir können ja an uns selbst die Beobachtung machen, daß bei entzündlich-gereizten Körperteilen (Froststellen an den Ohren oder Fingern, Wurzelhautreizung an einem Zahn und so weiter) ein anhaltender leichter, oder in Zwischenräumen wiederholter Druck (im letztgedachten Falle ein Aufbeißen auf den Zahn) etwas Linderung schafft.

Auch ist weiterhin darauf Bedacht zu nehmen, daß der kindliche Organismus im allgemeinen sehr viel intensiver und schneller auch auf kleine Reize reagirt, als dies beim Erwachsenen der Fall ist, so daß man sich wohl denken kann, daß bei vielen Kindern selbst solche leichten lokalen Reize eine Störung des Allgemeinbefindens nach sich ziehen können. Immerhin darf man aber deshalb noch nicht ohne weiteres jede Störung, welche gleichzeitig mit dem Durchbrechen des Zahnes auftritt, eben diesem Durchbruch als Ursache in die Schuhe schieben wollen. In den weitaus meisten Fällen werden sich bei sonst gesunden Kindern außer einer durch die Reizung der Mundschleimhaut bedingten vermehrten Speichelabsonderung und einer infolge des schmerzhaften Gefühls etwas unruhigen, weinerlichen Stimmung besondere Symptome kaum geltend machen, und ist dann etwas Vernunft von seiten der Pflegerin das beste Mittel, dem Kinde die Kräfte zu erleichtern. Es ist viel ratsamer, die bis dahin geregelte Lebensweise des Kindes nicht durch allerhand ängstliche Maßnahmen zu unterbrechen, sondern das Kind möglichst bei derselben zu erhalten; so sollten ihm vor allem seine Mahlzeiten genau zu derselben Zeit wie früher, und unbeeinflusst dadurch, daß es vielleicht in den Zwischenzeiten durch Schreien und Weinen ein Verlangen darnach auszudrücken scheint, angeboten werden. Es ist viel besser, wenn es bei der einen oder andern Mahlzeit der Schmerzen halber vielleicht etwas weniger genießt, als wenn es sich durch Unregelmäßigkeit in der Nahrungsaufnahme den Magen verdirbt und dann meist für längere Zeit überhaupt nichts bei sich behält. Auch die vorherige Einteilung der Tageszeiten, welche das Kind innerhalb und außerhalb des Bettes verbrachte, bleibe möglichst dieselbe; so wenig Abweichung vom Normalen wie möglich, ist wie gesagt das Zweckmäßigste.

Nur insoweit ist eine Abweichung am Platze, als man dem Reinhalten der Mundhöhle durch Auswischen mit einem in kühles Wasser getauchten weichen Lätzchen mehr Aufmerksamkeit zuwendet und diese Prozedur namentlich auch vor dem Darreichen der Brust oder Flasche nicht auszuüben vergißt; die Nahrungsaufnahme wird dann meist viel weniger verweigert.

Vor Jahrzehnten war es allgemein gebräuchlich, in allen Fällen, wo ein Zahn durchzubringen im Begriffe war, das Zahnfleisch über der andrängenden Krone mit einem kleinen Messerchen zu spalten, um ihr so den Durchtritt zu erleichtern und die Erscheinungen der Reizung und Schwellung des Zahnfleisches zu beseitigen. Heute wird diese Methode kaum mehr geübt.

Schwere Störungen des Allgemeinbefindens können in Begleitung des Zahndurchbruchs auftreten, namentlich bei etwas schwächlich veranlagten Kindern. In vielen Fällen muß es hier dann aber dahingestellt bleiben, ob der Zahndurchbruch wirklich beziehungsweise allein als Ursache der Störung anzusehen ist, oder ob nicht vielmehr anderweitige Umstände, welche gleichzeitig zur Wirkung kamen (namentlich Ernährungsstörungen), auch und vielleicht eher in dieser Richtung anzuschuldigen sind.

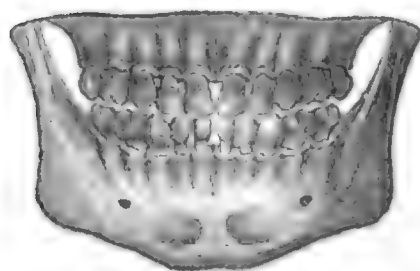
Die wichtigsten dieser Störungen des Allgemeinbefindens beim schweren Zahnen sind nach Busch folgende:

- 1) eine spezifische Diarrhöe von sehr üblem Geruch, die zwei- bis dreimal rasch hinter einander auftritt;
- 2) ein plötzliches Auftreten von roten Flecken auf der Haut, die nach wenigen Stunden wieder verschwinden;
- 3) Fieber und Krämpfe in Gestalt von plötzlich auftretenden, einige Minuten bis zu

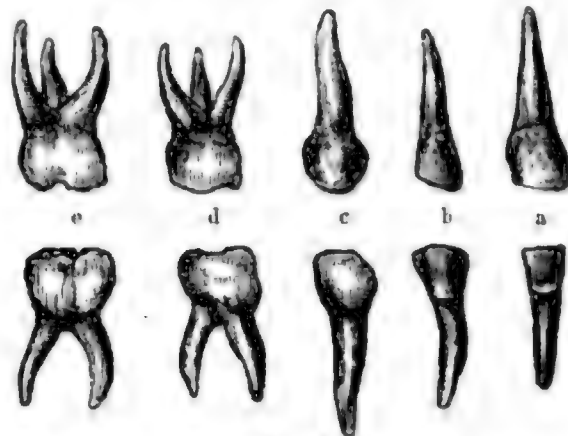
einer Viertelstunde anhaltenden Zuckungen. Nicht selten bleiben nach solchen Krampfanfällen vorübergehende oder dauernde Lähmungen zurück.

Bei diesen Zuständen ist dann sobald als möglich der Hausarzt zu Rate zu ziehen.

Wir sahen vorher, daß mit Ende des zweiten oder Anfang des dritten Jahres alle Zähne durchgebrochen sind, das sogenannte Milchgebiß komplet geworden ist. Die obere sowohl als die untere Zahnreihe bestehen dann aus je zehn, das ganze Gebiß also aus zwanzig Zähnen, die wir in mittlere und seitliche Milchschneidezähne, Milch Eckzähne, erste und zweite Milchbackenzähne (Milchmolaren) einteilen.



Figur 1.
Milchgebiß in ca. $\frac{1}{2}$ nat. Größe.



Figur 2.
Milchzähne der rechten Seite des Ober- und Unterkiefers:
a. mittlere Schneidezähne, b. seitliche Schneidezähne, c. Eckzähne, d. erste Molaren, e. zweite Molaren (nat. Größe).

Bis zum sechsten Jahre sind an diesem Zustand nun äußerlich weiter keine Veränderungen wahrzunehmen, mit Ausnahme des Umstandes, daß die ursprünglich eng zusammenstehenden Zähne allmählich etwas auseinander gerückt sind; es kommt dies daher, daß inzwischen die Kieferknochen an Ausdehnung zugenommen haben, während die Zähne als fertige Gebilde nicht mehr wachsen konnten. Die Kiefer sind gewissermaßen für die Zähne zu groß geworden, und die Natur zeigt nun das Bestreben, sie mit anderen, stärkeren Zähnen zu versehen.

So tritt jetzt die Erscheinung ein, die wir als Zahnwechsel oder zweite Zahnung bezeichnen; die Milchzähne fallen allmählich einer nach dem andern aus und an die Stelle jedes ausgefallenen Zahnes tritt ein Ersatzzahn (bleibender Zahn); außerdem kommen aber noch zwölf neue Zähne hinzu, so daß das bleibende Gebiß dann nicht mehr zwanzig, sondern zweiunddreißig Zähne aufweist.

Genauer betrachtet, beginnt nun aber der Zahnwechsel nicht mit dem Ausfallen eines oder mehrerer Milchzähne, sondern die erste Erscheinung der zweiten Zahnung ist die, daß das noch intakte Milchgebiß sich um je einen Backenzahn rechts und links, oben und unten vermehrt. Es ist das der I. bleibende Molar (Backenzahn), der hinter dem zweiten Milchbackenzahn durchbricht. Dieser Umstand ist häufig die Ursache von Verwechslungen und falschen Anschauungen, da der Laie leicht dazu neigt, diesen Zahn, den man der Zeitperiode seines Erscheinens nach auch als „sechsjährigen Molaren“ bezeichnet, noch für einen Milchzahn zu halten, was nur deshalb bedauerlich ist, als dann oft für die Erhaltung des Zahnes wenig geschieht, eben in dem Gedanken, daß es ein Milchzahn sei und als solcher später durch einen andern Zahn ersetzt werde. Einfaches Auszählen der Zähne genügt zu seiner Identifizierung.

Die Reihenfolge, in welcher die Milchzähne weiterhin nach einander ausfallen, ist so ziemlich dieselbe wie die, in der sie kamen. An Stelle jedes ausgefallenen Zahnes tritt dann meist innerhalb weniger Tage der entsprechende Ersatzzahn von der gleichen Gattung, mit alleiniger Ausnahme der Ersatzzähne für die Milchbackenzähne; diese weichen in ihrer Form etwas vom Bau ihrer Vorgänger ab und werden ihrer zweispitzigen Krone wegen als



mäßigkeiten in der Stellung der bleibenden Zähne und auch ihrer Form, vor Augen, die, wie wir gleich vorausschicken möchten, sehr häufig ihren Grund haben in einer Vernachlässigung der Pflege des Milchgebisses; in anderen Fällen sind sie auf erbliche Veranlagung zurückzuführen.

Vernachlässigte Pflege des Milchgebisses kann insofern Ursache von Irregularitäten des bleibenden abgeben, als schlecht gewordene Milchzähne, speziell solche mit eitriger Wurzelhautentzündung, die, wie wir vorher sahen, ja unter ihnen liegenden Kronen der bleibenden Zähne in ihrer Ausbildung beeinflussen, wodurch diese dann ein eingeschnürtes, verkümmertes Aussehen bekommen und später meist rasch der Zerstörung anheimfallen. Dann setzen auch die Milchzähne, wenn infolge des Hohlwerdens das Zahnmark (vom Laien gewöhnlich als Zahnerv bezeichnet) abgestorben und in Fäulnis übergegangen ist (sogenannte tote Zähne), der Aufzehrung ihres Wurzelteiles einen viel größeren Widerstand entgegen; die Krone des Ersatzzahnes muß aus diesem Grund sich dann oft einen andern Weg, zur Seite der Milchzahnwurzel suchen, und wird darnach schief im Zahnbogen durchbrechen.

So wird also der infolge des Absterbens seiner Pulpa zu lang stehen gebliebene Milchzahn die Ursache von Stellungsanomalien der bleibenden Zähne. Ein Gleiches kann statthaben, wenn andererseits ein Milchzahn früher aus der Zahnreihe entfernt wird, als der Ersatzzahn zum Durchbruch bereit ist; dann also zum Beispiel, wenn ein Milchzahn wegen Schmerzhaftigkeit ausgezogen wurde, der normalerweise vielleicht noch einige Jahre hätte im Kiefer stehen sollen. Der Grund der Irregularität ist hier dann der, daß der Milchzahn seinem Ersatzzahn den ihm zukommenden Platz in der Zahnreihe nicht lange genug frei hält; die vorher durchbrechenden anderen bleibenden Zähne nehmen die durch das Ausziehen des Milchzahnes entstandene Lücke ein, beziehungsweise rücken zusammen, und so findet der eigentlich berechnete dann später keinen Platz mehr und muß sich schief in der Zahnreihe einstellen.

Schon hieraus erhellt die dringende Notwendigkeit, der Pflege der Milchzähne eine besondere Beachtung beizumessen; ein Punkt, gegen den leider nur zu häufig gesündigt wird. Sehr oft begegnet der Zahnarzt der Ansicht der Mütter, daß es weiter nichts schade, die Milchzähne schlecht werden und zu Grunde gehen zu lassen, weil das Kind ja doch andere bekomme. Es kann, wie wir vorher sahen, nichts Verlehrteres geben als eine solche Vorstellung. Wollen wir ein gesundes, normal gebildetes, bleibendes Gebiß erwarten, so müssen wir in erster Linie das Milchgebiß gesund zu erhalten suchen.

Was muß zu diesem Behufe geschehen?

In erster Linie müssen die Kinder frühzeitig an eine regelmäßige Reinigung der Zähne und des Mundes gewöhnt werden. So lange sie noch zu klein sind, diese selbst ausführen zu können, muß sie Sache der Pflegerin sein, die sie mehrmals täglich (nach dem Aufstehen, vor und nach jeder Mahlzeit und vor dem Schlafengehen) mit einem Leinenläppchen und reinem Wasser, später durch eine kleine weiche Bürste bewirkt. Mit drei bis vier Jahren lernen die Kinder die Bürste ganz gut selbst zu handhaben, und das ist die Zeit, ihnen den Gebrauch derselben für später anzugewöhnen. Wenn man eine Zeit lang mit Strenge darauf sieht, daß das Kind nicht mit ungeputzten Zähnen zu Bett geht und sie nach jeder Mahlzeit reinigt, so wird ihm diese Prozedur allmählich eine so selbstverständliche, daß sie später fast unbewußt weiter geübt wird.

Wasser und Bürste, letztere nicht zu groß und nicht zu hart, genügen bis zum sechsten bis siebenten Jahre; später kann man daneben noch ein Zahnpulver benützen lassen und ein Mundwasser in Anwendung ziehen. Als Zahnpulver empfiehlt sich eine Mischung nicht zu scharfer Ingredienzien, etwa nach der Formel:

Calcaria carb. praec.	80.0
Magnesia carb.	
Sapo medic.	aa 10.0
Ol. menth. pip.	gtt XV.
S. Zahnpulver.	

Als Mundwasser wähle man nicht ein solches, welches wohl gut schmeckt und riecht, aber wenig Wirkung zeigt (wie so viele mit hochtönender Kellame angepriesene Modepräparate), sondern ein solches, welches in erster Linie zuverlässig antiseptisch wirkt, um die Gärungsvorgänge in der Mundhöhle, welche die Ursache des Schlechtwerdens der Zähne sind, bekämpfen zu können. Professor Millers Vorschrift kommt den Anforderungen, welche wir vom wissenschaftlichen Standpunkte an ein gutes Mundwasser stellen müssen, am ehesten nach; sie lautet:

Acid. thymic.	0.25
Acid. benzoic.	3.0
Tinct. Eucalypti	15.0
Alcoh.	100.0

S. Mundwasser.

Bei kleinen Kindern gibt man Mundwasser nicht gern, weil sie meist etwas davon verschlucken, was, wenn es auch gerade nicht direkt schädlich wirkt, immerhin doch auch nicht nötig ist. Vom neunten bis zehnten Jahre an etwa kann das Mundwasser dann verwendet werden in der Weise, daß man circa $\frac{1}{2}$ Theelöffel auf ein kleines Weinglas voll Wasser gibt, diesen großen Schluck in die Mundhöhle nimmt und 1—1 $\frac{1}{2}$ Minuten (nach der Uhr gehen!) in ihr herumbewegt. Das geschieht am besten abends vor dem Schlafengehen, nachdem man vorher die Zähne mit der Bürste und lauwarmem Wasser, ab und zu unter Benützung von etwas Zahnpulver, gereinigt hat, denn gerade während der Nacht sollen die Zähne rein sein, weil dann nicht wie am Tage durch das Kauen der Speisen z. B. eine, wenn auch nur begrenzte, natürliche Reinigung stattfindet. Frühmorgens und nach den Mahlzeiten genügt dann der Gebrauch von Bürste und Wasser. Ein Zahnpulver täglich zu gebrauchen, ist nicht notwendig; es genügt, dasselbe alle zwei bis drei Tage zu verwenden, um die Zähne weiß zu erhalten. Ein allzu ergiebiger Gebrauch der Schleifmittel, welche ja jedes Zahnpulver zusammensetzen, ist deshalb nicht empfehlenswert, weil der Zahnschmelz dadurch mit der Zeit angegriffen werden kann. Aus dem gleichen Grunde empfiehlt es sich auch, nicht zu harte Bürsten anzuwenden, welche zudem das Zahnfleisch leicht verletzen.

Die Bürste soll hauptsächlich in der Richtung von oben nach unten und umgekehrt, nicht nur horizontal bewegt werden, denn nur dann kommen die Borsten in die Zwischenräume der Zähne und reinigen diese, was das wichtigste bei der ganzen Prozedur ist, weil in der Mehrzahl der Fälle das Hohlwerden (die Caries) der Zähne von hier aus seinen Ursprung nimmt, indem sich Speisereste festsetzen und in Gärung übergehen, wobei sich Säure bildet, die dann die Zahngewebe angreift und zerstört und so, wenn der Prozeß tiefer schreitet, Anlaß zur Entstehung von Zahnschmerzen gibt.

Die letzteren hintanzuhalten, ist weiterhin Hauptzweck der geordneten Mundpflege. Soll er voll und ganz erreicht werden, dann darf es aber beim Gebrauch von Mundwasser, Zahnpulver und Bürste nicht sein Bewenden haben, sondern es muß sich als unerläßliche weitere Bedingung eine regelmäßige Untersuchung der Zähne durch den Zahnarzt daran anschließen. Sobald das Milchgebiß da ist, sollte eine regelmäßige, halbjährlich vorzunehmende Untersuchung desselben stattfinden; zeigen sich gelegentlich dieser schlechte Stellen, so sind sie immer noch klein und ist es eine geringe Mühe, sie auszufüllen und den betreffenden Zahn vor dem Zerfall und somit das Kind vor dem Auftreten von Zahnschmerzen zu schützen. Schmerzen werden durch das Ausfüllen (Plombieren) der Zähne nicht bedingt, sobald es sich, wie wir es hier im Auge haben, nur um kleine Höhlen handelt. Ist die Caries erst einmal weiter vorgeschritten, dann allerdings wird das Kind über die Maßnahmen, welche jetzt für den kranken Zahn getroffen werden müssen, nicht gerade immer erfreut sein und einem weiteren Besuch beim Zahnarzt nachher nur mit Angst entgegen sehen.

Ihm diese Angst vor dem Zahnarzt nicht schon in frühester Jugend direkt einzuimpfen, ist weiterhin ein beherzigenswerter Punkt in der Erziehung, und sollte jede Mutter beziehungsweise Pflegerin aus diesem Grund vor allem streng vermeiden, das Kind durch Drohungen

der Art, daß wenn es seine Zähne nicht ordentlich reinige und zu viel Süßigkeiten esse, später alle Zähne hohl würden und ausgezogen werden müßten . . . einzuschüchtern, den Hinweis auf eine notwendige zahnärztliche Behandlung also als Schreckmittel zu gebrauchen.

Die Zeiten sind ja, gottlob, vorüber, wo man in gleicher Weise den Arzt gern als „schwarzen Mann“ benützte; möge es den Zahnärzten recht bald vergönnt sein, ein Gleiches auch von sich behaupten zu können, zum Wohle unserer Kleinen!

Dr. med. Karl Jung,

Zahnarzt und Assistent am Zahnärztlichen Institut der königl. Universität zu Berlin.

Physik.

Ueber Erdströme.

Erdströme sind elektrische Ströme innerhalb der Erde und der sie umgebenden Atmosphäre. Da jedoch noch nicht feststeht, ob elektrische Ströme in der Luft in gleicher Weise fließen können wie in festen und flüssigen Körpern, versteht man unter „Erdströme“ im engeren Sinne des Wortes nur diejenigen elektrischen Ströme, welche sich innerhalb der festen und flüssigen Erdmasse vorfinden. Daß die Erde solche Ströme enthält, ist erst in unserem Jahrhundert und mehrere Jahrzehnte nach den bekannten Entdeckungen von Galvani und Volta, welche die elektrischen Ströme in die Naturwissenschaft eingeführt haben, bemerkt worden. Faraday hat zuerst das Vorhandensein elektrischer Ströme in der Erde vermutet und auch nachzuweisen gesucht. Das Verfahren, welches dieser englische Forscher bei dem Aufsuchen dieser Ströme befolgt hat, ist sehr einfach und wird noch jetzt überall benützt. Er versenkte zwei Metallplatten an von einander entfernten Stellen in die Erde und verband sie durch einen Draht. Ein Teil des Erdstromes wird dadurch in den Draht abgeleitet und kann daselbst mit den den Physikern hiefür zur Verfügung stehenden Mitteln untersucht werden. Es entspricht im wesentlichen vollständig dem Verfahren bei der Abzweigung von Strömen aus dem Hauptstrom einer Beleuchtungscentralstation in die einzelnen elektrischen Lampen. Die beiden Stellen, welche Faraday auf diese Weise mit einander verband, lagen zu beiden Seiten der Themse. Er fand in dem Draht einen in seiner Stärke und Richtung wechselnden elektrischen Strom. Welche Schlüsse er hieraus zog, und warum er die beiden Platten einen Fluß zwischen sich einschließen ließ, wird bei anderer Gelegenheit dargelegt werden.

Ein eingehendes Studium der Erdströme hat aber erst nach Einführung der Telegraphie Platz gegriffen. Bekanntlich bedarf jeder elektrische Strom einer in sich geschlossenen Bahn, wenn er diejenigen Wirkungen hervorbringen soll, deren man sich zum Telegraphiren bedient. In der ersten Einrichtung der Telegraphen hat man deshalb die Stationen durch zwei Drähte verbunden, von denen einer zum Hinführen, der andere zum Zurückführen des Stromes diente, Hinleitung und Rückleitung. Bald jedoch bemerkte Steinheil, daß zur Rückleitung des Stromes auch die Erde benützt werden kann. Man bedarf also nur eines Drahtes, der auf der einen Station die Stromquelle, auf der andern den Telegraphenapparat enthält, und dessen beide Enden mit Platten, die auf den Stationen in die Erde versenkt sind, in Verbindung stehen. Aus dem, was vorhin über die Versuchseinrichtung Faradays gesagt ist, erhellt aber sofort, daß bei dieser Anordnung in den Telegraphendraht auch ein Teil des Erdstromes hineingelangen muß; er tritt durch die Platte der einen Station in den Draht ein, durchfließt diesen zur andern Station und geht durch die zweite Platte wieder in die Erde. Da er dabei den Telegraphenapparat passiert, muß er dort Wirkungen der nämlichen Art hervorbringen wie der zum Telegraphiren angewendete Strom. Läuft er während des Telegraphirens mit dem Telegraphirstrom, so unterstützt er diesen, fließt er ihm entgegen, so hemmt er ihn in seinen Wirkungen. Der Telegraphenbeamte bemerkt also den Erdstrom im

Draht daran, daß der Telegraphenstrom entweder zu stark oder zu schwach arbeitet. Auf diese Weise haben sich in der That die Erdströme unmittelbar nach Einführung des Telegraphirens mit nur einem Draht, also der Benützung der Erde als Rückleitung, der Beobachtung fast aufgedrängt und ihr Studium hat zugleich eine hohe praktische Bedeutung gewonnen.

In welchem Maße die Erdströme sich beim Telegraphiren bemerkbar machen, hängt ganz von ihrer Stärke ab. Diese ist nun allerdings zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden. Gewöhnlich sind die Erdströme so schwach und geringfügig, daß ihre Wirkung an den Telegraphenapparaten kaum empfunden wird und es der feineren Untersuchungsmittel bedarf, über welche die Wissenschaft verfügt, um ihre Gegenwart zu erkennen. Manchmal jedoch erscheinen sie in so bedeutender Intensität, daß ihre Wirkung sehr auffällig wird: unter Umständen gewinnen sie außerordentliche Stärke und machen nicht allein das Telegraphiren völlig unmöglich, sondern zerstören durch ihre Heftigkeit die Leitungen und Apparate und bedrohen das Leben des Telegraphirenden. So sind in den Tagen vom 29. August bis zum 3. September 1859 so gewaltige Erdströme erschienen, daß der Telegraphenbetrieb mehrmals stundenlang unterbrochen werden mußte. Viele Apparate sind vernichtet, noch mehr stark beschädigt worden. Aus den Leitungen, da wo sie unterbrochen waren, sprühten mächtige Funkenströme. Die ündigen Amerikaner schalteten ihre Batterien aus und benutzten diese Erdströme zum Telegraphiren. Da gleichzeitig Nordlichter auftraten und den Himmel mit strahlendem Glanz überdeckten, glaubten sie mit den in diesen Nordlichtern vorhandenen elektrischen Strömen zu telegraphiren. Nicht so gewaltig, aber ebenfalls sehr stark und für den Telegraphenbetrieb verhängnisvoll waren die Erdströme in den Jahren 1872 und 1884, und in unieren Tagen treten nach längerer Ruhe wiederum erhebliche Erdströme auf.

Die Erdströme sind zu jeder Zeit und überall auf der Erdoberfläche vorhanden. Man hat sie in allen Teilen Europas, Amerikas, Australiens und an vielen Orten in Asien beobachtet, so daß wir schließen müssen, daß die ganze Erde fortwährend von elektrischen Strömen durchflossen wird. Der Gedanke liegt nahe, diese Ströme, die uns ja nichts kosten, industriell zu verwenden, etwa zum Speisen von Lampen oder Treiben von Maschinen. Leider sind sie meistens zu schwach und könnten nur zu gewissen Zeiten, deren jedesmaliger Eintritt sich zwar voraussehen, aber nicht genau vorausberechnen läßt, mit Vorteil verwendet werden. Auch bedarf es dazu der Verbindung sehr weit entfernter Stellen der Erde, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß zwei nahe gelegene Stationen nur sehr wenig Erdstrom liefern. Die Stärke des in einer Telegraphenleitung beobachteten Erdstromes wächst mit dem Abstände der Stationen, welche die Leitung verbindet. Ob die Leitung dabei über der Erde verläuft oder, wie die Kabel, innerhalb der Erde beziehungsweise des Meeres, bildet keinen Unterschied: erforderlich ist nur, daß sie an beiden Enden mit der Erde in Verbindung steht. Telegraphische Leitungen, die in sich geschlossen sind, sogenannte Schleifen, geben im allgemeinen keinen Erdstrom, die in ihnen etwa auftretenden Ströme haben ganz andere Bedeutung und wahrscheinlich auch andern Ursprung.

Wie die meisten Erscheinungen auf der Erde: Temperatur, Wetter, Wachstum und so fort, zeigen auch die Erdströme eine starke Abhängigkeit von der Jahres- und Tageszeit. Sie sind durchschnittlich stärker und schwankender im Sommer und am Tage als im Winter und in der Nacht. Die größte Stärke und die meisten Veränderungen weisen sich jedoch während der Wende vom Sommer zum Winter und vom Winter zum Sommer auf. Am Tage wachsen sie sehr regelmäßig vom Morgen zum Mittag an und nehmen wieder vom Mittag zum Abend ab. In der Nacht sind sie manchmal fast unmerkbar. Alexander v. Humboldt macht die Bemerkung, daß die Kompaßnadeln unter dem Aequator so regelmäßig im Laufe des Tages ihren Stand ändern, daß man sie ganz gut als Uhrzeiger ansehen und nach ihrem Stand die Zeit ziemlich genau bestimmen kann. Fast ganz dasselbe gilt von den Erdströmen. Tag für Tag sieht man sie in genau gleicher Weise ihre Stärke wandeln, so daß sie, abgesehen von unregelmäßigen Schwankungen, immer das nämliche Bild darbieten. Wir schließen hieraus, daß sie auf irgend eine Weise von dem Stande der Sonne am

Himmelszelt abhängen müssen. Die allgewaltige Beherrscherin unseres engeren Weltsystems, die Spenderin von Licht und Wärme, hat also auch auf die elektrischen Erscheinungen der Erde Einfluß. Dieses hat man erst in den letzten Jahrzehnten erkannt, von den magnetischen Erscheinungen der Erde, dem Erdmagnetismus, wußte man es schon längst.

Neben diesen regelmäßigen Veränderungen des Erdstromes existiren noch andere, die oft sehr überwiegende und verdeckende, unregelmäßige, die man als Störungen des Erdstromes bezeichnet. Sie treten anscheinend ohne Regel plötzlich auf, treiben oft, wie schon bemerkt, mächtige Massen Elektrizität in der Erde hin und her, und verschwinden, ohne eine andere Spur ihrer Wirksamkeit zu hinterlassen als die Erscheinungen, die wir immer bei elektrischen Bewegungen beobachten. Viele Stromstörungen gehen wie der Blitz vorüber, andere spielen sich in Sekunden und Minuten ab, noch andere währen durch mehrere Stunden und durch Tage, indem sie den Erdstrom in kurzen oder langen Wellen auf- und abschwellen machen und bald nach der einen, bald nach der andern Richtung wenden. Dabei sind aber auch diese Störungen in gewisser Hinsicht an Gesetz und Regel gebunden. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß sie immer innerhalb eines Cyklus von durchschnittlich elf Jahren wiederkehren. Alle elf Jahre hat man also stärkere elektrische Ströme innerhalb der Erde zu erwarten. Manchmal vergehen mehr als elf Jahre, manchmal weniger, bevor diese stärkeren Ströme erscheinen, durchschnittlich liegt aber diese Zahl von Jahren zwischen zwei Epochen dieser Ströme. So traten starke Ströme auf 1848, 1859, 1872, 1882—1884, 1894. Die nächsten starken Ströme würden wir gegen 1905—1906 zu erwarten haben.

Ganz besonders merkwürdig ist dabei, daß die starken Ströme diese Periode mit mehreren anderen Erscheinungen in der Natur gemein haben. Auch die Magnetnadeln verraten durchschnittlich um die gleiche Zeit besondere Unruhe, sie schlagen anscheinend ohne Ursache bald rechts bald links aus und entfernen sich vielfach sehr stark von ihrer gewohnten Lage. Eine genaue Untersuchung hat sogar erwiesen, daß jedem Stromstoß eine Bewegung der Magnetnadeln in unseren Observatorien entspricht. Der Zusammenhang zwischen diesen beiden Erscheinungen ist ein so inniger, daß entweder eine die andere hervorbringen muß, oder daß beide der nämlichen Ursache ihre Entstehung verdanken. Noch wunderbarer scheint es, daß auch die Polarlichter (Nordlicht und Südlicht) zu Zeiten starker elektrischer und magnetischer Strömungen besonderen Glanz entfalten und sich in Gegenden zeigen, wo man sie zu anderen Zeiten kaum je zu Gesicht bekommt. Während der früher angezeigten Epochen starker Erdströme und Störungen des Erdmagnetismus haben sich auch stets Polarlichter entfaltet. Am glanzvollsten in unserem Jahrhundert waren diese Lichter in der Störungsepoche von 1859 und 1872, wo sie manchmal den ganzen Himmel einnahmen und ihren Namen als Polarlichter gänzlich verleugneten, indem sie selbst in der Nähe des Aequators sichtbar wurden. Daß jedoch auch in der jetzigen Epoche der Stromstörungen und Bewegungen der Magnetnadeln Polarlichter öfter gesehen werden, erhellt aus den Meldungen, welche die Zeitungen bringen. Endlich will ich noch bemerken, daß in anscheinend den gleichen Epochen auch die Sonne ihr Aussehen verändert. Sie bekommt Flecken auf ihrer Oberfläche und verrät den beobachtenden Astronomen durch Vermehrung und Vergrößerung der sogenannten Protuberanzen und Fadeln, daß die Vorgänge, welche sich auf ihr jederzeit abspielen, irgend eine besondere Veränderung oder Steigerung erfahren.

Erdströme, Erdmagnetismus, Polarlichter und Vorgänge auf der Sonne stehen also in einem kaum noch anzuzweifelnden Zusammenhange mit einander. Leider vermögen wir noch nicht zu sagen, worin dieser Zusammenhang beruht. Vermuten dürfen wir, daß das Ursprüngliche die Veränderungen auf der Sonne sind, die ihrerseits dann die Störungen und Polarlichter auf der Erde hervorbringen. Worauf diese Vermutungen beruhen und wie wir uns die Einwirkung der Sonne auf die Erde vorzustellen haben, wird vielleicht in einem andern Artikel dargelegt werden.

Die Untersuchung der Erdströme ist in der ersten Zeit nach ihrer Entdeckung besonders in England gefördert worden, die daselbst erzielten Ergebnisse knüpfen sich an die Namen

Varlow, Walker und Kiry. In Deutschland hat diese Untersuchung der bereits verstorbene Astronom der Münchener Sternwarte, Lamont, eingeführt; seine Arbeit hierüber zählt noch heute zu den vollkommensten und ist ein schönes Denkmal dafür, daß selbst bedeutende Forschungen mit relativ beschränkten Privatmitteln ausgeführt werden können. Als im Jahre 1882 die deutschen Abteilungen der internationalen Polarexpedition nach ihren Stationen abgingen, entstand der Wunsch, während der Dauer dieser Expedition auch in Deutschland Erdstrombeobachtungen anzustellen, die mit den in den polaren Stationen auszuführenden korrespondiren sollten. Der Staatssekretär des Reichspostamtes, Dr. Stephan, dessen Liebe zu den Wissenschaften sich bei so vielen Gelegenheiten geltend gemacht hat, stellte bald nicht allein eine Reihe von Telegraphenleitungen und Beamten zur Verfügung, sondern ließ auch zwei besondere Apparate bauen, welche selbstthätig den Gang des Erdstromes ohne Unterbrechung registrierten. Der eine dieser Apparate wurde in die von Berlin nach Dresden, der andere in die von Berlin nach Thorn führende Kabelleitung eingeschaltet. In diesen Leitungen haben die Apparate fast zehn Jahre gearbeitet und haben ein immenses Material von Beobachtungen geliefert. Die Bearbeitung dieses Materials ist, gleichfalls mit Unterstützung des Herrn Dr. Stephan und mit Beihilfe der hiesigen Berliner Akademie, welche zweimal Mittel dazu gewährt hat, unternommen und geht nunmehr ihrem Ende entgegen. Die oben mitgetheilten Ergebnisse sind mit einer Frucht dieser Bearbeitung. Sehr vieles, vielleicht nicht minder Bemerkenswerte mußte in dieser gedrängten Auseinandersetzung übergangen werden.

Dr. A. Weinstein.



Literarische Berichte.

Der Raftatter Gesandtenmord vor dem Karlsruher Schöffengericht. Eine altentworfene Darstellung von Arthur Böhtlingk. Heidelberg 1895.

Am 28. April 1799 wurden bekanntlich die den Friedenskongreß verlassenden französischen Gesandten vor den Thoren Raftatts überfallen, zwei ermordet, der dritte, Jean Debry, verwundet, ohne daß jemals Urheber und Zweck des Attentats sicher festgestellt werden konnten. Besonders seit Sybels Revolutionszeitalter erschien, wurde die Auffassung herrschend, daß der Vorfall auf Rechnung Oesterreichs zu setzen sei.

Vor fünfzehn Jahren begründete Böhtlingk die Hypothese, Napoleon selbst habe, ohne gerade einen Mord ins Auge zu fassen, die französische Nation in ihren Vertretern beleidigen lassen wollen und seine Werkzeuge demgemäß instruiert. So wußte Napoleon mehrfach Etappen für sein Emporkommen zu gewinnen, da man in schwierigen Lagen in Paris seiner nicht entraten konnte. Für die Gesamtbeurteilung Napoleons trug dieser eine Fall wenig aus. Trotzdem wurde unter

Sybels Führung die ihm zur Verfügung stehende wissenschaftliche Presse zu vernichtendem Kriege gegen B. aufgeboten, von Wegele erklärte solche Ansicht sogar als „Schande für einen deutschen Historiker“, v. Sybels Wort brachte B. deswegen sogar um eine Professur.

Zehn Jahre hatte B. geschwiegen, als 1893 Archivrat Obser den dritten Band der Korrespondenz Karl Friedrichs herausgab, der das Material für die Frage vereinigen mußte. Als B. daraufhin den Band prüfte, ergab sich jedoch eine böse Ungenauigkeit des Herausgebers, die tendenziöse Kürzung der Akten in B. feindlichem Sinne zu verraten schien.

Anfang 1894 ging Obser in einem Aufsatz zu einem maßlosen persönlichen Angriffe B's. über. Den schwersten Vorwurf, ein wichtiges Manuskript Talleyrands tendenziös entstellt und mit eigenen Thaten versehen zu haben, um seiner Hypothese zu dienen, wies B. überzeugend zurück; dann folgte Rede und Gegenrede; als schließlich ein ehrlicher Widerruf Obser's nicht zu erreichen

war, nannte B. das mit Hilfe der Zeitschrift für Geschichte des Oberheins gegen ihn beliebte Verfahren ein Bubenstück.

Darauf hatte er sich wegen Beleidigung Obfers und des Professors Schulte in Freiburg — als Redakteur der Zeitschrift — zu verantworten. Wie seine Broschüre ergibt, ist er sachlich glänzend gerechtfertigt. Der Sachverständige, Professor Lehmann, begutachtete, daß Obfers Angriffe sämtlich haltlos, daß B. auf das Stärkste herausgefordert gewesen sei. Mittelbar erfuhr auch die wissenschaftliche Seite der Frage ihre Förderung. Die Bedeutung des Heftriptes Talleyrands als Beweggrund für die eine Verletzung ihrer Person herausfordernde Haltung der Gesandten ist festgelegt.

Das auffallende Verhalten der Angreifer gegenüber dem Hauptverdächtigen Debry ist festgelegt. Die Unschuld der Oesterreicher, als durch die Franzosen selbst zu Luneville anerkannt, ist festgelegt. Die verdächtige Haltung von Debrys Sekretär Rosenstiel ist festgelegt, besonders auch durch den Nachweis einer Reihe ihn belastender Stellen der Akten, welche Obfer im Abdruck ausgelassen hatte.

Die Gerichtsverhandlung gegen B. brachte aber noch anderes von Interesse. Es wurde B. die Vorlage von Archivalien verweigert, „weil sich in denselben nichts über den Gesandtenmord finde.“ Wie kann ein Archivar übersehen, welche Gesichtspunkte die Arbeit des Forschers leiten? Der Archivar ist Verwaltungsbeamter, er begutachtet, ob Akten der Forschung preisgegeben sind oder nicht; weiteres geht über seine Kompetenz und steht seiner Pflicht entgegen. Die Berufspflicht des Archivars besteht darin, die ihm anvertrauten Schätze der Wissenschaft nutzbar zu machen. Selbst zu publiziren steht ihm erst in zweiter Linie an.

Auch noch für andere allgemein interessirende Verhältnisse im Lande Baden ist B.'s Broschüre in hohem Grade lehrreich und lichtverbreitend — nicht am wenigsten lernt man die badische historische Kommission als wissenschaftliches Institut kennen.

K.

Jugenderinnerungen aus Kroatien (1749 bis 1823, 1824 bis 1843) von Dr. E. J. von Kalac. Leipzig, Verlag von Otto Wigand.

Ein Buch, das im ethnologischen wie im allgemeinen menschlichen Interesse gleich beachtenswert ist.

Ueber Kroatien ist in West- und Mitteleuropa sehr wenig bekannt, viel weniger, als der Verfasser selbst sich vorzustellen scheint. Denn wer von uns weiß, daß der Kroat in Wallensteins Lager der Bürger eines interessanten und keineswegs unbedeutenden Volkes ist, das noch heute als Teil der Oesterreichisch-Ungarischen Gesamtmonarchie

ein kräftiges nationales Leben führt! Selbst in der allgemeinen ethnologischen Literatur, ja in Büchern, die auf die Südslaven eingehende Rücksicht nehmen, finde ich die Kroaten so gut wie nicht erwähnt. Was kann daher willkommener sein als ein Buch, das uns über Leben und Verhältnisse in Kroatien belehrt, selbst wenn es eigentlich ethnologischen Zwecken nur in zweiter oder dritter Linie dienen will.

Denn in erster Linie klingt die Erzählung wie ein biographischer Roman, und glatt wie ein Roman lieft sich der älteste Teil, der sich mit den Geschichten des Großvaters, des Vaters und der ersten Schulzeit des Erzählers beschäftigt, dann leitet ein großartiges politisches und nationales Glaubensbekenntnis über zu einer eingehenderen kulturgeschichtlichen Darstellung der Zeit der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts, wobei besonders die Beschreibung einer fast gewerbelosen, reinen Bauernwirtschaft sehr beachtenswert, aber natürlich weniger lebendig ist als die persönlichen Erinnerungen, geht dann wieder auf höchst interessante eigene Erlebnisse des Erzählenden über und schließt zum größten Bedauern des Lesers etwa mit dem zwanzigsten Jahre des Helden plötzlich ab.

Mit dem Worte Roman soll aber nicht ein Zweifel an der Glaubwürdigkeit ausgesprochen werden. Alles ist viel zu lebenswahr und in sich übereinstimmend, um Zweifel an der Wahrhaftigkeit aufkommen zu lassen, nur den habsburgischen Verwaltungsmaximen wird ein tief eingewurzelter, nirgends verhehlter Haß entgegen getragen, der wohl hier oder da den Verfasser blind gemacht haben wird. Die Sprache ist, abgesehen von wenig Auliacismen, muster-giltig, für einen Fremden geradezu bewunderungswürdig, die Darstellung gleich feifelnd bei der Erzählung menschlicher Schicksale wie in den kulturgeschichtlichen Ausblicken.

Das Buch verdient allgemeines Interesse.

K. F.

Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk von Dr. Hans Blum. München, C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Der achtzigste Geburtstag unseres Reichskanzlers hat zu einer Unmasse von mehr oder minder wertvollen Veröffentlichungen über Bismarck Anlaß gegeben. Aus dieser Flut von in jedem Falle gut gemeinten Erscheinungen ragt als eine der bedeutendsten die vorliegende Biographie hervor. Sie ist auf breitester Grundlage angelegt — das ganze Werk soll fünf umfangreiche Bände umfassen — und verwertet zum erstenmale und in erschöpfender Weise das reichhaltige neue Material zur Geschichte von Bismarcks Leben und Wirken, das in den letzten Jahren durch eine größere Anzahl von Quellen-

schriften zu Tage gefördert worden ist. Blums Biographie steht also im Gegensatz zu den früheren Biographien, die nach den belangreichen Ergebnissen der nimmer rastenden Bismarckforschung in vieler Beziehung als veraltet gelten müssen, ganz auf der Höhe der Zeit. Das ist jedoch nicht ihr einziger Vorzug. Zu ihm gesellen sich eine ungemein übersichtliche Gliederung des gewaltigen Stoffes und eine stets fesselnde, lebendige, frische Darstellung. Man merkt auf jeder Seite, daß der Verfasser mit Liebe und Begeisterung an seine Arbeit herangetreten ist. So ist denn ein Werk entstanden, das so ausführlich, als man es nur wünschen mag, das Leben und Wirken unseres größten Staatsmannes und — was nicht davon zu trennen ist — die Geschichte seiner Zeit schildert, ein Werk, das als biographisches wie als zeitgeschichtliches Dokument dauernd einen hervorragenden Platz einnehmen wird. — Von den fünf Bänden liegen uns drei vor; sie behandeln die Zeit von 1815 bis 1867. Die noch fehlenden zwei Bände sind wohl demnächst zu erwarten. Wie es heißt, soll das Werk auch noch die allerjüngste Vergangenheit behandeln und mit der unvergleichlichen Ehrung Bismarcks zu seinem achtzigsten Geburtstag seinen Abschluß finden.

A. L.

Encyclopädisches Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch
Erster Teil: Englisch-Deutsch. Bearbeitet von Professor Dr. Ed. Muret. Große Ausgabe. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. Lieferung zwei bis fünfzehn.

Auch die folgenden Lieferungen verdienen das der ersten von allen Seiten reichlich gespendete Lob im vollen Maße und rechtfertigen alle Erwartungen, die an sie geknüpft sind. Dem Referenten haben sie bei der Lösung mancher schwierigen Aufgaben unschätzbare Dienste geleistet; ich ziehe dies umfangreiche Werk lieber zu Rate als ein kleineres, weil die Handhabung desselben infolge der großen Uebersichtlichkeit nicht schwieriger, sondern eher leichter ist als die eines dünneren. Ein Versagen ist ausgeschlossen.

K. F.

Das Ganze der Philosophie und ihr Ende. Von Rich. Wahle. Wien, Braumüller 1894.

Aus diesem Buch das Facit zu ziehen, dürfte schwer, in engen räumlichen Grenzen unmöglich sein. Der Verf. wünscht die philosophischen Ueberzeugungen des Menschengeschlechtes so klar und unerschütterlich zu gestalten, wie die Stellung desselben zur Naturwissenschaft ist. Alle sog. philosophischen Disziplinen, mit besonderer Ausführlichkeit die Psychologie, werden durchgesprochen und

von zerstückender Kritik begleitet; der Erfolg ist, daß Hr. Wahle das Wissen leugnet und nur Vorkommnisse zugibt, daß er sein umfangreiches Werk mit den Worten abschließt: „Möge die Zeit anbrechen, in der man sagen wird, einst war Philosophie“. Die Menschheit solle sich mit einer notdürftigen wechselseitigen Ordnung der Entfaltung ihrer Individualitäten und einer Kenntnis der Aufeinanderfolgen des einzigen Gegebenen, nämlich der ausgedehnten sogen. Vorstellungen begnügen; und andererseits sei ihr die Kenntnis beschieden, daß alle Kräfte und Faktoren unerkannt wirken, daß alle Prinzipien ihr verschlossen seien. Wenn wir unserem persönlichen Eindruck Worte geben dürfen, so möchten wir den ersten Abschnitt über Logik und Geometrie für den besten erklären: was da z. B. über die Methodenlehre oder an anderer Stelle über die Definition der geraden Linie gesagt wird, ist sicherlich recht beachtenswert. Auch über die „Wunderworte“ Substanz, Sein und Haben findet sich manches Schöne. Dagegen von dem Abschnitt über die Materie angefangen, verfinstert es sich für unsere Augen. Soweit wir zu sehen vermögen, treten Unklarheiten über Unklarheiten auf. Da indessen der Verfasser einen ganz sonderbaren Weg geht, so mag das Ungewohnte und Wunderliche zunächst noch allzu stark in den Vordergrund treten und das Bedeutende, inhaltlich Wertvolle ungebührlich zurückdrängen. Es sei daher den philosophisch interessierten Lesern unserer Zeitschrift nahe gelegt, sich selber ein Urteil über Hrn. Wahles Buch zu bilden.

M. D.

Die Vereinigung der Kunstfreunde für amtliche Publikationen der königl. Nationalgalerien, Berlin W. wird demnächst den Cyklus aus dem Leben Karls des Großen, acht Freskogemälde im Krönungssaale zu Aachen von Alfred Rethel, in farbigen Nachbildungen (Bildgröße 67 × 82 Cent., Kartongröße 96 × 113 Cent.) veröffentlicht. Ein ausführlicher Text von Prof. L. von Donop wird jedem Exemplare beigefügt werden.

Dämon Kleist, Novellen von Georg Virchow. Berlin, S. Fischer 1895.

„Ipsen hat Schule gemacht! Wenn er Novellen schriebe, so würden sie mutmaßlich so ausfallen wie „Dämon Kleist“. Anlaß zu dieser Geschichte hat folgende ihr als Motto vorangesezte Zeitungsnotiz gegeben: „Erschossen hat sich am Abend des 21. November im Walde bei Wannsee ein achtzehnjähriger Gymnasiast aus Berlin am Grabe des Dichters Heinrich von Kleist.“ Der Autor versucht es nun, diese That psychologisch zu erklären; das gelingt ihm aber nicht recht, denn wenn auch von Kleist viel die Rede ist, so kommt man darüber doch keineswegs ins reine,

warum sich denn der junge Mann so un-
sinnig für diesen Dichter begeistert. Der Dia-
log ist von jener geheimnißschwangeren Wich-
tigkeit, wie sie den der Ibsenstücke charakterisirt.
Die kleine Erzählung „Bei Beiden“, die der
großen Novelle noch beigegeben ist, hat
keinerlei Bedeutung; ihr Held ist ein Ver-
rückter; der Altschwärmer in der andern
Geschichte ist übrigens auch so etwas Aehn-
liches.
Th. v. S.

**Abriß der Logik und die Lehre von den
Trugschlüssen.** 3. Aufl. Herausg. von
E. Flügel. Langensalza, S. Veyer
und Söhne 1894.

Das vorliegende Schriftchen ist eine gründ-
liche Umarbeitung des Allihuischen Antibar-
barus logicus. Die Herbartische Richtung
und mancherlei aus den Widerlegungen Hegels
ist beibehalten worden. Außerdem aber hat
sich der Herausgeber ablehnend gegen die
neuen Reformversuche in der Logik verhalten,
und das erscheint uns als ziemlich bedenklich.
Niemand wird aus diesem Buche ein Bild
des gegenwärtigen Standes logischer Pro-
bleme, sondern eher den Eindruck erhalten,
daß Logik eine recht unfruchtbare Wissenschaft
sei. Und das ist sie thatsächlich keineswegs.
Am besten gelungen sind wohl die Abschnitte
über die Trugschlüsse, und besonderen Wert
gewinnen sie noch dadurch, daß in anderen
Lehrbüchern die Probleme, die in den Fallaciae
stehen, kaum berührt, geschweige denn ge-
löst werden. Auch soll auf die klare und
schlichte Art der Darstellung besonders hin-
gewiesen werden.
M. D.

Soziale Streiflichter. Ein Zeitbild von
Simon Lehr. Dresden und Leipzig,
E. Pierson 1895.

Es gibt so manches Buch, das seine Ent-
stehung dem Drange dankt, sich etwas, was
einen schwer drückt, vom Herzen zu schreiben.
Ein solches Buch scheint auch das vorliegende
zu sein. Dem Autor ist es offenbar vor
allem darum zu thun gewesen, ein ihm be-
kanntes, vielleicht ihm selbst widerfahrenes
Unrecht vor das Forum der Öffentlichkeit zu
bringen und dabei auf die Mißstände im
militärischen ehrenrätlichen Verfahren auf-
merksam zu machen. Dagegen läßt sich nichts
einwenden, er mag Ursache haben, über Un-
recht zu klagen; es läßt sich ja leider nicht
leugnen, daß das ehrenrätliche Verfahren,
wie es beim Militär betrieben wird, lebhaft an
die Fehne des Mittelalters erinnert; so will-
kürlich und so bar alles Rechtsinnes zeigt
es sich bisweilen. Um seine Absicht auszu-
führen, hätte der Verfasser eine Broschüre
herausgeben sollen, die, wenn sie auf vollster
Wahrheit beruht hätte und wirksam geschrieben
gewesen wäre, vielleicht Aufsehen hervorge-
rufen hätte. Er hat es jedoch vorgezogen,

seine Erfahrungen zu einer Erzählung zu
verarbeiten, und daran hat er sehr übel
gethan, denn das ist ihm gründlich mißlungen.
Er hat sich nämlich keineswegs mit jenem
Vorwurfe begnügt, sondern, offenbar in der
Absicht und Meinung, ein umfassendes Bild
des gesamten modernen Lebens zu geben,
mannigfache soziale Erscheinungen mit ein-
bezogen. Das geschieht aber in so unglaub-
lich unbeholfener und, gelinde gesagt, naiver
Weise, daß das ganze Buch dadurch ver-
unglückt, und zwar in der kläglichsten Weise.
Der Autor glaubt offenbar, es genüge eine
Anzahl sozialer Erscheinungen im Katheder-
oder Leitartikeltone zu besprechen und mit
ein paar Marionetten zu beleben, um einen
Roman zu schaffen. Daß diese sozialen Er-
scheinungen organisch eingefügt und künst-
lerisch verarbeitet werden müssen, davon
scheint er keine Ahnung zu haben und ebenso
wenig von Menschenkenntnis. Nur, wenn
er noch das Gymnasium besuchte, könnte man
ihn entschuldigen. Ist das aber nicht der
Fall — und das ist das Wahrscheinlichere —
so gibt es keine Entschuldigung, das Urtheil
über das Buch kann nicht anders lauten als:
„La mort sans phrase!“ Kläglicheres und
Lächerlicheres kann man sich von einem Buche
kaum denken, als es dieses Opus bietet. Zur
Illustration mögen einige Stilproben dienen,
die zur Genüge darthun, wes Geistes Kind
der Autor ist:

S. 28. „Ein etwa siebenzehnjähriges,
aber hübsch gewachsenes Mädchen.“

S. 9. „Eine junge Tochter, welche, ob-
wohl unter mißlichen Verhältnissen auf-
gezogen, doch von hübscher Konstitution war.“

Herr Lehr scheint demnach das Alter von
siebenzehn Jahren und guten Wuchs für
ebenso gegensätzlich zu halten wie mißliche
Verhältnisse und eine hübsche Konstitution!

In welcher prächtigen Bildern der Held
denkt, geht aus folgenden Vergleichen hervor,
zu denen ihn eine verführerische Salondame
anregt:

S. 14. „Spinnen, die ihr weit ver-
zweigtes, feinmaschiges Netz um das arglose
Opfer werfen und mit weltmännischem
Raffinement die Schlinge um den Unglück-
lichen zusammenziehen... Dann der Triumph,
wenn ein gedemüthigter Mensch als neues
Blatt in ihren traurigen Lorbeerkranz ein-
gefügt wird!“

S. 15. „Obwohl noch jung, hatte der
Zahn der Zeit furchtbar an seinem Haupt-
haar genagt und ihm dasselbe nahezu weg-
gefressen; er nannte eine schöne Glase sein
eigen.“

In diesem Satze vereinigt sich mit dem
geschmackvollen Tropus auch eine klassische
Konstruktion; grammatisch kann sich nämlich
das Wort „jung“ nur auf den famosen Zahn
der Zeit beziehen.

Einen wahren Anäuel von Fehlern bietet folgendes Satzgefüge:

„Kinder, denen die Fehen neugierig aus den Schuhen gukten und (die) zum Schutze gegen die Kälte eine Sadleinwand um die Füße gebunden hatten; Frauen, die durch einen mühsam zusammengenähten Shawl, dessen Farbe bereits unkenntlich geworden war, die durch den Mangel an Kleidung geschaffenen Blößen zu bedecken suchten. Ein gräßliches Bild, das noch durch viele in

bunte Lappen gehüllte Gestalten noch düsterer gestaltet wurde.“ (S. 32.)

Im zweiten Teile des ersten Relativsatzes fehlt das Subjekt, das „die“ heißen sollte; während im folgenden nicht weniger als drei grobe Monotonien enthalten sind. Nicht übel macht sich auch die „privatim“ Anfrage und der Satz „um ihr tanzte alles“!

Hätte Herr Lehr doch den schönen Satz befolgt: Si tacuisses, philosophus mansisses!
Th. v. S.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Alexander, Paul, Erdenglied. Märchendrama in 4 Akten. Hamburg, Jürgensen u. Becker.

Ammon, Otto, Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Jena, Gustav Fischer.

Andrejanoff, Victor von, Weltgericht. Leipzig, C. G. Naumann.

Back, H., Der gewerblich-technische Unterricht in Lehranstalten der Nordamerikanischen Union. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag.

Bachhaus, Wilh. Em., Literarische Essays. Braunschweig, Albert Limbach.

Brandt, M. von, Die Zukunft Ostasiens. Ein Beitrag zur Geschichte und zum Verständnis der ostasiatischen Frage. Stuttgart, Strecker u. Moser.

Busch, Wilhelm, Der Schmetterling. Mit zwanzig Zeichnungen. München, F. Bassermann.

Crovato, Giambattista, La drammatica a Vicenza nel Cinquecento. Torino, Carlo Clausen.

Crappl, Jean, Linguet. Un avocat journaliste au XVIII. siècle. Paris, Librairie Hachette et Cie. fr. 3. 50 c.

Dable, Pastor L., Das Leben nach dem Tode und die Zukunft des Reiches Gottes. Autorisierte deutsche Ausgabe von D. Gleiß, P. Leipzig, F. Richter. M. 3. 50 Pfg.

Dayot, Arnaud, Napoleon I. in Bild und Wort. Mit ca. 500 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Karikaturen und Autographen. Uebertragen von O. Marschall von Bieberstein. 1. Lieferung. Vollständig in 35 Lieferungen à 60 Pfg. Leipzig, H. Schmidt u. C. Günther.

Delbrück, Hans, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Reichardt von Gneisenau. In zwei Bänden. Zweite, umgearbeitete Auflage. Berlin, Hermann Walther. M. 10. —

Dittmar, Franz, Balladen und poetische Erzählungen. Dresden, E. Pierjons Verlag.

Eraut, Adolf Wilhelm, Goethes Religion. Eine Studie. Hamburg, Conrad Bloß.

Freytag, G., Der Weltverkehr. Karte der Eisenbahn-, Dampfer-, Post- und Telegraphen-Linien. Wien, G. Freytag u. Berndt.

Friedländer, Dr. med. Julius, Spinoza, ein Meister der Ethik. Nach einem Vortrage. Berlin, C. R. Dreher's Verlag. 50 Pfg.

Germania triumphans. Rückblick auf die weltgeschichtlichen Ereignisse der Jahre 1900 bis 1915. Von einem Großdeutschen. Berlin, H. W. Hayns Erben. M. 1. —

Glaubens- und Sittenlehre, Zur bäuerlichen. Von einem thüringischen Landpfarrer. Dritte, vermehrte Auflage. Gotha, Gustav Schloßmann. M. 4. —

Goldberg, Itha von u. zu, Aus Trop. Roman. Dresden, S. Winden.

Groller, Balduin, Ueberspannt. Roman. Dresden, E. Pierjons Verlag. M. 3. —

Heer, J. C., Im Deutschen Reich. Reisebilder. Zürich, Albert Müllers Verlag. M. 6. —

Kempin, Dr. Emilie, Die Rechtsstellung der Frau. Drittes Tausend. Berlin, Richard Taendler. 60 Pfg.

Klie, Anna, Gedichte. Leipzig, Georg Wigand.

- Könneke, Dr. Gustav**, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Literaturgeschichte. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Lieferung 1—5. (Vollständig in 11 Lieferungen à M. 2. —) Warburg, N. G. Ewertische Verlagsbuchhandlung.
- Kraus, Eberhard**, Germanenblut im Osten. Erzählungen und Skizzen. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2. —
- Maffow, C. von**, Die Reform unseres politischen Parteilebens. Mit einem Nachwort: Deutsches Parlament, Deutsche Nation und Bismarcks 80. Geburtstag. Berlin, Otto Liebmann. M. 1. —
- Melzer, Dr. Ernst**, Der Beweis für das Dasein Gottes und seine Persönlichkeit mit Rücksicht auf die herkömmlichen Gottesbeweise. Neisse, Jos. Graveursche Buchhandlung.
- Mollat, Dr. Georg**, Reden und Redner des ersten deutschen Parlaments. Osterwied a. S., N. W. Zidfeldt. M. 12. —
- Monde moderne, le.** Revue mensuelle illustrée. Mai 1895. Paris, A. Quantin, Editeur.
- Mude, Dr. Joh. Richard**, Horde und Familie in ihrer urgeschichtlichen Entwicklung. Eine neue Theorie auf statistischer Grundlage. Stuttgart, Ferdinand Enke.
- Müller, von**, Der Krieg zwischen China und Japan 1894/95, mit Skizzen und Karten. Erster Teil: Das Jahr 1894. Zweiter Teil: Die Kämpfe bis zum Waffenstillstand, März 1895. Berlin, Liebelsche Buchhandlung.
- Müllner, Dr. Laurenz**, Literatur- und kunst-kritische Studien. Beiträge zur Aesthetik der Dichtkunst und Malerei. Wien, Wilhelm Braumüller.
- Noll, Dr. F.**, Ueber heterogene Induktion. Versuch eines Beitrages zur Kenntniss der Reizerscheinungen der Pflanzen. Leipzig, Wilhelm Engelmann. M. 3. —
- Nottdreier, ein.** An den deutschen Reichstag und das deutsche Volk. Berlin, S. S. Hermann.
- Oschelhäuser, Wilhelm**, Einführungen in Shakespeares Bühnen-Dramen und Charakteristik sämtlicher Rollen. Dritte umgearbeitete Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 2. —
- Ohnet, Georges**, La dame en gris. Paris, Paul Ollendorff. fr. 3. 50 c.
- Paul, Hans**, Das A B C unseres Glaubens. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn.
- Paul, Prof. Dr. Ludwig**, Die Vorstellungen vom Messias und vom Gottesreich bei den Synoptikern. Bonn, Friedrich Cohen. M. 2. 40 Pfg.
- Pfungst, Arthur**, Laskaris. Eine Dichtung. Erster Teil: Laskaris' Jugend. Zweite durchgesehene Auflage. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Rappoport, Dr. Ch.**, Die soziale Frage und die Ethik. Zweite Auflage. Bern, Goepper u. Lehmann.
- Sanson-Himmelfjerna, S. von**, Sozial oder Sozialistisch? Antrag an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur. Freiburg i. Br., C. A. Wagner.
- Schnitler, Arthur**, Das Märchen. Schauspiel in drei Aufzügen. Dresden, E. Piersons Verlag.
- Seeck, Otto**, Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Erster Band und Anhang zum ersten Band. Berlin, Siemenroth u. Worms. M. 6. — und M. 2. 50 Pfg.
- Socollu, Harlu**, Die Grundprobleme der Philosophie, kritisch dargestellt und zu lösen versucht. Bern, J. Beck-Heller. M. 2. 40 Pfg.
- Strindberg, August**, Meister Olaf. Schauspiel in fünf Aufzügen. Uebersetzt von C. A. Falme. Berlin, Bibliographisches Bureau.
- Terra, Otto de**, Soziale Verkehrspolitik. Berlin, Carl Heymanns Verlag.
- Vandérem, Fernand**, Asche. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von M. Mann. Paris und Leipzig, Albert Langen.
- Weise, Prof. Dr. D.**, Unsere Mutterprache, ihr Werden und ihr Wesen. Leipzig, V. G. Teubner.
- Windchenbach, Richard**, Gifthornlänge. Zweite vermehrte Auflage. Blasewitz-Dresden, Paul Wolf. M. 4. —
- Zeit, R.**, Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 u. 1871. Illustriert von R. Starke. Billige Jubelausgabe. Altenburg, St. Geibel. Fig. 1 (komplet in 29 Lfgn. à 20 Pfg.)
- Zollinger, Dr. Edwin**, Schule und Friedensbewegung. Dresden, E. Piersons Verlag. 50 Pfg.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.



Sobald ist erschienen:

Der Glaube

und seine Bedeutung für Erkenntnis, Leben und Kirche

mit Rücksicht auf die Hauptfragen der Gegenwart

von D. Julius Köllin, Ober-Konfiskations-Rat und Professor in Halle.

gr. 8^o. VIII, 343 Seiten. Mk. 6,—. geb. Mk. 7,—.

Bei dieser Gelegenheit sei besonders empfohlen:

Die christliche Ethik.

Dargestellt von Dr. H. Martensen, † Bischof von Seeland.

Deutsche, vom Verfasser veranstaltete Ausgabe.

Mit dem Bildnis des Verfassers in Kupferdruck.

I. Allgemeiner Teil. Sechste Auflage. 1892. Mk. 9,—. eleg. geb. Mk. 10,50.

II. Spezieller Teil. 1. Die individuelle Ethik. 2. Die soziale Ethik. 2. Bände.

Fünfte durchgesehene Auflage. 1894. Mk. 15,—. eleg. geb. Mk. 18,—.

Ein so berühmtes Buch wie die Martensensche Sittenlehre bedarf unserer Empfehlung eigentlich nicht. Und doch ist eine solche nicht überflüssig. So oft tragen unsere Gebildeten über Unverständlichkeit des Christentums, Unvereinbarkeit mit der modernen Weltkenntnis u. dergl. Fragt man sie dann: „Haben Sie einmal ein Buch wie Martensen gelesen?“ so lautet die Antwort gewöhnlich „Nein!“ Hier ist einmal ein Buch voll edelsten Inhalts in trefflicher Form und jedem Gebildeten verständlicher Darstellungsweise. Hier prüfe, wer ein Urteil haben will!

(Kirchl. Anzeiger d. Ev. Gemeinde zu Köln 1894 Nr. 50.)

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen:

Georg-Viktor-Quelle
und Selenen-Quelle

sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei Nieren-, Blasen- und Steinleiden, bei Magen- und Darmkatarrhen, sowie bei Störungen der Blutmischung, als Blutarmut, Bleichsucht u. s. w. Versand 1894 über 767000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; das im Handel vorkommende angebliche Wildunger Salz ist ein künstliches, zum Teil unlösliches und nahezu wertloses Fabrikat. Schriften gratis. Anfragen über das Bad und Wohnungen im Badelagerrhause und Europäischen Hof erledigt:

Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen-Aktien-Gesellschaft.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

souveränes Mittel bei nervösen Leiden aller Art, bes. Kopfschmerz, Erregung mit Schlaflosigkeit durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen und epileptischen Zuständen. Wissenschaftl. Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.

Revue des Revues

et

Revue d'Europe et d'Amérique.

Au prix de 18 francs par an, à partir du 1^{er} de chaque mois, on a un abonnement à la *Revue des Revues* qui donne toutes les *Revue* en une seule.

»Avec elle on sait tout, tout de suite« (Al. Dumas fils), car »la *Revue des Revues* est extrêmement bien faite et constitue une des lectures des plus intéressantes, des plus passionnantes et des plus amusantes« (Francisque Sarcey); »rien n'est plus utile que ce résumé du mouvement de l'esprit humain« (Zola); »elle a conquis une situation brillante et prépondérante parmi les grandes revues françaises et étrangères« (*Les Débats*) etc.

La *Revue* paraît deux fois par mois, publie des articles des principaux écrivains français et étrangers, est richement illustrée et donne, entre autres, les meilleures caricatures politiques, etc.

Envoi d'un numéro spécimen sur demande contre 50 Pfennig en timbres-poste

Paris, 23, rue de Verneuil, dans tous les bureaux de poste et chez tous les libraires.

